Das

Neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Erster Band.

(Erste bis sechs und zwanzigste Lieferung, mit Lithographien und kolorirten Modebildern.)

Karlsruhe,

Druck und Verlag von F. Gutsch & Rupp.

Artistisches Institut.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Novellen aus der Zeit und dem Leben.

Original und Uebersetzung.

Seite

Aloyse. Von Alex. Kaufmann 1. 17. 33. 49
Die Begum Somru . 7. 38. 89. 107. 122
Bilder aus der östreichischen Gebirgswelt. Von Ludwig Scheyrer . . 81. 273
Das Aennchen von Prag. Von Julius Eysen 97. 119. 138
Gebirgsscenen von M. F. . . 145. 164. 180
Bilder vom kurischen Haffe und aus Litthauen von F. Marquard . . 268
Der sonderbare Flüchtling. Von Julius Eysen 337

Skizzen und Karakteristiken.

Seebad Warnemünde in Mecklenburg . 9. 21
Nordische Findlinge von F. Marquard 60
Eine Eisenbahn im Gebirge . . 113. 129
Land- und Volksbilder aus Mecklenburg. Von J. W. 171. 183
Sängerfahrt nach Helgoland. Von Starklof 193. 209. 230
Das Schloß Bouret. Von Leon Gozlan. 201. 217. 235
Berlin vor mehr als zwanzig Jahren. 225. 251. 257. 279
La Decima Corrida de Toros . 321. 342
Eine Nachtwächtergeschichte. Von Alex. Kaufmann 331
Der Kriminalist wie er seyn soll. Von Wilh. Wicke 346
Memoiren der Großmutter, Tochter und Enkelin. Von Sidonie, Baronesse von Seefried . 353. 369. 384. 401

Seite

Skizzen aus dem Norden . . . 395
Skizzen aus dem baierischen Gebirgsleben. Von Karl Wilh. Vogt . . . 406

Korrespondenznachrichten u. gesellschaftliche Zustände.

Wiener Schattenrisse 148
Politische Briefe an eine Dame . 161. 177
Das Künstlertreiben in München . . 314
Noch ein Ausflug in die Hub . . 381
Aus Berlin 13. 46. 63. 94. 126. 155. 188. 239. 254. 286. 318. 349. 382. 398
„ Gotha 190
„ Hamburg 14. 28. 127. 154. 175. 189. 205. 319
„ Karlsruhe 29
„ Rom 79
„ Stuttgart 30

Theater.

Zur Geschichte des Oldenburgischen Theaters. Von Starklof . 44. 56. 76
Man verständigt sich nicht auf dem Sprung. Eine Scene nach dem Leben . . 65
Ein Beitrag zur Geschichte des Hamburger Stadttheaters. Von A. Lewald . 305
Sendschreiben an Rachel 364

Musik.

Modernste Symphonie 152
Rheinische Liederschau 156

Gedichte.

Die unsichtbare Kirche. Von Sidonie, Baronesse von Seefried . . 79

Digitized by Google

Seite

In's Album einer jungen Dame. Von G. Kinkel 79
Lieder von Alex. Kaufmann . 186—188
Gedichte von Dräxler-Manfred 204—205
" " Raphael Weber . . 285
" " Adolf Doerr . . . 348
" " Wilhelm Wicke . . . 349
" " dem Amerik. W. C. Bryant. Uebersetzt von M. F. . 397
Die Ueberade. Von Adolf Doerr . . 411

Vermischte Aufsätze.

Politische Grillen von Fr. Giehne 11. 26. 299
Willibald Alexis über Anton Reiser . 191
Geschichte der deutschen Anredeformen mit Du, Ihr, Er und Sie . . . 241
Episode aus dem Leben des klassischen Kammerdieners . . . 282. 289

Seite

Entgegnung aus Berlin 350
Hamburger Gemäldeausstellung . . 377

Randglossen.

Seite 16. 32. 47—48. 64. 80. 96. 110—112. 128. 143—144. 158—159. 176. 192. 207—208. 222—224. 240. 255—256. 271—272. 287—288. 302—304. 320. 335—336. 351—352. 367—368. 384. 399. 411—412.

Lieder.

Aus der Oper: Der Nachtwächter, von Fr. Krug 160

Bühnen-Repertorium.

Monat Oktober und November 1845 . 169

Artistische Beilagen.

Modebilder von Nr. 1—13. Nach S. 32. 64. 96. 128. 159. 192. 244. 256. 288. 320. 352. 384. 412.

Kalifat Konstantine. Nach Seite 16.
In Holland. Nach Seite 176.

Digitized by Google

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I. Band. 1. Lieferung. — Artist. Beil. I.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Aloyse. Von Alex. Kaufmann I. — Die Begum Somru. I. — Seebad Warnemünde in Mecklenburg. I. — Politische Grillen. Von Fr. Giehne. I. — Aus Berlin. — Aus Hamburg. — Randglossen.

Aloyse.

Von

Alexander Kaufmann.

Erstes Buch.

Die beiden Klöster.

Wenn der Leser die Ueberschrift dieses Kapitels liest, so bitte ich ihn, nicht zu erschrecken. Meine Erzählung beabsichtigt durchaus nicht, in eine sentimentale oder grausenhafte Geschichte voll Mönchsschlechtigkeiten, Ritterabenteuer oder Liebesintriken auszulaufen, sie spielt vielmehr in dem Jahrhundert, in welchem wir leben, und noch dazu im letzten Decennium desselben. Die beiden Klöster, in die wir den Anfang versetzen müssen, haben den Zauber der Romantik, den man um so viele ihrer Schwestern zu winden wußte, längst verloren; nur das eine von ihnen, das Nonnenkloster, welches übrigens in der äußern Erscheinung seiner Baulichkeiten und häuslichen Einrichtung ganz in unsere Zeit paßt, besitzt dasjenige, was in holder Vereinigung ewig schön, ewig zauberhaft bleiben wird: Landschaft und Jugend. Es ist ein Kloster von Ursulinerinnen, welche sich mit der Erziehung junger Mädchen beschäftigen. Freilich ist auch das Mönchskloster in einer reizenden Gegend gelegen, aber ihm fehlt das fröhliche Treiben frischer Jugend, das helle Aufjauchzen eines Geschlechtes, welches noch in der steigenden Morgenröthe des Lebens, auch in ihrer steten Geleitung das Daseyn zu vollenden hofft. Der Engelberg ist nur noch von einigen alten Mönchen bewohnt, welche mit dem Leben längst fertig, nur durch die Seelsorge, die sie hülfsweise in dem benachbarten Städtchen ausüben, mit dem Treiben der Außenwelt in Verbindung steht.

Wir lassen diesen allgemeinen Bemerkungen eine Schilderung der beiden Ordenshäuser folgen, zuerst des Mönchs-, dann des Nonnenklosters, welches als Gegensatz zu dem auf luftiger Höhe gelegenen Engelberge von der tiefen Stille der Waldschlucht, in der es sich birgt, den Namen des Engelthales angenommen hat. Der Engelberg leitet seine Benennung von einem lieblichen Gesange, den man einmal, als die Kuppe noch mit urdeutschen Bäumen gekrönt war

Digitized by Google

dort vernommen und den Lichtbewohnern der Himmelsregionen zugeschrieben hatte. Ein Adeliger der Gegend, gerührt durch das Wunder, beschloß den Bau eines Klosters, ein weibliches Mitglied seiner Nachkommenschaft gründete ein Jahrhundert später die Stiftung in der Tiefe, das Nonnenkloster in dem Engelthal. Beide Ordenshäuser standen, obwohl der Fluß sie trennte, doch in mannigfachem Geschäftsverkehr; so gab unter Anderm ein Geistlicher vom Engelberge den Religionsunterricht in dem Pensionat.

Denke man sich ein Flußthal, von beiden Seiten her mit Gebirgsausläufern besetzt, den Strom mitgerechnet von der Breite einer halben Stunde; hier und dort rücken die Berge etwas näher zusammen, so daß die Hälfte dieses Maßes für den Ausnahmefall die ungefähre Größe des Thales bilden wird. Mit Laub- und Nadelholz gemischt, gewähren die Berge jene liebliche Mannigfaltigkeit des Grüns, welche man nur zu häufig da, wo die letztere dieser Baumarten die vorherrschende ist, entbehren muß. Auf der höchsten dieser Spitzen rechter Hand, wenn man dem von Westen nach Osten gehenden Flusse folgt, liegt das Kloster Engelberg. Eine gewaltige Steintreppe, deren einzelne Stufen fast schon durch das viele Rutschen der Wallfahrer ausgehöhlt sind, führt zur Höhe hinan, zu beiden Seiten mit alten, schlecht bemalten Stationshäuschen besetzt. Vor der Klosterthüre, über welcher der heilige Benediktus segnend seine Hand über den von seinem Blick völlig beherrschten Gau streckt, steht eine alte breite Linde, und unter dieser die noch weit ältere Brunneneinfassung, in welcher der für das leidende Auge so lindernde Wasserstrahl quillt, um dessentwillen oft zwanzig, dreißig Stunden weit die Hoffenden zum Wanderstabe greifen, und nicht immer sind es hoffende Thoren. Das Wasser besitzt eine Wirkung, die von den besten Aerzten anerkannt und beglaubigt ist. Das Innere des Klosters ist eng und winkelig, die gothische Kirche niedrig, dunkel, qualmig durch Weihrauch und Wachskerzengeruch, ein altes Holzschnitzwerk, welches die schon erwähnten singenden Engel vorstellt, das einzige Kunstwerk, das die mit Erdengütern spärlich versehenen Mönche dem neugierigen Reisenden vorzuzeigen haben. Bloß das Refektorium ist ein größerer, hinlänglich mit Licht und Luft versehener Raum. In seiner Mitte steht ein langer, auf viele Mitspeisende berechneter Tisch von Eichenholz, aber die fünf Pater, welche das Kloster bewohnen, sehen sich nur selten in dem Nothfall, einen sechsten Stuhl heranzurücken; bei der bekannten Armuth des Klosters scheut sich Jeder, die Gastlichkeit desselben in Anspruch zu nehmen, die meisten Fremden bringen eher etwas mit, als daß sie etwas nähmen. Von dem Refektorium hat man über die Blumenstöcke weg, die als einziger Luxus der Mönche die Fensterbretter verzieren, eine herrliche Aussicht in das reiche, blühende Thal, in dessen Mitte sich, jedoch an der entgegengesetzten Seite des Flusses, ein betriebsames, niedliches Städtchen ausbreitet. Laudenburg — so heißt dasselbe — mag vielleicht eine Zahl von vierthalbtausend Seelen in sich fassen; viele der Einwohner nähren sich von der Fischerei, so daß ein beständiges Hin- und Herwogen von Kähnen die blauen Fluten belebt; die wohlhabendern Bürger treiben Landwirthschaft und Weinbau. Hinter dem Städtchen aber, welches von zwei mit Reben bepflanzten Ausläufern des dem Engelberge gegenüber liegenden Gebirges umfaßt wird, öffnet sich ein enges Thal, anfangs dem Niveau von Laudenburg gleichlaufend, dann aber sich plötzlich in die Tiefe senkend, bis man unten an einem kleinen, mit Erlen und Buchen besetzten seeähnlichen Teiche durch die Gebäude des Engelthales überrascht wird.

Wie auf dem Engelberge Alles schlecht, zerfallen, verbraucht, so ist im Engelthale Alles neu, glänzend, Wohngebäude wie Kirche, Küchengeräthe wie Möblirung, ja die Stuben der reverende mère sind mit einem Luxus ausgestattet, dessen sich keine Fürstin zu schämen brauchte. Die Zimmer, in welchen die Pensionärinnen lernen, essen und schlafen, sind hoch, luftig, reinlich, mit den hellsten Tapeten versehen. Die Kirche besitzt treffliche moderne Gemälde, die Säulen des Altars prangen im frischesten Golde, bunte Stickereien, fast sämmtlich von den jugendlichen Händen verfertigt, bedecken Altartisch und Chorstühle. Hinter dem Kloster aber breitet ein mit Lauben und Treibhäusern verzierter Garten sich aus, die seltensten Blumen prangen auf seinen Beeten, gegen das Ende hin aber verläuft er in den prachtvollen Buchenwald, der bis zur Höhe des umgebenden

Digitized by Google

Gebirges emporsteigt. Auf dem See schwimmen Enten und Schwäne, treiben bewimpelte Boote, auf denen an milden Sommer- und Herbstabenden manche Spazierfahrt unternommen wird. Man würde den Nonnen Unrecht thun, wollte man ihnen Reichthum und Luxus zum Vorwurf machen. Ihr Reichthum stammt aus einer frühern Zeit, für welche die unserige nicht mehr verantwortlich ist, den Luxus aber bedingt der Zweck der Anstalt, die Sorge für das Wohl, namentlich das körperliche der jungen Mädchen, welche der Pflege der fünfzehn Nonnen befohlen sind. Die heilige Ursula ist die Schutzpatronin des Hauses, ihr Bild steht über der Thüre wie über dem Hochaltar, manche Nonne besitzt noch besondere Abbildungen der schönen Heiligen, die aber, wenn man die verschiedenen Porträts vergleichen wollte, bald blonde, bald schwarze Haare, bald blaue, bald dunkle Augen besessen haben muß.

Jeden Morgen um zehn Uhr erschien der Pater Eulogius vom Engelberge, um die Zöglinge in Katechismus und Moral abzufragen, ein guter, alter Geistlicher, welcher sich sein Geschäft so leicht machte, als es eben ging. Die reverende mère mußte häufig, wenn der Nachmittag kam, eine Stunde zusetzen, um nachzuholen, was der Pater versäumt oder vergessen hatte. Wenn es aber galt, den Mädchen einen Spaß zu machen, wenn vor Tische noch eine Fahrt auf dem See oder eine Turnübung auf dem zu diesem Zwecke eingerichteten Hofe erlaubt worden, dann war der Pater Eulogius oben auf, spielte wie ein Kind, ruderte, turnte, sprang über das Seilchen, kurzum war gleich einem fröhlichen Buben, welcher, vom Schulzwange befreit, die volle Jugendlust austoben läßt. Der beständige Verkehr mit dem lebensvollen Geschlechte hatte dem Alten selbst seine Frische erhalten. Die Liebe der Mädchen zu Pater Eulogius bewog die reverende mère, nicht beim Superior des Engelberges um einen andern, gelehrteren und eifrigeren Religionslehrer einzukommen. Am Mittwoch und Sonnabend, an welchen Tagen Pater Eulogius drei Stunden hinter einander Unterricht ertheilte, pflegte derselbe im Engelthal zu Mittag zu speisen, und da hätte Einer das Lachen und Jubeln hören sollen, welches, nicht immer zur Erbauung der etwas strengen und auf Würde haltenden Vorsteherin, die Räume der Speisesäle erfüllte. Die übrigen Väter vom Engelberg kamen nur selten in's Thal, wenn ein besonderes Fest, wie der Tag der heiligen Ursula, eine größere Anzahl von Geistlichen zusammenrief, oder, was jedoch selten vorkam, eine Nonne sich einkleiden ließ.

Einen Abend im Jahre durften die Zöglinge des Thales den Berg besuchen, der fröhlichste Tag des gesammten Schuljahres, der Tag, von welchem man sich das eine Halbjahr unterhielt, auf den man sich das andere Halbjahr freute; und wiewohl er auch in die kälteste Zeit des Winters fiel, zog man ihn doch einstimmig den schönen Sommerausflügen nach der Margarethenhöhle vor. Diese Höhle, zwei Stunden vom Engelthal auf einer waldigen Bergkuppe gelegen, war für das Kloster eine Art von Wallfahrtsort, indem die fromme Edelfrau, welcher es Entstehung und Hauptdotation verdankte, sich gegen Ende ihres Lebens dahin zurückgezogen, um als Waldschwester die Sünden ihres Welttreibens abzubüßen und im Geruche der Heiligkeit sich zu ihren Vätern versammeln zu lassen.

Welcher Tag aber der ersehnte, glückliche war, das soll uns das folgende Kapitel lehren.

Die Vorbereitungen zum Sylvesterabend.

Wir müssen um Entschuldigung bitten, daß wir in dem vorhergehenden Kapitel die Gegend, in welcher unsere Geschichte spielt, im lebendigen, frohen Gewande der grünen Jahreszeit vorgestellt haben. Zum Glück ist es nicht immer Winter bei uns, wenn auch jetzt ein recht frischer, dabei jedoch klarer Dezembertag, der letzte des Jahres, die Erzählung in seinen kalten Rahmen faßt. Der Seespiegel ist fest gefroren, auf den Fenstern des Gebäudes, zu denen die aufthauende Ofenwärme nicht gedrungen, prangen noch am Nachmittag die vollen, aber farblosen Blumensträuße, welche die Morgenkälte zum Blühen gebracht hat. Es ist so kalt, daß die Vorsteherin im Chor, wo vor dem Auszuge auf den Berg noch ein Gottesdienst gehalten wird, Feuer anmachen ließ. Hier im Chor treffen wir auf die unruhige Ver-

Digitized by Google

ſammlung der jungen Mädchen, deren Andacht bei der Erwartung, welche jedes Herz erfüllt, gewiß nicht die größte ſeyn mag. Ein lieblicher Anblick — die vielen blühenden Jugendgeſichter, die feinen, ſchlanken Geſtalten, von denen indeß ſchon manche durch größere Fülle das nahende Jungfrauenalter verräth, alle in leichtblauen Gewändern mit weißem Batiſtkragen. Nach Klaſſen geordnet ſitzen die Mädchen in den Bänken des Chors und zwar ſo, daß die älteren, zur Freude des Beſchauers, der ſich ihnen gerade gegenüber neben den Altar hindenkt, nach vorne ſitzen, während ſich die jüngeren mehr in das Innere der nur um den Hochaltar herum ſtärker beleuchteten Kirche verlieren. Unter den Mädchen der vorderſten Reihe ſind zwei, welche auch beim oberflächlichſten Ueberblicke aufgefallen wären. Die Eine, welche rechts ſitzt, iſt groß, doch nicht übergroß, ſchlank, doch nicht überſchlank, von ſo reinen griechiſchen Geſichtszügen, daß ein Verehrer der Antike Mühe gehabt haben würde, ſein Entzücken bei dem Anblick dieſer Schönheit, wie das Heilige des Ortes verlangt, ruhig in ſich zu verſchließen. Man hat zu der Zeit, da man für das Griechenideal ſchwärmte, von der Oppoſitionsſeite her bemerken wollen, es ſei nur zu häufig geiſtlos, ohne Leben. Vor dem Bilde des jungen Mädchens im Engelthal hätte dieſer Vorwurf verſtummen müſſen. Der Teint unſerer Schönheit war bleich, aber wunderbar rein und klar, faſt wie der Schnee ſo weiß, ernſt und ſinnend blickte ihr blaues Auge vor ſich hin — wer mag errathen, ob ſie geträumt oder ob ſie ſich in ſüßes Nichtsdenken verloren?

Ganz das Gegentheil von ihr war ein anderes Mädchen, welches mehr linkshin kniet, kleiner, nicht ſo ſchlank, mit faſt jüdiſchen Zügen und den dunkelſten Locken; das unruhige Auge beſaß vor Allem einen Ausdruck von Schelmerei, und eben jetzt, als der etwas monotone Geſang, mit welchem der Abendgottesdienſt begann, in ſeinen leiſen, weichen, allmälig aber ſtärker anſchwellenden Tönen aufſtieg, ſchien das Mädchen auf etwas Neckiſches zu ſinnen, wenigſtens konnte der Blick, welcher ſich von der Gottverſunkenheit der Schweſter Kordula, die dem Chor präſidirte, zu überzeugen ſuchte, auf Derartiges hindeuten. Man ſang einen Hymnus auf die heilige Urſula, deſſen einzelne Strophen mit dem Refrain endigten:

O heilige Jungfrau zart,
Die zu Köln gemartert ward,
Bitt' für uns arme Sünder!

Welcher Schrecken aber erfüllte die ganze Verſammlung, vor Allem die Schweſter Kordula, als plötzlich in dem Refrain eine dumpfe Männerſtimme mitſang oder vielmehr mitbrüllte, welche noch dazu aus der Mitte der Penſionärinnen herzukommen ſchien. Schweſter Kordula fuhr haſtig auf und blickte in der Kirche umher, aber nirgendwo bemerkte ſie irgend einen Gegenſtand, welcher auf das in Nonnenklöſtern ſo verpönte Geſchlecht hätte Anſpruch machen können. Sie ſetzte ſich wieder auf ihren Stuhl und begann die folgende Strophe.

Schweſter Kordula war zu gute Pädagogin, als daß ſie die abermalige Wiederkehr der ſeltſamen Mannesſtimme, wie es in manchen Klöſtern des Mittelalters geſchehen wäre, dem Teufel zugeſchrieben, der bekanntlich ſeinen Hauptſpaß darin findet, den Geſang frommer Ordensleute durch unziemliches Grunzen und Brüllen zu ſtören. Sobald der Refrain aus war, erhob ſich Schweſter Kordula und gebot den Mädchen, ihr zu folgen. Theils kichernd, theils etwas eingeſchüchtert gehorchten dieſe dem Befehl, wohl wiſſend, wie der ganze Spaß nur von der tollen Laune Liſenas — denn ſo hieß die Altiſtin — ausgegangen, zum größten Theil ſchon auf die Rolle gefaßt, welche ſie bei der bevorſtehenden Unterſuchung zu ſpielen hatten.

Wer Schulen beſucht hat, wird die Scene, die nun folgte, ſchon kennen, und den Muth zu ſchätzen wiſſen, welcher in ſolchen Momenten der Entſcheidung unverholen die Wahrheit ausſpricht. Meiſtens gibt ſich bei ſolchen Gelegenheiten ein in anderer Hinſicht ganz lobenswerther Gemeingeiſt kund, daß Keiner den Schuldigen, wenn auch das Wahrheitsgefühl dadurch auf's Gröblichſte verletzt wird, anklagen will — es liegt etwas Edles zu Grunde, der Haß gegen niedrige Angeberei, gegen kriechende Unterwerfung. Um ſo mehr iſt es anzuerkennen, wenn der Einzelne, um der Wahrheit willen, Ruf und Stellung unter ſeinen Altersgenoſſen in Gefahr und zum Opfer bringt. Dieß war heute bei Aloyſen — ſo hieß das ſchöne,

Digitized by Google

blonde Mädchen — der Fall. Dem Beobachter, welcher die Scene nicht mit betheiligtem Auge ansah, mußte es durch die ganze Art und Weise, wie Aloyse, nachdem mehre schon hartnäckig geläugnet, Lisena's Schuld bekannte, hinlänglich klar werden, daß in ihrem Herzen das strengste, unerschütterlichste Gefühl für Wahrheit lebte, und daß sie diesem Wahrheitsgefühl mehr noch als Lisena's Sylvesterfreude, ohne Bedenken ihren eigenen Antheil an dem erwünschten Feste aufgeopfert haben würde. Lisena wurde mit der zu harten Strafe belegt, den Abend zu Hause zu bleiben. Zornfunkelnden Blickes, welcher hauptsächlich Aloysen galt, wurde sie zur Vorsteherin geführt, diese bestätigte den Spruch und vermehrte die Qual der Verurtheilten noch durch erneuerte Vorwürfe. Aloyse würde von ihren Genossinnen schon gleich, als sie sich allein fanden, zur strengsten Rechenschaft gezogen worden seyn, wenn nicht plötzlich der laute Ton eines Hornes, der von den Bergen herzukommen schien, allen weitern Debatten ein Ende gemacht hätte. — „Der Pater Eulogius! der Pater Eulogius!“ so schrie jubelnd die Versammlung und stürzte in die Säle hinauf, wo Mäntel und Pelze bereit lagen.

Dieses Horn war ein altes Besitzthum des Engelberges, und schon seit unvordenklichen Zeiten jeden Sylvesterabend erschollen, um den zunächst wohnenden Vasallen des Klosters die Stunde anzugeben, in welcher sie sich beim Superior mit den üblichen Neujahrsgeschenken einzufinden hatten. Als das Kloster verarmt, als ein Vasall nach dem andern sich von der Botmäßigkeit desselben losgesagt, verlor die Sache ihre Bedeutung, seit Errichtung der Pension hatte jedoch Pater Eulogius das alte Horn wieder hervorgesucht, um nun damit den Kindern in dem Engelthale die Zeit anzublasen, in welcher sich das Kloster einmal im Jahre gastlich für sie öffnen durfte. Ein zweites Blasen, näher der Stadt zu, galt denjenigen Bewohnern von Laudenburg, welche durch den Superior oder einen der Väter zu dem Feste geladen waren. Die reverende mère hatte, weil es schneidend kalt und die Wege durch den gefrorenen Schnee zum Gehen gefährlich waren, vier alte Wagen, abgedankte Postkutschen, anspannen lassen, in deren jedem sechs bis sieben Mädchen mit einer Aufseherin, gehörig verpackt, die Reise antraten. Wir lassen sie ruhig ihres glatten Weges ziehen, um einen flüchtigen Blick in eine jener städtischen Familien zu werfen, die gleichfalls mit den Zurüstungen zu dem Feste beschäftigt sind.

In einer kleinen, mit wenig Möbeln, aber vielen Bücherschränken versehenen Stube sitzt ein junger Mann von vier, höchstens fünf und zwanzig Jahren vor einem aufgeschlagenen Buche, dessen Titel uns aber, weil der Inhaber noch zu sehr vertieft ist, für einige Zeit unbekannt bleiben wird. An der Wand umher hängen lithographirte oder in Kupfer gestochene Porträts, deren erstere wohl, wie der Anzug der Dargestellten unzweifelhaft kund gibt, Abkonterfeiungen junger Musensöhne, die letztern aber sind Bildnisse berühmter Personen, Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber. Goethe befindet sich darunter in den mannigfaltigsten Abstufungen seines Alters, von dem herrlichen Porträt an, welches ihn in dem Reiz der vollen Jugendblüte, bis zu dem letzten Bilde, das ihn als den starken, lebensgewaltigen Greis, der den Faust vollendete, darstellt. Eine Büste Homers ragt über dem Hauptrepositorium, Karten von Rom und Griechenland scheinen auf einen jungen Philologen hinzudeuten, doch macht ein Blick auf die Bücher, unter welchen sich eben so viele moderne Dichter und Prosaisten, als Klassiker befinden, den Beobachter wiederum irre.

Es ist Zeit, Joseph, Dich anzukleiden! hatte schon zum dritten Male die Mutter hineingerufen, wobei sie immer eines der zum Putze nothwendigen Kleidungsstücke, gleichsam um den jungen Träumer dadurch zu reizen, über den Stuhl gehängt. Als Joseph noch immer keine Anstalten machte, sondern sich vielmehr tiefer und tiefer in die Lektüre zu verwickeln schien, wurde die Mutter endlich dringender und sagte:

Höre, Joseph! Du schätzest die Ehre wohl gar nicht, welche uns der Superior durch seine Einladung erwiesen hat? Weißt Du denn nicht, daß außer uns nur noch der Bürgermeister, der Adjunkt und der Kontrollör eingeladen sind, von Auswärtigen aber nur die Familie von Liebeneck, und das ist natürlich, denn Aloyse ist das vornehmste Fräulein in der Pension. Der alte Herr von Liebeneck kommt aber nicht, weil er wieder an seinem Brustkrampf

Digitized by Google

leidet, und seine Frau darf ihn dann nicht allein lassen.

Ist denn Aloyse in der Pension? Aloyse bei den Nonnen?

Gott behüte und bewahre mich! Was fragst Du so? Warum sollte sie denn nicht bei den Nonnen die beste Erziehung finden, die von Aloysens eigenen Vorfahren Geld und Wohnung besitzen, sich ungestört dem frommen Berufe widmen zu können? Joseph, Joseph, Du scheinst mir gar nicht mehr so fromm zu seyn, wie damals, als Du noch gar nicht auf der Universität gewesen!

Beruhige Dich, Mutter! Ich bin in diesen Dingen völlig geklärt und sicher.

Geklärt? Sicher? Aber machst Du Mittags noch ein Kreuz, wenn wir das Tischgebet sagen? Nimmst Du noch irgendwo die Mütze ab, wenn Du an einem Heiligenbilde vorbei gehst? Joseph, Joseph, es ist mir bange, sehr bange um Dich!

Joseph nahm die Hand seiner Mutter und drückte einen zärtlichen Kuß darauf, dann sagte er:

Also kommt auch Aloyse auf das Fest?

Natürlich, Joseph! Aber mach', daß Du hübsch aussiehst, wo so viele Mädchen sind, die gewiß Alle nach Dir gucken, und sei nur recht artig gegen den Superior. Du weißt, daß er Dich gern kennen lernen möchte und Deinem Vater Hoffnung gemacht, Dir vielleicht einmal die Anwaltpraxis der beiden Klöster zuzuschustern. Nimmst Du die rothe Weste oder die blaue? Die rothe ist freilich etwas auffallend, aber sie kleidet doch gut — die blaue wäre bescheidener und paßte mehr auf den übrigen Anzug. Ich habe den schwarzen Ueberrock mitgebracht.

Unterdessen hatte Joseph wieder in das Buch gesehen — da dröhnte von unten die gewaltige Stimme des alten Gerichtsverwalters und Liebeneck'schen Rentmeisters — laut genug, den jungen Mann aufzuschrecken, der jetzt ernstlich Anstalten machte, sich in seinen Sonntagsstaat zu werfen.

Als er hinab kam, fand er sich durch den Putz, in welchem Vater und Mutter steckten, nicht eben angenehm überrascht. Die Mutter namentlich war, wie es auf Landstädtchen gewöhnlich, so mit Ketten, Ringen und Spitzen belastet, daß sie bei jedem Schritte flimmerte und rasselte. Der Gerichtsverwalter aber war schon durch seine ganze äußere Erscheinung, vor Allem durch den ungeheuern Bauch auf kleinen, schwachen Füßen eine auffallende und höchst komische Figur. Das eigentlich Groteske an ihm bestand jedoch in einem gewaltigen Maulkorb, welchen er, in der fixen Idee, noch von seinen jüngern magern Jahren her Anlage zur Schwindsucht zu besitzen, alsbald angeschafft hatte, als die treffliche Erfindung bekannt geworden.

Daß die Familie bei der Wichtigkeit, welche auf jedes einzelne Stück des Putzes gelegt wurde, noch nicht gleich marschfertig seyn werde, ließ sich erwarten. Der dienstbare Geist, welcher die Gerichtsverwalterin schmückte, entdeckte immer noch irgend einen Mangel, im Kragen fand sich ein Rißchen, am Handschuh sprang eine der Nähte — der Aufbruch verzögerte sich so lange, daß Joseph Zeit fand, in einem Briefe an seinen Freund Rosenberg noch folgende Zeilen zuzufügen:

„Es ist eine fürchterliche Qual, Philipp, dieser Zwiespalt zwischen Ueberzeugung und Liebe! Darf ich heucheln? Soll ich eine andere Ueberzeugung aussprechen, als ich besitze? Und dennoch, meiner Mutter würde das Herz brechen, wenn ich ihr meine Ansichten, in ihren Augen Ansichten der Hölle, gestehen wollte.

„Es ist seltsam, wie der kleine Bergzug, welcher uns trennt, zwei sich so völlig entgegengesetzte Welten scheidet! Bei Euch drüben, an dem großen lebendigen Strome, der Verkehr der Welt, rascheste Umtausch und Vertrieb der Ideen, Alles lebendig, Alles modern! Hier noch völlig die Zeit des Feudalismus, Altgläubigkeit in Staat und Kirche, Mönchsregiment und Beamtenwillkür! Dem Gesetze nach sind freilich diese Mönche, diese Freiherren keine Herrscher mehr, aber wer weiß hier von dem Gesetze, das von jenseits der Berge herkommt? Faktisch ist Alles beim Alten geblieben, ich bange für meine Zukunft, wenn mich nicht ein gütiges Geschick aus diesen Kreisen, für welche ich nicht mehr geschaffen bin, entheben wird. Aloyse —"

Doch bei diesem Namenszuge wurde Joseph abermals gerufen, und nun setzte sich endlich der Zug in Bewegung, dichte Mäntel umhüllten die Wanderer, zu nicht geringem Schrecken der Gerichtsverwalterin, welche bei

Digitized by Google

jedem Schritte etwas verſchoben oder verknuffelt glaubte. Eine ſchöne, kalte Winternacht, reich an tauſend und aber tauſend Sternen!

An dem zugefrorenen Fluſſe, über welchen ein von Stroh und Brettern zugerichteter Weg führte, hielten die Wagen des Engelthals, die Mädchen waren ſchon oben. Die Fenſter des Refektoriums glänzten im hellſten Licht, an den einzelnen Stationsbildern brannten Lampen, um den Treppenweg zu erhellen. — Joſeph, ſagte die Mutter, als ſie an das erſte Bild kamen, es iſt heute ſo kalt, daß Du den Hut nicht abzunehmen brauchſt! Bete dafür morgen ein Vaterunſer mehr! — Joſeph entgegnete nichts.

Nach einer ſtarken halben Stunde, öfters aufgehalten durch den Gerichtsverwalter, welchen das Steigen im höchſten Grade beläſtigte, gelangte man vor dem Bilde des heiligen Benediktus an.

Die Begum Somru. *

I.

Die Begum Somru hat bei ihrem Leben die Aufmerkſamkeit Europa's auf ſich gezogen, und ihr vor einigen Jahren erfolgter Tod gab den Zeitungen Veranlaſſung zu vielen Artikeln über dieſe merkwürdige Frau, die eine aſiatiſche Fürſtin, als gute Katholikin ſtarb, der römiſchen Kirche reiche Legate vermacht hatte und vor ihrem Tode noch ihr Land der engliſchen Kompagnie gegen eine ungeheure Ablöſungsſumme überlaſſen hatte. Die Begum (Fürſtin) war nun ſchon lange geſtorben und ihr Andenken unter uns erloſchen, als die Abenteuer ihres Sohnes in Europa plötzlich wieder ihren Namen in den Blättern ertönen laſſen und ihre Schickſale wieder in das Gedächtniß zurückrufen. Dieſer Sohn iſt jener Prinz Dyce Sombre, der wegen ſeiner Schickſale in England vielfach bedauert wurde, der dann aus der über ihn verhängten Haft entkam und bei ſeiner Reiſe durch Deutſchland im vergangenen Sommer, in Baden-Baden auf der Promenade mit Stockſchlägen begrüßt wurde. Bei dieſer Gelegenheit, als die Zeitungsſchreiber ſich wieder des Stoffes bemächtigten, bekamen wir auch zu leſen, daß der Name, den der Prinz und ſeine Mutter führten, eigentlich deutſchen Urſprungs ſei, indem der Gatte dieſer ein Deutſcher von Geburt, nach Einigen aus Augsburg, nach Andern aus Aachen geweſen ſeyn ſollte und Sommer geheißen habe, aus welchem Namen man im fernen Lande Hinduſtan Sombre und dann Somru gemacht hätte. Wir können dieſe Angabe widerlegen und wollen hiermit unſern Leſern die abenteuerliche Geſchichte des Elſäſſers Sombre mit der liebreizenden hinduſtaniſchen Begum, wie ſich ſolche begeben hat, in einem ſo romantiſchen Gewande vorzutragen verſuchen, als der Inhalt ſowohl wie die Scenerie des Drama's es erheiſchen, aber auch möglich machen. — —

Es war am 1 Mai des Jahres 1777; eine erſtickende Hitze laſtete auf der ſtummen und lechzenden Schöpfung. Die Ebenen, welche der Dſchumna durchſtrömt, ſchwammen gleichſam in einer Atmoſphäre von Licht und Glanz. Die Luft erfüllten glühende Weſen, und leichte Staubwirbel, die ſich in ungleichen Zwiſchenräumen erhoben, verkündeten ſchon den Orcan der Wüſte, der ſich bald fühlbar machen würde. In dieſer Stunde einer bangen Vorempfindung konnte man auf der ausgetrockneten Pläne zwei Reitergruppen bemerken, die ungefähr in einer halben Stunde Zwiſchenraum einander folgten und ſich einer Reihe von Zelten näherten, die am Horizonte ſichtbar wurde.

Die erſte Gruppe beſtand aus vier Reitern, die augenſcheinlich einen weiten und beſchwerlichen Marſch hinter ſich hatten; zwei von ihnen ſaßen auf, die Andern gingen zu Fuße und ihre Roſſe trugen Decken und Stricke, um ein Zelt errichten zu können, ſie ſelbſt aber waren mit einer Flinte und einer Lanze beladen. Der Anführer dieſer kleinen Karawane mochte ungefähr fünf und dreißig Jahre alt ſeyn; er ſaß auf einem turcomaniſchen Roſſe, wie ſie von der Gränze von Khoraſſan kommen und in jenem Lande ſehr geſchätzt werden. Der Sattel war zierlich mit dunkelrothem Sammt überzogen, die Schabrake von Kaſchemir und die Steig-

* Indiſch verſtümmelt Somru, eigentlich Sombre.

bügel von massivem Silber, Alles dieß deutete auf eine Person von hohem Rang. Der Turban von rosafarbenem Musselin mit goldenen Zierrathen ließ auf einen Muselmann schließen, allein die Weiße der Haut und der Ausdruck der Züge, der zu lebhaft und heiter für einen Morgenländer war, erregten die Vermuthung, daß der Mann ein Europäer sei. Pistolen von schöner Arbeit, mit eingelegtem Silber, steckten vorn im Sattel und die rechte Hand des Reiters ruhte nachlässig auf dem Schafte einer Lanze, welche in einem beweglichen zur Seite befestigten Futterale befindlich war. In dem andern Reiter erkannte man auf den ersten Blick einen Anbeter Wischnu's an der kupferfarbenen Stirne, die mit den drei Farben, roth, gelb und weiß gezeichnet war; er hielt sich in einiger Entfernung von dem Europäer, und schien sein Leibdiener, sein Vertrauter zu seyn. Beide wendeten oft den Blick zurück, um die Staubwolke zu beobachten, welche sich hinter ihnen erhob und die ihnen immer schneller zu folgen schien.

Raja Ram, sprach endlich der Europäer, der das Französische mit einem starken elsässischen Accent aussprach, der Sawarrie (Reiterzug) der uns seit einer Stunde bereits folgt, scheint zu glänzend für eine gewöhnliche Karawane zu seyn. Ein solcher Zug, der zu den Zelten der Fürstin von Sardamah sich begibt, kann nur Ihrer Majestät selbst angehören. Wir wollen ein wenig unter dem Schatten der Bäume halten; von dort wollen wir ihn im Vorbeiziehen mustern; vielleicht sehen wir die junge Herrscherin selbst —

Atsche-sehib, wie es Euch beliebt, Herr! Unsere Pferde werden es nicht übel nehmen, wenn wir rasten; wir machen jetzt schon etwa dreißig Meilen (englische), ohne zu halten. Die armen Thiere stolpern bei jedem Schritte.

Und Du könntest, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, hinzusetzen, daß auch Du froh seyn wirst, nach solch einem Marsche Athem zu schöpfen. Allein wir mußten so jagen, wollten wir den Spitzbuben von Pindaries entkommen.

Aber habt Ihr wohl schon daran gedacht, welche Gefahr wir laufen, wenn wir uns der Begum von Sardannah vorstellen? Kaum ist's ein Jahr, daß wir mit ihr Krieg führten und daß Ihr derselben eine Provinz entrisset? Glaubt Ihr, daß sie es vergessen haben wird, wie Ihr ihr Pferd in der Schlacht von Mirat tödtetet und sie selbst gefangen genommen haben würdet, wenn nicht ein Trupp treuer Diener sie aus Eurer Macht gerettet hätte? Ein Kerker, oder eine Hinrichtung in Begleitung einiger Martern könnte gar leicht uns zum Willkommen erwarten.

Wie, mein guter Raja Ram, denkst Du so von Deinen Landsleuten? Ich denke besser von der Seelengröße dieser kleinen Königin. Ich sah ihren Heldenmuth in der Schlacht, und kann ihr daher so niedrige Gesinnungen nicht beimessen. Ein großes Verbrechen mag sie immerhin zu begehen im Stande seyn, allein ein feiger Mord, nein, da wollt' ich meinen Kopf verbürgen, und in der That, ich setze meinen Kopf zum Pfande —

Indem er diese Worte sprach, blieb der vertrauenvolle Abenteurer am Wege haltend, seine drei Gefährten stellten sich hinter ihm auf, und so erwartete er mit festem Blicke die Reiter, welche sich näherten.

Ein wahrhaft orientalisches Schauspiel war das, welches sich nun vor den Augen der Harrenden aus dem Staube entwickelte, den der Zug erregte. Bald schoß, wie der Blitz aus der Wolke, irgend ein von Gold schimmernder Reiter aus der Staubmasse hervor, um im Galopp eine Fantazia, wie sie es nennen, auszuführen; bald zerriß der Wind der Wüste den Staubvorhang, der das Ganze einhüllte, auf einen Augenblick. Dann wurde plötzlich eine reiche Purpurdecke auf dem Rücken eines Elephanten sichtbar, oder die glänzenden Lanzen eines bewaffneten Trupps. An beiden Seiten zogen Krieger, wie Tirailleurs, welche ein Heer auf dem Rückzuge decken. Nachdem aber die Gegenstände deutlicher sich zeigten, verloren sie diesen kriegerischen Anschein und nahmen ein festlicheres und üppigeres Ansehen an. Die Menge der Reiter, die Schönheit ihrer Thiere, der Reichthum und der Glanz der Kleidung verkündeten den Zug eines Herrschers, und an einigen höchst malerischen Details konnte man wahrnehmen, daß die Gesellschaft von der Jagd heimkehrte. Die zierlichsten Reiter waren mit Staub bedeckt und die herrlichsten Pferde waren in Schweiß gebadet. Die Saïces oder Stallknechte liefen athemlos hinter ihren Herren; sie hielten sich

an den Schweifen fest und ließen sich so fortziehen. Die Tschutas, die zur Jagd abgerichteten Leoparden, mit verbundenen Augen und von ihren Wächtern begleitet, lagen vor Müdigkeit und Hitze schlafend auf ihren Hackeries, den Wagen, welche Ochsen zogen. Falken saßen, mit gefesselten Fängen und ihren Hauben auf den Köpfen auf den Fäusten der Falkeniere; dann folgte die Beute des Tages. Darunter waren Antelopen mit braunem und weißem Fell und mit den kleinen geraden Hörnern, schwarz und glänzend wie Ebenholz; ferner der gestreifte Wolf mit den langen weißen Zähnen, vom eigenen Blute geröthet; dann Vögel der verschiedensten Art. Aber die schönste Beute war ein prächtiger Königstiger, der schon lange die ganze Gegend in Schrecken versetzte. Den Schluß machten die Elephanten, wandelnden Kastellen vergleichbar, mit Zelten von den blendendsten Farben geschmückt, in welchen sich die Vornehmsten der Gesellschaft befanden.

In der weiten Ebene konnte sich der lange Zug ohne Hinderniß entfalten. Zur Linken zogen sich die Windungen des Dschumma schlangengleich hin; näher dem Wege, den man zog, zeigte sich ein Strauß von reizenden Bäumen und Gebüsch, zwischen dessen Zweigen einige Ruinen gesehen wurden und die Pyramide einer Pagode, auf welcher eine kleine rothe Fahne an langer Stange schwebte. Dieß war die Stelle, wo unter dem Schatten eines mächtigen Feigenbaumes unsere Reisenden den Sawarrie der Fürstin mit Ungeduld erwarteten.

Die ungeheure Kavalcade rückte heran, als gälte es, den kleinen Tempel und seine grüne Umgebung gänzlich zu zertrümmern; allein kurz vor dem Platze zerstreute sie sich und nur ein Theil zog durch die Bäume, während die Andern sich nach rechts und links ausbreiteten. Ein Elephant, dessen Stirne mit den brennendsten Farben bemalt war, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe und einer Schlange von gleichem Metall längs dem Rüssel, erschien zum Schlusse. Fußwachen liefen zu beiden Seiten mit der Luntenflinte auf dem Rücken, dem Säbel in der Hand und dem Schilde am Arm. Ein kleiner chinesischer Pavillon erhob sich auf dem Rücken des ungeheuern Thieres, das außer seinem Kornak nur noch zwei junge Frauen trug. Die eine saß mit gekreuzten Füßen; ein Schießgewehr ruhend auf ihren Knien. Die Andere, auf erhöhten Polstern sitzend, hielt den Sonnenschirm über ihre Gebieterin. Die Erstere war die Königin von Sardannah, Erbin und Selbstherrscherin eines Reiches in Hochhindustan, welches aus einigen Provinzen des Mogulreichs bestand und nur einige Meilen nördlich von Delhi lag. Ihre Favoritin, die schöne Ayescha war es, die sie gegen die heißen Sonnenstrahlen schützte.

Die Fürstin hatte sich eben vor der Bildsäule Hanuman's, des göttlich verehrten Affen, der roh gebildet das Portal der kleinen Pagode schmückte, andächtig gebeugt, als ihr Blick auf die schöne Gestalt des französischen Offiziers fiel, der unbeweglich an der Seite des Weges hielt. Aber ein Ruf des Staunens und Schreckens entfuhr plötzlich seiner Brust, als er die Fürstin, mit der wilden Kraft einer Amazone, ihr Gewehr nach seiner Brust richten sah. Allein bald stand er wieder unbeweglich da und nur sein Mund verzog sich zu einem anmuthigen Lächeln, während er seine Hand an die Stirn legte, als Zeichen des Grußes.

Kare roh! Halt! rief die Prinzessin dem Kornak zu; Cipayen, laßt diesen Fremdling näher treten, allein bewachet alle seine Bewegungen!

Seebad Warnemünde

in Mecklenburg.

I.

Es fehlt nicht an Beschreibungen von Badeorten und von dem Leben der Gesellschaft in denselben; allein alle diese Beschreibungen beschränken sich größtentheils auf die weltberühmten Plätze, die ein üppiges Leben, eine Art von selbstzufriedener Langweiligkeit, die ihren höchsten Genuß in einem zwecklosen Umherschlendern findet, entfalten, und keine andern Emotionen als die des grünen Tisches und der Liebesabenteuer bieten. Hier soll nun ein anderes, ein neues Bild den Lesern gezeigt werden; ein Bad in seiner naiven Ursprünglichkeit mit Familienleben, Kaffeegesellschaften und Strickstrümpfen, allein trotz dieses idyllischen Anstriches von einer Scenerie umgeben, welche ihre mächtigsten Wirkungen auf das Herz und Gemüth der Badegesellschaft übt.

Daß in unſerer badeluſtigen Zeit eine lange Seeküſte nicht ohne Seebäder ſeyn wird, iſt leicht zu denken. Mecklenburg beſitzt deren mehre, und unter ihnen das weit bekannte Dobberan, was zugleich den Ruhm hat, das älteſte Seebad Deutſchlands zu ſeyn. Dobberan iſt ein Bad wie jedes andere Modebad, ohne die geringſte Eigenthümlichkeit. Es hat Theater, gute Logirhäuſer, Spiel- und Tanzſäle und wie alle ſolche Anſtalten heißen, durch welche unſere Badeörter nebſt wirklichen und eingebildeten Kranken, auch Geſunde und Müßiggänger herbeizulocken ſich ſo eifrig bemühen. So wollen wir es denn hier übergehen, und uns zu einem andern, durch ſeine Eigenthümlichkeiten mehr Stoff gebenden, außer den Gränzen der Großherzogthümer wohl nur wenig bekannten Bade, dem zwei Meilen von Dobberan, hart an der Oſtſee gelegenen Flecken Warnemünde, zugleich der Außenhafen der Stadt Roſtock, wenden. Jedem Fremden, der in den alterthümlichen, von regem Handel und Wandel, und zugleich von gediegenem Wohlſtande zeugenden Straßen der alten Hanſeſtadt Roſtock umherwandelt, wird ein beſonderer Theil der Bevölkerung derſelben, auf den erſten Blick auffallen. Namentlich ſind es Frauen, die ſeine Aufmerkſamkeit rege machen. In kurzen, bis auf die Mitte der Wade reichenden blauen Frieskröcken, unten mit einem ſchwarzen Sammtſtreifen beſetzt, hellblauen Wollſtrümpfen, kleinen ledernen Pantoffeln, gewöhnlich braunen Tuchleibchen, und eben ſolchen kurzen, faſt nach Sitte der Männer zugeſchnittenen Tuchjacken, auf dem Kopf eigenthümlich geformte, in der Mitte ganz niedergedrückte, vorn aber weit abſtehende kleine Strohhüte, ſtets mit roth und ſchwarz gemuſtertem Kattun gefüttert, und mit langen, breiten, flatternden, ſchwarzen Seidenbändern geziert, ſieht er dieſelben den ganzen Vormittag unermüdet in allen Straßen herumwandern. Entweder tragen ſie in großen flachen Körben Fiſche zum Verkauf, die ſie alsdann mit gellender Stimme „Maiſchullen, friſche Maiſchullen!“ ausrufen, oder ſie verſorgen auch die Haushaltungen der wirthſchaftleriſchen Roſtockerinnen mit blendend weißem Seeſande. Immer ſind ſie höchſt reinlich und ordentlich gekleidet, und eine zerlumpte oder ſchmutzige Warnemünderin wird man nie erblicken. Was aber am meiſten bei ihnen auffällt, iſt ihr gerader, adretter Gang, wenn ſie nicht den ſchweren Sandſack auf dem Rücken tragen, und ihre edle, frei aus der Bruſt gehobene Haltung, um die ſie manche Fürſtin beneiden könnte, und durch welche ſie ſich äußerſt vortheilhaft von den ſehr ſchlecht gehenden und krumm ſich haltenden übrigen Dienſtmädchen und Bauernweibern, ja ſogar von vielen elegant geputzten Damen unterſcheiden. Männer ſieht man im Sommer, während der Dauer der Schifffahrt, nur wenige, und dann nur ſtets bejahrte, nie aber junge Burſchen, die zur See ſind, und gewöhnlich nur einige Wintermonate zu Hauſe weilen, oft aber auch auf entfernten Reiſen viele Jahre fortbleiben. Ihr Anzug, der ſich übrigens wenig von den übrigen Matroſen und Bootsleuten unterſcheidet, beſteht gewöhnlich in einer langen, blauen oder braunen Jacke von grobem Tuch, die weit über die Hüften reicht, weiten blauen oder leinwandenen Hoſen, einem blauen oder rothen Frieshemde, um den gebräunten Hals leicht ein ſchwarzſeidenes Tuch geſchlungen, und einer Pelzmütze oder einem ſogenannten „Nordweſter“ auf dem Kopfe.

Gegen elf oder zwölf Uhr Mittags, je nachdem der Handel glücklich gegangen, verlaſſen die Warnemünderinnen die Stadt und fahren wieder nach Hauſe. Geht man um dieſe Zeit an dem ſtattlichen Strande der Warnow, namentlich in der Gegend des Mönchen- und Roßfelder Thores, wo die meiſten Warnemünder anlegen, ſpazieren, ſo hört man oft die Frage: „Wull de Herr mit na Warnemunne führen?“ — Man ängſtige ſich nur nicht, wenn die Bootsleute junge, kaum erwachſene Mädchen, oder alte Frauen ſind, denn wie erwähnt, Männer ſieht man im Sommer nur ſelten, und dabei die Wellen der bei Roſtock ziemlich breiten Warnow, vom heftigen Winde ſtark bewegt, gegen das Bollwerk des Hafens ſchlagen. Hat man vorher den Preis accordirt, denn ſo ehrlich und zuverläſſig ſonſt auch alle Warnemünder ſind, ſo mögen ſie dem Fremden doch gern einen theurern Lohn abfordern, ſo vertraue man ſich ohne die mindeſte Beſorgniß dem hübſch gehaltenen Boote, „Jölle“ genannt, an. Mit ungemein großer Gewandtheit und richtiger Benutzung des Windes, wiſſen dieſe See-Amazonen die

beiden „Schmacks,“ ja, ist der Wind nicht zu stark, auch das dritte, vorn befestigte Segel, den „Klüver,“ zu entfalten, mit sicherer Hand das Steuer zu lenken und den entgegen segelnden großen Seeschiffen auszuweichen. Pfeilschnell fliegt das Fahrzeug dahin, und bei günstigem Winde kann man den zwei deutsche Meilen betragenden Wasserweg, von Rostock nach Warnemünde, in drei Viertelstunden zurücklegen. Ist aber der Wind still oder gar konträr, dann müssen die Frauen zu den langen, schweren Rudern greifen, und obgleich mit einer Geschicklichkeit, Kraft und Ausdauer „remend,“ die dem besten englischen Matrosen Ehre machte, dauert die Fahrt doch nahe an zwei Stunden.

Schon von der Ferne gewährt die aus dem Meere aufzusteigen scheinende weiße Häusermasse von Warnemünde einen eigenthümlichen Anblick. Mehr aber steigert sich derselbe noch, wenn man über den breiten Busen der Warnow, „Breitling“ genannt, in den schmalen Durchstich der zum Meere führt, heran und an den ersten Häusern von Warnemünde vorbei kommt. Man glaubt nicht mehr in Mecklenburg, sondern im fernen Holland zu seyn, so verschieden ist das Aeußere des Fleckens. Eine lange Reihe von Bäumen, denen man ihr kümmerliches, durch die das ganze Jahr hier herrschenden rauhen Seewinde und den Sandboden unterdrücktes Wachsthum ansieht, zieht sich auf der einen Seite des Kanals bis zum äußersten Damm des Hafens hin. Dahinter liegen Dach an Dach, kleine weiße, oder doch hell angemalte, einstöckige Häuser, den Giebel der Straße zugewendet. Mit glänzend grünen Thüren und Fensterrahmen, spiegelblank geputzten kleinen Fensterscheiben, das graue Bretterdach, an beiden Seiten tief niedergehend, Alles aber immer sorgfältig erhalten, machen sie einen freundlichen Eindruck. Im Innern der Häuser herrscht diese große Reinlichkeit wo möglich in noch höherm Grade. Die holländischen Klincker, mit welcher die Diele ausgelegt ist, die grün oder braun angemalten Tische und Bänke, der Feuerheerd in der an der Diele stoßenden Küche, die Borte mit glänzendem Zinn und Messingzeug, die schwarzen Holzrahmen um die Seebilder, welche die Stuben zieren, die weißen Kalkwände der letzteren, kurz Alles, vom Größten bis in's Kleinste herab, ist immer auf das Sorgfältigste gereinigt. Die Stuben selbst werden in neuerer Zeit, wo das Seebad sich immer mehr zu heben anfängt, und Wohnungen während der besten Sommermonate kaum oft zu haben sind, immer besser eingerichtet, und man sieht oft schon ganz elegante Möbel in denselben. So stehen diese Häuser in einer geraden Reihe über eine Viertelstunde lang, bis unmittelbar zur See hin. In der Mitte der Reihe liegt das Haus des „Vogtes,“ der im Namen der Stadt Rostock, welcher der ganze, ungefähr 1200 Seelen zählende Flecken gehört, die Ortspolizei verwaltet, die Kirche und einige größere Gasthäuser. Näher der See zu, wo die Wohnungen der freien Aussicht auf dieselbe wegen gesuchter und theurer sind, werden auch die Häuser größer, ja mitunter schon zweistöckig, wenigstens mit einem Giebelfenster in der Mitte, wie denn überhaupt hier die Aristokratie von Warnemünde ihren Sitz hat. Hinter dieser ersten Häuserreihe, mit der Front gegen die Hinterwand derselben gekehrt, liegt eine zweite, deren besondere Bauart sich noch mehr erhalten hat, da sie der schlechten Aussicht wegen, nicht sehr von Badegästen gesucht wird.

Politische Grillen.

Von

Friedrich Giehne.

I.

Eigene Leute, die Franzosen; — — sie haben Nationalgefühl!

Wenn ein Gustav-Adolfs-Verein fremde Waffen preist, die in den Eingeweiden Deutschlands wühlten, oder eine Schoppenstedter Politik deutsche Kriegshäupter feiert, welche keineswegs ihr Vaterland verrathen haben, sondern lediglich zum Feind übergegangen sind, — kurz, wenn sich irgend Etwas diesseits der Vogesen krähwinkelhaft anläßt, so nennen sie Das an der Seine „deutsch,“ weil es in Frankreich eine Unmöglichkeit wäre. Denn daß sich dem nationalen Interesse jedes andere unterordnen müsse, darüber, ohne Unterschied der Partei, sind sie einverstanden. Von dieser Regel lassen sie keine Ausnahme zu. Es ist ein Glaubensartikel, der keinen Einwand gestattet; ein Mittelpunkt, der alle Striche der Windrose zusammenfaßt.

Seht ihre Zeitungen an. Mag vom Theater oder von der Witterung, von Malerei oder Politik, von Finanz- oder Modesachen, von Kochkunst oder von Eisenbahnen die Rede seyn: — beim dritten Worte springt eine nationale Beziehung heraus. Von welcher politischen Farbe die Blätter seyn mögen, thut dabei Nichts zur Sache. Ich schlage das Siècle auf, das eben von Eisenbahnen spricht. „Ach," ruft es aus, „Alles wird klein heutzutage; eine Zweigbahn setzt nunmehr die Herzen in Wallung, wie einst Rivoli, Marengo, Austerlitz." Ich greife zur Quotidienne; — die spricht von dem Alles verschlingenden Budget. „Und wenn das viele Geld," sagt sie, „das sich in diesen Schlund verliert, noch zur Größe Frankreichs diente; aber so!" . . . .

Da habt ihr ein Bild ihrer Presse. Im Kleinen, wie im Großen: — es weht Nationalgeist darin. So ist es heute, so war es gestern, so wird es morgen seyn. Und von diesem Geiste strömt ihre ganze Literatur über. Sei es Buch oder Zeitung, Roman oder Lustspiel, Gedicht oder Reisebild, Duodez oder Folio: — in tausend und aber tausend Variationen kehrt jene Beziehung auf die „Größe Frankreichs" zurück.

Seht ihr, das ist Nationalgefühl. Und wenn dann in einer Leipziger Buchhändleranzeige (einer Sorte in ihrer Art, wie „A. B. Reuter" im Tabak) der deutsche Philister auftritt, und für zwei Neugroschen per Heft, um eine Scharteke an Mann zu bringen, Paris als die „Wiege des Zeitgeistes," als den „Mittelpunkt der Intelligenz und der Zivilisation" austrompetet: — — seht ihr, das ist keines!

* * *

Begreiflich zwar, daß die Kopie an dem Original, sonach der Uebersetzer an dem Uebersetzten, folglich der Bruder Leipziger an dem Bruder Pariser hinaufblicken muß; — etwa wie ein Gassenjunge, wenn die Parade vorbeizieht, an dem Tambourmajor.

Begreiflich nicht minder, daß der Pariser, den man so hoch gestellt, den Abderiten, der sich so klein vor ihm macht, dafür von oben herunter ansieht.

Solches erklärt sich von selber; — es geht einfach dem Lauf der Dinge nach. Aber Eines dabei hat mir nie deutlich werden wollen. Ihr dilettirt an den Franzosen herum — ihr bewundert sie — ihr ahmt sie nach — ihr übersetzt, was sie von sich geben — ihr hascht ihnen die Worte von den Lippen hinweg — ihr nehmt ein Absehen daran, wie sie sich räuspern — ihr guckt in sie hinein, wie in einen Taschenspiegel . . . .

Werthgeschätzte Philister, so thut ihr. Wie Teufels kommt es nun, daß ihr ihnen noch niemals eine Spur von Nationalsinn abgeguckt habt?

* * *

Mag es seyn, daß der französische Nationalsinn bis zur Eitelkeit geht; — daß er auch Schaum mit aufwirft; — daß ihm der volle Becher zuweilen überläuft. Immerhin besser diese Ueberfülle, als jene windige Leere anderwärts, welche die nackten Wände sehen läßt.

Jüngst las ich in einer Zeitung, (ich weiß nicht mehr in welcher, aber dem Geiste nach war es ein Journal,) wie Jemand den Frhrn. A. v. H. zu loben vermeinte. Zu loben, seiner Absicht nach; — aber wie? Im A-B-Reuter-Geschmack. Um ihn gehörig herauszustreichen, strich er ihn französisch an.

„Vorzüglich," schrieb er unter Anderm, „ist seiner thätigen Intervention die Erhaltung der Jenaer Brücke zu verdanken, welche durch die Brutalität Blüchers bedroht war; so ist es ferner das Verdienst seiner vielfachen Verwendung und seines Einflusses beim König von Preußen, daß die Absicht der verbündeten Könige, die Stadt Paris mit einer Kriegskontribution zu belegen, nicht in Ausführung kam."

Allerdings, das wäre himmelschreiend gewesen. In Paris eine Kontribution erheben, — welcher Einfall! . . . . So viele Jahre lang hatten die Franzosen in dieser Kunst als „Virtuosen" geglänzt, — hatten bei uns selbst darin Gastspiele gegeben, — und nun sollten mit einem Mal, ganz wider den Lehrgang, die Rollen gewechselt werden? . . . . Nimmermehr!

Der Lümmel von Blücher war schon „brutal" genug, daß er sich den Gegenbesuch in Paris herausnahm, ... und eine „Jenaer Brücke" daselbst — in der Wiege des Zeitgeistes! — die hätte dem deutschen Barbaren ja schmeichelhaft seyn müssen.

* * *

Französisch genommen, hat der Gedanke Hand und Fuß; auch nehme ich lieber an, daß er bloß übersetzt, als ursprünglich deutsch auf die Welt gekommen war.

Und in diesem Fall mag es sich wieder ausgleichen. Das Uebersetzen läuft fort. Inzwischen, über kurz oder lang, kommt einmal ein ähnlicher Franzose an die Reihe, ... der ärgert sich an Waterloo, ... und zur Steuer der Gerechtigkeit findet er, wasmaßen der Löwe, den man auf jenem Schlachtfelde aufgerichtet, denn doch ein fast albernes Denkmal, — ein Zeugniß verschollenen Ruhms, — ein überlebtes Wahrzeichen von Völkerhaß, — — mithin bei erster Gelegenheit (nach einer Einnahme von Brüssel spätestens!) zur Genugthuung Frankreichs umzustürzen sei. Unerläßlich wieder, sich Das zu deutsch anzueignen; — also wird es übersetzt. Hier, wie mit Händen greifbar, ist dann das Denkmal für „brutal" zu erklären; die Zerstörung aber (im andern Fall eine Barbarei!) wird nun eine Gewissenspflicht, — ein Ausdruck der Humanität, — ein Akt allgemeiner Versöhnung und Bruderliebe.

Gut! aber wird sich Das zusammenreimen? . . . . O ja! . . . . Wo? . . . . Im Kopfe des Schöppenstedter Journalismus.

Ihr kennt sein Privilegium; — er ist ein wohlempfohlener Bursche, welcher jeden Morgen dem Auslande die Stiefel wichst.

* * *

In Athen suchte Diogenes mit der Laterne in der Hand „einen Menschen"; in deutschen Journälern kann man mit Fackeln in der Hand Na-

tionalsinn suchen. Erst letzten Sommer wieder, unter Mißwachs aller Art, noch vor der Kartoffelsäule, schien er gänzlich auf die Neige gegangen.

Man erinnert sich, daß zu jener Zeit Königin Viktoria in Deutschland reiste. Zuvor noch kamen englische Blätter, welche mit einer Plumpheit, die sie Frankreich gegenüber für unklug erachtet hätten, anzügliche Winke fallen ließen. Unschmeichelhafter Weise nämlich streuten sie aus, daß die Königin nebenbei in englischen Ausfuhrwaaren reise, und machten sich breit damit, daß sie dem Zollverein etwas den Kopf zurechtsetzen werde. Es war die reine Bosheit; da es jedoch ein englischer Mißgriff war, so hatte man so zu sagen einen Trost an ihm, als nachgehends auch deutsche Blätter (bloß Journäler freilich) „sich im Ausdruck ihrer Gefühle vergriffen." Und anstößig genug, ... unterthänigst scheinbar, ... aber gröblich vergriffen sie sich!

Den guten Schildaern z. B. stattete die Königin eigentlich gar keinen Besuch ab, sondern sie reiste bloß durch, weil ihr die Stadt im Wege lag. Auf diese Art kann man in aller Unschuld über einen Stein stolpern; der Stein aber würde Mangel an Erziehung verrathen, wenn er eine Ehre, die ihm nicht galt, sich gütigst zu Dank einstreichen wollte. Umgekehrt vielmehr, Solches wäre eine Anmaßung, eine Zudringlichkeit, — eine Kleinstädterei zum mindesten. Ein deutsches Komplimentirbuch, wenn ich nicht irre, hat vierzehn Auflagen erlebt. Nichtsdestoweniger, als der Augenblick der Bewährung kam, las man aus Schilda, ... aus Lalenburg, ... aus Schöppenstedt, ... (unmöglich, ein Warum aufzufinden!) von Jubel des Volks, ... von Ausbruch des Entzückens, ... von unbeschreiblicher Begeisterung. Die Journäler vollends fielen gleichsam in den Theaterpips; — sie rasten Beifall, klatschten in die Hände, strampelten mit den Füßen, und ließen den leibhaften Enthusiasmus aus der Oper los ....

Ganz unzart, leider; — nicht anders, als ob eine Balletänzerin eingetroffen wäre, die sie was anginge! Und in diesem Styl waren auch ihre Redensarten abgefaßt. Englands liebliche Königin — Monarchin, in deren Reich die Sonne nicht untergeht — brittischer Dreizack — deutsche Sympathien — gehorsamste Stammverwandtschaft — mächtigste Herrscherin der Welt — flohbraunes Seidenkleid — englische Nationalhymnen — God save the king — Rhule Britannia — rhule the waves — rhule den Zollverband — und was dergleichen Süßwasserpolitik mehr war.

Ach, und das God save the king war erst noch unrichtig angebracht. O deutscher Michel — gebildeter Philister — was mußte dir für ein Bockstriller begegnen! .... „Unser neuer Johann heißt Christoph" .... God save the queen, hätte es heißen sollen.

* * *

Was überschwänglich wird, das verfehlt die Schönheitslinie.

In England oder Frankreich, wenn das Publikum sich ein Schauspiel gibt, weiß es sich elegant zu nehmen. Est modus in rebus; — es ist Geschmack dabei. Zur Feier eines fremden Besuchs wird man dem eigenen Herrscher nicht zu verstehen geben, daß er minder mächtig sei; man wird sich in Paris keine englischen, und in London keine französischen „Nationalhymnen" aneignen; man wird überhaupt einer fremden Nation nicht die Weltherrschaft zusingen, — weder zur See, noch zu Lande. Was dann noch übrig bleibt, das geschieht mit Ton, mit Geschmack, mit Selbstachtung, — und, was behaglicher ist, es wird mit einem Mal abgethan, nämlich in der Hauptstadt.

So aber fing es bei jedem Pferdewechsel von vornen an. Peinliche Aufgabe! Angegafft, angeredet, angedichtet, angesungen, — allüberall dasselbe Rezept wieder von Schuljugend, Vivats, und weißgekleideten Jungfrauen, — dazu Polizeidiener und Böllergebleff, — benebst dem „Hans Dampf in allen Gassen": — — der Göttin der Geduld selbst konnte der Faden reißen vor Ueberdruß. In England übrigens, außer dem Rhule Britannia, sind zugleich Whims und Spleen zu Hause. Auch hat's uns die englische Presse redlich heimbezahlt, indem sie die Rheingegend für eintönig — den Rheinwein für sauer — das Brod für ungenießbar — die Süddeutschen für Schnapstrinker — die Zapfenstreiche für musikalisch — und, glaub' ich, die Postillone für höflich einschrieb.

Als ein nothgedrungener Zeitungsleser dankte ich dem Himmel, wie der Kehraus vorüber war.

Fast hätte ich nicht mehr das Schöppenstedter Journal lesen können, welches mir doch unentbehrlich ist. Denn wo in der Welt sollte ich sonst all' die Dummheiten beisammen finden, über die man sich Grillen macht?

Aus Berlin.

6 December.

†† Die künstlerischen Ereignisse haben sich in der letzten Zeit bei uns fast überstürzt. Ich setze dabei voraus, daß Sie mit diesem großthuerischen Namen: Ereigniß eben so freigebig seyn würden, als wir Berliner es gewohnt sind, die wir in der Politik Hoffnungen, Illusionen, fromme Wünsche, in der Kunst- und Virtuosenwelt aber lauter ächte, pralle Ereignisse, wahre Thaten der Nation haben. In der Politik hoffen wir immer noch auf Reichsstände, deren Proklamirung auch in diesem Jahre wieder von Kundigen auf den 9 Februar 1846 Vormittags um 10 Uhr präcis erwartet wird. Neben dieser zarten Sehnsucht aber haben wir in unserm Herzen noch großen und weiten Raum für alle möglichen ästhetischen und nichtästhetischen Anwandelungen, für die Künste aus Hellas und das französische Ancien Regime, für Virtuosen aus allen Weltgegenden und mit Instrumenten aller Art, jetzt sogar eine Dame mit einem männlichen Instrument, mit dem Violoncello, auf welchem Dlle. Lise Christiani aus Paris bei uns jetzt

viel Glück macht. Alle diese letzteren Dinge pflegen nun aber vorzugsweise bei uns Ereignisse genannt zu werden, und ich könnte jetzt zum Beweis unsers Reichthums einen ganzen Sack voll davon über Sie ausschütten, beschränke mich aber auf einige wenige, die am meisten karakteristisch sind.

Racine's Athalia, mit der neuen Musik von Mendelssohn, kam am 1 d. M. vor dem Hofe in Charlottenburg wirklich zur Aufführung. Diese theatralischen Possesse, die außer der Hofgesellschaft nur einem besonders dazu eingeladenen Publikum zugänglich gemacht werden, haben bisher hier in der Regel den Zweck gehabt, irgend ein ästhetisches Experiment zu machen, und gewissermaßen eine Wette mit der Kunst durchzusetzen, um das, was nach den gewöhnlichen Gesetzen und Anforderungen des heutigen Geistes nicht mehr für darstellbar gehalten zu werden pflegt, dennoch zur Darstellung zu bringen und in ein künstliches Scheinleben zu erheben. Nachher pflegten solche Experimente auch dem bezahlenden größeren Theaterpublikum zu möglichster Erlustigung überlassen zu werden. So geschah es zuerst mit der Antigone des Sophokles, dann mit Shakspeare's Sommernachtstraum, mit Tieck's gestiefeltem Kater, und zuletzt mit dem König Oedipus in Kolonos, die alle nachher auf das Repertorium des Berliner Theaters übergingen. Anders verhält es sich mit Racine's Athalia, die, ein Lieblingsstück des Königs, zuerst vor vier Jahren im hiesigen Opernhause gegeben und von dem Berliner Publikum mit der entschiedensten Opposition zurückgewiesen wurde. Diese Schmach, welche dem berühmten und frommen Drama bei uns widerfahren, sollte jetzt wieder von ihm genommen werden durch die neue Hofdarstellung, welche an der auf des Königs Veranlassung dazu gelieferten Musik von Mendelssohn einen eigenthümlichen Anhalt zu finden suchte. Dagegen wird diese neue Darstellung dem Berliner Publikum gänzlich vorenthalten bleiben. Es wäre gewiß indiskret von Seiten der Kritik, sich in die geistreichen Vergnügungen eines Königs, die seiner Privatsphäre angehören, einzudrängen, und so wollen wir von der Charlottenburger Vorstellung Racine's nur das bemerken, daß das Stück auch mit der sich an Alles anschmiegenden Mendelssohn'schen Reflexionsmusik uns nicht näher gebracht wurde, und eine fremde, beziehungslose Erscheinung für uns blieb. Lehrreich könnte uns aber diese Darstellung insofern seyn, als sie unwiderleglich zeigt, wie das religiöse Element auf der Bühne daselbst keine Stätte und keine Wirkung zu finden vermag, und zwar eben so sehr aus Rücksichten der Religion wie der Kunst. Zu Racine's Zeiten nahmen die Jansenisten an diesem Stück Anstoß und fanden eine Entweihung des Heiligen durch die Bühne darin, so daß Racine selbst ein Verbot gegen die Aufführung seines Stücks bei Ludwig XIV. erwirkte. In unserer Zeit aber, wo die Religion immer mehr Sache des individuellen Menschen wird, die Bühne aber gar keine Repräsentation unserer geistigen Interessen mehr ist, muß die Verbindung der Religion mit dem Theater, die heutzutage manche Leute gern versuchen möchten, um so entschiedener zurückgewiesen werden. —

In diesem Augenblicke ist wieder eine recht bunte Virtuosenwirthschaft in Berlin aufgeschlagen. Darunter ragt ein junger Engländer, Heinrich Litolff, mit einer ungeheuern technischen Fertigkeit auf dem Klavier hervor, die er sich durch gewaltsame Anstrengungen, von denen sein zerarbeitetes, leichenblasses, unbewegliches Gesicht Zeugniß ablegt, erworben zu haben scheint. Dieser junge Mann besitzt zwar nicht die geniale Koketterie eines Liszt, aber in seiner kolossalen Technik steht er ihm an Kühnheit gleich, und übertrifft ihn an einem musikalischen Feuer und an ächtem Streben, welches auf den wirklichen Inhalt der Kunst losgeht. Er ist ein gefährlicher Nebenbuhler für Liszt's Ruhm, und schwingt sich mächtig zu einem Heros der Konzertwelt herauf. —

An der Königstadt gastirt jetzt Herr Franz Wallner aus Wien, der für einige Zeit der Unstige zu werden scheint. Wir sahen diesen gemüthvollen österreichischen Komiker in der Posse „Stadt und Land," von Kaiser, worin er in dem Onkel Sebastian jenen prächtigen, treuherzigen und naturfrischen Typus Oberösterreichs mit unvergleichlicher Leichtigkeit und humoristischer Kraft hinzeichnet. Seine Darstellung ist durchweg edel und sinnig, ohne alle Uebertreibung, und in ächt künstlerischer Abrundung. Franz Wallner ist der wahre Nachfolger des unvergeßlichen Raimund, mit dem er zugleich die lyrische Tiefe und den wehmüthigen Anflug des Humors gemein hat. Auch als Schriftsteller hat sich Wallner vortheilhaft bekannt gemacht, und seine kürzlich erschienenen Darstellungen „aus dem Leben eines alten Komödianten" zeigen den launigen und gutmüthigen Humoristen, wie er immer rege seine Lebensstudien macht. —

Das Königstädtische Theater wird jetzt durch die Wittwe und Tochter des verstorbenen Kommissionsraths Cerf, auf welche auch die Konzession zu diesem Theater erblich übergegangen, weiter verwaltet. Damit ist den vielen Aspiranten, die nach diesem Theater gestrebt haben, eine große Hoffnung abgeschnitten worden. Bisher hat die Verwaltung des Königstädtischen Theaters seinen Besitzern nur Schaden gebracht, denn wenn auch der verstorbene Cerf in einzelnen Fällen große Vortheile davonzutragen wußte (wie er zuletzt noch von dem schlechten Stück „der ewige Jude" allein eine Ersparniß von 4000 Thalern in Papieren anlegte): so wissen wir doch aus guter Quelle, daß im Ganzen die Einnahmen dieses Theaters nie zu seinen Ausgaben gereicht haben. Dies Verhältniß ließe sich aber unter einer einsichtigen Verwaltung sehr bedeutend zu Gunsten des Besitzers umkehren, da Berlin, nach Maß der gestiegenen Bevölkerung und Theaterbedürfnisse, durchaus mehren Theatern eine reichliche Existenz geben kann.

Aus Hamburg.

December.

Der Winter hält seinen Einzug; eigentlich wird ihm das hier zu Lande nicht schwer, denn

ein Stückchen Winter hockt im guten Hamburg und seiner Umgebung Jahr aus Jahr ein umher. Die Flanellhemden werden von vielen Leuten das ganze Jahr nicht vom Leibe gezogen. In der That, wir haben kein brillantes Klima, die italienischen Dächer mahnen zwar an einen schönen Himmel, er ist aber selten gut gelaunt.

Wir leben gegenwärtig in einer bewegten Zeit, die mit gar vielen Dingen schwanger geht. Es gibt auf und unter der Erde allerhand Neues; selbst unter der Erde, wie unsere Leser aus der Anzeige ersehen konnten, die kürzlich ein hiesiger, höchst thätiger und geschickter Chemiker, G. Uler, über ein neu entdecktes Mineralsalz machte, das der Entdecker und Analytiker zu Ehren des hiesigen russischen Ministers, v. Struve, „Struvit" genannt hat. Dasselbe befindet sich in einer beträchtlichen Tiefe unter dem Boden, auf welchem sich die neue Nikolaikirche zu erheben bestimmt ist, in einem Lager von — Exkrementen. Die Abstammung ist etwas unästhetisch. Die Natur kümmerte sich aber nicht darum, ob der Mensch die Nase über sie rümpft, und so hat sie denn auch hier ganz im Stillen, ganz in der Tiefe ein Stück neuer Arbeit geliefert, das, wie der Entdecker erwähnt, bis jetzt noch nicht im krystallinischen Zustande, sondern nur als Pulver vorkommt. Wer weiß, ob unsere Hamburger Goldarbeiter, die aus dem Glockenmetall der abgebrannten Kirchen Ringe und damit ein sehr gutes Geschäft machten, nicht auch diese Struvitkristalle in Gold einfassen werden!

Die Weihnachtszeit kündigt sich in den Straßen durch Buden, Geschrei und größeren Verkehr an. Die Karrenjuden bringen alle Tage Neues, Stück für Stück einen Schilling; für nicht mehr kann man ein Stück Nürnberger Tand kaufen, Füllung für Kindeshand. Es ist der Mühe werth, die Karrenjuden zu beobachten. Das ist der rechte Handelsgeist; „Kuddl, Muddl" höre ich Einen unaufhörlich schreien, ich trete hinzu; der Mann hat auf seiner Karre lauter zerbrochenes Geschirr, ausgeschossene Waare, die der Fabrikant seinen gewöhnlichen Abnehmern nicht anbieten kann, „Kuddl Muddl" stückweise ein bis vier Schillinge, das wird reißend gekauft; daneben einen Karre mit gewebten Mützen, eine Mütze für einen Schilling. Hier drängt sich das Volk. Es macht dem Juden den Vorwurf, daß es vom Schachern nicht lassen könne, und es kauft am liebsten von ihm. Selbst zu seinem Christfest handelt es am liebsten mit dem Juden. Der Steinweg ist gegenwärtig mit Judenkarren übersäet. Besonders glänzend scheint aber der Bazar sich zur Weihnacht herausputzen zu wollen. Alle Läden sind in diesem blitzenden, schönen Gebäude vermiethet, für alle Lebensbedürfnisse ist in ihnen gesorgt. Der Bazar, das wird unser Palais Royal werden, sagen die Republikaner Hamburgs; selbst die berühmten Fleischpasteten werden auch hier, wie in Paris, ihr Glück machen. Ein Pastetenbäcker will sich ganz à la parisienne einrichten. Trüffeln, Lyoner Saucisson und viele ähnliche Leckerbissen kauft man hier bei einem französischen Wursthändler schon seit einiger Zeit. Selbst unter dem Bazar wird für Bequemlichkeit und gemüthliche Kneiperei gesorgt, in dem Keller, über den die Bazardiers wohnen, trinkt man besonders gutes bairisches Bier. —

Sehr gespannt ist man auf den Erfolg, welchen die zur Uebernahme des Stadttheaters sich meldenden Konkurrenten haben werden. Es heißt allgemein, daß der Direktor des Thaliatheaters, Herr Maurice, Alles aufbieten werde, auch die Direktion des Stadttheaters zu erhalten. Das wäre wahrscheinlich eben so wenig ein Glück für ihn wie für das Publikum. Herr Maurice kann keinen geraderen Weg einschlagen, sich um die Popularität zu bringen, der er sich bis jetzt zu erfreuen hatte. Das Stadttheater wird in alle Ewigkeit am Publikum einen strengen Richter haben. Bis jetzt ist das letztere noch mit keinem Direktorium zufrieden gewesen. Selbst der gute Schmidt mußte sich's gefallen lassen, sich vom Parterre zur Rechenschaft gezogen, sich zu mehr denn einem pater peccavi gezwungen zu sehen. Woltereck und Räder sind Zeugen. Wenn man mit den Herren Cornet und Mühling nicht immer einverstanden seyn kann, so läßt sich doch nicht läugnen, daß sie bei dem harten Stand, welchen sie dem Publikum und den Aktionären gegenüber haben, ihr Mögliches und dieß mit vieler Umsicht und Routine thun. Weder der Eine noch der Andere würde, wie dieß kürzlich auf dem Thaliatheater vorgekommen, dem Publikum ein bereits zernichtetes Stück noch einmal zum Zerfleischen vorgesetzt haben. Herr Maurice bedankte sich beim Publikum dafür, daß es ein zweites Mal den Stab über Christerns verunglücktes Lustspiel „die beiden Görgen" gebrochen habe; er hätte wohl weit eher um Nachsicht bitten und sein Bedauern ausdrücken können, daß dem Verfasser so strenges Recht widerfahren. — An Meldungen von Außen zur Uebernahme des Stadttheaters soll es nicht fehlen. Was aber die Wahrscheinlichkeit eines Wechsels unsers Direktoriums zu Boden schlägt, ist eine Bedingung, in die kein Privatmann willigen kann und wird. Dem neuen Direktor wird nämlich zur Pflicht gemacht, das Inventar, das Herr Cornet während der Dauer seiner Führung um 60,000 Mark, und sein Kollege, Herr Mühling um 83,000 Mark vermehrte, zu übernehmen. Eine solche enorme Summe wird für den großen „Theater-Kuddl-Muddl" kein vernünftiger Mann geben wollen, wenn er weiß, daß er immer ein Näglein zu seinem Sarge darunter findet, nämlich tagtäglich Aerger, Angst und Verdruß. Dieser ganze Spektakel wird also nichts Anderes, als einen neuen Kontrakt zwischen den jetzigen Direktoren und den Aktionären zur Folge haben. Und das ist auch wohl, Alles in Allem, das Wünschenswertheste.

Ein neues Stück: „Keine Jesuiten mehr" macht gegenwärtig Glück auf dem Stadttheater. Es ist von einem Herrn Schubar, der sich aber Lubarsch nennt und in Berlin lebt. Nächstens mehr über diese interessante Erscheinung.

Marr, der neulich als so gefährlich von den Zeitungen geschildert wurde, lebt fortwährend hier in seiner Vaterstadt, wo er als ehrbarer Bürgergardist wohl etwas zahmer werden wird.

Glasbrenner's komischer Volkskalender für 1846 wird in diesen Tagen erscheinen (Verlagskomptoir L. Lenz) und nicht unbemerkt vorübergehen. Er ist ungefähr sechs bis sieben Bogen stark und mit fünfzig und mehren Vignetten geziert. Es fehlt ihm nicht an Satyre und Witz. Des Verfassers Reinecke Fuchs erscheint hier in einer zweiten Auflage.

Randglossen und Anderes.

*** Der Strafcodex des Berliner Hoftheaters, den Herr von Küstner ausgearbeitet hat, und der nun bei jener Kunstanstalt in Wirksamkeit getreten ist, hat bereits Lob und Tadel erhalten. Wir wollen und können es nicht in Abrede stellen, daß es Herrn von Küstner unmöglich seyn mag, das Berliner Theaterpersonal in Zucht und Ordnung zu halten, und daß er dieß durch das Einschüchterungssystem, wie es aus seinem neuen Gesetzbuche hervorgeht, zu erreichen hofft; allein wir wollen zur Ehre der deutschen Bühnen, ihrer Vorstände und ihrer Mitglieder wünschen, daß dieses Verhältniß nicht überall zutrifft. Lächerlich ist die versuchte Rechtfertigung dieser Strafen für alle nur mögliche voraussichtliche Fälle, durch die Hinweisung auf Beamte und dergleichen Leute, die auch der Strafe verfallen, wenn sie nicht ihre Schuldigkeit thun. Wer so spricht, hat in der That einen schönen Begriff von dem Wesen der Schauspielkunst. Der Beamte, der sich hinter den Tisch setzt um seine gewöhnliche Arbeit vorzunehmen, die er morgen wieder vornimmt, wenn er sie heute nicht zu Ende bringt; der unbelauscht, sich's dabei bequem machen kann; der seine üble Laune offen zur Schau tragen kann, und wo es ihm beliebt, auslässt; nicht einmal davon zu reden, daß das, was er leistet, nur mehr oder weniger etwas rein Mechanisches durch stete Gewohnheit geworden ist; — und der Künstler, der mit allen Fähigkeiten der Seele und des Körpers sich in seine Leistung versenken muß, in eine Leistung, die er nicht willkürlich vertagen, nicht um eine Stunde aufschieben kann; die ihn frei, hingebend, begeistert, vollkommen seine Mittel beherrschend verlangt. Bei einem solchen Berufe ein pedantisches Korrektionsprinzip in Anwendung bringen wollen, heißt das Wesen der Schauspielkunst offenbar verkennen; heißt die Unfähigkeit einem Theater vorzustehen, selbst zugeben, und wenn man auch Tantiemen einführte, die unaufführbarsten Stücke gäbe, um die junge Schriftstellergeneration sich zu gewinnen, und ein Finanzmann dabei wie Rothschild wäre. Iffland sagte: man solle den Letzten bei der Bühne stets als Künstler nehmen und demgemäß behandeln; man ehrt sich selbst dadurch, die Anstalt und die Kunst. Daß man dieß aber nicht thut, wenn man ihn förmlich unter die Knute stellt, wenn man Künstlern zumuthet, neben ihren Rollen auch noch Gesetze auswendig zu lernen, und es Beurtheilern ohne Fähigkeit auch nur möglich macht, eine Parallele zwischen Angestellten gewöhnlicher Art und Schauspielern zu ziehen, abgesehen davon, daß mit jenen in Straffällen noch glimpflicher verfahren wird, das wird doch wohl zugestanden werden müssen. Es gibt andere Mittel versöhnlicher Art, dem Ungestüm, der Ueberreiztheit, der Anmaßung der Schauspieler zu begegnen, und sie dahin zu bringen, sich dem Allgemeinen unterzuordnen; das ist aber allerdings nicht leicht und läßt eigenthümliche Fähigkeiten bei dem Vorstande der Bühne voraussetzen. Bis zu Gefängniß und großen Geldbußen muß sich die theatralische Jurisdiction nie erstrecken dürfen; schwerere Vergehungen, Verletzungen gegen das, was Jeder der bürgerlichen Gesellschaft schuldig ist, fallen ja ohnedieß den ordentlichen Gerichten zur Bestrafung anheim. Dem Andern kann, wie schon gesagt, vorgebeugt werden, es kann für das Ganze unmerklich abgeleitet werden, und so zu keinerlei Beeinträchtigung desselben gelangen. Ueberhaupt soll, wenn gleich Ordnung aufrecht erhalten werden muß, man darin nie pedantisch erscheinen; gerade die Ersten der Anstalt binden sich oft nicht gern an Kleinigkeiten, und ein unbedeutender Verstoß gegen die bestehende Ordnung hat oft, wenn er zu strenge behandelt wurde, schon die Vorstellung eines Abends in ihrer Wirkung vernichtet oder unmöglich gemacht. Wohl ist dieß eine eigene Welt, und es gehört den Künstlern gegenüber nur Selbstverläugnung dazu, sie zu lenken.

*** Wir machen auf den Naturfreund aufmerksam, eine vergleichende Naturgeschichte für Schule und Haus, die Herr J. M. Schach im Verlage dieser Zeitschrift erscheinen läßt, und die bei sehr schöner Ausstattung mit kolorirten Bildern, gewiß das Wohlfeilste ist, was in dieser Art die Presse bis jetzt verlassen hat. Der Text ist dabei ansprechend behandelt und belehrend zugleich, und der bereitwillige Absatz beweist, daß das Unternehmen vollständige Anerkennung bereits gefunden hat.

An die Leser.

Die europäische Gesellschaft nach den Werken ausgezeichneter Dichter und Schriftsteller der Gegenwart zu schildern, sie gleichsam auf der Scene handelnd zu zeigen, und durch Rückblicke auf eine hingeschwundene Zeit zu Vergleichungen aufzufordern, dieß ist die Aufgabe, welcher wir nachstreben. Wie dieß uns gelungen, zeigt der so eben vollendete Jahrgang; Deutschland, Frankreich, England, Italien, Spanien, Holland, Rußland, Schweden und die Türkei sind darin vertreten. Wir haben uns davon hinlänglich überzeugt, daß unser Bestreben Anerkennung findet, und daß mitten in diesen aufgewühlten und wogenden Zuständen, ein Blatt wie das unsere zu einem Bedürfniß werden kann. Mit einem Zuwachs an Kräften und reicherm Material beginnen wir diesen Jahrgang, und wir hoffen somit uns die alten Freunde geneigt zu erhalten.

Die Redaktion.

Die nächsten Lieferungen dieses neuen Jahrgangs werden folgende artistische Beilagen bringen:

1) Ein Genrebild von Herrn Professor Rustige in Stuttgart (von welchem der vorige Jahrgang die Eilwagenscene brachte): Jahrmarktsvirtuosen auf dem Marsche.

2) Das Bildniß von Rossini nach dem Leben und aus jüngster Zeit, in Stahlstich (in der Art der Bildnisse von Burdach und Schlegel gearbeitet).

3) Die Kopie eines ausgezeichneten Blattes aus der Großherzoglichen Kupferstichsammlung zu Karlsruhe, bekanntlich eine der reichsten und bedeutendsten, von Herrn Heinemann, in der Art des hier beiliegenden Blattes „Kalifat Konstantine" ausgeführt.

4 und 5) Zwei karakteristische Scenen aus Holland und aus Rußland, in Crayonmanier und Tondruck, als Nachtrag zu den artistischen Beilagen des vorigen Jahrgangs, da die damit beauftragten Künstler die Blätter nicht zu rechter Zeit mehr fertig brachten, und mithin statt zwölf nur zehn artistische Beilagen gegeben werden konnten.

Hiezu: Kalifat Konstantine.

Intelligenzblatt Nr. 15. — Novitätenanzeiger Nr. 1.

Ausgegeben am 29 Dezember 1845.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

The new Knight &c. GALIANT CHEVALTIER. Pubd by Fisher Chandler & Kay 1820

Digitized by Google

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 2. Lieferung. — Artist. Beil. II.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Aloyse Von Alexander Kaufmann. II. — Seebad Warnemünde. II. — Politische Grillen. Von Fr. Giehne (Schluß). — Aus Hamburg. — Aus Karlsruhe. — Aus Stuttgart. — Randglossen.

Aloyse.

Von

Alexander Kaufmann. *

II.

Der Sylvesterabend.

Joseph hatte während seines Aufenthaltes auf der reichen, glänzenden Universität in N. und seiner darauf folgenden Reise, auf der ihn Empfehlungen seiner Lehrer mit vielen hochgestellten Personen in Berührung gebracht, manche so luxuriöse Festlichkeit mitgenossen, daß er von dieser Seite eben nichts Ueberraschendes hoffte; ein seltsameres Fest hatte er wohl noch nicht mitgemacht. Dazu kam, daß von seiner frühesten Kindheit an dieser Abend für seine Familie der Glanzpunkt des Jahres gewesen. Die Lichter des Refektoriums, zu welchen der Knabe hinaufgestarrt, schienen ein Eldorado zu erleuchten, welches sich die lebhafte Phantasie des Kindes gewiß mit den glänzendsten Farben ausgemalt hatte. Die Treppe, auf welcher er dann die lieblichen Mädchengestalten hinaufsteigen sah, verwandelte sich unwillkürlich in die Himmelsleiter, die der Erzvater im Traum gesehen — so hatte sich bei Joseph Alles, was mit dem Sylvesterabend in Berührung stand, zur lebendigsten Poesie verklärt. Und wirklich bot sich dem Eintretenden, nachdem er das absichtliche Dämmerlicht, welches in Vorhaus und Gängen herrschte, durchschritten hatte, ein nicht nur für den Augenblick überraschender, sondern bei längerem Anschauen auch fesselnder Anblick dar.

Die Nonnen des Engelthals — denn von diesen stammte die Ausschmückung, so wie der größte Theil der Gasterei — schienen ihr Treibhaus völlig auf den Engelberg versetzt zu haben. Die hintere Wand des Saales glich einem Blumenwalde, in dessen Mitte eine hell erleuchtete Laube mit einem Thronsessel drin auf ein gekröntes Haupt zu warten schien. Was sich noch von dem bunten oder grünen Schmuck, mit welchem sich die glücklichen Jahreszeiten zu schmücken wissen, erhalten hatte, fand sich hier in der lieblichsten Mischung, der üppigsten Fülle, der malerischsten Anordnung. Quer durch

* 1. Lief. S. 1.

den Saal auf die Laube zu führte eine Allee von Oleanderbäumen, jeder mit einer bunten Lampe in der Krone. Um die drei übrigen Wände des Saales zogen sich die bei jedem Feste gewöhnlichen Gewinde von Taxus und Epheu. Zu beiden Seiten der Allee tummelten sich die Gäste, gegen deren bunte Trachten die dunkeln Gewänder der Ordensleute seltsam abstachen. Die Tische nebst dem Buffet befanden sich in einem Nebenzimmer, von wo aus die Nonnen die Bewirthung der Gäste besorgten. Daß Pater Eulogius in seinem Lebenselemente schwamm, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Als Joseph's Vater den Saal betrat, ging ein Kichern durch die junge Versammlung, wie aber guckten die Mädchen auf, als Joseph, der schlanke Bursche mit dem langen, schwarzen Haar und den schattenden Wimpern über dem dunkeln, feurigen Auge, gleich hinter dem dicken Gerichtsverwalter eintrat! Das bleiche Gesicht des jungen Mannes färbte sich plötzlich hochroth, als er die Aufmerksamkeit, welche man ihm schenkte, gewahr wurde. Sein Vater ließ ihn jedoch nicht lange in dieser Verlegenheit, sondern führte ihn zu dem Superior, dem man als Herrn des Hauses und erstem Würdenträger der Kirche natürlich, zuerst seine Aufwartung machen mußte. Joseph's Mutter konnte bei dem überraschten Blick, welchen der Superior auf ihren Sohn warf, ein Lächeln des Triumphes nicht unterdrücken. Der Geistliche reichte Joseph die Hand, welche dieser auch ohne Weiteres annahm, statt, wie es gebräuchlich war, einen Kuß der Ehrerbietung darauf zu drücken. Die Gerichtsverwalterin gerieth in die peinlichste Verlegenheit, der Superior schien jedoch diesen Verstoß gegen das Herkommen nicht zu bemerken, sondern begann ein freundliches Gespräch mit dem jungen Manne, welches sich für den Augenblick jedoch, da wieder neue Gäste, meistens Landpfarrer der Umgegend, eintraten, auf die oberflächlichsten Erkundigungen in Betreff der Studien, der Reisen und der Ankunft Joseph's beschränken mußte. Dann mußte derselbe noch der reverende mère und den einzelnen Nonnen vorgestellt werden, und war endlich froh, als er, des weitern Vorgestelltwerdens enthoben, sich in eins der Nebengemächer flüchten konnte, um die Bilder, welche die Wände desselben verzierten, zu beschauen. Es waren schlechte, alte Porträts der Hauptheiligen des Ordens, daneben aber manche Vorkämpfer der modernen Orthodoxie, unter welche sich auch das milde freundliche Antlitz Sailers verloren hatte. Einige Mädchen waren gleichfalls in dieses Nebenzimmer gerathen. Joseph hörte ihre Unterhaltung.

Es ist schändlich, sagte die Eine, der armen Lisena so den Abend zu verderben!

Ja, wahrhaftig schändlich! erwiederte eine Andere, sie hat wohl gefürchtet, die werde sie ausstechen mit ihrem Schwarzkopf, sie will allein die schönste unter uns seyn.

Wart! begann die Erste wieder, die soll noch einmal Dinte von mir bekommen, wenn sie vergessen hat, ihr Dintenfaß zu füllen!

Mit ihrer dummen Wahrheit! Immer die Wahrheit zu sagen! Weiß sie denn nicht, wie es der Pater Achatius macht, wenn die reverende mère ihm etwas aufträgt, was er doch nicht thun will?

Nun, wie macht der es?

Ei, dann verbeugt er sich, sagt aber weder Ja, noch Nein dazu, und dann kann er immer noch thun, was ihm gefällt. Die Aloyse hätte ja auch so was drum herum machen können.

Hier horchte Joseph noch aufmerksamer auf.

Sie wird heute Abend sicher Bohnenkönigin und kommt auf den schönen Sessel zu sitzen und tanzt mit —

O, ich weiß schon, mit wem sie tanzen würde, wenn sie sich Einen aussuchen dürfte!

Das Kichern, welches jetzt durch die Mädchengruppe ging, endete plötzlich, als Eine daraus den jungen Mann, welcher übrigens that, als habe er nichts bemerkt, anscheinend versunken vor einem der Bilder stehen sah.

Während dieser Zeit hatte sich Joseph's Mutter vergeblich nach Lisena umgeschaut. Lisena war ihr verwandt, ihrer Obhut besonders empfohlen, sie war reich, schön, anstellig, sie wäre für Joseph die beste Partie der ganzen Gegend gewesen. Die Mutter mochte auf den Eindruck, welchen Lisena gerade an diesem Abend, bei dieser Beleuchtung, in der wundervollen Umgebung nothwendig auf Joseph ausüben mußte, im Stillen gerechnet haben; die Gerichtsverwalterin wurde im höchsten Grade verdrießlich,

als ihr eine der Schwestern den Vorfall und die darauf erfolgte Strafe in Eile berichtete. Sie selbst hatte wieder nichts Besseres zu thun, als es Joseph mitzutheilen, welchem sich nun der Schlüssel zu der obigen Unterhaltung geboten.

Jetzt erschien der große Kuchen, welcher über das Königthum des Abends entscheiden sollte. Aloyse erhielt das verhängnißvolle Stück und wurde unter Pauken- und Trompetenschall auf den Sessel geführt. Die Nonnen hatten es schon so einzurichten gewußt, daß die schönste und vornehmste den Königsthron einnahm.

Nun muß gehuldigt werden! rief der Superior. Wer soll die Rede halten?

Pater Eulogius! Pater Eulogius! schrien die Mädchen, der Pater Eulogius aber riß sich die Kutte vom Halse, sprang auf einen Stuhl und rief; Jetzt schmeiß ich die Kutte in die Luft, auf wen sie fällt, der muß die Huldigungsrede halten!

In diesem Augenblick fuhren die Frauen und Mädchen, welche sich um den lustigen Pater gesammelt, auseinander, die Kutte flog auf und fiel dicht vor Joseph nieder. Joseph war der ganzen Versammlung eine zu fremdartige Erscheinung, als daß ein Zeichen des Beifalls oder der Mißbilligung gegeben worden wäre, was bei keiner der übrigen Personen, auf welche das Geschäft des Orators fallen konnte, gefehlt hätte.

Der Superior ging auf Joseph zu: Es wird wohl nicht das erste Mal seyn, mein junger Freund, daß Sie unvorbereitet sprechen müssen, und ich hoffe auch nicht, daß es heute das erste und zugleich das letzte Mal seyn wird, daß Sie vor den Thron eines Regenten treten. Ob Sie aber jemals wieder einer Königin huldigen, das ist freilich eine andere Frage.

Zweifeln Sie nicht, ehrwürdiger Vater, nahm Joseph das Wort, daß ich mit Unerschrockenheit und ohne jedes Bedenken vor den Thron des größten Kaisers treten werde, wenn der Jammer meines Volkes, wenn die Ungerechtigkeit seiner Beherrscher, die Blindheit seiner Fürsten mich an diese Stelle ruft! Eines aber glaube ich versichern zu können, daß dieser der einzige Thron seyn wird, vor welchem ich kniend meine Huldigung darbringe. Auf den Thronen der Erdenkönige, fuhr er zu Aloysen gewendet fort, ist die Wahrheit nicht mehr zu Hause, ich aber beuge mich vor nichts als vor der Wahrheit, allein vor der Wahrheit, nur vor der Wahrheit. Seien Sie mir die Königin der Wahrheit, verehrte Monarchin des Berges, auf welchem die Himmlischen wohnen sollen, sehen Sie in dem frischen, grünen Laube, das in kalter, starrer Winterzeit sein üppiges Rankenwerk um Ihre Schläfe windet, den ewigen, unverwelklichen Kranz, welcher der Königin, die der Wahrheit zugeschworen, zu tragen geziemt!

Damit nahm Joseph die Blumenkrone, mit welcher derjenige, der die Huldigungsrede zu halten hatte, auch die Königin krönen mußte, aber seine Hand zitterte, als er sich Aloysen näherte; er mochte wohl auch die verlegene Stimmung bemerken, die schwüle Luft, welche sich plötzlich, als er die ersten Worte geredet, durch die ganze Versammlung verbreitet hatte. Er zitterte noch heftiger, als er die Verlegenheit Aloysens gewahrte; der Kranz fiel ihm aus der Hand, eine der Pensionärinnen hob ihn auf und drückte ihn rasch entschlossen der Königin auf's Haupt. Ein Tusch, der jetzt geblasen wurde, gab Joseph Gelegenheit, sich zurückzuziehen, er war zu aufgeregt, als daß er den Zorn, welcher seines Vaters Stirnader schwellte, bemerkt hätte; die Mutter aber drängte sich heran und sagte leise: O Joseph, Joseph, was hast du angerichtet!

Es waren seltsame, schrille Laute, welche plötzlich in diese heitere stille Welt hineingeklungen; dem Vater Josephs war es, als habe der Engel der Revolution schon in die Schlachtposaune gestoßen, denn wie Revolution dröhnten ihm die Worte: Jammer des Volkes, Ungerechtigkeit der Beherrscher, Blindheit der Fürsten! Der größte Theil des Publikums aber stand noch überrascht, und wußte gar nicht recht, was das Alles seyn und heißen wolle. Eine Taktlosigkeit von Joseph war es sicher gewesen, die unbefangene Lust der Jugend — denn unter die war am Sylvesterabend auf dem Engelberg auch das Alter zu rechnen — auf solche Weise zu beklemmen und zu stören. Der Superior gab jetzt Befehl, den Gesang, mit welchem die Mädchen ihre Königin zu begrüßen pflegten, anzustimmen; nach demselben sollte der Tanz eröffnet werden.

Joseph hatte sich wieder in die Nebenstube geflüchtet, um sich über den Vorfall zu be-

ruhigen und zu klären. Er ſetzte ſich in eine Fenſtervertiefung, wo ein Vorhang ihn von der Geſellſchaft gänzlich trennte. Im Innern tönte jetzt die Walzermuſik, draußen aber war es wunderbar ſtill. Das Fenſter ſah nach dem Gebirge hinaus, wo die nackten Waldbäume den kommenden Jahreswechſel feierten, ruhig und ernſt, wie auch der Menſch dieſen Augenblick begrüßen ſollte. Bisweilen fiel auf der andern Seite, vom Städtchen her, ein Schuß, und dann ſchütterte das Echo bis in die fernſten Bergſchluchten.

Endlich näherten ſich wieder Stimmen vom Saale her, Joſeph glaubte ein leiſes Schluchzen zu vernehmen. Es ſchienen zwei Mädchen, welche auf das Fenſter loskamen.

Tröſte Dich, ſagte die Eine, ich bitte, tröſte Dich! Ich weiß es ja, und die reverende mère weiß es auch, daß Du nicht anders gekonnt haſt. Es iſt abſcheulich — nicht eine Einzige hat mit Dir tanzen wollen?

Ich danke Dir, Bertha, daß Du mich erlöst haſt! Du biſt doch die Einzige, welche es gut mit mir meint.

Gewiß, Aloyſe, die andern lieben Dich aber doch, — es iſt nur heute ſo, nur im erſten Zorne ſo — aber iſt Dein Naſenbluten gänzlich vorbei?

Ich glaube wohl, Bertha!

Gut, ſo bleibe noch einen Augenblick hier, und ſuche Dich etwas zu beruhigen! Die reverende mère hat gewiß ſchon tüchtig geſchmält, daß man Dich ſo traurig ſtehen ließ; nun werden ſchon welche kommen, die mit Dir tanzen.

Ich tanze jetzt nicht mehr, ich will keine Freundlichkeit, die man mir gezwungen bietet.

Aber liebe Aloyſe, was wird man ſagen, wenn die Königin fehlt?

Mag man ſagen, was man will! Ich bleibe weg, bis der Tanz vorüber iſt. Wo kann ich mich bergen, daß man mich nicht ſieht?

So bleibe denn zunächſt hier, für einige Zeit wirſt Du hier Ruhe haben. Ich will einmal hineingehen und zuſchauen, wie es drinnen ausſieht. Aber ich bitte Dich nochmals, tröſte Dich, Aloyſe, tröſte Dich!

Damit huſchte das Mädchen weg und ſchien die Thüre vorſichtig zu ſchließen. Wie aber ſchlug Joſephs Herz, als der Vorhang ſich regte, und ſeine Königin — ich wollte ſchreiben die Königin, an das Fenſter trat, zu welchem er ſich eben in ähnlicher Abſicht geflüchtet hatte.

Liſena.

Von den fünfzehn Sylveſterabenden, welche Liſena erlebt, war der fünfzehnte der traurigſte. Die tollen Streiche, zu welchen ihre in Muthwillen ausſchlagende Lebhaftigkeit ſie verlockte, hatten in der letzten Zeit ſo überhand genommen, daß ſie faſt einem neckiſchen Kobold glich, der ſich das Kloſter zur Bühne ſeiner Poſſenſpiele ausgeſucht. Der Muthwille ſteigert ſich ja wie jede Leidenſchaft mit der Befriedigung ſeiner Wünſche. Die reverende mère hatte deßhalb eine exemplariſche Strafe beſtimmt und der Schweſter Kordula befohlen, Liſena in einem der ſchaurigſten, ſtillſten Gemächer, dem einzigen Reſte, welcher ſich vom alten Kloſtergebäude noch erhalten, die Neujahrsnacht zubringen zu laſſen. Es war ein runder Thurm mit gewaltigem Mauerwerk, den man in den Neubau eingeſchloſſen, weil der Abbruch mit Koſten und Mühe verbunden geweſen wäre. Man benutzte die drei Gemächer, welche ſtockweiſe über einander lagen, zur Aufbewahrung von Getreide; das oberſte dieſer Gemächer war eben leer, und ſo hatte Schweſter Kordula daſſelbe zum Gefängniß für Liſena herrichten laſſen. Das einzige Möbel deſſelben war das Bett, welchem ſich aber aus Rückſicht für Liſena's Geſundheit ein tragbarer Ofen geſellte, wie man deren in Klöſtern häufig findet. Als Schweſter Kordula die Schuldige unter beſtändigem Predigen in ihre neue Wohnung eingeführt, verriegelte ſie die Thüre und begab ſich zu ihren anderweitigen Geſchäften, wenig bekümmert um die Vorſchrift der reverende mère, das Kind nicht aus den Augen zu laſſen. Nachdem die nothwendigſte Arbeit verrichtet, begab ſich Schweſter Kordula auf ihre Zelle, um ſich bei der Abweſenheit der übrigen Nonnen ein Souper zu bereiten, wie ſie ſich daſſelbe bei der großen Strenge, mit welcher die Vorſteherin auf pünktlichſte Erfüllung der Ordensregel hielt, nicht oft im Jahr verſchaffen konnte.

Als ſich Liſena's Zorn und erſter Schmerz in etwas gelegt, ſuchte ſie ſich in dem Gemache, in welchem ſie die Neujahrsnacht zu-

bringen sollte, zu orientiren und einzurichten. Sie hatte eine Lampe bei sich, die aber nur den untern Theil des Raumes nothdürftig erhellte; bis in die ungeheuere Höhe konnte kein Strahl hinaufdringen. Mit einem tiefen Schauder blickte das Mädchen in die Finsterniß empor, einen zweiten Blick wagte Lisena nicht. Sie wollte sich endlich, da ihr das langweilige Erbauungsbuch, welches Schwester Kordula hingelegt, wenig Trost versprach, zu Bette legen, um sich vielleicht durch einen schönen Traum auf den Engelberg zu versetzen, wo sie am letzten Sylvesterabend als Königin des Festes geglänzt hatte. Das Bett stand an der kälteren Außenwand. Lisena wollte es an eine der innern Wände schieben — da fiel ihr Auge auf eine kleine Thüre, welche bisher durch das Bett verborgen, in das Mauerwerk zu führen schien. Neugierde siegte über Furcht, das Thürchen gab nach, und als Lisena in den neu geöffneten Raum hinein leuchtete, entdeckte sie eine Steintreppe, die nach der Tiefe ging, und wohl die Breite des Mauerwerks einnahm. Klopfenden Herzens schritt das Mädchen die Stufen hinab und gelangte endlich wieder an eine Thüre, die nach dem untern Gemache führen mußte, aber von innen nicht zu öffnen war. Nach einiger Zeit folgte ein drittes Thürchen, die Treppe wurde ein wenig breiter. Lisena mochte wohl hundert und fünfzig bis zwei hundert Stufen niedergestiegen seyn, als sich ein größeres, kellerartiges Gewölbe aufthat. Plötzlich stolperte sie über etwas, es war das Stück eines zerbrochenen Wasserkruges. Wie erschrack sie jedoch, als ihr hinter einem Mauervorsprung das scheußlichste Menschengerippe entgegen grinste! Lisena that einen lauten Schrei, wie ein Krampf zuckte es in ihrer Brust; sie ließ die Lampe fallen und befand sich mit einem Mal in der tiefsten Dunkelheit. Fast besinnungslos stürzte sie zurück und gewann erst, als sie die Stufen der Treppe erreicht, einigermaßen Kraft und Besinnung wieder. An den Wänden tappend, suchte sie der gräßlichen Nähe des Gerippes zu entgehen, in ihrer Phantasie beständig von dem Scheusal verfolgt, kalten Schweiß auf Gesicht und Händen; endlich langte das für seine unschuldige Neugierde so hart gestrafte Mädchen auf seiner Stube an und barg das todtenbleiche Angesicht in den Kissen des Bettes. Alle die erdichteten und wahren Erzählungen von vermauerten Nonnen drangen auf Lisena ein, sie war überzeugt, solch ein jammervolles Opfer menschlicher Härte und Verblendung vor sich gesehen zu haben; Haß und Schauder ergriff sie vor ihrer ganzen Umgebung, vor dem Kloster, vor Allem, was damit in Berührung stand. — Ich muß fort, rief sie, ich muß fort! Noch diese Nacht! Geh' es, wie es will! — Entschlossen sprang sie auf und eilte an's Fenster, um zu überlegen, ob sie durch einen kühnen Sprung in die Tiefe gelangen könne; die Sterne leuchteten ihr. Des Mädchens scharfes Auge sah bald die Unmöglichkeit dieses Versuches ein: Aber vielleicht geht's, wenn ich Decke und Linnenzeug zu Hülfe nehme? Auch dann galt es noch einen gefährlichen Sprung, aber für Lisena's geängstete Seele gab es kein Heil mehr, als in der Flucht.

Wir wollen den oft beschriebenen Versuch nicht noch einmal beschreiben. Lisena gelangte glücklich in der Tiefe an und lief ohne Aufhören weiter, unbekümmert, auf welchem Erdenfleck ihr die erste Sonne des kommenden Jahres aufgehen würde. Aus der Ferne hörte sie noch das Glockengeläut und Freudenschießen, mit welchem man in Laudenburg die Ankunft desselben bewillkommte.

Seebad Warnemünde

in Mecklenburg.*

II.

Außer der erwähnten Baumreihe gibt es in Warnemünde keinen Strauch, keinen Garten, kein Getreidefeld. Rings herum auf der Landseite nichts wie Dünensand, der sich gegen das Meer zu hohen, oft ihre Form verändernden Hügeln aufthürmt. Nur auf der andern Seite der Warnow sieht man einige grüne Wiesen, und in weiterer Entfernung, am Horizont, den Saum der großen, mehre Meilen langen Waldung, die „Rostocker Haide“ genannt. In Warnemünde wird, einigen Kohl ausgenommen, der Erde

* 1. Lief. S. 9.

keine Frucht abgewonnen, kein Gewerbe getrieben, kein Bäcker, kein Schlachter wohnt daſelbſt. Nur das Meer iſt das Feld, was der ganzen Bevölkerung Nahrung und Unterhalt verleiht, nur ihm allein verdanken ſie ihre Exiſtenz, und vermöge ihres Fleißes, ihrer Ordnung und des regelmäßigen Haushaltes, iſt ſie eine ziemlich wohlhabende, und eigentlich Arme gibt es im ganzen Orte nicht. Jede Familie beſitzt, wenige Ausnahmen abgerechnet, ihr eigenes Häuslein und ihre „Jölle,“ die ihnen Pflug und Spaten, Webſtuhl und Hammer erſetzen muß. Die jungen Burſche, von der Konfirmation an, dienen alle auf Roſtocker oder auch fremden Seeſchiffen, und Jeder, der in Warnemünde ſich verheirathen und niederlaſſen will, muß fünfzehn Jahre zur See gefahren haben, bevor er von der geſtrengen Stadt Roſtock die Erlaubniß dazu erhält. Kommen wohl Ausnahmen hievon vor, ſo iſt dieß doch nur ſelten. Viele treiben dieß Gewerbe auch noch im höheren Alter, bis endlich die Kräfte es nicht mehr geſtatten. Andere werden nach ihrer Verheirathung Fiſcher, die in Kommunſchaften vereinigt, oft in ihren kleinen Fahrzeugen viele Meilen weit in die See gehen, den Bewohnern derſelben mit Netzen und großen Grundangeln nachzuſtellen. Noch Andere holen Sand vom Seeufer und bringen ihn nach Roſtock, oder heben Steine aus dem Meeresgrund, die zu den Hafendämmen verwendet werden. Weiber und Kinder ſammeln auch oft Seetang, was ſie getrocknet und gereinigt, an Kaufleute abſetzen. Alle ſolche Sachen fahren ſie nach Roſtock und kaufen ſich dort ihre Bedürfniſſe an Nahrungsmittel aller Art wieder ein, daher denn auch die Warnow immer jeden Morgen mit Hunderten von Booten bedeckt iſt. Die älteſten Männer, hundert an der Zahl, treiben nach feſter Eintheilung das Lootſengewerbe bei den vielen ein- und auslaufenden Seeſchiffen. Ein „Lootſenkapitän“ regelt das Ganze, und wacht über den Dienſt, und daß immer die nöthige Zahl von Booten und fünf Mann Lootſen in jedem derſelben in Bereitſchaft ſind, auch immer zwei Lootſen Tag und Nacht auf dem Leuchtthurm Wache halten.

Während der Zeit, daß das Meer und die Warnow offen ſind, arbeiten alle Warnemünder, und namentlich ihre Frauen und Töchter, mit der unermüdetſten Thätigkeit. Früh am Morgen, wenn die Dämmerung kaum angebrochen iſt, fahren ſie mit den ſchwer beladenen Sandbooten nach Roſtock, und verſchleppen ihre Ladung in großen Säcken auf dem Rücken, durch die ganze Stadt. Ohne etwas den langen Vormittag zu genießen, kommen ſie gegen drei bis vier Uhr Nachmittags wieder nach Hauſe. Dann wird ſchnell ein großer Topf Kaffee mit etwas Semmel verzehrt, und wieder in die See gefahren, den Sand für den morgenden Tag herbeizuholen. Oft müſſen ſie dabei bis an die Hüften in's Waſſer waten, um denſelben in's Fahrzeug ſchaffen zu können. Gegen Abend kehren ſie erſt wieder nach Hauſe, und genießen dann die erſte conſiſtente Mahlzeit. Nur wenn das Eis die Fahrt verhindert, oder wenn der Sturm ſo heftig tobt, daß die Fahrt auf der Warnow nicht zuläſſig iſt, geſchweige denn die auf dem Meere, iſt ihnen Ruhe gegönnt. Dann kommt Jung und Alt, die Frauen mit ihren Spinnrocken, bei irgend einem Nachbar zuſammen, und aufmerkſam wird den Erzählungen der alten Seefahrer zugehört. Da hört man vom „Nordkap“ und wieder vom „mittelländiſchen Meere,“ und von Jamaika und Batavia und wieder von Riga ſprechen. Endloſe Faden von Schiffbruch und von Seeräubern, und von verlorenen Reiſen und vom Wallroßfang mit ſeiner ganzen Gefährlichkeit werden geſponnen und aufmerkſam zugehört. So vergehen dann bald die rauhen Tage, und ſo wie die Schifffahrt einigermaßen nur wieder offen iſt, zerſtreut ſich der Kreis in alle vier Ecken der Windroſe. Ordnung, Ehrlichkeit und Zuverläſſigkeit findet man faſt durchgehends bei allen Warnemündern. Der weibliche Theil in ſeiner Jugend oft ſehr hübſch, was aber bald durch die ſchwere Arbeit und die rauhe Witterung, der ſie den ganzen Tag ausgeſetzt ſind, ſchwindet, zeichnet ſich durch Thätigkeit, Reinlichkeit und ſehr große Keuſchheit vortheilhaft aus. Noch vor wenigen Jahren war ein uneheliches Kind etwas Unerhörtes in Warnemünde, und kommt auch jetzt noch äußerſt ſelten vor. Die Ehrlichkeit iſt ſo groß, daß man in vielen Häuſern keine Schlöſſer findet und nie hört, daß etwas geſtohlen iſt. Dagegen ſind die Warnemünder oft etwas habgierig und lieben es, den Fremden, der nicht mit ihnen zu handeln

versteht, zu übertheuern. Durch die immer sich mehrenden Badegäste wird zwar erhöhter Wohlstand verbreitet, leider aber auch manche der erwähnten vortheilhaften Eigenschaften verdrängt.

Das Badepublikum Warnemünde's ist ganz mecklenburgisch, und nur sehr wenige Ausländer sieht man darunter. Meistens sind es Rostocker Familien, die mit ihrer ganzen Wirthschaft einige Wochen daselbst zubringen, und in hochbeladenen Booten ihren ganzen Hausrath mitführen. Aber auch Beamte, und namentlich Prediger vom flachen Lande und den kleineren mecklenburgischen Städtchen, oder Pächter und Gutsbesitzer, oder auch vornehme adelige Familien des Landes, denen Doberan zu geräuschvoll und gezwängt ist, kommen alle Jahr in großer Menge dorthin. So eigenthümlich das ganze Leben und Treiben daselbst dem fremden Beobachter auf den ersten Anblick erscheint, so langweilig wird es ihm mit der Zeit werden. Es ist ganz mecklenburgisch daselbst, mit allen Vorzügen und Schattenseiten dieses Landes, jede fremde Färbung, die diesem Gemälde die zu große Einförmigkeit nehmen könnte, fehlt gänzlich.

Das Familienleben, was überhaupt den deutschen Norden so sehr karakterisirt, ist hier namentlich in Warnemünde in hohem Grade ausgebildet, und Alles lebt und webt so in demselben, daß die wenigen, überdieß nur sehr mäßigen Anforderungen genügenden Gasthäuser, leer und öde erscheinen und dem Fremden, der ohne Bekanntschaft hierher kommt, einen unheimlichen Aufenthalt gewähren. Da die Wohnungen gewöhnlich für die vielen Familienmitglieder zu enge sind, man auch so viel als möglich frische Seeluft, die man hier aus erster Hand erhält, genießen will, so lebt Alles den ganzen Tag unter den großen, mit Seitenwänden versehenen leinenen Markisen, die vor jeder Thür ausgespannt sind. Geht man am frühen Morgen die Allee entlang, so kann man die ersten täglichen Ereignisse eines Familienlebens mit Muße beobachten. Schreiende Kinder werden gewaschen und gekämmt, Kleider von verschlafenen Dienstmädchen geputzt, Zucker von den sorgsamen Hausfrauen geschlagen und was dergleichen nothwendige Vorbereitungen zu den Vorkommenheiten des Tages ferner sind. Später, gegen sieben Uhr, sitzt die ganze Familie, der Hausherr im Schlafrock und Pantoffeln, die Frauen im bequemen Negligee, um den Frühstücktisch, den in der Spiritusmaschine bereiteten sehr kräftigen Kaffee mit Wohlgefallen schlürfend. Dann zieht Alles, Jung und Alt, Mann und Frau, in's Bad, was für die Herren einige hundert Schritte hinter dem Orte, für die Frauen aber eine Viertelstunde weiter, auf einfache aber ganz zweckmäßige Weise angelegt ist. Es sind kleine Bretterbuden zum Auskleiden und lange, weit in die See gebaute Stege mit Treppen zum Heruntersteigen. Badekarren und ähnliche künstliche Zurichtungen kennt man in Warnemünde nicht. Nach dem Bade hat sich wieder ein starker Appetit, an dem überhaupt die Mecklenburger beiderlei Geschlechtes in der Regel keinen Mangel haben, der hier noch durch die scharfe, zehrende Seeluft vermehrt wird, eingestellt. Nach kurzem Spaziergang die Allee auf und ab, wobei die Damen mit ihren des Trocknens vom Meerwasser wegen, lang herabwallenden, aufgelösten, noch feuchten Haaren, fast wie Najaden aussehen könnten, widerspräche dem nicht sonst ihr blühendes, recht materielles Aeußere zu sehr, eilt Alles wieder dem wohlbesetzten Frühstückstische zu. Einzelne Familien machen sich nun Besuche unter einander und probiren dort den ächten „Porter," hier den guten „Medoc," essen ein Stück selbstgemachte „Mettwurst" und preisen mit Recht den wohlgemästeten „Kapaun." Die mecklenburgische Gastfreiheit zeigt sich in Warnemünde im vollsten Lichte, und ein nur einigermaßen bekannter einzelner Mann kann, wenn er nur irgendwie Neigung dazu hat, alle seine Mahlzeiten, von der ersten bis zur letzten, stets in Familien einnehmen. Das Mittagsessen, wobei die trefflichen, frischen Seefische eine Hauptrolle spielen, wird ebenfalls, erlaubt es nur irgendwie die Witterung, im Freien eingenommen. Hernach versammeln sich die einzelnen Zirkel und Cotterien, die es in der mannigfaltigsten Art hier gibt, zum Nachmittagskaffee. Um diese Zeit langt gewöhnlich das Dampfschiff, was während der Säson täglich von Rostock kommt, an, und bringt sowohl neue Badegäste, als auch nur kurze Besuche, die am Abend wieder zu den gewohnten Geschäften heimkehren, in Menge. Dann ist die Allee vor den Häu-

fern, der einzige Spaziergang, den Warnemünde darbietet, faſt zu belebt von den darin Wandelnden. Man muſtert die vor den Thüren ſitzenden Kaffeegeſellſchaften, in denen die Damen, ohne Ausnahme, ein Strickzeug oder eine Stickerei, denn eine fleißige Mecklenburgerin wird nie müßig ſitzen, in der Hand haben und wird von denſelben wieder gemuſtert. Jeder Bekannte aber wird freundlich eingeladen, eine Taſſe Kaffee mitzutrinken. Die Tiſche und Bänke vor der Thür ſind mit geſtickten Polſtern, bunten Tiſchdecken und ſtattlichen Blumenvaſen hübſch verziert, und es iſt der Stolz jeder Hausfrau, dieß ſo elegant wie möglich zu haben. Am Abend finden wieder ähnliche Theegeſellſchaften und Abendeſſen ſtatt, wobei denn oft bis ſpät in die Nacht bei den vollen Flaſchen geſeſſen wird. Ein Hauptvergnügen iſt es auch, auf den einige hundert Schritt in das offene Meer hinaus gebauten, aus mächtigen, durch Klammern verbundenen Steinblöcken beſtehenden Hafendamm, der „Spiel“ genannt, zu wandern, und den ſchönen Anblick, wie die Sonne in die unermeßliche Fläche des Meeres hinabſinkt, oder der Mond mit ſeinem milden Lichte emportaucht, zu betrachten. Ein gemeinſames Badeleben und gemeinſame Partien, wie in andern Bädern, finden in Warnemünde nicht ſtatt, da ſich Alles vorher ſchon kennt und in den gewohnten Kreiſen wieder fortbewegt. Zwar werden bisweilen größere Tanzbeluſtigungen, ja in neuerer Zeit ſogar ein ſogenanntes Volksfeſt veranſtaltet, allein größtentheils mit geringem Erfolg. Der Mecklenburger, und mehr noch die Mecklenburgerin, iſt nur wahrhaft liebenswürdig in ihrem Familienkreiſe, wo ſie ſich unbefangen zeigen kann, bei öffentlichen Angelegenheiten, namentlich wenn vielleicht fremde, nicht recht genau bekannte Elemente darunter ſind, waltet leicht Steifheit und Gezwungenheit vor, die oft dem Ganzen einen Stempel der Langweiligkeit aufdrückt. Zudem herrſcht der Kaſtengeiſt in ſo hohem, lächerlichen Grade, wie man ihn ſonſt wohl nicht leicht mehr in Deutſchland findet, und nimmt in neuerer Zeit, ſtatt abzunehmen, noch immer mehr zu, woran die Streitigkeiten der bürgerlichen und adeligen Gutsbeſitzer viele Schuld tragen. Der Adel, welcher in Warnemünde vorzugsweiſe die näher der See gelegenen Häuſer bewohnt, die deßhalb auch ſpottweiſe „Faubourg St. Germain“ benannt werden, hält ſich ſo viel wie möglich unter ſich, und kann er es nicht vermeiden, bei öffentlichen Angelegenheiten mit den Bürgerlichen zuſammen zu kommen, ſo macht ſich die gegenſeitige Spannung und Gezwungenheit noch fühlbarer.

Viele Abwechslung in dem ſonſt ſehr einförmigen Leben zu Warnemünde, gewähren die täglich ein- und auslaufenden Schiffe aller europäiſchen Nationen, die auch, wenn ſie zu ſchwer beladen ſind, daſelbſt erſt löſchen müſſen, um nach Roſtock kommen zu können. Ein noch impoſanteres, wenn auch glücklicher Weiſe ſeltneres Schauſpiel, bietet ein Sturm dar. Graue, düſtere Wolken liegen drückend auf dem ganzen Horizont, und ihr Wiederſchein verdunkelt die tiefgrüne Farbe des Meeres, bis faſt in's völlige Schwarz. Noch iſt Alles in der Natur ruhig, aber ſo ungewöhnlich ruhig, daß der außerordentliche Aufruhr bald zu erwarten, ja ſelbſt, damit dieſe ängſtliche Spannung aufhöre, zu wünſchen iſt. In großen Haufen kommen die Möven an die Küſte, und ihr heiſeres Klaggeſchrei, womit ſie gleichſam Schutz ſuchend den Leuchtthurm umflattern, iſt der ſicherſte Vorbote des nahenden Unwetters. Jetzt beginnt der Wind ſein Spiel zu treiben, anfänglich nur leiſe, vermehrt ſich ſeine Gewalt von Sekunde zu Sekunde. Die Maſten der im ſicheren Hafen doppelt vor Anker gelegten Schiffe knarren in allen Theilen und vermögen kaum Widerſtand zu leiſten, während das angeſpannte Tauwerk gleich einer rieſigen Aeolsharfe, in hohlen Tönen pfeift und brummt. Giſchend und ganz in weißen Schaum ſich zerſchellend, ſchlagen die immer gewaltiger werdenden Wogen über das äußerſte Ende des Hafendammes, als ſtrebten ſie unwillig über das ihnen aufgebürdete Joch, es zu ihrem tiefſten Abgrund hinabzureißen. Reißt ihre gewaltige Kraft auch wohl bisweilen einzelne Steine aus dem Bau, das Ganze ſteht unerſchüttert feſt und ſpottet derſelben. Die See, ſo weit das Auge reicht, iſt ein wildes Chaos von ſich überſtürzenden Waſſerbergen und tiefen Abgründen zwiſchen den Füßen derſelben. Der weiße Schaum auf den Spitzen ſticht doppelt gegen die dunkeln Schlünde ab. — Mit Mühe nur das Fernrohr haltend, ſpähen

die auf dem Plateau vor dem Leuchtthurm zahlreich versammelten Lootsen, ob sie Schiffe »in Sicht« erblicken. Jetzt werden sie aufmerksam, der »Lootsenkapitän« nimmt selbst das Fernrohr zur Hand und sagt endlich nach langem Schauen: »Ja, dat is een Schipp.« Die Kunde, ein Schiff sei im »Ansegeln,« verbreitet sich schnell im ganzen Orte. Nicht achtend des Sturmes, der kaum zu gehen erlaubt, und vor dem die Damen nur mit äußerster Mühe, die bisweilen doch noch mißglückt, ihre flatternden Kleider zusammenhalten können, eilt Alles zum Leuchtthurm, so daß der ganze Platz davor mit einer bunten, theilweise sehr abenteuerlich kostümirten Menschenmenge bedeckt ist. Jetzt ist das Schiff so nahe gekommen, daß das scharfe, und in solchen Dingen unglaublich geübte Auge der Lootsen es als eine nach Rostock gehörige »Brigg,« und zwar an dem bunten Schilde, was sich auf Augenblicke hell zeigt, als die »Louise,« Kapitän N. N., nach dreijähriger Abwesenheit endlich von Odessa zurückerwartet, erkennen. Die Spannung vergrößert sich; einige der Anwesenden haben »Parte« im Schiff, Andere kennen den Kapitän oder dessen Familie. Alle Segel, bis auf ein einziges, fest »eingerefft,« kommt es immer näher und näher, so daß auch schon das unbewaffnete Auge des Badegastes, es deutlich erkennen kann. Die Flagge nach dem Lootsen wird auf demselben »aufgebißt.« Die Lootsen treten zur Berathung zusammen, der Kapitän derselben führt das Wort, schweigend harren die Zuschauer des Ausspruches. Doch die Brandung an der Küste ist zu stark, die gegen das Ufer anstürmende See würde den leichten Kahn zurückwerfen und bald zertrümmern, einstimmig erklären die Lootsen, daß sie nicht »hinaus könnten.« Aengstlich wird dieß von den Zuhörern entgegen genommen, und die Mehrzahl derselben gibt das Schiff schon verloren. Immer näher der Küste, so daß man schon die Mannschaft darauf erkennen kann, wird dasselbe vom Sturme getrieben. Wie spielen die empörten Elemente mit dem stattlichen Fahrzeug, gleich als ein Kind mit dem gewichtlosen Federball! Jetzt hebt eine mächtige Welle es hoch auf ihren schäumenden Rücken, so daß man den mit Kupfer beschlagenen Boden erblickt, im nächsten Augenblick stürzt es in die Tiefe, und kaum ragen die Spitzen der Masten über die es zu verschlingen drohenden Wasserberge empor. Nun taucht es wieder auf, aber eine neue Welle faßt es von der Seite, und wirft es so herum, daß die oberste Rae fast in's Wasser zu schlagen scheint. Wie ein vom Sporn gequältes edles Roß, hebt es sich jetzt ganz auf's Hintertheil, und der scharfe Kiel ist von den ihm vertrauten Elementen entblößt, aber eine Sturmwelle drückt es mit so ungeheurer Macht vorne über, daß es wie ein Wasservogel unterzutauchen scheint, und die geängstigten Zuschauer es unrettbar verloren glauben. Aber Dank sei es der festen, soliden Bauart und den zähen Eichenplanken, die seine Rippen bekleiden, Dank sei es der muthigen Besonnenheit des wackern Führers, der mit kräftiger Hand immer noch die nöthige Leitung zu geben weiß, es bleibt noch Sieger in dem ungleichen Kampf. Die Lootsen haben das Zeichen gegeben, daß sie nicht heraus können, man ist begierig, ob das Schiff nicht versuchen wird, die weite See wieder zu gewinnen. Aber vermag der Führer dieß nicht mehr, oder hat er auf vieljährige eigene Kenntniß des hiesigen Fahrwassers vertrauend, den kühnen Entschluß gefaßt, auch ohne Lootsen das Einlaufen zu wagen, immer näher und näher kommt es der gefährlichen oder auch rettenden Küste. Die Lootsen, die Absicht des Kapitäns errathend, geben mit vieler Anstrengung durch Flaggen und aufgebißte farbige Ballons die nöthigen Hülfszeichen. Ein Theil derselben trägt ein Boot, was über die Warnow gerudert ist, eine Strecke weit über Land, nach einem Punkte der Küste, wo ihrer Erfahrung nach die gescheiterten Schiffe gewöhnlich hingetrieben werden, und versieht sich mit Tonnen und Wurfankern, zur vielleicht nöthigen Rettung der Besatzung.

Bleich und vor ungeheurer Angst der Sprache beraubt, lehnt sich die Frau des Schiffskapitäns, die von Rostock hieher dem erwarteten Manne entgegengeeilt ist, an das Geländer der Plattform. Die nächsten Augenblicke entscheiden, ob der geliebte Mann von den Wellen des Meeres verschlungen, und sie eine Wittwe und Bettlerin ist, oder ob derselbe sicher in ihren lang entbehrten Armen zu ruhen vermag. Bewußtlos lächelt das an ihre Brust gedrückte zweijährige Kind, nach des Vaters Abreise erst geboren, nicht

ahnend die Spannung des Augenblickes. Jetzt ist das Schiff kaum noch einige hundert Fuß von dem Strand entfernt, die nächsten Wellen können es schon herauf schleudern. Zwei Mann der Besatzung sind an's Steuerruder festgebunden, der Kapitän, das Sprachrohr in der einen Hand, umklammert mit der andern den Mittelmast, die übrigen Matrosen sind an den Tauen vertheilt. Immer näher rückt der Moment der Entscheidung, immer ängstlicher pocht das Herz aller Zuschauer. Diese Welle, mächtiger wie ihre Vorgängerinnen, muß es an die Spitze des Hafendammes, dem es gerade gegenüber ist, zerschellen. Da springt mit gewaltigem Satze der Kapitän mit an's Steuerruder, gehorsam wie das edle Roß, gehorcht das Schiff auch im Sturme noch der Führung des Meisters, mit der Schnelle des Pfeiles schießt es im rechten Winkel herum, in demselben Augenblicke lösen die Matrosen einige untere Segel, und kaum einige Ellen an der gefährlichen Spitze vorbei, schießt es in voller Fahrt in das geschützte Fahrwasser des Hafens ein. Das kühne Manöver des Kapitäns, gewandt von den geübten Matrosen ausgeführt, hat das Fahrzeug vom Scheitern gerettet. Im freudigen Hurrah macht die Brust der Zuschauer sich Luft und freudiger noch erwiedert es die gerettete Besatzung. Hülfreiche Hände eilen herbei, den vor Anstrengung erschöpften Matrosen beim Einreffen aller Segel, welche in der kurzen Zeit schon vom Sturme arg zerfetzt sind, und beim Anlegen am Hafenpfahl zu unterstützen. Jetzt liegt es geborgen am Platze, mit einem Sprunge ist der Kapitän am Lande und in den Armen der Gattin und des Sohnes. Fest die geliebten Wesen an's Herz drückend, rollen heiße Thränen des Dankes über seine gebräunten Wangen, und sein gen Himmel gerichteter Blick spricht mehr als tausend Worte, seine Gefühle des Dankes gegen den erhabenen Herrscher aus, der aus drohender Todesgefahr ihn gnädig rettete. Schweigend ehren Alle die wunderbar schöne Gruppe, und kehren reich an Stoff zu den ernstesten Betrachtungen, in ihre Wohnungen zurück.

Politische Grillen.

Von

Friedrich Giehne.

(Schluß.)*

In Schilda hielt sich der Enthusiasmus auch noch hintendrein. Das hohe Gefolge hatte die Stadt längst wieder mit dem Rücken angesehen, als sich daselbst noch ein starker englischer Luftzug verspüren ließ. So fand es ein Schildaer Korrespondent wunderlich, daß man von Schutz deutschen Gewerbfleißes reden wolle, während doch eben unserm Deutschland der Vorzug inwohne, keinen zu besitzen. Hingegen Gasthöfe besitze es, — namentlich in Schilda; in diesen aber — zu Schilda unter Anderm — entrichte der Engländer schon von selbst einen Zoll, und in den wichtigsten Städten — besonders in Schilda — würde der Häuserwerth augenblicklich fallen, wenn einmal den Fremden das Geld ausginge .... Ganz Schilda ist einig hierüber; — zu was also Schutz deutscher Industrie?

Freilich, freilich. Man weiß, daß die Schildaer patriotisch sind. Auch ist es dankenswerth, wenn sie ihrerseits, des deutschen Tributs an England eingedenk, doch wieder ein Theilchen Dessen, was deutsche Finanzkunst hinüber spielt, als deutsche Gastwirthe zurückerobern. Es ist dieß ein Ruck an der andern Wirthschaft; eine Umkehr der Zinspflichtigkeit; eine Nachhülfe zum Vereinstarif; eine Rache am Leeds-Mercury, der die Geheimnisse der Zollkonferenz auszuplaudern pflegt.

So weit wäre es gut. Jedennoch hat es auch ein Bedenken dabei: — der Ersatz reicht nicht aus, um den Gewerbfleiß entbehrlich zu machen. Denn einestheils ist es bedauerlich, daß nicht das ganze Volk, wie doch wünschenswerth, Gasthöfe für Engländer einrichten, — nicht die gesammte Nation sich in Wirthe und Kellner verwandeln kann .... Nicht einmal ganz Schilda! .... Anderntheils aber, wenn das Rechenexempel richtig ist, muß auch die Probe zutreffen; — und an die eben, an die Gegenrechnung, habt ihr mit keiner Sylbe gedacht.

Also zu allseitiger Prüfung — nehmt einmal den Fall umgekehrt! Laßt einmal England den Wirth seyn! Denkt einmal, Schilda hätte den englischen Zolltarif, und hinwieder England Gasthöfe für Schildaer zu beschaffen! .... Wie dann?

* * *

Alsdann, um Jedem das Seine zuzuwenden, stünde die Gegenprobe so, daß Schilda jährlich ein Gewisses, meinetwegen eine halbe Million Gulden, am Absatz nach England zu gewinnen, — und dafür gleichfalls ein Gewisses, meinetwegen für 50,000 fl. Schildaer jährlich, in englische Gasthöfe zu liefern hätte. Nun wäre letzterer Punkt — für England nämlich — genau Das, was ihr als Industriegegner — für uns

* 1. Lief. S. 11.

nämlich — eine Ausgleichung nennt. Gut also; glaubt ihr, Schilda würde sie *schwer* präſtiren?

Es käme auf den Versuch an. Für seine 50,000 fl., meine ich, würde es Freiwillige finden; patriotische Märtyrer gleichsam, — bereit, dem gemeinen Besten zu lieb englisches Roastbeef zu speisen und den Porter an der Quelle zu versuchen.

Aber glaubt ihr, daß England auf eine solche Uebereinkunft eingehen würde? .... Ihr lacht mich aus, daß ich frage; — es dünkt euch, daß die Gegenleistung Schilda's zu geringfügig sei.

In Wahrheit, ihr seid naiv. Uns Deutschen preist ihr dasselbe Ding, das ihr für England verschmäht, als einen Leckerbissen an, der uns vom Zollschutz abhalten müsse; — jedoch die Engländer im gleichen Fall, ... pah! — — sie müßten ja *Dinte* getrunken haben!!

* * *

Diesseits scheint man's zu thun. Rule Britannia! Des Handels wegen, und weil wir Konsumenten sind, kann Deutschland keinen Gewerbfleiß aufkommen lassen. Denn, wie bekannt, haben sowohl in Schilda als in Lalenburg forschende Stillützer entdeckt, daß sich ein Aufschwung des Erwerbs nicht mit der Wohlfahrt der Konsumenten, eine Blüte der Produktion nicht mit dem Flor des Handels vertragen würde. Und Solches rührt nicht von gemeinem Menschenverstand, sondern von einem System her. Das System aber ist ein weitläufiges Gebäude, an dem man, wie seine Vertheidiger wollen, auch nicht einmal „rütteln" soll .... Es würde sonst umfallen, — sagen sie.

Da kommen nun widerspenstige Köpfe, rauh denkend genug, eine so zarte Stellung dennoch anzugreifen. In ihrer Unbotmäßigkeit werden sie spitzfindig, werfen mit Gründen um sich, gehen auf praktische Beispiele ein, und getrauen sich zu behaupten, daß eben England, *trotz* seiner Industrie, auch etwas Handel besitze .... vielleicht mehr, als Schilda .... vielleicht mehr, als Lalenburg .... zahlungsfähige Konsumenten ohnehin .... und dazu obendrein auch noch Gasthöfe! So reden sie. Allein was beweist Das gegen eine wohlbestallte Theorie? Gegen eine Theorie mit Dienstrang und Alterszulagen? .... Nichts; — wenigstens in Deutschland Nichts.

Was man so Praxis heißt, das räumen wir andern Nationen ein, die wir willig bewundern; in der Theorie aber, welche das rein Geistige ist, da sind *wir* stärker. Es ist wunderbar, wie man es darin weit gebracht hat. Ja, Theorie ist Macht. Denn vermittelst der Theorie kann man z. B. in Hinterlausebo sitzen, um das sich kein Mensch bekümmert, und dessenungeachtet alle Völker der Erde mit Kritik aus dem Felde schlagen. *Hierin* beruht *wahre* Ueberlegenheit.

Das alte Rom hat die Welt beherrscht; — Hinterlausebo läßt es bleiben.

Das heutige England führt einen Welthandel; — Hinterlausebo keineswegs.

Aber von Hinterlausebo aus kann den alten Römern bewiesen werden, daß sie Nichts von der Staatskunst verstanden, und den heutigen Engländern, daß ihre Handelspolitik ein Unsinn ist.

Beides nach dem System von Hinterlausebo; .... und was braucht es weiter?

* * *

Gott sei Dank, ja, wir Deutsche sind ein philosophisches Volk, und haben unsere Besitzungen in der Luft, wo sie sicher liegen. In Frankreich heißt man das spanische Schlösser; — bei uns heißt man's Geistesfreiheit.

Dieß ist eine Freiheitsart, die auch „in Ketten" existiren kann. Aber licht und leicht; rein geistig; um so reicher werdend, je mehr sie über Bord wirft. Alle Habe, die greifbar ist, würde lästig fallen. Da ist es nun vortheilhaft, daß man zu entsagen weiß; daß man sich Zeit übrig macht; daß man des Spielraums entbehren lernt; daß man sein Erbe hingibt für ein Linsenmus; daß man an seinen Tatzen saugt, wie die Bären; daß man erhaben ist über die Interessen von Erdenwürmern; daß man dem Scheren zusieht, ohne nach der Wolle zu fragen; daß man die Sterne abzählt, während man in der Gosse liegt; daß man mehr Segel führt, als Ballast; — kurz, daß man Philosophie treibt, indeß Andre sich in die Wirklichkeit theilen. Und dieß Alles im Fortschritt, — endlos im Fortschritt. So haben wir denn eine Reihe von Philosophen erlebt, deren jeder seinen Vorgänger für einen Esel erklärte, und schleifen als Errungenschaft einen Haarbeutel nach, der ein Panier alles Lichtes ist.

Man kann sich denken, wie Das dem Ausland imponiren muß; — wär' es auch nur auf der Durchreise. Und darum ist sinnig bedeutsam, was man in Flachsenfingen that. Dort nämlich kam man auf den Einfall, der Königin Viktoria ein Lied zu singen, wie Deutschland zwar keine Flotte habe — auch unnöthig zum Rule Britannia — *aber geistige Freiheit!* .... Kühn gesagt einer Krone gegenüber; doch es *ist* so. Wir haben andere Freiheiten nicht, welche die Engländer haben, aber wir überragen sie; .... wir sind zu Besserem auserkohren; .... wir sitzen auf einem höheren Roß. Umgürtet euch mit dem ganzen Stolz eures Albions; — *wir*, wie es vielsagend in jenem Liede hieß,

> Wir pflanzen unsres Werthes lichte Fahnen
> Entsagend in des Herzens Heiligthum.

Solches ist der mächtigsten Herrscherin der Welt in's Gesicht zugereimt worden, und zwar in Flachsenfingen. Klar — lichthell — zeitgemäß. Fast ein Protest!

Für *euch* Rule Britannia; — für *uns* eine kecke Lampe in den Tiefen des Bewußtseyns.

* * *

In der That, nicht schöner konnte gedolmetscht werden, was der deutsche Michel für ein glücklicher Eulenspiegel ist.

Mit seinem irdischen Antheil zwar ist es windig bestellt; — jedoch das ist Gewohnheitssache .... Lieber Gott, schon geraume Zeit! .... In drei Jahrhunderten ist seine Geschichte Nichts, als eine lange Historie, wie er zu kurz kommt. An allen Gränzen wird deutsches Besitzthum locker; an allen Ecken und Enden gehen deutsche Interessen zu Grunde. Ob versäumt oder verrathen, ob verwahrlost oder verkauft, — genug, daß sie

zum Opfer fallen. Zum Opfer an Frankreich, — an England, — an Rußland, — an Holland, — an alle Welt, ... sogar an Dänemark. Und ringsum in Europa, wer irgend ausblickt, um einen Vortheil zu erhaschen, der sieht es auf den Michel ab, welcher keine Miene verzieht.

Lautloser Dulder, — geschundenes Lamm, — du bist das Spiel aller Winde, und der Schemel aller Füße gewesen. Wie du es weiter zu halten gedenkst, weiß ich nicht. Aber richte dich auf in deiner Knechtsgestalt, — recke dich lang aus, um den Neid aller Völker zu erschauen: dein ist die Geistesfreiheit. Mag die Welt ihren Lauf gehen. Denn allerdessen unbeschadet, auch jetzo noch, thront die wahre Intelligenz hoch auf dem Sande, sitzt über Lichtsorgen und Windeiern, brütet Melacs- und Gustav-Adolfs-Vereine, nagt an dem alten Knochen der Dogmatik, und macht in Wolken von Staub eine Nationalfrage daraus, ob der Pastor Hüst oder der Pastor Hott besser an der Bibel vorbeisegle

Rule Britannia — rule Russia — rule France! . . . . Rule', wem es irgend gefällig ist Zieht uns die Haut über die Ohren, aber gebt uns die Dogmatik preis. Auf dieſem Fahrwasser segelt unſre Flotte!

Aus Hamburg.

December.

Seit Kurzem wird auf dem hiesigen Stadttheater eine neue Oper von Flotow einstudirt. Sie heißt „die Matrosen" und wird noch in diesem Jahre zur Aufführung kommen. Der Text ist von dem bekannten Uebersetzer und Bearbeiter französischer Stücke, W. Friedrich, und soll theilweise auch Nachbildung eines französischen Süjets seyn. Ob der Verleger der „Matrosen," der mit der Flotow'schen „Stradella" so großes Glück gemacht hat, auch mit diesem neuen Werke so gute Geschäfte machen wird, dürfte sehr in Frage gestellt werden Kenner, welche die neue Oper theilweise oder ganz zu hören Gelegenheit hatten, sprechen ihr jede Tiefe und musikalische Bedeutung ab; sie soll nicht ohne einzelne gefällige Melodien seyn, namentlich ist ein Matrosenlied, das mit dem monotonen „Ho-i!" schließt, berechnet, großen Effekt zu machen; den Eindruck, den diese einzelnen Partien aber möglicher Weise hervorbringen könnten, soll durch die Oberflächlichkeit der Komposition als Ganzes verwischt werden. Der Komponist rechnet auf den alten Enthusiasmus, mit welchem sein Stradella hier begrüßt worden ist; dieser Enthusiasmus aber hat bedeutend nachgelassen. Auf der Straße hört man freilich noch immer „ça ça ça ça" spielen, aber das ist auch Alles. Die Kritik von Außen hat den Hamburgern wieder einmal die Augen geöffnet, sie sehen ein, daß einer Oper, die gewissermaßen den Keim einer prädestinirten Bänkelsängerei und Walzerspielerei in sich trägt, die höhere Weihe der Kunst abgeht. Flotow würde gewiß besser gethan haben, seine neue Oper auf eine andere Bühne zu bringen. Im Binnenlande ist man ihm theilweise schuldig geblieben, was man ihm hier im Voraus doppelt gezahlt hat. Man muß verstehen, zur rechten Zeit zu kommen; ein zweites Mal ist immer mit großer Gefahr verknüpft, weil die Erwartungen um das Zehnfache gesteigert sind.

Alle Welt spricht von der Konkurrenz um das Stadttheater. Die Leser der Europa werden es daher vielleicht nicht ungern sehen, wenn auch hier häufiger von diesem Punkte die Rede ist. Wie bereits erwähnt, ist es das Inventarium des Stadttheaters, das den Antritt eines neuen Direktoriums, wenn nicht unmöglich macht, doch sehr erschweren würde. Die Aktionäre werden von jedem Konkurrenten verlangen, daß er sich zunächst mit den jetzigen Direktoren über das Inventarium einige; die Forderungen der Letzteren kann aber Niemand erfüllen, der nicht doppelt und dreifach über den reellen Werth kaufen will. Den Herren Cornet und Mühling bleibt aber immer die erste Anwartschaft auf das Institut, und so werden sie auch jede Konkurrenz ruhig kommen sehen und aus dem Sattel heben. Sie sind es, welche den Aktionären gekündigt haben, weil diese sich weigerten, einen Paragraphen, der für das Inventarium Sicherheit gewähren sollte, in den neuen Kontrakt mit aufzunehmen. Uebrigens verfahren die Aktionäre höchst willkürlich, und kümmern sich nicht um die Theatergesetze, die der Ukas geheiligt hat. Diese wurden von Schröder entworfen, und aus dem Theater auf dem Gänsemarkt in den neuen Kunsttempel verpflanzt. Schröder, der geniale und kunstdurchglühte Schröder, hatte festgesetzt, daß das Theater nie unter andere Leitung als solcher Hände kommen dürfe, die mit der Kunst selbst vertrauten Umgang pflögen. Es sollten auch stets zwei Direktoren zusammen wirken, einer für die Oper, der andere für's Schauspiel. Als Herr Mühling sich zur Mitdirektion meldete, sah er sich gezwungen aufzutreten und zu spielen, und wenn er sich auch keines solchen Beifalls zu erfreuen hatte, als sein Kollege, dessen Masaniello noch jetzt in der Erinnerung Entzücken erweckt, und der selbst in der Kunstgeschichte seinen Platz behaupten wird, so hatte der neue Direktor doch einem weisen Gesetze genügt, das heute umgestoßen werden soll, indem der spekulative Handelsgeist der Aktienmänner sich um den Geist des großen Todten nicht mehr glaubt bekümmern zu dürfen. Die Kunst wird in jedem Handelsstaat den Kürzeren ziehen, sobald der Staat sie nicht schützt. Und der macht hier den müßigen Zuschauer. Es heißt, Herr Cornet mache auf das Wiener Kärnthnerthor, und Herr Mühling auf das Königstädtische Theater in Berlin Rechnung. Ob sie sich dabei besser stehen würden, ist sehr die Frage. Beide beziehen hier 6000 Mark jährlichen Gehalts Jeder, wofür sie freilich dem Gesetze nach selbst auf die Bühne treten sollten, was aber unterbleibt; Jeder hat ferner die Einnahme von vier Vorstellungen jährlich, deren Erlös nicht gebucht wird, und sie theilen sich endlich in den nicht selten vorkommenden Conventionalstrafen, deren Betrag eben so wenig eingeschrieben wird. Sie sind also ganz gut gebettet.

Ueber das neue Lustspiel: „Keine Jesuiten

mehr," wurde versprochen, einige Worte nachträglich zu sagen. Das Stück spricht, wie bereits erwähnt, sehr an, und verdient im Allgemeinen einen Theil des Lobes, welches ihm in reichem Maße vom Publikum gezollt wird; theilweise gebührt dieß aber auch dem Direktor Mühling, der diese Arbeit für die Bühne einrichtete. In ihrer Ursprünglichkeit soll sie für die Bretter ganz unausführbar gewesen seyn. Der Ort der Handlung ist das Palais der Tuilerien um's Jahr 1762, Ludwig XV, der Herzog von Choiseul, die Pompadour, der Herzog und die Herzogin d'Estrées, der Pater de Sacy, Frontun, ein Jesuitenzögling, und Gabriele, eine Gesellschaftsdame der Pompadour — das sind die Hauptpersonen des Stückes, dessen Wendepunkt, wie der Titel sagt, die Jesuiten sind. Sacy (Herr Grunert) und der Minister Choiseul (Herr Baison) treten im ersten Akt als Gegner auf Leben und Tod auf, der Letztere im Bunde mit dem abtrünnigen Frontun (Herr Schneider) und dessen Geliebte Gabriele (Fräulein Erck). Der König wird gedrängt, in Betreff der Jesuitenfrage einen Entschluß zu fassen, er wendet sich an die Pompadour, welche sich im zweiten Akt mit dem Minister ebenfalls gegen die Gesellschaft Jesu kehrt. Sacy hat die Allmächtige durch ein Schreiben an den König ohne Unterzeichnung seines Namens zu verdächtigen gesucht, die Pompadour erhielt das Billet aus den Händen des Monarchen, erkennt des Feindes Handschrift und entlarvt ihn in Gegenwart des Ministers, nachdem er sich durch einen falschen Eid vergeblich zu retten versucht hat. Zu gleicher Zeit führt sie einen entscheidenden Schlag auf das Haupt der bigotten, prüden Herzogin d'Estrées (Madame Lebrun) aus, die sich von dem Verdacht reinigen will, unter dem Deckmantel der Markise ein Liebesverhältniß mit dem jungen Frontun einzuleiten, und die Unmöglichkeit eines solchen durch das Geständniß darthun muß, der Genannte sei ihr eigener Sohn. Es gelingt dem Profeß der Jesuiten jedoch, dem Könige einen Floh hinters Ohr zu setzen. Zwischen Frontun und der Pompadour findet eine ihm verrathene Zusammenkunft statt; er erscheint im Gemache seiner Mätresse, die den jungen Mann hinter einen großen Spiegel zu verbergen sucht, den der König aber bei Seite schiebt. Er erblickt Frontun und neben ihm Gabriele, die als ein rettender Engel durch eine Tapetenwand herbeigeschlüpft ist und die Wolke, welche über dem Haupte ihrer Gebieterin und deren Verbündete schwebte, auf die Jesuiten sich entwettern läßt. — Das Gute an dem Stücke ist die künstliche Verflechtung der an und für sich höchst einfachen Intrike; die wenigen Personen werden in Athem erhalten, ihre Leidenschaften kulminirt. Die Mittel, deren sich der Verfasser dabei bedient, sind freilich nicht neu, man wird sehr häufig an Scribe erinnert, was jedoch kein Vorwurf ist. Er hat aber jedenfalls die Aufgabe selbst leichter dargestellt, als sie war. Gegen Sacy verschwört sich der ganze Hof, ein abtrünniger Jesuit muß sogar noch mithelfen, ihn zu stürzen, und er selbst schreibt ohne Unterschrift, aber doch eigenhändig, an den König. Dergleichen Unwahrscheinlichkeiten kommen mehre vor. Es ist kein Riesenkampf, sondern eine Weiberintrike, und daß die Weiber die Jesuiten in Frankreich gestürzt hätten, ist wenigstens geschichtlich unwahr. — Die Aufführung ließ wenig zu wünschen übrig; besonders graziös und hofmännisch war Baison, Grunert zeichnete den glatten Heuchler vortrefflich, Hr. Heß, der den Herzog d'Estrées (den hintergangenen Ehemann) spielte, gab seine Rolle mit Bonhommie und gemüthlicher Komik, Herr Schneider gefiel nicht minder; nur Herr Hehringer (der König) war steif und indolent. Fräulein Wilhelmi glänzte als Pompadour besonders durch kostbare Toilette, doch blieb ihr Spiel wenig hinter der Garderobe zurück. Madame Lebrun paßt nun einmal nicht für die Sphäre, die sie sich erwählt, ihre Herzogin d'Estrées war steif und verzerrt. Fräulein Erck ermangelte der Hoftournüre ebenfalls, ist aber sonst eine ganz imposante Erscheinung.

Aus Karlsruhe.

Mitte Dezember.

†† Wollen Sie, mein lieber Freund, denn diesen Winter nicht in Karlsruhe zubringen? Oder können Sie es nicht über sich gewinnen, ihr kaum bezogenes Haus in Baden schon wieder zu verlassen, von welchem sichs jetzt seltsam niederblicken muß in das Rheinthal, bald in die sich ballenden Nebel, bald in eine Regenluft, welche uns die ganze Landschaft um ein Beträchtliches näher rückt, — das französische Land drüben, in welchem noch deutsche Sitte und Sprache herrschen, so nahe, als ob wir es greifen könnten, — wie wir es hätten greifen sollen anno — — — Ich gerathe in Gefahr, eine Kritik des zweiten Pariser Friedens zu schreiben, während ich Sie einfach fragen will, ob Ihnen das Gefühl, jetzt eigenen Hof und Heerd zu besitzen, auf einem Eigenthum zu ruhen und zu rasten, so wohl thut, daß Sie, gegen Ihr anfängliches Versprechen und Vorhaben nicht hierher kommen?

Neulich habe ich Sie hier im Theater zu sehen geglaubt, auf dem Sitze, welchen ich noch vom vorigen Winter her kannte. Thatsache ist es, ich sah dort einen Mann, welcher einmal auf eine unbeschreibliche Art mit den Achseln zuckte, welcher in diese einzige Bewegung eine vollkommen verständliche Sprache, eine ganze Kritik legte. Das hätten Sie seyn können, denn man gab an jenem Abend — rathen Sie einmal! — man gab das Turnier von Kronstein. Im vorigen Jahre habe ich in einem Städtchen des badischen Oberlandes die Johanna von Montfaucon gesehen und herzlich darüber gelacht. Aber in einem deutschen Hoftheater, in welchem man nicht auf jene Weise lachen darf, das Turnier von Kronstein aushalten zu müssen, das ist eine Strapaze. Und in der Johanna ist offenbar noch mehr Sinn und Verstand als in diesem Turnier. Ich kann das Harnischklappern auf der Bühne nicht leiden. Das Mittelalter wird nicht durch einige Helmbüsche, Blechfutterale und gespreizte Redensarten

heraufbeschworen. Es gehört ein wahrer Dichter dazu, um den Geist des Mittelalters aus den blanken Blechschilden herausschauen zu lassen, um die Summe seiner Anschauungen, seines inneren Lebens in fünf Akte zu bannen. „Was denkst du von der Literatur?“ fragt Blasedow den Schlachtenmaler; und dieser antwortet: „Daß Shakspeare todt ist.“ Und darum, möchte ich sagen, mag ich den Quark nicht, welchen man als Ritterschauspiele an uns vorüberraffeln läßt. Fräulein Bröge gab sich als heirathsfähige Burgfrau (bekanntlich früherhin eine Forcerolle für viele Schauspielerinnen des dritten Aktes wegen) Mühe; es that mir förmlich leid, daß diese anmuthige und begabte Künstlerin sich nicht mit keckem Hohn, mit leichten Schultern dieser Misere unterzog.

Auf Holbein scheint indeß die Regie in letzter Zeit versessen gewesen zu seyn. Einige Tage vorher sahen wir den Doppelgänger, eine Nachgeburt der Befreiungskriege, zu welcher ein tragischer Sagenanklang komisch (!) verwendet ist. Eisernes Kreuz und große Redensarten! — es ist als ob die Leute gar nicht ahnten, daß wir seitdem zwei große innere Bewegungen durchgelebt haben. Die Verwickelung drückt sich so sehr zwischen Unwahrscheinlichkeiten und Ungereimtheiten durch, daß es aller geistigen und körperlichen Beweglichkeit des Herrn Meyer d. J., unstreitig eines der gebildetsten und besten unter den hiesigen Schauspielern, bedurfte, um das Stück zu halten. Herr Meyer wurde verdientermaßen hervorgerufen.

Erfreulich tönte uns dazwischen der Wasserträger mit seiner Musik, die, in jedem Akt einen eigenthümlichen Karakter festhaltend, in jedem gleich reizend ist. Die Handlung, an und für sich etwas anekdotenhaft und dünn, wurde durch das Spiel der Madame Fischer und des Herrn Sontheim, die Beide vortrefflich sangen, keineswegs gehoben. — Der Bauer als Millionär, zum Vortheil der Armen, fand ein leeres Haus; das Maschinenwerk schien darüber einigermaßen seine Unlust zu äußern. Ich saß im Hintergrund einer Loge, welche im Abonnement von einer aristokratischen Familie besetzt ist, und wurde ganz lächerlich sentimental, d. h. ich dachte an den armen Raymund, der jetzt so lange schon „ein Aschen“ ist. — Wir hörten außerdem in der letzten Zeit den Freischütz, Alessandro Stradella u. a. Seiner Zeit haben Sie in der Europa des Meisters Martin von Heinrich Krug rühmlich gedacht. Derselbe hat kürzlich wieder eine Operette zur Aufführung gebracht, der Nachtwächter, natürlich nach dem Körner'schen Lustspiel. Ich habe sie nicht gehört; sie aber als eine anmuthige Kleinigkeit, melodiös und sehr gefällig, loben hören. Mir will die Wahl des Stoffes nicht gefallen. Jener Körner'sche Nachtwächter ist für eine Oper gar zu gemacht und nüchtern, — sehr populär zwar, aber kaum im guten Sinne.

Daß schließlich an unserem Theater manche Unzufriedenheit herrscht und sich vielleicht auch verstohlen äußert, können Sie sich, nach Volkssprachgebrauch, an den fünf Fingern abnehmen. Manche Klage mag wohl eine Berechtigung in sich tragen. Was man unserem Theater etwa vorwirft, scheint mir aus Eigenschaften seiner Vorstände zu entspringen, welche keine Fehler, sondern an jeder anderen Stelle Vorzüge sind; der Intendant ist viel zu sehr ein phantasiereicher, liebenswürdiger Dichter, und der Regisseur viel zu sehr ein begabter und ehrgeiziger Schauspieler. Das Meiste in den Mißständen im Repertorium, in Inscenesetzung und in den Verhältnissen der Mitglieder unter einander läßt sich hieraus erklären.

Außer dem Theater läßt sich, wie Sie wissen, wenig von Karlsruhe erzählen. Denn daß die Stände jetzt versammelt sind und einzelne ihrer Mitglieder durch maßlose Redensart — keine Aufregung, wie sie vielleicht bezweckten, sondern nur Aufsehen durch ganz Deutschland machen, findet in allen politischen Zeitungen seinen Ausdruck. — Das Karl-Friedrichs-Denkmal blickt wie immer stark und bewußt auf Stadt und Land. Das Familienleben in der Stadt ist zumeist ein innerliches, sich äußerlich wenig bemerkbar machendes. Was etwa nicht in diesem untergebracht ist oder sich aus ihm hervordrängt, findet in vier geschlossenen Gesellschaften sein Unterkommen, welche Bälle und Abendunterhaltungen geben, — an ihrer Spitze das Museum. Das Wesen einer süddeutschen Stadt äußert sich in dem Besuch der Wirthshäuser, in den sogenannten Schoppenwirthschaften. Auch hier findet man meistens bestimmt abgegränzte Kreise; man trifft liberale Wein- und Bierschenken. Kann sich die oft belobte Theilnahme des Volks an dem öffentlichen Leben, an dem Leben des Staats, auf eine eklatantere und zugleich reellere Weise äußern? —

Aus Stuttgart.

Dezember.

Widersprüche, nichts als Widersprüche! Und würden wir das Leben nur noch ertragen ohne diese Widersprüche? Wäre es nicht zu langweilig ohne sie? Nährt sich nicht unsere Zeit von ihnen? So geht es mir nun auch mit der Eisenbahn. Ich freue mich, daß das Ungeheuerchen so allerliebst durch unsere Berge schnaubt, daß der dämonische Pfiff in unsere Idylle schrillt; und dann möchte ich auch wieder weinen, daß dieses Thal um seinen grünen Frieden kommt, dieses Thal von Eßlingen mit seinem flüsternden Neckar, seinem Thurme, der sich schlank, ein wunderbarer Blütenkelch, im Aether entfaltet, mit seinem Dichterhause, das zwischen Rebenbergen schimmert, von der letzten Herbstpracht, dem letzten Purpur des Abends umglüht: „Seerach,“ das idealische Schweizerhaus unter Blumengewinden, das nur mehr ein Grabstein verklungener Frühlinge ist, seit Graf Alexander von Würtemberg heimgegangen. Sehen Sie, ich freue mich, daß wir den Weltinteressen näher gerückt werden, denn vom geistigen Standpunkte aus sind Eisenbahnen doch eben so viele elektrische Leiter, durch welche der Gedanke eines Volks den Nachbarvölkern seine Schütterungen mittheilt; freue mich, daß mehr Schwung und Elastizität in unser Leben kommt, was uns Noth

thut — behauptete mir doch neulich ein Gelehrter, daß die materielle Gestaltung vom Eisenbahnnetz über den Kontinent eine merkwürdige Analogie mit den Entwickelungen des Nervensystems biete, welches beim Menschen und den übrigen organischen Wesen, der Bewegung vorsteht. Ja ich freue mich über all diesen Fortschritt, aber ich möchte auch weinen, wenn ich denke, daß durch diesen Generalverkehr auch alle die Eigenthümlichkeit des Schwaben nivellirt werden könnte, die ich um nichts in der Welt an ihm vertauscht sehen möchte, wie ungeduldig sie mich auch zu Zeiten macht. Ich ersehne die Erfrischung mehr als Einer, und fürchte doch, sie kostet diesem Lande manchen unnachahmlichen, unwiederbringlichen Reiz, die Sabbathstille und das Träumen, wenn schon das helle aufgerüttelte Bewußtsein auch nicht zu verachten ist. Ich sehe farbigere Tage der Zukunft entflattern; aber ich zittere auch für den Ernst und Gehalt der Gegenwart. Ich juble, daß Schranke um Schranke fällt, allein ich weiß auch, daß Wogen, die sehr in's Breite verrinnen, an Tiefe verlieren; weiß, daß Freunde schneller zusammen aber auch schneller auseinander kommen. Kurz, die Modernheit zerrt einen armen Menschen zwischen Ja und Nein herum! So viel ist gewiß, wir sind nun auch was das Technische betrifft im vollen Vorwärts, Dampfwagen, Gasbeleuchtung — da sind freilich, buchstäblich in diesem Sinne, auch die Obskuranten, welche behaupten, die vielen hiezu erforderten Aus- und Abgrabungen breiten durch ihre mephitischen Dünste jene Fieber aus, von denen die Hauptstadt in der neuern Zeit betrübt ward. Schon jetzt bemerkt man in unsern Straßen, zumal an Feiertagen, jenes ungewöhnliche Regen und Wellentreiben, welches die Lokomotive hervorruft. So tritt vor dem neuen, das alte Würtemberg leiser und leiser in die Vergangenheit zurück. Einer seiner letzten Repräsentanten unter uns – vielmehr nur ein verwehter Glockenton aus ihm — starb in den letzten Ostertagen, wenig gekannt und schon vor dem Grabe vergessen. Ich meine Schubarts Regina, der er manches Lied weihte. Erst durch ihren Tod erfuhr ich ihr Leben in unserer Mitte. Mamsell Voßeler, ihrer Zeit eine Virtuosin auf dem Klavier. Sie hatte sich früher durch Unterricht in der Musik ein sorgenfreies Dasein gegründet, galt für äußerst sparsam, und lebte zuletzt, nachdem fast alle ihre Zeitgenossen schlafen gegangen, nun mehr mit ihrer alten Dienerin, bis im neunundsiebzigsten Jahre Schwäche die Auflösung herbeiführte; es war nur ein Verlöschen. Jemand, der sie noch vor sechs Jahren gesehen hatte, schilderte mir die wundersamen braunen Augen und das weiße durchsichtige Antlitz. Auch die Rede war nicht ohne Bedeutung. Die Voßeler, deren Jugend in die französische Revolution fiel, gestand, daß es eine Zeit gab, wo sie ein starker Geist war und nicht an Gott glaubte, und wie wenig ihr das genügen konnte und sie später doch wieder das Bedürfniß empfand, kindlich zu glauben, in der Bibel zu lesen und Gott zu bitten, sie von den Zweifeln, welche ihre früheren Jahre trübten, zu behüten. Sie machte den Eindruck einer sehr offenen, redlichen Natur, „die zwei Seelenschwestern," die man an Bildern zu Schubarts Gedichten Arm in Arm verschlungen sieht, begeisterten ihn zu manchem Gesange. Diese Regina und ihre Busenfreundin Simonowitz („Mei Simonowitzi," wie die Voßeler sagte, die grundschwäbisch sprach). Jene, eine geborene Reichenbach von Ludwigsburg, welche äußere Umstände die Verbindung mit einem Manne versagten, den sie liebte, ging, wenn ich nicht irre, nach Paris, wurde Porträtmalerin und vermählte sich mit einem Offizier, starb aber früh. Sie war sehr innig mit Schillers Eltern und sandte dem Sohne auch das Bild des Vaters — den Dankbrief an die Künstlerin brachte das Schilleralbum.

Durch das Theater im Schlosse, welches unser König den Gebildeten aller Stände öffnet, blüht in farbiger Reihenfolge manch geistiger Genuß. Bauernfeld's deutscher Krieger konnte nur angenehme Eindrücke gewähren. Oberst Götze, in unserer Darstellung voll Frische und biederer Kraft, nicht ohne die nöthige zarte Schattirung, sprach manches Wort, welches ein deutsches Publikum hätte erwärmen können, und doppelt schlagend wurde durch den Kontrast mit der folgenden Vorstellung, eine französische, die Gesellschaft vom Wiener Hoftheater, wo der Saal übervoll, des Beifalls kein Ende war. Wenn mich das nicht ungerecht machen soll, so muß ich schnell hinzufügen, daß auch ich gern das fremde moussirende Zeug kostete, all die Lebendigkeit, Grazie zum Theil und Keckheit zum Andern, das Queckfilber, die Natur, das Gehenlassen. Und daß wir nun einmal nicht ohne den welschen Likör leben können, bewies ein späteres Lustspiel, eine Uebersetzung: „Die Memoiren des Satans." Freilich war Robin der liebenswürdigste Teufel, funkensprühend, ohne seinen rothen Atlasdomino zu versengen. So war es auch wieder die Gestalt Heinrich IV. (Moriz) die, wie aus dem Rahmen von einem der spanischen und niederländischen Meister getreten, einem Scherz, „Maria von Medicis," von Berger, ergötzliche Bedeutung schenkte. Mit Spannung sah man Gutzkow's dreizehnten November; das Drama konnte durch die Darstellung von Feodor Löwe (Lord Douglas) nur gewinnen, indem hier ein Dichter des Dichters Worte mit einem ungewöhnlich warmen Hauche von Leben durchdrang. Ein Wiener Kinderballet ist das unserige geworden. Seine Anmuth macht mich mitunter traurig. Diese Kinderaugen, welche wie aus der Ewigkeit herausblicken in all das Gaukeln und Schimmern, haben etwas Ergreifendes. Eins besonders, ein Engelkopf, über dem geistiger Duft schwebt, bei dem alles anders, wie bei allen Andern, ist ganz Unschuld in der Grazie, unbewußt. Wenn ich oben anführte, daß wir hier in der eigenen Heimath den Geist fremder Nationen kosten, ohne die Füße zu regen, neue Länder kennen lernen, so ward uns kürzlich wieder eine Erweiterung zu dieser Reiseanstalt — noch bequemer und fördernder als die Eisenbahn — durch eine Sängerin an der Scala in Mailand, Signora del Carmen-Montenegro, wie wir hören eine Spanierin, von hohem Range, welche durch ungünstige — wir mögen sagen günstige — Umgestaltung von Verhältnissen — der Kunst gewonnen wurde. Zuerst

Scenen aus Norma. Es war eine ganz plastische Gestalt, strenger Styl, einfach, wahr das ganze Wesen, eine Ruhe, hinter der sich stolze, namenlose Leidenschaft barg. Welches Tragen der Stimme! Welch süßes Helldunkel! Etwas Antikes, möchte ich sagen, war selbst in der Stimme, ein Ton wie aus gottbeseelter Marmorbrust; dann wieder weichstes Nachtigallgirren. Zuletzt erschien die Künstlerin, nun junger und lieblicher anzuschauen, in ihrer Nationaltracht, rosa Atlas mit schwarzen Spitzen. Sie sang La Gita in Gondola von Rossini. So weich, so träumend! Man fühlte das Gleiten auf dem Wasserspiegel, das Schmeicheln der Wellen. Darauf eine Art von südlichem Alpjodeln, man möchte sagen ein Schmetterling, der über Gebirgsmatten flattert. Einen Augenblick verschwand die Künstlerin um mit ihrer volksthümlichen Mantilla und dem Fächer zurückzukehren. So sang sie die Lieder ihrer Halbinsel. Der Kontrast zwischen dem italienischen und spanischen Karakter, den zwei Süden, zeigte sich hier merkwürdig schlagend. Das war durch und durch das Kind der Pyrenäen, die stolzeste Glut, feurigwild oft, entzückend schmeichlerisch. Das war ganz Andalusien und Granada dazu. In zwei Minuten lernte man mehr als aus Reisebibliotheken. Da war das volle pulsirende Leben und man verstand was Volkspoesie heißt. Welche fast tropische Lebhaftigkeit! Welche Geschmeidigkeit, nie unedel, welche naive Koketterie, kindlich und doch gebietend! Bezeichnend auch der wunderkleine Fuß und die feine unnachahmliche Bewegung mit dem Fächer, die ihr ein paarmal entschlüpfte, denn Alles war so absichtslos, so ganz guter Geschmack und Ton, wie denn überhaupt in dieser Erscheinung interessant die Verschmelzung der Aristokratin und Virtuosin.

Randglossen und Anderes.

*** Höchst wichtige Entdeckung für jene Redaktion, welcher uns sehr oft schon nachzudrucken beliebte, ohne ihre Quelle zu nennen. „Die höchst wichtige Entdeckung" in 51. Lief. S. 395, nach welcher die Rauchwolke, die vor den Kindern Israels herzog, eine Lokomotive gewesen seyn soll, war eine abgeschmackte Erfindung von uns, um den Nachdrucker einmal in die Falle zu locken. Er hüte sich in Zukunft; in unserm Gehege liegen Fußangeln. Nicht eine Miene verzuckte er, als er die Pastete, die wir für ihn appretirt hatten, aufnahm und seinen Lesern vorsetzte, und dabei thut er noch, als ob auch er diesen Sir Henry For-Lindsay (der nicht existirt) genau kenne, welcher „bekanntlich" Aegypten und Kleinasien bereiste und die Landenge von Suez in Gesellschaft englischer Ingenieure untersuchte; als wenn auch er das Asiatic Journal Nr. 18 vom Oktober d. J. (schon die Nummer verräth die Lüge) selbst in Händen gehabt hätte; als wenn auch er die Ergebnisse dieser Reise in dem (nie erschienenen) Werke Orient and Occident, London 1845, selbst gelesen hätte; als wenn auch er es verbürgen könnte, daß jener Gelehrte auch unter uns bekannt sei (was sich Jeder selbst beantworten kann). Ei, mein Herr, ist es nicht besser, ehrlich einzugestehen, wo man seine Sächelchen hernimmt, als mit dem Nachdruck auch zugleich die Verantwortung einer Lüge, eines Unsinns, einer Lächerlichkeit dem Publikum gegenüber auf sich zu laden? Wir sind schon oft in den Fall gekommen, Nachdruck zu rügen, der an uns verübt wurde, und haben uns dadurch die getroffenen Redaktionen zu Feinden gemacht, die dann bei jeder Gelegenheit tapfer auf uns schimpften und uns, wie sie glaubten, bei unserer schwachen Seite, der sogenannten Gesinnung, angriffen. Vielleicht daß wir ehestens in dem Blatte, das die Gesinnung hatte, uns nachzudrucken, unsere Tendenzen verdächtigen, uns selbst beschimpfen sehen. Es wäre auch ganz in der Ordnung

*** Von Heinrich Krug, dem Komponisten der Oper „Meister Martin der Küfer," wurde in Karlsruhe ein einaktiges Singspiel, „der Nachtwächter," nach Körners bekannter Posse, in der einst Ludwig Devrient so gern lustig war, aufgeführt, das sich allgemeinen Beifalls erfreute. Leichte gefällige Musik, angenehme Melodien. Es wäre recht sehr zu wünschen, daß einer unserer Dichter dem jungen strebsamen Tonsetzer ein neues und gutes Buch schriebe. In Karlsruhe ist leider keine Hoffnung dazu vorhanden für den Augenblick.

*** Am französischen Hofe werden schon Anstalten aller Art zur Aufnahme der Königin Viktoria gemacht. Auber hat den Auftrag erhalten, die Partie der Armide für die Stimmlage der Mad. Stolz einzurichten und die Partitur durchzusehen; denn dieses Meisterwerk Gluck's ist dazu ausersehen, während der Anwesenheit Ihrer britischen Majestät in dem Opernhause zu Versailles mit großer Pracht in Scene zu gehen.

*** Die Namen der Krieger, Diplomaten, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler, welche uns der Tod entriß, werden von den öffentlichen Blättern angeführt, weniger die Namen solcher Menschen, die in beschränkter Sphäre glänzten, und deren Tod der zartfühlenden Brust des Künstlers eine tiefe Wunde schlägt. So nennen wir hier denn die Gattin Paul Delaroche's, die einzige Tochter Horace Vernet's, die zu Paris kaum 30 Jahre alt, von einem Nervenfieber dahin gerafft wurde. Zwei große Künstler sind von dem herben Schlage im Innersten getroffen.

Antwort.

Die Beschwerde und Rüge, die uns von geachteter Hand gegen den im vorigen Jahrgange durch die Europa veröffentlichten Aufsatz „Mysterien einer kleinen Stadt vor vierzig Jahren" zugekommen ist, hat wohl durch die von d. Verf. in der 51. Lief. gegebenen Erklärung eine befriedigende Erledigung gefunden, und wir glauben daher im Sinne der Einsender zu verfahren, wenn wir ihr Manuscript zu den Akten legen.

Die Redaktion.

Das erste Modebild als artist.sche Beilage.

Ausgegeben am 29 Dezember 1845.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Digitized by Google

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 3. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Aloyse Von Alexander Kaufmann. III. — Die Begum Somru. II. — Zur Geschichte des Oldenburgischen Theaters. Von Starklof. I. — Aus Berlin. — Randglossen.

Aloyse.

Von

Alexander Kaufmann. *

III.

Ein Wiederfinden.

Ein Stern flog durch die zitternde Luft — Lisena hatte für die Sterne kein Auge mehr, eben so wenig Joseph und Aloyse, welche wir oben verlassen, als die Letztere im Begriffe stand, den Vorhang wegzuheben, welcher den treuesten ihrer Vasallen vor ihr verbarg. Vor drei Ferien waren sie zuletzt beisammen gewesen, heute hatte Joseph seine Gespielin wieder gesehen, hatte sie wieder gesehen als Jungfrau, mit ihr geredet, und wie! Hatte sie die seltsame Anrede nicht übel genommen? Konnte er wissen, ob nicht ihr früheres, kindlich vertrautes Verhältniß ein ganz anderes geworden? Unter Kindern ist ja kein Unterschied der Stände und des Reichthums; erst wenn der Knabe zum Jüngling, das Mädchen zur Jungfrau wird, treten diese Unterscheidungen hervor. Sollte Joseph in Aloyse seine Jugendgenossin, oder sollte er die Tochter des Herrn begrüßen, in dessen Dienste sein Vater stand?

Um Gottes Willen, Joseph, Du bist hier? Ich glaubte Dich beim Tanze?

Nach dieser Anrede wußte Joseph, wie er stand.

Ich sollte tanzen, Aloyse, wenn die Königin weint?

Ach Joseph, die Großen der Erde weinen wohl oft, wenn ihre Diener sich freuen.

Und freuen sich oft, fuhr der junge Schwärmer auf, wenn ihr Volk in Thränen schwimmt. — Doch was soll das, Aloyse? Sollen wir uns damit den Augenblick verkümmern, welchen ein günstiges Geschick uns vergönnt hat, unbelauscht uns zu grüßen und zu sprechen?

Das wollen wir nicht, Joseph! Gleich wird man kommen und mich suchen.

Nur Eins, Aloyse. Zürnst Du mir nicht um das, was ich Dir gethan? Weiß Gott, ich that es, und begreife jetzt selbst nicht, wie!

* 2. Lief. S. 17.

Was soll ich Dir zürnen, Joseph? Du hast freilich seltsame Worte geredet, aber ist es wahr so, dann darfst Du auch so reden!

Dafür dank' ich Dir, Aloyse! So müßte jede deutsche Jungfrau denken! Aber wie kommst Du hier auf solche Gedanken?

Wo frag' ich, wie ich zu meinen Gedanken komme?

Aber darfst Du solche Gedanken äußern?

Aloyse stutzte: Aeußern? Das Mädchen denkt ja so Vieles, was es nicht äußern darf?

In diesem Augenblick öffnete sich die Saalthüre.

Das ist Bertha, die mich holt! sagte Aloyse. Leb' wohl, Joseph! und damit reichte sie ihm die Hand.

Es war Bertha nicht, es waren Josephs Vater und der Superior. Sie schienen in einer sehr angelegentlich, doch leise geführten Unterhaltung begriffen, gingen aber zu einer Nebenthüre, welche in des Superiors Privatwohnung führte, wieder hinaus.

Aber Joseph, begann das Mädchen wieder, weßhalb kamst Du denn nicht zu mir im Saale? Hast Du mich nicht gesehen?

Wußt' ich doch nicht, wie Du mich aufnehmen würdest?

Wie sollt' ich Dich denn aufnehmen, Joseph? Bin ich denn nicht, was ich war? Aber vielleicht bist Du anders geworden! Man rühmt Deine Kenntnisse, man verkündet Dir ein glänzendes Lebensloos — aber was kann ich seyn, was kann ich werden?

Wie, Aloyse, lebst Du nicht im Kloster?

Soll das Kloster vielleicht etwas aus mir machen, eine Priorin vielleicht, eine Aebtissin? Lächelnd sah das Mädchen ihn an.

Du mißverstehst mich, Aloyse! Es war nur eine Frage der Verwunderung, daß man im Kloster werden kann, was Du schon bist, Du herrliches, herrliches Mädchen! O Gott, was würdest Du erst in der frischen, blauen Freiheitsluft, welche da drüben rauscht und wehet, draußen in der schönen Welt des freien Denkens, des freien Schaffens!

Male mir keine Zauberländer vor, welche ich niemals bereisen kann!

Und warum nicht, Aloyse, wenn es keine Zauberländer mehr sind, wenn die Welt sich verjüngt, wenn Leben wird, was frühern Geschlechtern nur Fabel gewesen, wenn ein glücklicheres Zeitalter, ein goldenes Reich uns bevorsteht, da Elend, Armuth, Standesunterschied zur Mythe geworden, da jede Kraft sich entwickeln kann, mag sie im männlichen oder im weiblichen Busen erwachsen seyn —

Joseph würde in seiner Schilderung des künftigen, aber wohl nur erträumten Zeitalters fortgefahren seyn, wenn nicht plötzliches Zusammenschlagen aller Glocken des Engelberges, denen sich ihre Schwestern in Laudenburg und den umliegenden Dörfern gesellten, die Stunde verkündigt, in welcher das alte Jahr stirbt und das neue in's Leben tritt. Dieselben Töne vernahm Lisena auf ihrer nächtlichen Wanderung.

Jetzt muß ich weg, Joseph, in den Saal! rief Aloyse. Noch ein freundlicher Scheideblick, als sie den Vorhang fortschob, und sie war verschwunden. Ein Tusch schien die Ankunft der lang entbehrten und viel gesuchten Königin zu verkündigen. Ihm folgte der bei Neujahrswechseln gebräuchliche, wechselseitige Glückwunsch, wodurch für einige Zeit alles Uebrige in den Hintergrund trat. Auch Joseph hatte sich wieder in dem Saale eingefunden.

Und noch eine halbe Stunde — das Refektorium war geleert, wie ein Zug von Wallfahrern stieg es den Engelberg hinab, Leute mit Fackeln voran. Auch Joseph hatte eine Fackel ergriffen, ging in Aloysens Nähe und freute sich, den Schein des Lichtes auf ihrem Gesichte spielen zu lassen, sprechen aber konnte er sie nicht mehr, da sich die Pensionärinnen wieder nach den von der reverende mére bestimmten Zügen ordnen mußten.

Josephs Eltern waren einen Augenblick vor ihm an der Hausthüre angelangt. Joseph, sagte der Gerichtsverwalter, wird heute Nacht in der Fremdenstube schlafen, ich habe sein bisheriges Zimmer zu anderweitiger Benutzung bestimmt. — Joseph wußte sich diese neue, so plötzlich getroffene Veränderung nicht zu erklären, und erbat sich den Schlüssel zu seiner alten Stube, um einige Bücher zu holen; der Gerichtsverwalter, welcher sich den Schlüssel gleich bei seinem Eintritt in's Haus hatte verabreichen lassen, schlug diese Bitte jedoch in barschem Tone ab, ging in sein Schlafgemach und befahl seiner Frau, ihm auf der Stelle zu folgen.

Der Neujahrsmorgen.

Die Geſchichte des edeln Ritters von der Mancha iſt ein ſo verbreitetes Buch, daß wir die Scene, wie Pfarrer und Barbier die Bibliothek des Ritters der Kritik, und in Folge deren einem luſtigen Autodafé übergeben, als bekannt vorausſetzen dürfen. Sie hat dem Verfaſſer Gelegenheit gegeben, ſich über die Literatur ſeines Vaterlandes lobend oder tadelnd auszuſprechen, auch wir könnten hier einen Anlaß finden, uns in ähnlicher Weiſe über die Poeſie, Geſchichte, Philoſopie und Politik der letzten Jahre zu ergehen, indem die Bibliothek Joſephs, welche an dem ſchönen, hellen Neujahrsmorgen mit einem gleichen Schickſal bedroht wurde, die bedeutendſten Erſcheinungen aus dieſen Gebieten der Literatur enthielt. Die Unbeſonnenheit des jungen Mannes bei der Sylveſterfeier hatte den Zorn des Gerichtsverwalters, welcher ſchon längſt die Rechtgläubigkeit ſeines Sohnes in Zweifel gezogen, auf die Spitze getrieben; der Superior, dem natürlich noch mehr daran gelegen ſeyn mußte, die neuen Ideen ſo lange wie möglich von ſeinem Thale fern zu halten, hatte noch an demſelben Abend eine Berathung mit dem Gerichtsverwalter gehalten, die Entfernung ſämmtlicher, gefährlich erſcheinender Bücher in Joſephs Beſitz war der erſte Beſchluß dieſer Sitzung geweſen. Der Erſte, welcher am Neujahrsmorgen, und zwar ſchon in früheſter Stunde Joſephs Vater ſeinen Beſuch abſtattete, war der Superior. Nicht ohne Schrecken überſah derſelbe die Büchertitel in des jungen Mannes Repertorien: Kant, Fichte, Hegel, Strauß, Bettina mit ihrem Königsbuch — von Franzoſen: Rouſſeau, Lamennais, Jocelyn, die mystères de Paris — von Engländern: Hume, Gibbon, Byron. Mit wenigen Ausnahmen wurde Joſephs Bücherſchatz in Körbe verpackt und ſollte ſchon an dieſem Morgen in die nächſte größere Stadt verſandt werden, um dort in Bauſch und Bogen in die Hände des erſten, beſten Antiquars zu gelangen. Unter den belletriſtiſchen Werken ſtieß der Superior auf ein Taſchenbuch, deſſen niedliche Illuſtrationen ſeine Neugierde rege machten. Wie erſtaunte er, als ihm bei dem Durchblättern des zierlichen Goldbandes ein Gedicht mit Joſephs Namensunterſchrift vor die Augen kam. Es lautete, wie folgt:

Was ſingſt Du mir die alten Lieder,
Da jeder Tag uns neue bringt?
Was ſoll verlebte Qual uns wieder,
Wenn friſches Leid die Welt durchdringt?

Du haſt ja kühn den Flor zerriſſen,
Der noch ſo Viele trüb umhüllt —
Wie herrlich in den Finſterniſſen
Erglänzt Dein Aug', von Licht erfüllt!

Du weißt, wie Leben ſich und Liebe
Zu einem warmen Hauch verklärt,
Wie Leben kaum noch Leben bliebe,
Wär' ihm die Liebe nicht gewährt.

Du weißt es ja, wie wir zum Leben
Und nur zum Leben in der Welt,
Wie Leben ſelbſt zum Lohn gegeben,
Wenn auch der ſchlimmſte Würfel fällt.

Es mögen Viele Dich noch ſchmähen,
Dich „Weltkind" ſchmäh'n, „zu freien Geiſt" —
Wer nur mit halbem Aug' kann ſehen,
Was fragſt Du noch, wie der Dich heißt?

Du biſt an Zucht und holder Sitte,
An Jugend, Schönheit, jeder Zier
Die Blüt' in Deiner Schweſtern Mitte —
O ſprich, was ſoll das Andre Dir?

In dieſem Augenblicke klopfte es an der verſchloſſenen Thüre. Es war Joſeph. — Vater, rief er von draußen, willſt Du nicht die Güte haben, mich für einen Augenblick hineinzulaſſen? Ich möchte Dich fragen, wohin ich meine Bücher bringen ſoll, da ich ſie doch wohl nicht in der Fremdenſtube aufſtellen darf?

Wäre die Wirkung dieſes Gedichtes keine ſo ſtarke geweſen, ſo würde der Gerichtsverwalter ihn auf irgend eine Weiſe entfernt haben, um die Durchſicht und Verpackung der gefährlichen Waare ungeſtört beendigen zu können. Jetzt aber übermannte ihn der Zorn. Heftig riß er die Thüre auf — Joſeph ſtarrte einen Augenblick auf die ſeltſame Erſcheinung, welche ſich ſeinem Auge bot; er hatte die Abſicht dieſes Verfahrens raſch durchblickt, ſein dunkler Blick glühte im tiefſten Zorn, ſeine Lippe zuckte krampfhaft, er mußte ſich an der Lehne des Stuhles halten.

Wie? Du wagſt es, mir noch unter die Augen zu treten, Taugenichts? ſchrie der Gerichtsverwalter, den der Superior mit Mühe zurückhielt, nicht in Thätlichkeiten auszubrechen. Einen Gottesläugner habe ich gezeugt? Einen Jakobiner geboren? Eine Schlange habe ich genährt, meinen Sohn hab' ich ſie genannt —

Um Gotteswillen, mäßigen Sie sich! Lassen Sie mich für sich reden! fiel der Superior ein.

Es braucht Niemand für mich zu reden, Niemand braucht für mich die Schlange zu zertreten, die ich am Busen nährte, — ich habe selbst noch Kraft sie zu vernichten. Tritt her, Apostat! Verantworte Dich hier vor diesem Zeugen, der mit dem lebendigsten Zeugniß, mit Schrift und Unterschrift wider Dich aussagt! Und damit warf er Joseph das Taschenbuch vor die Füße. Joseph rührte sich nicht, aber immer heftiger schwoll auch ihm die Zornesader, das einzige Erbtheil seines Vaters.

Rede, Bube, rede!

Ich rede zu Niemanden, entgegnete Joseph mit dumpfer, zitternder Stimme, der sich mir in Dingen zum Richter aufwirft, über die zu urtheilen er kein Recht besitzt.

Joseph, bat der Superior, suchen Sie sich zu mäßigen! Bedenken Sie, daß der Sohn zum Vater nie auf dem Fuß des Rechtes steht.

Das weiß ich sehr wohl, ehrwürdiger Vater, aber es gibt eine Welt, in welcher Jeder nur sich selber Rechenschaft zu geben hat, eine Welt, wo keine Gewalt der Erde einzudringen ein Recht besitzt, und in diese Welt ist derjenige mit zerstörenden Händen eingedrungen, welchem darin, wie jedem Andern, nur dann ein Platz gebührt hätte, wenn er mit dem Finger der Liebe angeklopft.

Freilich, Bube, bin ich mit zerstörenden Händen hier eingedrungen, und ich will sie Alle zerstören, die Dich zum Scheusal gemacht, diese Gotteslängner, diese Bluthunde — und damit trat der Gerichtsverwalter auf einen der Körbe, daß die Bücher in der Stube umherflogen.

Sie werden einsehen, ehrwürdiger Vater, begann Joseph wieder, daß ich an einem Orte, wo man solches Gericht hält, nicht länger verweilen kann, ich darf als Mensch, als Bürger mir solche Behandlung nicht gefallen lassen. Ich bin mündig, dem Geiste wie dem Buchstaben nach, und könnte, wenn ich wollte, das Gericht zu Hülfe nehmen, weil hier mein Eigenthum verletzt wird. Ich habe mir diese Bücher durch mein eigenes Verdienst erworben, und Niemand besitzt ein Verfügungsrecht darüber, als ich. Freilich, fuhr er mit Bitterkeit fort, würde ich hier schwerlich den Richter finden, da derjenige, welcher das Recht hier schützen sollte, selbst der Verletzer ist.

Dieses Wort war hart, Joseph! sagte der Superior. In demselben Augenblicke aber stürzte der Gerichtsverwalter auf seinen Sohn los und wollte ihn beim Rockkragen greifen, aber mit schneller Wendung entriß Joseph sich dem Wüthenden, und sagte dann mit einer Fassung, welche zu dem Zorn des Alten, den der Superior mit kräftigem Arme festhielt, den schärfsten Kontrast bildete: Nach dem, was jetzt geschehen, darf ich keinen Moment mehr hier verweilen. Ich werde dasjenige, was mein ist, abholen lassen, und Sie, indem er sich zu dem Gerichtsverwalter wendete, den er heute zum ersten Mal „Sie“ nannte, Sie werden Sorge dafür tragen, daß es bis dahin unverletzt bleibt!

Damit verließ Joseph die Stube. Auf der Treppe begegnete ihm seine Mutter.

Mutter, sagte er, indem er ihr den zärtlichsten Kuß aufdrückte, Mutter, hier kann ich nicht mehr bleiben, gewiß, Mutter, ich kann nicht mehr, aber vergiß mich nicht. Dir werde ich sagen lassen, wohin ich gehe! Noch einen Kuß, und Joseph stürzte auf die Straße hinaus. Finstern Muthes begab er sich in das am Ende des Ortes gelegene Gasthaus, um drin für die folgende Nacht sein Quartier zu nehmen. Gegen Abend schickte er zwei Männer, um seine Bücher nebst einigen Kleinigkeiten, Andenken von Universitätsfreunden abzuholen. An seine Mutter hatte er folgenden Brief mitgegeben!

„Liebste, liebste Mutter! Der Tag ist vorüber, meine Empfindung beginnt langsam sich zu klären. Ich kann den Schritt, den ich gethan, nicht anders, als billigen. Die Elternliebe kann Hohes, Ungeheueres fordern, aber nicht, daß ich meinem Selbst entsage, daß ich mich zum Sklaven erniedrige. Und das hat mein Vater von mir gefordert. Auch mein Gott darf mich nicht zu seinem Sklaven machen.

„Aber wenn ich an Dich denke, Mutter, an Deine Thränen, an Deinen Schmerz — kannst Du mir vergeben, Mutter, kannst Du? O, laß mich nicht ohne Deinen Segen von hinnen gehn! — Morgen zieh' ich hinaus zu dem alten Förster, dessen Frau meine

Amme geweſen, bei denen will ich den Winter ſtill verleben, wo mich der Sommer treffen wird, weiß ich noch nicht. Wegen meiner Lebensbedürfniſſe trage keine Sorge, ich fühle Kraft genug, mich unabhängig zu ſtellen. Leb wohl, Mutter, leb wohl!«

Ein Mutterherz.

Am folgenden Morgen, kurz bevor Joſeph ſeinen Weg in's Förſterhaus antrat, erhielt er folgenden Brief von ſeiner Mutter:

»Lieber Joſeph! Ich habe in meinem jetzt bald fünfzigjährigen Leben manchen Schmerz gehabt, manche Leidensſtunde, aber der Herr hat mir bis jetzt noch immer die Stärke gegeben, daß ich den Kelch zu leeren wußte, den uns ſeine ewige Gnade und Güte anfangs wohl mit bitterem Tranke füllt, in der Welt der Herrlichkeit aber in einen Becher voll ſüßeſten Lebensweines verwandeln wird. Das Gebet hat mir über Vieles geholfen, vielleicht hilft es auch über den Schmerz, den Du mir geſchlagen, Du Kind meiner Seele, das ich mehr liebe, wie ich je einen Menſchen geliebt habe.

»Joſeph, was habe ich nicht Alles von Dir gehofft! Unter namenloſen Qualen hatte ich Dich geboren, meine einzige aber ſchwer gebrochene Frucht, und da dachte ich bei mir in meinen Schmerzen: O, dieſes Kind wird es mir ſchon verſüßen, was es mir heut für Wunden ſchlägt! Und wie Du nun größer wurdeſt, und Alle ſo viel von Dir ſprachen, und der verſtorbene Superior mir weiſſagte, aus Dir würde einmal etwas Großes, Gottgefälliges, ein auserwähltes Rüſtzeug des heiligen Geiſtes — ich kann Dir die Freude nicht ſchildern, welche ein Mutterherz in ſolchen Momenten empfindet. Ich ſah in Dir ſchon eine der Stützen unſerer Kirche, einen der heiligen Verkündiger des Glaubens, im weißen Prieſtergewande, am Altartiſch, oder wenn meine Gedanken weltlicher gingen, dann ſah ich Dich als Mann, hochgeachtet in ſeinem Beruf, untadelig in ſeinem Lebenswandel, treu in ſeiner Kirche.

»Joſeph, gedenkſt Du noch des Liedes, welches Du einſt geſchrieben, das ich mir heimlich wegnahm und in mein Gebetbuch legte?

Der kann nicht ganz unglücklich werden,
Der kann nicht ganz in Noth verſinken,
Dem Mutteraugen noch auf Erden
Mit ihrem ſanften Schimmer winken.

Der kann nicht ganz vergehn im Jammer,
Und ſchlüg die Welt ihm tauſend Wunden,
Es bleibt ihm ewig eine Kammer,
An Kindheitsträumen zu geſunden.

Der wird nicht ganz vergehn im Weſen,
Womit ihn Erdenluft umflutet,
Wer noch im Mutteraug' kann leſen,
Wie bang ein Mutterherz verblutet.

Sage mir auf Dein Gewiſſen, Joſeph, könnteſt Du das noch ſchreiben?

»Dein Vater iſt furchtbar zornig, er hat geſchworen, Dich niemals wieder vor ſein Antlitz zu laſſen. Ich wollte zu Dir hin, zu Dir ſprechen, zu Dir weinen — aber er verſchloß mir die Pforte, und ſelbſt dieſer Brief kommt nur heimlich zu Dir hin.

»Ach, Du warſt einmal ſo fromm! Ich weiß es noch, wie Du das erſte Mal auf dem Kloſter den Dienſt thateſt, da haſt Du in dem weißen Kleid, das Weihrauchsfaß in der Hand, ſo fromm ausgeſehen, wie ein Engel. Joſeph, wer hat Dir Deine Frömmigkeit genommen? Nenne mir ihn, ich will zu ihm hin, ihn bitten, ihn quälen, bis er wieder gibt, was er genommen. Kannſt Du denn noch beten, Joſeph? O ſo bete jeden Morgen, jeden Abend, wenn Du weißt, daß ich es thue, vielleicht, daß mein Gebet ſich dem Deinigen vereint, und dann wirſt Du wieder fromm, gewiß, Joſeph, Du verſprichſt es mir. Das Gebet hat wunderbare Kräfte, wenn vier Arme ſich dazu erheben.

»Du biſt noch immer glücklich geweſen, mein Kind, und dann wendet ſich der Menſch oftmals von ſeinem Gott und meint, er brauche den nicht, aber, liebes Kind, wenn die Stunde des Unglücks kommt, wenn man gar nicht mehr weiß, wo aus, wo ein, dann drängt es Einen wieder zu Gott hin, und der allgütige Vater hält ſeine Arme wieder ausgebreitet, wie ſanft ruht es ſich darin! Aber Du glaubſt das Alles wohl nicht mehr, und nun iſt es ſo weit, ſo weit gekommen, daß Deine eigene Mutter Dir Unglück wünſchen muß!

»Nun noch eine Frage, Joſeph, auf deren Beantwortung ich mit Herzklopfen warte. An wen haſt Du das Lied gemacht, welches

der Vater mir vorgeleſen? Weh, Joſeph, wenn Du bei dieſer Frage erröthen müßteſt!

„Das Schreiben wird mir ſchwer bei Licht, unter den vielen Thränen, ich bitte Dich, antworte mir bald, reibe Dich nicht auf, ſorge für Deine Geſundheit, fordere, wenn Du bedürftig biſt. Wenn ich es auch heimlich thun muß, ich ſend' es Dir doch. Gott behüte und bewahre Deine unſterbliche Seele, liebes, unglückliches Kind!“

Die Begum Somru. *

II.

Den Blick feſt auf den Europäer gerichtet und den Finger an dem Schloß ihrer kleinen engliſchen Flinte, erwartete die Königin von Sardannah mit ſtolzer Miene den tollkühnen Abenteurer, dem ſie ſchon auf dem Schlachtfelde begegnet war.

Joſeph Sombre hatte nach und nach im Dienſte verſchiedener Fürſten, und zuletzt in dem des Großmoguls geſtanden, und nannte ſich ſeitdem General Sombre. Er zeichnete ſich mehrmals durch ſeine Tapferkeit in den Gefechten mit den Engländern auf glänzende Weiſe aus. Müde der fortwährenden Intriken, die gegen ihn geſchmiedet wurden, und bei dem ſchwachen Nachfolger Timurs und Babers nur zu leicht Eingang fanden, ſuchte er ſich eine neue Fahne, unter welcher ihm das Glück und der Sieg zu Theil werden könnten. Zu jener Zeit, da er ſich der Begum von Sardannah vorſtellte, waren ſeine Heldenthaten bereits in die Geſänge des Volkes übergegangen, in denen er als Held und Halbgott unter dem Namen Ruſtam e Frangiſtan ** gefeiert wurde.

Sombre ſprang vom Pferde und ſchritt durch die Reihen der Wachen auf die Königin zu; dann berührte er mit ſeinen Fingerſpitzen dreimal die Erde, führte einen Zipfel der Decke des Elephanten, auf welchem die Königin ſaß, zur Stirne und ſprach nach aſiatiſcher Vorſchrift im reinſten Dialekte des Landes: Friede ſei mit Euch, edle Ranie! möchte Dein Schatte ſtets wachſen und ich unter ihm Platz finden! — Nach einem kurzen Zögern erwiederte die Prinzeſſin mit Nachdruck: Auch mit Dir ſei Friede, tapferer Ritter! Begebe Dich in das Lager, das Zelt wird zu Deinem Empfange bereitet ſeyn; Du wirſt dort Brod und Salz erhalten. Unſere Gaſtfreundſchaft kennt die ganze Welt. — Nach dieſer mit orientaliſcher Feierlichkeit angebrachten Einladung, erwiederte der Abenteurer in gewohnter Weiſe: Die Worte Eurer Majeſtät ſind Befehle für mich Sklaven. Ich werde an der Schwelle Ihres Zeltes erſcheinen, um Brod und Salz zu empfangen. Er zog ſich hierauf zurück, um das Gefolge vorüber zu laſſen, ſtieg wieder zu Pferde und ſchloß ſich den Letzten an, ohne die Neugier, welche ihn aus Aller Blicken verfolgte, nur bemerken zu wollen.

Das Lager der Begum beſtand aus ungefähr vierhundert Zelten, welche unregelmäßig aufgeſchlagen waren. Es war gleichſam eine kleine Stadt, aus verſchiedenfarbigen und glänzenden Zeugen erbaut, eine indiſche Stadt, mit ihrer maleriſchen Unordnung und bizarren Eigenthümlichkeit. Neben dem Zelte der Prinzeſſin, das aus dem prachtvollſten Kaſchemir beſtand, erblickte man den Aſchenhügel des Joghi, eines indiſchen Bettelmönchs, der nackt im Staube lag, bloß in ſeine Haare gehüllt, überall mit Aſche beſtreut, allen Vorübergehenden bald Segnungen, bald Flüche nachrief und ſelbſt die Königin nicht verſchonte. Um die rothen und weißen Zelte der Vornehmen ſah man die ſchwarzen und ſchmutzigen Hütten der Krämer, und gegenüber den regelmäßigen Reihen der Kavallerie, ruhten Zigeuner in Lumpen auf bloßer Erde mitten unter ihren Heerden. Der Abenteurer wußte kaum durch dieſe wehenden Wände, durch dieſe Stricke und Seile hindurchzukommen, und er blieb überlegend ſtehend, wohin er ſich wenden ſollte, als zwei Chobdars, Boten mit ſilbernen Stäben in der Hand, durch die Menge auf ihn loskamen, um ihn in das für ihn beſtimmte Zelt zu führen.

Schon beim Oeffnen des Vorhangs gewahrte er, daß die kleinliche Sorgfalt einer Frau allem Dem vorgeſehen hatte, was ſeine Bedürfniſſe erheiſchen könnten. Ein gutes Bett, zwei Stühle, die in einem indiſchen Lager unbekannte Gegenſtände waren, ſtanden in dem Raume, und Diener waren be-

* 1. Lief. S. 7.
** Der franzöſiſche Kämpe.

schäftigt, das Bad zu rüsten. Bei diesem Anblicke verlor sich die letzte Spur der finstern Wolke von der Stirne Sombre's, und lächelnd wandte er sich zu Raja-Ram mit den Worten: Nun, mein treuer Gefährte, habe ich wohl unrecht, auf meinen Stern zu hoffen? Siehst Du, er steigt noch immer, und ist noch weit vom Untergange entfernt!

Drei Stunden später benachrichtigte man ihn, daß die Begum, vom Schlummer erwacht, ihr Gebet vollendet habe und ihm eine Audienz ertheilen wolle. Er eilte zu ihr hin. Das stärkere Schlagen seines Herzens war sicher nicht aus Furcht, sondern die Hoffnung durchströmte es, daß er einem unbekannten, fast fabelhaften Glücke entgegen gehe. Die drei Stunden, die er allein zugebracht, waren hinlänglich gewesen, um über seine Lage nachzudenken und ein Gebäude von so herrlichen Träumen zu erbauen, wie sie einem jungen Menschen in Europa unmöglich in den Sinn kommen können. Sombre war bei dem Eintritt in das Leben nach Indien gekommen, der Kriegsruhm war seine erste Geliebte, und bis dahin hatte sie ihn ganz zu erfüllen gewußt. Die Träume, welche ihn aber jetzt bei dem Anblicke der Königin durch den Sinn schwebten, waren die ersten Schwärmereien der Liebe.

Nachdem er einen Vorhof, der mit weißen und scharlachrothen Tüchern umhängt war, durchschritten hatte, kam Sombre vor einer Amazonenwache vorüber, welche gleich Sipayen gekleidet und bewaffnet waren.* Einige dieser Frauen befanden sich in einem sehr vorgerückten Zustande der Schwangerschaft, wodurch sie sich aber nicht abhalten ließen, wenn die Reihe an sie kam, Schildwacht zu stehen. Sombre hatte sogleich die Sklavin Apescha bemerkt, die ihn erwartete, um ihn in das königliche Zelt zu geleiten. Sie trat vor ihm in die vordere Abtheilung, hob dann einen Vorhang, gab ihm ein Zeichen einzutreten, und Sombre befand sich vor der Königin.

Das Zelt war sehr einfach, doch groß und ruhte auf zwei ungeheuern Bambus; es bestand aus zwei Abtheilungen. Die, in welcher die Königin Audienz ertheilte, wurde größtentheils durch ein Lager eingenommen, welches zehn Fuß lang und sechs Fuß breit war, jedoch nur wenig sich über den Boden erhob. Die Pfosten, etwa fünfzehn bis sechszehn Zoll hoch, standen in kupfernen Vasen, die mit Wasser gefüllt waren, um das königliche Bett vor Insekten und giftigen Reptilien zu schützen. Zu Häupten, an den Seiten und an den Füßen war das Bett geschnitzt und reich vergoldet und gemalt, Alles mit einem wunderbaren Geschmack; über eine dünne Matratze war ein glänzend weißes Laken gebreitet, das an den vier Enden mit hochrothen Schnüren, die in goldene Quasten ausliefen, befestigt war. Mitten auf diesem Divan lagen vier oder fünf Polster auf einander, die in Hindustan eigene Namen nach ihrer Bestimmung führen. Da war zum Beispiel der Sirhanah, das breite Kopfpolster, der Pyrana, den man unter die Knie schiebt, wenn man nicht das Bein ausstrecken will, der Gao takya, das Rückenpolster, wenn man im Bette sitzen will; außerdem lag da noch eine Anzahl anderer kleiner Kissen, bald hart, bald weich gepolstert, je nach dem Gebrauche, den man von ihnen machte. Auf diesem, dem Klima und dem Bedürfnisse so entsprechenden Lager, ruhte nun die junge und liebenswürdige Königin von Sardannah. Sie trug ein gezogenes sehr weites Beinkleid von purpurfarbenem Goldstoffe, darüber eine enge Jacke von weißem Musselin mit Perlen gestickt, die ihren Busen einschloß, um die Schultern aber schlang sich eine Binde von blauem Atlas, welche bis zu den Knien hinabhing. Ihre glänzend schwarzen Haare, waren in Flechten, die mit weißen Jasminblüten geschmückt waren, deren Duft, den europäischen Nerven zu stark, von den Töchtern Hindustans sehr geliebt wird. Stirne, Nase, Hals, Ohren und Arme der Königin waren ganz mit Gold bedeckt; das auf tausendfache Weise gearbeitet war. Um die Fußgelenke und die Zehen schlang sich aber ein Geschmeide aus Silber, damit das edelste Metall nicht an jenen Gliedern entweiht werde, die der indische Aberglaube als unrein erachtet. Die Sklavinnen hatten auch nicht vergessen, die Augen der Königin mit jener Salbe zu bestreichen, die ihnen einen so lebhaften Aus-

* Dergleichen Amazonenkompagnien findet man noch in den Harems von Hyderabad, Lucknow und Delhi. Reisende sahen sie bei dem Nizam und seinem Minister Munir-ul-Mulk.

druck verleihen ſoll, ſo wie die Fingerſpitzen und die Fußſohlen mit ſanftem Roth zu ſchminken. In einem Winkel des Zeltes ſtanden die Babuſchen, reich geſtickt, mit hohen rothen Abſätzen und zurückgebogenen Spitzen uud auf einem Teppich, gleich zur Hand, ruhte ein kleines Nargileh aus herrlich getriebenem Silber, aus dem der Dampf des ausgeſuchteſten perſiſchen Roſentabacks emporſtieg.

Im Augenblick als die Sklavin den Vorhang öffnete, um den Europäer einzulaſſen, warf die Königin einen ungeheuern roſafarbenen Schleier mit langen Silberfranſen um ihre Schultern.

Setzt Euch, Saheb bahader (Herr Ritter), ſagte ſie zu Sombre, nachdem dieſer die gewöhnliche Huldigung dargebracht hatte. Wir müſſen jetzt ein wenig vertraulich mit einander ſprechen, damit wir uns erſt recht verſtehen lernen. Ich glaube, wir kennen uns ſchon und nicht zum erſten Mal hat uns das Schickſal zuſammengebracht. Euer Name iſt Sombre, wenn ich mich nicht irre, und Ihr dientet bei den Mahratten.

Mein Geſchick, entgegnete der Abenteurer, hat mir ſchon einmal das Glück gegönnt, eine große Fürſtin zu ſchauen, ſo unerſchrocken wie Rama, ſo ſchön wie Leila. Mein Herz erbebte, als ich ſie ſich in die Gefahr der Schlacht begeben ſah; ſeit jener Zeit ſchlug es vor Wonne und Liebe in der Erinnerung an ihre Reize. Die Mahratten ſind ehrloſe Räuber; hätte ich ein Heer, ſo würde ich ſie vernichten!

Iſt dieß in der That Dein Wunſch, tapferer Ritter? Er klingt angenehm meinen Ohren und ich will Dir glauben. Von nun an gehörſt Du mir, nimm die Hälfte meiner Macht und vertheidige meine Krone. Du haſt mich um eine Provinz gebracht, Du wirſt mir zehn wiedererobern. Ich will, daß Du meine Soldaten in der Kriegskunſt unterrichteſt und ſie auf dem Pfade der Ehre anführſt; ich werde ſie lehren, Dir zu folgen.

Von heute an, erwiderte Sombre, gehöre ich allerdings Euerer Majeſtät, allein ich tauge nicht mehr zum Kriegführen. Was kannſt Du von einem Unglücklichen wohl erwarten, den ein inneres Feuer verzehrt, der nur von Liebesgedanken erfüllt iſt, von hoffnungsloſer Liebe. Es iſt ein Thor, dem man eine Zuflucht öffnen ſoll, dem man aber keine Heere mehr anvertrauen kann.

Wir haben ein altes Sprichwort, ſagte die Prinzeſſin lächelnd, doch nicht ohne zu erröthen, Schmeichler und Lügner wie ein Eingeborner aus Frangiſtan. Aber unſere Ohren, ſind die Ohren einer Königin, ſie wiſſen wohl zu unterſcheiden, was Dir die Wahrheit zu ſprechen eingibt, und was Du aus Höflichkeit hinzuthuſt.

Hier machte ſie eine Pauſe, dann ſetzte ſie hinzu: Du ſtehſt in dem Alter um Gatte und Vater zu ſeyn; wie viel Frauen haſt Du in Deinem Harem?

Auf Reiſen und im Kriege kann man an die Freuden der Familie nicht denken. Euer Sklave hat ſich noch nirgend feſſeln laſſen, um ſich ein Haus zu bauen. Ehe er die Königin ſah, hatte ſein Herz noch nicht geſchlagen.

Sind dieſe Worte der Ausdruck der Wahrheit? ſagte die Königin in Gedanken verſenkt, dann wollen wir dem Saheb einen Palaſt erbauen laſſen und ſeinen Harem bevölkern. Es gibt junge und ſchöne Mädchen in unſern Staaten, die ſich glücklich ſchätzen werden, in die Wohnung eines tapfern Mannes zu treten.

In meinem Lande und nach meiner Religion, erwiderte Sombre, heirathet man nur eine Frau, es iſt diejenige, welche man liebt, und kann man ſie nicht erhalten, ſo bringt man wie der Joghi ſein Leben einſam hin.

Mit des Himmels Beiſtand wird das bei Dir nicht der Fall ſeyn! Allein laſſen wir das jetzt. Die Stunde des Gebetes iſt da, und wir müſſen uns trennen. Die Nayots dieſes Dorfes haben mich aufgefordert, einige Tiger zu erlegen, welche ihre Heerden zerfleiſchen. Schon haben wir einige getödtet, allein es ſind noch immer welche da. Morgen iſt der letzte Tag, den wir der Jagd widmen können; ich wünſche, daß ſie glücklich ſeyn möge. Mein Gefolge wird mit Anbruch des Tages ſich bereit halten; für Dich wird an meiner Seite, auf dem Königlichen Elephanten ein Sitz bereitet ſeyn. Mein Hof wird Deine Geſchicklichkeit und Deinen Muth zu bewundern Gelegenheit haben. Jetzt gehe in Frieden; es ſei Dir erlaubt, Dich zurückzuziehen.

Nach dieſer Unterhaltung, die wir mit ihrem ganzen orientaliſchen Gepräge wieder

zu geben versuchten, fühlten sich Beide verschiedentlich ergriffen. Sombre machte sich Vorwürfe, daß er der Königin zu schwach seine Bewunderung für sie geschildert habe; zum ersten Male war er mit sich unzufrieden; er erschien sich selbst linkisch und blöde einem Mädchen gegenüber, welches kaum aus den Kinderjahren getreten war. Welche Rolle sollte er nun wohl in ihrer Nähe übernehmen? Wird seine Liebe jetzt nicht zu kühn erscheinen. Die Königin war in tiefes Träumen gerathen; die Töne des Dudelsacks, den der Jonghi blies, waren nicht im Stande, sie daraus zu reißen. Ein edles und anmuthiges Bild spielte ihr stets vor den Blicken, während ihre Lippen den wohlriechenden Dampf aus dem Narghile zogen. Wie hätte sie nicht den Mann, der so eben vor ihr gestanden hatte, von den elenden Sklaven unterscheiden sollen, die sie umgaben. Der freie Krieger beherrschte diese unterjochten Naturen, diese erbärmliche Rasse, mit der ganzen Höhe des Muthes und der Freiheit. Auf solch einen Ritter sich stützend, mußte jedes Unternehmen der Königin glücken. Was konnten dann wohl die Mahratten und Rajaputen gegen sie vollführen? Der Großmogul würde ihre Hülfe anflehen, sie würde über Hindustan herrschen und alle Reiche würden sie für das glücklichste Weib erkennen, wenn sie des Gatten ansichtig würden, den Krischnah, der Liebesgott, ihr gesendet.

Am andern Tage versammelte sich ein Dutzend Elephanten mit Tagesanbruch vor dem Zelte der Begum. Vier davon sollten Jäger tragen. Auf ihren Rücken erhoben sich statt der Pavillons und der üblichen Polster, breite Sitze für zwei Personen, mit Rückenlehnen und einem eisernen Gitter, hinter welchem ein ganzes Arsenal von Flinten, Pistolen und scharfen Beilen aufbewahrt wurde. Der Kornak, der auf dem Halse des Thieres saß, mußte sich so halten, daß die Handhabung dieser Waffen ungehindert vor sich gehen konnte. Die andern Elephanten trugen Haufen von Bauern mit langen Stangen bewaffnet. Ihre Bestimmung war die gefährlichste bei der ganzen Jagd. Sie mußten zu Fuße in die Gebüsche steigen, um die wilden Thiere aufzustöbern. Es ist nämlich nicht selten, daß ein träger Tiger ruhig liegen bleibt, bis daß ihn die Lanze des armen Bauern stachelt; aber wehe dann dem Störer, wenn er sich nicht schnell bei Seite zu machen weiß; mit einem einzigen Hiebe der Tatze ist der Schädel geöffnet und die Brust zerfleischt.

Der Königliche Elephant kniete vor dem Zelte. Sombre stand auf der Schwelle, um die Fürstin zu empfangen, und nachdem er ihr geholfen hatte, das gelehrige Thier zu besteigen, nahm er seinen Platz in dem Howah ihr zur Seite. Nach einem schnellen und beschwerlichen Ritte gelangte man zu der Gränze der sumpfigen Jongle, die mit starkem Rohr und dichtem Gesträuch bewachsen war, welche unter dem Tritte der Elephanten zusammen brachen. Nach dem Berichte der Bauern hausten in dieser Jongle zwei Tiger, welche seit langer Zeit die Gegend unsicher machten. Knochen, Gerippe, ein halb verzehrter Büffel zeigten deutlich an, daß die Tiger in der Nähe hausten, oder hier gehaust hatten. Man rüstete sich zur That. Die Elephanten wurden in einen Halbkreis geordnet und rückten vor. Bereits hatte man ungefähr zwei Drittel des bezeichneten Raumes zurückgelegt, ohne daß man eine Spur des Feindes bemerkt hatte, und die Jäger begannen schon an dem Erfolge des Tages zu zweifeln, als der königliche Elephant plötzlich seinen Rüssel erhob und einen durchdringenden und modulirten Ton, wie die Fanfare einer Trompete, ausstieß. Dieß ist das Zeichen, wenn das verständige Thier seinen furchtbaren Gegner zu Gesichte bekommt. Einige Minuten später rauschten die hohen Gräser auf hundert Schritte in die Runde, und ein ungeheurer Tiger, von der Art, die man Tiger von Bengalen nennt, ließ einen Moment seinen mächtigen Kopf und die gestreiften Schultern über den Gräsern sehen. Die Königin bemerkte ihn zuerst und schoß sogleich ihre englische Doppelflinte auf ihn ab; aber die unruhigen Bewegungen ihres Elephanten machten den Schuß unsicher. Die Tiger, wenn sie nicht verwundet sind, legen sich platt im Gesträuche nieder und entziehen sich so den Blicken der Jäger. Diese aber drangen vor, um ihn zu finden. Einige Schritte weiter sah man ihn wieder sich erheben, allein er zog sich langsam zurück und blickte nur dann und wann sich nach seinen Verfolgern um. Da traf ihn eine Kugel aus Sombre's Karabiner in die Seite und alsbald veränderte

ſich das Ganze. Der Tiger machte einen Satz zurück, ſchlug ſeine Flanken mit dem Schweife, kroch dann vorwärts, ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus und warf ſich auf die Jäger. Die Elephanten ergriffen ſogleich die Flucht. Vergebens ermuthigten ſie die Kornaks; ſie zerriſſen ihnen den Hals mit der Spitze ihrer Spieße, um ſie zur Wuth zu reizen; Alles blieb vergebens. Zum erſten Male blieben dieſe Thiere auch gegen die Stimme ihrer Mahauts taub. Einer der Elephanten ſtürzte gegen einen Baum mit weit ausgedehntem Geäſte, zertrümmerte es mit ſeiner Wucht, allein auch der Sitz mit dem Eiſengeländer ging dabei zu Grunde, und die Jäger wurden getödtet, die ſich nicht ſchnell genug dieſem furchtbaren Stoße entziehen konnten.

Nur der Elephant der Königin war allein auf dem Schlachtfelde geblieben. Er zitterte, aber er floh nicht; das war die Frucht der Abrichtung. Es war ein Veteran, den mehr als eine Narbe ſchmückte und den Beweis lieferte, daß er ſchon oft dem Tode eines Tigers beigewohnt hatte. Jetzt war der Tiger auf den Elephanten geſprungen und hing mit Zähnen und Krallen an deſſen Seite. Der Elephant machte die heftigſten Anſtrengungen, um ihn ſich vom Leibe zu ſchaffen; allein es war vergebens. Nicht einmal die Piſtole, welche die Fürſtin ihm in das Ohr abfeuerte, fruchtete, und nur als Sombre mit dem Beile mehre Streiche nach ihm geführt hatte, ließ er ſeine Beute fahren. Der blutende Tiger fiel zwiſchen die Beine des Elephanten zu Boden, der ihm ſogleich ſeinen breiten Fuß auf die Bruſt ſetzte. Zermalmt von dieſer fürchterlichen Gewalt, verendete der Tiger mit einem wüthenden und ſchmerzvollen Schrei.

Ein Theil der Flüchtigen hatte ſich inzwiſchen geſammelt, denn es blieb noch ein Feind zu tödten. Man drang in Reihen geordnet vor, um ſeiner Spur habhaft zu werden. Lange war alles Suchen vergebens, denn die Schwierigkeit des Bodens mehrte ſich mit jedem Schritte. Die ſumpfigen Jongles hatte man bereits hinter ſich, und war zu einem Walde prächtiger Tulpenbäume gelangt, der ringsum von dichtem Strauchwerk eingeſchloſſen war. Die Vorderſten hatten die Tigerin ſich in dieſen undurchdringlichen Verſteck flüchten geſehen; wer aber beſaß den Muth ihr dahin zu folgen? Die Gefahr war verdoppelt; aber Sombre und die junge Königin kannten die Furcht nicht. Nirgends ſah man einen Weg; überall nur verſchränkte Aeſte. Allein auf ein Wort des Mahauts ſtieß der Elephant mit ſeiner mächtigen Stirne gegen die Bäume, die ihm im Wege ſtanden, dann umſchlang er ſie mit ſeinem Rüſſel und bog ſie zur Erde nieder, ſo daß er ſeinen Fuß auf die Stämme ſetzen konnte. Das Holz krachte, die Wurzeln quollen gleichſam aus dem Erdreich hervor und die Bahn war gebrochen, als ob die Axt oder eine Windhoſe den Wald niedergeſchmettert hätten.

Der königliche Elephant war immer an der Spitze der Kolonne; er hatte eben wieder einen mächtigen Stamm mit dichtem Laube entwurzelt, als er plötzlich mit allen Zeichen der Wuth zurückdrängt. Die Tigerin, die ſich bis in ihren letzten Verſteck verfolgt ſah, war nach ſeinem Kopfe geſprungen. Mit der einen Tatze hatte ſie ſein Auge erreicht, während die Andere ihm den Rüſſel zerfleiſchte. Vom Schmerze zur höchſten Wildheit getrieben, ſtürzt der Elephant auf die Knie und heftet mit ſeinen großen Zähnen die Tigerin an den Boden feſt. Sombre und die Königin wurden durch dieſe gewaltſame Bewegung des Koloſſes weit ab von ihren Sitzen in das Dickicht geſchleudert. Sombre erholt ſich zuerſt und hebt die Königin, die vom Sturze betäubt iſt, auf; nur mit Mühe gelingt es ihm, ſie von dem gräßlichen und großartigen Schauſpiele zu entfernen, das immer noch gefahrdringend für die Zuſchauer iſt.

In jenem Augenblicke der glücklich abgewendeten Gefahr ſollen die erſten Schwüre der Leidenſchaft, die erſten Geſtändniſſe zwiſchen dem glücklichen Abenteurer und der ſchönen Königin ausgetauſcht worden ſeyn; in jenem Augenblick errang der ſogenannte General Sombre einen Thron, auf dem er ſich zehn Jahre hindurch mit Glück und Ruhm behauptete. Bald darauf übte er einen ſo mächtigen Einfluß auf ſeine königliche Geliebte, daß ſie das Chriſtenthum annahm und ſich europäiſchen Sitten unterwarf. Zum Katholizismus bekehrt, vermählte ſie ſich mit Joſeph Sombre nach den Ritualgebräuchen deſſelben und führte ſeinen Namen bis an ihren Tod. Die Liebesgeſchichte

der Begum und des französischen Abenteurers kann als eine der seltsamsten Episoden der neueren Geschichte Hindustans betrachtet werden. Gleichwie der Anfang dieser Erzählung, so wird auch noch weiterhin die Geschichte oft den Anschein des Romans annehmen, jedoch ist es die Wirklichkeit, die hier den Gang einer dichterischen Erfindung nachahmt; nichts in dieser Erzählung ist erfunden. Ehe wir jedoch weiter gehen, müssen wir einige politische Erinnerungen in unsern Lesern aufzufrischen suchen.

Vor diesem Ereigniß, das über seine Zukunft entscheiden sollte, hatte Sombre schon eine glänzende Stelle in den Kriegen jenes Landes behauptet. Ein Franzose Namens Law, ein Zögling und vormaliger Adjutant des bekannten Bussy, befehligte 1760 einen kleinen Trupp seiner Landsleute im Dienste des Mogul. Sombre war damals neunzehn Jahre alt und bekleidete in dem Corps den Rang eines Sergeanten. Die Tapferkeit des jungen Menschen sollte bald erprobt werden. Der Kampf zwischen den englischen Machthabern und dem Großmogul war unvermeidlich. Es war der Zeitpunkt, in welchem Clive den Grund zur großen Macht Englands in Indien legte. Gleich dem Franzosen Dupleix, der sich in Dekan erhoben und einen Nawab von Karnatik geschaffen hatte, hatte Clive einen Nawab von Bengalen in Hindustan gemacht, um dereinst diese seine Kreatur, seinen Sklaven, zu beerben. Der Moment zur Usurpation war indeß noch nicht gekommen, denn der jetzt so reiche Schatz der Kompagnie war damals leer, und der Plan des klugen Statthalters hatte nicht die volle Zustimmung des Mutterstaates erhalten. Clive war nach Europa gegangen, um sich persönlich mit Pitt zu verständigen, und hatte den Rath von Indien beauftragt, den unglücklichen, gänzlich beraubten Fürsten Mir Giaffer, als Nawab von Bengalen, durch seinen Schwiegersohn Mir Kassim in dieser Würde zu ersetzen, der noch einigen Reichthum besaß, den man ihm auch abnehmen wollte. Mir Kassim übernahm es, als er an die Stelle seines Schwiegervaters trat, dessen Schulden alle zu bezahlen, die Einkünfte von drei neuen Distrikten, Burdwan, Midnapur und Chittagong der Kompagnie zu überweisen und endlich der Stadt Kalkutta eine Summe von fünf Lak Rupien (ungefähr 700.000 Gulden) zum Geschenk zu machen. Diese neuen Hülfsquellen setzten die Kompagnie in den Stand, den rückständigen Sold der Truppen zu bezahlen, und diese dadurch zu neuen Thaten ermuthigt, setzten die Regierung in den Stand, den Großmogul selbst anzugreifen und ihm die fruchtbare Provinz Bahar zu entreißen.

Schah Alum (wörtlich: König der Welt), so nannte sich der arme Kaiser Hindustans, kannte zu wohl die Absichten der Kompagnie, und wünschte nur seine schönste Besitzung zu retten; da griff ihn im Juli 1761 der englische Major Karnak mit seinen Truppen und denen Mir Kassims vereint an. Schah Alum konnte mit seinen schwachen und undisciplinirten Kräften keinen Widerstand leisten; bei dem ersten Kanonendonner entfloh er und ließ Alles dem Feinde. Bei dieser Gelegenheit haben wir einen schönen Zug von unserm Helden zu berichten. Als der Großmogul die Flucht ergriff, folgte ihm auch das kleine Corps Franzosen, das in seinen Diensten stand, bis auf ihren Anführer. Law allein konnte es nicht über sich gewinnen, das Schlachtfeld als Flüchtling zu verlassen. Er setzte sich, den Rücken an eine Kanone gelehnt, das Gesicht dem Feinde zugekehrt und erwartete so den Tod. Bald jedoch bemerkte er, daß er nicht mehr allein war. Zwei junge Leute saßen hinter ihm; der Eine war ein Cipaye, Namens Raja-Ram, dessen Tapferkeit er kannte; der Andere war Joseph Sombre. Vergebens forderte er sie auf, ihr junges Leben zu retten; sie verharrten fest bei ihrem Chef. Inzwischen nahte sich der Major Karnak in Begleitung des Kapitäns Knox mit einem Detaschement, um sich der zurückgelassenen Artillerie des Kaisers zu bemächtigen. Karnak hatte kaum die französischen Offiziere erblickt, als er sich mit entblößtem Haupte ihnen näherte und mit der, der unglücklichen Tapferkeit schuldigen Achtung sie aufforderte, sich zu ergeben. Law erklärte, daß er überall hin folgen würde, wenn man ihm seinen Degen lassen wolle, allein daß er sonst den Tod vorziehe, indem seine Ehre an diese Waffe unzertrennlich geknüpft sei. Ein schmeichelhaftes Murmeln durchlief die Reihen der

engliſchen Offiziere; man lobte Law's Standhaftigkeit und ſein Degen wurde ihm gelaſſen. Die heftige Bewegung, in welche dieſer Vorfall den tapfern Offizier verſetzt hatte, ließ ihn nicht gleich an ſeine eben ſo tapfern Gefährten denken, und er erinnerte ſich erſt, daß zwei junge Leute den Tod mit ihm theilen gewollt, in dem Augenblicke als er ſich anſchickte, dem engliſchen Major zu folgen; allein er ſuchte die Beiden vergebens; nachdem die Gefahr vorüber war, hatten ſie es für beſſer gefunden, ihre Freiheit zu bewahren.

Zum zweiten Male finden wir in den Annalen des Krieges in Indien Sombre's Namen, und zwar im Jahre 1764 erwähnt. Es war im Heere Mir Kaſſims, bei welchem er nach der oben erwähnten Schlacht eine Abtheilung befehligte. Die Umſtände waren bedeutend verändert. Die Geldgier der engliſchen Beamten hatte bereits alle Reichthümer Mir Kaſſims erſchöpft; er ſuchte jedoch ihren ſtets neuen Anforderungen dadurch zu genügen, daß er ſeine Unterthanen ausſog. Die unter ſeinem Vorgänger reich gewordenen Eingeborenen mußten nach und nach Alles wieder herausgeben; allein auch dieſes Mittel war erſchöpft und alle Quellen waren verſiegt. Nur ein Häuptling, den aber die Engländer in Schutz genommen hatten, war noch zu plündern übrig. Aber zu Mir Kaſſims Unglück ſtarb dieſer Mann während der über ihn verhängten Martern, ehe er den Ort genannt hatte, wo er ſeine Schätze verborgen hielt. Mir Kaſſim ſah ſich nun ohne Geld einer Macht gegenüber, die durch ſeine Unbedachtſamkeit einen treuen Anhänger verloren hatte. Der hohe Rath von Indien neigte ſich auf die Seite der Mir Kaſſim feindlichen Partei. Der Gouvernör und Warren Haſtings, der damals noch eine untergeordnete Stelle im Civildienſt einnahm, unterſtützten ihn allein noch, jedoch ohne Erfolg, ſo daß er ſich ohne alle Mittel ſtets neuen Anforderungen nicht mehr gewachſen ſah. Die engliſchen Kaufleute riſſen das Handelsmonopol an ſich, ſchlugen ſeine Zollwächter, und ihm war es jetzt ſelbſt verboten, die Abgaben zu verringern, welche auf ſeinen Unterthanen laſteten, die er jedoch nicht empfing. Es war klar, daß man ihn durch den Ruin ſeiner Staaten zur Abdankung zwingen wollte. Ellis, ein Mann von heftigem Karakter und Mir Kaſſims perſönlicher Feind, war abſichtlich zum Reſidenten in ſeine Hauptſtadt Patna gewählt worden, und ſchickte ſich dort an, ihn mit gewaffneter Hand anzugreifen.

Als Mir Kaſſim über das, was man mit ihm vorhatte, außer Zweifel war, entſchloß er ſich zu handeln. Das Erſte war, daß er Fahrzeuge mit Waffen, welche Ellis von Kalkutta nach Monghyr kommen ließ, wegnahm. Feindſeligkeiten waren die Folge; ein Mitglied des großen Rathes von Indien, Amyat, verlor dabei das Leben; Ellis und ſein Gefolge wurden zu Gefangenen gemacht. Von dieſem Augenblicke an erklärte der Rath, trotz dem Widerſpruche Warren Haſtings, Mir Kaſſim des Thrones verluſtig und Mir Giaffer als ſeinen Nachfolger auf demſelben.

Zur Geſchichte des Oldenburgiſchen Theaters.

Eine Farbenſkizze

von

Starklof.

I.

An der Farbenſkizze, welche der Maler ſeinem Gemälde vorangehen läßt, probirt er die Wirkung der verſchiedenen Töne, und wie ſich einer gegen den andern verhalte, damit er nachher bei der Ausführung des Bildes ſicher ſei, über das Ganze die beabſichtigte Harmonie zu vertheilen. So iſt es auch mit dieſer Skizze, einer äußeren Geſchichte des Oldenburgiſchen Theaters, gemeint — ſie iſt nur die Vorſtudie eines größeren Werks, in welchem auch die innere Geſchichte dieſer Bühne ihren Platz finden wird.

Nachdem unſere Luſt am Theater ſich ein paar Jahre lang mit Frühjahrsbeſuchen von Mitgliedern der Bremiſchen Bühne oder höchſt mittelmäßigen Leiſtungen wandernder Geſellſchaften (Conradi u. dgl.) begnügt hatte, kam der neue Direktor Gerber in Bremen auf die Idee, hier eine Filialanſtalt des dortigen Theaters zu errichten. Dazu bedurfte es vor allen Dingen eines Hauſes. Er ſelbſt erklärte gegen mich von vorn herein, daß er ſich nie dazu verſtehen würde,

das Reithaus oder den Hartenschen Konzertsaal zu benutzen, wie sein Vorgänger Bethmann gethan (welcher die Verwegenheit hatte, im Reithause auf einer Bühne, nicht größer als ein italienisches Marionettentheater, die Stumme von Portici (!) zu geben, und uns im Hartenschen Saal den zu Gastrollen nach Bremen gekommenen berühmten Ludwig Devrient zu präsentiren). Ich bestärkte ihn auf alle Weise in dieser Ansicht. — Also bauen! Dazu gehört ein Unternehmer. Dieser fand sich glücklich in der Person des Zimmermeisters Muck, der zu solchen Dingen gerade das rechte Zeug hatte. — Als diese Präliminarien eine Zeit lang gesprächsweise zwischen uns verhandelt und die allgemeine Konversation des Publikums geworden waren, stellte man an mich die Frage: in wiefern ich mich für die Sache interessiren wolle — und ob ich sie ausführbar halte! — Auf das Erste versetzte ich: Ja, und als Antwort auf das Zweite adoptirte ich das „mot" jenes französischen Schatzmeisters, von dem die Königin Marie Antoinette eine Million begehrte: „**Dites à Sa Majesté, que si la chose est possible, elle est faite, et si elle est impossible, elle se fera.**"

An Bedenken, Hindernissen, Schwierigkeiten, Widersachern gegen das Unternehmen war kein Mangel. Aber Gerber, Muck und ich hatten gleich von Anfang zu unserer Devise genommen: »Bange machen gilt nicht!« — Das Triumvirat hielt treulich zusammen. Muck, ein lebhafter entschlossener Mann, voll Lust zur Sache, griff sie mit Eifer an, In seinem Wörterbuch war das Wort »Unmöglichkeit« nicht zu finden. Er bekam den Platz (eine ehemalige Wallbastei) auf welchem das jetzige Theater steht, zur Erbauung eines Bühnenlokals, welches freilich Anfangs nur als eine sehr provisorische Anstalt gedacht wurde. In den ihm gesetzten Bedingungen war ein Zeitraum bestimmt (ein oder zwei Jahre), nach welchem es wieder abzubrechen wäre. Es sollte nicht mehr seyn, als eine anständige Bude, eine Bretterbude mit hinter einander aufsteigenden Bänken, wie Loisel, Gebrüder Lehmann und dergleichen wandernde Künstler sie auf der Frankfurter Messe, auf der Kirmeß in Amsterdam ꝛc. zu haben pflegen. Von außen war sie auch eine ganz erhebliche, sehr ordinäre Bude, und das aus diesem schwachen Anfang jetzt entstandene Komödienhaus (ich bediene mich absichtlich dieses veralteten Ausdrucks, weil er mir vieles bezeichnet, was ich in andern Benennungen der Sache nicht finde), kann in seiner heutigen, mit allerlei Kunststückchen und Maskirungen auf eleganten Effekt hingearbeiteten Gestalt noch immer seine niedere Herkunft nicht verläugnen. Wer es mit scharfem unbefangenen Auge betrachtet, findet noch immer die alte (wenn gleich jetzt in Stein ausgemauerte) Bude heraus.

Am 6 November 1832 fing Muck die Arbeit auf dem Platz an. Es war keine geringe Dreistigkeit zu solcher Jahreszeit, auf so schlechtem Baugrund (das Innere eines Ravelins, welches bei Abtragung des Walls nur mit Erde aufgeschüttet worden war) einen solchen Bau unternehmen, dabei von allen hier stets anerkannten Grundsätzen, Regeln und Meinungen über Fundament, Rostlagen, Pilotage ꝛc. abzuweichen, und doch in seiner Art etwas Solides herzustellen. Die Kombinationen und Erfindungen, wodurch er alle jene Forderungen ersetzte, waren ganz eigener Art und veranlaßten damals viel Kopfschütteln bei Leuten, die es besser einsehen und beweisen wollten: Der Kasten könne nicht drei Jahre stehen! — Auf zwei Jahre — versetzte Muck — ist er konzessionirt; ich garantie aber seine Dauer auf zehn Jahre, wenn er gehörig erhalten und ausgebaut wird. — Daß solches über kurz oder lang geschehen, daß aus seiner Bretterbude (die ihm gehörte und ihm abgemiethet wurde) ein Großherzogliches Hoftheater herauswachsen würde, sahen wir mit ahndungsvollen Prophetenblicken vorher, und darauf legte Muck seine Einrichtungen des Innern an. Diese wurden, so wie wir sie jetzt noch sehen, und erhielten damals allgemeines Lob. Muck hat sich dabei wirklich als ein geschickter Mann gezeigt, und verdient um so mehr gerühmt zu werden, da er, obgleich ein tüchtiger Baumeister, sich vorher nie um Theaterbau bekümmert und auf seinen Reisen nie daran gedacht hatte, die Konstruktion solcher Gebäude zu studiren. Nur das Theater in Pyrmont (auch eine Art Bude) war ihm genau bekannt, und wer dieß gesehen hat, wird einräumen, daß von diesem wundersamen Muster nichts Gutes abzusehen ist. — Als unser Theater fertig war, kam Muck nach Berlin. Dort hatte

er nun — hinterdrein, wie dergleichen manchmal kommt — nichts Eiligeres, nichts Eifrigeres zu thun, als die Theater zu durchlaufen. Bei seiner Zurückkunft kam er sogleich zu mir — und rief mir nach seiner naiv komischen Weise entgegen: O Gott! was hab' ich für dummes Zeug gemacht! Was bin ich ein Dummkopf gewesen! — Im richtigen Selbstgefühl seiner Tüchtigkeit setzte er aber gleich hinzu: und doch habe ich meine Sache noch toll genug heraus gebracht! Wo sollt' ich es denn hernehmen? Hatte ja mein Lebtage solch ein Ding nicht studirt — es mußte ja Alles aus meinem Kopf heraus! — Manche Leute trieben damals die Animosität gegen unsere dreiste Unternehmung so weit, daß sie den Aufbau des Hauses als ein ganz unsinnig gewissenloses Wagstück verschrieen; sie verbreiteten das Gerede: die aufrecht stehenden Balken seien viel zu schwach, um so viele Menschen zu tragen; mehre Zimmermeister hätten das erklärt — und man solle doch nur sehen, was das für Schwefelhölzer seien! — Sie hielten die Balken der äußeren Wände für die Stützen der Logen und Gallerie — wo die eigentliche Tragkraft sitze, wußten sie nicht. Mit ihrem Schwatzen wußten sie wirklich eine so allgemeine Besorgniß zu erregen, daß uns die Sache gefährlich zu werden drohte. Doch ehe wir noch dagegen auftraten, kam uns schon der gute Einfall eines Offiziers zu Hülfe. Da er sich von dem Ungrund der ausgestreuten Gerüchte überzeugt hatte und lebhaftes Interesse an der Sache nahm, proponirte er eines Tages seiner Kompagnie, ob sie Courage hätte, die Gallerie zu stürmen? Was darüber geschwatzt würde, verhehlte er nicht, setzte aber hinzu, er halte es für dummes Zeug, und wolle an ihrer Spitze marschiren, stellte natürlich ganz in den freien Willen der Bursche, ob sie an dem Spaß Theil nehmen wollten. Das versteht sich! Wo der Hauptmann hingeht, gehen wir Alle mit! — So trampelten sie denn, hundert und fünfzig Mann, mit Gelächter und Gepolter die Treppe hinauf und nahmen unter lautem Hurrah! Besitz von der eroberten Schanze. Es knackte auch nicht ein Stück Holz. Von diesem Siegestage war die Reputation des Baues gerettet. Die Soldaten hatten den Lärm todt geschlagen. Nachher ward die Konstruktion auch noch amtlich von einer Baukommission untersucht und Alles gut befunden. Ueber den Versuch des Hauptmanns wurde viel hin und her geschwatzt — ob er das hätte thun dürfen? Die Soldaten seien doch nicht da um solche Proben zu bestehen! und dergleichen. — Was wollt ihr denn? lachte er behaglich; bin ich nicht vorangegangen? Und habe ich sie nicht Alle ganzbeinig wieder herausgebracht aus dem Höllenschlunde? — Wir haben oft nachher unsern Spaß gehabt über dieses militärisch architektonische Experiment.

Aus Berlin.

19 December.

†† Bei dem herannahenden Jahresschluß werden einige polizeiliche Beschränkungen der öffentlichen Tanzvergnügungen erwartet, mit denen bei uns die Sylvesternacht in allen Kreisen und Ständen allerdings in einer sehr lärmenden und maßlosen Weise gefeiert zu werden pflegte. Die Berliner sind aber so sehr daran gewöhnt, in der Neujahrsnacht nicht zu beten, sondern zu tanzen und alle Sorgen um Vergangenheit und Zukunft in der verhängnißvollen Mitternachtstunde mehr oder weniger in einem Bacchanal zu ertränken, daß die bevorstehende polizeiliche Disciplinirung des Sylvesters, die, wie man sagt, sich auch auf Privathäuser erstrecken soll, große Schwierigkeiten erfahren dürfte.

Die immer stärkere Ausbildung des polizeilichen Elements ist aber bei uns keine sehr erfreuliche Thatsache zur Bezeichnung des Jahresschlusses von 1845. Man spricht überhaupt bei uns von einer neuen Organisation der Polizei, die zu einer ansehnlicheren und umfassenderen Macht als je ergänzt und an den öffentlichen Orten vertheilt werden soll Als ein Hauptgrund dazu wird der Zustand der öffentlichen Sicherheit angegeben, der seit Beginn dieses Winters wieder sehr nachtheilig geworden, und in den zunehmenden Verbrechen gegen Eigenthum und Person auf eine schreckenerregende Weise sich bei uns bekundet. Seit Eintritt des Frostwetters, wo viele Handarbeiten der Tagelöhner, namentlich bei den öffentlichen Bauten, gänzlich aufgehört haben, häufen sich auch wieder in Berlin Diebstähle und Raubanfälle aller Art, die um so schlimmer sind, weil sie größtentheils nicht von unseren professionirten Dieben, sondern vorzugsweise von Leuten aus den arbeitenden Klassen begangen werden. Diese Verbrecher, die bisher in der Regel unbescholtene Menschen waren, und nur durch den Nothstand der Zeit auf die Bahn des Verbrechens geworfen wurden, führen darum ihre Angriffe mit dieser Erbitterung und Wildheit der Verzweiflung aus, welche man an den vorgekommenen Fällen der letzten Zeit vornehmlich bemerkt hat. Sie gehen in der Regel bewaffnet auf ihre Unternehmungen

aus, und drohen der Gesellschaft jetzt thatsächlich einen Krieg, der auf dem Felde der socialen Theorie längst vorausgesagt worden ist.

Unsere Vereinsbestrebungen für das Wohl der arbeitenden Klassen, die im vorigen Winter mit so großem Pomp und rednerischem Kraftaufwand begonnen wurden, und darauf dem Mißtrauen der Regierung gegen das darin rege gewordene demokratische Prinzip erlagen, werden durch den Zustand der Gesellschaft selbst immer dringender als die nothwendigste Lebensfrage der Gegenwart geboten. Doch ist wenig Aussicht vorhanden, daß sie in diesem Winter zu einem neuen Leben erweckt werden sollten. Zwar hat der hiesige Centralverein vorgestern eine außerordentliche Generalversammlung abgehalten und darin sein Fortbestehen beschlossen, ja seinen Vorstand, der, ermüdet vom Kampf mit den Ministerium um die Existenz der Gesellschaft, sein Austreten erklärt hatte, zum Bleiben und zu neuen Anstrengungen vermocht. Aber man darf sich kaum der Hoffnung hingeben, daß diese wichtigste Volksangelegenheit der Zeit dadurch wieder einen lebenskräftigen Aufschwung hier erhalten werde. Während gegenwärtig in Belgien für die geistige und materielle Hebung der untern Volks- und Arbeiterklassen weitgreifende und von der Regierung selbst mit Wohlwollen und Energie unterstützte Berathungen stattfinden, die ein allgemein fruchtbringendes Resultat versprechen, ist bei uns diese Angelegenheit unter all den formellen und prinzipiellen Bedenklichkeiten erstarrt, welche überhaupt unser Leben, oft in dem Augenblick, wo es am meisten in Bewegung zu gerathen scheint, in die entschiedenste Stockung versetzen. —

Um von all diesen öffentlichen und geheimen Sorgen für den Augenblick loszukommen, ist die Virtuosität, von der unsere Stadt dermalen überfüllt ist, immerhin ein hübsches Zerstörungsmittel, ein krampfstillendes Palliativ, zum Theil auch ein wohlthuender Wunderbalsam, wie man dies namentlich von dem Waldhorn des Herrn Vivier rühmen kann. Dieser französische Virtuos gab gestern im Opernhause ein glänzendes Konzert, und fanatisirte seine Hörer zu einem wahren Rausch des Entzückens, indem er durch die geniale und gefühlvolle Behandlung seines Instruments demselben eine Zaubermacht des Tons und eine geistige und materische Fülle des Ausdrucks gab, welche man bisher auf dem Horn für unmöglich halten mußte, und die überhaupt in musikalischer Hinsicht die größte Bewunderung verdienen. Was er aus seinem Instrument gemacht, erscheint um so mehr als ein musikalisches Räthsel, als er dasselbe im eigentlichsten Sinne doppelstimmig spielt, indem er den Grundton festhält und dazu gleichzeitig die Melodie ausführt, wodurch er hauptsächlich seine an's Wunderbare gränzenden Wirkungen hervorbringt. Das Waldhorn, dieses erste Naturinstrument, welches eigentlich das Grundelement aller Musik in sich enthält, es hatte bis jetzt noch in dem Instrumentalkreise der modernen Virtuosität gefehlt, und Herr Vivier hat ihm darin auf eine Weise Aufnahme verschafft, die es zu einer gefährlichen Rivalin mit Geige, Violoncello und Klavier erhebt. —

Franz Wallner setzt auf der Königstadt seine gemüthvoll humoristischen Darstellungen mit steigenden Erfolgen fort, und ist auf dem Wege der Liebling des Berliner Publikums zu werden. Er hat sich seitdem auch in einem neuen, nach dem französischen gearbeiteten, Stück „der verwünschte Brief," das einige wirksame und geschickt angelegte Scenen enthält, in einem auf Berliner Lokalitäten gegründeten humoristischen Karakter gezeigt, worin er nicht minder die ihm immer eigene Grazie und leichte Beweglichkeit der Komik bewies. Wallner hat um das Königstädtische Theater noch das besondere Verdienst, daß er in dasselbe wieder ein gebildeteres und anständigeres Publikum hereinzuziehen anfängt, welches sich ihm in den letzten Jahren sehr entfremdet hatte. —

Das räumliche Mißverhältniß der bestehenden Theatergebäude Berlins zu der steigenden Bevölkerung und dem wachsenden Fremdenverkehr, das sich namentlich für die Enthusiasten der Oper und für die Bewunderer des Gesanges der Fräulein Lind bis zu einem staats- und lebensgefährlichen Kampf gesteigert, hat den König, zur Erhörung der deßhalb vielfach lautgewordenen Klagen Billetloser, zu dem Entschluß bewogen, auf dem Dönhofsplatze ein neues Theater aufführen zu lassen, das mit den größten Häusern Europa's an imposantem und großartigem Umfange wetteifern soll, und allen den Verzweifelten und Lebenmüden, die jetzt zu den Vorstellungen der Jenny Lind keinen Eintritt erkämpfen und erzahlen können, aus der Ferne als Asyl und Rettungsinstitut entgegenleuchtet.

Randglossen und Anderes.

*** Italienische Opern, deren Stoffe aus französischen Dramen genommen sind, veranlassen oftmals bei ihrer Aufführung in Paris Reklamationen von Seite der französischen Verfasser, welche ihre droits d'auteur in Anspruch nehmen. Einige jedoch erheben deßhalb keine Forderung. Ancelot z. B. ließ die Puritaner ruhig ihren Weg machen, obgleich sie seinem Drama Têtes rondes et Cavaliers nachgebildet sind. Auch Dumas machte keine Schwierigkeiten bei Gemma di Vergy, welche aus seinem Karl VII entstanden ist. Die Verfasser des Melodramas Nebukadnezar erhoben sich aber bei der Darstellung der Oper von Verdi, und drohten mit einem Prozeß, dem der Direktor des italienischen Theaters durch eine Zahlung von 500 Franken auswich. Mit Viktor Hugo,

der allen Ernstes auf seinem Rechte bestand, wäre er aber nicht so leichten Kaufes bei Gelegenheit des Hernani fertig geworden, und deßhalb zog er es vor, zur vorhandenen Musik einen neuen Text „der Verbannte" schreiben zu lassen. Dieß Benehmen französischer Dichter ist übrigens nicht loyal, da es denn doch sehr in Frage zu stellen ist, ob sie rechtlich begründete Ansprüche an ein musikalisches Kunstwerk, noch dazu in eine fremde Sprache übertragen, zu machen haben.

*** Der englische Komponist Balfe, dessen Haimonskinder jetzt seinen Namen unter uns bekannt gemacht haben, ist 1811 zu Dublin geboren, und war schon mit sieben Jahren ein bewunderter Violinvirtuos. Mit achtzehn Jahren sang er in Paris unter dem Namen Balfi mit der Sonntag den Barbier, und mit der Malibran die Cenerentola. In den letzten Jahren schrieb er etwa ein Dutzend Partituren.

*** Bei der ersten Aufführung der neuen Oper „der Stern von Sevilla," zu Paris, befanden sich Meyerbeer, Halevy, Auber, Donizetti, Spontini, Niedermeier, Adam und Carafa unter den Zuhörern. Im Jahre 1822 gab der Sänger Ehlers (jetzt in Mainz in der Zurückgezogenheit seine alten Tage verbringend) zu Wien ein Konzert, in welchem man Beethoven, Weber, Weigel, Gyrowetz, Rossini bemerkte.

*** In Linz gab man Gutzkow's dreizehnten November mit dem zweiten Titel: „oder unerforschlich sind des Schicksals Wege."

*** Goedsche in Meißen kündigt an: „Geheimnisse aus der vornehmen Welt, dem Volks- und Klosterleben in Wien, Prag und Pesth" und fügt bei: „die in dem Buche vorkommenden Personen lebten oder leben zum Theil in Prag, Wien und Pesth." Scheußlichkeiten der Presse und des Buchhandels!

*** Zuerst sollten die preußischen Juristen, die Referendarien und Assessoren, keine Schulden machen, dann ging es auch an die Offiziere, an einen Stand, welchem die Volksmeinung das uralte Privilegium, Schulden haben zu dürfen, zuschreibt. Aber wie, hörte man manchmal fragen, wer nun bei dem Erscheinen des Gesetzes bereits tief in Schulden sitzt? wer durch diese geradezu gezwungen ist, neue zu kontrahiren? ꝛc. Wie soll es einem Solchen gehen? Wir wissen ein historisches Faktum als Antwort. Als Alexander der Große von seinem indischen Zuge nach Persien zurückgekehrt war, bezahlte er die Schulden aller seiner Offiziere, angeblich in einem Betrage von neunundzwanzig Millionen Thalern. So hätte es der König von Preußen machen sollen und dann erst jene Verordnung erlassen. Und doch scheinen diese makedonischen Gardeoffiziere das Schuldenmachen noch ganz anders verstanden zu haben, als die preußischen.

*** Als karakteristisch kann man anführen, daß in Berlin auch im zoologischen Garten eine Konditorei eingerichtet ist. Naschhaftes Publikum!

*** Die Entziehung der Konzession, welche, wie wir so eben erfahren, die Sächsischen Vaterlandsblätter betroffen hat, wird nicht verfehlen, unter der Partei eine gewisse Aufregung, ein lautes Klagen hervorzurufen. Ehrlich gestanden, das Blatt war geistlos, dabei schroff, anspruchsvoll, voll Stolzes auf die sogenannte Gesinnung und seine Verächtigungen gegen diejenigen scheuend, welche etwa nicht „gesinnungsvoll" waren. Von der Bewegung, welche es verfocht, wollen wir völlig abstehen; nur die Art seines Kampfes war uns und Vielen allzeit eine gehässige. Mit der Unterdrückung der deutschen Jahrbücher und der Rheinischen Zeitung läßt sich diese in keiner Weise in eine Kategorie bringen, wie man gleichwohl versuchen wird.

*** Wie man sich jetzt ausdrückt! Wir lesen in einem Blatte: „Der Schriftsteller Walesrode ist am 16 November von Königsberg nach Graudenz abgereist, um seine Strafe anzutreten.

*** Man hat in Paris die Briefe des Abbé von Rancé, des Gründers der Trappisten, herausgegeben. Von der Frau von Montbazon entwirft er folgende Schilderung: „Frau von Montbazon war sehr schön; Bescheidenheit wußte sie nicht zu äußern, ihr finsterer Stolz und ihre Einsylbigkeit hätten allenfalls den Mangel an Geist verdecken können; sie hatte keinen Glauben an galantes Wesen und mochte von ernsthaften Dingen auch nichts hören; sie liebte nichts aus Vergnügungen, noch mehr aber das, was ihr Vortheil brachte. Ich habe außer ihr Niemand gekannt, der selbst lasterhaft, so wenig Achtung vor der Tugend gehabt hätte." Wenn man eine solche Frau liebt, so scheint es ganz natürlich, daß man sein Leben damit hinbringen will, sein Grab zu graben; allein wenn sie stirbt, wäre es da nicht passend, seine Auferstehung zu feiern?

*** Clairvoyance. Ein magnetischer Knabe wurde zu Paris gezeigt. Mit verbundenen Augen, im tiefmagnetischen Schlafe, nannte er das Geldstück, das Jemand, der hinter ihm stand, mit der Hand berührte. Kein Zweifel, er war clairvoyant. Da machte einer der Anwesenden folgende Bemerkung: Wann gefragt wurde: sage, welche Münze? so waren's 2 Sous; auf die Frage: Nun, nenne uns die Münze? dann waren's 10 Sous; sieh zu, ob Du's errathst? 1 Frank; welches Stück berührte der Herr? 40 Sous; nenne uns das Geldstück? 5 Franken u. s. w. Diese Bemerkung löste den Zauber plötzlich auf; es war nichts als ein Taschenspielerschwank der gemeinsten Art, der auf einem Compère beruhte. Ob sich nicht seiner angelegten Schwänken dieser Art auf die Spur kommen ließe?

Literarische Beilage von Heinrich Hoff in Mannheim.

Ausgegeben am 5 Januar 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben pr. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 4. Lieferung. — Artist. Beil. III.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Aloyse. Von Alexander Kaufmann (Schluß der ersten Abtheilung). — Zur Geschichte des Oldenburgischen Theaters. Von Starklof. II. — Aus Berlin. — Randglossen.

Aloyse.

Von

Alexander Kaufmann. *

(Schluß der ersten Abtheilung.)

Ein Winterabend im Walde.

Hinter dem Engelthale, wo das Land sich hebt, liegt ein weiter, tiefer, wildbewachsener Forst, bald von dunkeln Felsklüften durchschnitten, bald überragt von lichten Bergkegeln, auf welchen dort und hier ein alter Mauerüberrest vergangene Kulturperioden verräth. Die Waldung ist oft so dicht verschlungen, daß angeschossene Hirsche still und ohne Störung drin verbluten können. Häher und Auerhähne bauen in den Locken der gewaltigen, Jahrhunderte alten Waldespatriarchen, meistens Eichen und Buchen, ihre Nester. Auf den wenigen Pfaden, welche halbverwachsen den Forst durchziehen, bemerkt man nur selten die Fußspur eines Waidmanns, noch seltener klingt die Axt eines Holzhauers oder der Schall von Jagdhörnern, die fröhliche, belebende Waldesstimme, welche schon so manchen Dichter entzückt hat. Höchstens ein oder zwei Mal im Jahre kommt ein vornehmer Herr aus der Stadt, um Hirsch und Eber in ihrer Sicherheit aufzustören. Mehrere Stellen des Forstes, vor Allem die Tiefen desselben, sind mit giftig grünen, tückisch lauernden Sümpfen bedeckt, deren seltsame Pflanzenbildungen manchen Naturforscher in die Unergründlichkeit verlocken würden, wenn ein gangbarer Weg zu ihnen führte. So müssen auch die Irrwische, die heimtückischen Mitbewohner dieser Wasserwelt, auf jeden Menschenraub verzichten. Hier und dort finden sich aber auch lichtere, freundlichere Stellen, meistens Wiesengrund, frisch, üppig, in so ungehindertem Wachsthum, daß die Gräser fast zu Mannshöhe heranwachsen. Wiesen und Forst gehören dem Kloster Engelthal, welches aber bei den großen Einkünften, die ihm von andersher zufließen, dieses Besitzthum völlig vernachlässigt. Zwei oder drei Waldhüter und ein Förster sind die einzigen,

* 3. Lief. S. 33.

welche für Pflege und Schutz desselben zu sorgen haben. Das Försterhaus, das sich Joseph für sein Einsiedlerleben ausgesucht, liegt bei einer jener Wiesen, deren künstliche Umhegung aber schon die Nähe von Menschenhänden verräth.

Wer dieses Försterhaus, das freundliche, einstöckige Gebäude mit dem weißen Anstrich und den grünen Fensterläden, an einem duftigen Lenzmorgen oder einem lauen Sommerabend gesehen, wie es sich, von dem wuchernden Wiesenlande umgeben, still und behaglich im steigenden Frühlicht oder im fallenden Spätroth ausstreckt, der könnte für einen sinnenden Poeten, einen beschaulichen Denker oder ein nach Heilung begehrendes, wundenkrankes Herz kein beruhigenderes, versöhnenderes Asyl auffinden, und selbst, wer weder Dichter, noch Philosoph, noch Seelenkranker ist, würde sich für einige Zeit in diese Abgeschiedenheit verlieren mögen, um in diesem Verlieren so manches Verlorene wieder zu gewinnen. Wer dieselbe übrigens für so ganz still und tönelos hält, der irrt sich doch, denn außer dem Waldesrauschen und dem Vögelschlag und dem Quellgesang, und den Wetterschlägen heulen hier des Försters Hunde, schwatzen die Hühner, gackern die Enten, schnattern die Gänse, kollern die Truthähne, summen die Bienen, schnurren und schnarren hier überhaupt alle die zwei-, vier-, sechs- oder mehrfüßigen Thiere und Thierchen, durch welche eine Försterfrau ihre einsame Waldkolonie zu bevölkern und beleben sucht. Sie, der Förster und ein Dienstmädchen sind die einzigen menschlichen Wesen, zu ihnen gesellte sich Joseph als vierter.

Am Mittag des zweiten Tages im neuen Jahre hielt Joseph seinen traurigen Einzug. Keiner der fröhlichen, thierischen Bewohner der Försterei konnte ihm sein Willkommen entgegenjauchzen, die Hühner, Enten, Gänse und Truthähne waren ja in der Wintergefangenschaft, nur die Hunde bellten ihn an so einstimmig und laut, als hätten sie die fehlende Mannigfaltigkeit durch ihre Kraft ersetzen wollen. Der Ankömmling erhielt eine Stube im hintern Theile des Hauses, dort hinaus, wo der Wald nur durch ein kleines Stück Wiesengrund von dem Wohngebäude geschieden — in der laubleeren Zeit ein kahler, trauriger Anblick, nur Schnee und Gezweige, darüber die blaue Luft oder ein Regengewölk, oder die funkelnden Sterne.

Joseph's erste Beschäftigung war, sich so durch Einrichtung seiner kleinen, jedoch reinlichen Stube, sowie durch Aufstellen der Bücher einige Zerstreuung zu verschaffen. Dann holte er, als man gegen den Spätnachmittag hin Licht brachte, seine Manuskripte hervor, um dasjenige, was ihm für den Druck geeignet schien, auszusuchen. Er fand eine Reihe von Gedichten und kleinen Erzählungen, einige kritisch-ästhetische Aufsätze, manches Begonnene, wenig Vollendetes. Eine Auswahl aus dem Fertigen packte er zusammen, um es mit dem nächsten Male, daß die Magd nach Ladenburg gehen würde, an einen Universitätsfreund, welcher mit Zeitungen und Literaturblättern in Verbindung stand, auf die Post zu geben. Als Joseph damit zu Ende, war der Abend völlig angerückt, die Försterin rief zum frugalen Nachtessen. Darauf setzte sich die kleine Gesellschaft an den Heerd, um, wie es Sitte des Hauses war, die Stunden bis zur Schlafenzeit zu verplaudern. Josephs Angelegenheit bildete natürlich den nächsten Gegenstand der Unterhaltung; der alte Förster schüttelte oftmals sein graues Haupt, ohne jedoch eine direkte Aeußerung, weder billigend noch tadelnd fallen zu lassen. Joseph brachte endlich die Rede auf das Amt des Försters, auf den Wald, auf die Jagd. Die Erzählungen dieser Leute, deren Leben sich im stillen Genügen, in ewigem Gleichmaß abspann, that dem nach Ruhe dürstenden Herzen wohl, vielleicht wurde Joseph auch von dem Gedanken durchzuckt, welcher jeden Poeten einmal in seinem Leben gewiß begeistert hat, in gleicher Einsamkeit mit der Edelperle seines Herzens — Aloyse hieß sie — ungestörte Tage der Liebe und des gegenseitigen Gedankenaustausches, Jahre ruhigen, geistigen Genusses verleben zu können — ein schöner Traum, warum soll man ihn nicht träumen wie so manchen andern? Endlich fiel die Unterhaltung auf die Margarethenhöhle. Joseph kannte sie bis jetzt nur aus Erzählungen.

Die Margarethenhöhle, sagte der Förster, liegt von hier, wenn wir den kleinen Weg einschlagen, der links vom Hause in den Wald führt, nur zwei kleine Stunden, aber man muß sich wohl hüten, an der Lichtung,

wo das alte Kreuz steht, rechts zu gehen, denn von da führt es in eine Tiefe hinab, darin sich unergründliche Wässer gesammelt haben. Ich hab ein altes Boot darauf und schon einige Mal versucht zu messen, aber wir haben bis jetzt noch kein Tau gefunden, welches lang genug wäre.

Und wie breit ist das Wasser?

Wohl eine Viertelstunde. Das Wasser ist übrigens klar, nicht so bewachsen, wie die meisten andern Teiche, und sehr reich an Fischen. Wenn Sie in der bessern Jahreszeit noch unser Gast sind, so steht Ihnen meine Angel zu Gebot.

Ich danke Euch, vielleicht macht die Einsamkeit mich zum Fischer. Aber laßt uns wieder auf die Margarethenhöhle kommen!

Ja recht, die Margarethenhöhle! Wenn Sie nun immer links gehen, und da, wo ich vor zwölf Jahren den Keuler geschossen, nicht rechts einbiegen, weil da wieder ein Pfädchen den Weg kreuzt, so kommen Sie an eine kleine Höhe, die Sie an dem zweiten Kreuz, das auch noch von der alten Gräfin herrührt, leicht erkennen können. In die Höhe, welche von Ferne genau wie ein Kegel aussieht, liegt das Loch, das die Leute hier herum die Margarethenhöhle nennen. Es geht fürchterlich tief da hinunter, ich hab mich nur einmal bis in's vierte Gemach gewagt.

Wie? Hat denn die Einsiedlerin sich einen so geräumigen Waldpalast errichtet?

Die heilige Gräfin hat nur hier und da etwas nachgeholfen, wo ihr die Natur die Arbeit vorgemacht, denn so ist es ja mit allem Menschenwerk, die Natur bleibt immer die größte Künstlerin und hat nur manchmal etwas vergessen, weil sie gar zu viel zu schaffen hat.

Sieht man denn noch Spuren dieser Nachhülfe?

Freilich, hier und da sind kleine Nischen eingehauen, um etwas hineinzustellen, hier und da findet man auch wohl einen Steinsitz, der einem Sopha ähnlich sieht. Und darauf soll die Gräfin noch häufig sitzen, wie sie es im Leben gethan, an dem Spinnrade. Sie trägt ein weißes Kleid und einen hellen wallenden Schleier.

Hu! fiel die Försterin ein, darin mag es ihr gehörig frostig werden, wenn sie an einem Abend, wie der heutige, in ihrer Höhle sitzen sollte.

Draußen stürmte es wirklich recht fürchterlich, ein heftiges Schneegestöber schlug wider die Fenster, die Bäume ächzten jammervoll unter den Schlägen des Windgottes, der sich heute einen Rausch angetrunken haben mußte, so schnaubend und brüllend durchfuhr er die zitternde Wäldernacht.

Das ist ja gleich, als wäre der tolle Jäger los! sagte die Försterin und stand auf, um nach den Läden zu sehen, ob sie auch fest genug verschlossen.

Zu welcher Zeit, begann Joseph wieder, läßt sich denn die Gräfin sehen?

Warten Sie! Im Mai glaub' ich — ganz recht, in der ersten Mainacht, am St. Andreas, und am Thomasabend, am meisten aber hat man sie an den zwölf Nächten bemerkt, welche zwischen Weihnachten und den Dreikönigsabend fallen.

Das wäre ja jetzt! Sollen wir nicht einmal einen Versuch wagen, mit der alten Dame zusammen zu treffen?

Ich für mein Theil laß es bleiben. Bei St. Hubertus, wenn Einer mir auch den Wald schenken wollte, so weit man den Schall von meinem Horn hören kann, und das wird eine ziemliche Strecke seyn, denn meine Lungen sind noch stark, und der Wiederhall trägt gut — ich thät's nicht mehr, ich hab es einmal versucht und nicht wieder!

Nun, was habt Ihr gesehen?

Das weiß der besser, als ich, erwiderte der Förster und zeigte auf einen alten Jagdhund, welcher in einer Ecke der Küche lag und schlief. Komm her, Diana!

Der Hund sprang auf und leckte die dargebotene Rechte seines Herrn.

Sehen Sie, solch ein Thier schaut mehr, als wir Menschenkinder, und wenn Sie das Angstgeheul gehört, das es plötzlich in der Höhle ausstieß, Sie hätte, wie mich, ein kalter Schweiß überlaufen. Hunde und Pferde haben ein scharfes Auge.

Ihr selbst habt also nichts gesehen?

Ich selber nicht, denn ich hatte nicht Lust, meiner Diana nachzufolgen, die sich schon bis in's fünfte oder sechste Gemach verlaufen haben mußte, als sie plötzlich ein Angstgeheul ausstieß, wie ich es in meinem Leben von keinem Hunde gehört. Und als ich sie

hinauspfiff, troff ſie von Schweiß, als wär' es um einen Keuler gegangen.

Habt Ihr denn nicht nachgeſehen, was die Urſache davon geweſen? Vielleicht der Sarg oder das Gerippe der Gräfin?

Das Gerippe der Gräfin? Hören Sie — und mit dieſen Worten rückte der Förſter näher, um leiſer ſprechen zu können — das Gerippe der Gräfin ſoll ganz anderswo ſeyn. Die Geſchichte hat mir einmal der alte Waldhüter erzählt, der noch unter der Vorgängerin der jetzigen reverende mère gedient hat. Das Gerippe der Gräfin ſoll noch im Engelthal ſeyn, aber Niemand weiß recht, wo? Die heilige Margaretha war eine ſtrenge Frau, hielt gehörig auf Zucht und Ordnung; wenn ſie auch nicht im Kloſter wohnte, ſo wußte ſie doch Alles, was darin geſchah. Wie der Waldwärter erzählte, hat es ein Engel ihr zugetragen. Und da ſollen die Nonnen einmal in einer recht wilden Nacht die Gräfin haben aufheben und in's Kloſter bringen laſſen, und was ſie da mit ihr gemacht, weiß Niemand, In der Umgegend erzählte man hernach, die Gräfin ſei, weil ſie eine Heilige geweſen, lebendigen Leibes in den Himmel gefahren. Einige wollen aber Lunte gerochen haben, es ſei mit dieſer Himmelfahrt nicht ſo ganz in Ordnung zugegangen, Einer hat es dann dem Andern erzählt, und ſo iſt es bis auf unſere Zeit gekommen. In derſelben Nacht aber, da man die Heilige weggeführt und, wer weiß wie, um's Leben gebracht, ſoll es im Forſt ganz jämmerlich zugegangen ſeyn, da hätten die Bäume geächzt, als wenn ſie von Schwertern durchſchnitten worden, die Thiere ſtürmten heulend durch den Wald, und obwohl es Winterzeit war, zog ein Gewitter auf und donnerte und blitzte bis gegen den hellen Morgen hin. — Aber für mich iſt's nachgerade Zeit geworden, mich zur Ruhe zu begeben. Bei Leuten unſeres Schlags heißt es: Morgens früh heraus, Abends früh hinein!

Wir haben die Unterhaltungen dieſes Abends ſo ausführlich niedergeſchrieben, um ein Stück aus Joſephs bevorſtehendem Winterleben aufzurollen. Ein Stück aus ſeinem Innern mag durch folgende Stelle des Briefes, welchen er noch an dieſem Abend an ſeinen Freund Roſenberg ſchrieb, aufgedeckt werden:

„Wer beſtimmt über unſer Geſchick, Philipp? Wer hat mich gerade zu dieſer Zeit in's Leben hinaus geſchickt, da das Leben nur ein Zwieſpalt iſt? Konnte ich nicht früher geboren werden, als noch Einheit beſtand zwiſchen Glauben und Wiſſen, zwiſchen der Welt dieſſeits und der Welt jenſeits der Sterne? Konnte ich nicht ſpäter gezeugt werden, da dieſer Zwieſpalt ſich gelöſt, da die Einheit ſich hergeſtellt, wenn auch in anderm Glauben, anderm Wiſſen? Ich fühle Kraft in mir zu leben, zu ſchaffen, aber ich kann nicht leben, kann nicht ſchaffen, weil ſich jeden Augenblick eines der Geſpenſter der Vergangenheit, noch mit einem Scheinkörper verſehen, mir in den Weg ſtellt und mein Weitergehen verhindert. Wann will man endlich einmal die Qualen des Todeskampfes mit der glücklichen Ruhe der Sargnacht vertauſchen? Es iſt gräßlich, ewig den Tod um ſich zu ſehen, der noch nicht völlig Tod, noch nicht als epheuumſponnene Ruine in die Natur zurückgekehrt iſt, aus welcher er hervorgegangen. Vor einer Ruine ſchaudern wir nicht, Ranken umflechten ſie, Blumen dringen aus jeder Spalte, Vögel niſten darin, Inſekten ſpielen auf dem Moos, das der Steine Grau mit dem luſtigen Lebensgrün umflochten — wie anders in jenen halb zerfallenen, halb noch lebenden Schlöſſern, drin noch Tapeten flattern, noch Stufen auf- und abwärts führen, noch die Thürangel knarrt! Das ſind die Orte, in welchen die wahre Luft der Geſpenſter weht, ſolch ein Schloß iſt mir unſere Zeit!

„Ich gehöre dieſer Gegend an, ich liebe ſie, möchte mich ihr opfern, aber kann ich? Mein Leben ſchleppt ſich hin, wenn die Zeit der Sonnenröthe kommt, der die Bergkuppen entgegen harren, bin ich ein Greis, ſchwach, kümmerlich, deſſen Auge geblendet, deſſen zitternde Rechte kaum mehr Kraft beſitzt, ſich ſegnend über die friſche, klare Welt des jungen Lichtgeſchlechtes auszubreiten. Und doch, wäre dann mein Blick im Stande, auch nur einen Strahl des belebenden Glanzes einzuſaugen, vernähme mein Ohr auch nur einen Laut aus dem großen Hymnus, der, ein rauſchender Chor der Liebe und Verſöhnung den Lenz begrüßt, den Lenz des Völkerglücks — ich müßte mich ſelig preiſen, wie der Greis in Jeruſalem, als er den Heiland der Welt auf ſeinen Armen

wiegte! Aber kommt die Zeit, kommt sie? Wann, o wann?

Um eine Person ist es mir weh, um meine Mutter — nicht um Aloyse; die ist stark, wie ein Heldenmädchen, die hat der Geist angehaucht und eingehüllt in die Luft der neuen Zeit. Seltsam, nicht gleich uns durch Bücher, durch Umgang, durch Austausch! Was für Bücher las sie in ihrem Kloster? Was hörte sie? Und dennoch ist sie Eine von uns und vielleicht stärker, als wir, da bei ihr Alles eigen, Alles selbsterzeugt ist. Rosenberg, von ihr hab' ich geträumt, als mir das Gedicht durch den Sinn fuhr:

Was singst Du mir die alten Lieder? u. s. w.

Meine Feder muß mich jetzt ernähren, ich brauche nicht viel, doch will ich den guten Leuten, welche mich aufgenommen, nicht zur Last seyn. Ich hoffe, Willibald wird die Manuscripte wohl absetzen, er hat ja vielen Verkehr mit Buchhändlern und Literaten, auch ist ja schon Einiges von mir gedruckt, was mit Freundlichkeit aufgenommen worden. Müßte ich meine Bücher, Trost und Erheiterung, verkaufen, das wäre mir schrecklich. Leb' wohl, Du gute, treue Seele, ich bin müde und krank, ich hoffe die Nacht zu schlafen, die vorige hab' ich qualvoll verwacht. Von meinem Vater ist kein Schritt der Versöhnung oder Annäherung geschehen, meine Mutter hat mir durch den Waldhüter einen Gruß gesendet. Leb' wohl!

Nachschrift. Du wirst fragen, warum ich nicht zu Euch gekommen. Laßt mich hier, die Nähe des Klosters hält mich zurück.

Eine Winternacht.

Schon mehre Tage hatte Joseph im Forsthause verlebt, mit Bewältigung seiner Schmerzen und Planen für die Zukunft beschäftigt. In der Arbeit fand er die Linderung nicht, die er davon gehofft hatte, es war ihm noch nicht möglich, selbstschöpferisch an Vollendung seiner Arbeiten zu gehen, selbst das Lesen gelang nicht immer; die Katastrophe war noch zu neu; noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, konnte er sich keinem Andern mit voller Freiheit hingeben. Die meiste Zerstreuung fand er in seinen Streifereien durch den Wald, theils allein, theils in des Försters belehrender Gesellschaft. Oftmals machten sie weite Turen, und wenn sie dann am Abend ermüdet heimkamen, folgte ein sanfter Schlummer, ein Heilmittel, welches erquickender wirkt, als jeder Balsam. Mehre Male war Joseph dem Engelthale so nahe gekommen, daß er Aloyse, wenn sie am Fenster oder im Garten gewesen, hätte sehen müssen, aber weder im Garten, noch am Fenster zeigte sich eine Spur von ihr. Joseph hätte die Kirche besuchen können, aber er glaubte an diese Kirche nicht, diese Ueberzeugung irgendwie zu verdächtigen oder zu bergen, war eine Sünde in der wahrheitglühenden Seele des jungen Schwärmers. Sollte ihm zu der Königin der Wahrheit eine Lüge den Weg bahnen? Und dennoch war es eine Versuchung, als er eines Morgens aus dem Walde trat und überrascht, da er sich am entgegen gesetzten Ende des Forstes gedacht, die vergoldeten Thurmkreuze des Engelthales im Sonnenlichte spielen sah — eben läutete es zum Morgengottesdienst, hell und verlockend; mit wenigen Schritten wäre Joseph in der Kirche gewesen, er widerstand und kehrte in den Wald zurück.

Am Abend, welcher dem Morgen folgte, da zu Joseph der Versucher getreten, vereinigte sich die kleine Waldkolonie wieder um den Heerd. Der Förster erzählte Waldgeschichten und Anekdoten von den Vorsteherinnen des Engelthals, die Försterin trocknete Josephs schneedurchnäßte Socken. Da schlugen die Hunde an, der Waldhüter kam noch zu einem späten Besuch.

Seid Ihr draußen gewesen? fragte er nach den ersten Begrüßungen den Förster.

Ja, mit Joseph.

Habt Ihr nicht Fußspuren eines Menschen bemerkt, ganz die Kreuz und Quer, als sei es ein Wahnwitziger gewesen, der immer im Tollen herumgelaufen?

Doch keine Wilddiebe?

Ich wenigstens habe keinen Schuß gehört.

Ich eben so wenig. Es wäre doch eigen, wenn sich sonst Einer zu dieser Jahreszeit hier verlaufen.

An Wilddiebe hab' ich auch nicht gedacht, aber an das Mädchen, das aus dem Kloster entlaufen.

Gott steh' mir bei! In dieser Jahreszeit.

Freilich in der Neujahrsnacht, während

die Andern auf dem Engelberg waren. Wißt Ihr denn davon nicht? Man hat überall hin Boten geschickt.

Josephs Herz schlug heftig bei des Waldhüters Worten, für Lisena selbst, mehr aber noch für Aloyse, die unschuldige, aber gewiß fürchterlich gequälte Veranlasserin dieser Flucht.

Hat man denn noch gar keine Spuren gefunden, wohin das arme Kind gerathen? fragte die Försterin.

Nicht die mindesten, ich habe die Fußtritte, welche eben nicht die eines erwachsenen Menschen zu seyn schienen, auf's Genaueste verfolgt. Gegen die Margarethenhöhle hin verläuft sich Alles wieder.

Und habt Ihr in der Höhle selbst nicht nachgesehen? fragte Joseph.

Gott behüte mich! Morgen ist ja erst Dreikönigsabend.

Durch Josephs Seele fuhr ein Blitz des Unwillens.

Aber was macht man denn im Kloster! fragte der Förster.

Was sie da machen? Da sieht es freilich übel aus. Sie haben den Eltern des Kindes immer noch nichts melden lassen und hoffen von Stund' zu Stund' auf eine gute Botschaft. Das andere Mädchen aber, welches d'ran schuld war, ist in ein hitzig Fieber gefallen, und es soll wenig Hoffnung auf Besserung da seyn. Es ist auch eine gar schlimme Zeit dafür!

Herr Gott, junger Herr, was ist Ihnen? schrie die Försterin, als sie Joseph plötzlich todtenbleich werden und sich nur mit Mühe auf seinem Stuhle aufrecht halten sah. Dann ergriff er hastig seinen Hut und stürzte, ohne ein Wort zu sagen, in die kalte Nacht hinaus. Erschrocken sahen die Zurückgebliebenen sich an.

Das ist ein seltsam Wesen! sagte der Förster und schüttelte bedenklich den Kopf. Ich fürchte, wir müssen am Ende noch eine andere Spur verfolgen. Kommt, Waldhüter! in solchen Stunden sind ein Paar gesunde Mannesarme brauchbar. Geht Ihr rechts, ich will links gehen. Doch still, wir wollen das Beste nicht versäumen! — Damit steckte er ein Stück Brod und seine Branntweinflasche zu sich: Wenn wir es nicht für das arme Kind brauchen, so thut doch uns bisweilen ein Schlückchen gut! — Und nun verlor sich der Eine rechts, der Andere links. Die Hunde, welche bei der plötzlich entstandenen Bewegung in größte Unruhe gerathen, beruhigten sich allmählig wieder, Diana war mitgegangen. Die Försterin aber kniete vor einem Marienbilde und betete inbrünstig für die Vier, welche in der schaurigstarren Januarnacht den Wald durchstreifen mußten.

Um das Kloster herum ist Alles still, nur an einem Fenster brennt noch ein Licht, über den Chor verbreitet sich der schwache Schimmer der ewigen Lampe. Jenes Licht erhellt eine Krankenstube, zwei Nonnen sitzen neben dem Bette und lauschen jedem Athemzug der Fiebernden, die für den Augenblick in einen kurzen Schlaf gefallen ist. Ihre Pulse gehen heftig, das Gesicht brennt im glühendsten Roth, von Zeit zu Zeit sucht eine der Nonnen durch ein aufgedrücktes Tuch zu kühlen. Bisweilen öffnet sich so leise wie möglich eine der Thüren, unterdrückte Stimmen erkundigen sich nach dem Zustand der Leidenden, dann hört man auch wohl bisweilen ein Schluchzen oder ein ferneres, leises Summen, welches vom Chore herkommt, wo die ganze Nacht durch für die Genesung der Kranken gebetet wird.

Endlich fährt die Kranke auf, mit verwirrtem Blicke schaut sie umher: Dort, dort! Seht Ihr die Blutspuren? Gebt es doch her, gebt's her — da, die Krone! Sie nimmt sie weg — zurück, zurück! Gebt ein Messer, daß ich hier helfe! O Gott, er zerreißt sie! Wie er sich einbeißt! Ihr Blut wird mich verklagen! Beschütze mich, beschütze mich! Warum hast Du denn vor mir gekniet, warum mit mir an dem Fenster gestanden, da sie sich mit den Linnentüchern den Hals zugeschnürt! — Heilige Maria, kommt sie nicht da den Hügel herab? — Lisena, Lisena, ich bin nicht die Schuld davon! — Nur mit Mühe halten die beiden Nonnen das kranke Mädchen ab, aus dem Bette zu springen und sich ihnen händeringend zu Füßen zu werfen. Ein heftiger Brustkampf folgt und darauf wieder ein Zustand völligster Ermattung.

Aus den Irreden der Kranken, deren Namen wir wohl nicht zu nennen brauchen, sieht man, wie die Ereignisse der letzten Tage wechselnde Bilder in Aloysens Seele warfen, bald mehr, bald minder düstere Schattenrisse, je nachdem sich darin Lisenas oder Josephs Züge ausdrückten, aber immer düstere

Schattenbilder, indem der feindliche Dämon der Krankheit selbst das Antlitz Josephs mit einem verdunkelnden Schleier umhüllt hat.

Unterdessen irret derjenige, welchen die Kranke noch eben um Hülfe angerufen, verzweifelt um die Mauern des Klosters. Er nähert sich der Kirche. Das Gebet, das er darin vernimmt, steigert seine Angst auf den höchsten Gipfel, da gewahrt Joseph das Licht in der Krankenstube. Nicht weit davon stand eine alte, hohe Tanne. Rasch hatte Joseph sie bestiegen, das ewige Grün nahm ihn schützend auf und barg ihn vor den Blicken der Nonnen, welche von ihrem Sitze aus gerade nach dem Baume hinsehen konnten. Das heilige Gemach — denn jedes Gemach ist heilig, drin ein Kranker liegt — deckte sich auf vor Josephs Blicken; eben war Aloyse wieder in einen kurzen Schlaf versunken, der Arzt stand über sie gebeugt und schien ihre Athemzüge zu beobachten. Nun wachte sie auf, der Paroxismus begann wieder — Joseph litt eine beispiellose Angst. Die Kranke bewegte sich heftig hin und her, mehre Male sprang sie auf, als hätte sie nach dem Fenster hin in's Freie hinaus verlangt, als hätte sie die Arme ausgestreckt, einer Hülfeflehenden ähnlich. Was sie redete, konnte Joseph nicht verstehen, nur manchmal ein Schrei — dann griff sie heftig nach dem Herzen — es war der Brustkrampf, welcher sich wieder einstellte, sich endlich aber in ein lautes Schluchzen auflöste — darauf die vollste Erwattung; je heftiger der Krampf gewesen, um so stärker war nun die Abspannung, einer Todten ähnlich sank Aloyse in die Kissen zurück. Jetzt zog eine der Nonnen den Bettvorhang zu, das Gebet im Chor verstummte, die Krankenstube wurde dunkler und dunkler, endlich schwand die letzte Spur des Lichtes. Fast besinnungslos stürzte Joseph in den Wald zurück, ohne Weg und Steg, ohne die mindeste Richtung, unbekümmert, ob nach dem Försterhaus oder nach den Sümpfen zu. Nach fast mehrstündigem Hin- und Herrennen gelangte der Unglückliche auf eine Höhe, der Schnee leuchtete hinauf, auf einem der Granitblöcke, welche verstreut um die Kuppe lagen, fiel Joseph nieder, zu krank und erschöpft, um weiter zu können. Er war bei der Margarethenhöhle angelangt; deren Zugang sich jedoch nach der andern Seite zu öffnete, in der letzten der zwölf Nächte, in denen der Geist der Gräfin sich zeigen sollte.

Eine Erscheinung.

Endlich war es Joseph, als näherten sich Schritte, er blickte um — Aloyse! schrie er auf, Aloyse! — Wirklich sah er ein weibliches Wesen in dem blauen Kleide mit dem weißen Kragen — die gewöhnliche Sonntagstracht der Pensionärinnen des Engelthals, die Tracht, in welcher er sich allein das Bild seiner Geliebten malen konnte.

Ach Gott, Joseph, ich bin ja nicht Aloyse — aber lebt sie, lebt sie? Joseph, sage mir, daß sie lebt? Eine Bäuerin hat mir gesagt, sie sei todt. Joseph, Du mußt es besser wissen!

Bist Du nicht Aloyse? Nicht Aloysens scheidende Seele, die kommt, meinen brennenden Lippen den Kuß der Trennung aufzudrücken? Wer bist Du denn, daß Du in ihrer Bildung durch die Wälder schweifst?

Um Gotteswillen, Joseph, wie redest Du? Quäle mich nicht so! Kennst Du mich denn nicht?

Ja, jetzt erkenne ich Dich, jetzt weiß ich, wer Du bist! entgegnete Joseph mit einem schneidenden Ton, der an Wahnsinn erinnern konnte. Ich weiß, wer Du bist! Aloysens Mörderin bist Du, ihre Mörderin — hörst Du? Nun sorge, daß Du mir aus den Augen kommst!

Ihre Mörderin, Joseph, ihre Mörderin? O, so tödte mich, tödte mich! Der Wald kann es ja nicht, sonst hätte er mich längst schon getödtet. Und damit stürzte sich Lisena zu Joseph's Füßen.

Geh' zuvor in's Kloster zu Aloysens Leiche und frag' an, ob sie Dir verzeihen kann, eher tödte ich Dich nicht. Schließ Dein Auge, Mädchen, ich kann Deine Blicke nicht ertragen!

In's Kloster soll ich? Nein, in's Kloster geh' ich nimmermehr! Hör', Joseph, ich will Dir was vertrauen: Im Kloster ist Aloyse nicht die einzige Leiche, da liegt noch eine andere, aber Niemand weiß, wo sie liegt, als ich und die, welche den Mord begangen. Vermauert in der Tiefe, wo der alte Thurm steht, viele Stufen hinab! Sie

würden auch mich vermauern. O, wie kalt, Joſeph, wie kalt! Sieh einmal meine Hände—

Liſena wollte Joſeph ihre blutige, zerriſſene Hand reichen, aber entſetzt fuhr dieſer zurück: Mach', daß Du fort kommſt! Ich kann Dich nicht ertragen. Geh', wohin Du willſt, nur fort aus meinen Augen!

Die Beiden bemerkten nicht, daß in dieſem Augenblicke Förſter und Waldhüter ſich der Höhe genähert, plötzlich aber wieder entfernt hatten, als ihnen die ſeltſame Gruppe vor Augen gekommen.

Der Herr ſegne und behüte mich! ſagte der Erſtere, indem er ein Kreuz ſchlug. So iſt er doch hinausgelaufen, um die todte Gräfin—

Jeſus, Maria, Joſeph! fiel ihm der Waldhüter entſetzt in die Rede. Seht Ihr nicht, wie ſie ſich die Haare rauft? Er will fort, ſie eilt ihm nach — laßt uns laufen, Förſter, laßt uns laufen!

Die beiden Männer machten ſich auf und davon, nach einer Weile ging dem Förſter der Athem aus.

Bleib etwas ſtehen, Waldhüter! Ich kann nicht mehr! Wahrhaftig, der Schreck iſt mir in die Beine gefahren, daß ich zittere wie ein Eſpenlaub. Reich mir einmal die Flaſche!

Bei St. Hubertus, Förſter, wenn der das ſo weiter treibt, ſo bringt der Euch noch den wilden Jäger und ſein ganzes Heer über den Hals. In meinem Haus dürfte der keine Stunde mehr bleiben. Aber ſeht Ihr nicht wieder was, Förſter?

Wo? Ich ſehe nichts. Da trink einmal, Waldhüter! Ein guter Trunk hilft immer wieder auf die Beine. Nein, aus dem Haus jagen, kann ich ihn nicht, das litte meine Frau nicht, aber wart', ich will ihm das Geiſterſehen doch noch verderben. Ich riegele des Nachts gehörig mein Haus zu, oder beſſer, ich leg' ein Schloß an ſeine Zimmerthür, und zwar von außen.

Still, Förſter! Rechts da, gegen die Sümpfe zu!

Wahrhaftig, ich ſeh' es auch, Waldhüter! Schlag' ein Kreuz und mach', daß wir fortkommen!

Bei allen Heiligen des Himmels, das iſt die Gräfin wieder — der Herr ſteh' ihrer armen Seele bei! Laßt uns ein Vaterunſer beten! Das iſt auch gut, daß ſie uns nicht zu nahe kommt.

Damit beſchleunigten ſie ihre Schritte, ſo viel das Alter ihrer Knochen es erlaubte. Der Morgen graute, als ſie bei der Förſterwohnung anlangten. Joſeph war noch nicht da. Erſt zur Veſperzeit des andern Tages kam er zurück, ſein Geſicht ſo bleich, ſein Auge ſo roth und verquollen, daß die Förſterin laut aufſchrie, als ſie ihn in dieſem Zuſtand erblickte. Sie hielt ihn für todtkrank und wollte gleich ihre Hausmittel zur Anwendung bringen, aber Joſeph erbat ſich bloß Ruhe, ging in ſeine Stube und riegelte ſich ein. Er hörte nichts von Allem mehr, was ſich weiter im Förſterhauſe zutrug — ein Glück für ihn, denn er hätte ſonſt die Erzählung des Waldhüters vernommen, wie man in den Sümpfen bei der Margarethenhöhle die Leiche eines Mädchens gefunden.

Der ſchrille Laut des Engelthaler Todtenglöckleins wurde vom Winde hinüber getragen in Joſephs ſtille Waldeinſamkeit.

Zur Geſchichte des Oldenburgiſchen Theaters.

Eine Farbenſkizze

von

Starklof.

II.

Während nun Muck baute, ſorgte ich für die übrigen Anſchaffungen und Einrichtungen und beſprach mit Herrn Gerber die Abonnementsplane, die Eintrittspreiſe, Orcheſterkontrakte, Dekorationsſachen ſo wie alle übrigen Erforderniſſe unſeres neuen Muſentempels. An den erſten Ausſchmückungen des innern Hauſes habe ich mich ſelbſt als Maler bedeutend verſündigt. Wir hatten gleich zu Anfang zwei Vorhänge. Der eine, welcher die Zwiſchenakte bezeichnete, war von meiner Hand. Ein wunderbares Stück Arbeit, deſſen Kühnheit höher ſtand als ſein Effekt. Während ich mit meinen Leimfarben heftig operirte, kam einſt ein fremder Malerburſch herein, der ſich zur Arbeit meldete. Auf

* 3. Lief. S. 44.

meine Frage: weßhalb er sich an mich wende? versetzte er ganz ernsthaft: er sei beim Maler K. gewesen, um sich anzubieten, der habe ihm gesagt, er solle nur in das Haus am Haventhor gehen, da wohne ein Maler, der wohl einen Gesellen brauchen könne. — Der Dekorationsmaler Deny und Theatermeister Budelmann kamen von Bremen herüber, um die Maße zu nehmen und die Scene einzurichten. Schon in den ersten Tagen des Januar wurden die Säulen des Parterre und der Logen aufgerichtet; gegen Ende desselben Monats kam das erste Abonnement auf Logen, Sperrsitze und Parterre zu Stande. Anfangs Februar langten Prospekte, Kulissen, Versetzstücke und dergleichen aus Bremen an, und am 11ten erklärte Herr Gerber, die Eröffnung der Bühne könne am 20 Februar geschehen. — Sein Plan ging dahin, das Bremische und das Oldenburgische Theater so zu vereinigen, daß ihr Personal beiden angehören und sich gegenseitig aushelfen sollte. Die Ausführung dieses Projekts, welches auf dem Papier einladend und großartig genug aussah, erfolgte aber nur auf eine sehr einseitige Weise. Nämlich die Bremer Schauspieler kamen oft genug zu uns herüber, besonders die Oper. Daß aber die dem hiesigen Theater zugewiesenen Schauspieler drüben in Bremen gespielt hätten, ist nur in einzelnen Fällen vorgekommen. — Von der innern Entwickelung, von der Gestaltung, von unabhängiger Herausbildung eines Oldenburgischen Theaters war dabei keine Rede. An das Einschlagen neuer Bahnen, an Kunstschule und Musterbühne ward gar nicht gedacht. Das Ganze war eine provisorische Unternehmung, welcher von vielen Seiten her nur eine sehr kurze Dauer prophezeit wurde. — Was quälen Sie sich mit dem Kram so ab? sprachen Manche, es ist ja nur auf ein Paar Monate! — Andere behaupteten, so ein Zusammengehen mit Bremen sei höchst zweckmäßig, möge für eine Weile hingehen, dabei müsse es aber auch bleiben; Oldenburg dürfe, könne, werde nie eine eigene, selbständige Bühne haben, dergleichen solle ich mir nur gar nicht träumen. Es sind dieselben Stimmen, welche über eine Dampfschiffunternehmung auf der Hunte nachher so gespöttelt haben, dieselben, welche noch heute mit Hohnlachen die Unmöglichkeit einer Oldenburgischen Eisenbahn auskrähen. Ich ließ sie schwatzen und ging, unbekümmert um das Besserwissen und Tadeln, meinen Weg. Während ich in demselben möglichst rasch vorwärts strebte, hatte Freund Gerber die Schauspieler engagirt, um welche seine jetzige Doppelgesellschaft vermehrt werden mußte, und sein Repertorium auf die nächsten vier Wochen zusammengestellt. Gleich von Anfang ward bestimmt, daß nur dreimal wöchentlich gespielt werden solle — Sonntag, Dienstag, Donnerstag — und dabei ist es auch bis jetzt geblieben. — Am 30 Dezember war das Haus zum ersten Mal durch den Besuch des Großherzogs beehrt worden. Damals sah Alles noch roh und wüst aus. Am 12 Februar konnte es ihm schon fertig und bei voller Beleuchtung gezeigt werden. Das Musikkorps war im Orchester und führte die Ouvertüre zur Stummen von Portici auf. Es klang recht gut im neuen Raum, und der Großherzog äußerte seine Zufriedenheit mit der schnellen und über Erwartung gut gelungenen Ausführung des Baues durch sehr freundliche Worte. Muck war ganz glücklich und sagte: Nun laßt die Andern nur räsonniren! werden schon still werden! — Von diesem Tag an bis zur Eröffnung sah ich das Theater nicht, obgleich bis zur letzten Vollendung noch viel nachzuholen war. Ich hatte mir beim Verkehren vom Morgen bis zur Nacht in dem hohlen Hause, wo ich bald in den Versenkungen, bald oben auf dem Schnürboden herumstöberte, wo alle Thüren offen standen und aus allen Fugen ein schneidender Zugwind blies, eine so heftige Erkältung zugezogen, daß mir der Hals zuschwoll und ich unter den empfindlichsten Schmerzen beinahe zu verhungern Gefahr lief. — Vorher war ich auch schon einmal von der Bühne in ein zur Versenkung ausgeschnittenes Loch hineingesegelt, das ich im Augenblick, wo es etwas an den Kulissen zu richten gab, hinter mir unbeachtet gelassen hatte. — Später ließ mich einmal der Theatermeister mit seiner Lampe im Stich, als wir oben auf dem Boden etwas nachzusehen hatten. Während er sich gegen eine Thür umdrehte, die er zuschloß, tappte ich im Finstern voran. Plötzlich ging mir der Boden unter den Füßen aus; ich war an die Treppe gekommen und schurrte nun holter polter, doch nicht Hals

über Kopf zwanzig Stufen hinab. Ich kam glücklicher Weise gar nicht von den Füßen, und als mein braver Geiſe erſchrocken hinter mir drein ſchrie: Um Gottes Willen! wo ſind Sie? — konnte ich luſtig antworten: „Mauſetodt! aber die Knochen ſind alle heil geblieben!“ — Es war ſehr vernünftig von mir, daß ich bei ſolchen Fahrten nicht Hals und Beine brach. Die Uebelwollenden und Beſſerwiſſenden hätten nur geſagt: Wie ungeſchickt! Was hatte er da zu thun? Warum nahm er ſich nicht beſſer in Acht. — Den Vorwurf hätte ich auch wohl von Manchem erhalten, dem nachher das Theater viele Freude gemacht hat. Auf Dankbarkeit muß man bei ſolchen Dingen niemals rechnen. Das hab' ich auch nie gethan, und (mit wenigen Ausnahmen) gefunden, daß meine Rechnung auf Undank immer die richtigſte war. Darin blieb man mir nichts ſchuldig. Ein Theaterpublikum wird und kann nie dankbar ſeyn. Wer mit ihm zu thun gehabt, weiß es und weiß auch das Warum.

Gegen den 21 Februar 1833 kam ich wieder auf die Beine. An dieſem Tage ward das Theater eröffnet; — natürlich mit einer Oper! — der Schnee von Auber.

Am 12 Februar konnte der Bau ſchon für fertig gelten; alſo hatte Muck ihn in zwei und achtzig Arbeitstagen vollendet.

Das Haus war übervoll, die Darſtellung, obgleich Madame Pirſcher, Fräulein Franchetti und Herr Knauſt (letztere beide damalige Lieblinge des Publikums) darin ſangen, höchſt mittelmäßig. An Nachläſſigkeiten und Verſtößen war Ueberfluß. Man ſchob es auf die Neuheit der Einrichtung, freuete ſich, daß die Sache endlich in Gang gekommen war, und erwartete von der Zukunft das Beſſere, ja Beſte und Unmögliche, nämlich eine ununterbrochene Reihe vortrefflicher Vorſtellungen. Von dieſen Träumen mußte nun allerdings Viel aufgegeben werden. Aber an Sachen, für Oldenburg neu, fehlte es nicht, und darin lag ein großer Vortheil der Direktion, welche eine Menge in Bremen eingeſpielter und abgeſpielter Stücke hierher bringen konnte, ohne daß ſie Schwierigkeiten mit dem Einlernen hatte, oder ihr dortiges Repertorium dadurch geſtört ſah. Um jedoch vom hieſigen Publikum möglichſt gute Einnahmen zu machen, galt es, ſein Hauptverlangen befriedigen, und das war hier, wie überall, auf Opern gerichtet. Dieſer wurden denn auch beim Angriff auf die Oldenburgiſchen Geldbeutel ziemlich viele in's vorderſte Treffen geſtellt. Wir bekamen bald nach einander: Barbier von Sevilla, Sargines, Schweizerfamilie, Stumme von Portici, weiße Dame, Othello, Fra Diavolo, Maurer und Schloſſer, Joſeph in Aegypten, Waſſerträger, diebiſche Elſter, Zampa. — Das Theaterpublikum war als ſolches jung, unerfahren, ja kindiſch. Ich erinnere mich, daß ein von der Logenreihe herabwehender Zettel, ein lautes ſchallendes Gelächter im Parterre erregte. — Eine aus Bremen herübergebrachte Saal-Dekoration, worin ein großes Fenſter mit bunter Glasmalerei, wurde ſtürmiſch applaudirt. Es fehlte nicht viel, ſo hätte man ſie beim Fallen des Vorhangs herausgerufen. Was man ein eigentliches Theaterpublikum im rechten Sinn des Worts nennen darf, gab es noch gar nicht; ſondern es waren nur viele Einzelne, die hineingingen, aber ſie bildeten keine zuſammenhängende Maſſe, ſie hielten ſich nicht zu einem öffentlichen Urtheil berufen. — Große Verwunderung erregte es einſt, als Jemand die Kühnheit hatte, den Sänger Haizinger (Maſaniello) mitten im Stück herauszurufen. Eine kleine Partei ſetzte es durch, unter athemloſen Staunen der Andern, die neugierig erwarteten, was daraus werden könne. Und ſiehe — Haizinger kam, und ward nun als ein Held, der ſo Großes gewagt, raſend beklatſcht. — Alſo das geht auch? ſagten die Verwunderten nun zu ſich, gingen gedankenvoll nach Hauſe und hatten von dem Abend an einen großen Schritt zur Emancipation in Theaterſachen vorwärts gethan. — Nun, ſo unverdorbene, unverwöhnte Naturen nahmen das Meiſte, was man ihnen brachte, beſonders Neues — oft gleichgültig ob gut oder ſchlecht — mit jugendlichem Vergnügen auf. Beſonders entzückt waren die Oldenburger über die vielen Opern. Aber die Bremer waren gar nicht entzückt, daß ihre Oper ſo oft nach Oldenburg wanderte. Wollte Gerber von dieſen Sängerkaravanen, die in langen Wagenreihen hieher zogen, weſentlichen Nutzen haben, ſo mußte er wo möglich immer zwei Opern hinter einander geben, damit die Koſten des Her- und Zurückrutſchens vermindert würden. (Damals hätten wir eine Eiſenbahn haben ſollen!) —

Während wir hier in Auber, Bellini, Mehul, Salieri ꝛc. schwelgten, mußten die Bremischen Abonnenten mit kleinen Lustspielen, oft gesehenen Ritterstücken und allerlei Flickwaare vorlieb nehmen. Kam das Opernpersonal, welches hier ein Paar Stunden nach der Vorstellung, nach Beendigung des Abendessens wieder abreiste, nun auf eine im Wagen zugebrachte Nacht spät am Vormittag in Bremen an, überwacht, erkältet, verdrießlich — und sollte dort sogleich auf die Probe, damit am Abend nun auch Bremen seine Oper bekäme, — dann war Fräulein A. heiser, Herr B. hatte Schnupfen, Madame C. Zahnweh — die Oper konnte nicht seyn, es ward wieder ein kleines Stück eingeschoben. Dergleichen wiederholte sich mehrmals, und der Unmuth der Bremischen Theaterfreunde ging in gerechten Zorn über, der sich ganz auf den Direktor warf. Zu diesem Umstand kamen noch einige andere, die Stellung Gerbers in Bremen zu untergraben. Vielleicht hatte er seinen Zuschnitt dort von Anfang an zu groß gemacht. Wahrscheinlich brachte die Combination Bremen-Oldenburg mehr Verwirrung als Segen in die Theaterfinanzen. Ausgemacht ist, daß Gerber für einen Schauspieldirektor in Bremen, wo wenigstens damals das Theater sich eben keiner sonderlichen Begünstigung von Seiten des Publikums erfreute, viel zu freigebig, geldverschleudernd, viel zu liberal war. Fielen die Oldenburgischen Einnahmen gut in's Gewicht, so blieben dagegen die Bremischen desto leichter. Brachten die Opern hier volle Häuser, so machten dafür die vollen, ewig hin und her rollenden Reisewagen leere Kasse; die guten Einnahmen waren nur eine verderbliche Illusion. Und nicht nur Sänger und Sängerinnen, Musikdirektor und Maschinisten waren beständig unterwegs. Hier in Oldenburg fehlte es noch an Allem. Wir hatten nur ein Haus und höchst unvollständige Dekorationen. Auch diese wurden, galt es eine Oper oder ein Scenerieſtück, von Bremen herüber geschleppt. Es war nichts Ungewöhnliches, auf der Chaussee großen Frachtwagen zu begegnen, die mit schräg aufgestapelten Kulissen und Versetzstücken, mit gerollten, lang hinten hinausgestreckten Prospekten, mit blauen Wellen, goldenen Thronhimmeln und bemoosten Burgthürmen daher geschwankt kamen. Auch von Bibliothek und Garderobe war hier noch nichts zu finden. Jedes Buch kam von Bremen. Altdeutsche und spanische Anzüge, Ritterharnische und Bauerjacken — sie alle hatten sich gewissermaßen in eben so viele Pilgerkutten verwandelt, denn sie lebten in unaufhörlicher Wanderschaft zwischen beiden Städten. — Eines schönen Nachmittags im Frühjahr sah ich kurz vor Anfang des Stücks (Iffland's Advokaten oder Mündel) einen Kerl auf schaumbedecktem Roß an das Theater heransprengen. Vor sich auf dem Sattelknopf hatte er ein Paket in eine Serviette eingeschlagen, welches schleunigst an Herrn Gerber abzugeben sei. — Was war es? — Herr Gerber hatte hier in Oldenburg keinen altväterischen Rock, wie er ihn brauchte, auftreiben können und deßhalb nach Bremen geschrieben. Der Brief war spät angekommen; sie hatten drüben ausgerechnet, daß mit der Post abgeschickt, der Rock hier gerade eintreffen würde, wenn das Theater aus wäre. Da hatten sie denn einen Kurier losgehetzt. Unterdessen war es Gerber doch noch gelungen, das bisher vergeblich gesuchte Garderobenstück hier zu erjagen, und er wollte eben in seinen Aermel hineinfahren, als der Schneider mit dem Doppelgänger aus Bremen hereintrat. Herr Direktor, hier kommt ein Rock zu Pferde aus Bremen! — Dem guten Gerber fiel der, welchen er anzuziehen im Begriff war, aus den Händen, und er wußte in seinem Grimme nicht — sollte er nun den Oldenburgischen oder Bremischen Rock zerreißen. — Dieser Rockritt des Reitrocks kostete allein über acht Thaler.

So dick hatten wir das Geld nun freilich nicht sitzen, um es an solche curiose Experimente wegzuwerfen. Aber dergleichen war bei unserer verwegenen Unternehmung, worin wir uns selbst gegenseitig und unsere Zustände und Uebelstände von allen Seiten erst kennen lernten, unausbleiblich mit vermacht. — Ich habe Jahre lang mit Gerber in täglichem genauestem Geschäftsverkehr gestanden, und habe ihn vom ersten bis zum letzten Augenblick unseres gemeinsamen Wirkens als einen durchaus rechtlichen, wohldenkenden, freundlichen Mann gefunden, mit dem das Geschäft bequem und das Verständniß leicht ist. Dabei von angenehmen Umgangsformen und von einer nicht zu ermüdenden Gefällig-

keit. Aber um das Finanzwesen, den Nerv der Sache, bekümmerte er sich zu wenig. Dazu war er zu viel Künstler, spielte zu gern Komödie; hatte zu leichten, mehr auf den Genuß des Augenblicks, auf eine neue Rolle, auf den Erfolg des Abends gestellten Sinn. Die Mittel der Gegenwart zusammenfassen, um sich aus ihnen eine nachhaltige Zukunft zu erbauen, das war nicht seine Sache.

Unter diesen Umständen kam nun das Bremische Theaterinstitut in's Wanken. Welche inneren und speciellen Begebenheiten es zum Falle brachten, ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Kurz, Ende November 1834 zeigte Gerber hier an, daß er die dortige Direktion aufgebe und in Folge dessen sein gegebenes Versprechen, wegen hiesiger Opernvorstellungen, ferner nicht mehr erfüllen könne. Zur Fortsetzung der hiesigen Unternehmung aber empfahl er sich dem Wohlwollen des hiesigen Publikums, welches ihm auch nicht fehlen konnte, da er sich während der zwei Jahre seiner Führung ganz so gezeigt hatte, wie eben angedeutet worden ist. — Jetzt kam also die Frage, ob Oldenburg ein selbständiges, von Bremen unabhängiges Theater haben könne und werde. Konnte die Antwort anders als bejahend ausfallen? Man hatte sich schon zu sehr an dieß Vergnügen gewöhnt, um es wieder entbehren zu wollen. Freilich war die Aussicht, keine Oper mehr zu haben, etwas niederschlagend für Manche, welche gerade darauf den größten Werth legten. Doch fanden auch sie, besser ein Theater ohne Oper, als gar keines. Andere Stimmen sprachen sich dahin aus: ein Theater ohne Oper sei gerade das rechte, für unsere Verhältnisse das beste. Während über die verschiedenen Ansichten: Die Oper sei der Ruin des Schauspiels! — Die Oper allein gewähre dem Publikum auf die Länge aushaltenden Genuß! — hin und her gestritten wurde, ging die weitere Entwickelung unseres Unternehmens — durch all' dieß Gerede nicht gestört — ihren Gang fort. Daß Oldenburg ohne ganz unverhältnißmäßige Zuschüsse eine Oper nicht haben könne, daß selbst mit diesen die Oper doch nur mittelmäßig seyn werde — und daß man ein gutes Schauspiel haben könne und wolle — da lag die Entscheidung. Die bisherige provisorische Combination konnte doch für die Zukunft nicht bestehen. Das hatte sich aus den gemachten Erfahrungen bald einsehen lassen, und so war es gut, wenn das nur mit Schaden erzwungene Zusammenbleiben je eher je lieber aufgelöst wurde. Nur dann konnte Oldenburg zu einem guten Theatee gelangen.

Nordische Findlinge

von

F. Marquard.

(Schluß.) *

Fortsetzung der Landreise.

Die weitere Reise von Gefle über Fahlun nach Stockholm zurück, berührte einen innern Weg, der vielleicht seltener besucht seyn mag, aber an Eigenthümlichkeiten der Landschaft ergiebig genug ist, um eine gesonderte Schilderung zu versuchen. Spät Abends in Ofollethal angekommen, der Gewohnheit zu folgen, die herrlichen Nächte im Norden durchzureisen, in welchen der Himmel mit einem steten Lichtscheine umkränzt ist, aus dem purpurne, grüne, lasurne, wolkig durchbrochene Lichtstreifen in die Höhe schießen, und den Himmel wie ein liebedurchströmtes Herz anschauen lassen, hielten die freundlichen Ermahnungen der Wirthin ab, einer ehrwürdigen, nordländischen Matrone. Die Nacht ward in Zimmern zugebracht, deren Möbel gewiß zu Zeiten Karls XI aus den Händen des Tischlers hervorgegangen waren. Der Tag brachte Neues. Die Gegend öffnet sich, der Wald tritt zurück. Man fährt in ein kleines, ganz mit Dörfern und kleinen grauen Feldvorrathshäusern überdecktes Thal hinab; jenseits eine sehr bedeutende Höhe wieder hinan. Hinunterblickend glaubt man in ein liebliches Kindergesicht zu sehen, welches mit klarem, unschuldigem Auge aus seiner Kopfhülle von Wald und Wasser in die Welt lächelt. Aehnliche Anschauungen des Zierlich-Kleinen hat man von der Höhe hinter Wall,

---

* 1845. 52. Lief. S. 401.

wo eine schöne Kirche den Mittelpunkt der Landschaft bildet, hinter Smedby, wo im Scheine der Abendsonne die sanfte Dal-Elf in tiefen Ufern gleitet, und auf dem ganzen Wege bis Fahlun. Wenn man aus tiefem See lichten Wald aufsteigen sieht, bekränzt von der dunklern Bergeskrone, dann den suchenden Blick über verlaufende Höhenzüge hinschwimmen läßt, zu den Füßen das grüne Thal mit den wohlbekannten rothen Häuserchen, durchzogen von dem Thalbache, und Alles von klarem Lichte übergossen; dann wird man von diesen Linien, dieser Harmonie so angezogen, daß man mit ihnen hinziehen, sich in sie verweben und sie zur lebendigen Melodie erlösen möchte; doch diese Schönheit liegt ewig todt und verschwindet dem vorübereilenden Blicke. Aber das Zierlich-Kleine, das Anmuthige ist der Karakter der schwedischen Landschaft, nicht minder der Wohnungen. Ein Bauernhaus in den sehr reinlichen Dörfern, roth angestrichen, welche so häufige Farbe von dem überflüssigen Eisenocker herrührt, mit weißen Fensterrahmen, und vor jedem noch so kleinen Fensterchen Gardinen, Rouleaux und Blumen, sieht fast wie eine Puppenwohnung aus. Wollen wir hiebei nicht auch anerkennen, daß in jüngster Zeit auch die schwedische Literatur im Anmuthigen exzellirt hat, wovon indeß ein leichter Schritt zum Trivialen ist, woran sie nicht minder auch deßhalb reich ist, weil auf der andern Seite noch der alte düstre Sagennebel in der Phantasie spukt, an welchem das Land seinen Antheil ebenfalls hat.

Ueber Fahlun züngelt ein ewiger Qualm, wie ein ekles Luftgewürm, in welchem Balkenmaschinen, wie Höllenwerkzeuge arbeiten. Die Grube jedoch hat vermöge ihrer großen Oeffnung und der hellen Oxydirung der Erde keinen unangenehmen Anblick. In den Stollen selbst ist nicht die mindeste Bergwerksromantik; in der größten Tiefe nur eine kleine Höhle, bedeckt von grünen Vitriolkrystallen, die im röthlichen Glanze der Fackel erblitzen. Kahle, todte Schlackenhügel umgeben rings die Stadt; sie ist eine wahre Residenz des bleichen Saturn. Wiederum beginnt dichter Wald; die erste Station Smedsbo ist nicht weit. Von da ab aber konnte man durch Nacht, Sturm und unaufhörlichen Regen in Gemeinschaft eines vor Kälte und Furcht zitternden und weinenden Kindes über ein wahres Leichenfeld von Steinen gelangen; es ist eine Steinwüste, die wildeste Gegend, welche man bis jetzt gesehen. Wasserfälle rauschen, welche die Finsterniß verhüllt, und durch dichtesten Wald zur Station. Hier ist aber buchstäblich nichts Eßbares und ein Bette, welches mit den Steinen gute Nachbarschaft hielt. Wir sind in Dalarne, und haben wir die steilen Ufer der Dal-Elf überwunden, gelangen wir nach Leksand am Siljansee, dem Mittelpunkte jener Landschaft. Haben wir schon Gelegenheit gehabt, eines dalkarlischen Jünglings zu erwähnen, und die scharfgeschnittene Physiognomie merkwürdig zu finden, so können wir nicht umhin, hier die Regelmäßigkeit dieser Erscheinung aufzufassen, wohl zu erklären aus der ganzen örtlichen Natur, aus Klima und Abgeschlossenheit. Die Frauen haben in grellfarbigem, schwefelgelbem und feuerrothem Putze ein auffallendes, von der allgemeinen Tracht abweichendes Aussehen. Die Mädchen scheinen sich durch weiße Kopfhüllen zu unterscheiden. Die Aussicht von den Höhen hinter Tibble, die Schubert so sehr rühmt, ist nicht besonders. Es ist eine gewöhnliche Fernsicht, in der nur die Krümmungen der Dal-Elf und die vielen Seen von der nicht unbedeutenden Höhe herab wie silberne Bänder und Flecken hervortreten. Auch Leksand, mit einer hübschen Kirche, blickt freundlich herüber. Zur Rückkehr gewendet, umfängt uns eine weite Hochebene, rings von kahlen Bergen umgeben, um die nicht der liebliche blaue oder violette Ton schwebt, sondern ein dunkelschwarzer, drohender; und bei bedecktem Himmel, wie ein Sarg; der Ostwind wehte unbeschreiblich scharf drüber weg; kein Baum, nur wenige verkrüppelte Birken; schmutziges Regenwasser auf dem noch schwarzen Boden; die Häuser holzgrau und verfallen. Endlich steigt man hinter Djuras zum immer lieblichen Flusse hinab; zum letzten Male wird er uns aus bebuschten Ufern so klar und verführerisch anlächeln, wie eine Stockholmer Schönheit ihre wasserblauen, feuchten Augen aus dem umhüllenden Kopftuche auf den Beobachter richtet. Wir steigen nun in eine gewöhnliche, fruchtbare, angebaute Ebene herab; freundliche Städte, freundliche Menschen; Nachts besonders. Bei Alhike gelangen wir an den Mälarsee. Heiteres Wetter, duftige Sonne:

wer würde nicht eine Kahnfahrt erſtrebt und unternommen haben. Auf leichtem Nachen ſchwankt man auch bald über den wogenden und widerſtrebenden See. Mit Noth an's Ufer gelangt, betritt man Skokloſter, ein Schloß, dem Grafen Brahe gehörig. Hier kann man nun gewaltig viel Raritäten bewundern, aus aller Völker Geſchichte, wir laſſen jedoch die Wahrheit dahin geſtellt. Aber ſchön iſt die Ausſicht aus den obern Fenſtern über die lichtfreundlichen Ufer des Mälarſee's, auf denen ſo heimlich ſtille Häuſer ruhen. Die Ruinen von Sigtuna gewähren nichts Intereſſantes; Schweine und Geſtank erfüllen ſie. Die Kirche iſt merkwürdig. Des Mondes hellgelbe große Scheibe winkt dem Wanderer weiter, und Anfangs flüchtig, dann aber auf elendeſtem Fuhrwerke gelangen wir jämmerlich nach Stockholm, und erhalten Quartier in dem eben leer gewordenen Zimmer des Geſandten Grafen Loewenhjelm, wo Dutzende von Viſitenkarten auf dem Kamine an die Geſellſchaft und ihre Bagatellen wieder erinnern, von denen wir längere Zeit entfernt geweſen.

Kanalfahrt.

Die Kanalfahrt, die von Einheimiſchen und Fremden oft genug gerühmt worden, hat ſolcher Stellen ſehr wenige, die der Reiſe werth wären. Sie iſt nicht übel, aber im Allgemeinen ſehr gewöhnlich. Eine angenehme Landſchaft bietet nur die Stelle bei Motala und das eigentliche Flußthal der Goetha-Elf; frappant, faſt barok, aber keineswegs ſchön zu nennen iſt der Blick über eine weite Ebene, wenn man durch neun Schleuſen bei Berg in die Höhe gehoben über den Kamm der Hebung des Bodens zu Waſſer fährt, und das Land zu ſeinen Füßen hat. Erſtaunenswerth ſind auch die hundert und zwanzig Fuß hohen, in den reinen Fels gehauenen Schleuſen bei Trolhaetta, welche in das Goetha-Elf-Thal hinabführen, welches in der That befriedigend iſt. In den Trolhaettafällen ergießt ſich in einer Senkung von hundert und elf Fuß die Waſſermaſſe des Wenerſee's über zwei Terraſſen. Der obere Fall in zwei Armen um Gull-ö iſt nicht der bewunderte, ſondern der untere um Tojzt-ö, mit einer Höhe von vier und vierzig Fuß. Ueber den einen Arm des Falls führt eine ſchmale Brücke auf die genannte Inſel, welche nur ein aus dem Waſſer hervorragender bebuſchter Felſenkopf iſt. Wenn man dieſen ganz hinab klettert, bis wo das Waſſer die Füße netzt, ſo brauſt dicht vorn, faſt ergreifbar, der gewaltige Jubel, der wilde, frohlockende Tanz des in ſeiner feſſelloſen Freiheit raſenden Waſſers; den ernſt und mürriſch darein ſehenden alten grauen Felſen ſchneidet es die wunderlichſten Kapriolen, wie höhniſch ſie auffordernd, ihm es gleich zu thun. Links ſtürzt im engen Raume das Waſſer ſo reißend ſchnell herunter, daß es wie zu einem einzigen ſich windenden Schlangenleibe verdichtet erſcheint. Die Bewegung reißt die Sinne gewaltig mit; die feuchte Frau enthüllt ihren vollen, ſchönen Leib, und winkt ſo verführeriſch liſpelnd und klagend. Ach, daß uns der Ruf der Gefährten weckt, und ſie träumenden Ohren von gefahrvollen Stellen redend, den Sand des Daſeyns weiter zu durchwaten zwingen! Die nachſchwingende Aufregung läßt noch ſpät Abends im feuchten Graſe auf die Anhöhen wanken, zu den Füßen ein Gebirgsthal, deſſen rieſelnden Bach mit Geſang eine menſchliche Geſtalt durchplätſchert. Auf unbekannten, finſtern Wegen, wie magiſch an das Ufer hingezogen, dem Fährmann folgend, der aus dem Schatten hervortritt; fort auf leichtem Nachen zu den Wirbeln von Akerſtröm; in die Höhe, in die Tiefe, im Kreiſe gedreht, von der krauſen, gierigen Wellenhydra ringsum überfallen, und ziſchend und ſprudelnd benetzt; dann wieder im ſtillen Strome längs den hohen Ufern hin; ach, welche Luſt war das, und wie oft wiederholt! Bewahrſt Du auch, Fährmann, den fremden Namen, den Du Dir aus Gefallen ſolchen Weſens erbateſt?

Goethaberg iſt eine ſehr freundliche Stadt; mit Kanälen, Alleen, Spaziergängen. Intereſſanter aber iſt der letzte Abſchied von den lieb gewordenen Urfelſen, die dicht hinter der Stadt, ſchauerlich zu betreten, ſich erheben. Und nun, leb' wohl, Norden; Deine lieblichen, Deine düſtern Bilder, Deine Bewohner ſo feſt wie Deine Felſen, und dann wieder ſo weich und ſprudelnd wie Deine Waſſer, werden nie vergeſſen werden!

Aus Berlin.

27 December.

†† Am ersten Weihnachtstage gab die Hofbühne neu einstudirt den „Fiesco," dies „republikanische Trauerspiel" aus Schillers Sturm- und Drangjugend, worin der Dichter eben so wie in den „Räubern," seine erste unklare Freiheitsbegeisterung gewaltsam verpuffte. Unser Publikum, besonders aber das eigentliche Volk, so weit es einen Bestandtheil des Theaterpublikums ausmacht, zeigt noch immer eine große Anhänglichkeit für diese Schiller'schen Jugendstücke, und dieß kann uns beweisen, wie sehr der Dichter selbst da, wo er sich in seine Darstellung künstlerisch vergriffen, doch eine Saite angeschlagen, die dem deutschen Volksgemüth verwandt ist und bleibt, und die gerade in der phantastischen Ueberschwänglichkeit und in der harten Verletzung aller Form ihm am meisten zuzusagen scheint.

Diesem Umstand haben wir auch vorzugsweise den stürmischen Beifall zuzuschreiben, welchen die neue Darstellung des Schiller'schen Fiesco bei unserm Feiertagspublikum davon trug, da dieselbe in künstlerischer Hinsicht durchaus nicht genügen konnte. Herr Hendrichs gab den Fiesco mit dem ihm eigenen anerkennenswerthen Geschick, sich äußerlich glänzend in Scene zu setzen und aus seiner Aufgabe ein vollendetes Bild zu machen, welches den Gesetzen der Schönheit auf das Edelste und Maßvollste entspricht, und dem nach Plastik verlangenden Auge nichts zu wünschen übrig läßt. Diese schöne Maschinerie, welche dieser hochbegabte Schauspieler bei allen seinen Rollen gleichmäßig in Bewegung setzt, kann aber doch den geistigen Fonds seiner Darstellung nicht aufhelfen. Dieser Mangel wird bei ihm mehr und mehr fühlbar, und mit wie großem Recht er auch ein Liebling des Publikums ist, so fürchten wir doch für ihn. Ein Schauspieler, der am Ende bloß auf schöne Stellungen spielt, und all' seine Intelligenz auf geschmackvolles Kostüm, auf Harmonie der Farben und auf Herausstellen seiner plastischen Schönheiten verwendet, wird bald auch die glänzendsten Mittel, die er besitzt, wirkungslos machen. Herr Hendrichs muß anfangen, sich mehr auch mit dem geistigen Inhalt seiner Rollen zu schaffen zu machen, und sie auch als Gegenstand des Denkens sich zu verinnerlichen, ehe er sie nach einem bloß körperlichen Schönheitsgesetz zu veräußerlichen unternimmt. So hat er bei seiner Darstellung des Fiesco schwerlich über seine eigentliche Aufgabe nachgedacht, und gab im Grunde nur eine Reihe von Stellungen, die an sich nicht schöner seyn konnten. Bei dem ächten Gefühl und der lebendigen Phantasie, welche dieser Künstler besitzt, dürfen wir hoffen, daß er nicht bei der bloßen Plastik der schönen Form stehen bleiben wird, da die Bühne nicht bloß lebende Bilder, sondern vor Allem auch geistige Wirkungen geben soll.

Herr Döring stellte den Mohren dar, und entfaltete darin eine große Beweglichkeit und Raschheit, womit er die gemeine Natur des Bösewichts zeichnete. Seydelmann gab in dieser Rolle vornehmlich die afrikanische Wildheit, die er bis zur grandiosen Furchtbarkeit des Bösen zu steigern wußte. Die Darstellung Dörings hielt sich dagegen äußerlich und innerlich in einfacheren Nüancen, und war darum weniger reich und effektvoll, obwohl sie ein sehr zusammenhängendes und richtig motivirtes Bild darbot.

Die Berliner sind unverwüstlich in ihrem Enthusiasmus, wo derselbe einmal zum Durchbruch gekommen ist. So wird jetzt Jenny Lind's Hand, in Gips modellirt, zum Verkauf ausgeboten und findet, wie man sich denken kann, einen reißenden Absatz. Die Abdrücke sind von einem Spekulanten, der nicht einmal das Recht zu ihrer Vervielfältigung nachgesucht hatte, nach einem von Prof. Wichmann angefertigten Modell gemacht worden. Dieß Modell existirte ursprünglich nur in drei Exemplaren, von denen eines zu einem milden Zweck verkauft oder verloost wurde, und dieses Wohlthätigkeitsexemplar wurde dann zu den Abdrücken benutzt, mit denen sich gegenwärtig das ganze bewundernde Berlin beglückt sieht. Je verschrieener der Berliner Sängerinnen-Fetischismus ist, desto weniger genirt sich unsere gute Stadt darin, und sie vergißt darüber Landtagsabschiede, reichsständische Hoffnungen, den Ministerwechsel in England, und Alles was es sonst noch Geschehenes und Ungeschehenes in dieser Zeit gibt.

Daß übrigens Jenny Lind sich nicht bloß damit begnügt, ihr herrliches Talent an untergeordnete italienische Musik zu verschwenden, zeigt ihr Streben, mehr und mehr auch große klassische Opern in den Bereich ihrer Darstellungen zu ziehen. So ist auf ihren Wunsch Spontini's „Vestalin" neu einstudirt worden, und wird am 30 Dezember zum ersten Mal zur Aufführung gelangen. Es ist möglich, daß Spontini in eigener Person dieser Darstellung beiwohnen wird, wenigstens hat er in einem merkwürdigen Brief an den König, dessen Inhalt gegenwärtig das Stadtgespräch bildet, wieder einmal seinen Besuch bei uns angekündigt. In seinem Brief gibt er dem König mehrfachen Rath, wie das preußische Musikwesen neu organisirt werden könne, und bezeichnet dabei die Entfernung Meyerbeer's vom hiesigen Schauplatz als das wahre Heil aller musikalischen Zukunft. Er nennt den Komponisten der Hugenotten unter Anderm den ewigen Juden der Musik, indem er in seiner feierlichen Weise ausrufen soll: „débarrassez-vous donc de ce juif errant." Es macht einen tragikomischen Eindruck, wenn man sieht, wie Spontini mit Berlin gar nicht fertig werden kann, und wie die Stadt, die ihn verrathen und in seinem heiligsten Besitzthum, in seiner Künstlerehre, bis auf den Tod gekränkt, ihn immer wieder von Neuem, wie mit einer unheimlichen Magie anlockt. Mit seiner unglücklichen Liebe zu Berlin im Herzen, und die ihm hier geflochtene Dornenkrone auf seinem Haupt, wandert Spontini jetzt verzweiflungsvoll in der ganzen Welt umher, und nichts kann ihn über Berlin trösten, selbst nicht, daß ihn der Pabst in den Grafenstand erhoben. Unverwandt verfolgt sein Blick aus der weitesten Ferne her die Berliner

Verhältnisse, hier entgeht ihm keine Nüance, und wo er nur einen Zoll breit Land sieht, auf dem er wieder festen Fuß fassen könnte, da ist er schon da und glaubt den Zeitpunkt gekommen, wo eine festliche und pomphafte Rehabilitirung für ihn in Berlin erfolgen dürfte. Denn von einer solchen träumt Spontini noch immer. Er scheint in der That ohne Berlin nicht sterben zu können.

Die Polemik gegen die neuen Theatergesetze des Herrn von Küstner dauert bei uns immer noch fort; sie wird jedoch durch Broschüren und bezahlte Inserate in den hiesigen Zeitungen so kläglich geführt, daß der angegriffene Gegenstand dadurch mehr in seiner Lichtseite, als in seinem Nachtheil erscheint. Die Angriffe gegen das neue Regiment rühren theils von Solchen her, die keinen Begriff von dem Organismus einer Theaterverwaltung haben, theils von Denen, welche der armseligen Histrioneneitelkeit, die sich über alle gesetzliche Disciplin erhaben glaubt, das Wort reden zu müssen glauben. Das ächte Genie kann allerdings in vielen Fällen außer dem Gesetz stehen, und man thut wohl, es mit der Anwendung desselben so viel als möglich zu verschonen. Die Genies sind aber in unserer Zeit auf der Bühne mit der Diogeneslaterne zu suchen. Unsere Schauspieler sind heutzutage Beamte geworden, und haben von Seite ihres Talents her kein Recht, einen Ausnahmezustand, der sie aller gesetzlichen Anforderungen überhöbe, für sich geltend zu machen.

Randglossen und Anderes.

*** Riemer in Weimar hat vor dem Schlusse des Jahres Abschied genommen. Er wurde einst bekannt durch Goethe, als dessen Sekretär, wie späterhin Eckermann, und war, als gründlicher Philolog, dem Meister vielfach behülflich bei Studium und Lektüre, wie bei der Zutageförderung seiner Werke. Möglich, daß manche der philologischen Kleinigkeiten in dem zweiten Theil des Faust, dieser unnütz aufgeladene Ballast, welcher das Gedicht der Menge schwierig macht, von ihm näher oder entfernter herrührt. Aus seiner früheren Zeit stammen als eigene Werke einerseits Gedichte, meistens in südlichen Metren, welche er unter romantisch klingendem Namen herausgegeben, andererseits sein griechisches Wörterbuch, welches ihn in den Schulen bekannt gemacht hat, welches aber dort, als unbrauchbar für den Homer, welcher doch die griechische Lektüre einleitet, bald durch Passow verdrängt wurde. Aus Goethe's Nähe ging Riemer in Weimar'schen Staatsdienst über und blieb in ihm, als Bibliothekar und geheimer Hofrath, bis zu seinem Ende. Er ist 73 Jahr alt geworden. Die neueren Literaturbewegungen ließ der alte Romantiker, Lexikograph und Amanuensis Goethe's ohne irgend nähere Theilnahme an sich vorübergehen. Er verschwieg wenigstens die Unzufriedenheit, welche alte Leute von seinen Antecedentien insgemein in sich tragen, bis er sie endlich in seinem Buche über Goethe hier und da erklingen ließ, mit welchem er nach jenem langen Schweigen hervortrat. Dieß Buch hat kein Glück gemacht. Verschieden von Eckermann, der sich kurz nach dem Tode des alten Herrn daran machte, seine „Gespräche mit Goethe" zu sammeln und zu sichten, hat dieser weiland Dichtersekretär seine Erinnerungen an ihn Jahre lang in sich getragen, er hat in ihnen gelebt und sie mit ihm, und darüber das nonum prematur in annum auf das Doppelte und mehr ausgedehnt. Eckermanns Gespräche machten, trotz der kümmerlichen Persönlichkeit dieses Mannes, durch die Frische und Unmittelbarkeit, welche das Stoffliche in ihnen zeigte, einen Eindruck und erlebten weite Verbreitung; in Riemers Mittheilungen dagegen erschien das Meiste abgeblaßt von der Zeit und, möchte ich sagen, ausgewaschen von dem wässerigen Enthusiasmus, in welchem es Jahre lang hat schwimmen müssen. Gutzkow verfolgte sie damals mit einigen Xenien, welche er wahrscheinlich auch in den ersten Band seiner gesammelten Werke aufgenommen hat. Riemer hat außerdem letztlich die neueste Ausgabe von Goethe's Werken redigirt. Unter den Nebenfiguren jenes vergangenen und begrabenen Weimarer Lebens wird die seinige immerhin als eine der bedeutenderen im Gedächtniß bleiben.

*** Der Hofrath Dr. Dorow, welcher so lange von den Todten gezehrt hat, ist nun selber in Halle gestorben. Zur Zeit, als er sich noch bemühte, Beiträge zur Alterthumskunde zu liefern, fand er sehr geringe Anerkennung; später erlangte er durch seine vielfachen Sammlungen von Reliquien und Reminiscenzen eine gewisse literarische Stellung. Das Neueste von ihm ist die biographische Skizze eines geistvollen russischen Fürsten, zu welcher er das Material, wie gewöhnlich, auf sehr zufällige Weise zusammen gebracht. Sein vor einigen Monaten verhandelter Prozeß mit Dr. Heinrich, wegen einer Schmähung in seinem „Erlebten" gegen dessen Vater, den Professor Heinrich, ist aus den Zeitungen noch in frischem Andenken.

Das zweite Modebild als artistische Beilage.

Intelligenzblatt Nr. 1.

Ausgegeben am 12 Januar 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Gravure de mode, 1850.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 5. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Man verständigt sich nicht auf dem Sprung. — Zur Geschichte des Oldenburgischen Theaters. Von Starklof (Schluß). — Die unsichtbare Kirche. Von Sidonie, Baronesse von Seefried. — In's Album einer jungen Dame. Von G. Kinkel. — Aus Rom. — Randglossen.

Man verständigt sich nicht auf dem Sprung.

Eine Scene nach dem Leben.

Die Franzosen sind bekanntlich reich an dramatisirten Sprüchwörtern; ältere und neuere Schriftsteller haben sich darin versucht, und Theodor Leclerc ist durch sie zur Berühmtheit gelangt. Wir geben hier ein solches Spiel nach Alfred de Musset, das als ein Muster eines pikanten Sichgehenlassens gelten kann. In Gesellschaften, welche zwei Mitglieder zählen, die in eine gewöhnliche Konversation geistreiche Accente zu bringen wissen und mit dem leichten Benehmen des guten Tons, Würde und Anstand verbinden, könnte diese Scene gut dargestellt werden und eine viertel Stunde angenehm unterhalten.

Der Graf. Die Baronin.

Der Graf.

Ich weiß nicht, wann ich meine Vergeßlichkeit ablegen werde. Es ist mir unmöglich, mir den Tag zu merken, an welchem Sie Gesellschaft sehen; und jedesmal wenn mir die Lust anwandelt, Sie zu besuchen, ist es gewiß ein Dienstag —

Die Baronin.

Haben Sie mir etwas mitzutheilen?

Der Graf.

Nein, das nicht; doch wenn es wäre, so könnte ich es nicht; es ist ja ein Zufall, wenn man Sie allein findet. In einer Viertelstunde werden Sie von einem Schwarm sogenannter vertrauter Freunde und Freundinnen umlagert seyn, und ich werde mich dann gewiß aus dem Staube machen —

Die Baronin.

Es ist heute mein Tag; ich weiß aber wahrhaftig nicht eigentlich warum es so ist; es ist eine Mode, die jedoch wohlbegründet scheint. Unsere Eltern hatten ihre Thüre stets geöffnet; die gute Gesellschaft war nicht zahlreich und beschränkte sich für jeden Kreis auf eine Handvoll von langweiligen Personen, die man allenfalls ertragen konnte. Wir sind in die Masse gerathen; sobald man empfängt, muß man die ganze Stadt empfangen, und die ganze Stadt begreift, zur Zeit in der wir leben, gar mancherlei Elemente in sich. Man glaubt nicht mehr in seinem Hause zu seyn; man ist auf offener Straße. Da mußte denn eine Auskunft gefunden werden, und dieß führte die bestimmten Tage herbei. Dieß ist das einzige Mittel,

ſich ſo ſelten als möglich zu ſehen, und wenn man nun ſagt: die Dienſtage bin ich zu Hauſe, ſo heißt das ſo viel als: an den übrigen Tagen laßt mich in Ruhe.

Der Graf.

So iſt mein Unrecht nur deſto größer, da Sie mir erlauben, Sie auch außerdem zu beſuchen —

Die Baronin.

Thun Sie mir einſtweilen den Gefallen, ſich hierher zu ſetzen. Sind Sie bei Laune, ſo plaudern Sie; wo nicht, ſo wärmen Sie ſich. Ich glaube nicht, daß heute Viele kommen werden; Sie ſollen mein kleines Schattenſpiel an der Wand vorübergaukeln ſehen. Allein, was iſt Ihnen? Sie ſcheinen —

Der Graf.

Was?

Die Baronin.

Zu meiner Ehre, mag ich es nicht ſagen —

Der Graf.

Ich will es Ihnen nur geſtehen; ehe ich herging, war ich ein wenig —

Die Baronin.

Was? wenn ich fragen darf —

Der Graf.

Sie werden böſe, wenn ich es Ihnen ſage —

Die Baronin.

Da ich dieſen Abend hübſch ſeyn will, ſo werde ich mich über nichts ärgern.

Der Graf.

Alſo; ich war ein wenig verdrießlich. Ich weiß nicht, was es war; es iſt ſo ein Modeübel, wie die Geſellſchaftsabende. Ich bin ſeit Mittag in einer wahren Verzweiflung; ich habe vier Beſuche gemacht, ohne Jemand anzutreffen. Ich ſollte bei einem Freunde eſſen, und habe mich ohne Grund entſchuldigen laſſen. Dieſen Abend iſt kein Theater. Ich ging bei dem kalten Wetter aus und begegnete nur rothen Naſen und violetten Geſichtern. Ich weiß nichts anzufangen und bin ſo einfältig wie das Feuilleton der *Zeitung —

Die Baronin.

Mir geht es nicht beſſer. Ich langweile mich tödtlich. Nur das Wetter iſt ſchuld daran — gewiß nichts Anderes —

Der Graf.

Die Kälte iſt abſcheulich; der Winter iſt eine Krankheit. Müßiggänger und Pflaſtertreter ſehen den blauen Himmel, und wenn ein recht trockener Wind ihnen um die Ohren bläſt, ſo nennen ſie Das ſchönes Froſtwetter. Es iſt, als ob Jemand von einer ſchönen Bruſtentzündung ſprechen wollte. Ich danke für ſolche Schönheiten.

Die Baronin.

Ich bin ganz Ihrer Meinung. Uebrigens glaube ich, daß meine üble Laune nicht ſowohl von der Kälte der äußern Luft herrührt, als von der Kälte, welche die Menſchen ausſtrömen. Ach, lieber Graf, ſollten wir ſchon alt werden? Ich beginne mein dreißigſtes Jahr und verliere ſchon das Talent zu leben —

Der Graf.

Ich habe dieß Talent nie beſeſſen; allein was mich faſt erſchreckt, iſt, daß ich es jetzt erſt zu entbehren anfange. Indem man älter wird, ſoll man nach dem Naturgeſetz entweder dumm oder ein fader Geck werden, und ich habe eine entſetzliche Furcht davor, daß ich als Weiſer ſterben werde —

Die Baronin.

Legen Sie Holz in den Ofen; das Geſpräch macht kalt —

(Man hört draußen klingeln.)

Der Graf.

Aha; da beginnt die Prozeſſion —

Die Baronin.

Wir wollen ſehen, wer der Fahnenträger iſt. Auf jeden Fall bleiben Sie —

Der Graf.

Nein, ich gehe —

Die Baronin.

Wohin?

Der Graf.

Weiß ich's? (Er ſteht auf und öffnet die Thüre.) Adieu, gnädige Frau, alſo auf Donnerſtag Abend —

Die Baronin.

Weßhalb denn Donnerſtag?

Der Graf.

(Immer in der offenen Thüre, den Drücker in der Hand.) Sind Sie da nicht in Ihrer Loge? Ich werde Ihnen dort einen Beſuch abſtatten.

Die Baronin.

Ich kann Sie dort nicht brauchen; Sie ſind wirklich zu trübſelig. Herr von Tellheim wird mich begleiten —

Der Graf.

Herr von Tellheim? deſſen Gut an das Ihrige ſtößt?

Die Baronin.

Ja; er hat mir ſein Heu mit einem großen Aufwande von Galanterie verkauft, und ich muß ihm ſeine Artigkeit zurückgeben.

Der Graf.

Es iſt der langweiligſte Menſch unter der Sonne; man ſollte ihn mit ſeiner Waare füttern. Apropos! wiſſen Sie was die Leute ſagen?

Die Baronin.

Nein. Aber Niemand kommt; wer mag denn wohl geſchellt haben?

Der Graf.

(Durch's Fenſter ſehend.) Niemand; ein Mädchen mit einer Schachtel oder ſo etwas; eine Wäſcherin. Sie ſteht unten und ſpricht mit Ihren Leuten.

Die Baronin.

Oder ſo etwas! Sie drücken ſich ſehr höflich aus. Es iſt meine Haube. Alſo — was ſagt man von mir und Herrn von Tellheim? Aber ſo machen Sie doch die Thüre zu; es zieht ja ganz fürchterlich —

Der Graf.

(Macht die Thüre zu.) Man ſagt, Sie würden ſich bald wieder verheirathen; Herr von Tellheim beſäße eine Million und er beſuchte Sie oft —

Die Baronin.

Wirklich? und weiter nichts? und das ſagen Sie mir ſo geradezu wieder?

Der Graf.

Ich ſage es Ihnen, weil ich es gehört habe —

Die Baronin.

Ein ſchöner Grund. Erzähle ich Ihnen auch Alles, was die Leute von Ihnen ſagen?

Der Graf.

Von mir? Was könnte man wohl ſagen, was ich nicht hören dürfte?

Die Baronin.

Sie ſehen freilich, daß man Alles anhören kann, da Sie mir ſo eben hinterbrachten, daß ich auf dem Punkte ſtehe, mich mit Herrn von Tellheim zu verloben. Was man von Ihnen ſagt, iſt mindeſtens eben ſo viel, denn es ſcheint unglücklicher Weiſe wahr zu ſeyn.

Der Graf.

Und was iſt es? Sie erſchrecken mich faſt —

Die Baronin.

Ein Beweis mehr für meine Annahme.

Der Graf.

Ich bitte, ſagen Sie es mir —

Die Baronin.

O nicht doch, das geht mich nichts an.

Der Graf.

(Setzt ſich wieder neben die Baronin.) Ich bitte, gnädige Frau, ich erbitte mir's als eine Gnade. Sie ſind die einzige Perſon auf der Welt, an deren Urtheil mir noch etwas liegt —

Die Baronin.

Eine von den Vielen, wollten Sie ſagen —

Der Graf.

Nein, meine Gnädige, die einzige Perſon, deren Achtung, deren Neigung, deren —

Die Baronin.

Ach Gott, das ſind Phraſen —

Der Graf.

Keineswegs. Wenn Sie das nicht ſchon lange merkten, ſo iſt's daß Sie es nicht merken wollten —

Die Baronin.

Merken? was?

Der Graf.

Nun, das verſteht ſich ja von ſelbſt —

Die Baronin.

Ich verſtehe nicht immer was man mir ſagt, und verſtehe nichts von ſelbſt —

Der Graf.

Sie ſpotten über Alles; aber ernſtlich, ſollte es möglich ſeyn, daß Sie ſeit einem Jahre, während ich Sie faſt täglich ſah, ſo ſchön, ſo geiſtreich, ſo anmuthig, ſo verſtändig —

Die Baronin.

Aber, mein Himmel, das iſt ja viel ärger als eine Phraſe — Sie machen mir da eine Erklärung! — Vor allen Dingen ſagen Sie mir, ſoll es eine wirkliche Erklärung, oder eine Art von Neujahrsbekomplimentirung werden?

Der Graf.

Und wär's eine Erklärung?

Die Baronin.

Ich würde ſie mir zu dieſer Stunde verbitten. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich noch tanzen will, und da werde ich wohl noch eine zu hören bekommen. Allein mein Geſundheitszuſtand erlaubt mir ſo etwas nicht zweimal an einem Tage —

Der Graf.

Sie bringen Einen wahrhaftig zur Ver-

zweiflung, und ich will mich recht freuen, wenn Ihr Stündlein auch einmal schlagen wird —

Die Baronin.

Darauf freue ich mich auch. Ich schwöre, daß ich Augenblicke habe, wo ich große Summen für einen kleinen dépit geben möchte. Solch einen Moment hatte ich eben erst beim Frisiren. Ich stieß Seufzer aus, daß mir das Herz erbebte, und warum? weil ich an gar nichts dabei dachte —

Der Graf.

Nur zu! nur zu! So erreichen Sie Ihren Zweck —

Die Baronin.

Vielleicht; wir Alle sind sterblich.

Der Graf.

Sie wollen nicht, daß man Ihnen den Hof mache —

Die Baronin.

Nein; ich besitze sehr viel Bonhommie; allein das wäre mir ganz unerträglich. Sagen Sie mir, Sie besitzen denn doch auch Vernunft, was heißt das: einer Frau den Hof machen?

Der Graf.

Das bedeutet: daß die Frau uns gefällt und daß wir erfreut sind, es ihr sagen zu können.

Die Baronin.

Gut. Aber will Euch denn diese Frau gefallen? Sie finden mich zum Beispiel, schön — das heißt, ich nehme es an — und es unterhält Sie, mir es zu sagen. Nun? und was weiter? Was folgt daraus? Ist dieß ein Grund für mich, Sie zu lieben? Ich glaube doch, daß mir Jemand nicht deßhalb gefallen soll, weil ich hübsch bin. Was gewinnt der Andere mit seinen Komplimenten? O, es ist vortrefflich, daß man, um geliebt zu werden, sich vor eine Frau hinstellt mit dem Glas am Auge, sie von Kopf zu Füßen betrachtet, wie die Puppe an dem Fenster einer Modehändlerin, und ihr sehr zierlich erklärt: Madame, ich finde Sie ganz köstlich! Kommen nun noch einige fade Redensarten hinzu, eine Tour beim Tanzen und ein Glas Gefrorenes darnach, so heißt das: einer Dame den Hof machen. O pfui! wie kann ein Mann von Geist an solchen Fadheiten Geschmack finden! Ich werde ganz zornig, wenn ich nur daran denke —

Der Graf.

Da seh' ich nichts, worüber man zornig werden könnte.

Die Baronin.

Wahrhaftig! Man müßte doch bei einer Frau einen recht leeren Kopf und eine große Dosis Eitelkeit voraussetzen, um sich einzubilden, daß man ihr mit solchen Dingen Vergnügen macht. Glauben Sie, daß es sehr unterhaltend sei, das Leben unter einer Sündflut von Fadheiten hinzubringen, und vom Morgen bis Abend die Ohren voll Possen zu haben? Ich glaube, wenn ich ein Mann wäre und eine hübsche Frau erblickte, so würde ich zu mir selbst sagen: das ist ein armes Geschöpf, welches von Komplimenten ganz erdrückt ist; ich will sie damit verschonen, und wenn es mir in den Sinn käme, ihr zu gefallen, so würde ich ihr die Ehre erzeigen, ihr von etwas Anderm vorzuplaudern, als von ihrem unglückseligen Gesicht. Aber nein! immer: „ach, wie schön sind Sie!“ und dann wieder: „Sie sind sehr schön!“ und endlich noch einmal: „Zum Entzücken!“ Guter Gott, das weiß man ja schon. Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen? Ihr Herren nach der Mode kommt mir vor wie jene dragées aus Zucker und Puder —

Der Graf.

Madame, Sie sind allerliebst; nehmen Sie das wie Sie wollen.

(Man hört klingeln.)

Man schellt schon wieder, Adieu, ich flüchte!

(Er steht auf und öffnet die Thüre.)

Die Baronin.

So warten Sie doch — ich wollte Ihnen noch etwas sagen — ich weiß nicht mehr, was es war — Ah! richtig! gehen Sie vielleicht zufällig heute bei Foſſin vorüber?

Der Graf.

Nicht zufällig, gnädige Frau, da ich Ihnen einen Dienst erzeigen kann —

Die Baronin.

Wieder ein Kompliment! Mein Gott, wie Sie mich damit langweilen! Ich habe meinen Ring zerbrochen; ich könnte ihn nun wohl geradezu hinschicken, allein es muß etwas dabei erklärt werden. (Sie zieht den Ring vom Finger.) Sehen Sie, hier am Stein ist eine kleine Spitze, nicht wahr? Hier an der Seite ging er auf; nun habe ich ihn diesen Morgen,

ich weiß nicht wie, verdorben, die Feder ſpringt nicht mehr auf —

Der Graf.

Sagen Sie doch, meine Gnädigſte, ohne Unbeſcheidenheit, es waren Haare darin?

Die Baronin.

Nun, und wenn? Warum lachen Sie?

Der Graf.

Ich lache nicht im Geringſten —

Die Baronin.

Das iſt ſtark. Es waren Haare meines Mannes. — Aber es kommt Niemand. Wer hatte denn wohl wieder geſchellt?

Der Graf.

(Zum Fenſter hinausſehend.)

Wieder ein kleines Mädchen. Wahrſcheinlich noch eine Haube. Doch bei alle dem ſind Sie mir ein Geſtändniß zu machen ſchuldig.

Die Baronin.

So machen Sie doch die Thüre zu, ich friere zu Eis.

Der Graf.

Ich gehe ſchon. Aber Sie verſprechen mir zu ſagen, was man Ihnen von mir erzählt hat; nicht wahr?

Die Baronin.

Kommen Sie heut Abend auf den Ball, wir wollen plaudern —

Der Graf.

Ja, auf dem Ball und plaudern! Hübſch gewählt zur Konverſation; mit obligatem Orcheſter und Geklapper von Gläſern und Taſſen. Hier tritt uns Einer auf den Fuß, dort ſtößt uns ein Anderer in die Seite, während ein ſich durchdrängender Bedienter uns ein Glas Glühwein über den Leib gießt. Nun frage ich, ob es da möglich iſt —

Die Baronin.

Wollen Sie fortgehen oder hier bleiben? Ich ſagte Ihnen ſchon, daß ich mich erkälte. Wer verjagt Sie denn, da Niemand kommt?

Der Graf.

(Schließt die Thüre und ſetzt ſich wieder.)

Weil ich, wider Willen, ſo übler Laune bin, daß ich in der That glaube, Ihnen läſtig zu fallen. Ich muß wirklich es aufgeben, Sie zu beſuchen —

Die Baronin.

Schön; und weßhalb?

Der Graf.

Ich weiß es nicht; aber ich langweile Sie; Sie ſelbſt ſagten es mir vorhin, und ich fühle es auch. Da habe ich aber ſtets das Hotel vor Augen; ich kann nicht ausgehen, ohne nach ihren Fenſtern zu ſchauen, und maſchinenmäßig trete ich in Ihr Haus, ohne daran zu denken —

Die Baronin.

Wenn ich Ihnen ſagte, daß Sie mich heute langweilen, ſo iſt es doch nicht immer der Fall. Aufrichtig, es thäte mir leid, wenn Sie wegblieben; es freut mich, Sie zu ſehen —

Der Graf.

Es freut Sie? Gewiß nicht. Wiſſen Sie, was ich vorhabe? Ich will wieder nach Italien reiſen —

Die Baronin.

Und was wird die Mamſell dazu ſagen?

Der Graf.

Welche Mamſell, wenn ich fragen darf?

Die Baronin.

Die Mamſell So und So, die Mamſell, welche Sie protegiren. Weiß ich, wie die Tänzerinnen heißen?

Der Graf.

Das war alſo das, was man Ihnen von mir ſagte?

Die Baronin.

Das war es. Und können Sie läugnen?

Der Graf.

Es iſt ein albernes Mährchen —

Die Baronin.

Das Aergerliche dabei iſt nur, daß man Sie deutlich in einer Loge geſehen hat, neben einem gewiſſen Roſahut, mit Blumen, Blumen wie ſie nur in der Oper oder beim Ballet blühen! Sie protegiren die Choriſtinnen, das weiß alle Welt —

Der Graf.

Gerade ſo wie Ihre Verbindung mit Herrn von Tellheim.

Die Baronin.

Auch das noch? Und warum nicht? Herr von Tellheim iſt ein rechtlicher Mann; er beſitzt ein ſehr großes Vermögen; ſeine Jahre, obgleich ſie ſchon an die ehrwürdigen gränzen, ſind doch gerade recht für einen Ehemann. Ich bin Wittwe, er iſt unverheirathet; er ſieht ſehr gut aus, wenn er Handſchuhe an hat —

Der Graf.

Und eine Schlafhaube; die muß ihm gut ſtehen.

Die Baronin.

Wollen Sie wohl ſchweigen? Spricht man ſo von den Leuten? Wahrſcheinlich lernen Sie von gewiſſen Mamſellen dieſe hübſche Manieren.

Der Graf.

(Steht auf und nimmt ſeinen Hut.)

Gnädige Frau, leben Sie wohl! Ich würde ſonſt noch mit einer Dummheit heraus platzen.

Die Baronin.

Welch ein Uebermaß von Delikateſſe.

Der Graf.

Nein — aber in der That — Sie ſind zu grauſam. Iſt es nicht genug, mir zu verbieten, Sie zu lieben! und nun ſogar mich noch zu beſchuldigen, daß ich eine Andere liebe?

Die Baronin.

Immer beſſer. Wie tragiſch! Ich hätte Ihnen verboten, mich zu lieben?

Der Graf.

Gewiß; es Ihnen zu ſagen wenigſtens —

Die Baronin.

Nun wohlan, ſo erlaube ich es Ihnen; hören wir einmal, wie beredt Sie ſind —

Der Graf.

Wenn Sie im Ernſte ſprächen?

Die Baronin.

Was liegt daran? Wenn ich's nur erlaube —

Der Graf.

Weil Jemand — wenn gleich mit lachender Miene — doch einige Gefahr dabei laufen könnte —

Die Baronin.

Ei, wirklich! über die große Gefahr! —

Der Graf.

Doch, gnädige Frau. Die Gefahr wäre nämlich nur für mich dabei —

Die Baronin.

Wer ſich fürchtet, muß nicht den Tapfern ſpielen wollen. Nun, wohlan denn! Sie ſchweigen? Sie drohen, ich ſtelle mich und Sie ſchweigen? Ich glaubte, daß Sie ſich wenigſtens mir zu Füßen ſtürzen würden, wie Rodrigo, oder wie Herr von Tellheim in eigener Perſon. Er hätte es ſchon gethan an Ihrer Stelle.

Der Graf.

Es macht Ihnen doch ſtets Vergnügen, die armen Leute zu necken —

Die Baronin.

Sie ſind wahrſcheinlich überraſcht, zu ſehen, daß man Ihnen die Spitze bieten kann?

Der Graf.

Sehen Sie ſich vor; ſind Sie gleich tapfer, ſo war ich doch einmal Huſar, und wahrlich, gnädige Frau, ich habe noch gar nicht lange meinen Abſchied.

Die Baronin.

Wirklich? Nun gut; eine Erklärung von einem Huſaren, das muß komiſch klingen. So etwas iſt mir noch im Leben nicht vorgekommen. Soll ich mein Kammermädchen rufen? Ich glaube, ſie wird im Stande ſeyn, Ihnen zu antworten. Sie ſollen mir eine Scene aufführen.

(Man hört ſchellen.)

Der Graf.

Schon wieder das Geklingel! Adieu, gnädige Frau. Ich ſchenke es Ihnen jedoch nicht, wir ſprechen weiter davon —

Die Baronin.

Ich ſtelle mich Ihnen zu jeder Zeit. Aber welch ein Sturm erhebt ſich!

Der Graf.

Angenehmes Wetter! Regen, Schnee und Hagel, Alles durch einander. Ich glaube, man hat Ihnen eine dritte Haube gebracht — wenn nur kein Schnupfen darin iſt —

Die Baronin.

Es iſt fürchterlich! Donnert es, mitten im Januar?

Der Graf.

Nein, es iſt nur ein Orkan, ſo eine Art von Windhoſe, die vorüber zieht —

Die Baronin.

Und Sie immer in der offenen Thüre; ſo machen Sie ſie doch zu. Sie können ja wahrhaftig jetzt nicht fortgehen, Wie nur mit einem Male ſolch ein Wetter losbrechen konnte!

Der Graf.

Gnädige Frau, es iſt der Zorn des Himmels, der es auf die Glasſcheiben, die Regenſchirme und die Schornſteine abgeſehen hat —

Die Baronin.

Und meine armen Pferde, die gerade unterwegs ſind —

Der Graf.

Für die hat's keine Gefahr, wenn ihnen nichts auf den Kopf fällt —

Die Baronin.

Sie ſpotten auch noch. Ich liebe ſehr die Reinlichkeit und mag ſelbſt meine Pferde nicht ſchmutzig werden laſſen. Aber es iſt unerklärlich; ſo eben war's noch das ſchönſte Wetter.

Der Graf.

Darauf können Sie nun wohl mit Beſtimmtheit rechnen, daß heute kein Menſch kommen wird. Das iſt alſo ein Tag weniger unter Ihren Tagen.

Die Baronin.

Doch nicht, da Sie gekommen ſind. So legen Sie doch aber Ihren Hut ab; es beunruhigt mich —

Der Graf.

Ein Kompliment! Nehmen Sie ſich in Acht. Da Sie eben ſagten, daß Sie die Komplimente haſſen, ſo könnte man auf den Gedanken kommen, die Ihrigen für Wahrheit zu nehmen —

Die Baronin.

Nun ja, was ich ſage, iſt die Wahrheit: Ihre Beſuche ſind mir ſtets angenehm —

Der Graf.

(Setzt ſich wieder.)

So erlauben Sie mir auch, daß ich Sie lieben darf —

Die Baronin.

Auch das; es iſt mir recht; ich verbiete es Ihnen keinen Augenblick —

Der Graf.

So darf ich Ihnen auch davon ſprechen —

Die Baronin.

Als Huſar — nicht wahr?

Der Graf.

Nein, gnädige Frau; wenn es mir auch vielleicht an Sentimentalität gebricht, ſo beſitze ich doch Verſtand genug, um zu wiſſen, welche Achtung ich Ihnen ſchuldig bin. Aber ich glaube, das Recht zu haben, ohne daß es eine Perſon, die man achtet, beleidigen könnte —

Die Baronin.

Zu warten, bis daß der Regen aufgehört hat, nicht wahr? Sie ſind vor wenigen Augenblicken hieher gekommen, ohne zu wiſſen weßhalb; ſo geſtanden Sie ſelbſt. Sie langweilten ſich, wußten nicht, was Sie anfangen ſollten, ſie konnten ſogar für ein wenig unausſtehlich gelten. Würden Sie irgend Jemand außer mir hier gefunden haben, den Erſten den Beſten, ſo ſprächen Sie zur Stunde gewiß über Literatur oder über Eiſenbahnen; dann würden Sie Ihre gewöhnliche Abendgeſellſchaft ſuchen. Weil Sie mich nun aber allein angetroffen haben, ſo glauben Sie ſich verpflichtet — ja verpflichtet — zu Ihrer eigenen Ehre, mir den Hof zu machen, auf jene gleichmäßige und unerträgliche Weiſe, ſo lächerlich, ſo vergeblich, ſo altmodiſch. Habe ich dieß nun aber veranlaßt? Was that ich? Käme ein Beſuch herein, ſo würden Sie vielleicht geiſtreich ſeyn; da ich jedoch allein bin, ſo ſind Sie von einer Alltäglichkeit zum Davonlaufen. Hörte ich Ihnen ruhig zu, ſo wäre Ihre Erklärung da, und Sie ſagten mir Ihre Liebe wie eine Lektion auf. Wiſſen Sie, wie die Männer in ſolchem Falle mir vorkommen? Wie jene armen, ausgepfiffenen Autoren, die ſtets ein Manuſcript in der Taſche haben, irgend ein ungedrucktes und nicht aufführbares Trauerſpiel, und die es hervorziehen, ſo bald ſie uns eine Viertelſtunde allein haben, um uns damit umzubringen —

Der Graf.

Wohlan! darauf wage ich's! Ich liebe Sie —

Die Baronin.

Sie lieben mich nicht mehr als der Sultan zu Konſtantinopel —

Der Graf.

Das iſt ſtark. Hören Sie mich nur einen Augenblick an, und wenn Sie dann nicht von meiner Aufrichtigkeit überzeugt werden —

Die Baronin.

Nein, ich will nichts hören! Mein Gott, glauben Sie nicht, daß ich Alles im Voraus weiß, was Sie mir ſagen könnten? Ich hege die beſte Meinung von Ihren Studien; glauben Sie, daß ich nichts geleſen habe? Sehen Sie, ich kannte einen Mann, der — ich weiß nicht wo — eine Sammlung von fünfzig Briefen gekauft hatte. Sie waren gut abgefaßt, ſehr ſauber geſchrieben — es waren Liebesbriefe, wohlverſtanden! Dieſe fünfzig Briefe waren ſo verfaßt, daß ſie eine Art von kleinem Roman bildeten, in dem allen Situationen vorgeſehen war. Sie enthielten Erklärungen, Verſöhnungen, Geſtändniſſe, Hoffnungen, Ausbrüche der Verzweiflung, Uebergänge zu bloßen Freundſchaftsgefühlen, Eiferſüchteleien, Brumm- und Schmollmomente, ſelbſt Empfindungen bei ſchlechtem Wetter, gerade wie heute. Ich

habe die Briefe geleſen. Der Verfaſſer gab in einer Art von Vorrede an, ſie zu eigenem Gebrauche geſchrieben zu haben, und daß er ſie nie bei einer Frau in Anwendung gebracht, die es länger als bis zu Numero drei und dreißig ausgehalten hätte. Nun, ſehen Sie mich an, ich habe bis Numero fünfzig Widerſtand geleiſtet; jetzt aber begreifen Sie wohl, daß ich auch Studien gemacht habe, und daß Sie ſich vergebens mit dem Gedanken ſchmeicheln, mich etwas Neues zu lehren —

Der Graf.

Sie ſind recht blaſirt, meine Gnädigſte —

Die Baronin.

Beleidigungen? das iſt mir lieber; das iſt nicht ſo fade wie Ihre Zuckerwaare —

Der Graf.

Ja, wirklich, Sie ſind recht blaſirt —

Die Baronin.

Meinen Sie? Ich glaube doch nicht.

Der Graf.

Wie eine alte Engländerin, die vierzehn Kinder hat —

Die Baronin.

So bilden Sie ſich denn ein, daß eine tiefe Wiſſenſchaft dazu gehöre, Euch Alle auswendig zu wiſſen? Aber man braucht ja deßhalb gar nicht zu ſtudiren, man darf Euch ja nur den Willen laſſen. Das iſt in der That eine ſehr einfache Berechnung. Männer, die unſere Ohren verſchonen und nicht in Süßigkeit verſchwimmen, ſind ſehr ſelten. Die aber, welche lügen, in der Abſicht uns zu gefallen, ſehen ſich ſo ähnlich wie die Kapuziner. Zum Glück für uns hat der Himmel Euch nicht einen ſehr reichen Wörterſchatz zu Gebote geſtellt. Ihr ſingt Alle, ſo zu ſagen, nur ein Lied, ſo daß ſchon der einzige Umſtand, immer dieſelben Phraſen zu hören, die Wiederholung der nämlichen Worte, der nämlichen, wohlzubereiteten Geſten, derſelben zärtlichen Blicke, das ſtets gleiche Schauſpiel verſchiedener Figuren, die an und für ſich zwar recht ordentlich ſeyn können, allein in dieſen trübſeligen Momenten ſtets eine demüthige Siegermiene annehmen, das rettet uns durch Lachen, oder auch einfach durch die Langeweile. Hätte ich eine Tochter, und wollte ich ſie vor jenen Unternehmungen bewahren, die man als gefährlich bezeichnet, ſo würde ich wahrhaftig ihr nicht verbieten, die Schäferlitaneien ihrer Tänzer anzuhören. Ich würde vielmehr alſo ſprechen: Höre nicht Einen, ſondern höre ſie Alle an; ſchließe nicht das Buch und lege kein Zeichen hinein; laſſe es offen und lies es zu Ende; die Herren mögen Dir ihre kleinen Schwänke vortragen. Wenn Dir unglücklicher Weiſe einer gefiele, ſo erſchrick nicht darüber, ſondern warte nur ein Weilchen; es wird bald ein Anderer kommen, der eben ſo ſeyn wird und der Dir alle Beide verleidet. Du biſt fünfzehn Jahre alt, nehme ich an, je nun! das wird bis dreißig ſo fortgehen und immer ſich gleich bleiben. Dieß iſt meine Geſchichte und Wiſſenſchaft; nennen Sie das noch Blaſirtheit?

Der Graf.

Es wäre entſetzlich, wenn ſich Alles ſo verhielte, wie Sie ſagen; allein es ſcheint mir ſo übertrieben, daß es wohl erlaubt ſeyn dürfte, daran zu zweifeln —

Die Baronin.

Was liegt mir daran, ob Sie glauben oder zweifeln?

Der Graf.

Das iſt prächtig! Wie? In Ihren Jahren ſprechen Sie ſo verächtlich von der Liebe? In den Worten eines Mannes, der Sie liebt, ſehen Sie nichts als ein Alltagsdrama? Seine Blicke, ſein Benehmen, ſeine Gefühle, erſcheinen Ihnen wie ein Luſtſpiel? Sie pikiren ſich, wahr zu ſeyn, und wollen nur Lüge in den Andern ſehen? Aber wo lebten Sie denn, gnädige Frau, und wo haben Sie ſolche Maximen geſchöpft?

Die Baronin.

Die Maximen beſitze ich ſchon lange, Herr Nachbar —

Der Graf.

Ja von der Amme her; es ſind Ammenmährchen. Die Frauen bilden ſich ein, Alles zu kennen, und kennen eigentlich nichts. Ich frage Sie, welche Erfahrung können Sie haben? Es geht Ihnen, wie jenem Reiſenden, der in ſeinem Wirthshauſe eine rothköpfige Magd antraf und in ſein Tagebuch ſchrieb: die Frauen in dieſem Lande haben rothe Haare —

Die Baronin.

Ich hatte Sie gebeten, etwas Holz in den Ofen zu legen —

Der Graf.

(thut es)

Die Sprödе zu ſpielen, das begreift ſich

leicht; immer Nein zu ſagen, ſich die Ohren verſtopfen, die Liebe verſchmähen, Alles das iſt möglich; allein ſie geradezu wegläugnen wollen, iſt ein Scherz. Sie entmuthigen einen armen Teufel mit den Worten: Ich weiß ſchon, was Sie mir ſagen wollen. Allein hat er nicht vollkommen recht, Ihnen zu antworten: Ja, Madame, Sie wiſſen es vielleicht; und auch ich weiß, was man ſagt, wenn man liebt, aber ich vergeſſe es, wenn ich mit Ihnen ſpreche. Nichts Neues unter der Sonne. Nun frage ich aber, was das beweiſen ſoll?

Die Baronin.

Sie ſprechen mindeſtens ſehr gut; faſt wie ein Buch.

Der Graf.

Ja, ich glaube es; und ich verſichere Sie, wenn Sie wirklich ſo ſind, wie Sie ſcheinen wollen, ſo muß ich Sie von ganzem Herzen bedauern —

Die Baronin.

Wie es Ihnen beliebt; thun Sie, als ob Sie zu Hauſe wären.

Der Graf.

Ich ſehe nichts in meinen Worten, was Sie verletzen könnte. Haben Sie das Recht, uns anzugreifen, ſo ſteht es uns wohl zu, uns zu vertheidigen. Vergleichen Sie uns mit ausgepfiffenen Autoren, welch ein Vorwurf liegt wohl für uns darin? Iſt die Liebe eine Komödie —

Die Baronin.

Das Feuer brennt nicht; Sie haben das Holz nicht recht gelegt —

Der Graf.

(legt das Holz zurecht)

Iſt die Liebe eine Komödie, ſo iſt dieſe, alt wie die Welt, ausgepfiffen oder beklatſcht, immer noch die beſte, die je geſpielt wurde. Die Rollen ſind abgeſpielt, das geſteh' ich zu, allein wenn das Stück nichts taugte, ſo würde es die Welt nicht auswendig wiſſen; aber ich irre mich, die Komödie iſt nicht alt. Seit wann heißt denn das Unſterbliche alt?

Die Baronin.

Mein Herr, Sie werden jetzt poetiſch.

Der Graf.

Ganz und gar nicht; allein dieſe Albernheiten und Gemeinplätze, die Sie ärgern, dieſe Komplimente und Erklärungen, das Geſchwätze, Alles das ſind ſehr gute, alte Dinge, manchmal ein wenig ermüdend, auch wohl zu Zeiten lächerlich, allein etwas Anderes herbeiführend, was ewig jung bleibt.

Die Baronin.

Sie werden unverſtändlich. Was iſt alt und was iſt immer jung?

Der Graf.

Die Liebe.

Die Baronin.

Mein Herr, Sie werden eloquent —

Der Graf.

O, mit nichten! Ich will damit nur ſagen: daß die Liebe unſterbliche Jugend beſitzt, allein daß die Art und Weiſe, ſie auszudrücken, ewig dieſelbe, ewig alt bleibt. Abgenützte Formen, Redensarten, Romanfragmente, die aus der Seele kommen, man weiß nicht wie, Alles in Allem, iſt wie ein Gefolge von alten Kammerherren, alten Diplomaten, alten Miniſtern, die im Vorzimmer des Königs ihr Geſchwätz führen; Alles das verſchwindet aber und nur der König bleibt. Die Liebe iſt todt, es lebe die Liebe!

Die Baronin.

Die Liebe?

Der Graf.

Die Liebe. Und wenn man ſich auch nur —

Die Baronin.

Geben Sie mir —

Der Graf.

Was?

Die Baronin.

Den Fächer; Ihr Feuer macht mich noch blind —

Der Graf.

(gibt der Baronin den Fächer)

Und wenn man ſich auch nur einbildete zu lieben! Wäre das nicht eine ſehr angenehme Selbſttäuſchung?

Die Baronin.

Ich ſagte Ihnen ſchon, immer daſſelbe —

Der Graf.

Immer daſſelbe und doch ſtets neu. Was ſoll man denn dabei erfinden? Wahrhaftig, man müßte Sie auf hebräiſch lieben! Jene Venus dort auf der Uhr, iſt auch immer dieſelbe; iſt ſie deßhalb wohl weniger ſchön? Und wenn Sie Ihrer Großmutter ähnlich ſehen, ſind Sie deßhalb etwa minder hübſch?

Die Baronin.

Nun ſind Sie im Zuge! Reichen Sie mir das Kiſſen, welches dort neben Ihnen liegt —

Der Graf.

(steht auf, nimmt das Kissen und hält es in der Hand)

Jene Venus ist geschaffen um schön zu seyn und bewundert zu werden; ist das langweilig? Wenn die schöne Statue, die man in Griechenland gefunden hat, jemals nach einem lebenden Originale gemeißelt wurde, so hat dieses gewiß mehr Liebhaber gehabt, als recht war, und es hat sich gewiß nach Herzenslust lieben lassen —

Die Baronin.

Nun schweifen Sie in das mythologische Gebiet —

Der Graf.

(immer noch das Kissen in der Hand)

Keineswegs; allein ich kann nicht sagen, wie diese Gleichgültigkeit nach der Mode, diese spöttelnde und wegwerfende Kälte, diese Miene der Erfahrung, die Alles auf nichts reduzirt, mich bei einer jungen Frau betrüben kann. Sie sind nicht die Erste, die ich von dieser Seite kennen lerne; das ist eine Krankheit, die in den Salons heimisch ist; man wendet sich ab und gähnt — wie Sie eben jetzt thun — man sagt, man wolle nicht von Liebe sprechen hören. Warum schmücken Sie sich dann aber? was soll der Federhut auf Ihrem Kopfe?

Die Baronin.

Und was soll dieß Kissen in Ihrer Hand? Ich bat Sie, mir es unter die Füße zu legen.

Der Graf.

Nun, da liegt es und ich auch; ich will Ihnen dennoch eine Erklärung machen, so alt wie Methusalem und so dumm wie — wie — mir fällt nicht gleich ein, wie dumm — kurz, ich bin wüthend auf Sie —

(er legt das Kissen auf die Erde und kniet darauf).

Die Baronin.

Wollen Sie wohl so gütig seyn, aufzustehen?

Der Graf.

Nein; erst müssen Sie mich hören.

Die Baronin.

Sie wollen nicht aufstehen?

Der Graf.

Nicht eher, bis Sie mich gehört haben —

Die Baronin.

So erlauben Sie wohl, daß ich mich entferne —

(sie steht auf und öffnet die Thür)

Der Graf.

(immer auf den Knien)

Um des Himmels willen, das wäre zu grausam! Ich werde wahnsinnig, ich muß verzweifeln —

Die Baronin.

Das werden Sie in Ihrer Abendgesellschaft vergessen —

Der Graf.

(wie oben)

Nein, auf Ehre, ich spreche aus dem Grunde meiner Seele! Ich will Ihnen Recht geben, wenn Sie es so wollen, daß ich ohne Absicht zu Ihnen gekommen bin; ich dachte nur Ihnen im Vorbeigehen einen Besuch abzustatten, wie Sie daraus schon entnehmen können, daß ich diese Thüre dreimal geöffnet habe, um fortzugehen, und die zu schließen ich Sie nunmehr recht inständig bitte. Das Gespräch, welches wir führten, Ihre Spöttereien, Ihre Kälte selbst, haben mich jedoch weiter geführt, als es geschehen sollte; allein nicht erst heute, seit dem ersten Tage, wo ich Sie erblickte, liebe ich Sie, bete ich Sie an, ich übertreibe nicht, wenn ich mich so ausdrücke; ja, seit einem Jahre bete ich Sie an, ich denke nichts —

Die Baronin.

Adieu!

(Die Baronin geht und läßt die Thür offen. Der Graf bleibt noch einen Augenblick auf den Knien liegend, den Kopf in die Hand gestützt, dann erhebt er sich und spricht:)

Der Graf.

Sie hat recht; durch diese Thüre strömt Eis —

(er will die Thüre zumachen und erblickt die Baronin)

Der Graf.

Ah, Sie halten mich zum Besten —

Die Baronin.

(lehnt sich an die offene Thüre)

Sie sind aufgestanden?

Der Graf.

Ja, ich gehe, um Sie nie wieder zu sehen —

Die Baronin.

Kommen Sie auf den Ball, ich tanze mit Ihnen —

Der Graf.

Nie! nie! Ich bin in Verzweiflung, ich bin verloren —

Die Baronin.

Was ist Ihnen?

Der Graf.

Es ist aus; ich liebte Sie kindisch. Ich schwöre es Ihnen bei dem Heiligsten —

Die Baronin.

Adieu! (ſie will gehen)

Der Graf.

Ich gehe; bleiben Sie, ich bitte. Ich fühle ſchon, welche Leiden mir bevorſtehen —

Die Baronin.

(plötzlich ernſt)

Aber — im Ernſte — was wollen Sie eigentlich von mir?

Der Graf.

Gnädige Frau, ich wollte — ich wünſchte —

Die Baronin.

Was? Sie machen mich ungeduldig. Denken Sie, daß Sie mich zu Ihrer Geliebten machen könnten und daß ich darnach ſtrebte, gewiſſe Roſahütchen zu erben? Ich muß Ihnen geſtehen, daß ſolch ein Gedanke mir mehr als mißfällt, er empört mich —

Der Graf.

Ihnen — großer Gott! würde ich mein Leben zu Füßen legen, wenn Sie es nicht verſchmähten. Meinen Namen, mein Vermögen, meine Ehre ſelbſt bringe ich Ihnen dar. Ich ſollte Sie mit jenen Kreaturen gleichſtellen, die Sie nur erwähnen, um mich zu necken? Nein, mit keiner Frau der Welt! Konnten Sie ſo etwas nur denken? Halten Sie mich denn für ſo erbärmlich? Ging mein Wahnſinn denn ſo weit, daß Sie an meiner Achtung zweifeln konnten? Sie ſagten mir vorhin, daß Sie mich ein wenig gern ſehen, daß Sie vielleicht ein wenig Theilnahme für mich empfinden — iſt es nicht ſo, liebe Baronin? — Könnten Sie nun wohl glauben, daß ein Mann, dem Sie eine ſolche Auszeichnung gewähren, dem Sie eine ſo werthe, eine ſo huldvolle Nachſicht zu Theil werden laſſen, nicht vollkommen begreifen ſollte, welchen Preis er auf dieſe Gunſt zu ſetzen hat? Bin ich denn wirklich blind oder wahnſinnig? Sie, meine Geliebte bloß? nein, aber meine Gattin —

Die Baronin.

Ach! — Hätten Sie mir das gleich geſagt, ſo würden wir uns nicht geſtritten haben. Alſo, Sie wollen mich heirathen?

Der Graf.

Gewiß; ich ſterbe vor Sehnſucht; ich habe es noch nie gewagt, Ihnen zu ſagen, allein ſeit einem Jahre denke ich an gar nichts Anderes. Ich würde mein Leben hingeben, wenn ich nur die leiſeſte Hoffnung —

Die Baronin.

Aber — ein Umſtand! Sie ſind reicher als ich —

Der Graf.

Das glaub' ich nicht, und wenn es wäre?

Die Baronin.

Wie reich ſind Sie?

Der Graf.

Ich weiß es nicht genau; aber ich flehe, ſprechen wir nicht von ſolchen Dingen. Ihr Lächeln, das ich in dieſem Augenblick gewahre, erfüllt mich mit Furcht und Hoffnung. Ein Wort, Gnade, mein Leben iſt in Ihrer Hand —

Die Baronin.

Wir müſſen uns verſtändigen und wollen über die Sache ſprechen —

Der Graf.

Das Geſtändniß, welches ich ſo eben wagte, mißfällt Ihnen alſo nicht?

Die Baronin.

Durchaus nicht. Aber da ſprechen wir nun ſchon drei Viertelſtunden, faſt immer bei geöffneter Thüre und das Zimmer iſt eiskalt. Alſo, im Vorbeigehen treten Sie bei Foſſin ein —

Der Graf.

Bei Foſſin? und wozu?

Die Baronin.

Mein Ring —

Der Graf.

Ach ja, ich dachte nicht mehr daran. Nun, und Ihr Ring, Baronin?

Die Baronin.

Baronin, ſagen Sie? Sehen Sie, auf dem Ringe iſt oben eine kleine, freiherrliche Krone, und da man ſich des Steins als Siegel bedienen kann — Sagen Sie doch, Graf, was denken Sie davon? Vielleicht läßt man die Krone ändern? — Doch, ich will den Hut aufſetzen gehen —

(ſie geht: der Graf folgt ihr und läßt die Thüre offen)

Der Graf.

(von Innen)

Sie machen mich glücklich — ich kann nicht ſagen —

Die Baronin.

(gleichfalls von Innen)

Aber ſo machen Sie doch die unglückliche Thüre zu! Man wird es in dem Zimmer nicht aushalten können!

(Der Graf ſchließt die Thüre.)

Zur Geschichte des Oldenburgischen Theaters.

Eine Farbenskizze

von

Starklof.

(Schluß.) *

Das Gebäude — anfänglich Mucks Eigenthum geblieben — ward angekauft, ward aus dem früheren Zustand einer Bretterbude durch Aufführung von Mauern, durch Anbau, Ausbau ꝛc. in ein wirkliches Haus verwandelt. Schon im Lauf des Jahrs 1833 hatte man durch Ankauf einer in Lübeck versetzten und auf Erlösung harrenden Garderobe, durch allmählige Hinzuschaffungen diesem Mangel abgeholfen. Für Anfertigung von Dekorationen und eine Theaterbibliothek war auch fortwährend gesorgt worden, und um die Opernfreunde doch einigermaßen zufrieden zu stellen, ward bei neuen Engagements dahin gestrebt, Schauspieler zu bekommen, mit welchen sich wenigstens kleine Singspiele und Vaudevilles aufführen ließen. — Schriebe ich hier die vollständige innere Geschichte vom Anfang und Werden des Oldenburgischen Theaters, so hätte ich eine Masse Einzelheiten darzustellen, Gutes und Schlimmes, Unterhaltendes, vielleicht auch Langweiliges und daraus ein Gesammtbild zu komponiren. Allein ich gebe hier nur die äußern Hauptzüge. Das genügt für meinen gegenwärtigen Zweck; vielleicht führt es auch wieder einmal den Beweis, daß zuweilen die Hälfte mehr sei als das Ganze. Sollte ich einmal — womit ich schon lange drohe — meine Lebensgeschichte schreiben, welche vielen Leuten gefallen, manchen auch mißfallen, immer erst nach meinem Tode herauskommen dürfte, so würde ich freilich darin diese vollständige Geschichte des Theaters, seine öffentliche und geheime, aufnehmen müssen.

Unser verstorbener Freund Kobbe hat auch manchmal humoristisch mit seiner Biographie gedroht und dabei gesagt: Die mich schlecht behandelt haben, werde ich dafür schrecklich züchtigen; und die mich schlecht behandeln möchten, warne ich bei Zeiten; sie werden in meinen Zeichnungen so schwarz und garstig erscheinen, daß sie vor sich selbst erschrecken. Und ich schone Niemanden. Je vornehmer und hochmüthiger, desto schärfer werden sie gestriegelt. — Er meinte es gar nicht so arg, der gute Kobbe mit seinem freundlichen Gemüth. Und hätte er es auch über's Herz bringen können, die Unbeständigkeit seiner projektschaffenden Laune ließ ihn doch nicht zur Ausführung dieses Vorsatzes kommen. Das geschah ihm ja bei so manchen Dingen, die er, von hastiger Phantasie getrieben, warm erfaßte und bald darauf wieder gleichgültig fallen ließ, wie ein schon abgenutztes Spielwerk. — Meine Art ist nachhaltiger. Was ich mir jemals ernstlich vorgenommen, habe ich auch noch immer tant mal que bien ausgeführt. Alle Tage einen Stein gelegt, gibt am Ende doch einen Berg. Und so füge ich alle Tage zu meiner Lebensgeschichte ein Stückchen hinzu. Wenn ich mit meinem Leben fertig bin, wird sie auch so weit seyn. Und dann mag sie meinen Platz einnehmen.

Oben erwähntes Theatergesammtbild würde nach den Vorlinien dieser Skizze auszudehnen und auszufüllen seyn; hier mag sie genügen. Wie solche deutlich genug zeigt, ist unser Theater so gelegentlich improvisirt entstanden; wie manche Kinder kommen in die Welt, auf die es eigentlich gar nicht abgesehen war. Solche Kinder werden manchmal die besten. — Von Theorien, hochfliegenden Planen, ästhetischen Träumen, Anbahnung neuer Kunstrichtungen — und allem dem Geklingel, womit die unpraktischen Begriffsspalter sich spreizen und wichtig machen — war gar keine Idee gewesen. Nicht einmal das Haus sollte ein bleibendes seyn. Hätte man das Alles groß, breit, lang, vorher berechnet, weitläufig genügend anlegen wollen, wäre es leicht ein schöneres geworden. Aber solche Forderungen waren nicht zu erfüllen. Also wäre nichts zu Stande gekommen. Gerber, Muck und ich wollten aber etwas zu Stande bringen; wir waren dreist, griffen zu und machten fertig. Wir dachten, wie man im Kriege denken soll: macht nur, daß die Spitze der Kolonnen an den Platz hinkommt, damit die Stellung gewonnen sei, das Andere wird schon nachrücken. So kam es auch. Wer pflanzen will, soll nicht zau-

* 4. Lief. S. 56.

dern. Der ſchnell in den Boden geſetzte Baum war geſund, fand gutes Erdreich, trieb Wurzeln in die Tiefe, Aeſte in die Höhe und Breite — nun ſteht er kräftig und vollbelaubt da, und die Vögel ſingen in ſeinen Zweigen. — Das Theater wuchs und entwickelte ſich nach Innen und Außen, bekam eine feſtere Haltung, bekam in der Fremde einen Ruf. Alles, ohne daß darüber viel in die Trompete geſtoßen wäre. Es machte ſich, weil es geſund war. — Was ſollte man viel davon poſaunen? Ein kleines Theater mehr oder weniger in Deutſchland — es wäre lächerlich, darüber groß Gerede zu machen. Aus ſolchen Kinderſchuhen ſollte man endlich heraus wachſen. Es iſt mir immer kleinlich, knabenhaft vorgekommen, wenn ſo viel davon geſchwatzt wurde, als ob es eine Sache von höchſter Wichtigkeit, von bedeutenden Folgen, eine Erziehungsanſtalt für's Volk wäre. Manche Leute glaubten wohl mir einen Gefallen zu thun, eine Artigkeit zu erzeigen, wenn ſie mit mir vom Theater ſprachen. Den guten Willen verkannte ich nie, aber ich machte mich immer bald davon los. Möglichſt viel thun und möglichſt wenig davon ſprechen. In der Lehre unſerer Altvordern, daß man Schätze nur ſchweigend heben könne, liegt ein tiefer Sinn. Auf's Theater iſt ſie vorzüglich anwendbar. Ich bin mit jedem Jahr mehr dahinter gekommen, wie gut es ſei, darüber nur mit den Leuten die es angeht und auch nur über die Sachen zu reden, welche beſprochen werden müſſen. Nie habe ich erlaubt, daß mir erzählt wurde, was Dieſer oder Jener über mich ſprach, was im Publikum über mich herumlief. In meinem Hauſe durfte das Wort Theater kaum genannt werden.

Wir bekamen gute und ſchlechte Schauſpieler, gute und ſchlechte Stücke — es geſchah manches Verkehrte und einiges Gute. Wir hatten Alle an und mit einander zu lernen, lernten täglich und wunderten uns erſt hinterdrein, daß wir ſo unwiſſend geweſen waren. — Ja, „Alles ließe ſich herrlich ſchlichten, könnte man die Sachen zweimal verrichten!“ — Das iſt doch nur halb wahr. Man ginge das zweite Mal um manche Erfahrung reicher, aber auch um viele Friſchheit und Begeiſterung ärmer daran. Hätte ich noch einmal ein Theater zu organiſiren, ſo würde ich Vieles anders machen. Ob beſſer? Das mag ich nicht behaupten. Erfahrung müßte es lehren. Uns hat ſie gelehrt, daß es am Oldenburgiſchen Theater zuſteht und zugeht wie an allen Theatern. Manches iſt ſchlechter, manches beſſer als anderwärts. Ein Privilegium, von den Mängeln und Schwächen anderer Bühnen frei zu kommen, haben wir nicht, werden es auch nie erlangen.

Was ich an Schauſpielern im Leben kennen gelernt habe — und das iſt eine hübſche Maſſe, deren Bekanntſchaft freilich von viel längerer Zeit, als vom Entſtehen unſeres Theaters her datirt — zeigt mir, daß wir im Ganzen hier damit ganz gut zufrieden ſeyn dürfen. An kleinen und großen Verdrießlichkeiten, an Kabalen und Hetzereien hat es zwar auch nicht gefehlt. Wo wäre ein Hof und ein Theater ohne ſolche Miſere? — Hat doch der Wallfiſch ſeine Laus, muß ich doch meine haben! — Eitle Schauſpieler, eigenſinnige, wunderliche — ſind mir während meiner Verwaltung genug vorgekommen; auch Stümper, Taugenichtſe, ſogenannte Durchbrenner, ſind mehrfach über unſere Bühne gelaufen. Aber eigentlich böswillige, tückiſche Subjekte — ſolche, die man mit dem Namen „Giftmichel“ bezeichnet, haben wir, dem Himmel ſei Dank, nur in höchſt ſeltenen Exemplaren beſeſſen. Auch der Schmutz gemeiner Geſinnungen, niedriger, widriger Unſittlichkeiten hat ſich in unſerm Hauſe nie eingeniſtet. Der zu Anfang angeſchlagene gute Ton hallt noch wieder in dieſen Wänden. Allgemein kann und muß ich ſagen, daß ich mit unſern Schauſpielern ſtets in gutem Verhältniß geſtanden habe, ſowohl im Frieden als Unfrieden. — Alſo doch Unfriede? — Ja, glaubt ihr denn, daß ohne ſolchen ein Theater beſtehen könne? Höchſtens ein Marionettentheater. Wer euch vorſchwatzen wollte, es gebe ein Theater ohne Krieg, oder „er habe mit ſeinen Schauſpielern nie Verdruß gehabt“ — der lügt! Dem dürft ihr dreiſt in's Geſicht lachen: ſo dumm müſſe er euch nicht glauben! — Mein Himmel! ſagte der neue Theaterintendant in H. zu einem Schauſpieler, der ihm den gewöhnlichen Rollenzank ſehr häufig in's Zimmer trug — Mein Himmel! was machen Sie mir doch Aerger und Verdruß! — Ei, Herr Graf, verſetzte

der Schauspieler, glauben Sie denn Intendant geworden zu seyn, um keinen Verdruß zu haben? Das ist ja wenigstens die Hälfte Ihrer Aufgabe?

Daß man mit eigenem guten Willen auch auf den guten Willen der Schauspieler oft rechnen und Manches von ihnen erlangen könne, wenn sie auch etwas sauer dazu sehen, habe ich oft erfahren. Mit Strenge kann man auch zuweilen für den Augenblick etwas ausrichten, doch wird es nachher dem Intendanten gewiß auf die eine oder andere Weise wieder eingetrieben. Mit Härte gewinnt man nie etwas, sondern stiftet nur Hader und Widersetzlichkeit. Geschriebenes oder gedrucktes Gesetz kann in Kleinigkeiten, in Polizeibeziehungen wohl etwas gelten. Für die wichtigeren Sachen und Hauptfragen ist es nur ein todter Buchstabe, um welchen der Schauspieler bald hier bald dort wegzukommen weiß. Wer auf solche gesetzliche Bestimmungen großen Werth legt, der zeigt, daß er noch über die Anfangsgründe des Theaterwesens nicht hinaus ist, daß er noch viel zu lernen hat. Nach den Erfahrungen aller Theater bleibt das Verhältniß zwischen Direktion und Schauspieler ein unaufhörliches Austauschen gegenseitiger Gefälligkeiten. Das kann auch gar nicht anders seyn. Wer das Gegentheil behauptet, zeigt nur, daß er vom ganzen Kram nichts versteht oder die Wahrheit nicht sagen will. — Sollte Jemand diese allgemeinen Betrachtungen hier überflüssig finden wollen, so darf ich behaupten, daß sie es nicht sind — indem ich sie als die Resultate meiner zehnjährigen Theaterverwaltung hinstelle, als Wegweiser und Hauptpunkte, worauf es ankommt.

Während dieser zehn Jahre folgten in der Regie des Theaters die Herren Henkel, Wiedemann, Bode, Röscke, Haak auf einander. Eine Zeitlang nach Röscke's Tode versah Gerber dieß Amt, und als ein Schlaganfall ihm dessen Fortsetzung unmöglich machte, bin ich eine Zeitlang Intendant, Direktor, Regisseur, Theatersekretär, Garderobevorstand und noch manches Andere gewesen. Ich kann mir das Zeugniß geben — und alle Schauspieler aus meiner Zeit werden es zu bestätigen bereit seyn — daß ich regelmäßig jeder Probe, von Anfang bis zu Ende, beigewohnt habe — nur in sehr einzelnen Fällen, bei ganz unüberwindlichen Hindernissen, kam davon wohl eine seltene Ausnahme vor. Jeden Abend bin ich wenigstens eine halbe Stunde vor dem Anfang der Ouvertüre auf dem Theater gewesen, und nach dem Schluß der Vorstellung waren ich und der Theatermeister die Letzten zwischen Vorhang und Kulissen. Wer ein solches Werk treibt, muß es auch ganz ausfüllen wollen.

Im Frühjahr 1842 ward ich auf mehrfach wiederholtes Ansuchen meines Amtes entlassen. Welche eigentliche Beweggründe mich veranlaßt haben, das Theater aufzugeben, dem ich gewiß recht nützlich gewesen bin, und noch lange hätte nützen können, das gehört nicht hierher, sondern in die Lebensgeschichte, wo ich freimüthig genug damit heraustreten werde. Uebrigens konnte ich mich mit Ehre und gutem Gewissen davon zurückziehen. Die Hauptsache, das Organisiren, war geschehen. Alle Schwierigkeiten waren überwunden; der Wagen lief nun von selbst.

Damit ging zwar für mich auch ein Hauptreiz verloren. Was früher eine schroffe Unternehmung, ein verwegenes Klippensteigen gewesen, ward nun ein bequemer, alltäglicher Spaziergang, wo man sich höchstens irgendwo an einer Dornenhecke reißen, oder in ein Maulwurfloch vertreten konnte. — Genug, ich fand, daß auf die Länge diese Leitung, welche die Thätigkeit eines ganzen Mannes verlangt, sich mit meinen Amtsgeschäften nicht vereinigen lasse, daß sie meiner Stellung im Leben nicht ferner zusage, mich von andern Richtungen und Bestrebungen zu weit hinwegziehe — mich zu sehr isolire.

Ich erhielt die Gewährung meines Wunsches. Am 7 Juni 1842 führte ich meinen Nachfolger, den Kammerherrn von Gall, in das Theater ein und überlieferte ihm das Reich „der Bretter, die die Welt bedeuten.“

Die unsichtbare Kirche.

Nach einem alten Gesang.

Von

Sidonie, Baronesse von Seefried.

O Heiland, öffne der Kirche Thor,
O Heiland tritt aus der Nacht hervor!
Warum verschließt Du der Zukunft Riegel? —
Oeffne, öffne die ewigen Siegel?

Ihr drohenden Wolken erschließet Euch!
Es ist so dunkel in Christus Reich!
Es rollen die Donner, es zucket der Blitz,
Allmächtiger zeig' Deinen Himmelssitz!

O Erde erblühe, ergrüne o Welt,
Daß wieder Frühling und Sonnenlicht fällt;
O Erde bring' Blüten der Demuth uns dar,
Die Flamme der Liebe erlischt am Altar!

Und zeige Dich helles und ewiges Licht,
Und zeig' Dich als Richter der Welten noch nicht,
Daß Keiner im Streite verloren soll gehen;
Daß Alle die himmlische Kirche nur sehen!

In's Album einer jungen Dame.

Ei ja, wer läugnet fort den Schmerz?
Je mehr er wühlt, je weiter wird das Herz;
Es dehnt sich aus zum Mitgefühl für Jeden,
Der ein verloren Glück zum Grabe trägt —
Gut macht der Schmerz, je tiefer er uns schlägt:
Doch laßt uns nicht vom Schmerze reden!

Es liegt ja unterm Leben reich und bunt
Eintönig schwarz ein düst'rer Hintergrund,
Und alle Farben leihen ihre Kraft
Von ihm nur, der den tiefen Schatten schafft.
Hin ist die Lust, wenn Du den Gram entfernst —
Doch halte Du für Dich den Ernst!

Wenn in der stillen dunkeln Mitternacht
Um Dich der Geister schreckend Heer erwacht,
Wenn Dir Dein Glaube, wenn Dein Hoffen fiel,
Wenn all' Dein Daseyn sank, des Zweifels Spiel,
Leb' ihn im Tiefsten einsam durch, den Kampf,
Doch nie gib kund des Busens Krampf!

Das ist die Stärke, die den Menschen ehrt,
Daß er noch lächeln kann, vom Gram verzehrt.
Der Groll, der Schmerz, die Zweifel, die sind Dein;
Doch trittst Du in der Menschen Kreis herein,
Dann birg sie in der starken Brust,
Und selber fröhlich spend' auch Andern Lust.

Sei wie das Meer! Sein Spiegel macht uns froh,
Wenn er in tiefem, sattem Purpur strahlt —
Doch nur der Abgrund ist's, der so
Mit zauberhafter Farbenglut ihn malt.
Das lerne von der Flut! Sie lacht,
Je tiefer sie sich wühlt, mit immer licht'rer Pracht.

Gottfried Kinkel.

Aus Rom.

18 December.

Seit vielen Wochen war die bevorstehende Ankunft des Kaisers von Rußland der Gegenstand der Neugier u. Unterhaltung aller Stände. Viele bezweifelten, daß sie statt finden könne, Andere überlegten, in welcher Weise sie möglich sei, und täglich hörte man „aus zuverlässiger Quelle" die widersprechendsten und wunderlichsten Gerüchte. Bald hieß es, der König von Neapel werde den Kaiser hierher begleiten, und unter dem Vorwande, dem Erstern die Ehrenbezeugungen zu machen, welche gekrönten Häuptern von Seiten des Pabstes zu Theil werden, wolle man sie dem Kaiser darbringen. Bald wieder behauptete man, der Pabst habe, trotz aller Gegenvorstellungen der Kardinäle es abgelehnt, den Kaiser zu empfangen. Jede Stange, welche zufällig auf der Engelsburg sichtbar ward, nahm man für das Zeichen einer Zurüstung zur Girandola; jeder Arbeiter, der an der Peterskuppel sich zeigte, machte Vorkehrungen zur Kuppelbeleuchtung. Es gibt gar so viel müßige Fremde in Rom, und man wird neugierig in diesem allgemeinen Müßiggang, wie in einem Badeorte.

Mitten in all' diesen Vermuthungen kam der Kaiser an und hatte gleich am ersten Tage eine Zusammenkunft mit dem Pabste. Er hatte dem Letztern als Freundschaftszeichen ein kostbares Krucifix aus Gold mitgebracht, das auf einem Postament von Malachit ruhte, dessen Nägel aus großen Solitairen gemacht waren, während die Dornenkrone des Heilandes ebenfalls aus den kostbarsten Steinen bestand.

Nach der Erzählung von Augenzeugen, hat der Kaiser das Erscheinen des Pabstes eine Weile erwartet, sich dann, als der Pabst eintrat, wie zum Handkusse gegen ihn geneigt, der Pabst aber, diesen Akt der Devotion durch eine Umarmung verhindert, worauf die beiden Mächte sich in die innern Gemächer zurückgezogen haben.

Am nächsten Morgen erwartete man den Kaiser

zum Gottesdienste in der Sixtinischen Kapelle, wohin er aber nicht kam, weil er angeblich einem Privatgottesdienste in seinem Palast beiwohnte. Gegen Mittag bestieg er die Kuppel der Peterskirche, wo man eine Mahlzeit für ihn bereit hielt, und besah an diesem und den folgenden Tagen die Merkwürdigkeiten Roms.

Seine Erscheinung hat auf die Italiener den lebhaftesten Eindruck gemacht. Er fuhr beständig in einem einfachen, offenen Wagen, in Civilkleidung und nur von einem Kavalier begleitet, umher, stieg an den verschiedenen Ateliers aus und machte dann wohl auch kleine Strecken zu Fuße. Um die Zeit des Sonnenunterganges war er allabendlich auf der Passeggiata des Monte Pincio, und wo er sich nur zeigte, hörte man das Volk: che bel uomo! rufen. Auch liegt in der That etwas Gewaltiges, Gebietendes in seiner Persönlichkeit, das nicht verfehlen kann, Eindruck zu machen. Mag man die Prinzipien, welche Nikolaus der Erste vertritt, billigen oder tadeln; immer wird man eingestehen müssen, daß er eine Titanennatur ist, ein Mann zum Herrschen geboren, wie Napoleon es war; ein unerschrockener Selbstherrscher. Dieß ist ein großes Lob in unserer Zeit, in der wir so wenig wirkliche Größe, so wenig konsequente Erscheinungen auf dem Throne sehen. Auch sein Besuch in Rom trägt das Gepräge seines Karakters: eine stolze Nichtachtung der Welt und der Verhältnisse, ein rücksichtsloses Handeln nach dem eigenen Willen.

Die russischen Künstler hatten, von dem Gesandten aufgefordert, eine Ausstellung in der Farnesina veranstaltet; eine größere Ausstellung von Gemälden und Skulpturwerken war von den Künstlern der übrigen Nationen in dem Ausstellungslokal auf der Piazza del Popolo gemacht worden. Der Kaiser hat beide besucht, ob er aber bedeutende Bestellungen oder Ankäufe gemacht hat, weiß man bis jetzt nicht. Ueber die Ausstellungen selbst läßt sich nichts sagen, da dem Publikum weder vor noch nach der Anwesenheit des Kaisers der Zutritt gestattet wurde.

Nach viertägigem Aufenthalte hier in Rom, hatte der Kaiser noch eine zweite Zusammenkunft mit dem Pabste und fuhr am Mittag des fünften Tages ab. Es ist der erste Kaiser von Rußland der jemals in Rom war.

Uebrigens ist Rom schon jetzt in einer Weise voll von Fremden, wie es seit langen Jahren nicht der Fall gewesen seyn soll. Namentlich behauptet man, daß in diesem Jahre die Zahl der Deutschen bedeutend größer sei als sonst, und erwartet die Ankunft mancher Celebritäten des Vaterlandes.

Randglossen und Anderes.

*** Das Sonnet, welches A. W. v. Schlegel einst im Gefühl dessen, was er geleistet, niedergeschrieben, macht die Runde durch alle Blätter, und Einer schreit lauter als der Andere: Welche Eitelkeit! welche überspannte Narrheit! Wohl zu merken: Schlegel hatte das Sonnet nicht drucken lassen und auch nicht für den Druck bestimmt. Was er von sich sagt, ist an und für sich weder lächerlich, noch anmaßend; in der Form war er Muster und Regel, und der Erste war er auch, der mit dem Briten Shakspeare es auf deutschem Boden siegreich aufnahm. Der that Unrecht, der das Sonnet den Philistern zur Beute gab. — Die Indiscretion gegen Verstorbene, um den Lebenden einen Spaß oder Scandal zu bereiten, nehmen täglich immer mehr und mehr überhand.

*** Düsseldorf's Maler sind darüber entrüstet, daß den belgischen Malern große Aufträge von der Regierung zu Theil werden, während man ihrer nicht gedenkt. Die Besten wollen Düsseldorf verlassen und nach Frankfurt übersiedeln; Lessing voran.

*** Die aus Paris entwichene Schauspielerin Plessy, erhält in St. Petersburg auf sechs Jahre einen Jahresgehalt von 100,000 Franken, und nach Ablauf des Kontrakts einen entsprechenden Ruhegehalt.

*** Ein französisches Blatt sagt: Will man, daß Mamsell Rachel noch gute Einnahmen mache, so beschäftige man sie im Drama (dem drame moderne). Die langweiligen Tragödien, mit denen sie uns seit so vielen Jahren regalirt, haben ihre Zeit hinter sich.

*** Die Kasse zur Unterstützung armer Schauspieler (Sitz in Paris) hatte bis zum 1 November v. J. 216,743 Franken eingenommen. Hiervon wurden 160,073 Franken zur Anschaffung einer fünfprozentigen Rente von 6725 Franken verwendet, und 56,670 Franken verausgabte man als temporäre Unterstützung, als Pensionen u. s. w. Seit fünf Jahren zahlt der Verein monatlich an sechszig arme Künstler Pensionen aus. — Wann tritt bei uns Aehnliches in das Leben?

*** Unter Karl X war ein Herr Chazet zum Poeten der Nationalgarde ernannt worden, und bezog einen Gehalt von 6000 Franken; einem Herrn von Pezay gelang es, den Titel eines Entrepreneur général des bon mots du roi zu erlangen. Eine boshafte Bemerkung fügt bei, daß dieß eine Sinecure gewesen sei.

Ausgegeben am 19 Januar 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 6. Lieferung. — Artist. Beil. IV.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Bilder aus der östreichischen Gebirgswelt. Von Ludwig Scheyrer. — Die Begum Somru. III — Aus Berlin. — Randglossen.

Bilder

aus der

östreichischen Gebirgswelt.

Von

Ludwig Scheyrer.

Der Jungfernsprung.

Auf einem mit Tannen umwachsenen Hügel, der in jähem Absturze seinen felsigen Fuß in das Bett der rauschenden Mur setzt und bei Peggau dem nach Gratz Wandernden düster und unheimlich entgegen starrt, saß ein liebliches Mädchen und sah weinend vor sich hin. Unfern von ihr stand ein junger Sprößling inmitten zweier vom Blitze zerschmetterten Bäume, deren Ueberreste erkennen ließen, von welcher Stärke einst die Stämme gewesen waren. Das Mädchen betrachtete bangen Blickes und mit wehmüthigem Kopfschütteln den Sprößling, indem sie zu klagen anhob: Ach, du armes Tännchen! Ein trauriges Loos theilst Du mit mir! Ohne Stütze mußt Du emporwachsen, so wie ich allein dastehe in der Welt, seitdem an Einem Tage Vater und Mutter zu Grabe sanken. Doch Kummer und Gram werden mich bald verzehren, so wie auch du bald dahin welken wirst ohne Sonnenlicht, welches ja durch die dichte Waldung nicht herabdringen kann zu dir.

So seufzte die Verwaiste und wähnte in ihrer tiefen Betrübniß dem Tode nahe zu seyn; allein sie war eben noch so sehr ein sicheres Eigenthum des Lebens, wie das Bäumchen, das frisch neben ihr emporkeimte. Blühend war ihr Antlitz, aus welchem dunkelblaue Augen leuchteten, die Fülle der Gesundheit über ihre zarte und anmuthige Gestalt ausgegossen, und es schien fast, als ob sie in dem Leide nur um so besser gedeihe, so wie der schlanken Tanne eben der harte, trockene Boden sich am ersprießlichsten zeigte.

Die Macht weiblichen Reizes hatte selbst in diese stille Waldnacht einen Bewunderer gelockt; mit der Gewandheit eines leichtfüßigen Hochwildes war ein junger Mann, dem eine Flinte über die Schulter hing, geräuschlos herangeschlichen und schaute mit glühendem Verlangen nach der trauernden

Schönen. Oefters erfaßte ihn der Drang sie anzusprechen und kühn zu ihr hinzutreten, doch eine unerklärliche Scheu bewältigte seinen Vorsatz, und er wagte nicht den Baum zu verlassen, an dem er sich mit den Händen festklammerte, um nicht auf dem glatten und abschüssigen Boden auszugleiten. Während dieses unentschlossenen Säumens erhob sich das Mädchen arglos, brach einige Tannenreiser und begab sich hinweg. Zornig und unzufrieden mit sich selbst, schlug der Bursche mit der Faust an die Stirne, als das Ziel seines Begehrens unerreicht entschwunden war und sagte mit einem Ingrimm, der seine einnehmende Gesichtsbildung zur häßlichen Larve umstaltete: Bin noch der alte Traumichnicht, trotzdem daß ich manches Jahr in der Fremde mich herumbalgte, manche große Stadt gesehen und bei mancher vornehmen Dame mein Glück gemacht habe. Nun steh' ich da vor der armen Dirne, so blöde und tölpelhaft wie Einer, der den Kopf noch nicht über diese Berge hinausgereckt hat. Einen Schritt weiter und sie wäre nun mein! Hol' der Teufel diese Läpperei! Alle Geiße schieß' ich nieder vor Galle. Die Franzi muß mein werden! Das nächste Mal bie' ich ihr ein schönes Ringerl an, vielleicht hab' ich dann mehr Courage. Das Antlitz des Unwilligen verzog sich zu bitterem Selbstohne, und er kletterte in dieser wilden Stimmung auf dem Pfade empor, der weiter in die Waldung führte.

Ohne Ahnung der Plane, welche zu ihrem Verderben in dem Gehirne des Jägersmannes aufstiegen, wandelte Franzi mit den frischen Tannenreisern zur Thalstraße hinab, die nach ihrer Wohnhütte führte. Schon von weitem hörte sie das Meckern einer Ziege, und diese Töne, so unharmonisch sie waren, machten einen so erheiternden Eindruck auf das Mädchen, daß sie lächelnd ihre Schritte beschleunigte, ausrufend: Nun, nun, Mitzi, hab' nur Geduld, ich bin ja schon da, und bringe Futter und Streu.

Die Wohnung des Mädchens bestand in einer ziemlich finstern Hinterstube, wofür sie dem Besitzer der Hütte eine kleine jährliche Miethe entrichtete, und in diesem engen Raume war Alles vereint, was auf die Führung des beschränkten Haushaltes Bezug hatte. Als Kochherd fungirte zu jeder Jahreszeit ein ziemlich schadhaftes Oefchen aus Eisenblech, versehen mit einer vom Rost durchlöcherten Röhre, die es dem Rauche freistellte, in die freie Luft zu fliegen, oder sich im Gemache an den Wänden festzusetzen. Unter dem Ofen war die Holzlegstätte, neben an die Lagerstätte der Ziege, deren Geschrei der Leser bereits vernommen hat, und die von der Stubenbeherrscherin mit größter Sorgfalt gepflegt wurde. Am schmalen Fenster lehnte wie todtmüde ein gebrechliches Tischchen, das mit verschiedenen Nähereien bedeckt, zu erkennen gab, daß es die Erwerbsquellen für Franzi eröffne. Das übrige Geräthe an den schwarzen hölzernen Wänden trug ebenfalls starke Spuren des Alters und der Vergänglichkeit, und bewies zugleich die Dürftigkeit der Eigenthümerin. Dennoch war Alles, was sich vorfand und auf den Gebrauch des Kämmerleins als Küche, Stall, Wohn- und Schlafort hindeutete, in eine so harmonische Ordnung gebracht, daß die Hinwegnahme des einen oder des andern Gegenstandes ohne Zweifel eine unangenehme Lücke veranlaßt haben würde. Die Kleidung der Bewohnerin paßte vollkommen zu ihrer Behausung, denn sie sah ärmlich aber nett aus, und obgleich ihr Anzug, sowohl dem Stoff als der Form nach, dem in der Gegend üblichen ganz ähnlich war, so lag doch wieder etwas darin, was auf verfeinertem Geschmack beruhte. Eben so schimmerte durch ihre Redeweise, so sehr sie derjenigen ihrer Nachbarleute glich, eine Eigenthümlichkeit, welche ihrer Umgebung sonderbar dünkte, ja den schlichten Gebirgsmenschen oft unverständlich blieb. Dazu kam noch, daß über ihren Familienverhältnissen ein Schleier hing, den die neugierigen Weiber des Ortes bisher vergeblich zu lüften sich bemühten. Franzi selbst war zwar eine Eingeborene, allein ihre Eltern hatten sich, wie die Sage ging, wegen Kriegsnoth aus fernem Lande geflüchtet und hier in Steiermark, im schönen Murthale, angesiedelt. Obgleich sie in Bauernkleidern angelangt waren und einen Wirthschaftshof käuflich übernahmen, verstanden sie dennoch wenig von den Geschäften eines Land- und Gebirgsbauern; daher schwand ihr Wohlstand allmählig und nach ihrem gleichzeitigen Tode stand die Tochter ohne Stütze da, unter der Zuchtruthe des harten Vormundes: Armuth.

Man zischelte sich über den wirklichen Stand der Fremden die abenteuerlichsten

Mährchen zu, und weder den Bemühungen der Verstorbenen, die leutselig waren, noch dem sanften, guten Mädchen konnte es gelingen, jene Scheu zu besiegen, welche allerwärts Wurzel geschlagen hatte. Diese Absonderung erfüllte die Verwaiste mit tiefem Schmerz, und sie befand sich dem sonst so gutmüthigen Gebirgsvolke gegenüber oft in großer Verlegenheit; denn sie selbst war über die früheren Schicksale ihrer Eltern unbelehrt geblieben, und die Fragenden versagten den Betheuerungen ihrer Unwissenheit keinen Glauben. Nach dem Scheiden der Eltern war sie geistig zu stolz und körperlich zu schwach, ihren Lebensunterhalt als Dienerin zu suchen, und wählte daher jene Fertigkeit, die sie bis dahin zum Vergnügen betrieben hatte, zu ihrem Broderwerbe. Doch einmal gefaßte Vorurtheile sind bei einfachen Leuten kaum mehr auszurotten, und darum gewann die Verlassene nicht jenen Zuspruch, welchen die ungemeine Gewandtheit ihrer Nadel verdient hätte. Vorzüglich eiferten die jungen Dirnen der umliegenden Ortschaften dagegen, je herrlicher sich die Reize der »fremden Franzi« (wie das Mädchen allgemein hieß) entfalteten, daß die Burschen ihr Kundschaft abgäben, und schwerer Zorn traf Denjenigen, der in den Verdacht fiel, daß er gegen die wunderhübsche Näherin nicht völlig gleichgültige Empfindungen hege.

Diese Verbote bezweckten aber wie gewöhnlich eine höhere Leidenschaftlichkeit und vermehrte Vorsicht, und Franzi wurde das Ziel der mannigfaltigsten Huldigungen, ohne daß sie sich den geringsten Vorwurf machen konnte, durch ihr Benehmen dazu Anlaß gegeben zu haben. Ja, auf Anrathen ihrer Miethsfrau, hatte sie stets alle Arbeiten, welche für junge Männer bei ihr bestellt worden waren, zurückgewiesen, und sich bei jeder Gelegenheit gegen dieselben kälter und abstoßender gezeigt, als ihrem freundlichen Gemüthe zusagte. Das that übrigens unerhebliche Wirkung, denn vor den Fensterchen der abgesondert gelegenen Hütte ertönten manche Nacht endlose Gassenreime so zarter und sehnsüchtiger Art, und die Außenseite von Franzi's Fenster wurde häufig mit Kränzen und Sträußern ausgeschmückt, ohne daß weder das Mädchen, noch die eifersüchtigen Dirnen die Urheber errathen konnten. Das Mädchen dankte daher den Burschen, welche ihr eben begegneten, viel abgemessener als es die warmen Grüße derselben verdienten, und eilte ohne Aufenthalt ihrem Stübchen zu. Ungestüm sprang ihr beim Eintritte die Geiß entgegen und fraß von dem mitgebrachten Vorrathe. Ei, ei, schalt Franzi ihren Liebling, kannst du nicht warten, bis ich dir selbst gebe? — Diesen Verweis, dessen geringer Ernst von dem Thiere wohl verstanden wurde, entkräftete die Herrin vollends, indem sie aus dem mitgebrachten Vorrathe eine Hand voll heraus nahm und es der ungeduldigen Ziege entgegen hielt, damit dieselbe ihren Heißhunger bequemer stillen könne. Hierauf wurde die gesammte Grasmenge an dem bestimmten Orte auf dem Boden ausgebreitet, dann von dem Lager der Ziege das dürre Reisig entfernt und ihr mit dem frischen eine weichere duftige Stätte hergerichtet. — Ah, sprach das Mädchen während dieser sorgfältig betriebenen Arbeit: Da wirst du so köstlich schlafen, wie eine verzauberte Prinzessin. Wenn ich in deine klugen Augen sehe und bemerke, wie du meinen Worten horchst, so mein' ich manchmal, du wirst in einer Nacht plötzlich vor mir als schmucke Königstochter stehen. — Unter dieser Rede hatte sich das Thier genähert, den Kopf auf die Schulter der niedergekauerten Franzi gelegt und es schien, als errege die Vorsorge der Gebieterin ein fröhliches Dankgefühl in ihm. Mitzi stieg auf das Tannenbett, beroch mit Wohlbehagen die frischen Aeste und ließ sich endlich darauf nieder, die Augen nach der guten Pflegerin gewendet.

Die Sonne wanderte jenseits der Berge hinab, die lichten Wölkchen, welche im blauen Aether schwammen, tauchten sich in den Purpur des Abends, und warfen einen rothen, schmalen Streifen in das Stübchen, wo nächtiges Dunkel ihn bald unter sein schwarzes Gewebe einspann. Franzi drückte ihrem Thierchen den Kopf auf die aromatische Streu, Mitzi schloß folgsam die Augen, und auch das Mädchen begab sich nach ihrer Lagerstätte. Nach einigen Stunden wurde Franzi wach, denn die Ziege stand bei ihrem Bette und meckerte ängstlich. Liebkosungen beschwichtigten das bange Thier, aber durch die Stille der Nacht erscholl unweit der Hütte das Geschrei streitender Männer, welches die Erwachte erschreckte und an's Fenster trieb. Die volle Mondscheibe hing wie eine strahlende

Ampel im Himmelsgewölbe und gestattete dem Auge selbst fernere Gegenstände deutlich zu erkennen, so daß Franzi die Gestalten und Bewegungen zweier Männer, welche mit einander in Zank begriffen waren, genau unterscheiden konnte. In dem Einen gewahrte sie den jungen, obrigkeitlichen Jäger, der allgemein als braver, rechtlicher Bursche geachtet wurde; der Andere trug gleichfalls Waidmannstracht und Schießgeräthe, doch Alles feiner und zierlicher. Nach mehren gegenseitigen Schmähungen packte der Jäger seinen Widerpart kräftig beim Rocke und rief: Du nichtswürdiger Wildschütz, der Du meinen Herrn durch Deine Räubereien beeinträchtigst, willst Du mir auch hier in's Gehege gehen? Fort von hier, oder ich würge Dir Deine lumpige Seel' aus dem Leib!

Hast Du vielleicht gar schon ein Recht auf das Mädl? entgegnete der Angefaßte, indem er sich mit Faustschlägen von den Händen des Jägers loszumachen suchte.

Ich habe das Recht eines Mannes, der auf ein Mädl ehrliche Absichten hat und zugleich verhüten will, daß ein Falschhanns sie um ihre Ehre bringt. Verstehst Du's, Verführer? Ist's nicht genug, daß Du vor Kurzem die Nandl vom Graith unglücklich gemacht hast, hätt'st Du Lust auch mit dem Franzi Deine Spitzbübereien auszuüben? — Und gewaltig schüttelte der Erbitterte seinen Gegner, welcher mit dem Ausrufe: Verdammter Hasentreiber! jenen ebenfalls ergriff, so daß Beide handgemein wurden. Allein der herrschaftliche Jäger warf nach kurzem Ringen den Widerstrebenden zur Erde, versetzte ihm einige derbe Hiebe in's Gesicht und stieß ihn weg, indem er sagte: Merk' Dir's, Du Lump, daß Du unter dem Fenster von' einem rechtschaffenen Mädl nichts zu thun hast.

Ich will mir's merken, versetzte der Geschlagene keuchend vor Wuth, wir treffen uns schon im Wald, und entfernte sich, sein blutrünstiges Antlitz mit dem Tuche verhüllend.

Es wär' mir lieb, schrie ihm der Jäger nach, so kann ich Dir doch ganz das Handwerk legen.

Nun ward es wieder still, und der Mond, das Symbol des Friedens und der Ruhe, durfte seine milden Strahlen nicht mehr auf eine Scene voll Zwietracht herabsenden; der Jäger ging langsam weiter wie eine schwarze Wolke, die eben ihre elektrischen Funken entleert hat.

Franzi hatte das Ende des Streites nicht abgewartet, sondern in unerklärlicher Angst sich nach ihrer Schlafstätte zurück geflüchtet, so bald ihr klar geworden, daß sie der Gegenstand des Zwiespaltes sei; sie barg ihr Köpfchen unter die Decke und fing heftig zu weinen an. Ein kalter Schreck durchzuckte sie, als sie hörte, wie draußen Einer der Streitenden zu Boden fiel; sie drückte ihre Augen fest zu, als müßten dann die wilden, auf sie einstürmenden Eindrücke entweichen. Als endlich der Lärmen verhallte, richtete sich Franzi wieder empor und bemühte sich, die Ziege zu beschwichtigen, die noch immer einzelne Klagelaute vernehmen ließ. Endlich gab diese dem schmeichelnden Andringen des Mädchens nach und begab sich nach ihrem Tannenlager; doch trat und wälzte sich das Thierlein darauf herum, als könne es nicht mehr die frühere Behaglichkeit finden. Auch Franzi blieb noch lange wach und sann über das so eben Geschehene nach. Die verschiedenartigsten Gefühle durchwogten sie; der Jäger Johann galt auch bei ihr immer für einen achtbaren Burschen, und sie hatte sich schon oft im Stillen gewundert, daß er noch keine Diene heimgeführt hatte, — daß aber sie selbst Diejenige seyn könnte, welche seine Wahl träfe, wäre ihr nimmer im Traum beigefallen. Aber die so unverhofft ihr zugekommene Liebeserklärung erfüllte sie mit gar süßer Wonne im Bewußtseyn ihres eigenen Werthes, obgleich sie sich wieder Gewalt anthat, der so seltsamen Werbung kein großes Gewicht beizulegen. Desto mehr Furcht flößte ihr der Gedanke an den andern Mann ein, und sie war gesonnen, mehre Tage ihr Stübchen nicht zu verlassen, damit sie ja nicht dem Schrecklichen in den Weg käme. Unter diesem Schaukeln von lieblichen und gräßlichen Phantasien nahm sie der Schlummer wieder in seine Arme, und der unerschöpfliche Mährchendichter Traum verlieh ihrem aufgeregten Gemüthszustande die abenteuerlichsten Formen und Gebilde. Sie sah sich in den mannigfaltigsten Verhältnissen bedroht und verfolgt von dem Wildschützen, aber der Jäger Johann rettete sie aus jeder Bedrängniß. Dieses Traumgewirre hielt

Franzi bis am ſpäten Morgen umſchlungen, und kaum vermochte ſie zu ſondern, was Traum und Wirklichkeit dieſe Nacht vor ihre Sinne gebracht hatten. Sie wagte ſich wirklich nicht in das Freie hinaus und begab ſich erſt am nächſten Sonntag weiter in das Thal hinein, um die Kirche und den Friedhof zu beſuchen, wo ihre Eltern ruhten. Als ſie nun eine Woche hindurch den nächtlichen Kämpfern nicht begegnete, ſo erbleichte allmählig die Erinnerung an jenen Vorgang, und haftete nur noch als Traumbild in ihrem Gedächtniß. Der vorige Seelenfrieden kehrte zurück, und ſie ſchalt ſich eine Närrin, daß ſie dem Wahne zugänglich war, es könne der trefflichſte Burſche des Gebirges gerade an ſie, die arme, verdächtig angeſehene Waiſe mit Liebesgefühlen denken. Doch bald traten wieder neue Wolken an den reinen Himmel ihres Gemüthes; es waren zwar keine Sturmwolken, ſondern nur leichte Nebelzüge, die ihr Herz beunruhigten, wenn auch heiterer Liebestag zu erwarten war.

Franzi hatte in dem benachbarten Marktflecken einige Sachen eingekauft und trug dieſelben in einem Korbe nach Hauſe. Unterwegs hielt ſie neben einer Bildſäule Raſt und durchſchaute ihren Behälter, ob er alles Gekaufte enthalte.

Da klang es hinter ihr: Guten Nachmittag, Franzi!

Sie wendete ſich um und erblickte überraſcht den Jäger Johann, der höflich an ſeinem Hute rückte.

Danke ſchönſtens! erwiederte Franzi, nachdem ſie ſich etwas geſammelt, und wendete ihr Antlitz nach einem freundlichen Seitenblicke wieder ihren Einkäufen zu.

Viel eingekauft? fragte Johann näher tretend.

Nicht viel, verſetzte Franzi in ſteigender Verlegenheit, denn die Nachtſcene trat wie eine Sonne aus dem Gewölke lebhaft vor ſie hin.

Franzi! begann der Jäger, indem er ſich zu ihr niederbückte und ihre Hand zu faſſen ſuchte, welche ihm das Mädchen nach kurzem Widerſtreben überließ, — ich bin kein Menſch, welcher ſchöne Sachen reden kann; was ich red', geht friſch und gerad' vom Herzen weg. Darum frag' ich Dich kurzweg: Kannſt Du dem Johann gut ſeyn? Sag's aufrichtig, was Du Dir denkſt?

Franzi fing leiſe zu beben an; die ſchlichte freimüthige Rede des Jägers drang tief in ihr Inneres. — Johann, ſprach ſie, und warf einen langen, bedeutungsvollen Blick auf ihn, ich ſag' Dir's aufrichtig, daß ich Dich immer für den bravſten Bub'n an der Mur g'halt'n hab', und daß ich nicht glaub', Du hält'ſt ein arm's Mädl zum Spaß und Spott für brauchbar.

Nein, gewiß nicht! betheuerte der wackere Waldmann.

Das hab' ich gewußt, gab das Mädchen zur Antwort, aber es kommt mir doch etwas wunderlich vor, wie Du auf einmal mit einer ſolchen Frag' anrückſt und verlangſt, daß ich Dir gleich kurzweg „Ja“ oder „Nein“ ſagen ſoll.

Schau, liebe Franzi, entgegnete der Jäger, ich bin nicht ſo wie die andern Bub'n, die früher ein halb's oder ein ganzes Jahr einem Mädl auf allen Stegen und Wegen aufpaſſen und eine Menge Schönheiten vorſagen, die ſie ſelbſt gleich wieder vergeſſen oder nimmer wiſſen wollen, wann's zum Ernſt kommt, was ſie verſprochen hab'n. Nein, ſchön thun und liebäugeln kann ich nicht und ich weiß, daß Dir auch nicht darum z'thun iſt, — aber wann ich das Revier krieg', was zu dem Berg da g'hört, da geht's mir gut und es kommt nur auf Dich an, ob Du in ein Paar Wochen eine Jägerin ſeyn willſt.

Was würden die Dorfleut' ſag'n, wann Du die fremde Franzi zum Weib nimmſt, die ſelbſt nicht weiß, wer ihre Eltern waren, ſprach das Mädchen mit ernſter Miene.

Die werden ſich wundern und ärgern, ſchimpfen und trotzen, endlich aber einſeh'n, daß der Johann recht geſcheidt war, und uns alle Zwei erſt recht gern kriegen.

Franzi mußte lächeln über den Eifer und die Sicherheit, welche Johann in ſeiner Antwort darlegte, und die für den Augenblick ihre Bedenklichkeit verſcheuchte. Deſſenungeachtet wagte ſie nicht, dem Zuge ihres Herzens freien Lauf zu laſſen, ſondern ſagte: Sei nicht herb, guter Mann, aber überleg' Dir Alles genau: ich bin ein armes Mädl, aus der Fremde; Niemand ſchenkt mir Freundſchaft, — in der Gegend gibt's aber viele reiche, brave und hübſche Jungfrauen, die —

Franzi ſtockte, denn ein Blick auf den Jägersmann belehrte ſie, wie ſehr ihn ihre Rede verletzte. Traurig und wehmüthig ſchaute er nach ihr, und ſeine ſchmerzliche Miene ſchnitt ihr durch's Herz, daß ſie zu ſchluchzen anfing, Johanns Hand in ihre beiden nahm und fortfuhr: Johann, ich hab' Dir recht weh' gethan! Sei nicht herb, weiß ich doch ſelbſt kaum, was ich denke, fühle, rede. Ich bin Dir gewiß von Herzen gut, und nur Dir allein, — beſonders ſeit der Nacht, wo Du einen kecken Burſchen von meinem Fenſter gejagt haſt, denk' ich viel weniger an's Sterben als ſonſt, ja ich freu' mich ſogar, lang' leben zu können.

Der Waidmann ward tief gerührt durch des Mädchens warme Anrede; er drückte ihre Hände mit Heftigkeit an ſeine Bruſt und erwiederte: Ja, Franzi, Du nicht allein, wir Zwei werden mitſammen lang und glücklich leben. Morgen hab' ich im jenſeitigen Revier zu thun, und übermorgen komm' ich wieder in die Gegend zurück. Kann ich Dich vielleicht ſehen?

Ja, ja, lieber Johann, bei der Mutter Gottes da wart' ich auf Dich, verſetzte Franzi mit weicher Stimme.

Es gilt, um dieſe Zeit, da werden wir Alles in's Klare bringen. Ich geh' jetzt wieder in den Wald und laſſ' Dich allein heimgehen, ſonſt könnteſt Du vor der Zeit in's Geſchrei kommen. B'hüt' Dich Gott, herziges Dirndel! — Der Jägersmann drückte ſeine Geliebte leiſe an ſich und ſchritt weiter, indem er ſich oft umwendete und mit der Hand ein treugemeintes Lebewohl ihr zuwinkte.

Franzi ſah dem Geliebten lange nach und erwiederte ſeine Grüße, bis das Dunkel der Waldung ihn mit ſeinem Schatten deckte. Dann machte ſie ſich auf den Heimweg; doch wie himmliſch erfüllt und erhoben von der neuen Welt, die in ihrem Innern durch die Zaubermacht der Liebe entſtanden war! Geliebt zu ſeyn von einem Manne, der ungeachtet ſeiner Einfachheit, Zartheit und Kraft, Offenheit und Treue beſaß und fähig war, ſie zu verſtehen, zu lieben, zu ſchützen vor aller Unbill, — ein Weib zu werden, dem der Beruf ihres Mannes ſo wie die Leitung eines Hausweſens weit und breit Achtung verſchaffen würde, — dieſe und andere Gedanken durchwallten mit Entzücken das pochende Herz des Mädchens, und voll beſeligender, hochfliegender Hoffnungen betrat ſie ihr enges Kämmerlein. Sie ſtreichelte Mitzi unabläſſig, ſie verrichtete ihr Nachtgebet ſo heiß dankbar, ſie ſchlief ſo köſtlich, ſie träumte ſo himmliſch, wie nur immer ein ſchuldloſes Geſchöpf, das ſolcher Dinge inne werden konnte.

Wie lange währte der nächſte Tag und der darauf folgende! Doch an dieſem ſchmückte ſich Franzi, nachdem ſie ihr ſpärliches Mahl eingenommen hatte, ſo ſorgfältig und ſtattlich wie zum Kirchengange an einem großen Feſttage, und die Leute, welche ihr auf dem Pfade nach dem ſüßen Stelldichein begegneten, betrachteten ſie verwundernd und kopfſchüttelnd. Das Mädchen beachtete dieß nicht; all' ihr Sinnen und Denken war bereits dem wackern Waidmann entgegen geflogen, und ſie eilte, als könne ſie das Ziel nicht ſobald erreichen. Es war in der That viel zu früh, als ſie bei der Bildſäule anlangte und Franzi wollte ſich durch ſtundenlanges Harren weder den Fragen noch dem Gerede der Vorübergehenden Preis geben, wenn gleich ihren Buſen das ſtolze Bewußtſeyn ſchwellte, auserwählt zu ſeyn von einem Burſchen, nach welchem alle Dirnen ſehnſüchtige Blicke ſendeten.

Ich will einen ſchönen Kranz aus dem Wald für meinen ſchönen Jäger holen, dieſer Gedanke leitete ſie in's ſtille Baumdickicht und nach dem von ihr liebgewonnenen Plätzchen, wo wir ſie zuerſt ſitzen und trauern geſehen haben. Sie beſchaute das verwaiſte Tannenbäumchen und meinte, daß es ſeither gar friſch und fröhlich gediehen ſei. Plötzlich vernahm ſie ein Geräuſch hinter ſich; ein freudiger Schreck durchzuckte ſie, da ſie Johann zu erſpähen meinte, doch bei einer ſchnellen Wendung erkannte ſie mit tödtlicher Beſtürzung den Jäger, der mit ihrem Geliebten jenen nächtlichen Streit gehabt hatte. Bevor Franzi ein Wort ſprechen oder ihm entweichen konnte, war er nahe bei ihr, ſah ſie mit durchdringenden Blicken an und ſprach mit bebenden Lippen: Franzi, Du mußt mein ſeyn!

Das Mädchen blickte den Verwegenen ſo ernſt und ſtreng an, daß dieſer einen Augenblick verwirrt und ſprachlos ſtehen blieb. Bald jedoch hob er an: Fürchteſt Dich denn vor mir? Sei nicht kindiſch, Franzi; glaubſt

denn ein Bub' wie ich könnt' einem so hübschen Mädl was zu Leides thun? Da schau her, was ich Dir gebracht hab'; ein silbernes Ringerl, was gerad' auf Deinen vierten Finger passen wird.

Die so kühn Gefreite erlag fast dem Erstaunen und der Entrüstung über die freie Sprache des fremden Menschen, und nur mühsam brachte sie in der fieberhaften Aufregung ihres Gemüthes die Worte heraus: Wer seid Ihr denn? Ich kenne Euch nicht, und wer gibt Euch das Recht, mit mir so zu sprechen, als wäre morgen unsere Hochzeit?

Ha, ha! lachte der Bursche, vielleicht machen wir heute noch Hochzeit! — Du kennst mich nicht? welche Schande, fuhr er in leichtfertig scherzendem Tone fort, den schönen Wildschützen nicht zu kennen, dem die Dirndeln blindlings in den Schuß rennen. Nu, macht nichts, werden bald bekannt seyn. Hast mich wirklich noch nicht gesehen, oder stellst Du Dich nur so unschuldig?

Ja, gesehen hab' ich Euch, erwiederte Franzi mit zurückgekehrter Geistesgegenwart, aber ehrenvoll war Eure Lage nicht, als Euch der Jäger Johann packte und zu Boden warf.

So? das? versetzte der Wildschütz, indem seine Augenbrauen sich finster zusammenzogen: die Schand' will ich abwaschen von mir, und das bald, recht bald! Sein Blut soll mein Waschwasser seyn! — Doch diese wilden Gedanken lassen wir jetzt, ich bin Dir nachgeschlichen, um mit Dir zu kosen.

Da seid Ihr auf falscher Fährte, und es ist am Klügsten, wenn Ihr Euch fortmacht; oder bleibt Ihr da, und lasset mich ruhig weiter ziehen, sagte Franzi mit einer Bestimmtheit, die aus dem Munde eines zarten Mädchens, gegenüber einem kräftigen, mit einer Waffe versehenen Manne kühn genug klang, doch auf den verdorbenen, sittenlosen Wildschützen keinen Eindruck machte.

Er lächelte boshaft und antwortete, die muthige Schöne keck anstarrend: Dieser Meinung, Schatz, bin ich erst dann, wann ich Dich satt abgehalset habe. Und jetzt lass' diese Umstände; red' nicht so fremd zu mir und sag' Du zu mir wie zu den andern Burschen. Es heißt nichts, wenn ein so sauberes Dirndel so ein finsteres Gesicht schneidet; ein junges Mädl soll immer freundlich seyn. Du bist heut' gar schön angezogen, g'rad' als ob Du's meinetwegen gethan hättest, — Du siehst so lieb und gut aus, — schau mich nicht so bös' an! Kannst denn gar nicht lachen? He, he! O ja, ein klein wenig, ein klein wenig! Ei, ei, die Ernsthaftigkeit, jetzt werd' ich mich bald fürchten.

Auf solche Weise schwatzte der Wildschütz fort, ohne sich von dem wachsenden Abscheu des Mädchens beirren zu lassen, und versuchte durch Geberdenspiel seiner launigen Rede mehr Schwung zu geben. Er warf ihr Kußhändchen zu, zeigte wiederholt das hübsche Ringlein, haschte nach ihrer Hand und versuchte sie in seine Arme zu ziehen. Franzi's Seelenzustand war äußerst qualvoll. Der Zudringliche stand so vor ihr, daß er den schmalen Fußsteig versperrte; zu beiden Seiten war dichtes Gestrüpp, welches keinen Durchgang gestattete; auch folgte der Jäger mit gespannter Aufmerksamkeit ihren Mienen und Bewegungen. Sie mußte daher List und Gewalt anwenden, den Frechen aus seiner Stellung zu vertreiben und auf das Aergste gefaßt seyn. Doch sie war zu sehr beengt, als daß ihre Klugheit ihr einen Rettungszweig bot, sie hielt vielmehr dem Wildschützen eine derbe Strafpredigt, und zwar mit einer Würde, die ihren anmuthigen Zügen eine unbeschreibliche Feierlichkeit verlieh und sie in den Augen des Verführers noch reizender erscheinen ließ. Als sie erschöpft von heiligem Eifer inne hielt, rief der Kecke aus: Bravo, Du predigst besser als unser Vikar, aber es greift bei mir nicht an. Ich sag' Dir's noch einmal: mach' keine Umstände, mein mußt seyn und wann Du eine Königin wärest! — Er trat dicht an Franzi, um sich ihrer zu bemächtigen, noch gelang es dieser, einige Schritte zurückzuweichen; sie sah ihn mit zornflammendem Antlitze an und rief mit bebender Stimme, hoch empor ihre Hand hebend: Zurück, gottloser Mensch!

Der aber drang mit gesteigerter Begierde auf sie ein und umfaßte sie mit starken Händen. Ekel und Wuth erhoben den Muth der keuschen Jungfrau, und sie bot ihre ganze Kraft auf, sich dem Fürchterlichen zu entwinden. Nach langer Anstrengung hatte sie ihre rechte Hand frei gemacht und versetzte ihrem Gegner mit geballter Faust einen sol-

chen Schlag in's Auge, daß er betäubt sie einen Moment lang weniger fest hielt. Dieß benutzte das Mädchen, riß sich völlig los und eilte auf dem schmalen Pfad weiter, der zur Höhe der im Anfange dieser Erzählung beschriebenen Felsenwand führte. Schäumend vor Grimm über den erhaltenen Schlag, nahm der Wildschütz das Gewehr zur Hand und verfolgte sie, ihr zurufend: Wenn Du Dich mir nicht ergibst, so soll Dich auch der Johann nicht haben, Du verdammtes Ding! — Er setzte noch einige wilde Flüche und Schmachworte hinzu, doch Franzi hörte nichts mehr, sondern floh wie ein gehetztes Wild in blinder Angst weiter.

Auf dem Gipfel angelangt, sah sie gerade unter sich die dunkle Mur vorbei rauschen; schon glaubte sie die Arme ihres Verfolgers an ihrem Leibe zu fühlen, da schaute sie inbrünstig zum Himmel empor, faltete die Hände und sprang mit dem Ausrufe: Heilige Jungfrau Maria! in die eilenden Fluten hinab. In demselben Augenblicke, als die Wellen das verzweifelte Mädchen aufnahmen, sauste die Kugel aus dem Rohre des Wildschützen durch die Bäume, und keuchend kam der Wüstling heran, um seine Beute zu suchen. Er blieb auf dem Gipfel des Felsens stehen und spähte umher, wohin sich die Flüchtige gewendet haben mochte. Er fand sie nirgends; doch als seine scharfen Blicke über das Strombett der Mur schweiften, bemerkte er, wie die unruhigen Wogen einen Leichnam auf die Oberfläche stißen. Wie ein Blitz traf es ihn, denn er erkannte Franzi's erbleichtes Angesicht, und reglos starrte er hinab.

Der Lärm des Schusses hatte einen in der Nähe streifenden Waldmann aufmerksam gemacht, der in der Richtung des Schalles aus dem Walde drang. Johann war es, der sich nahte, und wie er den Wildschützen oben erblickte, seiner Meinung nach dem Wilde auflauernd, schlich er weiter vor und schoß auf ihn, und sogleich wälzte sich der Getroffene auf dem Boden. Zornglühend stürzte nun Johann auf den Heulenden und zerrte ihn mit einer Grausamkeit umher, die ihm sonst nicht eigen war. Erst nach vielen kläglichen Bitten stellte er seine Mißhandlungen ein und ließ sich bewegen, seinen Lebens- und Liebesfeind, den er bis an den Rand der steilen Wand geschleppt hatte, nicht hinabzuschleudern.

Mit gebrochener Stimme, gefoltert von schwerer Reue, erzählte der tödtlich Verwundete das so eben Geschehene. Der Jammer des braven Jägers war ohne Maß, er rannte von dem Sterbenden weg und kletterte mit Lebensgefahr an das Ufer hinab. Der brausende Fluß hatte das der Tugend geweihte Opfer mitleidig zwischen Klippen gelegt, die aus dem Wasser ragten. Jammernd vor unsäglicher Pein zog der Jäger seine Geliebte an einen sicheren Platz und versuchte Alles, ihr wieder Leben einzuhauchen. Vergebens war sein Mühen: keine Wunde konnte er zwar an ihrem Körper entdecken, unverletzt hatte sie ihm die tosende Flut zurückgegeben, doch der Athem des Lebens war für immer entflohen aus der jugendlichen Hülle. Verzweifelnd, beinahe drohend schaute Johann zum Himmel auf, dann belud er sich mit der Entseelten und trug sie in dumpfer Betäubung ihrer Wohnhütte zu.

Als die Kunde von der traurigen Begebenheit das Dorf durcheilte, gerieth die Bevölkerung der Umgegend in Allarm. In der Nacht noch begaben sich mehre Männer nach dem Orte, wo der Wildschütz in Todesnöthen lag. Durch die Stille der Nacht schallte ihnen von Weitem sein Angstgeschrei entgegen. Ich kann nicht sterben! Himmel, laß mich sterben! Der Fackelschein, welcher beim Nahen der Herankommenden ihn blendete, mochte ihm ein höheres, göttliches Licht dünken, denn er richtete sich rasch auf und streckte die Hände darnach aus. Während ihn die Männer umstanden, riß seinen Leib ein gewaltiges Zucken nieder, er ächzte: Endlich! und verschied.

Die tragische Art, auf welche Franzi dem Tod anheimgefallen war, hatte die Vorurtheile, mit denen die guten, aber beschränkten Leute die Lebende gequält hatten, urplötzlich vernichtet. An ihrem Sarge baten vorzüglich die früher so eifersüchtigen Dirnen unter schweren Thränen ihr jedes Unrecht ab. Man pries sie wie eine Heilige, und mancher leichte Sinn sog aus ihrem Opfertode reinere Gefühle und Grundsätze für ein ganzes Leben ein.

Das Leichenbegängniß wurde mit einer, für diese Gegend unerhörten Feierlichkeit begangen.

Der Jäger Johann, deſſen Haß und Grauſamkeit gegen Wilddiebe ſchon ehedem einen Makel auf ſeinen Karakter geworfen hatte, trieb die Jagd auf dieſelben mit wachſender Unmenſchlichkeit, und erbitterte ſeine Gegner ſo ſehr, daß ſie ſich gegen ihn förmlich verſchworen, ihn in einen Hinterhalt lockten, wo er von vielen Kugeln durchbohrt ſein Ende fand.

Das Lieblingsthier der heldenmüthigen Franzi hatte Johann zu ſich genommen; jeden Morgen lief es nach den Wäldern, mit durchdringendem Geſchrei ſeine Herrin zu ſuchen, und kehrte erſt Abends wieder heim. Endlich kam es nicht wieder, es lag zerſchmettert in einem Abgrunde.

Die Begum Somru.*

III.

Die engliſche Armee, welche unmittelbar darauf den Feldzug eröffnete, lieferte den 2 Auguſt 1763 den Truppen Mir Kaſſims eine Hauptſchlacht, deren kraftvoller Widerſtand in Erſtaunen ſetzte. Einmal ſogar durchbrach der Feind die engliſche Schlachtlinie, bemächtigte ſich zweier Kanonen und griff das 84ſte königlich-großbritanniſche Regiment von zwei Seiten an. Allein man darf wohl nicht erſt hinzufügen, daß die Truppen, welche ſich ſo tapfer zeigten, von Sombre befehligt wurden. Nach vierſtündigem Kampfe blieben jedoch die Engländer Sieger; es war der hartnäckigſte und blutigſte Kampf, der bis dahin in Indien ſtatt gefunden hatte.

Nach dieſer Schlacht zog ſich Mir Kaſſim langſam nach den Feſtungen Oudwa und Monghyr zurück, die ſich vor der europäiſchen Kriegskunſt aber nicht zu halten vermochten; dann zog er ſich nach Patna, ſeiner letzten Beſitzung, junge engliſche Kriegsgefangene ſtets nach ſich ſchleppend, welche zu Anfang der Feindſeligkeiten in ſeine Hände gefallen waren.

Bei der erſten Nachricht, daß die engliſche Armee ſich Patna nähere, ſchrieb er an den engliſchen Befehlshaber: „Wenn Sie noch einen Schritt vorwärts zu thun wagen, ſo ſende ich Ihnen den Kopf des Herrn Ellis und die der andern gefangenen Anführer.“ Hundert und fünfzig Engländer jeden Ranges befanden ſich in der Gewalt des Nawab. Der Major Adam ſchrieb an die Herren Ellis und Hay, welche ſich unter den Gefangenen befanden, daß ſie Alles anwenden möchten zur Flucht, oder daß ſie um jeden Preis ihre Freiheit zu erkaufen ſuchen ſollten, indem er verſprach, ihr Wort einzulöſen. Ellis und Hay antworteten aber in ihrem und der andern Gefangenen Namen: „Wir können nicht entfliehen, allein wir bitten inſtändigſt, Ihre militäriſchen Operationen nicht einen Augenblick aus Rückſicht für uns aufzuſchieben.“

Als nun die engliſche Armee immer näher anrückte, ſah ſich Mir Kaſſim genöthigt, Patna zu verlaſſen; allein ehe dieß geſchah, wollte er ſich das Vergnügen der Rache gönnen. Die Gefangenen, hundert und neun und vierzig an der Zahl, mußten über die Klinge ſpringen, und das Bataillon Sombre war mit dieſer fürchterlichen Exekution beauftragt worden. Sombre ſelbſt that das Aeußerſte und trotzte ſogar perſönlicher Gefahr, um das Blutbad zu hindern; allein es gelang ihm nur, einen einzigen Gefangenen, einen alten Chirurgen, der ſich die Gunſt des Nawab erworben hatte, zu retten. Trotzdem daß Sombre bei dieſer Gelegenheit ſich für die Gefangenen verwendete, haftete doch der Flecken dieſer Barbarei auf ſeinem Namen, und die Engländer verwechſelten Mir Kaſſim ſtets mit Sombre, wenn von dem Gemetzel zu Patna die Rede war.

Nachdem Mir Kaſſim und ſein junger General Patna verlaſſen hatten, flüchteten ſie in die Staaten des Statthalters von Oude, welcher in Perſon in dem Lager des Kaiſers in der Nähe von Allahabad war. Den Flüchtlingen wurde von Seiten des Moguls und ſeines Veziers der ausgezeichnetſte Empfang zu Theil; der Letztere verſchaffte ſogar Mir Kaſſim die Mittel, ein Heer zu werben, und ſo geſchah es, daß im folgenden Jahre, den 3 Mai 1764, der Nawab wieder in Schlachtordnung vor den Engländern erſcheinen konnte. Die Affaire be-

* 3. Lief. S. 38.

gann mit einer lebhaften Kanonade. Sombre griff an der Spitze des Fußvolks und von einer zahlreichen Reiterei unterstützt, die Engländer in der Flanke an, während der Rest seiner Truppen sie zu umgehen suchte, um sie von hinten anzugreifen. Major Carnac befehligte die Engländer, welche ihre gewöhnliche Haltung behaupteten und die Truppen Mir Kassims zurückwarfen. Der Kampf hatte jedoch vom Aufgang der Sonne bis zum späten Abend gedauert, und die erschöpften Sieger konnten ihren Vortheil nicht verfolgen. Sombre hatte seine Leute wieder geordnet und seinen Rückzug vorsichtig in das Werk gesetzt, dann nahm er eine Stellung, Patna gegenüber, ein. Der Vezier war jedoch mit diesem Resultat wenig zufrieden, und eröffnete Unterhandlungen mit den Engländern, welche als erste Bedingung die Auslieferung Sombres und Mir Kassims verlangten. Der Vezier würde hierein gewilligt haben, wenn die Engländer das ganze Bahar geräumt hätten; allein dieß wurde entschieden verweigert, und so blieb es beim Alten und der Vezier ging mit seinem Heere über den Ganges.

Am 15 September desselben Jahres standen sich dieselben Feinde wieder gegenüber. Allein die Engländer kommandirte jetzt der Major Munro. Der Kaiser, der Vezier von Oude und Mir Kassim befanden sich bei dem Feinde, allein Sombre, an der Spitze seines disciplinirten Corps, war der eigentliche Chef und die Seele des Ganzen. Gegen neun Uhr des Morgens begann ein allgemeines und sehr lebhaftes Feuer von beiden Seiten. Sombre griff an der Spitze seiner Cipayen, die sogleich an der geregelten Haltung kenntlich waren, mehre Male die Engländer an. Die Truppen des Veziers und des Kaisers wurden dadurch ermuthigt, ein Gleiches zu wagen. Allein auch dießmal scheiterte der Angriff gegen die europäische Uebermacht und die Kaltblütigkeit der Briten. Nach fruchtlosen Versuchen mußte sich das indische Heer zurückziehen. Munro verfolgte es heftig, aber Sombre und sein unverwüstliches Häuflein sperrten ihm den Weg.

Es gelang dem unerschrockenen Abenteurer, ein Ponton zu erreichen, welches die Engländer über einen reißenden Strom geschlagen hatten, und so erhielt er die Trümmer des kaiserlichen Heeres. Sombre hatte in diesem Treffen mehrmals sein Leben gewagt, allein ein Indianer hatte zweimal ihn gerettet, indem er ihn mit dem eigenen Körper deckte. Es war Raja-Ram, der jedes Avancement ausschlug, um seinen Herrn als einfache Ordonnanz begleiten zu können. Man hat solche Beispiele oft schon im Kriege erlebt.

Der Ruf von Sombre's Heldenmuth verbreitete sich über ganz Hindustan, und der französische General durfte unter den Fürsten wählen, die ihn sämmtlich bereitwillig in Dienste genommen hätten. Nachdem er unter dem Kaiser, dem Vezier von Oude und vielen andern Fürsten des Landes zwölf Jahre hindurch die Truppen befehligt hatte, finden wir ihn endlich in dem Reiche Sardannah wieder, welches damals auf den Karten Hindustans noch nicht einmal verzeichnet stand. Sombre sollte dazu beitragen, das kleine Königreich berühmt zu machen.

Kaum war Sombre der General der Königin geworden und der Theilhaber der höchsten Macht, so entsagte er dem Kriege, da er wohl sah, daß er mit den geringen militärischen Kräften, über die er gebieten konnte, nichts Großes vollbringen konnte; er wendete sich dafür gänzlich zur Diplomatie hin. Er fand, daß aus dem Wachsen der englischen Macht, für die verschiedenen Staaten Indiens die größte Gefahr entstehe, und sann daher auf Mittel, sie durch feindselige Bündnisse zu bekämpfen, oder mindestens doch einzuschränken. Sein System bestand darin, an jedem Hof von einiger Bedeutung einen Kern von Franzosen zu bilden, denen er die Hand reichen konnte. Er empfahl Scindiah die Talente des Generals von Boigne, und dieser Mahrattenfürst zog aus ihnen einen solchen Vortheil, daß er, trotz der Unglücksfälle, welche seinen Lebensanfang betrafen, dennoch als einer der mächtigsten Herrscher Indiens starb. Eben so brachte er den bekannten Raymond zu dem Nizam nach Hyderabad, der während mehrer Jahre ihm die besten Dienste leistete. Der Einfluß Sombre's reichte sogar bis an die Höfe von Hyder Ali und Tipu in Mysore. Sonach hielt er die Fäden eines ungeheuern Netzes in seiner Hand, welches zwar der englischen Kompagnie hie und da zu zerreißen gelang, das jedoch immer wieder durch die unermüdliche Thätigkeit des Gemahls der Begum vervollständigt wurde.

Sombre hielt die Unterjochung Indiens auf, er befeſtigte den kleinen Thron, auf welchem er ſelbſt ſaß, und er begünſtigte die Intereſſen Frankreichs, wenn gleich Frankreich damals die Miſſion nicht zu begreifen fähig war, welche es in Indien zu übernehmen hatte.

Bereits neun Jahre waren verſtrichen, ſeitdem Sombre in Sardannah war, und der große Staatsmann, welcher damals an der Spitze der engliſchen Niederlaſſung ſtand, hatte längſt die Quelle aller Unfälle entdeckt, welche dieſe von verſchiedenen Punkten bedrohten. Warren Haſtings ſah voll Verwunderung eine unüberſteigliche Schranke zwiſchen ihm und dieſem obſcuren Abenteurer ſich erheben, der ihm überall auf dem Wege zum Ruhme begegnete. Er wollte ſich ſeiner entledigen, und der Unterricht Clive's hatte ihn nicht über die Mittel, zu dieſem Ziele zu gelangen, lange zweifelhaft gelaſſen. Die erſten Verſuche, die er unternahm, mißglückten jedoch; ein unerwarteter Zufall ſollte ihm darin beſſer dienen.

Ein junger Mann, Namens Dyce, der wegen einer für ihn nicht untadelhaft beendigten Ehrenſache, ſein Regiment in der engliſchen Armee hatte verlaſſen müſſen, hatte ſich dem Guvernör vorgeſtellt, um durch das Gelingen irgend eines verzweifelten Handels, dem er ſich zu unterziehen wünſchte, wieder den Zutritt in die Geſellſchaft zu erhalten, welche ihn gerechterweiſe ausgeſtoßen hatte. Das gute Ausſehen des jungen Mannes, ſeine Gewandtheit und ſein Muth, nahmen Haſtings ein. Dyce wurde beauftragt, ſich an den Hof von Sardannah zu begeben, um dort eine Intrike zu beginnen, welche die Kompagnie von ihrem gefährlichen Widerſacher befreien konnte. Es war nicht möglich, für einen ſolchen Auftrag ein ſchicklicheres Werkzeug zu wählen. Mit dem angenehmſten Aeußern verband Dyce die anmuthigſten Manieren und eine ritterliche Haltung. Er mußte gefallen. Er hatte ſich übrigens ſchwer über die von ſeinen Landsleuten über ihn verhängten Verfolgungen zu beklagen, und dieß mußte ſchon Sombre für ihn einnehmen, der von den Engländern auch oft genug verläumdet worden war.

Der Erfolg erfüllte, was Haſtings erwartet hatte. Kaum war Dyce mit Sombre bekannt geworden, ſo wußte er ſich ſeine Theilnahme in hohem Grade zu gewinnen. Sombre, der die Eiferſucht nicht kannte, und ſich ſeiner eigenen, früheren Schickſale lebhaft erinnerte, ſchloß ſich dem jungen Manne an, und gab ihm eine Stelle in ſeinem Heere. Als er bald darauf verreiſen mußte, um mit den benachbarten Fürſten Verträge abzuſchließen, übergab er ſeinem Freunde, der gleich ihm ja ein Europäer war, den Befehl über die Leibwache.

Mit der Ankunft Dyce's an den Hof von Sardannah beginnt eine neue Epoche in dieſer Erzählung. Sombre hatte nicht daran gedacht, daß Dyce in ſeinem jetzigen, ihm von Jenem übertragenen Amte, oft in den Fall kommen werde, die Königin und ihre Frauen zu ſehen, und daß hieraus eine gefährliche Vertrautheit ſich geſtalten könnte. Wir fallen jetzt aus den Erwähnungen aus der politiſchen Geſchichte Hinduſtans wieder in den Bereich des Romans. Unſere Leſer kennen bereits alle Perſonen des myſteriöſen Drama's, welches vor ihren Augen ſich enthüllen ſoll. Hier eine Fürſtin, mit jener Leidenſchaft, die man mit zwanzig Jahren unter Indiens glühendem Himmel empfindet; neben ihr ein tapferer, vertrauenvoller Krieger; zwiſchen Beiden ein junger Mann, welcher mit dem hartnäckigen Egoismus des Engländers, Liſt und Schlauheit, die beſtechenden Formen der Jugend und alle Hülfsmittel der Verführung verbindet. Die Entwickelung kann ſchon errathen werden.

Die Abweſenheit Sombre's ſollte lange dauern. Er hatte an der Gränze mit den Rajahs von Pattiala und Khytal gewiſſe Gebirgsſtreitigkeiten zu ſchlichten. Die Unterhandlungen zogen ſich noch mehr in die Länge, als er anfänglich glaubte, und nachdem ſeine Abweſenheit bereits Monate gewährt hatte, ſchien ſeine Heimkehr noch weit hinausgeſchoben.

Es war die Jahreszeit der großen Hitze; der Körper fühlt ſich alsdann ermattet, der Kopf leer und die wilden Leidenſchaften gähren. Die Königin ſuchte vergebens den gefährlichen Einfluß der Einſamkeit und Langeweile zu bekämpfen. In dem geheimnißvollſten Verſteck des Palaſtes lebte ſie zurückgezogen und befragte unaufhörlich ihre Lieblingsſclavin Ayeſcha über den Karakter und die Lebensweiſe des intereſſanten Fremdlings. Eine einzige dieſer Unterredungen wird uns über

die Gemüthsstimmung der jungen Begum hinlänglich aufklären können.

Wir wollen in jene Gemächer eindringen, welche die Fürstin in ihrer Zurückgezogenheit bewohnt. Wir gehen durch einen weiten Saal, dessen Bogen sich nach einem Hofe öffnen, welchen viele Zellen umgeben, zu denen Alleen der ausgesuchtesten Pflanzen führen, die einen betäubenden Wohlgeruch ausströmen. An der reichen Architektur, den lebhaften Farben, mit welchen Mauern und Decken bekleidet sind, den prächtigen Springbrunnen, welche aus marmornen Becken aufsteigen, erkennt man jene Reihe von Gemächern, die in den Palästen Indiens, der Rang-mahal, oder die gemalte Gallerie genannt werden, in welcher sich gemeinhin die Frauen aufhalten. Ein Schritt weiter bringt uns in den eigentlichen Salon der Königin. Hier erblicken wir einen Divan, in Gestalt eines Triumphwagens, auf Rädern mit einer Deichsel, Alles von prächtigem Lack überzogen und mit Pferden, Pfauen und fabelhaften Vögeln bemalt. Das Holz ist wunderbar geschnitzt und mit eingelegten Edelsteinen geziert. Die Königin liegt hingegossen auf diesem Divan; ihre Schönheit und ihr reicher Schmuck machen sie vor Allen kenntlich. Zu ihren Füßen sitzt Ayescha, in einer Jacke von einfachem weißem Musselin und einem Pantalon, der oben weit, sich vom Knie bis zum Knöchel dem Beine anschmiegt. Sie fächelt ihrer Gebieterin Kühlung zu.

Ayescha, meine kleine Schwester, spricht die Fürstin mit schmachtendem Tone, weißt Du nichts, um mir damit die Zeit zu vertreiben? Erzähle mir ein Liebesgeschichtchen.

Ach, theuerste Gebieterin, wenn ich Dir von Leila und Medschnun erzähle, so gibst Du nicht Achtung; Deine Gedanken sind anderswo.

Weil ich alle diese Geschichten schon auswendig weiß. Um mich zu erheitern und mich diese erstickende Hitze vergessen zu machen, bedarf es anderer Geschichten als die, mit denen man mich schon als Kind in den Schlaf sang.

Alles wäre doch vergebens, sagte die Vertraute kopfschüttelnd, und wenn ich alle Geschichten des Kissago wüßte! * Das Herz meiner Königin schweift weit ab; es weilt bei dem Gatten. Was ist eine Frau ohne ihren Mann? Ein Körper ohne Seele. Der Geliebte ist das Nuhr e chasm * seiner Geliebten. Der Saheb hat ja doch geschrieben, daß er bald heimkehren werde.

Nein, mein Kind, er darf noch nicht daran denken. Unsere Sicherheit verlangt es, daß er noch an der Gränze verweile. Ich will von meinem Gatten auch nicht sprechen. Es macht mich traurig; er wird kaum vor der Regenzeit wieder heimkehren. — Was sagtest Du mir doch diesen Morgen vom Chevalier Dyce!

Meine Gebieterin bemerkte, wie ich glaube, daß er trefflich zu Pferde sitze.

Wie alt ist er wohl?

Etwa vier und zwanzig Jahre.

Im Vertrauen — hast Du nicht gehört, ob er eine Frau in seinem Zenana aufgenommen habe?

Nein, sein Diener Thamas-Kuli, der beständig um ihn ist, behauptet, daß er das Leben eines Fakirs oder Joghis führe —

Das ist sonderbar.

Er verachtet die Frauen. Keine Frau soll er seiner Liebe würdig finden —

Ayescha, sprach die Begum nach einigem Nachdenken, ich glaube, daß ich jetzt werde schlafen können. Du kannst gehen. Noch Eins. Später werde ich dem Befehlshaber meiner Leibwache einige Befehle zu geben haben. Bestelle den Engländer hierher; ich will ihn diesen Abend sprechen.

Wo und zu welcher Stunde? fragte die Sklavin ängstlich aufhorchend.

Hier, nach dem Gebet.

Unglücklicher Weise für Sombre hatte der Abenteurer, welcher der Gegenstand des Gesprächs war, schon in der Seele der Begum gelesen. Da er weder die Zweifel noch den Enthusiasmus der Leidenschaft empfand, weil er die Fürstin nicht wirklich liebte, so hatte er sie ruhig beobachtet und wußte genau, welche Gefühle er ihr eingeflößt hatte. Sombre's Bild war keineswegs aus dem Herzen der Begum verschwunden; sie hing vielmehr mit festen Banden an ihm; allein er herrschte nicht mehr allein über sie. Ein anderes Bild, jünger und schöner, Dyce's Bild, hatte sich ihm zugesellt. Dieses hatte sich besonders der Einbildungskraft der Begum

* Kissago, der wandernde Mährchenerzähler.

* Licht der Augen.

bemächtigt; allein wäre Sombre zurückgekehrt, so würden dieſe ſtrafbaren Gedanken bald erſtickt worden ſeyn. Der Engländer hatte ſeine Lage vollkommen richtig beurtheilt; er ſah ein, daß wenn er die ihm anvertrauten Aufträge vollführen wollte, er keinen Augenblick zu verlieren habe. Er zögerte daher nicht. Ohne lange über die Mittel mit ſich zu Rathe zu gehen, wollte er ſeinen Zweck erlangen, und er erlangte ihn. Sombre verlor, weil die Fürſtin ſich langweilte; es war mehr ein Verrath, den die Sinne begingen, als ein Verrath des Herzens. Die Fürſtin betrachtete ihr Leben wie einen aus dem Ufer getretenen Fluß, der eines Tages wieder ſeinen ruhigen Lauf beginnen wird. Das aber iſt nicht der Weg, den die Leidenſchaften nehmen; haben ſie einmal die Dämme überflutet, ſo können ſie zwanzig neue Wege einſchlagen, nie aber werden ſie ihren frühern Lauf wieder beginnen. Ihre größten Verirrungen ſind auch die dauerndſten.

Sombre kehrte zurück, als die Zuneigung der Begum für den jungen Engländer bereits einen hohen Grad erreicht hatte. Dieſer ſollte ein Kommando an der Gränze übernehmen und bald dahin abreiſen; dieß regte die Leidenſchaft der Königin noch ſtärker auf. Von unerträglichen Qualen gefoltert, indem ſie ihre Liebe auf das Eifrigſte zu verbergen bemüht ſeyn mußte, um den Argwohn ihres Gatten nicht zu wecken, überkam ſie ein fürchterlicher Gedanke, den ſie anfänglich mit Abſcheu zu erſticken ſuchte, der aber immer wieder kehrte und endlich ihren Geiſt erfüllte. Er war einſt erſtanden, als Dyce, vor Sombre's Rückkehr, als Weib verkleidet aus den Gemächern der Königin entflohen war. In einem der Gänge, welche zu ſeinem Pavillon führten, begegnete er einem Feinde, der ihm ſchon lange auflauerte. Es war Raja-Ram, der treue Diener Sombre's, welcher ſeinen Herrn rächen wollte und ſich mit ſeinem Dolche auf den Engländer geſtürzt hatte. Auf den Lärm, den das Handgemenge der beiden Männer machte, eilte die Begum hinzu, und in ihrer erſten Entrüſtung überhäufte ſie den Indianer mit Schmähungen.

Geduld! murmelte dieſer, der Herr wird bald zurück ſeyn.

Die Begum kam durch dieſe Worte außer ſich: Wenn ein Verräther ſprechen ſollte, ſo wird der Herr und der Sklave des Todes ſeyn, ſchrie ſie.

Zwar lag ein ſolcher Gedanke ihrer Seele noch fern, allein dennoch führte der Augenblick zu ſeltſamen Kombinationen. Sombre liebt mich mit glühender Leidenſchaft, ſagte die Herrſcherin zu ſich ſelbſt; das Leben hat nur Werth für ihn, um es mit mir zu genießen; ohne mich, ohne meine Liebe, muß ihm das Leben unerträglich werden. Wenn er in dieſem Augenblick ſtürbe, da er ſich noch von mir geliebt wähnte, ſo könnte ſein Abſchied vom Leben noch ſanft ſeyn; wenn er hingegen leben bliebe, um ſeine Enttäuſchung zu gewahren, ſo ſtürbe er von entſetzlichen Qualen gefoltert. Wie alle Weiber, nahm die Begum die Liebe von der ernſten Seite und hielt dafür, daß ſie das Wichtigſte im Leben ſei. Ihr Gatte mußte nun alles Glück des Lebens aufgeben, weil ſie ihn zu lieben aufgehört hatte, die Gegenwart erſchien entſetzlich, und die Zukunft ohne Hoffnung. Es wäre ein falſches Mitleid geweſen, ihn leiden zu laſſen; es war Gnade, ſeinen Tod zu beſchleunigen. Sombre ſollte von dem Gaſtmahle des Lebens aufſtehen, wenn er noch von ſeinem herrlichſten Weine berauſcht war. Er ſollte vorangehen, um ſeine Geliebte in dem Jenſeits zu erwarten, von dem er ihr ſelbſt erzählt hatte, und das ſie durch ſeinen Glauben kennen gelernt. Dort wollte ſie ihn wiederfinden, einen heitern und ruhigen Freund, und mit ihm vor einen erbarmungsreichen Gott treten, welcher der menſchlichen Schwachheit vergibt.

Um die vollkommenſte Ausführung ihrer Projekte zu ſichern, mußte die Begum eine ſeltſamere Rolle, wie einſt Marino Faliero ſpielen; ſie mußte eine Verſchwörung gegen ihre eigene Macht anzetteln. In dieſer Verſchwörung mußte es, wie in einer jeden, Wiſſende und Getäuſchte geben, und daher zog ſie ihre wüthendſten Gegner, ſo wie ihre treueſten Anhänger hinein. Nachdem ſie Raja-Ram entfernt hatte, übergab ſie die Leitung des Ganzen an zwei Offiziere, welche bedeutende Befehlshaberſtellen im Heere bekleideten, der Eine ihr Nährvater, der Andere ihr Milchbruder, die eine blinde Ergebenheit für ſie beſeelte. Mit dieſen beiden Vertrauten verabredete ſie im Voraus den ganzen Gang des Drama's, deſſen Held und Schlachtopfer ihr Gatte ſeyn ſollte.

Durch eine in Asien so gewöhnliche Staatsumwälzung sollte die Begum plötzlich scheinbar ihre Macht verlieren und von ihren Truppen verlassen, in der Flucht ihr Heil suchen. Hier, zwischen Tod und Sklaverei schwebend, wollte sie ihrem Gatten den Vorschlag machen, zusammen zu sterben. Sie würde sich den Tod geben, und auch er sollte ein Gleiches thun.

Die Nacht, in der die Ausführung des Planes vor sich gehen sollte, erschien. Es war eine stürmische; die leichte Kolonnade des orientalischen Kiosks erbebte vor der Gewalt des Windes; der Regen strömte in Güssen herab und Blitze und furchtbare Donnerschläge erfüllten die Luft. Von einer fieberhaften Ungeduld aufgeregt, wandte sich die Begum zu ihrem Gatten; Sombre suchte vergeblich ihre schwarzen Gedanken zu entfernen. Plötzlich erschallte der Ruf der äußersten Schildwachen in das Gemach der Königin. Gleich darauf vernahm man einen Schuß, dann noch einen. Wildes Geschrei und Jammerruf erfüllte die Vorhallen des Palastes. Sombre springt vom Lager auf und kleidet sich an; er ergreift einen Säbel, die Begum an seiner Seite, mit einer Pistole in der Hand. Sie will ihm folgen. In diesem Augenblick dringen zwei Männer in das Zimmer; der Eine ist mit Blut bedeckt und fällt zu den Füßen der Fürstin nieder, indem er mit sterbender Stimme ihr zuruft: Der Feind ist da! Fürstin flieht! (**Muschman ata hac bibi, daoro!**) Nachdem er das gesagt, gibt er den Geist auf. Der Andere ist der Begum Milchbruder. Er hält Sombre zurück, der hinaus in den Kampf eilen will.

Du bist verrathen, spricht er, das Volk ist gegen Dich. Es hat der Königin nie vergeben, daß sie einen Mann einer fremden Kaste zum Gemahl gewählt, und den katholischen Glauben angenommen hat. Die Brahmanen stehen an der Spitze der Bewegung. Man will den Tod von Euch Beiden. Kaum bleibt Euch noch Zeit zu entfliehen. Noch ist der Ausgang des Gartens frei; bald wird man aber auch ihn besetzen. Dort werdet Ihr einen Palankin finden, nebst den Trägern für die Fürstin, ein Pferd für Dich, endlich fünf ergebene Diener zu Pferde als Begleitung. Ich übernehme es, den Kampf zu verlängern und so Euere Flucht zu decken. Ich lasse mich tödten, wenn ich Euch dadurch retten kann. Vertraut meiner Aufrichtigkeit und folget mir!

Aus Berlin.

10 Januar.

†† Das abgelaufene Theaterjahr 1845 weist besonders in finanzieller Hinsicht die glücklichsten Resultate auf. Herr von Küstner hat es durch die außerordentliche Regsamkeit und Beweglichkeit, welche er vornehmlich in der letzten Zeit seiner Verwaltung entfaltet, verstanden, die immer wachsende Theaterlust der Berliner in beständigem Reiz zu erhalten und stets volle Häuser und volle Kassen daraus zu schaffen, welche letzteren denn doch die eigentliche Seele der heutigen Bühnenzustände sind. Der Finanzabschluß des königlichen Theaters für das Jahr 1845 soll Ergebnisse liefern, wie dieselben noch zu keiner Zeit dieses Instituts stattgefunden haben, indem die Gesammteinnahme dieses Jahres sich auf ungefähr 224,000 Thaler beläuft, wodurch sie die Durchschnittseinnahme der deutschen Vorstellungen, in einem dreizehnjährigen Zeitraum, von 1829 bis 1841, um mehr denn 60,000 Thlr. überschreitet. Die höchste Einnahme, welche das königliche Theater früher gehabt hatte, war unter der Verwaltung des Grafen von Brühl im Jahre 1822, wo sich die Einnahme auf ungefähr 200,000 Thaler belief, welches Resultat damals besonders durch Weber's Freischütz hervorgerufen wurde, der in jener Zeit eine so große volksthümliche Anziehungskraft in Berlin ausübte. Damals aber faßte das alte Opernhaus 200 disponible Plätze mehr, als das gegenwärtige, neu erbaute, und konnte mithin auch höhere Einnahmen gewähren. Man sieht aber aus diesen Ergebnissen, daß die Theaterlust der Berliner, besonders in der gegenwärtigen Zeit, wo der hiesige Fremdenverkehr so bedeutend gewachsen, eine ungemein ergiebige Quelle ist, die durch zweckmäßige Anstrengungen und Unternehmungen noch bei weitem reicher ausgebeutet werden könnte. Die königlichen Theater reichen jetzt durch ihren Raum nicht mehr aus, um die Berliner Theaterbedürfnisse zu befriedigen, da nicht nur an den Abenden, wo Jenny Lind singt, sondern auch bei jeder nur irgend Interesse erregenden Darstellung der Zudrang so groß ist, daß oft mehr als die Hälfte der Billetbegehrenden abgewiesen werden muß. Ein neues Theaterunternehmen, zu welchem die Lust der Bevölkerung von selbst hindrängt, würde daher in Berlin jetzt außerordentlich lohnen und den bedeutendsten Ertrag gewähren, vorausgesetzt, daß es von kunstverständiger Hand, mit einigermaßen höherem Geschick und mit Kenntniß des Berliner Publikums, geleitet werde. Denn daß es auch in Berlin Theater geben kann, die nichts als leere Räume aufweisen, zeigt in diesem Augenblick mehr als je das hiesige Königstädtische Theater, wo nur noch der gemüthreiche und humoristisch be-

wegliche Franz Wallner einiges Leben verbreitet, das aber unter der gegenwärtigen Direktion der hinterbliebenen Cerf'schen Familie immer mehr dem kläglichsten Verfall entgegen geht.

In Potsdam fand gestern eine wiederholte Aufführung von Racine's „Athalie," mit der neuen Musik von Mendelssohn-Bartholdy, und zwar nicht im Palaistheater des Königs, sondern im städtischen Schauspielhause für ein zahlendes Publikum statt. Die Potsdamer, die mit den Berlinern ohnedieß in einer natürlichen Spannung und Rivalität leben, sind dadurch vor den letztern eines enormen Vorzugs theilhaftig geworden. Berlin hat nämlich seine Opposition, welche es vor vier Jahren gegen das fromme Racine'sche Stück im hiesigen Opernhause an den Tag legte, bis jetzt damit büßen müssen, daß ihm die Darstellung dieses Drama's auch in der neuen Form, in der es kürzlich zuerst in Charlottenburg wieder zur Aufführung kam, entzogen worden ist, wogegen jetzt Potsdam allein mit dem auserwählten Genusse begnadigt wurde. S. M. der König hat inzwischen nicht aufgehört, sich mit einer immer würdigeren theatralischen Herstellung dieses seines Lieblingsstücks zu beschäftigen, und so hatte er dießmal, nach einer vorausgegangenen Berathung mit Humboldt und Tieck, bestimmt, daß die Scenerie des griechischen Theaters für die Athalie angewandt werden solle. Es wurde daher das Stück gestern in Potsdam mit der Scene der griechischen Tragödie gegeben, worüber sich Racine selbst wahrscheinlich am meisten gewundert haben würde, wenn nicht auch er am Ende hätte zugestehen müssen, daß seine so umfangsreichen und anspruchsvollen Chöre, welche jetzt durch die Mendelssohn'sche Musik einen noch größeren Raum einnehmen, keine schönere, symmetrische Aufstellung hätten erhalten können. Aber diese ganz räumliche Zweckmäßigkeit abgerechnet, kann doch in dem geistigen Eindruck nichts Widerstrebenderes und Befremdlicheres gedacht werden, als die Einrichtung der griechischen Bühnenverhältnisse bei einem Drama, das vorzugsweise in der Frömmigkeit des modernen Gemüths und in dessen Innerlichkeit und Ueberschwänglichkeit wurzelt. Die neuliche Charlottenburger Aufführung, wo die Chöre terrassenartig auf der Bühne selbst aufgestellt wurden, machte in dieser Hinsicht einen bei weitem günstigeren Eindruck. Bemerkenswerth ist aber noch, daß der Komponist, Herr Felix Mendelssohn, gegen diese Aufführung seiner Musik für Geld anfänglich Protest eingelegt hat, da er sie nur für das Privatvergnügen des Königs auf dessen persönlichen Wunsch geschrieben habe. Im Ganzen kann man dieser Ansicht nicht Unrecht geben, da man sich allerdings Produktionen denken kann, welche der Künstler zur Befriedigung einer Laune, entweder der seinigen oder einer fremden, hinwirft, und die er zur öffentlichen Ausstellung nicht für geeignet hält, weil sie vielleicht überhaupt den reinen Zwecken und Aufgaben der Kunst selbst nicht entspricht.

Die erneute Aufführung von Spontini's „Vestalin" hat bei dem Berliner Publikum die lebendigste Theilnahme erregt und ist, kann man sagen, mit einem stürmischen Enthusiasmus begrüßt worden. Der verstoßene und vielgeschmähte Meister Spontini selbst hat dadurch von Berlin eine Ehrenerklärung empfangen, die nicht glänzender und genugthuender seyn konnte, und die auch im Interesse der Kunst um so erfreulicher genannt werden muß, als unser Publikum in der Vestalin wieder einmal zum Genuß einer ächten und gesunden Musik gelangt ist, die ihm den Unterschied von so manchem Krankhaften, Raffinirten und Ueberreizten, welches ihm von anderer Seite her für Musik geboten wird, zum Bewußtseyn bringen konnte. Spontini wird uns immer als ein ursprünglicher Genius erscheinen müssen, wo wir Meyerbeer nur für einen genialen Industriellen gelten lassen können. Jenny Lind sang die Julia, in vielen Einzelnheiten unübertrefflich schön, aber im Ganzen war sie eben so wenig eine Spontini'sche Vestalin, wie sie eine Mozart'sche Donna Anna gewesen. Sie ist immer nur die blonde, gemüthvolle, zartsinnige Schwedin, die ihr schönes, sprödes Naturell nicht in ihr fremde Gestalten umwandeln kann.

Laube's „Gottsched und Gellert," worin Prinz Heinrich von Preußen vorkommt, ist durch einen Ministerialbefehl mit Anwendung des bekannten Gesetzes, welches Mitglieder und Verwandte unseres königlichen Hauses auf der Bühne darzustellen verbietet, für sämmtliche preußische Bühnen verboten worden, und kann mithin auch auf der Berliner Bühne, für die das Stück bereits ausgetheilt gewesen, nicht gegeben werden. Ein ähnliches Schicksal besorgt man für Gutzkow's neu eingereichtes Stück „Anonym," welches die Händel des bekannten Herzogs York mit dem britischen Parlament behandelt. Dieser Herzog York ist aber mit dem Königshause verwandt, da er sich im Jahre 1791 mit einer Tochter Friedrich Wilhelms II von Preußen verheirathete. Unsere Bühnendichter werden aber künftig wohl thun, sich niemals ohne den genealogischen Kalender in der Hand auf ihren Pegasus zu setzen.

Die neue Einrichtung der Tantieme, welche unsere Bühnendichter dem Herrn v. Küstner verdanken, hat sich im vergangenen Jahr an einigen hervorragenden Beispielen sehr zu Gunsten der originalen Bühnenproduktion bestätigt. So empfing Gutzkow für 17 Vorstellungen seines „Urbild des Tartüffe" eine Tantieme von 852 Thalern, Charlotte Birch-Pfeiffer für 16 Vorstellungen der „Markise von Villette" (welche innerhalb der letzten vier Monate gegeben wurden) 824 Thaler, Lachner für 8 Vorstellungen seiner Oper „Katharina Cornaro" (bei der er zugleich Eigenthümer des Buches ist) 760 Thaler. Dieß sind ganz hübsche, und für die deutschen Bühnenverhältnisse recht ahnsehnliche Summen.

Randglossen und Anderes.

*** Da die Redaktöre politischer Blätter sich jetzt auch mit der Belletristik in ihren Spalten oder Beiblättern befassen, so können wir andern Belletristen auch von ihnen verlangen, daß sie nicht Folgendes durchpassiren lassen: „Die in der Allg. Zeit. veröffentlichten Skizzen aus Hannover, Bremen und Hamburg haben, wie man aus der Unterschrift ersieht, den bekannten Reiseschriftsteller J. Gustav Kühne zum Verfasser.“ Ohne uns in eine Erörterung über die Verdeutschung des Wortes Tourist hier einzulassen, fragen wir nur, wie paßt diese Bezeichnung für den Verfasser der Quarantaine im Irrenhause, der Klosternovellen, mehrer Dramen, der Sospiri u. s. w.? Schämt Euch doch, Ihr Herren, die Franzosen beschäftigen sich jetzt ernsthaft mit der deutschen Literatur der Zeitgenossen, und Ihr lernt nicht einmal ihre Namen und Büchertitel kennen. — Es ist möglich, daß uns der Redaktör in seinem nächsten Blatte selbst zurecht setzt und offen gesteht, er habe Mügge und Kühne verwechselt, weil Beides zweisylbige Namen sind und die erste Sylbe das ü hat. Führen wir ihm dann wieder vor das Gemüth, daß Mügge auch nicht zu den Touristen zu zählen sei und Romane und Novellen genug geschrieben hat, um als Dichter bezeichnet zu werden, so wirft sich der Mann wieder in die Brust und wirft uns vor, wir seien Kleinkrämer und Linsenklauber, er habe Mundt gemeint, der ja auch mit M. anfange. Am Ende sind wir überführt, daß wir Unrecht hatten, und daß der fragliche Redaktör allerdings mehr von deutscher Literatur der Gegenwart wisse, als wir anfänglich voraussetzten. So überführt man und so behält man das letzte Wort!

*** Sonderbar, wie verschieden der Geschmack an der Küste der Nordsee und am Saume des Schwarzwaldes! Der Confusionsrath, nach dem Französischen von Friedrich, der in Karlsruhe als Lückenbüßer angesehen wurde, riß in Oldenburg „das volle Haus zu tumultuarischem Beifall“ hin.

*** Die Wiederbelebung des Tartüffe auf unsern Bühnen, durch Gutzkow's geistreiches Stück, verleiht folgender Notiz einiges Interesse: Im vorigen Jahrhundert gehörte die Rolle des Tartüffe in Frankreich zu dem Emploi der Bedienten. Augé spielte ihn am théatre français und hatte großen Ruf in dieser Rolle. Eine Kritik aus jener Zeit sagt von ihm: Er besaß ein bewundernswerthes Gesicht für Spitzbuben. Im vierten Akte erregte seine sinnliche Glut fast Entsetzen; mit geöffneten Armen nahte er sich Elmiren, gleichsam bereit, seine Beute zu erfassen. Nur in wenigen Scenen störte es, daß man den Schauspieler im Mantel des Crispin zu sehen gewohnt war. — Später ging der Tartüffe in die Hände der Schauspieler des ersten Emploi's über. Molé und Fleury gaben ihn aber vielleicht zu finster. Geffroy, der letzte Darsteller, umhüllt die Heuchelei mit mildem Anstriche, und gibt die Rolle fast unter eleganten Formen. Dieß geht aber offenbar zu weit.

*** Der Bruderzwist von Kotzebue, gewiß ein schwaches Stück, das sich lange auf dem théatre français gehalten hat, ist jetzt auch dem Repertorium des théatre de l'odéon einverleibt worden. Es führt den Titel „les deux frères.“

*** Republikanisch. In der Weserzeitung lesen wir: Im Hannöverschen zum Beispiel schlägt man die Inquisiten nur dann, wenn sie in ihren Aussagen auf Lügen ertappt werden. Da hat die immer entwürdigende Leibesstrafe doch wenigstens einen haltbaren Rechtfertigungsgrund. Bei uns in Hamburg nehmen sich nicht selten schon die untersten Polizeibeamten heraus, auf den Inhaftirten, ehe noch von einem in den Rechtsformen abzuhaltenden Verhör die Rede seyn kann, mit Fäusten und Stöcken loszuschlagen. — Haslinger for ever!

*** Der Dr. Bernhard, welcher kürzlich in Berlin starb, war derselbe, der in Smyrna eine Zeitschrift „La Peste“ herausgab. Er hatte sich die Pest impfen lassen und stellte im Orient die gründlichsten Forschungen über diese Krankheit an.

*** Beschort, der einst berühmte Schauspieler aus der Iffland'schen Zeit, ist in hohem Alter zu Berlin gestorben. Seine jugendlichen Liebhaber und Helden, seine feinen Lebemänner, die er mit großer Anerkennung gab, sind der jetzigen Generation, und selbst den Aeltern unter ihr, nicht anders als nur nach Hörensagen bekannt. Den Egmont Beschort's legte Iffland einer Abhandlung in seinem Almanach zu Grunde. Ich selbst erinnere mich, Beschort nur in Weiße's Oper „die Jagd,“ als Fürsten, und als Narr in Kotzebue's Deodata zu Berlin gesehen zu haben. Später, als vor seiner Zurückgezogenheit von der Bühne, noch der verstorbene König von Preußen Beschort wieder einmal in der Rolle eines sogenannten alten Chevaliers sehen wollte, wurde mein kleines Lustspiel: „Es ist die rechte Zeit,“ gewählt, in welchem eine solche Rolle ist, die der Künstler so auszustatten wußte, daß die Kleinigkeit günstig aufgenommen wurde. A. L.

Das dritte Modebild als artistische Beilage.

Ausgegeben am 26 Januar 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I. Band. 7. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Das Aennchen von Prag. Novelle von Julius Eysen. I. — Die Begum Somru. IV. — Randglossen.

Das Aennchen von Prag.

Novelle

von

Julius Eysen.

I.

1.

Wunderbar! wie einem eine halb vergessene Vergangenheit plötzlich so nahe, so lebendig vor die Seele treten kann, und — o mein Gott! — Alles in diesem neuen milden Lichte. Warum hab' ich die Sachen nicht vor zehn Jahren so gesehen? Wie viel Kummer wäre uns erspart worden! Aber man ist oft Jahre lang so blind, so blind!

Es ist eins der seltensten und reizendsten Wunder des Traums, daß man in eine fremde Seele sieht. Du faßest hier und Alles war so klar und offenbar: ich kam mir wie ein Unsinniger vor, daß ich je an Dir gezweifelt habe. Aber Du warst so mild und gut; Du hast mir Alles verziehen, ich las in Deinen lieben Augen. Wie gut, wie harmlos und innig gut ein sterblicher Mensch dem andern seyn könne, das wußte ich so noch nicht; das sah ich erst aus Deinem Lächeln, aus Deinem Blick — nein, aus Deinem ganzen Wesen, das durchsichtig, die höchste Liebe und Huld, mir wie eine Sonne entgegen lachte.

Das erste Mal ist es nicht, daß Deine Seele mir nahe trat; dieß war ja gerade das Wunderbare und Räthselhafte zwischen uns; aber lange hab' ich Dich nicht gesehen, und so schön und klar, Du Gute, noch nie.

Wie ist mir so leicht und wohl! Im Herbst ist die Natur am schönsten. Die letzten warmen Sonnenblicke fallen, wie Scheidegrüße, auf das bunte Laub, das am Boden liegt, der Rasen, wie von Abschiedsthränen der Liebe bethaut, spiegelt sie in tausend blitzenden Tropfen zurück, während kühlere Lüfte die reifende Traube, des Jahres letztes Geschenk, umspielen und duftige Nebelschleier sich über Städte und Thäler lagern oder sich lang hinziehen an den Bergeshängen. Alle Spannungen haben nachgelassen; es ist kühl und heiter; freier und weiter sehnt sich

die Bruſt mit den Wandervögelein in die Ferne; ob in die Heimath zurück, ob in die Fremde hinaus — wir wiſſen es ſelber nicht.

Solch einem ſüßen, wehmüthigen Taumel, einem Herbſtrauſch, muß ich meine Seele vergleichen, ſeitdem Du wieder hindurch gegangen, Du unbeſchreiblich liebes Bild. — Was iſt dieß? Ich begreife, ich kenne mich ſelbſt nicht mehr. Ich bin ein Anderer vor mir ſelbſt geworden. So leicht und jugendlich war mir lange nicht zu Muth. Der Trübſinn iſt hinweg; die Sorge iſt entflohen. Der Hypochonder — ja, nun glaube ich an ihn — iſt gewichen, wie ein nächtlicher Dämon, vor Deiner reinen Geſtalt. Das hat das Bad gethan, wird mein Freund, der Doktor ſagen, und ich will ihm nicht widerſprechen. Ich fühle wieder die frühere Lebensluſt, die Kraft zu wirken und zu ſchaffen in mir; wie ein Morgenroth geht es auf im Oſten meiner langen Polarnacht! — Anna, Anna! Du biſt in meiner Nähe! oder — ſoll es meinen Tod bedeuten? — —

Der Baron hatte ſich raſch angekleidet und ſuchte haſtig ihr Bild unter alten zuſammengebundenen Papieren hervor. Da pochte Jemand an ſeiner Thür. Herein! rief er mit überlauter Stimme und der Badearzt, ſein alter Freund, ſah erſchreckt dem vor ſeinem eigenen Ruf Erſchrockenen in's Geſicht.

2.

Dein Zuſtand, lieber Baron, ſagte der Doktor, als ſie zum Frühſtück Platz genommen hatten, kommt mir ſo überraſchend als erfreulich, ohne daß ich jetzt ſchon weder eine Wirkung der wenigen Bäder, die Du genommen, noch eine wirklich eingetretene Geneſung wahrnehmen könnte. Dein Zuſtand iſt ungefähr das, was uns ein berühmter franzöſiſcher Arzt als Enthuſiasmus oder Hirnwallung beſchreibt: eine plötzliche, ausſchließliche Thätigkeit der Gehirnorgane, eine krampfhafte Zuſammenziehung dieſer Theile bis zur Federkraft, worauf Abſpannung und Erſchlaffung zu folgen pflegt. Es iſt jener Zuſtand, in welchem Gretry gewöhnlich Blutſpeien bekam und durch deſſen öftere Wiederholung Weber ſich verzehrte bis zu ſeinem frühen Tod. Mozart gerieth in ſolchen Momenten faſt außer ſich; Rouſſeau erhitzte ſich bis zum Fieberanfall; Dryden bekam ein heftiges Zittern; bei Alfieri verdunkelte ſich das Sehvermögen. Paganini's ganze Natur pflegte ſich während ſeines Spiels zu verändern; er ward mit ſeinem Inſtrument gleichſam ein und daſſelbe Weſen, wie man denn behauptet, daß jeder tüchtige Künſtler im Augenblick der Begeiſterung mit ſeinem Werk Eins ſeyn ſolle; aber darauf folgt jedesmal die größte Erſchöpfung. Dabei muß ich Dich immer wieder vor dem zu häufigen Genuß des Kaffee's warnen. Der Kaffee iſt zwar ein langſames Gift, wie Fontenelle ſagt; aber immer ein Gift, wenn auch ein langſames. Die Folgen zeigen ſich oft ſpät; manchmal aber auch augenblicklich. Dieß beſtätigt eine intereſſante Bemerkung Lichtenbergs. Habe ich zu viel Kaffee getrunken, ſagt er irgendwo, dann erſchrecke ich über Alles, ja ſelbſt über das Geräuſch, bevor ich es noch höre, ſo daß wir außer dem Ohr noch andere Gehörorgane haben müſſen. Wollen wir nicht Voltaire's und Liſt's Beiſpiel folgen und den Kaffee mit Chokolade mengen, was ein ſehr angenehm anregendes und Niemanden nachtheiliges Getränke gibt —

Soll geſchehen, ſagte der Baron, und gleich auf der Stelle. Er klingelte. Aber ich bitte Dich, halte nun mit Deinen gelehrten Notizen über die Zuſtände und Aeußerungen berühmter Männer ein und ſage mir lieber, weil Du davon anfingſt, wie Dein Gewährsmann den Enthuſiasmus, oder, wie er's ſpaßhaft überſetzt, die Hirnwallung ſchildert; ich meine eine derartige ergötzliche Beſchreibung von einem franzöſiſchen Arzt ſchon irgendwo geleſen zu haben; ſie iſt mir jedoch nicht mehr gegenwärtig.

Reveillé-Pariſe, hub der Doktor ernſthaft an, ſagt von der Hirnwallung, wie ſie oft gute Köpfe überkömmt, etwa Folgendes:

Denken wir uns einen großen Mann, wie er in ſein Studierzimmer oder Atelier zur Arbeit tritt. Er iſt ruhig, ſein Kopf kühl, ſeine Seele faſt unthätig, ſeine Sinne müßig; einige undeutliche, im Geiſte gleichſam umherſchwimmende Ideen können ſich kaum frei machen, und „es kommt Nichts.“

Ganz vortrefflich, ſchaltete der Baron ein: kühl bis an's Herz hinan. —

Tiefer beginnt er nun zu denken, er ſetzt ſich ſelbſt in Bewegung; er ſchlägt die Stirn,

Gewiß, ich nicht allein, auch meine Freundinnen haben wahrgenommen, daß Du Dich sehr verändert hast, daß Du ganz umgewandelt worden.

Sehen Sie, das kommt Alles von der Poesie der Nacht.

Ach nein, es ist Phantasterei von Dir, und Du würdest mich wahrlich sehr beruhigen, wenn Du diese Liebhaberei aufgäbest; es ist unsicher und unheimlich in später Abendzeit auf der Landstraße; wie leicht könnte Dir etwas zustoßen, von der schädlichen Nachtluft gar nicht zu reden.

Beste Tante, schmeichelte Ludwig, ihre Hand ergreifend, warum sind Sie so ängstlich? Ich dächte, eine Dame, die sich jeden Abend mit Tollkühnheit der größten Gefahr aussetzt, dürfte von einem Manne nicht verlangen —

Wie so, was meinst Du denn?

Nun, Sie erzählen ja selbst, daß Sie jeden Abend, bevor Sie sich zur Ruhe begeben, mit Luisen sorgfältig unter die Betten leuchten, und daß Sie diese feierliche Handlung nie anders vornehmen, als nachdem die Thüren fest verschlossen und verriegelt sind. Den Fall nun angenommen, es läge wirklich ein Räuber da unten versteckt —

Wildfang! rief die Tante und wollte ihn beim Ohr nehmen, aber er eilte lachend die Treppe hinab und zum Hause hinaus.

Es ist abscheulich, daß ich die gute Tante so hintergehe, sagte er vor sich hin, aber kann ich anders? Meine Aufrichtigkeit würde ihr viel grundlosen Kummer bereiten; es ist jetzt noch nicht an der Zeit. Damit wickelte er sich enger in seinen Mantel, bog in eine Seitengasse ein und trat in ein Weinhaus, aus welchem die Töne einer Violine, von einer Harfe begleitet, hervordrangen. Eine etwas warme Zimmerluft, mit Tabaksdampf vermischt, drang ihm entgegen. Er ließ sich ein Glas Punsch geben, nahm an einem einzeln stehenden Tische in der Ecke Platz und sah unbekümmert um die laut redende, Karten spielende oder disputirende Gesellschaft, unverwandt nach den Prager Harfenmädchen hinüber. Es war ein ältliches Frauenzimmer mit zwei jüngeren Mädchen, davon eins die Violine spielte. Der Violinspielerin insbesondere war nun Ludwigs ganze Aufmerksamkeit gewidmet. Wir würden sein Interesse, hätten wir das Mädchen näher betrachtet, nicht befremdend gefunden haben. Ihr Spiel war, um den hergebrachten Ausdruck der Theater- und Konzertkritiken zu gebrauchen, — seelenvoll. Allein ihre Erscheinung war es noch in einem höheren Grade und in schönerem Sinn. Man kann behaupten, daß die wahre Schönheit dem Auge der meisten Menschen verborgen bleibt. Sie hat nichts Auffallendes, nichts Geräuschvolles, wie es die Menge liebt; es ist etwas Eigenthümliches, kaum zu Beschreibendes, was ihr wahres Wesen ausmacht. Es ist etwas Ganzes, eine Harmonie, in der Alles zusammengehört, wo nichts überflüssig ist, aber auch nichts fehlt, um eine gewisse Idee auf's Bestimmteste und Lebendigste auszudrücken. Es sind nicht einzelne schöne Theile, die man trennen und jeden für sich schön nennen könnte; dergleichen Einzelheiten sind gewöhnlich das Unschöne und das Unwahre dazu. Nur in jener Zusammenwirkung aller Theile liegt die Gewalt, der Niemand widersteht, sofern er für den Eindruck empfänglich ist. Der Leser möge mir verzeihen, daß ich so weitläufig bin; aber die wahre Schönheit ist schwer zu beschreiben. Es ist, um mit dem Baron zu reden, der Pan, der über ihr ruht, der Pan der Poesie, der allgewaltige Gott der Schönheit selbst. Er dachte sich alles Schöne zusammen genommen als eine Seele, einen großen Geist, der wie ein beseeligender Hauch die Welt durchwehe. Wo der waltet, da hat Alles, was sonst vereinzelt und zerstreut aus einander liegt, seinen wahren, vollen Ausdruck gefunden. Oft ergreift uns eine Landschaft, eine Gegend in eigenthümlicher Beleuchtung, oft ein stilles, einsames Plätzchen im Walde mit geheimnißvoller Kraft; es ist Alles so ansprechend, so bestimmt Dir entgegentretend, Du weißt nicht warum; aber vertraute Formen und theure, heimathliche Stimmen scheinen zu Dir zu reden und zu flüstern; Du fühlst: hier muß der göttliche Pan geruht haben, der Deinem Gefühl dem innern Auge die Spuren zurück ließ. Und kann denn ein Kunstwerk, kann ein Menschenbild schön seyn, ohne daß der große Pan den Kuß der Weihe darauf gedrückt hat? — Anna war von den zwei jungen Böhminnen für den Kenner unstreitig die Schönste. Sie war schlank, fast mager; ihr Körper war noch nicht völlig ausgebildet. Das schwarze, glänzende Haar lag fest an

beiden Seiten der hohen Stirn. Das längliche Gesicht hatte einen röthlichen Teint der in's Braune fiel; Mund und Nase waren eher groß als klein; die dunkeln, lang geschlitzten Augen waren meist zur Erde oder auf das Notenblatt gesenkt. Doch wozu beschreib' ich dieß Alles? Die sanfte Schüchternheit, die Ruhe und harmonische Klarheit ihres ganzen Wesens, die in jedem Schritt, in jeder Bewegung sich kund gab, werde ich dem Leser doch nimmermehr anschaulich machen können. — Die andere Pragerin war blond, rund und rothwangig; sie gefiel den Meisten besser als die stille Anna, die Niemand bemerkte.

Der Baron legte der Blonden, als sie zu ihm kam, einen Dukaten auf den Teller. Sie knixte sehr anmuthig und sah nach Anna hinüber, denn sie wußte schon, wem dieß galt; aber Jene bemerkte es nicht und sah still vor sich. Die Tante (so nannten die Mädchen das ältere Frauenzimmer) neigte sich zu Anna und flüsterte ihr etwas zu: sie wurde roth und machte eine Bewegung des Unwillens. Gleichwohl legte sie folgsam die Violine weg, griff nach der Harfe und sang mit Zartheit ohne großen Aufwand von Stimme, des Barons Lieblingslied:

Und weißt was a Dirndl ist?
A Dirndl is a Schatz;
Und da hat halt nix andres
Im Herzen mehr Platz u. s. w.

Es lag für ihn etwas so Begütigendes, Sturmbeschwörendes in Wort und Melodie des einfachen Liedes, daß er ruhig wurde; aber seine Brust war übervoll. Schwer aufathmend blickte er nach den Mädchen hin, als sie ihre Harfen nahmen und hinausgingen; sie hatte, wie immer, ihn nicht einmal angesehen.

3.

Einige Tage darauf war die Abendgesellschaft bei Frau von M. versammelt. Der Geheimerath Geißlinger, ein alter Hagestolz, unterhielt die Damen, so gut es gehen wollte. Alle warteten aber, vielleicht ohne es zu wissen, auf die Seele des kleinen Zirkels, auf Ludwig, der heute ungewöhnlich lange ausblieb. Endlich erschien er, — ernster als sonst. Geißlinger näherte sich ihm und flüsterte ihm zu: Ei, ei, können Sie denn das schöne Annerl gar nicht aus dem Sinn bringen, Herr Baron? — Ludwig erschrack. — Nun, Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen; ich hoffe, daß es außer mir Niemand erfahren hat; aber so verliebt zu seyn, und in ein Harfenmädchen! —

So sprechen Sie doch leiser, rief Ludwig mit gedämpfter Stimme, man hört uns ja. Woher kennen Sie das Mädchen?

Nun, aus Zufall; Sie dürfen nicht eifersüchtig werden; wir kennen uns nur von Ansehen, zudem sind die Kinder ja heute früh schon abgereist.

Erlauben Sie, daß ich Sie morgen früh besuche, Herr Geheimerath.

Viel Ehre. Sie erzählen mir wohl Ihre Abenteuer mit der Pragerin. Aber Ihr Geschmack, Baron, ist vortrefflich, ohne Scherz; ich mache mein Kompliment. Sie verdienen zu meiner Zeit gelebt zu haben, auf Ehre. Das Mädchen hat einen raffinirt angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Also morgen!

Ludwig las eine Erzählung von Herrn von Sternberg.

Es ist doch schön, sagte der alte Herr Geißlinger, als jener zu Ende war, daß die goldene Zeit, die man das Rococo zu nennen beliebt, einen so begabten und geistvollen Dichter und Vertheidiger gefunden hat. Unsere unruhige Gegenwart radotirt so albern über das Jahrhundert der Zöpfe und des Puders. Man redet so sinnlos von Beschränktheit, Steifheit und Sinnlichkeit! Aber die Ankläger und Wortführer sind junge, unerfahrene Leute, die sich zur Idee jener anständigen Behaglichkeit nimmer erheben können.

Die alte Frau von G. rückte unruhig auf ihrem Sessel hin und her; sie nahm aus der kleinen goldenen Tabatiere eine Prise rothen Spaniol, und ihr Auge glänzte vor Freude und Begeisterung.

Man muß nur nicht, sagte der Baron, das Kind mit dem Bade ausschütten und jeder Zeit das Ihre lassen. Wer wird läugnen, daß die Zopfzeit ihr Schönes und Gutes hatte; wer wird aber dabei verkennen, daß sie nach zwei Seiten hin sich in's Extrem verirrte? Wenn sie den Comfort und die Behaglichkeit, die Etikette und den Modeanstand bis in's Ueberladene und Unmännliche, bis zur Steifheit und zum Kleiderdespotismus trieb, wer wird nicht gern in

der Rohheit und Unkultur des vorher gegangenen Zeitalters eine Entschuldigung finden? Auf der andern Seite, was hatte eine Zeit, welche noch nicht fähig war, die einfachen deutschen Elemente zu würdigen, für Muster als die Antike, die sie mißverstehen, die ihr steif und kalt vorkommen mußte? Was Wunder, wenn die Menschen, denen die Idee jener tiefen olympischen Ruhe ein ewiges Räthsel blieb, die Starrheit des Alterthums zu beleben suchten und sich nun zu jenen kühnen, auswärts gehenden Bögen und Schnörkeln verstiegen und fliegende Bänder und Drapperien in Stein meißelten, wie wir sie heutzutage an den Denkmalen in französischem Geschmack noch oft genug antreffen? Es nimmt sich gespreizt und lächerlich aus, aber zuweilen auch recht elegant und leicht, und in den Gebäuden aus jener Zeit werden wir neben vielen unsinnigen und affektirt geschwungenen, auch mehr als einen graziös bewegten, ja hie und da einen recht schönen und edlen Zopf antreffen. — Den interessantesten Uebergang in die Romantik aber, fuhr Ludwig fort, bilden jene Zauber- und Feenmährchen, und jene ganze phantastische Welt, in welcher es den gepuderten, steif und gerad gehaltenen Menschen ungemein wohl seyn mußte. Nicht als ob sie die Poesie des Abenteuerlichen in's Leben mit herüber genommen hätten; aber es war ein angenehmes Extrem, in welchem sie ihre Einbildungskraft gern spielen ließen, zum Ersatz für die eng gezogenen Gränzen ihrer Wirklichkeit. — Ich will, um diese unsere Stimmung nicht so schnell verfliegen zu lassen, das gezeichnete Bild noch eine Weile festhalten, und der Gesellschaft sogleich eine schöne Rückerinnerung an jene Zeit mittheilen; — einen süßen Traum aus unserer Vergangenheit. Ich sage aus unserer — und es wäre mir leid, wenn Jemand von uns etwas dagegen hätte, wenn ich behaupte, daß ich schon mehr als einmal auf der Welt gelebt habe. Gerade aus jener schönen Zeit, da Reifrock und Poschen, Fächer, Schminke und Muschen Mode waren, — aus jener herrlichen Zeit ist es eine Scene, die mir in diesem Augenblick lebhaft in's Gedächtniß kommt. So hören Sie denn.

Frau von G. reichte ihm lächelnd das goldene Döschen und eine Prise spanischen Tabaks half seinem Gedächtniß vortrefflich nach.

5.

Tamara, die Lotosblume.

Ich saß, fuhr der junge Herr von M. fort, in einem kleinen Gärtchen, in einer Laube, von Rosenbüschen umgeben, die gerade damals alle in voller Blüte standen; das Haar aufgewickelt, in einen damastenen großblumigen Morgenrock gekleidet. Es war noch früh, der Thau blinkte auf den Blättern und frische Morgenwinde spielten mit den Ranken von wildem Wein, der sich durch die Laube zog. Das angenehme Wärmegefühl von den einzelnen Strahlen der Frühsonne, welche durch die Lücken des Gebüsches fielen, der Rosenduft und die Rosenglut hatten mich in eine Art von wachendem Schlummer gewiegt, so daß ich kaum sah und hörte, was um mich vorging. Mein angorischer Kater, der mir auf der Schulter saß, spielte mit den Papilloten meiner Locken, ohne daß ich's gewahr wurde. Mein Diener legte Briefe und Zeitungen vor mich hin, ohne daß ich's merkte. Man besinnt sich oft mühsam auf allerlei Bilder und Scenen, die halb vernehmbar, wie dumpfe Töne in der innersten Seele erklingen; wie dämmernde Lichtschimmer schweben sie neckisch auf und nieder, ohne daß man sie erhaschen könnte. Es sind Erinnerungen aus früheren Zeiten, wie Momente so flüchtig, aber immer wiederkehrend. Oft fühlt man, daß sie nahe, ganz nahe sind; eben, jetzt denkst Du sie zu erhaschen; aber da sinken sie wieder zurück in die Nacht des Vergessens. Eine wehmüthige Sehnsucht erfüllt bei solch vergeblichem Haschen und Ringen nach klaren und plastischen Bildern unsere Seele; es wird uns so nüchtern zu Muth, so machtlos, wir wünschen wenigstens auf einige Zeit lieber alles Bewußtseyns beraubt zu seyn.

Damals trat, als ich gerade in diesem Zustande war, der Bediente zu mir ein, brachte die Chokolade und fragte, ob er mich frisiren und pudern solle. Ich verbat das Letztere; aber das Getränk war mir um so angenehmer, als sich zu der Seelennüchternheit durch die kühle Morgenluft auch eine körperliche gesellt hatte. Ueber dem Frühstück wurde mir wohler. Ich begann nach und nach zu fühlen, daß es die Rosen gewesen

mit ihrer Farbe und ihrem Duft, welche die alten verworrenen Träume in mir aufgeregt hatten. Allmählig wurde es heller und lichter in mir, und auf einmal strömten die Gedanken reicher und voller mir zu, wohlbehaglich tauchte ich mich in eine ganze Flut von Erinnerungen, deren krystallene Wogen über mir zusammenschlugen: ich wußte jetzt Alles, Alles wieder. — O ihr armen Blumen, sprach ich zu meinen Rosen rings umher; wie jammert ihr mich in dieser kalten Zone, die nicht eure Heimath ist. Dort drüben im heiligen Gangeslande, wo ich mit Ihr einst so glücklich war, dort blühen eure Schwestern, reicher an Duft und Fülle, üppiger und prächtiger. Eure Ferwer und mein Ferwer weilen weit von hier, — ach! jenseits des Meeres! Wir sind nur die schwachen Lichtbilder und matten Nachklänge ihrer Pracht und Herrlichkeit. Du aber, reizendste von Allen, rosenfarbene, rosenduftende Wasserlilie, heilige Lotosblume, Tamara — —

Kaum hatte ich diesen Namen ausgesprochen, so war Alles verwandelt um mich her, wie durch ein Zauberwort. Der Traum der Schöpfungslehre, wie ihn der Hindu träumt, ging lebendig auf vor meinen Blicken, unbegreiflich, unbeschreiblich.

Atma, das ewige Wesen, das keinen Anfang hat und kein Ende, die Seele aller Seelen, beschloß, noch andere Wesen zu schaffen außer ihm. Und er wob Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung, die Elemente des Lebens, zusammen in ein Gewand und verhüllte sich darein. Das All war mit tiefen Wassern allenthalben bedeckt; aus den Fluten aber tauchte die Tamara auf, die rosenschimmernde, rosenduftende Lotosblume; ein voller Kelch auf schlankem Stengel, von mächtigen, glänzenden Blättern umgeben. Und sie wiegte sich, wie beseelt, auf und nieder in den Gewässern. In dem großen Kelch der heiligen Blume aber ruhte Brama, der Gott. Er betrachtete sich selbst und staunte über das Räthsel seines Daseyns. Wer bin ich? und wer hat mich hervorgebracht? so sprach er zu sich selber und versank in träumerisches Sinnen; so ruhte er hundert Jahre lang im Kelch der Tamara. Da rief einst eine Stimme, die das Weltall durchtönte: Richte Dich auf und bete zu Bhagawat, dem mächtigsten Gott. Und Brama richtete sich auf und versank in tiefes Nachdenken über die Eigenschaften des mächtigsten Gottes. Der Kraft seines Nachdenkens wurde der Unsichtbare offenbar, aber nur noch dunkel und verworren. Wenn Du durch Andacht und Buße, rief die Stimme abermals, zur Erkenntniß meiner gelangt bist, so will ich Dir Schöpfungskraft verleihen, und Du sollst die Welt und das Leben, das in meinem Schooße ruht, zur Entfaltung bringen. Und abermals nach hundert Jahren der Buße und Andacht gab der Unsichtbare ihm die Kraft zu schaffen. Und Brama schuf die Welt und die Geister, die Menschen, die Thiere und die Pflanzen. — Du aber, geliebte Tamara, standest an jenem Tage vor mir in Deinem krystallhellen See, wie vor Zeiten. Laube und Rosengebüsche waren verschwunden und ich, der arme indische Büßer, lag mit dem Angesicht auf der Erde am Ufer Deiner heiligen Flut, bis Du Dich nahtest, gerührt durch meine Andacht und meine Büßungen, und dem Sehnsüchtigen Deinen Kelch voll Rosenglut aus einander faltetest zur Ruhestätte nach langjährigen Mühen. Wie lange ich in Dir und bei Dir selig geträumt, ich weiß es nicht. — Hier ist in meinem Bewußtseyn wieder eine lange Strecke Nacht und Vergessenheit.

Wie sauer es vor drei- bis vierhundert Jahren einem armen deutschen Studenten wurde, davon haben die Musensöhne in unsern Tagen keine Ahnung mehr. Durch den Tod meines letzten Anverwandten waren mir alle Hülfsquellen ausgegangen, meine Studien fortzusetzen, und ich wohnte in der alten Reichsstadt Frankfurt am Main, in der obersten Dachkammer bei einem braven Schuhmacher, der sein bischen Armuth mitleidig mit mir theilte. Das Wandern fahrender Schüler kam außer Gebrauch, und die gelehrten Herren in der Nähe, denen ich mich zum Famulus anbot, mochten an meinem blöden Wesen, wie es sich für einen Schüler nicht geziemte, und an meinen ärmlichen Kleidern Aergerniß nehmen. Darum blieb ich bei meinem armen Schuhmacher, wo es mir im Grunde gut genug gefiel. Ich dachte, wenn das Glück mich suchen wollte, so würde es mich auch hier zu finden wissen. Des Morgens studierte ich und that die nöthige Arbeit in Haus und Küche.

Beim Essen unterhielt ich meinen Hausherrn mit allerlei Schwänken und Erzählungen aus der alten Zeit. Den Nachmittag brachte ich damit zu, daß ich in den Straßen der Stadt herumschlenderte, wobei ich aber niemals vergaß, über den Römerberg nach der Leonhardskirche hin, zu gehen. Der Römerberg hatte etwas wunderbar Anziehendes für mich. Hier stand nämlich, auf der rechten Seite, wenn man nach dem Main zu ging, ein großer Gasthof, in welchem nur die vornehmsten Herrschaften zu herbergen pflegten. So oft ich aber vorüberkam, mußte ich meine Augen nach den hohen Fenstern hinaufsenden und alle herausschauenden Köpfe mustern, ob keiner mir etwas zu sagen hätte. Ich stand nämlich in dem festen Glauben, es müsse einmal Einer darunter seyn, der mich sofort hinauf riefe und mich als Schreiber, als Zahlmeister, als Begleiter oder als angenommenes Kind mitnähme auf eine Reise in aller Herren Länder, — hinaus in die weite, schöne Welt, nach der ich mich so sehr im Herzen sehnte, und die ich nur aus Büchern kannte. So oft ich auch meine Erwartungen getäuscht sah, — denn Keiner sah jemals nach dem armen Schüler — so gab ich meine Hoffnungen doch nicht auf, und würde es für einen großen Fehler geachtet haben, wenn ich nur einen Tag meinen Gang über den Römerberg vergessen hätte. — Wenn ich des Abends nach Hause kam, so sah ich sorgfältig nach den Gänsen des Schusters, die der Lehrjunge von der Weide brachte, besonders ob sie in rechter Weise Futter und Wartung erhielten, wie dieses denn genau vorgeschrieben war; alsdann aß ich mit dem Meister sehr frugal zu Nacht, ging auf meine Kammer, betete meinen Abendsegen und schlief bei einem guten Gewissen in der Regel bald sanft und ruhig ein. So ging es einen Tag wie den andern. Mein Hausherr trieb neben seinem Handwerk, das ihm sehr wenig abwarf, noch einen Handel mit Martinsgänsen, die er mästete und die stets auf lange Zeit voraus bestellt waren. Er nahm übrigens nie mehr als zwölf an, und mochte ihm noch so viel Geld geboten werden; wie er denn überhaupt bei manchen löblichen Eigenschaften ein wunderlicher und eigensinniger Mann war. Sein Geheimniß bei der Mästung ist mir nicht mehr erinnerlich; ich weiß nur noch, daß er viel auf tägliche, regelmäßige Bewegung im Freien hielt, dem Gänsejungen auf's schärfste einband, die Thiere nie zu jagen oder mißhandeln zu lassen (er schien eine gleichmäßige heitere Gemüthsstimmung bei ihnen für besonders zuträglich zu halten) und daß den Thieren viel abgelöschte Holzkohlen in das Saufen geworfen wurden. Vom Stopfen der Gänse aber mit Nudeln oder Welschkorn war er ein großer Feind, und man konnte ihn nicht leichter in Zorn bringen, als wenn man davon anfing.

Nun schickte eines Tages die Hausfrau eines kaiserlichen Raths, die lange Jahre seine Kunde gewesen, und ließ sagen, sie müsse ihre Martinsgans in diesem Jahre um vier Wochen früher, und zwar auf kommenden Sonntag haben, da sie eine vornehme Dame eingeladen habe, der sie einen ausgesuchten Braten vorzusetzen gedächte; man solle daher ihre Gans die letzten Tage noch mit Welschkorn stopfen. Darüber gerieth der Meister in große Wuth und beschloß, in keiner Weise dem Befehl nachzukommen. Den andern Tag aber kam, wie wir wohl gedacht hatten, die gnädige Frau selber bei uns vorgefahren; ich war eben damit fertig geworden, die Werkstatt auszukehren und hatte kaum Zeit, mein verschabtes schwarzes Mäntelchen überzuwerfen; denn ich sollte sie empfangen, da sich der Meister auf die Seite gemacht hatte. Sie brachte noch eine fremde, schwarz gekleidete Dame mit, welche tief verschleiert war. Ich suchte der Frau Räthin, welche darauf bestand, daß man ihr ihre Gans, auf welche sie schon Vorauszahlungen gemacht hatte, ausliefere, ihren Entschluß mit allen möglichen Gründen im rechten Lichte zu zeigen. Ich stellte ihr mit zierlich gewählten und anmuthigen Worten vor, wie grausam und unnatürlich ihr Begehren sei. Ein Martinsgans, sagte ich, hat so gut ihre Bestimmung und ihren Lebenszweck, wie jedes andere Geschöpf auf Erden. Wenn aber ihre Aufgabe darin liegt, dereinst als anziehender Braten auf einer Tafel zu erscheinen, und wenn in dem Namen selbst uns das Ziel ihrer irdischen Pilgerreise sattsam angedeutet ist: wer gibt uns das Recht, in die Räder der Schickung einzugreifen, und ihre schöne Lebensaufgabe: auszuwachsen und fett zu werden, gewaltsam zu beschleunigen? O, es

will mir das Herz abſtoßen, wenn ich denke, wie es Menſchen geben kann, welche den armen Thieren, die harmlos noch einige Wochen auf grünen Wieſen unter dem blauen Himmelsdach einherſpazieren dürfen, um mit Gemächlichkeit ihr Futter zu verdauen, und jenes zarte, ſaftige Fleiſch anzuſetzen, darnach mit Recht unſern Gaumen gelüſtet — wenn ſie, ſage ich, ihnen dieſe Zeit mißgönnen, verkümmern und daran abzwacken wollen! Ich berufe mich auf Ew. Edlen Sanftmuth und Humanität, die ſich auch auf die Thiere, ja auf die lebloſen Geſchöpfe erſtrecken ſoll. Oder ſoll ich von den materiellen Nachtheilen zu Ew. Gnaden reden und derſelben zu erwägen geben, daß durch jenes gewaltſame Mittel das Fleiſch des Thiers allzufeiſt und ungeſund, wo nicht zäh und holzig werden muß? Oder muß ich ſchließlich, um die Häßlichkeit und Verruchtheit des Gänſeſtopfens Ihrem großmüthigen Herzen nahe zu legen, an jene Straßburger Juden erinnern, welche durch allerlei teufliſche Künſte in den unglücklichen Thieren jene übermäßig großen Lebern erzeugen, woraus die weltberühmten Straßburger Gänsleberpaſteten zubereitet werden? Es iſt bekannt genug, daß man die armen Thiere an den Beinen aufhängt und durch beſtändig eingegoſſenes Salzwaſſer ſie in einem ewig ſaufenden Durſt erhält, wodurch denn die Lebern zu jener beiſpielloſen Größe heranwachſen, daß, wie ein geiſtreicher Schriftſteller ſagt, das arme Thier in großer Melancholie am Ende ſelber nicht mehr weiß, ob es die Leber, oder die Gans? Solcherlei können wir an ungläubigen Juden wohl entſchuldigen, aber einem Chriſtenmenſchen nun und nimmermehr verzeihen.

Meine Rede machte wenig Eindruck auf die Frau, und ich mußte am Ende des Meiſters feſten Entſchluß ausſprechen, die Gans in keinem Falle vor der Zeit heraus zu geben. Die Räthin verließ das Haus in großem Zorn; das fremde Fräulein aber — das hatte ich mit Verdruß bemerkt — gab ſich, während meiner Rede, da mir ſelbſt das Weinen näher war, als das Lachen, große Mühe, ein lautes Gelächter zu unterdrücken und platzte, als ſie in den Wagen ſtiegen, ohne Scheu laut und offen damit heraus. Dieß verletzte mich tief, und ich ſann in meiner Dachkammer über das fremde Fräulein nach, das einen gar abſonderlichen Eindruck auf mich gemacht hatte. Die Nacht ſchlief ich wenig; ich mußte immer an das Gelächter der Fremden denken. Dieß ging auch den andern Morgen ſo fort; faſt hätte ich meinen Gang nach dem Römerberg darüber vergeſſen. Als ich träumend und ſinnend am Gaſthof angelangt war, ſtand eine Geſtalt am Fenſter und winkte mir. Schon war ich, über und über erröthend, nach dem Hofthor gegangen, als ich mich wieder beſann und umkehrend nach allen Seiten ſchielte, ob mich auch Niemand bemerkt hätte. Ich ging beſchämt die Straße hinab nach dem Main. Plötzlich hörte ich Tritte hinter mir und ein Mann nannte laut meinen Namen, ergriff mich auch ſofort beim Arm und führte mich in den Gaſthof zurück. Er brachte mich die Treppe hinauf und ſchob mich in ein großes Prunkgemach. Hier ſtand ich eine gute Weile allein, und es überkam mich eine große Wehmuth und Angſt, was es mit mir werden ſolle. Endlich erſchien wieder derſelbe Diener, in bunte Farben gekleidet und befragte mich über allerlei abenteuerliche Dinge, die ich zu meiner eigenen Verwunderung wußte und genau beantworten konnte. Es war mir auf einmal wie eine Decke von meinem verdunkelten Bewußtſeyn hinweg genommen, und ich entſann mich aller früheren Zuſtände auf's Deutlichſte, wodurch denn alle Sorgen und aller Kummer von mir abfielen, wie man die ſchlechte Hülle eines Gewandes abwirft, unter welcher man ſich eine Weile verborgen gehalten. Meine Gedanken wurden immer höher und freudiger, bis ich im Uebermaß des Entzückens den Namen „Tamara“ ausrief mit lauter Stimme. Sogleich fuhren die Thüren des Nebengemaches auf und die fremde Dame von geſtern ſtürzte laut lachend und weinend zugleich an meine Bruſt. O, was für ſelige Stunden waren dieß, und welch' wonnige Tage folgten darauf! Wir fuhren viele Jahre lang durch die ſchönſten Länder und Städte der Welt. Wie lange dieß gedauert und was wir Alles geſehen und erlebt, das weiß ich nicht mehr; nur der Abſchied iſt mir noch im Gedächtniß. Sie wandelte mir zur Seite in der großen Allee eines prächtigen Gartens auf und nieder. Sie trug eine große Roſe an der Bruſt und ihr weißer Arm ruhte auf dem meinigen. Die Welt, ſagte ſie mit leiſer Stimme, iſt jetzt klüger

und verſtändiger geworden, und wir ſelbſt ſind keine Kinder mehr. Wir müſſen jetzt ſcheiden und unſere Trennung mit Ruhe und Ergebenheit ertragen. Aber ich werde wieder zu Dir kommen in einer großen, merkwürdigen Zeit. Dann aber werde ich Dir nicht mehr durch Duft und Farben, ſondern durch Töne meine Nähe kund machen. Bleibe treu und halte feſt an unſerer Liebe, ſo ſehr Dich Vieles irren mag — mit dieſen Worten zerfloß ſie vor meinen Augen in einen lichten Schein.

Dieſes Alles kam mir damals in meinem Gärtchen zwiſchen den Roſenbüſchen wieder vor die Seele. Mein Diener hatte mit kunſtgewandter Hand mein Toupé aufgeſtellt und nahm mir eben den Pudermantel ab, während noch Tamara's letzte Worte mir in den Ohren klangen. Seufzend ſtand ich auf und ging im Garten auf und ab, meinem Schickſal nachdenkend. — Kein Konzert ließ ich ſeitdem unbeſucht; alle Sängerinnen von Ruf, die nach Paris kamen, lernte ich kennen. Keine glich meiner Geliebten — auch nur von ferne. Ich habe alle Vergnügungen der großen Welt mitgemacht; aber ich habe nie geliebt und ſtarb unverehelicht. Nichts iſt mir aber in dieſem Augenblick klarer, als daß ich mit dem indiſchen Büßer, der am heiligen See auf ſeinem Angeſicht lag, mit dem deutſchen Studenten zu Frankfurt am Main, mit dem franzöſiſchen Marquis, der zwiſchen den Roſenbüſchen träumte und in Paris verſtorben iſt, und mit dem, der Ihnen eben hier ſeine Geſchichte erzählt, eine und dieſelbe Perſon bin. Ueber den Urſprung der Geiſter und über Seelenwanderung läßt ſich viel diſputiren, meine Verehrten, und iſt ungemein viel darüber geſtritten worden; wiſſen läßt ſich aber nur das darüber, was wir ſelbſt erlebt und aus unſern frühern Zuſtänden uns daraus erinnern können; das halten wir als unſchätzbares heiliges Kleinod, unantaſtbar, in unſerer innerſten Seele feſt. Aber daß über ein langes Vergeſſen, und wenn es Jahrhunderte lang gedauert haben ſoll, plötzlich die heiterſte Klarheit des Bewußtſeyns aufgehen kann, wie die Sonne des Glückes nach einer langen traurigen Nacht der Leiden — das werden Sie, meine lieben Freunde, nicht in Abrede ſtellen wollen.

Hier ſchwieg der Baron. Es entſtand eine Pauſe. Endlich ſagte eine der Damen kopfnickend: ſcharmant! — Ganz ſüperb! fügte eine zweite hinzu, und eine dritte fragte: alſo Sie hoffen in allem Ernſt, daß jene Tamara einmal wiederkommen werde?

Allerdings, erwiederte Ludwig trocken und mußte lächeln. Man erzählt, fuhr er fort, von dem berühmten Phyſiognomen Lavater, daß er die feſte Ueberzeugung hatte, der Apoſtel Johannes, welcher noch lebe und in der Welt umher wandere, werde ihn einmal beſuchen, wobei er denn, beſtändig in großer Angſt, der heilige Mann möchte ihn durch Zufall nicht zu Hauſe treffen, halbe Tage lang am Fenſter lag und alle Vorübergehenden mit der größten Aufmerkſamkeit zu betrachten pflegte. — Ich brauche die Geſellſchaft wohl nicht zu verſichern, daß meine Lage eine ähnliche iſt. — Die Lotosgöttin wird aber doch bereits gefunden ſeyn, flüſterte Geißlinger; ich denke das Harfenmädchen, Baron, das Annerl wird wohl die indiſche Prinzeſſin vorzuſtellen haben? — Morgen! rief Ludwig ungeduldig, und Geißlinger ſagte laut: Weil denn unſer Freund etwas Myſteriöſes zum Beſten gegeben, und die Geſellſchaft ſich, wie mir ſcheint, dabei gut unterhalten hat, ſo will ich, da wir eben im Zuge ſind, ein kleines Abenteuer ähnlicher Art aus eigener Erfahrung mittheilen. Im Ganzen bin ich kein Feind des Phantaſtiſchen; aber es darf uns nicht in's Leben hineingreifen. Ich ſehe gern die Gränze, wo ich genau ſagen kann: hier hört die Poeſie auf und da geht die Wirklichkeit an. Alles Hinüber- und Herübergreifen iſt mir verhaßt. Die Poeſie iſt für Herz und Phantaſie in müßigen Stunden ein ergötzliches Spiel; die Wirklichkeit aber ſoll dem Verſtand und der Thatkraft des Mannes eine ernſte Aufgabe ſeyn.

Sie kannten vielleicht Alle —

Der Herr Geheimerath erlaubt wohl, fiel Frau von S. ein, daß ich mir noch eine Belehrung über das Wort »Ferwer« ausbitte, das ich in der vorigen Erzählung nicht verſtanden und überhaupt noch niemals gehört habe.

Die Begum Somru.*

IV.

Diese Worte, welche mit der gehörigen Verstellung gesprochen wurden, siegten über Sombre's anfängliche Zweifel. Die Fürstin folgt ihm, und sie erreichen die kleine versteckte Pforte, die in das Freie führt. Er findet sein Schlachtroß, das er besteigt; die Fürstin wird in den Palankin gehoben und die schwache Bedeckung begleitet im Trab den beschleunigten Schritt der Träger. Sombre's Versprechungen feuern sie an und sie laufen vier Stunden ohne Athem zu schöpfen. Die Ebene ist schon hinter ihnen; der Orkan verstärkt seine Heftigkeit, der Regen wird zum Wolkenbruch. Man tritt in die Bergregion; der Boden hebt sich hügelförmig oder bildet Hohlwege. Man muß durch das steinige Bett eines Bergstromes wandern, dessen Ufer von undurchdringlichen Wäldern begränzt ist. Die hundertjährigen Bäume strecken ihre Aeste über die Köpfe der Wanderer. Man schreitet jetzt langsamer vorwärts; der cadencirte Gesang der Träger ist zu einer Art von traurigem Recitativ geworden; man hört dazwischen ihre tiefen Athemzüge; nur ihre Anhänglichkeit vermag ihnen noch Kraft zu ertheilen. Plötzlich vernimmt man ein fürchterliches Geschrei; die Träger stürzen mit dem Gesicht zur Erde nieder und der Palankin wird gegen die Felsen geschleudert. Ein vom wilden Geheule des Sturmes aufgescheuchter Tiger hatte in den Babuls am Rande des Weges Schutz gesucht. Nach seiner Gewohnheit hatte er ruhig den Zug vorüber gelassen, und wartete auf den letzten Mann. Auf diesen sprang er nun los; er hatte ihn gefaßt und war mit seiner Beute davon gerannt. Die begleitenden Reiter sahen in diesem Zufall den Finger einer feindlichen Gottheit und sprengten fort; die Träger hingegen drängten sich dicht um den Palankin. Die Nacht war schwarz; der Wind heulte durch die Bäume; die Aeste brachen zusammen. Mitten in dieser fürchterlichen Naturscene machte die Gruppe der Träger, welche ihre Fackeln schüttelten, damit der Sturm sie nicht auslösche, und dabei gellend schrien, um die Raubthiere zu verscheuchen, ein wahrhaft höllisches Bild.

In diesem Moment, wo die Furcht sich auch eines tapfern Herzens bemächtigen konnte, hatte Sombre seine Geistesgegenwart nicht verloren; er war vom Pferde gestiegen und kniend vor dem Palankin, hörte er der Prinzessin zu, die mit Ruhe zu ihm sprach: Theurer Freund, noch wenige Augenblicke, und unsere Feinde werden hier seyn; allein ich schwöre Dir, daß ich nicht lebend in ihre Hände fallen werde, um die Gattin oder die Sklavin eines Paria zu werden. Sobald die Hufe ihrer Pferde sich vernehmen lassen werden, soll mein Dolch mich von diesem Leben erlösen, das nur durch Deine Liebe für mich Werth hatte. Du hast mich gelehrt, daß es eine andere Welt gibt, wo wir uns wiederfinden werden. Wohlan, wir wollen dort glücklich seyn. Du folgest mir; wir sterben vereint und unsere Seelen werden keinen Augenblick getrennt seyn.

Sombre benetzte die Hand der Fürstin mit seinen Thränen. Die geladene Pistole ruhte neben dem Dolche auf den Polstern des Palankins. So erwarteten die beiden Gatten das Verhängniß. Eine Stunde floh dahin; eine Stunde voll Schmerz für Sombre, voll unruhiger Aufregung für die Begum. Plötzlich läßt sich ein dunkles Geräusch vernehmen, das immer näher kommt. Blitzende Waffen werden in der Dunkelheit bemerkbar. Sombre sieht, daß die Begum ihren Dolch nach ihrem Busen kehrt; er gibt ihr den letzten Kuß, und einen Augenblick später sinkt er mit zerschmettertem Haupte zu den Füßen der Königin nieder.

Unterdeß naht sich ein Reiterzug im Galopp; es waren die Leibwachen der Fürstin, welche ihr Pflegevater befehligte. Er sprengte dem Trupp voran, und als er sah, daß der letzte Akt des Trauerspiels vollzogen war, befahl er ihm, zu halten. Sultan Jan, sprach die Begum, hebt den Leichnam auf und legt ihn mit Ehrfurcht in meinen Palankin; ich werde sein Pferd besteigen.

Die Sklaven beeilten sich, zu gehorchen. Die Begum ritt an der Spitze des Trauerzuges in die Hauptstadt ein und Alles ging wieder in gewohnter Weise.

Sombre wurde in einer kleinen katholischen Kapelle, die mitten in den Gärten des

* 6. Lief. S. 89.

Palastes lag, beigesetzt; er selbst hatte sie nach seinen Zeichnungen erbauen lassen. Zwei Inschriften, in französischer und hindustanischer Sprache, bezeichnen das Grab von Joseph Sombre, das nur selten von englischen Reisenden besucht wird, von seinen Landsleuten aber gänzlich vergessen ist. Zur Seite des einfachen Denkmals erblickte man seit einem halben Jahrhundert einen offenen Sarkophag; während eines Jahres sah man täglich eine verschleierte Dame hierher kommen, um ihr Gebet zu verrichten. Dieß war die Begum, welche ihren Gemahl aufrichtig beweinte und seinen Tod durch grausame Peinigungen zu sühnen suchte. Im zweiten Jahre verschloß sie sich in ihrem Palaste und weigerte sich standhaft, den verhaßten Fremden zu sehen, dessen Liebe sie zu dem Verbrechen getrieben hatte; allein weder Gewissensbisse noch Kummer tödten; sie dauern nicht einmal in immer gleicher Stärke bis zum Lebensende, und die leidenschaftliche Seele der Begum sollte nicht eher zum Frieden gelangen, als bis sie ihre ganze Kraft noch in einem letzten Sturme erschöpft hatte.

Eines Morgens, als die Begum eben ihr tägliches Gebet an dem Grabe Sombre's verrichtet hatte, gewahrte sie hinter einem Pfeiler der Kapelle die anmuthige Gestalt des jungen Engländers. Es schien, als wollte er ihrer Aufmerksamkeit eher entfliehen, als auf sich ziehen, und als er den Blicken der Fürstin begegnete, da erröthete er und verbeugte sich tief. Wie sollte man diese plötzliche Bewegung auslegen? War es Liebe oder Schaam? Nein, das Herz Dyce's war solcher Eindrücke nicht fähig. Es war vielmehr der Ausbruch eines lange verhaltenen Ehrgeizes, eine verzehrende Unruhe, welche jetzt ein einziger Blick der Königin zur Hoffnung angefacht hatte, vielleicht sogar zur Gewißheit, denn auch sie hatte ihre Verwirrung bemerken lassen; ihre Wangen hatten sich plötzlich geröthet und durch eine Regung von unwillkürlicher Koketterie, hatte sie ihre Schärpe fester um den Busen gezogen, und verrieth so den Willen, zu gefallen, der so eben wieder in ihr entstand, oder sich vielmehr auf's Neue belebte.

Als sie in ihre Gemächer trat, erkannte Ayescha, die Vertraute, kaum die Gebieterin. Die Begum hatte ihren Stolz und ihre Festigkeit wieder gewonnen; sie schritt durch den Saal mit erhobenem Haupte und mit dem Lächeln auf den Lippen, wie in den Tagen, da Sombre's Liebe sie beglückte.

Ayescha, sprach sie, es ist endlich Zeit, daß ich mich mit den Interessen meines Volkes beschäftige. Uns liegen andere Pflichten ob, als auf einem Grabe zu weinen und zu beten. Ich will heute meinen ganzen Hofstaat in vollem Darbar empfangen. Gehe und vertheile diese Trauergewänder den Armen, welche draußen an der Pforte harren. Oeffne dann die kostbaren Schatullen, die ich seit dem Tode meines Gatten nicht mehr öffnen ließ; gib mir mein Geschmeide; Jasmine und Perlen flechte in meine Haare. Die Königin von Sardannah will heute in ihrem vollen Glanze erscheinen.

An diesem Tage wurde der ganze Adel von Sardannah zur großen Audienz beschieden. Die Minister, die Generale, die hohen Würdenträger und die Vakils oder Geschäftsträger der benachbarten Staaten, traten herzu, um den Saum des Kleides der Begum zu küssen und zu ihren Füßen das übliche Geschenk, Nazzar, als Huldigung nieder zu legen. Es waren Beutel mit Gold gefüllt oder kostbare Edelsteine, die auf silbernen Schüsseln lagen, reiche Stoffe, aufgezäumte Pferde, die von Knaben vor dem Diwan e am (Audienzsaal) vorbeigeführt wurden. Jeder der Spender erhielt den Khelat, oder das Ehrenkleid, aus golddurchwirkter Seide aus der Hand der Königin. Auch der Oberst Dyce näherte sich dem Throne, um eine Gabe darzubringen. Es waren einige Rupien Gold, welche nebst einem symbolischen Blumenstrauße auf einer lakirten Schüssel lagen. Als Europäer entschuldigte man ihn dieses seltsamen Geschenkes wegen, und die Königin nahm es huldvoll an, nachdem sie einen Augenblick gezögert hatte. Mit einem fast unmerklichen Kopfnicken dankte sie dem tiefen Salam des jungen Obersten, und den Strauß behielt sie während der ganzen Audienz in der Hand. Allein wie in der Zerstreuung zerpflückte sie ihn und legte ihn endlich, aller schönen Blumen beraubt, in den Schooß. Die Höflinge glaubten daraus dem Europäer prophezeihen zu können, daß er in Ungnade

fallen würde; allein dieser selbst legte sich's anders aus, und was sich ereignete, bekräftigte seine Muthmaßung.

Sobald die Vorstellung beendigt war, rief die Königin Dyce zu sich, ließ ihn den Sitz einnehmen, der seit Sombre's Tode Niemanden mehr verliehen war und zeigte öffentlich ihrem Hofe, daß der Saheb bahader (der Herr und Ritter) mit allen Würden ihres verstorbenen Gatten von ihr bekleidet werde; daß er das Heer befehligen und ihr diwan ul muluk (Minister und Staatspächter) seyn solle.

Von diesem Tage an trat Dyce an die Stelle Sombre's. Jedoch wollte ihn die Königin nicht als ihren Gemahl anerkennen, wenn er gleich freien Zutritt in den Zenana (das Frauengemach) genoß. Bis zu ihrem Tode wollte sie Begum Sombre heißen, und diesen Namen behält sie auch in der Geschichte ihres Landes. Als sie später aus ihrer Ehe mit Dyce einen Sohn gebar, so erhielt auch dieses Kind den Namen, den ihr Gedächtniß stets bewahrt hatte, und sie fügte nur, gleichsam wie einen Taufnamen, den seines Vaters hinzu und nannte ihn Dyce-Sombre. Mit einem Worte, obgleich sie ein beklagenswerthes Verhältniß auf's Neue knüpfte, so wollte sie doch immer in der Erinnerung des trauten und unglücklichen Verhältnisses zu ihrem Gatten Sombre beharren. Sie suchte sich mit den Gegenständen zu umgeben, die ihr das Andenken an ihr hingeschwundenes Glück zu beleben im Stande waren. Jeden Morgen ließ sie das Pferd sich vorführen, welches ihr beweinter Gatte zu reiten pflegte; sie fütterte es aus der Hand und streichelte ihm Hals und Brust. Das kleine Windspiel Sombre's wurde bis an seinen Tod von der Fürstin sorglich gepflegt. Allein das Wesen, welches sie am meisten schätzte, dem sie das größte Vertrauen schenkte, war der alte und treue Diener des Generals, Raja-Ram, sein Waffengefährte in allen Schlachten, sein Sekretär so lange er Verweser des Reiches war. Raja-Ram war eben auf einer Sendung begriffen, die ihn auf einige Zeit vom Hofe entfernt hielt, als das Ungewitter losbrach, welches seinen Herrn das Leben kostete. Gleich nach dieser Katastrophe kehrte er jedoch zurück und war geheimer Zeuge der Intriken, welche den Tod Sombre's veranlaßt hatten. Er war von einem unversöhnlichen Haß gegen den verwünschten Abenteurer erfüllt, der diese unselige Verwirrung angezettelt hatte. Sein Haß war aber still und schleichend, wie stets bei den Indianern; er erwartete ruhig den Moment der Rache, und wartete lange, um seiner Rache desto sicherer zu seyn. Dyce hingegen hatte auch das Abenteuer im Rang-Mahal nicht vergessen, wo er unter dem Dolche Raja-Rams fast das Leben verloren hätte; er gedachte es diesem stets, obgleich er seine Abneigung zu verbergen wußte; doch wußte er, daß Raja-Ram niemals eine Intrike gegen seinen Einfluß anspinnen werde.

Die Stellung dieser Personen zu einander konnte nicht lange dieselbe bleiben; der geringste Zufall würde einen Stoß herbeigeführt haben, dem selbst der energische Karakter der Begum nicht widerstanden hätte, und der dann eine letzte und schrecklichere Katastrophe herbeiführen mußte. Dieser Zufall ließ sich jedoch lange erwarten, und fast zehn Jahre hindurch verwaltete Dyce die Geschäfte der Begum auf eine despotische Weise. Während dieser Zeit hatte sich kein Unglück ereignet; kein Krieg wurde geführt; man unterschrieb nur Friedens- und Handelstraktate; allein dennoch war der Begum Stern erblichen und ihr Ruhm gesunken. Wenn gleich der Staat Sardannah noch in seinen alten Gränzen bestand, so war er doch von der Scene der orientalischen Politik verschwunden. Fünfzig Stunden über seine Gränzen hinaus, wußte Niemand mehr daß er existire. Die englische Macht, die sich rings um ihn her immer mehr ausdehnte, hatte ihn erstickt, und Dyce, welcher auf diesem geschwächten Reiche mit einer verderblichen Kraft lastete, hatte schon aus ihm eine Provinz der Kompagnie zu schaffen gewußt. Die Königin fühlte wohl diesen demüthigenden Sturz; sie hatte unwillkürlich die Höhe gemessen, die sie einst einnahm, sie schauderte und beweinte das zukünftige Schicksal ihres Volkes. Allein sie liebte ihn noch, den sie hassen sollte; sie konnte das Joch dieses verderbenbringenden Fremden nicht abschütteln; die Doppelbande der Liebenden und der Mutter hielten sie davon zurück.

Aber der Tag war nicht ferne, an welchem sie ihre alte Energie wiederfinden sollte. Es war der Tag, an welchem man es wagte,

von ihr die Unterzeichnung eines Vertrags zu verlangen, der nach ihrem Tode, gegen eine ziemlich bedeutende Summe, von ihrem Sohne die Abtretung seines Erbrechts an die englische Kompagnie erheischte. Der ihr diese schmähliche Forderung stellte, war der Geliebte selbst, für den sie ihren ersten und einzigen Vertheidiger verrathen hatte, für den sie ihren Gatten geopfert und ihre Gewissensruhe verloren hatte; es war der Vater ihres Kindes, der seine Enterbung von ihr verlangte. Die Liebe der Mutter stand in jenem Augenblicke der Würde der Königin bei; sie zerriß das schändliche Papier und jagte den Erbärmlichen fort aus ihrer Nähe, der sie so schwach glauben konnte.

Am Abend dieses Tages saß die Begum neben einer Wiege, in dem Saale, wo in ihr der Gedanke an Untreue zum ersten Mal entstanden war, in dem Gemache des Wagens, im Rang-Mahal. Die Begum war allein; sie hatte ihre Frauen fortgeschickt, um ungestört weinen zu können. Ihr Sohn, schwächlich und krank, war so eben eingeschlafen; sie hatte ihn mit dem Vorhang aus Flor bedeckt und legte ihr schweres Haupt auf ein Polster des Divans. So lag sie lange in dumpfen Träumereien. Plötzlich erweckt sie das Geräusch von Schritten, und eine eisige Hand berührt die ihrige. Es ist Raja-Ram, der ihr ein Zeichen gibt, daß sie schweigen und ihm folgen solle. Die Königin vertraut ihm; sie fragt nicht weiter, sie ist überzeugt, daß sein kühnes Beginnen sich durch sich selbst entschuldigen werde. Die Hand am Dolche folgt sie ihrem alten Diener auf dem Fuße.

Auf einer Seite des Frauengemachs und durch weite Säle von dem Rang-Mahal geschieden, lag ein kleines Zimmer, reich und üppig eingerichtet, welches mit der seit lange schon in den Gemächern der Königin herrschenden strengen Einfachheit kontrastirte. Dorthin führte Raja-Ram die Begum. Im Hintergrunde dieses Gemachs, von der aufgehängten Lampe schwach beleuchtet, stand ein Tscharpaï (Ruhebette) von Florvorhängen rings umgeben. Auf diesem Lager ruhte ein junges, schönes Weib und zu ihren Füßen schlummerte ein Mann, der in seinen Händen noch das schmiegsame Rohr der Huka hielt. Neben dem Lager, auf einem Tische, erblickte man die Ueberbleibsel eines Mahles; saftige Früchte, ausgesuchte Getränke; ein berauschender Opiumduft erfüllte die Luft. Das schlafende Weib war Schirin, eine Sklavin der Begum; der Mann war der Oberst Dyce.

Die Begum fühlte, daß ihre Kräfte schwanden; ein Schleier legte sich über ihre Augen, und sie mußte sich auf Raja-Ram stützen.

Sie werden noch einige Stunden schlafen, sprach der Indier, als er bemerkte, daß die Fürstin sich wieder erholt hatte, ich war es, der das Opium dem Goldauk in ihrem Chillum beimischte; und so haben sie sich rauchend Beide berauscht. Welche Strafe verhängt Euere Majestät über diese Verbrecher?

Die Begum antwortete nicht; ihre erste Bewegung war, den Dolch krampfhaft aus seiner Scheide zu ziehen. Sie setzte die Spitze zuerst auf die Brust des Europäers, dann auf die der Sklavin; allein sie hielt immer wieder inne. Endlich schien es, als ob ein plötzlicher Gedanke ihrer Unentschlossenheit zu Hülfe käme, und indem sie Raja-Ram Stillschweigen auferlegte, zog sie ihn weit fort von den Schlafenden, die durch den Auftritt nicht erweckt worden waren.

Randglossen und Anderes.

*** Die Bremer Zeitung ist seit dem neuen Jahre, unter der Leitung ihres neuen Redaktörs, des Dr. Karl Andree, in die Reihe jener Blätter getreten, die einen größern Leserkreis als den ihrer Stadt zu befriedigen im Stande sind. Einer ihrer letzten Nummern entlehnen wir folgende Stelle aus einer Leipziger Korrespondenz, die auf eine schmähliche Seite des literarischen Treibens in Deutschland ein Licht wirft, das wahrhaft betrübend wirkt. Wir werden so oft aufgefordert, dieß und das zu loben, was der Egoismus schuf, dieß und das weiter zu verbreiten „durch das Organ“ unserer Zeitschrift. Wir entsprechen solchen Aufforderungen nicht. Die Denkmünzen und Denkmäler, das Gedächtnißfeiern, die gehaltenen Reden und Essen, die neuen Re-

ligionen, die Jesuiten, die kranken Kartoffeln, die Antithierquälerei u. s. w., die machen schon ihren Weg durch die Blätter auch ohne uns; allein da fühlen wir uns gedrungen, nachzuhelfen, wo es darauf ankommt, etwas an das Licht zu fördern, was in dem Winkel eines Feuilletons vergraben, da liegt und eine große Wahrheit enthält, oder einen Spiegel aufstellt, der den heuchlerischen Fratzen der Zeit die Masken abzieht und sie in ihrer ganzen Häßlichkeit dem Publikum zeigt. Das Folgende ist übrigens noch dazu ein kleiner Nachtrag zu den Sätzen über das Nationalgefühl, in den letzten „politischen Grillen" von Herrn Giehne.

Die Bremer Zeitung schreibt in Nr. 8 aus Leipzig: Es möchte schwer zu entscheiden seyn, wer die deutsche Ehre empfindlicher beleidigte in dem Streite, welcher jüngst unsere Tagesblätter bewegte, ob Herr Kollmann, oder Herr Philippi. Der Letztere ist der Besitzer einer buchhändlerischen Fabrik, die in Grimma unter dem Namen des „Verlagscomtoirs" betrieben wird. Ihre Produkte sind durch löschpapierne Ausstattung kenntlich und durch Druckfehler interessant. In diesen Druckfehlern des Verlagscomtoirs offenbart sich oft ein Zufall so schalkhafter Art, daß man ihm tieferen Sinn und Verstand zuschreiben möchte. Ladislaus Tarnowski z. B. läßt in Grimma einen „Reichsverweser" erscheinen. Gleich auf dem Titel stellt sich der Druckfehler ein, daß dieser Roman dem Schwedischen der Emilie Flygare-Carlen zugeschrieben wird, die niemals ein Blatt davon unter den Händen hatte. Was thut aber am Ende der kleine Irrthum dem Buche für Schaden? Emilie Flygare-Carlen und die schwedische Erzählung sind gerade Mode in Deutschland, das Verlagscomtoir wird, auch wenn es den Fehler der Angabe bemerkt, keine Cartons deßhalb drucken lassen und die Stockholmer Verfasserin ist um ein Werk reicher, ohne daß sie die Feder ansetzte. Eine amerikanische Schilderung erblickt in deutscher Uebersetzung zu Grimma das Licht der Welt. Sie rührt von einem noch wenig gültigen englischen Novellisten her, und flugs ist der Druckfehler zur Hand, und bezeichnet sie mit Coopers Namen, der einen guten Klang in Deutschland hat. Auch ein Werk von Jean Paul erschien im Verlage des Verlagscomtoirs. Aus dem „Nachlasse" des großen Humoristen natürlich, da Jean Paul doch notorisch so todt ist, daß er sogar Standbilder und Denkmäler in Wunsiedel und Baireuth hat. Der jüngste Druckfehler war im Grunde der erklärlichste und leichteste von allen. Ein Herr Lubojatzki kommt nämlich Sue zuvor und schreibt dessen „Sieben Todsünden," bevor sie der französische Verfasser geliefert. Das Buch wird verschickt und auf dem Titel ist etwas anachronistisch bemerkt „nach Eugen Sue." Ein Gescheuter sieht das nicht, sagt der Kaspar im „Freischütz." Aber diese Warnung paßt nicht für alle Buchhändler. Herr Kollmann, der Käufer der Sue'schen Korrekturbogen, stürzt entrüstet hervor und zeiht das Verlagscomtoir öffentlich der Fälschung. Der Aufsatz, in welchem er das that, war überaus beschämend für die deutsche Literatur und den deutschen Buchhandel. Kollmann kämpfte für den Abhub einer Pariser Feuilletonmahlzeit, wie um ein Heiligthum. Er begnügte sich nicht mit der einfachen Erklärung, die ächten sieben Todsünden seien noch gar nicht vorhanden, sondern fügte ein förmliches Bulletin über das Befinden Eugen Sue's hinzu, er wälzte sich geistig vor dem französischen Autor in ganz unbuchhändlerischer Demuth im Staube, indem er sich nur mit den Fersen getreu blieb, die wider Herrn Philippi und das Verlagscomtoir gerichtet waren. Darauf brach eine allgemeine Fehde los. Herr Philippi trat, wie ein Proteus, bald in dieser, bald in jener Gestalt wider Herrn Kollmann auf; auch der Letztere fand seine Vertheidiger, wiewohl minder zahlreichere, da er weniger enge Verbindungen hat. Mit Ekel wendet sich das Publikum von dem unehrenvollen Streite, den ein Schatten Sue'scher Autorschaft in Deutschland, in dem Hauptsitze deutscher Literatur und deutschen Buchhandels entzündet hatte. So beschlossen wir das Jahr 1845 mit einer literarischen Armseligkeitserklärung.

*** In Wien hatte der Redaktör eines Blattes „Hans Jörgel" betitelt, Herrn Saphir fälschlich einer niederträchtigen Handlung bezüchtigt, daß er nämlich von den Fabrikanten, welche bei der Industrieausstellung betheiligt waren, sich durch Drohbriefe Erpressungen habe zu Schulden kommen lassen. Jetzt zeigt sich's, daß die Briefe, welche dem Hans Jörgel eingehändigt wurden, nicht von Saphir, sondern falsch seien. Der Hans Jörgel muß also eine Ehrenerklärung geben und sagt: „er halte es für eine angenehme Pflicht u. s. w." Ei Herr, das muß aber mehr seyn: es ist, deutsch heraus gesagt, Ihre verfluchte Schuldigkeit. Bei solchen Anklagen muß man vorsichtig seyn, und ist man nicht ganz sicher, so ist es „eine angenehme Pflicht" zu schweigen, ehe man anklagt. Das sollten sich alle andern Hans Jörgel auch merken.

*** In Berlin gibt man ein „Assemblée musicale" in welcher jede Dame als „Souvenir" ein Exemplar Noten zum „Cadeau" erhält. Berlin ist die Hauptstadt des nördlichen Deutschlands. Gott besser's! — Wenn wir läsen: On donne à Paris une „musikalische Versammlung," dans la quelle chaque „Frau" reçoit comme „Andenken" un exemplaire de musique pour „Geschenk." Was würden wir die Franzosen höhnen, und jetzt?

*** Johann Simon Mayer, bei Ingolstadt im Jahre 1763 geboren und am 2 Dezember vorigen Jahrs zu Bergamo gestorben, war zu Anfange dieses Jahrhunderts einer der berühmtesten Tonsetzer, dessen Opern überall in Italien gegeben wurden und selbst auf deutschen Bühnen erschienen. In Prag war er Orchesterdirektor gewesen, dann wurde er als Kapellmeister am Dome zu Köln und von hier 1802 in gleicher Eigenschaft an die Kirche Sta. Maria Maggiore nach Bergamo gerufen. Von dieser Zeit beherrschte er die Bühne, welche damals noch Opern von Guglielmi, Paesiello und Cimarosa gab, und selbst der aufstrebende Paer hatte Mühe, sich neben ihm zu behaupten. In 25 Jahren komponirte er etwa 60 Opern. Besonders war es die Kunst seiner Instrumentation, welche er aus Deutschland mitgebracht hatte, die Aufsehen erregte und eine Um-

Mr. Hall's Letter to Mr. Bell.

Mr. Hall's Letter to Mr. Bell.

Mr. Hall's Letter to Mr. Bell.

Der neue Europa.

Monat für Monat 80 Pf.

Neues Leben!

1900.

Der neue Europa ist eine Zeitschrift, die sich mit der Politik, Wirtschaft, Kultur und Literatur Europas beschäftigt. Sie erscheint monatlich und kostet 80 Pf. pro Monat. Die Zeitschrift ist in deutscher Sprache verfasst und wird in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz verkauft. Sie ist eine der wichtigsten Zeitschriften für die deutsche Leserschaft.

Statistiker über den Nationalreichthum nachgedacht. Nach Beendigung dieser Lektüre hätte man ihn sollen peroriren hören über den Umlauf des baaren Geldes, über die eigentliche Natur jenes stellvertretenden Zeichens, was man gemünztes Silber oder Gold nennt, und über den relativen Werth der Kapitalien. Kurz, in der Theorie war Bob, ich muß es gestehen, ein stärkerer Finanzmann als ich. Sein größter Wunsch war eine Gelegenheit, von der Theorie zur Praxis überzugehen.

Wir lebten damals noch in den schönen Tagen der Eisenbahnspekulationen; die Aktien dieser wundervollen Unternehmungen gingen aus den Händen der großen Kapitalisten in die der kleinen über. Zwei Ernten nach einander hatten die nationale Energie aufgeregt. Es schien entschieden zu seyn, daß alle volkreichen Städte durch Eisenbahnen mit einander verbunden, und alle ackerbautreibenden Distrikte von Schienenwegen durchschnitten werden sollten. Jede Woche brachten die Spalten der Tagesblätter die verlockendsten Ankündigungen ganzer Reihen neuer Projekte; kaum war eine Unterzeichnung eröffnet, so waren alle Aktien vergriffen. Doch wer weiß die Geschichte des verflossenen Jahres nicht auswendig? War es nicht ein wundervolles Jahr, das viele leere Taschen füllte? Bob schlief nicht mehr, und kam oft, mich aus dem Schlafe zu wecken, damit ich seinen Unternehmungen mich zugesellen sollte. Unglücklicher Weise belief unser Kapital, oder wie der Freund Staatsökonom sich ausdrückte, unsere negociabeln Fonds, sich nicht höher, als auf dreihundert Pfund Sterling, und nachdem Bob mich überredet hatte, sie zur Spekulation zu verwenden, so machte ich bald die Wahrnehmung, daß ich klüger gethan hätte, sie bei dem ehrlichen Bankier stehen zu lassen, der mir einen bescheidenen Zins von fünf Prozent bezahlte. Nichts eigensüchtiger, als die Spekulanten. Nie konnten wir uns entschließen, daß einer allein von uns Theil nehmen solle an einer Unternehmung der Art. Beschränkt darauf, Aktien über pari zu kaufen, harrten wir Monate lang auf Steigen des Kurses, und beim geringsten Zeichen des Sinkens, eilten wir loszuschlagen mit dem Gewinn von einigen Schillingen, aus Furcht vor Unfällen.

Das kann so nicht gehen, sagte Bob eines Abends, als wir unsere Rechnung aufstellten, wir sind die Geprellten beim Spiele, das Ende wird seyn, daß wir vom Monopol erdrückt werden. Ich protestire gegen diese förmliche Verletzung aller Grundsätze des freien Handels zu unserm Nachtheile. Woher kommt es, daß gestern erst David Tinchall zweihundert Aktien der Eisenbahngesellschaft von Westermudder erhalten hat, während man uns Beide, die wir tausend Stück verlangten, nicht einmal einer Antwort würdigte? Warum hat David, ein Besitzer von fünfzigtausend Pfund Sterling, vielleicht schon eine gute Dividende in der Tasche, während unser kleines disponibles Kapital verschmäht wird? Das ist eine schreiende Ungerechtigkeit, welche die Gesetzgebung zur unmittelbaren Einschreitung auffordert.

Es ist eine Schande! rief ich, nicht weniger erbittert, als mein Freund Bob.

Hört mich an, lieber August Dunschunner, fuhr mein ehrenwerther Vetter fort, vielleicht verdienen wir einigermaßen, was uns widerfährt. Wir haben noch keine der Höhe unserer Intelligenz angemessenen Ansprüche kund gegeben. Weil wir bescheiden uns hinter die Andern stellen, so behandelt man uns als Anfänger. Die Zeit ist gekommen, wo wir kühnlich unsern Platz einnehmen können. Das Publikum ist im Zuge, Alles zu unterschreiben, was man ihm vorschlägt. So wollen denn also auch wir ihm das Projekt einer Eisenbahn in Vorschlag bringen.

Wie mögt Ihr daran denken, Bob, sagte ich, mit dreihundert Pfund Kapital?

Geht doch, August, sprecht nicht so. Unser Kapital ist mehr werth, als so viel, wenn wir es nach der ächten Theorie der Spekulation anwenden. Reicht es nicht hin, zu Bestreitung der Ankündigungen? Dieß allein ist unsere Sache; das Uebrige wird das Publikum besorgen.

Auf welchen Punkt des bewohnten Erdballs soll denn unsere Eisenbahn hinkommen, lieber Bob? In England ist er nicht zu finden, und auch in Niederschottland ist kein zollbreit Land mehr übrig, das nicht im Projekt eine Doppelreihe von Schienen durchkreuzt?

Was sagt Ihr denn etwa zum Projekt einer spanischen Eisenbahn — einer Alcan-

tarabahn? Ich will gehängt seyn, wenn ich weiß, wo Alcantara liegt, in Spanien oder Portugal, aber es weiß es auch sonst Niemand, und so gleicht sich dieß aus. Oder eine Palermobahn mit Zweigbahnen nach den Schwefelminen? oder eine gerade Linie nach den Pyrenäen?

Lieber wäre mir doch eine Eisenbahn in Schottland.

Nun denn also, warum nicht im Gebirge? Gibt es nicht dort Distrikte, wo eine Eisenbahn ganz an ihrer Stelle wäre für den Transport der Schafherden und des Wildprets, der lungernden Turisten und der Jäger?

Kennt Ihr, fragte ich, den Distrikt Glenmutchkin zum Beispiel?

Herrlich! schrie Bob in voller Entzückung. Köstlich, Freund! Dort ist eine Whiskybrennerei und ein Fischerdorf, wenigstens war es so, als ich 1840 mit einer Angelruthe zum Lachsfang gerüstet, dorthin reisete, und zwei Monate lang beim Acciseinnehmer zubrachte. Der Stand der Bevölkerung mag meines Bedünkens wohl kein sehr blühender seyn, weil der letzte Laird alle seine celtischen Ureinwohner nach Amerika übersiedelt hat; aber was schadet das? Das Land ist so malerisch! Ich sehe Alles vor mir liegen, wie wenn ich noch dort wäre. Prächtige Wasserfälle, Herden halbwilder Stiere, die Stelle, wo Karl Eduard einst Mac Gregor und seinen Clan unter seine Fahne zusammen berief. Ha, Freund, das ist ein gelobtes Land, was Ihr da genannt habt. Gebt mir das Blatt Papier und eine Feder; es ist keine Zeit zu verlieren; je schneller je besser.

Aber Gott helfe Euch, Bob, wie fahrt Ihr so rasch zu! Wo nehmen wir den provisorischen Ausschuß her?

Das ist ganz richtig, versetzte Bob, man muß dem Publikum ehrenhafte Namen vorführen, — das will sagen, Namen von gutem Klange. Einen britischen Pair an die Spitze zu stellen, darf ich wohl nicht hoffen, ich müßte denn einen erfinden. Aber was sagt Ihr zu einem Baronet? Sir Pollorfen Tremens ist erst kürzlich Baronet von Neu-Schottland geworden: mit etwas zweifelhaften Titeln, obgleich ihm Niemand sie streitig macht — o, der wird einer der unsrigen werden, denn er hat keinen Penny zu verlieren.

Nun, so setzt ihn auf die Liste.

Ist geschehen, sagte Bob, und nun, da es sich von einer hochländischen Eisenbahn handelt, wäre ein Clanhäuptling uns unentbehrlich. Es macht immer einen guten Eindruck auf's Publikum, seit Walter Scott sie in Mode gebracht hat.

Warum wollt Ihr Euch selbst nicht den Laird von Mac-Bottle nennen? Es wird Euch kein Mensch diesen Titel streitig machen.

Gewiß nicht, erwiederte Bob, aber ich behalte mir die Verrichtungen eines Sekretärs vor, und übrigens weiß ich, was uns Noth thut. Jener ist ein Häuptling von meiner eigenen Schöpfung — und mein Vetter Staatsökonom hatte die Keckheit, zum Namen des Sir Pollorfen die Namen Tavish, Mac-Tavish, Inver-Tavish zu schreiben.

Ganz gut, sagte ich, aber neben diesem improvisirten Obmann müssen wir doch wenigstens einen wirklichen haben, sonst laufen wir Gefahr, mit der Justiz in Verdruß zu gerathen.

Ihr seid schauderhaft bedenklich, August, sagte Bob, und hätte, wenn ich ihn gehen ließ, lieber die Namen der Götter und Göttinnen des Olymp aufgeschrieben, oder die Mitglieder seines Ausschusses aus dem Ossian entlehnt, als daß er unsern Prospektus länger aufgeschoben hätte. — Aber, sehen wir zu, fuhr er fort, Ihr müßt mir helfen, ich verlange ja nichts besseres, als aufzuschreiben, wen Ihr mir nennen werdet.

Ich kenne in Glasgow keinen celtischen Ureinwohner, als den alten Mac-Closky, den beständig betrunkenen Commissionär, der gewöhnlich an der Ecke von Jamaica-Street lehnt.

Gut, das ist unser Mann, sagte Bob. Er ist aus einem Clan, wo man für eine Pinte Whisky sich zu Allem hergibt. Wir wollen ihm zwei zu trinken geben. Aber wie bezeichnen wir ihn? Mac-Closky von Jamaica-Street? — O nein, der Name einer Straße hinter einem hochländischen Namen, das wäre gegen die lokale Färbung.

Man muß ihn The Mac-Closky nennen; der Artikel, wenn er so gesetzt wird, gilt für einen Adelstitel. The Mac-Closky! Das wird ein wohlklingender Name seyn für englische Ohren.

Bravo! rief Bob, und setzte den Namen als den zweiten auf die Liste der Clanhäupter

und der Direktoren unseres provisorischen Ausschusses. — Und nun, August, schreibe ich Euch auf. Vergeßt nicht, daß die ganze Verwaltung, das heißt die Handhabung der Fonds, Euch anvertraut wird. Ich schiebe vor allem Andern zwischen August und Dunschunner den Namen Reginald ein. Reginald, das ist ein ausgezeichneter Name, den hätte man Euch in der Taufe geben sollen. Reginald August Dunschunner von . . . laßt hören, von welchem Familiengut wollen wir Euch den Namen beilegen?

Ach, lieber Vetter, Ihr wißt ja wohl, daß mein nobler Vater seit langer Zeit über sein Erbgut verfügt hat. Mir bleibt gerade ein Blumentopf übrig, jedes Frühjahr mein Fenster zu zieren, zu dem ich die Erde aus St. Mirrens beziehe.

Unvergleichlich. Ihr seid also Reginald August Dunschunner von St. Mirrens. Ich wünsche Euch Glück, Vetter, zu solch einem schönen Namen. — Nun aber zum ernsthaften Theil unserer Liste. Wir müssen schlechterdings einen Kapitalisten unter uns haben, einen bekannten Gewerbsmann oder Grundbesitzer, einen Lockvogel, um die Andern zu fangen, Einen, der eine gewisse Kundschaft hat — Ha! ich habe ihn! Sam Sawley!

Sam Sawley, der Sargfabrikant?

Derselbe, hat er nicht die stärkste Kundschaft in Glasgow? Ueberdieß, wißt Ihr, ist er der Vorsteher der Dissidenten, der Leithammel der Herde. Er ist schon reich, und trachtet noch reicher zu werden. Ich gedenke, ihn morgen zu besuchen, und für unser Geschäft zu gewinnen. Ueberlaßt es mir, wie ich seine Eitelkeit kitzeln will, und seine Liebhaberei für Dividenden. Wenn wir ihn haben, und noch ein bis zwei Mitglieder seiner Sekte, so brauchen wir weiter nichts mehr, als Nullen, um unsern Ausschuß vollzählig zu machen.

Aber der Ingenieur — wir müssen einen Ingenieur ankündigen, daß ist unerläßlich.

Daran hatte ich nicht gedacht, sagte Bob. Wie wäre es, wenn wir einen Heizer von irgend einem Dampfboot nähmen?

Nein, nein, nehmen wir Watty Solder, den Unternehmer der Gasbeleuchtung, der unlängst fallirt hat. Der ist eine Art Civilingenieur, und, er kann es uns nicht abschlagen.

Recht, das wäre abgemacht. Nun wollen wir die Anzahl der Aktien festsetzen. Es ist unser erster Versuch, wir müssen bescheiden seyn. Ein ächter Staatsökonom ist niemals geizig. Wenn wir sagen wollten: zwölftausend Aktien, zu zwanzig Pfund Sterling jede: ein Kapitälchen von 240,000 Pfund!

Einverstanden mit 240,000 Pfund Sterling.

Sawley mit den Andern nehme ich auf mich; Ihr, August Reginald Dunschunner von St. Mirrens geht zu Solder, und verfaßt den Prospektus. Morgen Abend kommt Ihr, mir ihn vorzulesen, und wir gehen ihn mit einander durch. Aber Allem vorgehend, Vetter, laßt uns eins trinken auf den Erfolg und das Gedeihen der Glenmutchkiner Eisenbahn.

Und wir tranken darauf hin eine treffliche Flasche Whisky. Am andern Morgen, wie ich mit einem leichten Kopfschmerz und etwas trockener Zunge erwachte, fiel mir nicht ohne einige Gewissensbedenklichkeit die Unterhaltung vom Abend auf's Herz. Zwei Löffel voll kohlensaurer Soda brachten mir indessen Gemüth und Magen wieder in Ordnung. Ich ergriff die Tagesblätter, und fand darin vier bis fünf neue Eisenbahnprojekte, ganz so waghalsig, wie das unsrige; und wer konnte denn am Ende sagen, daß die Glenmutchkiner Eisenbahn nicht zu Stande kommen werde? War die geringste statistische Notiz vorhanden für die Begründung einer solchen Meinung? Hatte nicht das Handelsministerium darüber zu entscheiden? War nicht vom Parlament ein verantwortliches Tribunal niedergesetzt, um unsere Eisenbahn zu prüfen, wie so viele andere? Bis diese Entscheidung erging, wie konnte ein Unrecht darin liegen, wenn wir alle Kapitalisten aufforderten, welche die Beförderung des allgemeinen Wohlstandes eifrig zu unterstützen sich bemühen. Ich fand mich also Abends pünktlich ein bei meinem Freunde Mac-Bottle. Der liebe Bob! Er war völlig im Enthusiasmus; denn Sawley hatte nicht sobald erfahren, auf welchen Plan unser Schienenweg gegründet werden solle, als er seinen Beitritt erklärte und von ganzem Herzen einverstanden war, unter der Zahl der Direktoren, dieses nationalen Unternehmens mit aufzutreten. Ich legte meinen Entwurf des Prospektus meinem Mitarbeiter vor, der einige Veränderungen und Zusätze machte.

Hier folgt er, nebst dem Personal unseres Ausschusses.

Eisenbahn von Glenmutchkin.

Gesellschaftskapital von 240,000 Pfund Sterling, vertheilt in 12,000 Aktien von 20 Pfund Einzahlung, 20 Proc. per Aktie.

Provisorischer Ausschuß.

Sir Pollorfen Tremens, Baronet von Toddymains.

Tavish Mactavish von Invertavish.

The Mac Closky.

August Reginald Dunschunner von St. Mirrens.

Samuel Sawley, Esq. Kaufmann.

Mhic Mhac Vich Induibh.

Phelim O'Finlan, Esq. von Crow-Castle in Irland.

Kapitän Mac-Alcohol.

Der Factor von Glentumblers.

John Job Jobson, Esq. Fabrikant.

Evan Mac Claw von Glenshart und Inverifvewky.

Joseph Heckles, Esq.

Habakuk Grabbie.

Ingenieur der Gesellschaft: Walter Solder, Esq.

Provisorischer Sekretär: Robert Mac-Bottle.

„Das Bedürfniß einer durch den fruchtbaren und volkreichen Distrikt, das Thal von Glenmutchkin genannt, unmittelbar zu leitenden Eisenbahn, ist seit langem gefühlt und anerkannt worden. Abgesehen von der großartigen Lage und andern noch wichtigern Berücksichtigungen, ist Glenmutchkin dem Kapitalisten bekannt als die berühmteste Station des schottischen Gebirglandes für die Viehzucht, und als der Mittelpunkt aller Märkte des Landes. Eine gewichtige Autorität hat eine Berechnung aufgestellt, daß nicht ein Acre in diesem Thale zu finden ist, der nicht zwanzig Stück Hornvieh ernähren könnte. Da nun aus einer völlig genauen Vermessung sich ergibt, daß dort mehr als 200,000 Acres unbebauten Landes unmittelbar an die in Vorschlag gebrachte Eisenbahn anstoßen, so kann man, ohne Furcht vor einer Widerlegung, wohl behaupten, daß die Anzahl der auf der Bahn zu transportirenden Stücke Hornviehes sich auf vier Millionen jährlich belaufen werde, die nach dem niedersten Schätzungswerthe, verglichen mit dem unterzeichneten Kapital, eine beträchtlichere Einnahme abwerfen würden, als eine der bisher in den drei Königreichen angelegten Eisenbahnen. In dieser Uebersicht ist der Vertrieb der Hämmel und Ziegen nicht mitbegriffen, mit denen die Gebirge im buchstäblichen Sinne bedeckt sind: ein zu ausgedehnter und zu bedeutender Artikel, als daß man ihn in einem Prospektus aufführen könnte. Man kann indessen auf einen Ertrag von 17 bis 19 vom Hundert zählen, nach Abzug aller Kosten.

„Die Bevölkerung von Glenmutchkin ist eine äußerst dicht gedrängte. Die Lage auf der Westküste von Schottland gewährt der Gegend die Wege zum unmittelbaren Verkehr mit Amerika, und seit Jahren machen die Amerikaner Gebrauch hiervon. Wirklich hat das Parlament mehr als einmal seine Aufmerksamkeit auf die Ausfuhr des Hornviehes gerichtet, welche von diesem Theile des Hochlandes nach den vereinigten Staaten statt findet. Die Manufakturen sind von großem Umfange, und es befinden sich darunter die berühmtesten Brauereien der Welt. Mineralien sind im Ueberfluß vorhanden; man kann darunter anführen: Quarz, Porphyr, Feldspath, Malachit, Braunstein und Basalt.

„Am Fuße des Thales, in der Nähe des Meeres, liegt der bedeutende Flecken Clachan d'Inwostave, der nach der Meinung verschiedener ausgezeichneter Alterthumsforscher die Hauptstadt der Picten gewesen seyn soll; inmitten der kommerziellen Bewegung der Neuzeit finden sich dort noch interessante Spuren seiner ehemaligen Größe. Es ist dort eine bedeutende Station für den Fischfang, wo Fahrzeuge aller Nationen ankommen, und die Nachfrage nach den Produkten des Auslandes steigt mit jedem Tage.

„Als Jagdrevier hat Glenmutchkin seines Gleichen nicht, besonders aber werden die Touristen mit Begierde seine malerischen Schönheiten aufsuchen. Großartiges und Anmuthiges hat die Natur hier vereinigt, erhabene Felsengruppen, Wasserfälle, die keinem andern als

dem Niagara nachstehen, Forsten, deren Eichen zur Erbauung von Flotten, gleich der großbritannischen ausreichend seyn würden. Zur genauen Bezeichnung dieser unvergleichlichen Thäler fügen wir noch hinzu, daß hier die ruhmvolle Stätte ist, wo 1745 der Prinz Karl Eduard, ritterlichen Andenkens, zu dem tapfern Sir Gregor Mac-Gregor, an der Spitze seines treu ergebenen Clans, gestoßen ist.

„Die Eisenbahn wird eine Länge von zwölf Meilen erhalten, und kann binnen sechs Monaten, nachdem die Parlamentsbill erwirkt seyn wird, vollendet werden. Die Abhänge sind gelind, und die Krümmen unbemerkbar. Keine Viadukte von Bedeutung und nur vier Tunnels auf der ganzen Linie, von denen der kürzeste nicht über anderthalb Meilen.

„Die Gründer dieser Eisenbahn erklären als einen aufgestellten Grundsatz, daß sie jedes Projekt ablehnen und zurückweisen, nach welchem ein sonntäglicher Bahndienst angeordnet werden wollte; die Glenmutchkiner Bahn soll eine religiöse seyn. So sind sie diesemnächst auch gesonnen, der ungebildeten Klasse ihren Schutz angedeihen zu lassen, und werden geistliche Traktate bis zur Zahl von 12,000 Exemplaren annehmen, welche Behufs der sittlichen Vervollkommnung jener Klasse erschienen sind, wenn dergleichen auf dem Sekretariat des Ausschusses abgegeben werden wollen.

„Die Unterzeichnung der Aktien wird nach Ablauf von zehn Tagen geschlossen.

Aus Auftrag des provisorischen Ausschusses:
Robert Mac-Bottle, Sekretär.“

Nun, rief Bob, sehr selbstzufrieden mit seiner Paraphrase meiner ursprünglichen Redaktion: was meint Ihr, August? Glaubt Ihr es, daß die Subscribenten an einer solchen Angel beißen werden?

Es ist ein Meisterstück, erwiederte ich meinem Mitarbeiter in aller Bescheidenheit. Wer ist denn der Mhic Mhac Vich Induibh, den Ihr auf die Liste des Ausschusses gesetzt habt?

O! ein ächter Clan-Häuptling ist das! Ich habe ihn in der Taverne aufgefangen, wo er den letzten Schilling seines Erbtheils vertrank. Sein Großvater hatte eine Insel irgendwo im Archipel der Hebriden, die von den Geographen auf ihren Karten vergessen worden ist.

Und der Kapitän Mac-Alcohol?

Ein berühmter Whiskydestillatör.

Und der Factor von Glentumblers?

Sein bester Kunde. Aber, Gott helfe Euch, mein lieber St. Mirrens, macht Euch doch keine Unruhe über den Ausschuß. Alle diese Mitglieder sind so achtungswerth, wie Ihr nur wünschen mögt, auf dem Papier wenigstens; und was das Beste dabei ist, sie werden uns nicht der geringsten Verlegenheit aussetzen. Sprechen wir von der Aktienvertheilung; wir Beide werden uns Jeder mit 2000 begnügen müssen. Das ist nur der dritte Theil des Gesellschaftskapitals; aber es würde sich für uns nicht ziemen, uns habgierig zu zeigen.

Aber Bob, lieber Vetter! Denkt doch daran, wo wir das Geld zu unserer Einzahlung hernehmen?

Könnt Ihr denn wirklich, Ihr, der Hauptdirektor der Glenmutchkiner Eisenbahn, an mich, den Sekretär, eine solche Frage richten? Wißt Ihr denn nicht, daß es keinen Bankier gibt, der uns nicht den Betrag der Hälfte der Gesammteinzahlung vorschießen würde? Alles ist in Ordnung, und Ihr könnt Eure 2000 Pfund Sterling auf Eure Unterschrift erheben. Sawley soll 1000 Aktien bekommen, so ist es ausgemacht, Jobson Heckles und Grabbie, jeder 500, und mit andern 500 stellen wir die übrigen Ausschußmitglieder zufrieden, so daß vom ganzen Gesellschaftskapital nur 5000 Aktien übrig bleiben, um sie unter die Subscribenten zu vertheilen, die auf unsere ökonomische, moralische, religiöse Bahn zu unterzeichnen gedenken. Alle können nicht welche erhalten, ich bedauere es sehr.

Das

Aennchen von Prag.

Novelle

von

Julius Eyſen.*

II.

6.

Die Idee des Ferwers, nahm Ludwig das Wort, iſt perſiſchen Urſprungs. Der Ferwer iſt ein höherer Geiſt, vollkommener als der Menſch. Er iſt dasjenige Weſen, in das wir nach dem Tode empor gehoben und verwandelt werden, alſo unſer veredeltes Ich. Jeder Menſch hat demnach ſeinen eigenen Ferwer, der ſich aus ihm hervorbildet und aus ihm herauswächſt. Der Glaube, daß wir mit dem Tode nicht plötzlich in ein ganz anderes Weſen hinüber geſchleudert werden, ſondern erſt nach und nach durch unſere eigene Tüchtigkeit uns ſelbſt dazu machen, ſcheint mir viel für ſich zu haben. Dieſem Glauben gemäß finden wir auf perſiſchen Denkmalen Alexanders Bild häufig mit einem Weſen vereinigt, das ihm ſehr ähnlich, auf ſeinen Schultern zu ſtehen, aus ihm hervorzukommen ſcheint; dieß iſt ſein Ferwer. Der Ferwer wird auch als Schutzgeiſt des Menſchen gedacht und alle Erzählungen von Schutzengeln, Doppelgängern und dem grauenhaften Sichſelbſtſehen, müſſen auf die Idee vom Ferwer bezogen werden. Selbſt im alltäglichen Leben werden wir zuweilen durch die auffallende Aehnlichkeit zweier ſich ganz fremden Menſchen an dieſen alten Glauben erinnert. Dieſe Aehnlichkeit mag ſich nun auf die äußere Körpergeſtalt oder auf den Ton der Stimme, auf das Benehmen oder die Art ſich zu äußern und zu gebaren erſtrecken: der Eine wird gewöhnlich edler und vollkommener als der Andere erſcheinen, daher man Jenen den Ferwer des Andern benennen könnte. Daran knüpft ſich aber auch die umgekehrte Idee, der Begriff eines unedlern, niedrigern, irdiſchen Weſens, das wir an andern ſowohl, als auch an uns ſelber zu Zeiten wahrzunehmen Gelegenheit haben; und dieſem könnte man, mit Umſtellung der Wortſylben, den Namen »Werfer« geben. Jeder Menſch hat ſo ſeinen Ferwer in geſteigerten Seelenzuſtänden, und ſeinen Werfer, der ihn herabzieht in die untern Regionen des Geiſtes- und Gemüthslebens, während der eigentliche ordinäre Menſch zwiſchen beiden in der Mitte ſteht. O, meine Damen, es gibt ſchöne, heitere Augenblicke im Leben! Momente, da uns Alles in lichteren Farben und gefälligeren Formen erſcheint. Die engen Schranken und Wände, die uns alle Ausſicht verbauten, weichen plötzlich zurück; die Stockung des trägen Blutes hört auf; leichter wird unſer Gang, heiterer die Stirn, heller der Geiſt, reiner und größer das Herz: wir ſind Andere, ganz Andere geworden. Das ſind die ſeligen Zeiten, da uns der Ferwer zu ſich emporzieht und wir in ihn hineinreichen. Aber wem es noch nicht begegnet, daß ſich plötzlich, — zuweilen gleich nach ſo heiteren Zuſtänden — ſein inneres Auge trübte? — Ein kalter ſchwerer Regenhimmel überzog ſeinen Horizont, die Wirklichkeit hängte ſich mit Bleigewichten an die Schwingen ſeines Geiſtes; die Sorge der Erde drückte dann ihren trüben, ſchweren Stempel auf Deine Stirn und Alles erſchien Dir häßlich und verzerrt; Du wirſt kleinlich, mißtrauiſch, — böſe. Das iſt Dein Werfer, der aus der dunkeln Erde unter Dir emporſtieg und Dich niederzog: — Du biſt der böſe Werfer ſelbſt geworden. Alles was Du im vorigen, glücklichen Zuſtande fühlteſt, dachteſt, ſprachſt oder niederſchriebſt: es kommt Dir jetzt ſo albern, ſo kindiſch vor. Du rufſt: es iſt Alles Proſa hienieden, Alles thörigte Illuſion, die Poeſie iſt ein Traum, ein gehaltloſer Schatten, die Begeiſterung eine Tollheit! Da biſt Du aber auf der unterſten Stufe menſchlicher Unvollkommenheit angekommen; Du verzweifelſt am Adel des Geiſtes und haſt Dich in die Fallſtricke der Unwahrheit und Gemeinheit verwirrt. Dieſer Werfer iſt die Krankheit der Kaltverſtändigen, der uns oft anfliegt wie ein Miasma, das in der Luft liegt; es iſt die Oede und Leerheit, die Langeweile, die uns zu vernichten droht, wenn wir allen Glauben verlieren und die oft ihre häßlichen Schwingen über ganze Zeitalter ausgebreitet hält. Es iſt der Geiſt der Unpoeſie, der Erdphönix, der Coq de bone, deſſen Har-

* 7. Lief. S. 97.

pyenkrallen Wenige entgehen in ſolchen Zeiten. O dieſer Werfer! Wie oft ſucht er uns heim unter niedrigen, kleinlichen Menſchen, in engen, drückenden Verhältniſſen; er iſt der Todfeind des großen Pan! Aber laſſen Sie uns den Teufel nicht an die Wand malen; man darf ihm kaum ſeine Exiſtenz zugeſtehen, wenn er nicht Macht über uns erhalten ſoll. Darum, lieber Geißlinger, fangen Sie ſogleich Ihre Geſchichte an.

7.

Der Alterthumsforſcher.

Sie kannten wohl Alle, fing der Geheimerath ſeine Erzählung an, den Archivar Heidegger, der vor etwa fünfzehn Jahren eines jähen Todes geſtorben iſt. Man vermuthete allerlei und redete allerlei, wie dieß zu gehen pflegt; aber die wahre Urſache ſeines plötzlichen Hingangs iſt doch Niemanden bekannt geworden, als mir und dem Architekten R., der vor einiger Zeit von hier in die Reſidenz verſetzt wurde. Es liegt eine Moral in jenem dunklen Ereigniß, welche ich in ihrer ganzen Ausdehnung nicht gelten laſſe, die aber der Architekt damals ſo ausgedrückt: Die Frivolität wird ſich in ihrem Unverſtand niemals ungeſtraft an Dinge wagen, die andern Menſchen heilig und ehrwürdig ſind. Heidegger hatte eine artige Alterthumsſammlung; ſo werthlos auch die meiſten ſeiner Siebenſachen waren, ſo verweilte man zuweilen nicht ungern bei den Scherben, Urnen, Waffen, Trinkſchalen und antiken Lämpchen des kleinen freundlichen Mannes, weil es ihm Freude machte, ſie zu zeigen, zu erklären und wieder zu erklären. Mit wahrer Vaterliebe pflegte er ſeine Seltenheiten. Jeden Morgen wurden die einzelnen Stücke hervorgenommen, abgewiſcht, zurecht getragen und in immer anderer Ordnung in's Buch einregiſtrirt. Sein Heißhunger und ſeine Habgier nach Allem, was nur einigermaßen in ſein Kabinet zu taugen ſchien, gingen zuweilen in's Kindiſche und Unſchöne hinüber. Der Archivar war ein ſtreng rechtlicher und ſehr gewiſſenhafter Mann. Wenn ihm aber Jemand auf eine Rarität, einen Mammutszahn, einen Ammonit, eine ſeltene Münze, einen alten, wunderlich geformten Schlüſſel oder irgend einen Ziegel, mit einem Stück Inſchrift darauf, Ausſicht machte, dann war der Mann ſchwach, und ich glaube, daß er für eine Seltenheit mit ſeinem Todfeind, wenn er einen ſolchen gehabt hätte, auf der Stelle die innigſte Freundſchaft geſchloſſen hätte. Als der Graf C. die alte gothiſche Kapelle reſtauriren ließ, wobei der Architekt R. die Arbeiten leitete, ſtand ich eines Nachmittags mit dieſem jungen Mann im Chor, und ließ mir die Schönheit und Bedeutung der altdeutſchen Baukunſt aus einander ſetzen. Der Architekt ſprach warm und in ſchöner Begeiſterung über die Gothik, die man damals bei uns noch wenig verſtand und beachtete, ja geradezu eine Barbarei zu nennen gewohnt war. Das Prinzip der gothiſchen, oder beſſer: der deutſchen Baukunſt, iſt uns nicht mehr gegenwärtig, ſagte R.; wir leben in andern Verhältniſſen, in einer ganz andern Zeit; da nun aber die Kunſt allzeit der Ausdruck des höchſten geiſtigen Lebens, der Blüte der Bildung, die ſichtbare Offenbarung der Idee iſt, wie ſollten wir die Kunſt des Mittelalters verſtehen, ohne die genaueſte und lebendigſte Auffaſſung dieſer Zeit, die unſern Intereſſen ſo fern liegt. Die gothiſche Baukunſt verworren und unklar zu nennen, iſt eben ſo thörigt und einſeitig, als wenn man die ruhige Selbſtbeherrſchung, das weiſe Maßhalten und die Harmonie der Griechen kalt und herzlos ſchelten wollte. Statt jener ruhigen und klaren Beſchränkung und Verſenkung in ſich ſelber, haben Sie hier das Ausſichherausgehen, das lebendige Aufſtreben des Geiſtes nach oben, im Glauben —. das mächtige Empor und Hinauf, das Ringen über die Erde hinaus nach dem Himmel. Es liegt etwas Jugendfriſches und Gewaltiges in dieſem Drang nach dem Dunkeln, Unbekannten; es liegt eine edle Titanenidee in dieſer Architektur, die auch mit Titanenkraft das formloſe, kalte Material, den rohen Stein, ſich zu unterwerfen weiß, die in der organiſchen Gliederung ihres Werkes den Stein zu beleben und zu bewegen verſteht, und das Abbild des Meiſterwerkes der Schöpfung, des Menſchen, des vollendetſten Organismus ihm aufzudringen verſtand. — Der franzöſiſche Geſchmack fühlte wohl auch die Ungehörigkeit der antiken Architektur für eine chriſtliche Zeit; er belebte, bewegte und verzierte auch, aber nur äußerlich; daher jene

Ueberanstrengung der Ohnmacht, jene Ueberladung mit Schnörkeln und Zierrath in unverständiger Verwirrung. Die deutsche Art aber ergriff die Sache im Innern selbst. Sehen Sie diese aufstrebenden schlanken Säulen, die oben wie Baumäste aus einander fahren, so leicht und zierlich die Wucht des Gewölbes tragen. Sehen Sie die Einförmigkeit der langen, massenhaften Wände im Innern durch Nischen und spitzbogige Fenster, im Aeußern durch Mauerpfeiler in Giebeln auswallend, unterbrochen. Spitze Säulchen, Ranken und Blätterwerk laufen an den Fenstern hinauf, durch deren bunte Scheiben ein gebrochenes, magisches Licht in das Heiligthum fällt. So mächtig die Massen emporstreben, so leicht bewegt gehen sie, wie die Thürme und Giebel, in Blumen aus. Und bei dieser steinernen Vegetation und marmornen Stickerei, wie ernst und bedeutsam die Anlage des Ganzen. Der Grundriß ist das Kreuz, — das Fundament, auf das unser Glaube gegründet ist. Zu den Füßen des Gekreuzigten ist der große Eingang, von wo die profane Welt dem Heiligen naht. Die beiden Arme weisen nach den kleinen Eingängen. Da aber, wo sein Haupt zu ruhen scheint, im Chor, ist in allen Kirchen der größte Schmuck und die höchste Kunst entfaltet. Hier umgeben, wie ein Rosenkranz, kleine Kapellen —

Bei diesen Worten mußte ich den Architekten, dessen Erklärung ich nicht ohne Interesse zugehört, gleichwohl unterbrechen. Der Archivar trippelte schon eine Weile, nach Alterthümern suchend, in der Kirche herum, und sprang eben in eine Oeffnung, welche ein Arbeiter in den Boden gemacht hatte, und die mir in eine Gruft zu führen schien. Dieser Mann ist mir mit seiner frivolen Neugier schon längst unbequem gewesen, sagte der Architekt, und ich werde den Herrn Grafen ersuchen müssen, den Eintritt verbieten zu lassen, so lange hier gearbeitet wird. Indeß fürchte ich doch nicht, daß der Mann die Ruhe der Todten zu stören, frivol genug seyn wird. — Das könnte doch möglich seyn, erwiederte ich; lassen Sie uns daher lieber hinzutreten. Eben hob der Arbeiter ein morsches Brett auf, und die Leiche eines Cisterziensers in seiner weißen Ordenstracht wurde sichtbar. Die Leiche des Mönchs schien gut erhalten; ein langer Bart wallte bis auf den Gürtel herab, das Gesicht aber fiel, wie es von der Luft berührt wurde, zusammen. Die gefalteten Hände hielten etwas Metallenes fest umschlossen. In einem Nu war der Archivar darüber her; es war ein bleiernes Reliquienkästchen in Gestalt eines kleinen Sarges. — Herrlich, herrlich, rief Heidegger entzückt und fing an, dem Todten das Kästchen aus den Händen zu winden; aber der Architekt setzte ihm den entschiedensten Widerstand entgegen. Heidegger wurde heftig, disputirte, schrie und sah dabei mit unverwandten Blicken, wie ein Geier, nach seinem Raub auf das Kästchen nieder. Ich wollte ihm einwenden; aber er rief mit funkelnden Augen: in solchen Umständen lernt man seine Freunde kennen; wie, dem Moder, der Erde, dem Tod wollt Ihr lassen, was unzählige Lebende erfreuen, was vielleicht der Wissenschaft nützen kann? — Wir redeten ihm von der Pietät gegen die Verstorbenen; da lachte er so laut und fürchterlich, daß es an den Gewölben wiederhalte. Ich werde sogleich zu Sr. Erlaucht gehen, rief er heftig, sprang aus der Grube und eilte davon. Aber sogleich wieder umkehrend, gebot er uns, ja nichts an dem todten Mönch vorzunehmen, bis er wieder zurück wäre. Nichts desto weniger ließ der Architekt die Vertiefung sogleich zuwerfen und die Arbeit an dieser Stelle vorläufig ganz einstellen. — Mit meinem Willen wird hier kein Frevel begangen, sagte er entrüstet, und wenn der Graf dieß erlaubt, so betrete ich die Kirche nicht mehr. — Ich gab ihm die Versicherung, daß der Archivar vergeblich bitten werde, und so war es auch. — Den andern Tag, Abends spät, kam der Architekt in aufgeregter Stimmung zu mir und sagte: Heidegger, der plötzlich heftig erkrankt wäre, habe uns Beide dringend zu sich gebeten. Ich ging sogleich mit. Unterwegs sagte R.: ich habe mir's wohl gedacht; die Habgier dieser Menschen und ihre Rohheit hat keine Gränzen. Ihrer albernen Spielereien wegen ist ihnen nichts ehrwürdig und nichts heilig. — Nun, was ist denn vorgefallen? fragte ich. — Er ist vorige Nacht in die Kirche gedrungen, hat das Grab mit den Händen aufgewühlt und dem armen Mönch das Kästchen entrissen. — Und nun? — Nun ja, jetzt läßt er uns rufen, vermuthlich weil's ihm keine Ruhe läßt, was

er gethan. Wenn dieſe Alterthümler nur eine leiſe Ahnung hätten von dem ernſten Geiſt der Geſchichte, dem ſie zu dienen vorgeben, indem ſie die todten Spuren einer großen ehrwürdigen Zeit in ihren Schränkchen und Schubläddchen aufhäufen; ſie würden einſehen, daß es armſelige Tändelei iſt mit ihrem Scherbenkram und in heiliger Scheu vor den Manen unſerer Vorfahren wenigſtens die Ruhe der in den Gräbern Schlummernden nicht zu ſtören wagen.

Wir traten in des Archivars Zimmer. Er lag im Fieber; ſein Geſicht war glühend roth, ſein Athem kurz. Er erkannte uns, aber was er zu Anfang in abgebrochenen Worten ſprach, konnte ich nicht verſtehen. Endlich richtete er ſich im Bett auf. Die Haushälterin ſtieß einen lauten Schrei aus und ſtürzte aus dem Zimmer. — Die lächerliche Perſon, ſagte er, — ſie — fürchtet ſich wieder. Todt — iſt todt. — Ich habe — mich nicht gefürchtet. — Ich habe mit ihm — gerungen und geſiegt. — Dort — ſteht's auf der Kommode — ſchöne Reliquien — prächtige Sachen — kleine Knöchelchen — Zettel d'ran — Schrift alt, dreizehntes Jahrhundert — Krone meiner Sammlung — jetzt kommt er wieder — der Mönch — Sinnentäuſchung — abergläubiſches Zeug — fürchte mich doch nicht —

Hier bekam er einen heftigen Fieberanfall, worauf er einſchlief. Die Haushälterin erzählte uns unter vielen Thränen, der Herr habe ihr in vergangener Nacht geſchellt und ihr befohlen, das Bild über ſeinem Bette wegzuhängen. Auf ihre Einwendung, hier ſei kein Bild, habe er gefragt, ob ſie denn nichts höre. Darauf habe ſie genau nach der bezeichneten Stelle hingehorcht und ein anhaltendes Flüſtern gehört, das wie ein langes Gebet gelautet, aber in einer fremden, ihr unverſtändlichen Sprache. Nach einer Weile habe ſie auch mit Entſetzen über dem Bett einen weißgekleideten Mann mit langem Bart aus der Wand hervorſcheinen geſehen, ſie habe ſofort um Hülfe gerufen und einen Arzt herbeigeholt.

Wir blieben die Nacht durch bei dem Kranken, der gegen zwölf Uhr unruhig ward, wo denn der Architekt verſicherte, das Bild des Mönchs in der beſchriebenen Weiſe an der Wand zu bemerken und ſeine leiſen lateiniſchen Gebete zu vernehmen. Ich ſelbſt konnte nichts gewahr werden, aber — ſo kann die Phantaſie unſere Sinne betrügen — das Geflüſter glaubte ich allerdings eine kleine Weile ebenfalls zu vernehmen.

Um Gottes Willen! ſchweigen Sie ſtill, riefen die Damen, das iſt ja gräßlich!

Nun, nun, ſagte Geißlinger, heiſer lachend, laſſen Sie mich nur das Ende noch hinzufügen. Den andern Tag brachten wir das Reliquienkäſtchen wieder an den Ort, wo es hin gehörte, den Archivar aber halfen wir zwei Tage darauf zu Grabe geleiten.

Die Geſellſchaft ging aufgeregt aus einander; Ludwig und der Geheimerath mußten mit Allen nach Hauſe fahren.

Die Begum Somru.*

(Schluß.)

Am andern Morgen ward in der Baghaberrie große Bewegung bemerkt; dieß war ein Garten der Königin. Die Herrſcherin hatte den Entſchluß geäußert, einige Tage daſelbſt zuzubringen, und Dyce, der ein wenig erſtaunt darüber war, daß er wieder in Gnade ſtand, hatte den Befehl erhalten, ſeine Gebieterin zu begleiten. Die Baghaberrie war ein Lieblingsaufenthalt der Begum; ſie liebte aber beſonders einen Platz, wo ſie ſich der Ruhe zu überlaſſen pflegte. Dieß war eine Terraſſe, die mit Sycomoren und Cypreſſen bepflanzt war, die ſich um ein Marmorbecken gruppirten, in welchem Tauſende von Goldfiſchen ſchwammen. Von dort hatte man einen Blick über ein kleines anmuthiges Thal, welches die Kuppeln und Minarets der Reſidenz begränzten. Auf dieſer Terraſſe waren der Begum die heiligſten Momente der Gattenliebe hingeſchwunden, und eben deßhalb hatte ſie ihren Geliebten bis jetzt noch nicht hierher eingeladen.

An dem Tage, an welchem die Königin zum erſten Male mit Dyce die Terraſſe beſuchte, war daſelbſt ein köſtliches Mahl angerichtet; allein die Gäſte bemerkten mit

* 6. Lief. S. 89.

Staunen einige Anordnungen, welche dem Feste einen trübseligen Anstrich gaben. Die Erde war am Fuße der Cypressen frisch aufgegraben, und eine breite Grube klaffte zwischen dem Marmor des Beckens und dem Sitze, von welchem die Fürstin den Fischen ihre Nahrung zuzuwerfen pflegte. Wer war der Gärtner, der den Einfall gehabt hat, dieses Loch an dieser Stelle zu graben? fragten die Geladenen einander kopfschüttelnd. Fluch dem Schaitan Zada (Sohn des Teufels) der diese Anstalt von schlimmer Vorbedeutung gemacht hat!

Das Mahl wird in gewohnter Weise bedient. Die Begum scheint ihre Heiterkeit wiedergefunden zu haben, und wie es die Sitte im Orient erheischt, so ißt sie mit dem Günstling von demselben Teller. Weder Löffel, noch Gabel; die orientalische Freiheit ist den Liebenden angenehmer; die Hände berühren sich und oftmals wird ein Liebeszeichen im gewürzten Reis des Pilau verstohlen gegeben. Wie zärtlich weist man sich die leckersten Bissen zu! Jeder will dem Andern das Beste geben und man nimmt es nur an, um es aus den Fingern des Geliebten essen zu können. Nie war Dyce wohl glücklicher als an diesem Tage.

Nach dem Mahle wurde der Tschibuk der Königin und der Huka des Obersten gebracht. Dieß ist der Augenblick, wo der Gesang und symbolische Tanz der Bayaderen beginnt. Die Fürstin hat auch an diese unerläßliche Beigabe jedes Festes gedacht, und bei den ersten Zügen aus dem Tschibuk wandte sie sich zu Raja-Ram und befahl ihm, die Musiker herantreten zu lassen. Auf einen Wink erscheinen zwölf Neger, welche einen ziemlich schweren Gegenstand tragen, der mit einem Gazevorhang bedeckt ist und ihn neben der frischen Grube niederstellen. Die Anwesenden sind erstaunt und flüstern sich geheimnißvoll einige Worte zu, als auf einen Wink der Königin der Vorhang weggezogen wird. Das Staunen wird zum Entsetzen; denn man erblickt auf einem Ruhebette eine arme Sklavin, fast nackt, mit starken Banden, an allen Gliedern gefesselt. Auf einen zweiten Wink heben die Neger das Bett und halten es an starken Seilen schwebend über der Grube; dann lassen sie es gleich einem Sarg langsam hinabgleiten.

Erst als die Neger begannen Erde auf ihren zarten Körper zu schaufeln, schien die Unglückliche zu begreifen, welches entsetzliche Schicksal ihr bevorstand. Da drangen fürchterliche Töne aus der Grube zu den Umstehenden und Alle waren von Schrecken ergriffen.

O Saheb! Saheb! rief die arme Schirin, indem sie hoffte, daß Dyce sie retten könne, kannst Du mich um Deinetwillen sterben lassen? Du weißt wie groß meine Schuld ist; ich wollte meine gute Gebieterin niemals beleidigen. Sprich zu ihr; ich verdiene eine Strafe, aber nicht den Tod. Nicht den Tod, großer Gott! Ach, man wirft mir große Steine auf den Kopf, Erde auf das Gesicht! Ich werde zermalmt! Rette mich!

Aber Erde und Steine rollten fortwährend auf die Unglückliche mit jenem dumpfen Geräusche, den das Zuschaufeln eines Grabes hervorbringt.

Unterdeß rauchte die Begum anscheinend ruhig ihren Tschibuk, und nur ihr Blick, den sie glühend auf Dyce ruhen ließ, verrieth allein die Gefühle, die sie empfand. Dyce saß bleich, mit stieren Blicken, Todesschweiß auf der Stirne, ihr gegenüber; der Boden wankte unter seinen Füßen. Er versuchte es aufzustehen und brachte mit Mühe die nach der Sitte des Landes gekreuzten Beine aus einander, dann streckte er die Hand aus, um einen der Schaufler aufzuhalten. Aber ein starker Mann stellte sich zwischen ihn und den Sklaven. Es war Raja-Ram, der mit einem höllischen Lächeln sich auf einen bloßen Säbel stützte. Der Brite sah nun wohl ein, daß es für das Opfer keine Rettung gebe; er warf sich mit dem Gesichte zur Erde und hielt sich die Ohren zu, um das durchdringende Geschrei des Mädchens nicht zu hören. Noch wenige Minuten dauerte es fort, dann wurde die Stimme dumpfer und es war nur noch das Röcheln der Sterbenden hörbar. Jetzt vernahm man eine letzte Bitte: Aman! Aman! Gnade, o meine Königin! jeden andern Tod, nur nicht diesen. Luft! Luft! oh, ich ersticke, ich sterbe! — Aber diese Worte, die fast nicht mehr verständlich waren, wurden plötzlich von einer tiefen Stille gefolgt.

Man könnte glauben, daß diese Scene erfunden sei; allein unsere Einbildungskraft ist nichts in diesem Allen, und was wir erzählen, ist wahre Geschichte. Die

Annalen des Orients sind voll von solchen Begebenheiten, und diese Mischung von Poesie und Entsetzlichem, von Heldenmuth und wilder Aufregung ist das Grundelement des Lebens im Orient.

So lange das Geschrei der Sklavin währte, hatte die Begum nicht zu rauchen aufgehört. Als die Grube gefüllt war, wurde die Erde darüber festgestampft, dann ein Teppich darauf gebreitet, und nachdem die Begum Platz genommen, lud sie Dyce ein, sich zu ihr zu setzen.

Was willst Du von mir? sagte er, indem er zauderte; spiele nicht länger mit Deinem Schlachtopfer. Hast Du auch mir den Tod zugedacht, so beschleunige ihn; die Erwartung ist grausamer, als der letzte Kampf. Bei dem Haupte unseres Kindes flehe ich Dich an, meine Leiden zu enden und Deinen Henkern den längst erwarteten Befehl zu ertheilen.

Du irrst, Herr Dyce, erwiederte ruhig die Begum, ich habe weder die Absicht, noch das Recht, Dich zu bestrafen. Die ehebrecherische Gattin vermag nicht der Richter des ungetreuen Geliebten zu seyn. Als ich meinen edeln Gemahl für einen ungekannten Fremdling hinopferte, da konnte ich denken, daß auch ich dereinst betrogen würde. So will es die Gerechtigkeit, diese Bestrafung kam mir zu; und es lebte keine Vorsehung, wenn es anders eingetroffen wäre. Das Geschöpf, welches ich zur Ausübung meines Verbrechens gebrauchte, mußte sich gegen mich kehren, und ich habe das Recht verloren, es zu vernichten. Die Sklavin aber, die ich dem Elend entriß, um sie an meinem Busen zu nähren, die ich mit Wohlthaten überhäufte und die mir meinen letzten Trost raubte, den einzigen, der vielleicht meine Gewissensbisse zu ersticken im Stande gewesen, die Liebe des Menschen, um die ich mich selbst verloren, diese Sklavin verdiente das schrecklichste Loos, welches die ewige Gerechtigkeit dem Undanke auferlegt. Da sie die Strafe bereits hienieden empfangen hat, so wird ihr Vergehen gewiß im Himmel ihr verziehen seyn. Schweigen wir davon. Wir wollen hier noch einige Tage verweilen und dann zu unsern Geschäften zurückkehren; Du zu den Deinigen, ich an die Wiege meines Kindes.

Der Abenteurer hatte durch diese Worte die Gewißheit erlangt, daß er für sein Leben nichts zu fürchten habe und fühlte sich dadurch von einer ungeheuern Last befreit. Er schlug alle Bedenklichkeiten zurück und dachte nur daran, wie er seinen frühern Einfluß bei der Begum wieder erlangen könnte. Er setzte sich vor allen Dingen an ihre Seite, wie sie es ihm geboten hatte, wenn er gleich in dem Augenblicke einen innern Schauder empfand. Auch die Begum mochte wohl nicht so gleichgültig an dem Orte der furchtbaren That sich fühlen, als sie sich den Anschein gab.

Der Tag verging inzwischen, ohne daß sie die Absicht kund gab, in die Residenz zurückzukehren; auch verließ sie den Teppich nicht, welcher das Grab der unglücklichen Schirin bedeckte. Die Abendmahlzeit wurde dorthin gebracht und weiche Polster, um die Nacht daselbst zuzubringen. Sie ruhte dort wie eine Schildwache, die ihren Posten nicht verläßt, als fürchte sie, die Grube könnte sich öffnen und ihren Raub entwischen lassen. Dyce war wie gebannt; er wagte kein Auge von seiner furchtbaren Gebieterin zu wenden; er beobachtete ihre Blicke und Bewegungen. Ihre Stimme machte ihn erbeben; aber ihr Schweigen fürchtete er noch mehr. Er wandte Alles an, um sie zu zerstreuen; er unterhielt sie von Einrichtungen des Hofhalts, von politischen Neuigkeiten, von Geschäften, die einer unmittelbaren Entscheidung harrten, und obgleich sie ihn nur selten einer Antwort würdigte, so hörte er doch nicht auf, sie zu behelligen.

So kam die Nacht heran; zum zehnten Male ließ die Begum ihren Huka füllen, dann schickte sie ihre Frauen fort, und indem sie sich in eine Rauchwolke hüllte, deutete sie an, daß sie in ihren Betrachtungen oder in ihrem Gebete nicht gestört seyn wolle. Die Finsterniß war hereingebrochen, dickes Gewölke bedeckte die Mondscheibe und der Wind stöhnte in den Aesten. Der Europäer, der oft schon auf dem Schlachtfelde dem Tode getrotzt hatte, fühlte sich von einer unbeschreiblichen Angst betroffen; entsetzliche Bilder flirrten an ihm vorüber: zuerst Sombre, zürnend und mit Blut bedeckt, dann Schirin, welche den Boden emporhob auf dem er saß. Es war eine Nacht voll tödtlicher Angst, und wer bei dem Aufgang der Sonne Dyce erblickt haben würde, wäre erschrocken über

seinen Anblick. Der Tag gab dem Engländer etwas von seinem Muthe wieder. Die Begum schien die Begebenheiten des vorigen Tages ganz vergessen zu haben. Sie war zwar ernst und trüb, aber vollkommen ruhig; sie nahm ihre gewöhnlichen Beschäftigungen vor. Zuerst ging sie zur Toilette, dann gab sie ihren Goldfischen das Futter, schritt durch die weiten Laubgänge um Blumen zu pflücken und nahm selbst die Blumen an, die Dyce ihr bot. Dann aber nahm sie ihren Sitz wieder auf dem Teppich ein und verließ ihn nicht bis zum andern Tage.

Drei lange Tage und drei fürchterliche Nächte waren auf diese Weise verstrichen; um die Mitte des dritten Tages, bat die Prinzessin Dyce, ihren Tschibuk anzuzünden. Alles schlief rings umher; und einige Schritte entfernt lag im Schatten eines Baumes Raja-Ram, gleichfalls eingeschlummert. Dyce hatte, wie alle schwachen Geister, einen Augenblick gefunden, den Einfluß des Schreckens, dem er verfallen war, für kurze Zeit zu bemeistern. Er wagte einen Versuch, den ihm nur die Verzweiflung hatte eingeben können. Als er der Begum die kostbare Bernsteinpfeife überreichte, suchte er ihrer Hand sich zu bemächtigen. Die Fürstin stieß ihn ohne Zorn zurück und rauchte ruhig weiter.

Wie? nicht einmal eine Liebkosung mehr! sagte der Oberst mit bittendem Tone.

Auf diesem Rasen — unter dem das arme Opfer kaum kalt ist! rief die Begum mit innerm Abscheu aus.

Ueberall, wenn man wahrhaft liebt! erwiederte er zitternd.

Ein Blitz zuckte aus den Augen der Begum.

So bist Du denn ein Teufel, ein Grab so zu entweihen! So bist Du denn sicher, daß die Todten nicht wiederkehren?

In diesem Augenblick stieß eine den Garten umspähende Hyäne einen gräßlichen Schrei aus, der aus dem Innern der Erde hervorzukommen schien. Dyce glaubte eine übernatürliche Stimme zu hören; er sprang auf, als wenn ihn der Strahl in das Herz getroffen hätte und stürzte ohnmächtig zu den Füßen der Königin nieder. Die Königin erhob sich in ihrer ganzen Größe, zog den Dampf aus ihrem Tschibuk, und indem sie ihn aus den halbgeschlossenen Lippen wieder entströmen ließ, betrachtete sie eine Weile ihren Liebhaber mit einem unbeschreiblichen Lächeln, welches ihren Ekel kund gab, dann ohne sich weiter um den Elenden zu kümmern, warf sie den Kopf in die Polster zurück und schlief fest ein.

Am andern Morgen war Dyce verschwunden. Kaum hatte er sich aus seiner Ohnmacht erholt, so war er in die Ställe des Schlosses geeilt. Er sattelte selbst sein Pferd und flog nach Delhi, welches damals in den Händen der Mahratten war. Der französische Offizier, welcher dort für Scindiah befehligte, nahm ihn gastfreundlich auf; nach einigen Tagen ging er nach Kalkutta. Ueber seinen dortigen Empfang fehlt uns die Kunde. Von hier schiffte er sich nach Europa ein, wo er noch eine Reihe von Jahren lebte, ohne daß man von ihm jemals etwas hörte.

Die Begum that keine Frage nach Dyce; sie kehrte in ihren Palast zurück, regierte noch einige Zeit mit der vollen Kraft der Jugend, und wandte sich mit tiefem Gemüthe religiösen Uebungen zu. Endlich wollte sie sich von der Welt gänzlich lossagen, und da sie ohne Zweifel das unausbleibliche Schicksal Indiens voraussah, so entschied sie sich, den Traktat, den Dyce ihr einst übergeben hatte, anzunehmen, als ihn ihr von Neuem englische Vermittler überbrachten. Bei ihrem Tode vermachte sie das Königreich Sardannah der indischen Kompagnie, unter der Bedingung, daß diese Gesellschaft ihrem Sohne eine beträchtliche Summe versicherte, außer den Schätzen und beweglichen Gütern, die sie ihm hinterließ. Das Ende ihrer Tage bot nichts Bemerkenswerthes mehr dar; sie starb im Januar 1836. Die Begum ruht neben ihrem Gatten, in der katholischen Kapelle; sie hat ein Kloster damit verbunden, welches jetzt eins der reichsten in Indien ist. Ihr Reich wurde ohne Widerstand den indobritischen Besitzungen einverleibt.

Dyce sollte seines Lebens würdig endigen. Als er in England den Tod der Begum vernahm, eilte er nach Kalcutta, um seinem eigenen Sohne ein Theil der Erbschaft streitig zu machen. Er hoffte von dem Tribunal seiner Landsleute, als Weißer den Sieg über den Einheimischen davon zu tragen. Der Prozeß sollte seinen Anfang nehmen, da wurde er von der Cholera ergriffen und starb als Opfer seiner Habsucht und einer letzten Niederträchtigkeit.

Dieß iſt die Geſchichte von den Eltern jenes jungen Mannes, den wir vorigen Sommer in den deutſchen Bädern ſahen, im weißen Paletot, und an der Biſterfarbe auf den erſten Blick als Südaſiaten ſich kund gebend. Ernſt und melancholiſch ging Dyce-Sombre unter uns umher. Der Unſtern, der auf dem Namen Sombre zu ruhen ſcheint, hat auch ihn erreicht. Er hatte die Tochter eines alt-ariſtokratiſchen engliſchen Geſchlechts geheirathet, deren Aufführung ihm Grund zur Eiferſucht gab, die ſo geſteigert wurde, daß ſie ihn faſt wahnſinnig werden ließ. Er wurde hierauf in eine Irrenanſtalt gebracht, wie man ſagt, um ſein großes Vermögen ſich anzueignen. Allein es gelang ihm, zu entkommen und nach Frankreich zu entfliehen, wo ſein Zuſtand von Männern der Wiſſenſchaft unterſucht wurde, welche erklärten, daß er bei geſundem Verſtande ſei. Hierauf wurde ſein Prozeß der Reviſion unterworfen und das gegen ihn wirkende Komplott zerſtört. Er gelangte wieder zu dem Beſitze ſeiner Millionen, aber ſein Glück iſt zerſtört, ſein Herz gebrochen. Wer dieſe Geſchichte geleſen hat, wird dem armen reichen Prinzen einige Aufmerkſamkeit ſchenken, wo er ihm begegnet.

Aus Berlin.

24 Januar.

†† Das Verbot von Laube's „Gottſched und Gellert" für die preußiſchen Bühnen hat um ſo größeres Aufſehen erregt, als das bekannte Theatergeſetz, durch welches dieß Verbot motivirt worden war, eigentlich auf dieß Stück, ſo wie es hier vorgelegen, keine Anwendung mehr finden konnte, indem der Verfaſſer bereits ein in Bezug auf jenes Geſetz abgeändertes Manuſcript hier eingereicht und darin die Figur des Prinzen Heinrich von Preußen in den General Seidlitz umgewandelt hatte. Daß das Verbot dennoch erfolgen konnte, hängt aber folgendermaßen zuſammen. Der Verfaſſer hatte ſein Stück gleichzeitig und ohne jene für Berlin beſtimmte Abänderung an einige kleinere preußiſche Provinzialbühnen verſchickt, wo das Manuſcript ſowohl durch mehre einzelne Stellen, wie durch die Figur des Prinzen Heinrich von Preußen Anſtoß erregt und zur Entſcheidung über ſeine Zuläſſigkeit an die Oberbehörde abgegeben worden war. Dieß geſchah namentlich in Köln, von wo aus der Oberpräſident der Rheinprovinz das mehrfach angeſtrichene Manuſcript hieher an das Miniſterium des Innern eingeſandt hatte. Die Berückſichtigung, daß für Berlin eine andere Bearbeitung dieſes Stückes vorliege, wurde zwar auch von Seiten des Generalintendanten geltend gemacht, aber es ſchien Allerhöchſten Orts, bis zu welchem Forum die Angelegenheit dieſes Stückes wirklich gelangt, doch die Anſicht vorzuwalten, daß es beſſer ſei, die Aufführung lieber zu unterlaſſen. So erfolgte hier plötzlich das allgemeine Verbot des Stücks, von dem ſich auch die Berliner Bühne nicht ausnehmen konnte. Man muß aber in der That erſtaunen über dieſe verwickelten Irrgänge der Bureaukratie, welche bei uns ſelbſt ein harmloſes Theaterſtück zu durchlaufen hat. Würden dieſelben Rückſichten bei allen Bühnendarſtellungen geltend gemacht, ſo würden bald nur noch ſehr wenig Stücke zur Aufführung zuläſſig ſeyn, namentlich aber würden unſere bedeutendſten dramatiſchen Autoren der Vergangenheit ſowohl wie der Gegenwart, und man kann ſagen, auch der Zukunft, vom Theater entfernt werden müſſen. Das Laube'ſche Stück aber hat das ſeltſame Schickſal gehabt, daß es erſt in Sachſen zu preußiſch befunden wurde, und in dieſer Beziehung ſogar einen Vorwurf hat hören müſſen, nachher aber ungeachtet dieſer Sympathie gerade in Preußen nichts als ſeine Unterdrückung erlangte. Dieß iſt eine höchſt karakteriſtiſche Ironie, die ſich in der letzten Zeit nur zu oft bei uns auch in ernſteren und größeren Beziehungen wiederholt hat, indem Preußen gerade diejenigen Kräfte in den Bann gethan hat, welche ſich ihm innerlich und wahrhaft am meiſten zuneigten, und mit denen es die größten Erfolge hätte erzielen können oder ſollen.

Einen glücklicheren Treffer hat das neue Gutzkow'ſche Stück „Anonym" gehabt, das hier ebenfalls für die Aufführung beanſtandet worden war, weil der darin auftretende Friedrich Herzog von York und Albany gewiſſermaßen ein Onkel des jetzt regierenden Königs von Preußen iſt, indem er mit einer Tochter Friedrich Wilhelms II verheirathet war. Der König ſelbſt aber hat jetzt entſchieden, daß dieſe Verwandtſchaft nicht weiter berückſichtigt und der Aufführung des Stücks hinderlich werden ſoll. Ueber den Werth dieſer Verwandtſchaft iſt der König allerdings der ſicherſte Beurtheiler, aber zu Nutz und Frommen unſerer Bühnendichter, die neben dem Pegaſus auch noch den bei weitem ſchwierigeren genealogiſchen Kalender reiten müſſen, wäre es doch wünſchenswerth, daß eine genealogiſche Deputation eine genaue offizielle Liſte aller derjenigen fürſtlichen Häupter anfertigte, welche in einem den Bühnendichtern gefährlichen Grade mit Preußen verwandt ſind, und dadurch die Anwendung des bekannten Geſetzes auf ihre Stücke nach ſich ziehen würden. Den Dichtern ſowohl wie den Behörden, würde damit ein weſentlicher Dienſt geſchehen, indem man ihnen manche unnütze Arbeit dadurch erſparte.

Zur Feier des Krönungs- und Ordensfeſtes war am vergangenen Sonntag auch im königlichen Theater eine Art von patriotiſch-künſtleriſcher Feier veranſtaltet worden, wozu man auf beſondern Befehl des Königs Meyerbeer's „Feldlager in Schleſien" mit einer der Feier des Tages angemeſſenen Abänderung des Schluſſes benutzt hatte. Dieſe Oper, welche jetzt vorzugsweiſe für unſere preußiſche Nationaloper gilt, hatte bisher noch

keinem höheren patriotischen Zweck dienen können, als die Eröffnung des neuen Opernhauses war, für welche sie komponirt wurde. Jetzt ist sie aber zu unserer stehenden Krönungs- und Ordensoper gemacht worden, und an der Stelle der früheren, den Schluß bildenden Tableaus aus der preußischen Geschichte, erscheint nun ein großes, architektonische, malerische und plastische Elemente vereinigendes Bild, welches unter einem, durch allegorische Gruppen verzierten Triumphbogen Friedrich den Großen selbst als Statue auf einem Postament zeigt. Es ist merkwürdig, daß der große König in der Oper selbst, in der es sich doch ganz und gar um ihn handelt, nicht hat in Person auftreten können, eben auch wieder in Folge jenes oben erwähnten Gesetzes, das die Mitglieder des königlichen Hauses von der Repräsentation auf der Bühne ausschließt; daß er aber, nachdem sich Komponist und Dichter drei Akte lang mit dem Nichterscheinen des Königs genirt und herumgequält haben, nun dennoch am Schluß der Oper gewissermaßen herausgelassen und als lebendes Bild, durch einen Schauspieler in Figur und Gesichtszügen kopirt, dem Publikum vorgeführt werden kann. Herr Döring, der neben seinem großen Schauspielertalent auch noch Meister in physiognomischen Kunststücken ist, hat die Aufgabe übernommen, Friedrich den Großen in dieser Weise zu repräsentiren, wozu dieser Schauspieler besonders günstige Mittel in seinem eigenen Gesichte besitzt. Herr Meyerbeer hat zu diesem Tableau eine neue Musik komponirt, worin er die preußische Volkshymne „Heil Dir im Siegerkranz" geschickt benutzt und ein wirkungsreiches Solo für Jenny Lind eingefügt hat. Man muß über die Beweglichkeit und Anstelligkeit erstaunen, mit der sich Meyerbeer plötzlich zu unserm preußischen Nationalmusiker zu machen gewußt hat. Machen läßt sich freilich Alles, aber Meyerbeer wendet zugleich bedeutende Kräfte und eine glänzende Erfindungsgabe dabei auf. Das „Feldlager in Schlesien" ist zwar eher ein preußischer Nationalmarsch als eine Nationaloper zu nennen; aber man wird doch immer nicht in Abrede stellen können, daß die Sünden, welche darin begangen sind, von einem großen Talent begangen wurden. — In dem erwähnten Tableau sah man aber auch auf einem Vorsprung vor dem Triumphbogen Frau Germania selbst, mit den Hauptstämmen Deutschlands, durch ihre Fürsten in Rittertracht dargestellt. Die Einheit Deutschlands, auf welche damit hingedeutet wird, ist doch jetzt ein recht recipirter Begriff geworden! Die armen Demagogen von 1832 haben um der Einheit Deutschlands willen auf die Festung kommen müssen, und jetzt kann sie auf dem Berliner Posttheater zur Feier des Ordensfestes als lebendes Bild dargestellt werden. Es geht Alles mit der Zeit! —

Unter unsern neuesten literarischen Erscheinungen wird L. Mühlbach's „Federzeichnungen auf Reisen" (Berlin, in der Mylius'schen Buchhandlung) mit großem Interesse gelesen, besonders auch wegen der vergleichenden und scharfen Rückblicke, welche die Verfasserin von der Fremde aus auf die Heimath, namentlich auf die gesellschaftlichen und artistischen Zustände von Berlin, zurückwirft.

Aus Hamburg.

Im Januar.

Das neue Jahr hat mit melancholischem, trübem Wetter begonnen, wie das alte Jahr trüb melancholisch Abschied nahm. Es ist nicht Winter, ist kein Sommer, eben so wenig Herbst oder Frühling; das Wetter hat keinen Karakter, das macht es so langweilig, widerlich. Dennoch lieben die Hamburger dieß Wetter, es ist karakteristisch an ihnen, daß sie sich in solcher karakterloser Witterung am wohlsten fühlen. Sollte ich sagen, was die Hamburger eigentlich für einen Karakter haben, ich würde sehr in Verlegenheit kommen und eigentlich, wie von ihrem Wetter, nur sagen können, welchen Karakter sie nicht haben. Sie sind z. B. nicht deutsch-national; schon an ihrer Ausdrucksweise hört man, daß sie fremde Sitten und Begriffe haben: „comfortable," „pük," „destig," und manche andere Wörter, die sie täglich im Munde führen und die man theilweise in keiner andern deutschen Stadt hört, zeigen an, wie englisch, holländisch u. s. w. und wie wenig deutsch sie denken. Wer hier, wie der Professor Wurm, Sinn für deutsche Nationalität zu wecken sich zur Aufgabe macht, der wird wenig Lohn davon haben. Einen Schritt in's deutsche Mittelalter hat das Hamburger Contingent einem großen befreundeten Staate indeß kürzlich nachgethan: die Handvoll Truppen hat deutsche oder preußische Pickelhauben und Waffenröcke bekommen. Wenn das Kleid den Mann machte, wäre das immer ein verhängnißvolles Omen für die freien Reichsstädter oder reichen Freistädter, wie man die Hamburger eher nennen könnte. — Es ist nun recht schön in Hamburg, das muß der Neid gestehen. Diese breiten Brücken, diese breiten Straßen mit ihren schönen Trottoiren, diese köstlichen Arkaden und Passagen, diese famosen Jungfernstiege — das nimmt sich Alles gar großstädtisch und dabei doch gar nicht residenzlich aus. Schade nur, daß das Dach den Himmel nicht macht, sonst gäbe es kein besser Ländchen als die kleine Republik an der Elbe, in der sich die deutschen Leute auf ihre italienischen Dächer, unter denen sie italienisch Buch- und englisch Haushalten, gar viel zu Gute thun.

Verschiedene Dinge nehmen gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch. In aller Kürze möge ihrer hier Erwähnung zu thun erlaubt seyn. Zunächst ist's die Stadttheaterfrage, die viel besprochen und beschrieben wird. Die Presse hat sich theils zu Gunsten der jetzigen Direktoren, theils für einen Direktorialwechsel ausgesprochen. Die kritischen Blätter warnen vor einer Theaterdiktatur, und der Telegraph vor einer communistischen Direktionswirthschaft; diese steht durch die Absicht des Herrn Maurice, des Direktors der Thaliabühne, die Stadttheaterdirektion ebenfalls zu gewinnen, in Aussicht. Aus dem früher aus einander gesetzten Grunde wird aber diese Sache wohl in ihrem Status quo verharren, und das ist am Ende von allen Uebeln auch wohl das geringste.

Eine wissenschaftliche Fehde hat das von Herrn Uler entdeckte Struvit in's Leben gerufen. Es ist eigen, daß noch ehe der Grundstein zum neuen Tempel der Liebe und des Friedens gelegt wor-

den, die Menschen auf ihm schon Stoff zu Zank und Stank finden. Das ist wieder ein schlimmes Omen. Uebrigens liegt die Gehässigkeit, welche die Gegner des Struvit's bei dieser Polemik offenbaren, tiefer als man glaubt. Die hiesigen Herren Gelehrten, die sich mit den Naturwissenschaften abgeben, sind bei ihren Verhandlungen gar oft auf Nebenwege gerathen. Struve, Uler, Zimmermann u. s. w. trennten sich vom naturwissenschaftlichen Verein, um in Ruhe und Frieden zur Wissenschaft und zur Natur wieder zurückzukehren, und sind thätig. Wenn ein Professor, ein besoldeter Professor der Chemie über ein unter so sonderbaren Umständen zu Tage gekommenes Naturprodukt, wie das Struvit, nach dem bloßen Ansehen aburtheilt, und sich dabei so gröblich irrt, wie der Hamburger Korrespondent berichtet hat, so klingt es in der That lächerlich, wenn derselbe dem Analytiker noch ein Recht streitig machen will, das ihm Autoritäten wie Wöhler und Hausmann selbst zuerkennen. Warum aber die Antistruviten, die es doch lediglich und allein mit dem streitigen Gegenstand und seinem Entdecker Uler zu thun haben, den Dr. Zimmermann mit in den Streit ziehen, weil er sich früher einmal über aufgefundene Gegenstände geirrt hat, ist kaum abzusehen. Das ist offenbar in höchst tadelnswerther Absicht geschehen; weil dieser Gelehrte ebenfalls zur Struve'schen Partei gehört, versetzt man ihm bei dieser Gelegenheit einen Hieb. Irrthümer, wie Zimmermann sie sich in Betreff der vermeintlichen fossilen Fündlinge hat vor Jahren einmal zu Schulden kommen lassen, sind in den Annalen der Naturwissenschaft nichts Seltenes. Ließ sich der berühmte Blumenbach nicht einmal durch einen rasirten Bären dermaßen täuschen, daß er den Meister Petz, ich weiß nicht für was, aber für ganz was Anderes als für einen Bären ausgab? Man erinnere sich an die berüchtigte lapicidina sacra des alten Gelehrten Nic. Lange zu Luzern, an die Würzburger Versteinerungen, mit denen die losen Studenten den alten guten Beringer hinters Licht führten. Wenn der Professor Wiebel öffentlich erklären muß, daß er sich geirrt habe, indem er das Struvit für Gyps ausgegeben, so darf sich seine Partei wohl am wenigsten anmaßen, dem Dr. Zimmermann ein testimonium ignorantiae ausstellen zu wollen.

Eine andere Angelegenheit, die hier großes Aufsehen erregt hat, ist endlich die Verhaftung zweier junger Kaufleute, die seit Kurzem ein Geschäft in Kompagnie errichtet hatten, und anscheinend gute Geschäfte machten. Diese Unglücklichen entwarfen den Plan, ihr Magazin in Brand zu stecken und führten ihr verbrecherisches Vorhaben auch aus. Ihr Speicher lag in einer engen Straße in der Nähe anderer Speicher und Magazine, die mit brennbaren Waaren angefüllt waren, während sich in ihrem Lager von all' den angeblich verbrannten Gegenständen nichts befunden hat. Sie waren sehr hoch versichert, kurz vor dem letzten Weihnachtsfest brach in der Nacht das Feuer aus, das glücklicher Weise sehr geschickt bemeistert wurde. Den Spritzenleuten war schon beim Löschen ein starker Geruch nach Spriet aufgefallen; hinterher haben die Brandstifter erklärt, sie hätten das ganze Gebäude mit Alkohol getränkt, um ihren Zweck unfehlbar zu erreichen. Daß sie für's Erste keine Gelegenheit wieder finden werden, sich in einem so empörenden und gefährlichen Handwerk zu üben, versteht sich von selbst. In der Geschichte der hiesigen Kaufmannschaft steht dieser Fall als einzig da.

Schließlich noch eine Hamburger Schnurre. Es heißt, daß sich zu den vielen hiesigen Vereinen, die in jüngster Zeit besonders zugenommen haben, auch noch ein Verein gesellen will, für den sich die Nationalen vielleicht lebhaft interessiren werden, nämlich ein „Antirasirmesserverein." An demselben können sowohl Frauen als Männer Theil nehmen. Die erste Hauptbedingung ist, daß sich die Mitglieder verflichten, sich weder zu rasiren noch rasiren zu lassen. Es sollen sogar Prämien für monstre-moustaches, monstre-favorits, monstre-Henry IV ausgezahlt werden. Was will man mehr?

Randglossen und Anderes.

*** Der Generalintendant der k. Schauspiele zu Berlin, Geh. Hofrath von Küstner erhielt jüngst den rothen Adlerorden vierter Klasse. Der vor Kurzem verstorbene Direktor des königstädtischen Theaters hatte ihn schon längst erhalten. Es scheint übrigens, daß Herr von Küstner das gegen ihn von gewisser Seite angeregte Unwetter glücklich zerstreut hat und sich in seinem Sattel wieder festsetzte. Er hat Ersparnisse gemacht, das ist eine Thatsache, und eine wohl ausgestattete Kasse ist allerdings in jetziger Zeit der enormen Künstlerprätensionen eine Nothwendigkeit; allein darauf ist doch kein Gewicht zu legen, daß statt 200,000 Thaler, 220,000 Thaler bei der königlichen Bühne im letzten Jahre eingegangen sind. Das spricht noch nicht für gute Führung.

*** In Oldenburg hat Laube's „Gottsched und Gellert" nicht gefallen. Die Personen, die in dem Stücke auftreten, sind zwar interessant genug, allein es ist dem Dichter nicht gelungen, ein interessantes Stück zu liefern. Auch die Tendenz soll in das lockere, durchaus willkürlich zusammengefügte Werk überall mit zerstörender Hand eingreifen. Die Bernsteinhexe, Rococo, Gottsched und Gellert, Struensee, vier Stücke und eben so viel Fehlgriffe, um nicht zu sagen Niederlagen. Sollten nun die Bühnenvorstände aber schuldig seyn, dem Dichter in seinen Studien und Versuchen Schritt vor Schritt zu folgen und seine Stücke aufzuführen und verdienen sie im entgegengesetzten Falle jene unaufhörlichen Anklagen über Zurücksetzung, die eben nur von diesen Dichtern ausgehen? Wir wären geneigt, für manchen Dichter, der nicht in den Chorus der Beschwerdeführer einstimmt, hier das Wort zu nehmen und die Bühnenvorstände zu ermahnen, sich um die dramatische Literatur mehr als um die Schmähungen der Zeitungen und Tageblätter zu bekümmern.

Das vierte Modebild als artistische Beilage.

Ausgegeben am 9 Februar 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 9. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Eine Eisenbahn im Gebirge. Englisches Zeitbild (Schluß). — Das Aennchen von Prag. Novelle v. J. Eysen (Schluß). — Randglossen.

Eine

Eisenbahn im Gebirge.

Englisches Zeitbild.*

(Schluß.)

Am andern Morgen erschien unser Prospektus in den Tageblättern. Er wurde gelesen, abgehandelt und allgemein gut geheißen. Am Nachmittag schlich ich mich anspruchslos in's große Kaffeehaus zur Tontine. Hier, unter dem Schutz des großen Formats des Journals von Glasgow wurde mein Ohr gar angenehm gekitzelt durch folgende Unterhaltung:

Eh, Jimsy! haben Sie den neuen Prospektus gelesen, zu einer Eisenbahn nach Glenmutchkin?

Ja, er verspricht etwas. Es scheint, die hochländischen Häuptlinge wollen auch ihre Schienenwege haben. Unterzeichnen Sie?

Ich denke, ich möchte wohl 200 Aktien nehmen. Wer ist der Sir Pollorfen Tremens?

Das muß einer der wackern Lairds von Ayrshire seyn. Ich meine, ich bin ihm bei dem Rennen von Paisley begegnet?

Kennen Sie noch Jemand anders von den Ausschußmitgliedern, Jimsey?

Sawley kenne ich genau. Sie können darauf zählen, daß das Unternehmen gut ist, weil er Theil daran hat — das ist ein schlauer Kamerad.

Sie rechnen also auf baldiges Steigen?

Ich wollte auf ein Agio von 2 Pfund Sterling rechnen, ehe acht Tage herum sind.

Dann gehe ich und nehme 300 Aktien.

Der Himmel nehme Euch in seine Obhut, meine verehrten Mitbürger, sagte ich für mich, als ich aus der Tontine weg zur Mittagsmahlzeit ging. Fahrt nur so fort mit diesen patriotischen Gesinnungen, diesen liebevollen Sympathien für die Eisenbahn von Hochschottland, dieses Bedürfniß nationaler Vervollkommnung, neuer Verbindungswege und baldiger Dividenden. Ich weiß, wer in Kurzem sein Glück gemacht haben wird!

Am nächsten Morgen war mein Schreibtisch unsichtbar geworden unter ganzen Schich-

* 8. Lief. S. 113.

ten von Briefen, unterzeichnet von Personen, die ich kaum ein einziges Mal gesprochen hatte, oder die, um aufrichtiger zu reden, niemals mit mir zu sprechen gewürdigt hatten, und sich nun meinem Kredit empfahlen, um ihnen Aktien zur neuen Unternehmung zu verschaffen. Zu keiner Zeit war ich gewohnt, thörichten Groll nachzutragen, und so zeichnete ich Alle ein, ohne Ansehen der Person, zu einem Antheil bei der Vertheilung. Während ich ernstlich mit dieser Handlung christlicher Liebe beschäftigt war, ging meine Thür auf, und herein trat Robert Mac-Bottle, mit Blicken, die von Enthusiasmus leuchteten.

Augustus Reginald St. Mirrens, rief er mir zu, Ihr könnt Euch eine Landbesitzung kaufen, wann Ihr wollt. Die Welt wird verrückt, Gott verzeihe mir. Ich komme von Blazes, dem Mäkler, her, und er hat mir eröffnet, daß die Unterzeichnungen für die Eisenbahn die Zahl unserer Aktien um's Vierfache übersteigen, und er hat erst noch keine Nachrichten von Edinburg und Liverpool erhalten.

Aber, Bob, sind es auch Subscribenten in der Wirklichkeit? Könnten sie nicht auch erdichtet seyn, wie die Mitglieder eines gewissen Ausschusses?

Die ersten Namen der Stadt, werther St. Mirrens, ich versichere Euch.

Zahlbar?

Ich gebe ihr Kapital nicht um zehn Millionen.

In dem Falle, je schneller wir die Liste schließen, je besser wird es seyn.

Das meine ich eben auch. Ich fürchte, es möchte in Kurzem eine rivalisirende Gesellschaft in Konkurrenz mit uns gerathen. Blazes behauptet, daß man unsere Aktien schon mit fünf bis sechs Schilling Agio verkaufe, ehe wir noch einem Subscribenten Antwort gegeben haben.

Wahrhaftig, Bob! Wie wäre es, wenn wir, da wir die Karten in der Hand haben, diesen ehrlichen Kapitalisten mit einigen hundert Aktien von unsern Antheilen aushelfen, und das Agio beziehen wollten? Sie kennen ja das Sprichwort: ein Vogel in der Hand —

Eine Maxime, die ich nicht zugebe in der Staatsökonomie, versetzte unser Sekretär. Habt Ihr den Verstand verloren, werther St. Mirrens? Wie würden morgen die Aktien der Gesellschaft stehen, wenn man vernähme, daß die Direktoren schon die ihrigen verkaufen? Unser Spiel geht nicht à la baisse, sondern à la hausse. Laßt mich machen, und ich verspreche Euch, man soll morgen merkwürdige Dinge auf der Börse erleben. Die öffentlichen Blätter werden alsbald der Geschäftswelt ankündigen, daß an unsern Ausschuß um mehr als das Zehnfache des Kapitals Aktien verlangt worden sind, und die Unternehmung hierdurch zu ihrem größten Bedauern sich genöthigt gesehen habe, die Subscriptionsliste zu schließen. Diese kleine Bekanntmachung wird die Säumigen in Bewegung setzen und Feuer in die Aktien bringen. Bob hatte recht. Kaum war die Ankündigung erschienen, als einstimmiges Wehklagen sich erhob von einigen hundert getäuschten Spekulanten, die aus Vorsicht sich hatten bei Seite halten wollen, um abzuwarten, wie die Unternehmung ablaufen werde. Dann aber kamen sie auf den Markt gelaufen, voll Eifer, einen Einsatz beim Spiel zu wagen, ehe es ihnen durch ein zu bedeutendes Agio entrückt würde. Natürlich hatte das Agio sich noch vor Abend verdoppelt.

Die Vertheilung ging im Ausschusse ganz friedlich vor sich. Sawley, Heckles, Jobson, Grabbie, Kapitän Mac-Alcohol und ich besorgten das ganze Geschäft. Wir waren mit der Gegenwart von Mac-Klosky und Vich Indubh bedroht worden, allein Mac-Bottle, befürchtend, ihre Tracht und ihr Benehmen möge einen übeln Eindruck auf die ehrenwerthen Vertreter des religiösen Interesse machen, hatte Sorge getragen, sie in einer Taverne angenehm unterzubringen, wo wir denn durch reichliche Libationen von Ale uns um die Einsichten ihrer Erfahrung gebracht sehen mußten. Gleichwohl wurden jedem von ihnen zwanzig Aktien zugetheilt. Sir Pollorfen Tremens hatte uns einen sehr höflichen, obwohl kaum leserlichen Entschuldigungsbrief gesandt, datirt von einer Insel des Genfersees, wo ihn irgend eine Privatangelegenheit zurückhielt.

M. Sawley nahm den Präsidentenstuhl ein, und ehe wir uns trennten, hatte er uns schmeichelhafte Lobsprüche über die Aufrichtigkeit und Trefflichkeit unserer vorläufigen Anordnungen auf's Herablassendste ertheilt. Von hier an, sprach er, wird es vom Publikum abhängen, daß diese Bahn nicht auch eine solche Luftblase werde, wie sie aus Privatinteressen

aufsteigen und im leeren Raum sich verlieren. Am Publikum ist es jetzt gelegen, daß unsere Unternehmung auf solide und dauerhafte Grundlagen eines wachsenden Ertrages und auf die Grundsätze evangelischer Moral festgestellt werde (Beifall). Ich begrüße im Entwurfe der Glenmutchkiner Eisenbahn die Morgenröthe einer neuen Epoche für die Verbindungsstraßen. Auf unserm Schienenwege sind wir entschlossen, Erziehung der arbeitenden Klassen, sittliche Bildung des Volkes, Erbauung gläubiger Christen reisen zu lassen! Dieses Beispiel wird, so hoffe ich, Nachahmung finden: wo nicht, so werden Sie sehen, meine Herren, welche Entsetzen erregende Collisionen die Welt erschrecken werden, wie aus dem unseligen Ueberdrange aller jener Waggons Hunger, Anarchie, Trauer hervorgehen wird! Mit solchen Gesinnungen, meine Herren, glaube ich Ihnen ein rasches Steigen Ihrer Aktien vorausverkündigen zu dürfen. Was mich betrifft, so ist mein Vorsatz, ein Verbündeter unserer ehrenwerthen Gesellschaft zu bleiben bis zum Sarge!

Nachdem der tugendreiche Präsident diese Rede abgehalten, drückte er allen seinen Ausschußkollegen mit warmer Rührung die Hand; dann trat er ab und verließ uns Alle tief ergriffen von seiner gehaltvollen Beredsamkeit.

Es wäre in der That ein grausamer Schlag gewesen, hätte Mac-Bottle mir gesagt, daß die 500 Aktien des Redners seit gestern Abend verkauft waren; denn ich hatte allen seinen Bitten widerstanden, und noch am nämlichen Morgen die Verdoppelung seines Antheils an der Vertheilung abgelehnt.

Schmach über den habgierigen Heuchler! sagte Bob: glaubt er denn, seine Geschäfte auf unsere Kosten zu machen? Nein, nein, wenn er noch Aktien haben will, so mag er zu den Mäklern gehen und sich selbst rückkaufen. Warum war er denn so eilig, 500 Pfund Sterling umzusetzen?

Am Tage nach der Vertheilung las man in der Spalte des Tageblattes, wo der Stand der Eisenbahnaktien vorkommt, folgende für die Subscribenten der Glenmutchkiner Eisenbahn erfreuliche Zahlengruppen:

Eisenbahn von Glenmutchkin. Kurs: 15 Schill. 15. 6. — 16 Sch. 16. 6. — 17 Sch. 17. 6. — 18 Sch., 19 Sch. 19. 6. — 21 Sch. 21. 6. — 22 Sch. 22. 6. — 24 Sch., 25 Sch. 25. 6. — 27 Sch. 29. 6. — 30 Sch., 31 Sch.

Ein und dreißig Schilling! murmelte Bob mit nachdenklicher Miene; ein und dreißig Schilling! Sie könnten höher steigen, sie müssen höher steigen! Aber es sind nicht mehr viele im Umlauf, und ich weiß, die beiden Vielfraße, Jobson und Grabbie genannt, werden morgen in Person auf die Börse kommen. Man muß ihnen kein zu leichtes Spiel machen. Am Ende, lieber August, werden wir wohl daran thun, etwa die Hälfte unserer Aktien zum laufenden Preis zu verkaufen.

Warum nicht alle? fragte ich. Ich muß gestehen, daß ich den Gewinn ganz anständig finde.

Vielleicht, erwiederte Bob, habt Ihr Recht in der Hauptsache; aber vergeßt das Interesse nicht, das wir als Gründer der Bahn dabei haben.

Zum Teufel mit dem Interesse der Bahngründer!

Ich bin mit mir im Reinen, lieber August. Wozu überdieß eine unvorsichtige Eilfertigkeit? Die Haussiers haben recht gut für uns gearbeitet, nun wollen wir auch den Baissiers etwas zu thun übrig lassen; ich bin überzeugt, sie wittern ihre Beute schon. Ich wollte wetten, einige von Denen, die heute verkauft haben, bereiten sich schon auf einen versteckten Streich vor. Wir suchen denn also ein Paar Tausend los zu werden, aus deren Ertrag wir nicht allein unsere Einzahlungen werden bestreiten können, sondern auch noch einen artigen Gewinn behalten.

Unter dem Schirm dieser glücklichen Ereignisse beschlossen wir, ein kleines Bankett zu halten, an dessen ersten Gang ich mich noch deutlich erinnere, der zweite aber sammt dem Dessert sind völlig meinem Gedächtniß entschwunden. Man hat neuerlich so viel alberne Anekdoten über die Eisenbahndirektoren aufgetischt, daß ich es für Pflicht halte, zu erklären, daß die Kosten dieses Festes gewissenhaft von uns bestritten wurden, und ganz und gar nicht auf Rechnung der provisorischen Prüfung oder unter den Artikel der Kosten des provisorischen Ausschusses gebracht worden sind.

Nichts bringt eine so vollständige Umwandlung des äußern Menschen zu Wege,

als ein plötzlicher Glückswechsel. Die Gartenanemone iſt von der Wieſenanemone nicht weiter verſchieden, als M. Robert Mac-Bottle, Sekretär des proviſoriſchen Ausſchuſſes der Glenmutchkiner Eiſenbahn von Bob Mac-Bottle, dem Tagesgaſte des kleinen Kaffeehauſes zum Raben. Vor dieſem, wenn man Bob begegnete in ſeinem Ueberrocke mit ſchmutzigem Kragen und weißen Nähten, warf man ihm einen mißtrauiſchen Blick zu, als ſähe ſein Rock dem Geſpenſt eines Rockes ähnlich, den man ſchon ſeit Jahren nicht mehr unter die Lebenden rechnete; ſein ganzes Koſtüm ſchien ein Werk des Zufalls zu ſeyn. Welche Verwandlung! Quantum mutatus! Die Schlange hatte eine neue Haut übergezogen. Wie war es möglich, daß man ſeinen eleganten Paletot nicht bewundern mußte, der ſeinem Wuchſe mehr Umfang und ſeiner Haltung größere Würde verlieh! Die Hornbrille ſeines Vaters hatte einer in reines Gold gefaßten Conſerve Platz gemacht, die nicht ſelten niedergetretenen Schuhe, Stiefeln à la Wellington, die Halsbinde von grobem Crinolin, einer bauſchigten Seidencravatte; er ſchlenderte mit nachläſſiger Zierlichkeit dahin, und affektirte in der alltäglichſten Unterhaltung eine Sprache, die er für das reinſte Engliſch ausgab, die aber nur ein Commis-Voyageur verſtehen konnte. Seine Taſchen ſteckten voll Aktiencoupons, und in einem weg citirte er wie Orakelſprüche die finanziellen Artikel der Times. Dieſe Affektation, die man vor Kurzem noch lächerlich gefunden hätte, ließ ihm recht gut. Bob fand manchen bereitwilligen Wiederhall; und Mäkler und Wechſelagenten berufen ſich auf ihn, wie auf einen andern Ricardo. Mit alle dem war Bob kein Schwachkopf, er wußte Gebrauch zu machen von dem günſtigen Winde, der in ſeine Segel blies.

Ich meines Orts ertrug meine neue Größe mit beſcheidener Zurückhaltung. Ein Eiſenbahndirektor, der ſich in Achtung ſetzen will, muß ſich ein verſtändiges und geſetztes Anſehen geben, er muß den thörichten Freuden der Jugend und den excentriſchen Moden Abſchied ſagen. Darum legte ich die farbigen Gilets ab, und ſetzte mich auf die Liſte der heirathsluſtigen jungen Männer; denn — ein anderer weſentlicher Punkt — ein Hageſtolz erweckt niemals das Zutrauen, wie ein Familienvater. Man gebe den Leuten kein Gehör, die behaupten wollen, es liege etwas Langweiliges darin, wenn einem der Hof gemacht werde, es iſt, ohne allen Unterſchied des Geſchlechtes, etwas allerliebſtes, ſich zärtliche Blicke zuwerfen zu laſſen. So ließ ich mit eitler Koketterie mir gern alle Verſuchungen gefallen, welche mir auf jedem Tritte von den guten Glasgower Müttern entgegen kamen, die mit einer heirathsfähigen Tochter geſtraft waren. Dieß iſt eine andere Sorte diſponibler Kapitalien, deren vortheilhafte Anlegung im Heirathscommerz nicht allemal gelingt. Welche vortreffliche Theepartien wurden mir angeboten! Aber ich konnte wählen, ich ſpielte den Zurückhaltenden und warf mich nicht weg.

Ich weiß nicht, hatte ich es meinem feſten Benehmen in unſerm Ausſchuſſe zu verdanken, oder meinem grundherrlichen Titel; Sawley war keiner der letzten, mir Aufmerkſamkeiten zu erweiſen. Ich erhielt eine Einladung zu einer Abendgeſellſchaft, wo er ſeine Gäſte mit Thee und einer ernſthaften Unterhaltung bewirthen wollte; nun aber iſt eine ernſthafte Unterhaltung keine ſolche, wo ich glänzen kann, wahrſcheinlich weil die Richtung meiner erſten Studien eine andere war; allein ich nahm keinen Anſtand; wie ſollte ich es darauf ankommen laſſen, einen ſo ehrenwerthen Kollegen zu verletzen! Ich begab mich alſo zu dem Sargfabrikanten in Begleitung des Kapitäns Mac-Alcohol.

Der Kapitän erſchien in der großen Uniform der Hochländer; als Celte, der ſeines Urſprungs ſich rühmte, ſchaute er mit grimmiger Miene um ſich her; ſein großer Backenbart, ſein Schnurrbart, ſeine Haare geſträubt wie eine Löwenmähne, ſein Gürtel mit zwei Piſtolen, ſein Dolch, ſein Philabeg, alles das machte ihn zu einem andern Rob Roy Mac-Gregor; er würde Walter Scott ſelbſt begeiſtert haben. Neben dieſem melodramatiſchen Helden kam ich mir wie ein kleiner Knabe vor.

Wir wurden in den Salon des M. Sawley eingeführt. Auf Seſſeln in einer Reihe an der Wand hin ſaßen zehn bis zwölf Perſonen beiderlei Geſchlechts, alle ſchwarz gekleidet, und mit einer ganz angemeſſenen Trauermiene. M. Sawley kam auf uns zu, und ſchüttelte mir die Hand mit einem ſo betrübten Ausdrucke des Geſichts, daß ich nicht anders glauben konnte, als ſeine Fa-

milie habe irgend ein tief erſchütternder Verluſt getroffen, zum Glück aber war es nichts.

Sie ſind willkommen, Herr Dunſchunner, ſagte er, willkommen in meiner geringen Hütte. Erlauben Sie mir, Sie Mrs. Sawley vorzuſtellen. — Eine Dame, die man für eine Safranroſe hätte halten mögen, erhob ſich bei dieſen Worten und beehrte mich mit einer ernſten Reverenz.

Meine Tochter, Miß Selina Sawley, fuhr unſer Wirth fort.

Ein Paar ſchwarzer Augen, die ſchwärzeſten die ich jemals ſah, ſchoſſen mir in dieſem Augenblick ein Paar Blitze zu, denen zum Glück kein Donner voranging oder folgte. Das war das Augenpaar der Miß Selina, die neben ihrer Mutter ſaß, die aber leider ſonſt nichts hatte, als ihre Augen, deren Glanz mich nicht über eine Stumpfnaſe und einen großen Mund täuſchen konnte, ſolch einen, in den der Harlekin der Pantomime ſich wie in einen Schlund ſtürzen konnte. Doch die Augen, das muß ich wiederholen, waren prachtvoll und flammenſtrahlend.

Gehorſam einem Zeichen, welches ihre ernſte Mutter mir gab, ſetzte ich mich auf den leeren Seſſel an Selina's Seite; und da ich nicht allzu Vieles zu reden wußte, ſo wagte ich einige triviale Bemerkungen über den Regen und das ſchöne Wetter.

Ja, entgegnete Selina minder ſchüchtern als ich, ja Herr Dunſchunner, der Herbſt iſt eine poetiſche Jahreszeit, ſein raſcher Schritt dem Winter entgegen, gibt uns ein Bild von dem reißenden Dahinſchreiten des vorzeitig ſich neigenden Lebens. Wenn ich den Herbſt betrachte, ſo ſtelle ich mir immer vor, daß die Natur in eine Schwindſucht verfalle.

Ganz recht, Fräulein, erwiederte ich, galanter Weiſe in ihren Styl eingehend, die Bäume mit ihren rothen und gelben Färbungen haben ein Anſehen wie Bruſtkranke.

Ah! das haben Sie auch bemerkt; wie ſonderbar! Erſt geſtern iſt mir dieſe Idee gekommen, als ich unter der Lindenallee des Friedhofes einherging, und dem Geräuſche der auf dem Raſen dahin wehenden Blätter lauſchte; ich ſagte mir, der nämliche melancholiſche Wind würde in Kurzem über manche, zum friſchen Grabe beſtimmte junge Opfer ſeufzen!

Ich fragte mich bei dieſer Metapher, ob Miß Selina, trotz der religiöſen Gewohnheiten ihrer züchtigen Familie nicht insgeheim irgend einen Moderoman möge geleſen haben, und verloren in meiner kritiſchen Ueberlegung, ſah ich meine beredte Geſellſchafterin an, ohne mehr eine Antwort zu wagen, bis ich mich verſichert hatte, daß ſie im Ernſte redete. Mein Blick begegnete noch einmal ihren ſchwarzen Augen, die mich ſo ſanft anſchauten, daß ich ſeufzte. Ein noch zärtlicherer Blick wurde mir zum Lohne. Frömmigkeit erweckt Sympathie.

Ach! ſprach ſie, ich ſehe, unſere Phantaſien ſind verſchwiſtert — wie ſelten iſt es, und wie reizend, eine Denkart zu finden, die mit der unſrigen übereinſtimmt! Wandeln Sie zuweilen in der Todtenſtadt, Herr Dunſchunner? Dieß iſt mein liebſter Morgenſpaziergang; hier kann man zuweilen vom Leben ſich losziehen, und im Schatten der Linden, Eiben und Cypreſſen des Abendſterns ſinnend gedenken! Wie oft war ich zugegen bei dem Begräbniſſe eines kleinen Kindes —

Selina, meine Liebe! ſagte Mrs. Sawley, klingle doch gefällig nach dem Kuchen!

Ich ſtürzte auf die Klingel los, denn es war meine Schuldigkeit, der Tochter des Hauſes dieſe Mühe zu erſparen; als ich aber meinen Sitz wieder einnehmen wollte, fand ich ihn ohne ſonderlichen Verdruß von einem Herrn mit leichenblaſſem Geſichte beſetzt, der augenſcheinlich eiferſüchtig war über meine Fortſchritte in der guten Meinung der Miß Selina. Sawley vertraute mir geheimnißvoll, es ſei M. Dalgleiſh von Rarmathrapple, der Vertreter einer alten ſchottiſchen Familie, die ein bedeutendes Erbamt bekleide. Ich meinte in der That, einen in Glasgow bekannten Namen zu hören; aber ohne Eitelkeit, obgleich Selina auch Mr. Dalgleiſh zulächelte, ich konnte einen ſolchen Nebenbuhler nicht mit Unruhe betrachten.

Ich bin weder undankbar noch ungerecht; ich muß alſo gebührend der Abendgeſellſchaft gedenken, zu der mich die Familie Sawley einzuladen beehrt hatte. Die Theekanne hatte die Form einer Urne, eine Form, welche ſchicklichermaßen jetzt nicht mehr zuläſſig iſt; der Tiſch war mit kleinen Anisbiscuits und mit Dragee's beſetzt, die man ohne viele Einbildungskraft mit den großen ſilbernen

Thränen hätte vergleichen können, womit man die Trauergemächer verziert; wenn übrigens mein Kollege Mac-Alcohol die nämliche Vergleichung anstellte, wie ich, so hinderte sie ihn wenigstens weder am Durst noch am Appetit, denn er stürzte schon auf die Erfrischungen los, als Sawley den Vorschlag machte, der Collation das Absingen eines Psalms vorausgehen zu lassen.

Der Psalm wurde abgesungen. Ich könnte nicht sagen, daß es eine besonders muntere Symphonie gewesen wäre; Mac-Alcohol biß sich, wie es mir schien, die Lippen, so lange er währte; doch trug er der geistlichen Musik den Groll nicht länger nach, als er auf einem Tragbrett eine unmäßige Bowle Punsch erscheinen sah, deren bläuliche Flamme die übrigen Mitglieder der frommen Versammlung eben so wenig in Schrecken setzte.

Ich fand wieder einen Platz neben Selina, die mit zartsinnigem Widerstreben jedes Glas Punsch annahm, das ich ihr einschenkte, auf die Gefahr hin, sie etwas weniger sentimental zu machen. Wirklich verwandelte sich ihr melancholischer Enthusiasmus in eine heitere Laune, Dalgleish von Rarmathrapple hatte nicht die geringste Aussicht mehr; eher hätte ich meinen Kollegen Mac-Alcohol zu fürchten gehabt, so sehr wurde er bevorzugt, als er, um es den Psalmsingern zu vergelten, seine hochländischen Lieder anstimmte, und zuletzt im ersischen Dialekt eine Rede hielt, die zwar Niemand verstand, aber Alles in lautes Gelächter ausbrach über die possenhafte Pantomime des Predigers. Mir für meinen Theil hauchte der Punsch eine Glut unwiderstehlicher Zärtlichkeit ein. Ich muß sehr rührende Dinge gesagt haben, denn Mr. Sawley gab mir, als er mich bis zur Thür begleitete, einen herzlichen, väterlichen Händedruck, und nannte mich seinen lieben Sohn. Ich hoffe, schrie er die Treppe hinab, wir sehen uns wieder, Mrs. Sawley und Selina rechnen auf Ihren Besuch. — Als ich aber am Morgen erwachte, fühlte ich mich so beschämt, daß ich mir verhieß, niemals wieder zu so liebenswürdigen Gastfreunden zurückzukehren.

Drei Wochen waren verflossen. Die Eisenbahnaktien hielten sich so ziemlich, obgleich zu niedrigerem Kurse, als Bob und ich verkauft hatten. Unser Ingenieur Watty kam zurück von seiner ersten Reise nach dem Bahnterrain mit einem Gehülfen, der in der That die ersten Anfangsgründe wenigstens der Geometrie und der praktischen Feldmeßkunst inne zu haben schien. Sie würden ihre Studien in kurzer Zeit vollendet haben, wäre, nach Solders Ausdruck, auch nur ein einziges Haus im Thale gestanden. Aber, sagte er, man muß seine Beherbergung in Clachan suchen. Die Brennerei ist seit anderthalb Jahren geschlossen, kein Dach ist vorhanden, wo ein Christenmensch unterstehen könnte, wenn es regnet, und der alte Hirte, der voriges Jahr Hämmel nach Glenmutchkin trieb, ist zuletzt an einem Rheumatismus gestorben, den er sich zugezogen, weil ihm der Wind den Mantel fortgeführt hatte. Man muß eine Meile Weges gehen, um einen Tropfen Whisky zu bekommen.

Wir hatten einige Noth damit, Solder abzuhalten, daß er seinen Bericht nicht veröffentlichte. Eine so unzeitige Bekanntmachung würde unserm Prospektus nachtheilig geworden seyn, abgesehen vom Werth unserer Aktien. Wir stellten demnach Solder zufrieden durch freigebige Bezahlung seiner bisherigen Arbeiten, und er schwieg ohne weitere Einwendungen.

Lieber St. Mirrens, sagte mir eines Tages Bob Mac-Bottle, ich vermuthe, daß hier noch ein Fisch zu fangen ist. Ich bin nicht umsonst Staatsökonom. Habt Ihr wahrgenommen, wie mit einem Male unsere Aktien gestiegen sind, ohne allen Grund und Ursache?

Desto besser. So verkaufen wir, was wir noch übrig haben.

Das eben habe ich heute früh gethan — die meinigen und die Eurigen mit zwei Pfund zehn Schilling Agio.

Nun denn, was kümmert uns das Weitere? Wir sind der Sache los.

Nicht so ganz. Wenn meine Muthmaßungen mich nicht täuschen, so haben wir aus der Spekulation noch viel mehr zu ziehen, als sie uns bis jetzt eingetragen hat. Es hat irgend Jemand ohne Auftrag *à la hausse* gearbeitet, und da Niemand bessere Nachrichten haben kann, als wir, so hat dieser Jemand seinen Vortheil dabei. Ich vermuthe, es ist Sawley mit seinen Freunden. Er hat stets bedauert, sich bei der Vertheilung nicht besser bedacht zu haben, und ich habe ihn gestern betroffen, wie er

in einer Ecke unſern Mäkler ausſchmälte. Wir werden in wenig Tagen ſehen, wie er ſich zu helfen ſucht. Wenn ſie à la baisse ſpielen wollen, weil es mit der hausse nicht weiter gehen will, ſo habe ich ſie gefangen.

In der That erklärte die baisse ſich bald genug. Am andern Morgen wurden plötzlich ſtarke Verkäufe auf Ende des Monats hin abgeſchloſſen, und der Kurs ſank allmälig. Nämliche Operation am folgenden Tage und nämliches Reſultat. So vier Tage nach einander, bis der Kurs faſt auf pari ſtand. Dann kauften Bob und ich mit zwei Kapitaliſten, die wir ins Geheimniß zogen, alle angebotenen Aktien für feſt, und nach vierzehn Tagen fanden wir, daß wir den Geſammtbetrag des ſubſcribirten Kapitals wenigſtens zweifach gekauft hatten. Sawley und ſeine Jünger, die, wie Bob errathen hatte, die Bären * dieſer unerwarteten baisse geweſen waren, kamen zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten auf den Geldmarkt. Nachſtehender Auszug des Wochenbulletins wird das Reſultat der Anſtrengungen zeigen, die ſie machten, um ihre verlorene Stellung wieder zu gewinnen:

Eiſenbahn von Glenmutchkin.

Erſte Einzahlung.

Sonnabend.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
12. 1¾	2¼	4⅜	7½	10¼	13⅛	17

Dienſtag war der Lieferungstag. Die Nachrichten fehlen mir, um angeben zu können, wie M. Sawley den Sonntag zubrachte. Ich weiß nicht, ob er zu den geiſtlichen Tröſtungen des Pſalmengeſangs ſeine Zuflucht nahm, oder ob der Punſch ſeinen Muth aufrecht hielt, aber am Montag Vormittag erſchien er bei mir in tiefer Trauertracht, einen wenigſtens drei Ellen langen Flor um den Hut gewunden, ſchwarze Handſchuhe und eine Miene, ſchmerzlicher, als wenn er von der Beerdigung ſeiner vielgeliebten Gattin zurückkehrte.

Treten Sie herein, Mr. Sawley, ſagte ich im muntern Tone, wie lange habe ich Sie ſchon nicht mehr geſehen! Kollegen müſſen ſich gegen einander nicht ſo ſelten machen. Wie befinden ſich Mrs. Sawley und Miß Selina? Beliebt Ihnen eine Taſſe Kaffee?

Ach, Mr. Dunſchunner! erwiederte Mr. Sawley, mit dem Seufzer eines Schmiedebalgs, wir Alle ſind dem Gras des Feldes gleich, das man abmäht, der Blume, die man in den Ofen wirft, Sünder, deren der große Schnitter nicht verſchont, ſchwache Kreaturen, welche vor dem Glutofen Satans zittern ſollen.

Nehmen Sie doch eines dieſer Butterbrödchen, M. Sawley, ſie ſind vortrefflich zum Kaffee. Nun, was gibt es Neues in der Schienenwelt?

Ach, theurer Reginald Auguſt! wir hofften ſtets auf Ihren werthen Beſuch. Gerade darum komme ich, dieſe wichtige Frage mit Ihnen zu beſprechen. Ich fürchte ſehr, es droht irgend eine unglückliche Kataſtrophe am Ziel unſers Eiſenbahnprojekts.

Wie ſo das? erwiederte ich; die Aktien ſind niemals höher geſtanden. Kann das Sie erſchrecken? Betrachten Sie die Höhe des Kurſes bei den meiſten engliſchen Geſellſchaften, der unſerige iſt nichts dagegen; endlich hat keiner von uns etwas für ſeine Perſon zu befürchten.

Ach, Mr. Reginald! ſagte Sawley, mich anblickend, und die Kaffeetaſſe bis zur Höhe ſeiner Augen emporhaltend, ſoll ich es Ihnen geſtehen? ich kann nicht zufrieden mit mir ſeyn. Was wir gethan haben, gleicht allzuſehr einem Spiel für einen Mann von meinem Karakter. Selina, die ein gemüthvolles Mädchen iſt, hat ernſtliche Bedenklichkeiten.

Wenn das iſt, warum treten Sie nicht ab von der Spekulation? Ich erkläre, daß mein Gewiſſen nicht ſo zart iſt, und bin völlig bereit, an Ihre Stelle zu treten, und alle Aktien die Sie haben, baar zu bezahlen, wohl verſtanden, nach dem Kurſe.

Sawley krümmte ſich in ſeinem Seſſel wie ein getretener Wurm.

* Im Börſenrothwelſch nennt man die Spieler à la hausse Bären (bears) und die à la baisse Stiere (bulls).

Mr. Sawley, fuhr ich fort, wollen Sie mir 500 verkaufen?

Auf Ziel?

Nein, baar, auf der Stelle.

Das kann ich nicht, das kann ich nicht. Die Sache iſt, mein junger Freund, daß ich bereits alle meine Aktien verkauft habe.

Dann aber, erlauben Sie mir zu ſagen, kann ich Ihre Verzweiflung nicht verſtehen. Was kümmert Sie der Kurs der Aktien, wenn Sie keine mehr haben? Es wäre denn, Sie ſtellten in Ausſicht, daß wir neue Aktien ausgeben würden, weil Sie das erſte Mal einen ſo artigen Gewinn gezogen haben.

Einen artigen Gewinn! O Herr, mein Gott!

Wie, nicht? Zu welchem Preiſe haben Sie verkauft?

Zu ein, zwei, drei, vier Pfund.

Alſo zum Beiſpiel! Hatte ich Unrecht? Iſt dieß kein artiger Gewinn? — Aber Sie entſchuldigen mich, Mr. Sawley, wir ſprechen ein andermal davon. Ich muß heute zum Mäkler eilen, dem ich eine Zuſammenkunft beſtimmt habe. Es iſt ein ziemlich ſchwieriges Uebereinkommen in Ordnung zu bringen, und meine Anweſenheit iſt unumgänglich. Tauſendmal um Verzeihung, Mr. Sawley!

Nun alſo, es hilft nichts, auf den Buſch zu ſchlagen, brach Mr. Sawley aus, der ſeinen Verdruß nicht länger an ſich halten konnte, und ſeinen beflorten Hut heftig zu Boden warf. Haben Sie jemals in Ihrem Leben einen zu Grunde gerichteten Mann geſehen, Herr Dunſchunner? Betrachten Sie mich, ich bin einer und habe es Ihnen zu danken!

Mir zu danken, Mr. Sawley! Sind Sie bei Sinnen?

Haben Sie nicht dieſer Tage Aktien gekauft!

Ja, ich läugne es nicht, ich habe zweitauſend Glenmutchkins gekauft, und der Lieferungstag iſt erſchienen.

Was! Sie errathen nicht, daß ich es war, der ſie Ihnen verkauft hat?

Nun?

Bei der Mutter Moſis! Herr! ſehen Sie nicht, daß ich zu Grunde gerichtet bin?

Ganz und gar nicht, aber ſchwören Sie nicht. Ich will Ihnen Ihre Aktien bezahlen, und Sie ſtecken das Agio in die Taſche. Das ſcheint mir ganz einfach zu ſeyn.

Aber ich ſage Ihnen, daß ich die Aktien nicht habe! ſchrie Sawley, mit den Zähnen knirſchend, und kalten Schweiß auf der Stirn.

Das iſt ſehr ſchlimm. Haben Sie ſie verloren?

Nein, der Teufel hat mich verſucht. Ich habe verkauft, was ich nicht hatte.

Es trat einen Augenblick Stille ein, während ich mir ein Anſehen ſtrenger Zurechtweiſung beilegte.

Iſt es möglich! ſprach ich mit Keans Ton und Stimme, wenn er die beleidigten Väter ſpielt, wie, Mr. Sawley? Sie, den Selina den Urheber ihrer Tage nennt! Sie ſind zu einer Spekulation dieſer Art herabgeſunken! Sie ſetzen mich in Staunen! — Aber ich vermag es nicht, einen unglücklichen Freund zu drücken. (Hier lächelte Sawley beinahe, er meinte die Planke zu erblicken, die ihn aus dem Schiffbruch retten ſollte.) Ihr Geheimniß ruht ſicher bei mir, es wird Ihre Schuld ſeyn, wenn Sie der Juſtiz angezeigt werden. Zahlen Sie mir die Differenz, ich erlaſſe Ihnen die Verbindlichkeit.

Dann bin ich auf der Liſte der Falliten! ſchrie Sawley, ja, meine Frau und neun Kinder fallen dem Kirchſpiel zur Laſt. Ich hätte Beſſeres von Ihnen erwartet, M. Dunſchunner, ich glaubte, Selina und Sie —

Reden Sie nicht ſo, M. Sawley, Niemand wird fallen in dieſem Augenblick; warten Sie die allgemeine Kataſtrophe ab. Ziehen Sie das Taſchenbuch hervor und unterzeichnen Sie mir eine Anweiſung auf 24,000 Pfund Sterling; die Bruchzahlen laſſen wir bei Seite, man kann großmüthig ſeyn, in dieſer laufenden Zeit.

Ich kann nicht auf dieſe Weiſe bezahlen, verſetzte Sawley: Sie wiſſen nicht, wie ſchlecht die Sachen ſtehen. Wer denkt an's Sterben ſeit einiger Zeit? Ich habe dieſe Woche keine ſechs Särge verkauft. Aber laſſen Sie hören, wenn ich Ihnen 8000 Pfund in Baarem, und 10,000 in Aktien von verſchiedenem Betrage zuſtellte? Mehr kann ich nicht thun.

Sehen Sie, M. Sawley, ſagte ich gelaſſen, ich werde, das weiß ich, von allen Geſchäftsmännern, Staatsökonomen, Bankiers getadelt werden, von allen Denen, die das materielle Intereſſe über alles Andere ſchätzen; aber ich bin ein gefühlvoller Mann, und

[illegible] [illegible] [illegible] [

gesandt, wo das Commerce-Bureau das, was es das System von Glenmutchkin nannte, seiner Empfehlung würdigte. Was dieß System war, habe ich niemals verstehen können, wir enthielten uns aber selbst des mindesten Einwandes. Diese Empfehlung gab auch dem Steigen der Glenmutchkinaktien einen neuen Trieb, und zum zweiten Mal stürzte, ein furchtloser Taucher, mein Vetter, der Staatsökonom, sich in den Schlund; mit neuer Beute stieg er daraus empor. Ich war vorsichtiger und hielt mich bei Seite.

Als der Augenblick des Kampfes vor dem Ausschusse des Hauses der Gemeinden gekommen war, verfügten wir uns Alle nach London. Mit lebhaftem Vergnügen erinnere ich mich noch der Zeit, die wir auf Kosten der Gesellschaft in der Hauptstadt zubrachten. Es waren unser nicht weniger als fünfzig, und wir nahmen einen ganzen Gasthof ein. Die Verhandlungen vor dem Parlamentsausschusse waren lange und schwierig; wir hatten gegen vier andere Gesellschaften zu kämpfen, welche rivalisirende Bahnen in Schutz genommen hatten, worunter die nächst gelegene hundert Meilen von Glenmutchkin entfernt war; da aber ihr Widerspruch sich auf den Vorwand gründete, das System Glenmutchkin im Allgemeinen zu bekämpfen, so bewilligte der Ausschuß, sie anzuhören. Drei Wochen hindurch hatten wir harten Angriffen zu begegnen, und wir hätten zuletzt den Sieg davon tragen können, wenn nicht auf einmal unser letzter Gegner drei und siebenzig wesentliche Irrthümer in dem von dem unglücklichen Solder vorgelegten Plane aufgedeckt hätte. Warum diese Irrthümer nicht früher nachgewiesen wurden? ich weiß nicht viel darüber zu sagen; vielleicht haben unsere Gegner, als ritterliche Kämpen, unsern Aufenthalt in London und auch den ihrigen, nicht allzusehr abkürzen wollen. Kurz, wir waren bei der Entwickelung angelangt, und nach Abzug der Kosten empfingen die Aktionärs sechs Pence zurück gegen das Recipisse jeder Aktie.

Dieß ist die getreue Geschichte der Glenmutchkiner Eisenbahn. Es ist darin eine tiefe Moral enthalten, die Jedermann hoffentlich klar erkennen wird; wo nicht, so habe ich für die nächste Sitzung ein anderes Projekt, welches ich meinen werthen Lesern seiner Zeit mittheilen werde.

Das

Aennchen von Prag.

Novelle

von

Julius Eysen.*

(Schluß.)

8.

Also noch nichts erlangt, sagte andern Tages Geißlinger zu Ludwig, und, wie Sie mich versichern, nicht einmal einen Kuß! Das nenn' ich wenig, zu wenig, lieber Baron. — Ich wollte nichts, sagte dieser, und es ist mir lieb, daß ich nichts gewollt. Kann mir's nicht genug seyn, daß sie mein ist, mein, begreifen Sie doch das Wort, Herr Geheimerath. Und gehört denn zum Besitz jenes Letzte, Irdische, was ihr Weltleute oft als das Höchste preist? Gehört zum wahren Besitz nicht vielmehr der ruhige Genuß, im höchsten Sinne des Wortes, und damit die Ausschließung alles Verlangens?

Aber wird denn das Mädchen auch so platonisch lieben? fragte Geißlinger höhnisch.

Ludwig fuhr auf, faßte sich aber schnell wieder: Herr Geheimerath, ich wußte nicht, daß Sie, bei Ihren Bekanntschaften mit dem andern Geschlecht, einen so unvollkommenen Begriff von den Frauen erhielten, und hatte vorausgesetzt, daß Sie dieselben höher achteten; wenn Sie aber bloß Scherz mit mir treiben wollten, so bereue ich, Ihnen mein Geheimniß anvertraut zu haben.

Wie Sie auch gleich so heftig werden mögen! Ich denke, als alter Freund Ihres seligen Herrn Vaters habe ich auch ein Anrecht auf Ihr Vertrauen erhalten. Ich meine nur, daß Sie in dieser Sache, welche an sich geringfügig ist, aber in ihren Folgen unangenehm werden kann, etwas überlegter denken und handeln sollten. Mit meiner vorigen Frage wollte ich bloß wissen, ob Sie die Ueberzeugung hätten, daß das Mädchen Ihnen treu bliebe, bis etwa durch den Tod Ihrer gnädigen Frau Tante, Ihre Verhältnisse erlaubten, die Harfnerin zu heirathen. Sie werden wohl zugeben, daß die Gefahren und Versuchungen eines Mädchens

* 8. Lief. S. 119.

bei jener Lebensart groß genug sind, und nach meiner Erfahrung muß ich bezweifeln, daß alle Männer so delikat seyn werden, wie Sie. — Ludwig war verstimmt und schwieg. Umsonst suchte ihn Geißlinger zu erheitern und die Unterhaltung auf andere Dinge zu lenken; er hörte nicht zu und gab keine Antwort.

Ist denn aber wirklich, fragte Jener endlich, um in des Barons Ideen wieder einzugehen, etwas daran, daß Sie, nach Ihren gestrigen Andeutungen mit dem Mädchen in einer geheimnißvollen ungewöhnlichen Geistesbeziehung zu stehen glauben, — von der Präexistenz natürlich, als der phantastischen Einkleidung, abgesehen.

Ich weiß nicht, was ich Ihnen hierauf antworten soll und möchte am wenigsten meine Gefühle und Ahnungen Ihrem kühl- und lichtgläubigen Verstande preis geben. Ich vermag nicht, was Ihnen so leicht wird, Herr Geheimerath, die Poesie vom Leben abzuscheiden und glaube, daß man die wahre Poesie eben so wenig, als die wahre Religion, wie ein Gewand, nach Gefallen an- und ablegen kann. Ich finde auch die Poesie nicht darin, daß Jemand Lieder, Romane oder Dramen drucken läßt, sondern kann mir sehr wohl denken, daß es Leute gibt, welche durch und durch poetisch sind, ohne je einen Vers gemacht, oder etwas Poetisches niedergeschrieben zu haben. Diese leben die Poesie, Andere schreiben sie bloß, oder schreiben doch etwas, das sie gern so nennen hören. Ich weiß nur so viel gewiß, daß die Erscheinung jenes Mädchens und ihr Spiel einen wunderbaren, unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Ich fühle mich von einem Gewirr unheimlicher Bande umzogen; ich bin einem Heer dämonischer Gewalten preis gegeben, aus deren Macht ich mich nicht mehr zu befreien weiß. Dieses Mädchen ist mir so nothwendig geworden, wie meine eigene Seele, ich kann mir sie aus meinem ferneren Leben nicht mehr wegdenken, ohne mich für negirt, für vernichtet zu halten. Aber bei dieser Unfreiheit und Beschränkung ist mir wohl; es ist ein ganz neues gesteigertes Leben in mir erwacht, ich komme mir vor, wie ein Geschöpf, das man in reiner Lebensluft athmen läßt, ich fühle mich unaussprechlich selig und werde Alles daran setzen, ein Gut für mein Leben zu erringen, ohne welches meine Zukunft keinen Werth und keinen Reiz für mich hat.

Armer junger Mann, sagte Geißlinger, ich bedaure Sie von Herzen!

Ludwig sah den kalten Mann mit großen Augen an — dieser aber bekräftigte seinen Ausruf mit stummem Kopfnicken.

Es ist eine höchst unerquickliche Stimmung, wenn man bei Jemanden, der uns nicht verstehen will oder kann, weil unsere Gedanken und Gefühle kein Echo bei ihm finden, sich zu weit über innere Zustände ausgelassen hat. Eine peinliche Reue und Scham ergreift uns und quält uns ohne Unterlaß. So war dem Baron zu Sinn, als er von Geißlinger weg ging; er hatte Alles ganz anders erwartet: freundliche Theilnahme, liebevollen Rath, herzliche Mitfreude, gefällige, unermüdliche Aufmerksamkeit für die breitesten Ausführungen und kleinsten Einzelheiten; — aber er hätte ja den Mann kennen müssen.

9.

Die Blonde stickte, Anna schrieb Noten und die Tante kochte den Kaffee im Zimmer als Ludwig eintrat. Anna stand auf und bewillkommte ihn schüchtern, aber tief ergriffen. Ich kann nur drei Stunden bei Euch bleiben, sagte er hastig und bin, um früh anzukommen, die ganze Nacht durch geritten. Ihr habt eine schlechte Wohnung hier, aber es soll Euch bequemer gemacht werden. Wie lange gedenkt Ihr hier zu bleiben?

Es kommt halt drauf an, wie sich's fügt, sagte die Tante, zwei bis drei Tage in jedem Fall.

Ich habe vor, die Anna hier in der Nähe zu behalten; sie soll bei einem Theater engagirt werden; Ihr mögt dann nur allein nach Hause gehen. Ist Antwort von den Eltern da?

Ja, sagte die Tante, es ist, wie ich gleich gesagt habe. Ich hab' mich verbürgt, das Annerl seiner Mutter wieder nach Hause zu bringen, und das werd' ich auch halten müssen.

Hier ist der Brief, sagte Anna, und reichte dem Baron mit zitternder Hand einen Zettel mit unorthographischer Aufschrift. Er

las und die Thränen traten ihm in die Augen.

Nun, sagte er, es wird noch Alles gut werden; geht denn zusammen in Gottes Namen nach Hause. Anna's Anstellung ist mir zugesichert; wenn sie auch nur zum Chor kommt; sie hat dann wenig zu thun und bleibt in der Nähe. An ihre Mutter will ich selbst schreiben, und meine Tante gedenke ich auch noch für uns zu gewinnen. Jetzt aber weg mit allen trüben Gedanken und Sorgen für die Zukunft; laßt uns die Paar Augenblicke heiter und vergnügt zusammen seyn.

Man brachte einige Erfrischungen, die Ludwig aus dem Gasthof hatte holen lassen. — Aber sag' mir Annerl, ist Dir's denn auch recht, daß Du auf's Theater sollst? — Wenn Du's haben willst und für gut findest, so will ich mich schon drein finden. — Aber höre, haben wir uns nicht schon früher gekannt? lange, lange zuvor ehe wir uns in G. gesehen haben? — Die Tante und die Blonde lachten laut; das ist's ja eben, sagte die Erstere, wovon sie immer schwatzt und phantasirt. — Und zum ersten Mal hob Anna die schüchternen Blicke zu ihm empor und sagte mit Zuversicht: Nicht wahr, es ist so?

Ludwig war entzückt und seine mystischen Träume zogen ihm von Neuem neckisch durch den Kopf. — Das Leben ist nur Eins, sagte er, einsam nach Hause reitend; alles Leben ist ursprünglich Eins. Erst als es sich schied und spaltete in viele Geschöpfe, wurden die Einzelnen getrennt, aber sind sie deßhalb für immer vom Urleben losgerissen? Kann ihnen nicht einmal ihr Zusammenhang mit dem Ganzen klar und lebendig in's Bewußtseyn treten? Woher stammen überhaupt unsere Seelen und wo waren sie vordem?

10.

Ein glatter, gewandter, viel und laut sprechender Mann in gesetztem Alter, sorgfältig und gefällig, nur etwas auffallend gekleidet, anmuthig von Gesicht, Haltung und Manieren, scharf accentuirend, keine Sylbe auslassend, dabei aber liebenswürdig und ohne Pedanterie — wer würde in ihm den Theaterdirektor einer mittlern deutschen Stadt verkennen? — Ja wohl, ja wohl sagte er zu dem Geheimerath Geißlinger, ich bin zufrieden mit ihr, vollkommen zufrieden. Das Publikum hat ihr bei verschiedenen Gelegenheiten seine Theilnahme bewiesen; sie hat ausgezeichnete Gaben, die nicht Jeder auf den ersten Blick wahrnimmt. Nur etwas zu kalt, lieber Geißlinger, zu todt; es ist eben noch zu viel Kinderei in ihr. Ich gebe mir alle erdenkliche Mühe, schon um des Barons willen, der, wie es scheint, eine große Schauspielerin aus ihr bilden möchte; — aber mein Unterricht hat noch wenig gefruchtet. Sie lacht mich oft aus, denken Sie nur, und das mit einer Naivetät, die nicht zu beschreiben ist. Die beste Schule für sie wäre, unter uns gesagt, eine ernsthafte Liäson. O wenn ich mir denke, daß die Leidenschaften, die hinter diesen schwarzen Augen lauern, einmal wach und rege würden, — Geißlinger, und meine Schule dazu — wir würden europäische Triumphe feiern! — Man muß es eben abwarten, bis jene Zeit von selber kommt, sagte der Geheimerath. —

Und sie kam, diese Zeit. Anna hatte auf einmal einen Ernst und eine Haltung gewonnen, die ihre Umgebung in Erstaunen setzte; das Feuer und die Tiefe ihres Spiels riß das Publikum zum Entzücken hin. Ihr Ruf fing schon an, sich nach allen Seiten auszubreiten, sie wurde um Gastrollen angegangen; — da erklärte sie dem Direktor, daß sie die Bühne für immer verlassen würde. Er erstaunte, bat, drohte, schrieb an den Baron, gerieth in Verzweiflung; Alles umsonst; sie blieb bei ihrem Vorsatz. Das Verhältniß zwischen Ludwig und ihr hatte sich aufgelöst; sie verschwand aus Aller Augen. Niemand wußte, wohin sie gekommen; ihre Mutter in Prag war gestorben und die Geschwister hatten sich zerstreut.

11.

So viel hatte ungefähr Herr von M. seinem Freund, dem Badearzt, an jenem Morgen auf dem Spaziergange mitgetheilt, und wir lassen ihn nun den Schluß selbst erzählen.

Du wirst fragen, lieber Doktor, wodurch

unſer Verhältniß vernichtet wurde. Durch die Eiferſucht. Durch Anna's Eiferſucht. Siehe hier dieſen Pack Briefe, ſie enthalten meinen größten Schatz, den mir das Leben übrig gelaſſen hat, denn ſie bezeugen mir, daß ich geliebt wurde, wie ſelten ein Mann wird. Es weht ein ſo reines, inniges Leben, eine ſolche himmliſche Glut in dieſen Blättchen, daß ich ihnen nichts, was ich geleſen und gehört, an die Seite ſetzen kann. Nur ein Mißklang geht durch dieſe Harmonie: die Eiferſucht. Bald tritt ſie neckiſch, bald ſchüchtern, aber ernſt auf, bald ſchwillt ſie zu gräulichen Diſſonanzen an, die mir die Seele zerriſſen. Wie wenig glückliche Stunden das arme Weſen hatte, die zwei Jahre über, da ich ſie für glücklich hielt in meiner Liebe, das ſehe ich jetzt erſt. Ich weiß nicht, ob ſie meine freiere Bewegung in großen Cirkeln, die zu beſuchen mich meine Stellung nöthigte, und über die ich ihr oft ſchrieb, mißtrauiſch machte, oder ob ihr Jemand abſichtlich meine Treue zweifelhaft darſtellte. So viel iſt gewiß, daß ich im letzten Jahr unſerer Liebe unſäglich durch ihr Mißtrauen zu leiden hatte. Endlich in einer böſen Stunde, da mir um meine und ihre Zukunft bange ward, da der Erdphönix mich zu meinem Werfer herabgeriſſen hatte, ſchrieb ich ihr einen ruhigen, kalten Brief, wie ihn der kühle Verſtand Einem nur eingeben kann, und bat ſie, unſern Bund aufzulöſen, in dem ich für uns Beide kein Glück für die Zukunft ſähe. Ich hatte ihr Alles klar auseinander geſetzt — und ich hatte damals Recht. Sie antwortete mir, aber erſt nach längerer Zeit. Hier iſt ihr letzter Brief:

So ſind wir denn getrennt für das ganze, ganze Leben! Möge der Gedanke, daß es zu Deinem Glück, dem ich gern jedes Opfer bringe, ſo nöthig war, möge er mir den rauhen Weg durch's Leben, den ich nun allein, ohne Freund und Geliebten zurücklegen muß, erleichtern. Du verlangſt ein freundliches Lebewohl! O Gott, es war ein gewagtes Spiel zwiſchen uns; ich habe mein Lebensglück eingeſetzt, und — verloren. Aber ich will dieſe Prüfung beſtehen, nicht mit Muth, — den konnte mir nur reine Liebe geben, die ich jetzt verloren habe, — aber mit Ergebung in den Willen Gottes.

Hätteſt Du mich beſſer gekannt, Du würdeſt mich mehr geliebt haben; ich hatte gute Vorſätze gefaßt, die ich Dir aber erſt dann ſagen wollte, wenn ich für immer ganz Dein wäre. Nun ſchweige ich; denke nicht, ich wollte Dich zu mir zurückführen. Nein, meine Liebe beglückt Dich nicht mehr; ich bin ſo eigennützig nicht, und kann jenes nicht wollen.

Lieber Ludwig, — ſei nicht ſtolz — aber wenn Du einmal fühlſt, daß Dich die kalten, eigennützigen Menſchen nicht lieben, wenn Du einmal unglücklich biſt, ſo komme zu mir, die Deine Liebe treu bewahren wird. Leb' wohl, ſchenke Dir der Himmel eine Gattin, die Dich ſo innig liebt als ich, die aber mehr Kraft hat, Dich zu beglücken. Ich habe es gewollt, Gott iſt mein Zeuge.

O könnte ich Dir ruhig Lebewohl ſagen! Aber dann müßte ich Dich nicht ſo heiß geliebt haben, und wollte ich beim Abſchied meine Liebe verbergen, es wäre kleinlich — ich kann nicht mehr ſchreiben, meine Hand zittert und die Thränen verdunkeln mir die Augen.

O Gott! wie unglücklich bin ich. Möchteſt Du doch nie empfinden, wie hart es iſt, jeder Hoffnung auf Erdenglück zu entſagen, und ich bin noch ſo jung.

Nicht wahr, mein Ludwig, wir werden uns wiederſehen und wieder lieben? — hier nicht, dort, wohin Deine Anna nicht mehr den kleinlichen Sinn mitbringen wird, der uns hier ſo unglücklich machte. O Gott, ich werde geheilt, aber um einen theuern Preis; das Liebſte, was mein Herz beſaß, muß ich dafür hergeben.

Leb' wohl, leb' wohl denn für immer. —

Was ich auf dieſen Brief geantwortet, wirſt Du fragen. Nichts. Ihr Bild ſtand damals durch die jahrelangen kleinen Quälereien ſo verzerrt in meiner Seele, daß ich es für Pflicht hielt, weder ihr noch mein Lebensglück auf's Spiel zu ſetzen, daß ich mein Herz verſchloß — es war ein ſchweres, ein thränenreiches Opfer — gegen dieſe Schmerzenslaute einer ſchönen, tiefen Seele, die mich beglückt hatte und die ich mit Schmerzen von mir reißen mußte. O hätte ſie mich gekannt, hätte ſie mir vertraut, ich wäre nie irre geworden an ihr!

Ich ging einige Zeit nachher mit dem engliſchen Geſandten nach London, wo ich mehre Jahre verweilte. Als ich zurück kam war ich kalt und ruhig geworden, und »alt«

wie man mir sagte. Ich hatte meine Vergangenheit begraben; aber — in meinem Herzen. Ich nahm ein Amt an und arbeitete viel, über meine Kräfte. Lebensatt und kränklich kam ich hier an — bis sich plötzlich das Wunder begab, von dem ich Dich heute unterrichtet habe. Du wirst gestehen, daß diese plötzliche Veränderung unerklärlich ist. Selbst der Brief, den ich Dir vorhin gelesen, und der immer die bittersten Empfindungen gegen mein Schicksal in mir hervorrief, — er hat mich jetzt mit einer süßen Wehmuth erfüllt, in der alle Bitterkeiten meines Lebens und alle Schmerzenslaute meiner Vergangenheit sich in eine schöne Vergangenheit auflösen.

Der Doktor, welcher gegen das Ende der Erzählung sehr unruhig geworden war, verabschiedete sich rasch und gab vor, daß er nach einem gefährlichen Patienten zu sehen habe. Aber es war ihm etwas schwer auf's Herz gefallen und erfüllte ihn mit neuer Sorge für seinen Freund. Ein Ereigniß, das am Vorabend dieses Tages nur flüchtig seine Aufmerksamkeit erregt hatte, und ihm wieder entfallen war, trat in der zweiten Hälfte der Erzählung Ludwigs wieder in seinem Gedächtniß hervor und ängstigte ihn.

Es war nämlich ein Herr mit einer Dame angekommen und Beide im Gasthof, wo der Doktor zufällig anwesend war, abgestiegen. Während der Herr sich nach einer Wohnung erkundigte, nahm seine Begleiterin die Liste der Badegäste vom Tisch auf und fragte, als sie auch den Namen Ludwig von M. darunter las, sichtbar verwirrt, ob der Herr Baron noch hier anwesend sei. Auf die bejahende Antwort rief sie ihren Begleiter zu sich und redete leise mit ihm. In Folge dieser Unterredung wurden die Aufträge wegen einer Wohnung zurückgenommen, und der Doktor vernahm später, daß das Paar den andern Tag wieder abzureisen entschlossen sei. — Die Schilderung Anna's, wie sie Ludwig gegeben, paßte genau genug auf diese Dame; — also verheirathet! rief der Doktor. Das darf er nicht erfahren. Ueberhaupt muß ihre Anwesenheit ihm sorgfältig verborgen werden, sonst habe ich einen Rückfall von den schlimmsten Folgen bei ihm zu befürchten.

12.

Was hast Du nur zu lachen? fragte der Badearzt leise, aber in großer Aufregung den Baron, welchen er mit Mühe überredet hatte, früh Morgens an den Brunnen zu kommen. — Das Bild dieser armen, heilsuchenden Menschen, wie sie mit einer ganz besondern Hast und voll Vertrauen das häßlich schmeckende Wasser hinunter schlucken, regt mich so sehr zum Lachen auf, daß ich schwerlich lang hier zusehen kann. Sieh nur die bleichen, jungen Mädchen, wie sie in ihren Morgenanzügen daher getrippelt kommen, und sich still gehorsam, wie die Lämmchen, das vorgeschriebene Maß aufnöthigen; und der dickleibige, einsylbige Herr dort, der, so oft er ein Glas leert, die Hand auf die Weste legt und mit den feuchten blauen Augen dankbar nach oben sieht; eben kommt der Referendarius, der schon früh gestiefelt und gespornt wie ein Held aus der Schlafkammer trat, und vergißt nicht, nach jedem Glas Wasser sich zu schütteln und auszurufen mit affektirtem Dialekt: Gott verdamm! ein höllisches Getränke! — Diese Leute besitzen alle einen Glauben, der unerhört ist, in unserer indifferenten Zeit; sie schreiben dem Wasser eine magische Wirkung zu, die augenblicklich hilft und befreit von jahrelangen Leiden und Gebresten. Nehme ich dazu das enge Aneinanderschließen der Wenigen, die sich ihre Krankheiten erzählen und die mangelhaften ärmlichen Einrichtungen dieses kleinen Badeorts — so gibt es ein Bild von der rührendsten Naivetät. Dich allein, das allezeit gefällige Orakel der ganzen Gesellschaft, muß ich bedauern und bewundern zugleich — siehe da kommt schon wieder Einer. Der Arzt wurde bei Seite gerufen, und es kam selten ein Badegast an ihm vorüber, der ihm nicht etwas zu sagen oder zu klagen, ihm eine neue Veränderung seines Zustandes anzuvertrauen hatte. Die geringfügigsten Umstände mußte der Arzt alle willig und geduldig, ja mit Aufmerksamkeit und Interesse anhören und mußte für Alles eine Antwort haben.

So geschäftig und besorgt aber, wie heute, war der Doktor noch nie gesehen worden. Es kamen zu verschiedenen Zeiten Boten, die leise mit ihm sprachen und die er mit scheinbar wichtigen Aufträgen eben so geheimnißvoll wieder absandte. Dabei sah er oft, nicht

ohne Beſorgniß, zu ſeinem Freunde hinüber, der immer noch in die Beobachtung der eifrigen Brunnengäſte vertieft, nicht ahnte, daß der Arzt mit wichtigen Angelegenheiten für ihn beſchäftigt war.

Endlich trat der Doktor zu ihm, nahm ihn bei Seite und fragte ernſt:

Wie iſt heute Dein Befinden?

Gut, ſagte der Baron, indem er ihn fragend anſah.

Fühlſt Du Dich ruhig genug, eine wichtige Nachricht zu vernehmen?

Ja, wie ſo denn?

Kannſt Du jetzt eine Nachricht hören, die auf Dein ganzes Leben von Einfluß iſt?

Spanne mich nicht auf die Folter? Heraus damit, was iſt vorgefallen?

Laß uns mehr auf die Seite treten. Deine Anna iſt hier.

Biſt Du raſend? ſchrie der Baron, ſo daß die Vorübergehenden ſtehen blieben und aus der Ferne herüber ſahen.

So ſei doch nur ruhig und laß uns keine Scene aufführen. Ich werde Dich ſogleich zu ihr begleiten. Sie erwartet uns. Dort wohnt ſie, in jenem grünen Häuschen. Ihr Bruder iſt mit ihr hierher gekommen, ein vermögender Kaufmann, der nach längerem Aufenthalt in Amerika ſchon vor zwei Jahren zurückgekehrt iſt. Die Schweſter, welche Dir bis auf dieſe Stunde treu geblieben iſt, wohnt bei ihm. Ich war geſtern drei Stunden bei den Leuten, und habe ihnen Alles erzählt. Ihr ſeid auf die hinterliſtigſte Weiſe durch einen äußerſt fein angelegten Plan hintergangen und entzweit worden, ob in guter oder ſchlimmer Abſicht, das iſt mir nicht klar geworden, eben ſo wenig, ob Deine Tante mit darum gewußt, oder nicht; — durch den Geißlinger.

Ludwig war auf das Heftigſte ergriffen und hielt ſich feſt an des Doktors Arm. Sie machten einen Gang durch die Anlagen um das Badhaus, und der Baron mußte ſich auf eine Bank niederlaſſen.

Siehſt Du, ſagte er endlich lächelnd, kaum der Sprache mächtig, ſiehſt Du, daß es wirklich ihre Nähe allein war, welche dieſe Veränderung in mir hervorgebracht hat.

Faſt muß ich's nun ſelbſt glauben, ſagte der Arzt.

Anna ſtand oben am Fenſter, als ſie langſam auf das Haus zukamen. Sie trat, wie ſie ſich ihrer Wohnung näherten, ſchnell zurück.

Der Leſer erlaſſe mir, die Scene des Wiederſehens auszumalen; ich vermag es nicht.

Sie blieben an dem Badeort bis zu Ende des Sommers; ich glaube, daß wohl ſchwerlich ein ſo glückliches Paar unter ähnlichen Umſtänden ſich hier zuſammen gefunden hat, oder je finden wird.

Herr von M. und ſeine Gattin wählten die Stadt, in welcher ſie ſich zum erſten Male geſehen, zu ihrem Wohnort. Wie oft wurden hier die Erinnerungen der Vergangenheit hervorgeſucht, und in welch' ſchönem, reinem Lichte ſtanden ſie jetzt vor ihnen, auch die Jahre der Leiden; denn die Ferne verklärt jede ſcharfe, eckige Form und mildert und begütigt jedes herbe Gefühl. Beide hatten einen reichen Beſitz, der ihrem künftigen Leben zur ſicheren Baſis diente: eine Vergangenheit, die ihnen gemeinſam war. Dieſes Band der innigſten Freundſchaften war ihnen zu gleicher Zeit die Bürgſchaft, daß ſie, die für einander gekämpft und gerungen mit dem widrigen Geſchick, ſich nun mit ganzer Seele angehörten. Der alte Geißlinger aber war längſt geſtorben.

Randgloſſen und Anderes.

*** Madame Haizinger erfreut ſich am Hoftheater zu Wien der ehrenvollſten Aufnahme, und die Kritik erkennt ſie einſtimmig eines erſten Platzes in dem Kreiſe ausgezeichneter Künſtler, in welchen ſie eingetreten iſt, für vollkommen würdig.

*** Felician David, deſſen ſchönes Talent auch unter uns die gerechte Würdigung fand, hat nun ſein Oratorium „Moſes auf Sinai" vollendet. Es ſoll nun nächſtens im italieniſchen Theater zur Ausführung kommen, welches bekanntlich noch immer den alten Namen „la Salle des bouffes" führt. Eine paſſende Benennung in Bezug auf die Erhabenheit des Gegenſtandes!

Darüber setzt man sich aber in Paris hinweg. — Auch eine Oper wird von David erwartet, deren Stoff einer Ballade von Victor Hugo „la Sultane favorite" entnommen ist.

*** Die Zeitungsente von dem noch lebenden Iffland ist glücklich über den Rhein geschwommen. Französische Blätter machen aber einen Schandfleck für Deutschland daraus, daß es seinen Talma unbeachtet in dem Dörfchen Friedensee, dans un petit coin du Hanovre, dahin sterben läßt.

*** Ein Nachruf, dem Andenken des kürzlich verstorbenen Professor Wach zu Berlin, von der dortigen Akademie der Künste geweiht, der in der Spener'schen Zeitung zu lesen ist, zeichnet sich durch seinen musterhaften Styl aus. Gleich im Anfange heißt es: „Er, der als Meister in der Malerkunst und Bildner junger Künstler viel beschäftigt, es dennoch nie versäumte, Alles wahrzunehmen und zu beachten, was Theilnahme oder Anstand erforderte, stellte sich zu seiner Zeit in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger und war in seiner Künstlerwerkstätte, wie im geschlossenen Kreise, stets offen u. s. w." Ist das nicht ein Meisterstück? Sollte man nicht erwarten, daß ein Körper wie jene Akademie in einem stattlichern Sprachgewande vor das Publikum trete? Der Aufsatz wurde von dem Direktor Schadow unterzeichnet. Würde aber jemals Ingres so etwas unterzeichnen? Wäre überhaupt ein sogenannter Nachruf so abgefaßt in Frankreich möglich? Wie sprechen wir aber auch? Es ist entsetzlich zu hören, wie manchmal Leute aus den sogenannten gebildeten Ständen eine ganz einfache Erzählung vortragen.

*** Professor v. Klöber wird das Bild, welches er über den Eingang der Kirche zu Wittenberg malt, auf Lava malen und einbrennen. Dergleichen Werke sieht man schon in Italien, es ist nun die Frage, ob ein solches den Einflüssen unseres Klima's auf die Dauer widerstehen wird.

*** Die Kinder- und Hausmährchen sind in französischer Uebersetzung erschienen. Ein französischer Feuilletonist (in der neuen Revue de Paris) fängt seine Anzeige wie folgt an: Es waren einmal zwei sehr gelehrte Brüder, wie man sie oft in Deutschland trifft. Diese beiden Brüder hießen Grimm. Nachdem sie gezwungen ihre Lehrstühle verlassen mußten, durchzogen sie Deutschland in allen Richtungen und horchten auf die Mäher im Schatten, während der Hitze, und auf die Spinnerinnen am Abend auf den Steinen unter dem Vordach, stiegen dann in die Klüfte, wo die Bergleute mit den Erdgeistern verkehren, und bezahlten für jedes Mährchen den Obolus des Pilgers oder das Lächeln der Freundschaft. Nachdem sie wieder nach Hause gekommen waren, banden sie von dem was sie gehört, den duftigsten Strauß u. s. w. — So geht das Mährchen von den Brüdern Grimm weiter. Dann folgt das Urtheil, welches die Kinder- und Hausmährchen mit den Erzählungen des Chanoine Schmidt vergleicht und ihnen einen eben so großen Succeß in Frankreich verheißt, als diese sich errungen haben.

*** Die weiße Halsbinde. Man ist in der civilisirten Welt übereingekommen, daß der Mensch einen Halfter wie ein Pferd tragen muß. Allein man sollte diese Vorschrift nun doch auch so erträglich als möglich machen. Die schwarze Halsbinde war noch zu ertragen, allein sie scheint ihre Niederlage erlebt zu haben, um der weißen Binde den Platz zu räumen. Es ist eine Wahrheit! Man hat das weiße Stück Zeug wieder hervorgesucht, welches Allen schlecht zu Gesichte steht. Die braunen Männer sehen darin rußig aus; die blonden fad und krank; die stark gefärbten gleichen einem gekochten Hummer, der halb in einer Serviette steckt. Trägt man die Binde hoch, so erinnert dieß an die ägyptischen Mumien in ihrer Umwickelung. Kommt nun noch der spitze Hemdkragen hinzu, der die Ohren verwundet, so ist der Popanz fertig! Weder das Alterthum noch das Mittelalter erzeugte die Idee, den Hals eines Menschen in ein Stück weißes Zeug zu packen. Im achtzehnten Jahrhundert sah man die weiße Binde zum ersten Mal. Allein welch ein Unterschied mit der heutigen Art sie zu tragen! Man wickelte sie um den untern Theil des Halses; sie wurde kaum bemerkt. Sie diente nur dazu, den Kopf freier aus den Schultern zu heben, und hemmte weder seine natürliche Haltung, noch seine Bewegung. Dazu gehörte denn aber auch das Kleid von Sammt oder Seide, die Hand- und Brustkrausen von Spitze, der Spaniol, die Muschen und der Puder. Darin lag Harmonie! Die weiße Binde von Heute und die Vatermörder, das ist die Mode der Krämer und Philister, die vor Kurzem noch belacht wurde; das ist das Kostüm der Gecken auf dem Theater; es ist die in das Leben getretene Lächerlichkeit; die sprechende Karikatur, die Incarnation der Thorheit, das Urbild dummer Nachahmungssucht.

*** Die reiche Sammlung historischer Porträts des Marquis von Biencourt zu Paris, ist größtentheils ein Raub der Flammen geworden. Das Bild Michel Angelo's, von ihm selbst gemalt, ein alter Dante, ein Erasmus von Holbein, andere Bildnisse von Mignard, Van der Meulen, Van Dyk, eine Ninon die St. Evremond gehört hatte und viele Andern von gleich hohem Werthe, gingen verloren. Auch Bücher, Autographen, Handzeichnungen großer Künstler sind verbrannt oder beschädigt. Ein unersetzlicher Verlust.

*** In Paris geben jetzt bekanntlich Elephanten und Affen ihre Vorstellungen im Theater und treten in eigends für sie geschriebene Stücke auf, dieß hat zu nachfolgendem Couplet Veranlassung gegeben:

Aux vaudevilles nouveaux,
La foule s'arrête;
J'aime mieux les animaux:
Ce n'est pas si bête.

Ausgegeben am 16 Februar 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 10. Lieferung. — Artist. Beil. VI.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Gebirgsscenen von M. F. L. — Wiener Schattenrisse. — Modernste Symphonie. Von Bauernfeld. — Aus Hamburg. — Aus Berlin. — Rheinische Liederschau. — Randglossen. — Lied von Krug.

Gebirgsscenen

von

M. F.

I.

Die Morgenfrühe im Gebirge hat einen eigenen Zauber: der blaue Duft, der über den Höhen und Thälern ruht, das Rauschen der Wasserfälle, oder das Flüstern des Sees, das, wenn die Stimmen der menschlichen Geschäftigkeit noch nicht erwacht, deutlich zu uns herüber tönt, Alles ist so wunderbar und geheimnißvoll; und wenn nun im Osten ein heller Schein durch's tiefe Himmelsblau zieht, wenn die rothen Wölkchen heraufflattern und die Berggipfel schon im ersten Kuß des neuen Lichtes erglühen, und wenn es nun wirklich die Schleier von den Gebirgen streift, als wollt' es uns die Sagen der grauen Vorzeit enthüllen, wenn es seinen Glanz auf See und Thäler gießt, daß jede einzelne Scene uns wieder entgegenfunkelt, dann ist unsere Seele entzückt und beneidet die Lerche, die in einem Jubelton ihr seliges Wohlseyn ausdrücken kann.

Ist nun ein solcher Morgen auch ein Sonntagsmorgen, o dann erst ist es herrlich! Da bleibt die Stimmung, die der erste Blick aus dem Fenster erweckte; kein Geräusch vom Treiben im Dorf, aus Ställen und Scheunen, aus der Werkstatt des Schmiedes und Böttichers verdrängt die heilige Stille, selbst der Bach kann heut, wo das Mühlrad verstummte, ungestört sein Liedchen weiter singen; unsere Gedanken, die heute in jedem Dorfe Festgeläute, in jedem Herzen Festgefühle wissen, weben ein Feierkleid um die ganze Welt, und wenn nun die Glocken durch die Morgenkühle tönen, da wird das, was wir wortlos fühlten, belebt; die Natur bekommt eine Seele und aus der Schöpfung selbst ertönt die Stimme, die den Schöpfer erkennt und preist.

Solch ein Sonntagsmorgen gießt eben erhöhten Zauber über eine deutsche Gebirgsgegend. Noch hängen die leichten, blauen Schleier über den Bergen, als könnten diese das blendende Sonnenlicht nicht ertragen, noch funkeln Thautropfen auf allen Gräsern

und Blumen, noch läuteten die Glocken nicht zum zweiten Male, aber ſchon iſt das Ufer und die grüne Fläche des See's feſtlich belebt. Nah und fern hört man den Klang der Ruder, funkelnd ſprüht die Flut unter ihnen empor, als hätten ſie Silberſchaum berührt, die ſchimmernden Segel flattern wie weiße Tauben hier und dort, aus jedem dunkeln Bergwinkel, in den ſich der See drängt, gleitet ein Boot hervor und kommt eilend näher, ſo daß die farbigen Feſtkleider der Landleute, die es trägt, luſtig hervorglänzen.

Welch' ein Gewühl der Landenden und Empfangenden am Ufer, welche Miſchung bunteſter Farben; wie drängen ſich die grünen Filzhüte mit den prangenden Blumenſträußen an einander, wie flattern die Bänder in der Luft, wie blitzen die blanken Knöpfe und Schnallen an Jacken und Schuhen; Alles ſcheint ein großer Knäul, ein unauflösliches Ganze, bis man nach und nach hundert einzelne reizende Geſtalten und Gruppen herausfindet. Ob uns vor Allem die friſchen, kräftigen Geſichter, die netten Trachten der Burſchen und Mädchen anziehen, auch auf den Geſtalten der Alten weilen unſere Blicke gern; überall ſchauen uns Sonntagsgeſichter an; ob ſie braun und runzlig ſind, ob von ſpärlich grauem Haar oder dunkeln Locken umweht, das gibt oder nimmt ihnen den feſtlichen Ausdruck nicht. Selbſt der gebückte Greis, der nicht mehr wie jener kräftige Burſche den Gemsbart auf kühner Jagd gewinnen, nicht mehr gleich dem behenden Mädchen dort die Alpenroſe auf hoher Alm zum Schmuck ſich pflücken kann, trägt auf dem Hut eine Nelke oder im Knopfloch eine Roſe, die er ſich im kleinen Fenſtergarten zog.

Aller Geſpräche ſchienen ſich auf einen Gegenſtand zu richten, aller Blicke gehen abwechſelnd vom weißen Pfarrhaus, das am Ende der Dorfſtraße aus dem Schatten dunkler Nußbäume ſchaut, zur Kirche, die ſich nahe dem See aus dem Gewühl erhebt. Das alte graue Gemäuer ragt ſo ernſt in das Himmelblau, weiße Tauben umfliegen den Thurm, den ehrwürdigen Wegweiſer der unten Wallenden, Laubgewinde ſchmücken die weit geöffnete Pforte, und hindurch blickend ſieht man ſchon die Kerzen auf dem Altar entzündet, obwohl erſt wenig Betende in den dunkelbräunlichen Kirchſtühlen knien; denn die Menge erwartet draußen den Zug, der den neugeweihten Prieſter zur heiligen Stätte geleiten ſoll, an der er zum erſten Male im Namen einer ganzen Gemeinde Gott dienen darf.

Jetzt wird es lebendig unter den Schulkindern und jungen Mädchen, die die Thüre des Pfarrhauſes dicht gedrängt umgeben; Alles ſchaut aufmerkſam dahin, alle Gruppen löſen ſich, die Entfernteren eilen herzu und bald zieht ſich eine bunte Menſchengirlande an jeder Seite des Weges hin. Und nun erheben die Glocken ihren heiligen Jubelklang, geben dem bunten Drängen die Weihe und verkünden weithin des Tages Bedeutung; am Ufer löst man Böller, dumpf hallen die Schüſſe von den Bergen wieder und lieblich kräuſelt der bläuliche Pulverdampf in die Luft empor.

Bald belebt ſich der leere Raum zwiſchen den Menſchenreihen; zuerſt kommen die jungen Burſche des Dorfes; wie hübſch auch die ſchwarze Sammthoſe und grüne Jacke zu der rothen Weſte ſtehen, wie ſchön auch die Feder oder der Gemsbart den ſpitzen Hut ſchmückt, wie friſch Geſichter und Geſtalten, doch gleiten die Blicke flüchtig an ihnen hin, eben ſo zerſtreut läßt man die jungen Mädchen vorüberziehen, ob auch ihr feſtlicher Putz, die golddurchwirkten Häubchen und blumengeſchmückten Hüte, die bunten Mieder, über welche die Schnur glänzender Münzen herabhängt, die weiten ſeidenen Schürzen zu anderer Zeit manch ſtaunenden oder neidiſchen Blick erregt hätten. Jetzt aber erſcheinen die Chorknaben in ihren weißen, rothumſäumten Gewändern, Weihrauchgefäße ſchwingend, oder brennende Kerzen tragend, und nun röthen ſich alle Geſichter in der Anſtrengung des Schauens, mit ganzer theilnehmender Seele erfaßt Jeder Den, der jetzt ſich naht.

In der Mitte der Geiſtlichen dieſes und des Nachbardorfes kommt Er, dem Aller Theilnahme gilt, ein hochgewachſener junger Mann, im feſtlichen Prieſterſchmuck, mit ernſtem, milden Antlitz, das wohl zum weißen Gewande der Friedensboten paßt, das er heute zum erſten Male trägt. Der ruhigen, feſten Haltung der Geſtalt, dem Ausdruck frommer Andacht in allen Zügen ſieht man es an, daß eine innere Stimme dieſen Jüng-

ling zum heiligen Amte berief. In der Hand hält er einen Strauß blühender Myrthenzweige, denn er iſt ja heute ein Bräutigam; keine irdiſche Braut hat er ſich erwählt; der Gottgebornen, der Kirche, weiht er Leben und Liebe. An ſie will er mit allen Kräften ſich ſchließen, Eins mit ihr werden und die Segnungen, die ſie in dem innigen Verbande ihm mittheilt, über ſeine Menſchenbrüder ausſtreuen, die nicht in der Hingabe ihres ganzen Seyns ſich von ihr unmittelbar die köſtlichen Gaben holen.

Aber auch der heiligen, unſichtbaren Braut hat man ein irdiſches Sinnbild gewählt: Theilnehmend, wie auf dem Prieſter ſelbſt, weilen Aller Augen auf dem jungen Mädchen, die vor ihm her auf ſeidenem Kiſſen die Brautkrone trägt. Sie ſelbſt hat Myrthen durch die braunen Haare geflochten, deren ſchöne Fülle heut' wohl zum erſten Mal ein fremdes Auge erblickt, denn mit dem Filzhut oder dem zierlich gewundenen ſeidenen Tuch verhüllen die Gebirgsmädchen ſtets den ſchönen Schmuck.

O recht bräutlich ſieht ſie aus in ihrem grünen Kranz, in der anmuthigen Tracht, die in Schnitt und Stoff der der andern Mädchen gleicht und ſich doch wieder von jener unterſcheidet; denn dunkle Farben hat ſie zu Rock und Mieder, eine feine weiße Schürze ſtatt der ſchwerfälligen ſeidenen gewählt; ſtatt des gewaltigen Straußes, mit dem die Andern ſich geſchmückt, glüht eine einzige Roſe am ſchwarzen Sammt des Mieders. Auch in der Geſtalt, die wie ſie auch friſch und kräftig anzuſehen, ſich doch ſo ſchüchtern, ſo anmuthig wellenartig bewegt, liegt ein beſonderer Ausdruck. Das Roth der Wangen und Lippen iſt ſo friſch, die Sonne hat das Weiß der Geſichtsfarbe bräunlich überhaucht; recht wie eine Erdenblume erſcheint das liebe Mädchen beim erſten Anblick. Schauen wir aber länger auf dieſe ernſten Züge, dieſen feſtgeſchloſſenen Mund, der ſich gewaltſam den das Wort ſuchenden Gedanken zu verriegeln ſcheint, blicken wir tiefer in dieſe träumeriſchen dunkelblauen Augen, die ihr die Seele verrathenden Blicke ſchüchtern unter den Augenwimpern verbergen, dann fühlen wir, daß Himmelsthau auf dieſe Erdenblume gefallen iſt und ihr höhere Ahnungen und Sehnſucht gegeben, ſie dem Boden, dem ſie entwuchs, fremd gemacht hat. — In bunter Reihe folgen die übrigen Bewohner des Dorfes, Frauen, Männer, Kinder. Hinter den letzten im Zuge drängen ſich die Zuſchauer zuſammen, und bald hat der hohe, düſtere Raum die ganze Menge aufgenommen. Einige Wenige zögern noch draußen, ſich bei den Obſt- und Weinverkäufern für den langwährenden Gottesdienſt zu ſtärken, und dabei kann der, dem der neue Prieſter und ſeine ſymboliſche Braut Theilnahme erregte, manches Wort über die Beiden vernehmen. Der junge Mann, ein Kind des Dorfes, ſcheint der Stolz ſeines Geburtsortes; Jeder rühmt, wie er als Kind ſchon ſo klug und fromm geweſen, und bald dem Gelübde der Mutter, ihn der Kirche zu weihn, mit eigener Sehnſucht entgegen gekommen ſei, wie er im geiſtlichen Seminar vor allen Mitſchülern ſich ausgezeichnet habe und nun in früher Jugend ſchon würdig erfunden ſei, den Namen des Herrn zu verkündigen, Chriſtus Tod an heiliger Stelle zu feiern. Sagt auch mancher junge Burſch mit einem Blicke auf die nahe muntre Gefährtin: „Gott ſei Dank, daß nicht die Kirche meine Braut geworden, daß ich ſchlecht und recht wie die Andern leben kann!“ — kann man im mürriſchen Ausdruck eines Andern den Gedanken leſen: „Der kann nun in Ruhe ſitzen, braucht nicht zu hungern und zu frieren, für den arbeiten wir Andern, da iſt gut fromm ſeyn“ — ſo ſind dieß doch nur wenige Stimmen; ſonſt ſpricht aus allen Geſichtern Ehrfurcht vor dem heiligen Stande, Freude, daß ihm ein neues Glied aus eigener Mitte erwählt wurde.

Auch von der Braut, der jungen Schweſter des Geiſtlichen, hört man manches reden. Hier ſpricht der menſchliche Dämon, der gern das Helle beſchattet, ſchon lebhafter, denn keine Scheu vor geheiligter Würde bindet hier die Zunge. „Ja, ſagen die Mädchen, die mußte wohl heut' die Ehre haben, der durften auch die Schönſten nicht zuvorkommen; macht ſie ſich ja nicht heilig, daß der Herr Pfarrer ſie uns immer zum Muſter vorſtellt; jeden Tag in die Kirche, bei Regen und Wind; ob's mit dem Heu und der Ernte drängt, ob Mancher auf's Ueberfahren wartet, ſie muß dahin — und geht ſie wohl je mit uns zum Tanz, begleitet ſie uns im Rundſingen durch's Dorf?

Ag. 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99,

Ordnung, Ruhe und Sicherheit, Gesundheit und Reinlichkeit, Sittlichkeit und Anstand, Gewerbe und Verkehr, Bau- und Feuerpolizei, Polizei der Tiere, Jagd- und Fischereipolizei, Forstpolizei, Flurpolizei, Wasserpolizei, Fremdenpolizei, Paßwesen, Heimatwesen, Armenwesen, Gesindewesen, Gesinde- und Arbeiterordnung, Gesindedienstbuch, Gesindevermietung, Gesindeordnung, Gesindedienstvertrag, Gesindelohn, Gesindepflichten, Gesindestrafen, Gesindeentlassung, Gesindeschutz, Gesindeversicherung, Gesindeversorgung, Gesindeschule, Gesindeprüfung, Gesindeprämien, Gesindeauszeichnungen, Gesindeehrungen, Gesindefeste, Gesindeheime, Gesindeherbergen, Gesindeberatung, Gesindevermittlung, Gesindeamt, Gesindeausschuß, Gesindekammer

Prüfungen abgelegt, oder den juridiſchen Doktorgrad empfangen haben. Alſo ausgerüſtet praktizirt der für den Staatsdienſt geworbene Novize wenigſtens durch ſechs Jahre unentgeldlich, nach Verlauf dieſer Zeit aber bis zu ſeinem zwölften oder vierzehnten Dienſtjahre mit einem jährlichen Adjutum von 300 fl. C.M., bis er dann endlich eine wirkliche Anſtellung von 400, oder will ihm ſein Glücksſtern ſehr günſtig, etwa gar von 600 fl. C.M. erhält. Doch findet dieſe allgemeine Regel nur bei dem ordinären Bürger, ohne allen höheren Schutz und Protektion, ſeine Anwendung, denn bei den unter einem günſtigeren Himmelszeichen Geborenen, ſtellt ſich das Horoskop wieder ganz anders, die durchfliegen in ungeregelten Kometenbahnen jene Höhen, welche der Lehmgeborene erſt, nachdem er mühſelig drei Generationen überlebte, in der Nähe zu beſehen das Glück hat, und für ihn ſind ſogar manche Stellen und Aemter gänzlich abgeſperrt und verſchloſſen, als da ſind: alle Hofämter, die Staatskanzlei, die allgemeine Hofkammer, das Landrecht ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.; aber er kann es noch immerhin bis zu einem Gehalte von 1200 oder gar 1400 fl. C.M. bringen, wenn ihn der Himmel dazu lang genug leben läßt. Die Behandlung dieſer Beamtenklaſſe von Seite ihrer Oberen iſt human, Ausnahmsfälle darin ſeltener und der Dienſt für den untern Beamten nicht zu anſtrengend, nur muß er genau die Stunde abwarten, welche ſein hoher Chef täglich im Bureau zuzubringen und dem Staatsdienſte zu opfern geruht, wenn ſich derſelbe nicht etwa eben auf Reiſen oder in einem Kurorte aufhält.

Schon etwas dornenvoller iſt die Bahn, die ein Beamter der zweiten Kategorie zu wandeln hat. Die Erforderniſſe, welche zu ſeiner Aufnahme geſtellt werden, beſtehen in den von ihm abſolvirten philoſophiſchen Studien oder dem techniſchen Lehrkurſe, obſchon er in ſeinem amtlichen Wirkungskreiſe von einer Logik, Metaphyſik, Algebra, Philologie u. ſ. w. eben ſo wenig Nutzen und Vortheil hat, als das Roß in der Tretmühle von ſeinem engliſirten Stutzſchweife, doch es iſt einmal ein kategoriſcher Imperativ der Staatsverwaltung, und der muß ſeinen Willen haben. Der junge Mann, in einem Alter von zwanzig Jahren, erlangt die hohe Gnade, in einem Amte aufgenommen zu werden; nach fünf- bis ſiebenjähriger Praxis erhält er einen Gehalt von 400 fl., und kann es bei unausgeſetztem Fleiße und tüchtiger Fachkenntniß nach zwanzig bis dreißig Jahren ſogar zu einer Anſtellung von 900 bis 1100 fl. C. M. bringen; dabei muß er aber die ordentlichen Amtsſtunden von früh acht bis Nachmittag um zwei Uhr, und die außerordentlichen von drei bis ſechs Uhr genau beachten und frequentiren, bis ihn endlich Aktenſtaub und Streuſandbüchſe in ein lebendiges Faszikel ummodelten und Gottes erhabenes Ebenbild mit gekrümmtem Rücken und ſchweinsledernem Antlitze ſeine ſeligſten Stunden an ſeinem kaiſerlich königlichen Amtspulte zu durchſchwelgen gewohnt iſt. Die Behandlung dieſer Subalternbeamten iſt eben nicht immer die zarteſte, denn auch die Bureaukratie liebt ſtrenge Subordination, und der Bureaukrat iſt mehr oder minder Autokrat, der ſtatt der Knute das Penſionsdekret mit drittel, halben oder (nach vierzigjähriger, unausgeſetzter, untadelhafter Dienſtzeit) ganzen Gage in Händen hält und in ſeinem Konduitprotokolle fleißig jedes im Amtsdienſte verſäumte Viertelſtündchen den Unterbeamten zur Laſt einträgt.

Nun zum Kanzleiperſonale. Die beſtimmten Erforderniſſe, welche von einer ſolchen Kopirmaſchine zur Aufnahme abverlangt werden, ſind ſehr problematiſch und hängen von dem jeweiligen Ermeſſen des Amtsvorſtandes und ſeiner guten oder böſen Laune ab; die Ausſichten aber, welche dieſe Individuen zu erwarten haben, mag ein Beiſpiel näher beleuchten. Bei kaiſ. königl. nied. öſtr. Hof- und Kammerprokuratur, welcher die Vertretung des Fiskus, der Gemeinden und der gänzlich unbemittelten Unterthanen obliegt, beſteht das Kanzleiperſonale aus: zwölf wirklich angeſtellten Beamten und fünf und zwanzig unbeſoldeten Praktikanten, wobei alſo der jüngſte, d. i. der fünf und zwanzigſte Praktikant, um ſeine erſte Anſtellung erwarten zu können, noch mehr als das zweimalige Abſterben des ganzen Beamtenkörpers überleben muß, vorausgeſetzt, daß er während ſeiner ganzen Praktikantenzeit durch keinen einzigen Einſchub gekränkt wurde, was ſich doch ſchon einige Male bei uns in alter Zeit ereignet haben ſoll. Da wäre es doch nicht unwahrſcheinlich, daß unſer früher er-

wähnter Kandidat seine goldene Hochzeit und die Feier des endlich erwarteten Anstellungsdekretes an einem und demselben Tage begehen könnte. Doch nicht bei jeder Bedienstung dieses Genres wird der junge Staatsbeamte auf eine solche schmähliche Weise um seine besten Lebensjahre gebracht; es gibt dagegen schon andere Aemter, wo es doch denkbar ist, daß der Praktikant schon nach Verlauf von zehn Jahren seine Existenz mit einigen hundert Gulden Gehalt sicher gestellt finden kann. Das Benehmen der Amtsvorsteher gegenüber ihrem Departement ist sehr verschieden nach der dermaligen Bildungsstufe, welche der Vorstand selbst erklommen hat, und artet daher leicht aus.

So erbärmlich nun auch sämmtliche drei Kasten der Unterbeamten in unserer bureaukratischen Verfassung bedacht worden sind, so macht sich doch die einfältigste Etikette in all' ihrer armseligen Nichtigkeit unter ihnen bemerkbar; der Konzeptbeamte „besucht sein Bureau," der Ziffermann „geht in sein Amt," während der Kopist in „seine Kanzlei muß."

Eben dieser lächerliche Dünkel gibt sich aber auch bei den einzelnen Bediensteten der Hofstellen (Oberbehörden), gegenüber ihren, bei untergeordneten Branchen angestellten Kollegen, oft auf die jämmerlichste Weise kund, und wollte man alle in dieses Fach einschlagenden Anekdötchen und Kuriosa gesammelt an das Tageslicht bringen, man würde damit noch eine kleine Bibliothek als Supplement unseres Staatsschematismus leicht anfüllen können.

Seit Jahren schon wird ein neues Pensionsnormale für Staatsbeamte auf das sehnsüchtigste erwartet, aber noch immer arbeitet man daran, und wenn endlich die letzte Feile an das große Werk gelegt und es signirt und kontrasignirt der Oeffentlichkeit übergeben ist, dann sind wir wahrscheinlich wieder — um eine Hoffnung enttäuschter geworden. — Unser Besoldungsregulativ ist auch noch eine Reliquie aus jener schönen Zeit, wo ein Haus in Wien das Konglomerat alle Wünsche eines armen Teufels in sich faßte und der Titel „Hausherr" identisch war mit unserm jetzigen „Millionär," wo der Beamte noch als wünschenswerther Schwiegersohn in allen Familien aufgenommen und rücksichtlich seiner Einkünfte jedem Rentier vorgezogen wurde, doch „die Zeiten sind vorüber, wo Bertha spann," und jetzt blieb den subalternen Beamten von den einstigen schöneren Tagen nichts als jene Reliquie seiner ärmlichen Besoldung übrig, die ihn allmonatlich schmerzlich daran erinnert, wie wohlfeil es einst in Wien gewesen seyn mußte, da man noch mit so kargem Einkommen anständig leben konnte.

Doch gelten diese Betrachtungen nur für Jene, welche ohne alle höhere, durch Geburt, Bekanntschaft oder auf „andere Art" erworbene Protektion in unsere Staatsdienste getreten, denn wem der Himmel ein Stücklein Pergament oder andere Mittelchen als Pathengeschenk mit in die Wiege legte, der findet schon irgendwo ein trockenes, ruhiges Plätzchen, wo ihm sein tägliches Brod in so großen Rationen vorgemessen wird, daß so mancher Herr Kollege gern seinen Monatsgehalt dafür einbüßen möchte, denn es gibt schon einige, und das nicht wenige, „Placements," die nicht nur ihren Herrn, nicht nur eine Familie, sondern auch wohl eine ganze Gemeinde anständig ernähren und versorgen können. Einst pflegte man zu sagen: „Alles Gute kommt von Oben;" jetzt lautet dieser Satz anders: „Alles Gute geht nach Oben," und der verewigte Kaiser Franz äußerte zum Beispiel bei Gelegenheit nicht mit Unrecht, denn er verstand sich auf solche Dinge: „Wenn ich in Oestreich nicht schon Kaiser wäre, so wollte ich hier als Kreishauptmann oder Oberst auch wohl zufrieden seyn." Ein Beweis, daß selbst kleinere Stellen ihre fetten Seiten haben, und hat man eben auch keine Mastochsen im Stalle, so begnügt man sich auch mit einer vollen Schafherde, denn die Wolle wächst ja mit jedem Jahre wieder auf's Neue. Aber der „Papierstaat wird aufhören, das Staatsleben wird aus dem trüben Dunkel der Kanzleien in die lichte Oeffentlichkeit kommen!"

Modernſte Symphonie.*

Dazwiſchen mit erläuterndem Text.

Von

Bauernfeld.

Introduktion

mit Solo auf der Kindertrommel.

Drum, drum, di drum, di drum,
Horch zu, mein Publikum! —
Alltagskünſtler muſiziren
Für die Ohren —
Die ſind verloren!
Falſch iſt ihr Streben,
Schießen daneben;
Suchen die Melodie,
Finden ſie auch —
Doch das iſt nicht mein Brauch.
Mich durchzuckt Götterhauch,
Himmliſche Rhapſodie.
Nur in der Harmonie
Liegt das Genie.
Doch die Disharmonie
Müßt ihr verachten nicht —
Herzens Bekümmerniß
Aus Diſſonanzen ſpricht,
Und ohne Finſterniß
Gäb' es kein Licht.
Folgt meiner tiefen Spur,
Sucht Euch die Urnatur
Anzubequemen;
Ohren, ſie hindern nur,
Geiſt zu vernehmen.
Darum, darum, drum, drum,
Horche, mein Publikum,
Folge der Geiſtesſpur
Auch Bim, Bum, um.

Adagio.

Hört Ihr die Töne,
Wie ſie kommen und fliehen,
Sich dehnen und ziehen
In ewiger Schöne?

Zwiſchenerklärung.

Dieſe ziehenden und etwas lange verziehenden Töne ſind eigentlich vorüberziehende Pilger. Die Inſtrumente können ſich gegenſeitig im Takt nicht nachkommen, um die Ermüdung der Wanderer von der Reiſe auszudrücken; auch ſtimmt es hie und da nicht recht, um ihr verſtimmtes Gemüth auszudrücken:

Tiefe Sehnſucht
Faßt die Pilger,
Und die Gähnſucht
Macht ſie will'ger
Auszuruh'n in Waldesſchatten,
Auf grünen Matten.
Die Pilger, ſie ſinken,
Die Pilger, ſie trinken.
Es blinken die Sterne
In ſilbernen Bogen,
Es brauſen von ferne
Die Meereswogen.
Die Pilger ſind geſunken,
Die Pilger haben getrunken —
Sehr viel, genug getrunken.
Und in Waldes Mitte
Liegt eine Hütte —
Wer wohnt darin?
Pauken (pianissimo) Bim! bim!

Andante.

Wer wohnt in der Hütte
In Waldes Mitte?
La grande caisse. (fortissimo) Puff!

Scherzo.

(Opiumvergiftung ausdrückend.)

Wie das drückt!
Wie das zwickt!
Schmerz und Pein!
O ferum!
Opium —
Das war dumm —
Nahm ich ein.
Weh', weh', weh',
Ich vergeh'!
Ach, ach, ach!
Mir wird ſchwach.
O, o, o!
's iſt nun ſo.

Ende der erſten Abtheilung.

Stimmen aus dem Publikum.

Einer. Nun, was ſagen Sie?

Andere (durcheinander). „Außerordentlich" — „blinder Lärm" — „genial" — „keine Muſik" — „höchſte Poeſie" — „dummes Zeug" u. ſ. w.

Ein Kenner (entſchieden). Meine Herren, ich kann nur verſichern, daß wir ein Meiſterwerk gehört haben.

Einer. Das ſind' ich nicht.

Kenner. Damit iſt nichts geſagt.

Der Erſte. Sie ſagen auch nichts.

Kenner. Ich ſage Ihnen, daß ich den Meiſter kenne, daß ich ihn ſtudirt habe, und daß ſeine Leiſtungen unübertrefflich ſind — klaſſiſch!

Der Erſte. Kann ſeyn — aber die Muſik gefällt mir darum doch nicht.

Kenner. Sie müſſen ſie nur öfter anhören.

Der Erſte. Das iſt's eben! Aufrichtig, ich habe keine Luſt dazu.

Kenner. So zwingen Sie ſich.

Der Erſte (ſingt). „Zur Liebe kann ich mich nicht zwingen" —

Ein Laie. Klaſſiſch! — Sagen Sie mir, was heißt denn das eigentlich klaſſiſch?

Kenner. Klaſſiſch? Das wiſſen Sie nicht?

---

* Wir entnehmen dieſen treffenden poetiſchen Scherz, der durch die Anweſenheit des Tonſetzers Berlioz in Wien veranlaßt wurde, den Wiener Sonntagsblättern von Dr. Frankl.

Laie. Wie soll ich's denn wissen?

Kenner. Nun, so will ich's Ihnen sagen. Klassisch — verstehen Sie, mein Herr — klassisch sind z. B. die Griechen und Römer — Homer oder Horaz — verstehen Sie? — Aber auch andere große Männer — z. B. Shakspeare oder Dante — Raphael — Goethe und Schiller — Mozart und Beethoven — verstehen Sie? Das sind jetzt Klassiker, weil sie todt sind, verstehen Sie? Denn die Klassiker müssen vor Allem todt seyn.

Laie. Aber der Mann da, der die Giftmischerei erfunden hat, ist ja noch nicht todt.

Kenner. Eben darum! Jeder große Mann hat Gegner, so lange er lebt. Z. B. Beethoven ist auch nicht verstanden worden, folglich —

Laie. Das ist wahr, verständlich war die heutige Musik nicht; zum Glück steht immer gleich die Beschreibung dabei.

Ein Anderer. 's ist wie die Zettel an den alten Bildern.

Ein Anderer. Die Beschreibung ist da, aber die Musik fehlt.

Andere. „Die Musik ist ja da" — „nein, sie ist nein da." —

Einer. Sie ist leider da, aber sie ist langweilig. (Gelächter.)

Der Kenner. Meine Herren, damit ist schon wieder Nichts gesagt.

Einer. Nun, so sagen Sie Etwas.

Kenner. Es ist eine neue Musik, eine neue Kunst, ein neuer Weg, Sie können mir's nachsagen.

Der Erste. Ich will mir's überlegen.

Kenner (hitzig). Wozu? Warum? Wenn ich, der den Beethoven versteht, der Alles versteht, wenn ich Ihnen sage, daß es klassisch ist, klassisch —

Stimme von der Gallerie. Still!

Zweite Abtheilung.

Tempo di marcia.

(Le Supplice.)

Langsam voran — langsam voran —
Daß der arme Sünder nachziehen kann.
Ich armer, armer Mann!
Was hab' ich nur gethan?
Erst nahm ich schnödes Gift,
Was mich am schwersten trifft;
Nun richtet man mich hin —
Darin ist ja kein Sinn!
Ich schon den Tod verspür' —
Und kann doch nichts dafür! —
Langsam voran — nur langsam voran —
Daß der arme Sünder nachziehen kann.

Féerie musicale.

(Sämmtliche Streichinstrumente con Sordini.)

Husch, husch!
Aus dem Busch
Schlüpfen wir,
Hüpfen wir —
Wer kann dafür? — —
Im Mondesstrahl
Durch das Thal.
Stille, stille!
Es singt die Grille.
Leise, leise!
Die Käfer suchen Speise.

(Flagrolet, Piccolo, Gukuk, Glockenspiel u. türkische Becken, pianissimo.)

Zirp, zirp:
Heupferd stirb!
Komm' heraus,
Elder',
Aus dem Haus,
Und steck's
Den Kröten und Schlangen
Daß der Tag angegangen.
Fee Mab,
Komm' herab,
Lade Dir
Den Shakespeare
Wenn's ihn nicht genirt,
Und Ihr
Applaudirt!

(Das Publikum bestimmt sich.)

Finale monstre-phantastique, cosmographique et burlesque.

(Bezeichnend die Welt und noch Einiges.)

Programm. Das Chaos macht sich selbst Vorwürfe, daß es so chaotisch ist und beschließt, die Welt aus sich zu gestalten. Es geschieht. — Eine große Dissonanz — der Mensch tritt in's Leben. — Zwei Themen verschlingen sich kontrapunktisch, die Sündflut und die Völkerwanderung ausdrückend. Politisch-musikalischer Uebergang in die neue Zeit. Hymne auf die Buchdruckerkunst und den Kartoffelbau — Chor von kranken Kartoffeln. — Der Künstler erklärt sich für das kopernikanische System. — Welteroberer geht in einem prachtvollen Satz aus G dur nach Rußland. Die große Armee friert, trotz des Uebergangs in den Moll-Ton. Pizzicato von zwei Orchestern malt das Frieren und Frösteln. — Neueste Zeit. Moderne Tendenzen. Entfernte Anklänge an Beethoven'sche und andere Themen. — Valse allemande: Noth der Weber und Spinner: Solo auf dem englischen Horn. — Der Zollverein — viele Hörner. Accompagnement der Fis- und Dis-Harmonika. — Schlußthema, Instrumental- und Vokal-Fuge:

O schwere Noth der Zeit!
O schwere Zeit der Noth!
O Noth der schweren Zeit!
O Zeit der Schwerenoth!

Aus Hamburg.

Im Februar.

Felicien David's Wüste ward am 30 Januar in der hiesigen großen Tonhalle, die wie eine moderne Burg am schmutzigen Fleeth emporragt, und wegen Fallissement des Erbauers versteigert wird, aufgeführt. Der Komponist nennt sein Werk eine Symphonie-Ode; eigentlich ist das eine Tautologie, denn συμφωνία (συμφωνια) heißt Gesang, und ᾠδή Gesang ebenfalls. Doch wollen wir deßhalb nicht mit ihm rechten und lieber anerkennen und preisen, was Großes und Schönes an seiner Komposition ist. Er hat unter Ode die menschliche Stimme, die Sprache verstehen, und mit Symphonie das ganze übrige Stimmmaterial bezeichnen wollen. Es handelt sich hier nämlich um eine Ergänzung und Ausgleichung zwischen Instrumenten, Gesang und Sprache, die sich zu einem großen Tongemälde verschmelzen sollen. Die eingeschalteten Deklamationssätze verlangen aber eigentlich eine südliche, klangreichere Sprache, deren einzelne Wörter und Phrasen gewissermaßen zum Sange zusammenfließen. Im Französischen und Italienischen muß das viel besser gelingen; im Deutschen schon bei weitem schwerer; im Englischen scheint es fast unmöglich. Denn wenn man sich diese barsche, gurgelgequetschte englische Sprache zwischen dieses Saitengewinsel eingestreut denkt, verliert man von vorn herein die Luft, es zu hören. Uebrigens verdarb Herr Grunert, der die Deklamation hatte, nichts; sein schönes, männlichvolltönendes Organ erhob sich kräftig und rein, wenn die Instrumente schwiegen.* Die Solopartien wurden von den Herren Wurda, Schäffer, Bost, Kays und Lehr musterhaft ausgeführt. Ergreifend sind die arabischen Melodien, welche David mit seiner Komposition vermischt hat, so wie der „Gesang, die Nacht und Sonnenaufgang in der Wüste," grandios ist der „Marsch der Karawane" durch die Wüste. An manchen Stellen ist's, als fühlte man den Sand unter seinen Füßen glühen und sähe dem Auge die unendliche oasenreiche Ebene geöffnet. Die Dichtung ist in einem edeln Styl gehalten und weit entfernt von französischem, modern-musikalischen, geschnörkeltem Firlefanz, obgleich ein hiesiger Musikrecensent behauptet: das Tonstück hätte hauptsächlich dadurch ein so großes Interesse erregt, „daß es von einem Franzosen" herrühre. Daran haben sicher die wenigsten gedacht, und es ist denn doch eine Nebensache, auf die nur eine alberne Kritik Gewicht legen kann. Mächtig waren die Chöre, hundert Männerstimmen flossen hier in Einen Guß zusammen und machten das Herz erzittern. — Auch Beethoven's Schlachtstück: „Wellingtons Sieg bei Vittoria," das ursprünglich für den Erfinder der Panharmonica, Maelzel, komponirt und später für das Orchester umgeschrieben wurde, kam zur Aufführung. Das unverwüstliche Musikgenie des unsterblichen Tonmalers durchhaucht dieß sonderbare Schlachtengemälde in seiner ganzen Größe. Man fühlt, ohne es zu kennen: das muß Beethoven seyn. Ferner ward die zahllose Zuhörerschaft mit Spontini, Spohr und einigen Andern noch regalirt und theilweise ermüdet.

Im Stadttheater ist am 2 Februar „Gottsched und Gellert" von H. Laube zur Aufführung gebracht worden und hat im Allgemeinen ganz gut gefallen. Der Dichter hat zwei feindliche Mächte von dem kriegdurchwühlten Boden genommen und sie in die Mauern eingeschlossen, hinter denen der Kanonendonner brüllt. Der Scholasticismus und Pedantismus mißt sich mit der bescheidenen Menschenkenntniß; ein ordentlicher Professor mit einem außerordentlichen; ein Stockgelehrter mit einem Dichter. Gottsched ist indeß ein wenig zu grell gezeichnet; so läppisch, verdienstlos und brutal, wie Laube ihn geschildert hat, ist er nicht. Gelungener steht Gellert da; viel trug zur Vollendung dieser Rolle Grunert's vortreffliches Spiel bei. Er hatte eine Ruhe und Milde, wie wir sie in seinen meistens allzusubjektiv aufgefaßten Rollen selten gesehen haben. Auch Baison hob das Stück bedeutend durch sein köstliches Spiel; er gab die Rolle des Cato (junges Deutschland?). Grunert und Baison wurden mehrfach stürmisch beapplaudirt und gerufen. Brüning (Schladritz) übertrieb, wie er gern zu thun pflegt, die Satyre und den Humor, der in dieser guten Bedientenrolle liegt; Herr Hesse war etwas zu vierschrötig und massiv für den gelehrten Gottsched, spielte übrigens recht brav. Dasselbe konnte man von allen übrigen Mitwirkenden, bis auf Fräulein Benefe (Wilhelmine Manteufel) sagen, die übrigens auch nicht viel zu sagen hat. Die weiblichen Karaktere sind ziemlich vernachlässigt. Aus der Gottschedin hat Laube nichts gemacht, was er doch wohl leicht gekonnt hätte. — Das Stück wird ohne Zweifel öfter gegeben werden, und jedenfalls ist es schade, daß es in Preußen nicht auf die Bretter soll. Die franzosenfreundliche Hamburger Kritik wird Manches gegen das Laubesche Lustspiel vorbringen — denn es ist nicht aus dem Französischen.

Als eine interessante Neuigkeit kann ich Ihnen melden, daß in Zukunft am hiesigen Stadttheater ein Dramaturg mit einem ansehnlichen Gehalt angestellt werden soll. Daß ein Solcher hier mit ganz eigenen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde, ist gewiß; aber daß er sich einen Wirkungskreis schaffen könnte, der heilsam auf einzelne Zustände der deutschen Bühnen reagiren dürfte, ist eben so gewiß, — wenn er der Mann darnach seyn wird. — Grunert verläßt unser Stadttheater nächstens, um nach Stuttgart überzusiedeln, wo er engagirt ist. Wir verlieren viel an ihm.

---

* Es ist die Aufgabe des Redners, hier so wenig als möglich glänzen zu wollen; nicht zu deklamiren, das Pathetische ganz und gar zu verbannen und einfach damit sich zu begnügen, die Rolle eines Erklärers, der deutlich spricht, zu übernehmen. So geschah es in Paris; so verlangte es David selbst, der mit dem hiesigen Deklamator, der gut sprach, nach gewöhnlichem Ausdrucke, dennoch sehr unzufrieden war. L.

Aus Berlin.

7 Februar.

†† Der Karneval, von dem jetzt Viele versichern, daß er in Berlin sei, erhöht die gleichmäßigen Wellenschläge unseres öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens zwar einigermaßen um diese Zeit, und es fehlt nicht an Bällen, Maskeraden und Vergnügungen aller Art, aber es möchte doch schwer seyn, in allem diesem geräuschvollen Treiben, das jetzt die Hauptstadt füllt, auch nur eine Annäherung an eine eigentliche Karnevalsstimmung zu entdecken. Der Berliner Karneval ist ein künstliches Präparat unserer Gesellschaft, eine lächerliche Abstraktion der Mode, die sich unter unsern Verhältnissen niemals in wirkliches Leben verwandeln wird. In den Karneval fallen bei uns auch die Freiwilligen-Feste, die am 3 Februar wieder mit den herkömmlichen Ceremonien, Tafelfreuden, Toasten und patriotischen Liedern gefeiert worden sind. Im hiesigen Schützenhause wird diese Erinnerung an unsere sogenannten Befreiungskriege sogar mit dramatischen Aufzügen, worin die Kriegsmomente jener Zeit scenisch vorübergeführt werden und wobei man den königlichen „Aufruf an mein Volk" vorliest, gefeiert. Die Acteurs in dieser Komödie sind die alten, aus jener Zeit uns noch übrig gebliebenen Kriegshelden selbst, welche sich dadurch in die Zeit ihrer Jugendthaten zurückversetzt fühlen, was ihnen persönlich zu allem Behagen und Genuß gegönnt werden mag. Bei dem Volke finden aber diese Feste nicht die geringste Sympathie mehr, und nur das dekorirte Lokal, in welchem sie statt haben, pflegt nachher noch zu einer populären Anwendung zu kommen, indem einige Tage darauf Maskenbälle darin gegeben werden, wo dann zur empfehlenden Anzeige in den Zeitungen ausdrücklich bemerkt wird, daß die Dekorirung aus dem Freiwilligenfest für den Maskenball stehen geblieben. Unter all' den patriotischen und militärischen Emblemen, mit denen der geschmackvolle Dekorateur unseres Patriotismus, der Tapezier Pittl, den Saal ausgeschmückt hat, feiern dann unsere walzenden und polkisirenden Grisetten ihre schönsten Triumphe. So weit ist es hier mit dem Patriotismus von Anno 1813 gekommen!

Was den Karneval auf dem Theater anbetrifft, so besteht hier unser heuriges Narrenvergnügen hauptsächlich wieder in Meyerbeer's „Feldlager in Schlesien." Seitdem Herr Generalmusikdirektor Meyerbeer wieder nach Berlin zurückgekehrt ist, werden wir mit unaufhörlichen Wiederholungen dieser Oper gesättigt. Es dünkt uns kein gutes Zeichen für Meyerbeer's schaffenden Genius, daß er mit dieser Oper, der nur als Gelegenheitskomposition einiger Werth zuzusprechen war, nun nicht mehr von dem Platze weicht, und sie als eine wirkliche musikalische Leistung, als ein Kunstwerk, das für sich stehen und gelten kann, dem Publikum unterschieben will. Meyerbeer mag aber seine jetzige Bedeutung als preußischer Hofkomponist, zu der er sich ausschließlich entwickelt zu haben scheint, so hoch stellen als er will, wir glauben doch immer noch in so weit an ihn, als wir ihm aus seinem eigenen Talent heraus eine höhere Aufgabe zusprechen müssen. Man will zwar behaupten, daß seine vielbesprochenen neuen Opern „Prophet" und „Afrikanerin" gar nicht existiren, sondern nur ausgesprengte Mährchen zur fortgesetzten Belebung des Meyerbeer'schen Ruhmes sind. Aber selbst wenn sich dieß so verhalten sollte, so läge doch schon in dieser illusorischen Befriedigung des Ehrgeizes ein Zugeständniß von der Nothwendigkeit neuen und fortgesetzten Schaffens, und im Interesse der Kunst muß man einen Genius wie Meyerbeer dabei festhalten. Während aber der letztere jetzt das Berliner Publikum nur mit seinem mühsam zusammengequälten „Feldlager" unterhält, macht Spontini bei uns durch seine „Vestalin," welche seit ihrer Wiedererneuerung auf unserer Bühne bereits die dritte Aufführung erlebt hat, immer größere Fortschritte in der Gunst des Publikums und in der Wiedergewinnung des hiesigen Terrains. Es kann zwar nicht die Rede davon seyn, Spontini jemals wieder in seine frühere Stellung zu uns zurückzurufen, was er, bei richtiger Beurtheilung seiner Verhältnisse, selbst unmöglich wünschen kann. Aber daß seine Musik, mit ihrer wahrhaft produktiven und ursprünglichen Kraft, mit ihrem großartigen und gesunden Styl und ihrer ächten schwungvollen Phantasie und Begeisterung, wieder bei uns zur Geltung kommen möge, wünschen wir lebhaft, weil wir überzeugt sind, daß eine heilsame Reorginasation unserer Musikzustände überhaupt darauf beruht! —

Unsere literarische Welt ist arm an hervorragenden Neuigkeiten. K. A. Varnhagen v. Ense hat eine neue Ausgabe seiner berühmten „Biographischen Denkmale" (in fünf Bänden, bei Reimer) veranstaltet, und darin zu den vortrefflichen, in manchen Einzelheiten verbesserten Biographien von Blücher, Zinzendorf, Flemming, die längst ein anerkanntes Eigenthum der deutschen Literatur geworden sind, auch einige neue Stücke hinzugefügt. Die Zueignung des zweiten Theils an den damaligen „Kronprinzen von Preußen" ist unverändert wieder abgedruckt worden, und es ist hier einigermaßen aufgefallen, daß der Verfasser diese der Adresse nach jetzt nicht mehr gültige Zueignung in eine an den König verwandelt hat. Diese ausgezeichneten Darstellungen werden auch jetzt wieder mit großem Interesse und mit vielfacher Beziehung auf die wesentlichsten Interessen der Gegenwart, gelesen werden können.

Die Intendantur des königlichen Theaters in Stuttgart, welche unserm Generalintendanten, Herrn v. Küstner, unter glänzenden Bedingungen angetragen worden war, wird jetzt Herr von Gall, der bisher das Oldenburger Hoftheater leitete, übernehmen, indem ihn Herr v. Küstner auf Befragen als den geeignetsten zu dieser Stelle empfohlen. Diese Nachricht ist für die theatralische Welt nicht ohne Interesse, da Herr von Gall, der bisher in kleinem Kreise mit Begeisterung und Eifer für die dramatische Kunst gewirkt, künftig unter größeren Verhältnissen die erfreulichsten Hoffnungen erweckt. Herr v. Küstner wird dem hiesigen Theater erhalten bleiben.

Unsere jungen Offiziere vergnügen sich diesen Winter wieder mit Theaterdarstellungen, in denen sich besonders das Kaiser-Alexander-Regiment hervorthut. Zu der letzten hatte sich der König selbst als Zuschauer eingeladen. Einer dieser Offiziere ragt besonders in der Darstellung der ersten Liebhaberinnen hervor. Es ist natürlich, daß man diese Belustigungen unseres Offizierstandes lieber sieht, als seine Betheiligung an Zeitbewegungen, Protesten und religiösen Manifestationen.

Rheinische Liederschau.

I. Johanna Matthieux.

Es ist eine gute Zeit für das Lied jetzt, für das deutsche namentlich: Dichter und Musiker rekrutiren damit nach Kräften die Kataloge, und wirken die Komponisten auch nicht immer speziell verdienstvoll durch ihre Schöpfungen, so üben sie doch einen großen und heilbringenden Einfluß dadurch, daß den singenden Dilettanten — und die bilden jetzt wohl eine separate Kunstsphäre — ihr angemessenes und eigenthümliches Feld offen gehalten und erweitert wird. Denn ihnen gehört vorzugsweise und recht eigentlich das Lied und das Oratorium, weil sie zunächst mit der Seele zu singen gelehrt werden, die Oper dem Künstler von Fach und wenigen Auserwählten, die neben den materiellen Kräften ein gründliches Studium und ihre Kunstfertigkeit in die Wagschale legen können. Wer hat nicht bei dem casta diva eines unserer Fräuleins oder bei der Hugenottenromanze eines unserer singenden Leutenants geseufzt, und war nicht vielleicht im nächsten Augenblicke demselben Fräulein oder demselben Leutenant für die Suleika oder sonst einen Mendelssohn'schen Edelstein zum lebhaftesten Danke verpflichtet. Mendelssohn ist der Coragos aller unserer jetzt lebenden Sänger mit und ohne Worte, und wenn es auch nicht zu verlangen ist, daß wir lauter Mendelssohn's seien, so wäre es doch sicher ein großer Segen, wenn man es ihm ablernen könnte, so aus dem Herzen heraus nachzufühlen, was eigentlich das deutsche Lied heißen und seyn soll, so ganz das reine deutsche Lied, ohne irgend einen Beigeschmack der französischen Romanze, oder der italienischen Fioritur, ohne alle Idee des Salons. Unsere meisten jungen Deutsche sehnen sich danach auch wirklich, das heißt, es schwebt ihnen vor wie ein süßer Traum — träumt nicht eben der Deutsche in allem, was er gethan hat, thut und noch thun will! — und so lange jene Sehnsucht dauert, singen sie auch natürlich, edel, deutsch, aber nicht über ein paar Hefte hinaus. Denn unbeschadet der Sehnsucht und des schönen Traumes haben sie nebenbei ein entsetzliches Verlangen nach Berühmtheit, schneller, augenblicklicher, wo möglich — sie wollen Alle kommen, sehen und siegen, wie Herr Dr. Liszt. Kommt nun der Ruhm nicht gleich über Nacht, so haben sie's satt mit der Empfindung, mit welcher und für die sie schreiben, kokettiren dann drauf los, französisch, italienisch, in allen Zungen und Manieren. Alles für die Koketterie, für den faden histerischen Geschmack der Zeit, für den Salon eben, für diesen Fluch aller unserer Bestrebungen. Es gibt nicht Viele, die sich davon frei halten, und die es überwinden können, um der Sache, um des heiligen, edlen Strebens Willen nicht in einem Athem mit Proch, Küken, Puth und andern Männern des Salons, genannt zu werden: wer aber den nicht immer rosigen Pfad literarischer und künstlerischer Produktion gewandelt ist, der weiß es auch, was es heißt um ein solches Märtyrthum, wozu sicher eine viel edlere und kräftigere Natur gehört, als man sie namentlich Frauen, sobald sie sich auf jenes Gebiet der Oeffentlichkeit wagen, zuzutrauen pflegt. Und dennoch ist es eine Dame, auf welche ich hier zunächst hinweisen möchte, Madame Johanna Matthieux, eine Bonnerin, deren letztes Liederheft, Op. 25, bei Eck in Köln erschienen, vor mir liegt.

Wir Deutsche haben seit alten Zeiten, und thun es heute noch, mit wunderbarer Konsequenz nach dem fern Liegenden gegriffen, wenn uns gleich das Beste vor der Hand lag: seien wir in der Kunst mindestens landsmannschaftlicher, natürlicher, gerechter. Madame Matthieux hat den verdienten Ruf einer tüchtigen Pianistin noch aus der guten Hummel'schen und Franz Ries'schen Zeit: seit mehren Jahren hat sie uns in einer Reihenfolge von Liederkompositionen die Gewißheit gegeben, daß sie neben aller sonstigen Begabung zu empfinden gelernt hat, daß sie ihre Lieder nicht „macht," sondern durchfühlt, mit ihrer ganzen glühenden Empfindung durcharbeitet und dann lossingt, wie die Lerche im Juni. In Berlin, wo sie längere Zeit lebte, hat man das auch recht wohl herausgefunden, und vermißte ihre Hefte dort selten auf einem Klavier. Wer hat nicht dort aller Orten ihr Gondellied gehört: „Ich komm zu dir, wenn durch die Nacht" ihren spanischen Zigeunerknaben u. a. In vorliegendem Hefte gibt sie uns sechs Lieder mit Texten von ihrem jetzigen Gatten, Dr. Kinkel in Bonn, einem von Goethe und den übrigen, wie wir hören, von ihr selbst. Wir müssen diese Wahl im Ganzen eine recht glückliche nennen, nur eines der Lieder möchten wir aus der Reihe gestrichen sehen, Nr. 5 von Kinkel, „Rette, Vater, dein geliebtes Kind," wo Text und musikalische Auffassung, namentlich letztere, an einem unwahren und fast beängstigenden Pathos leiden. Das hat Madame Matthieux sicher auch gefühlt, aber nicht gern gestehen wollen — darum bewegt sich das Lied auch nur schwerfällig und steif, in starren Formen — und gewiß war die Komponistin im Stillen froh, als sie mit den letzten Takten des Schlußritornells ganz resolut die fatalen Hemmungen abschütteln konnte. — Wunderbar in seiner Einfachheit ist Nr. 1: „Römische Nacht," von Kinkel, namentlich die Begleitung mit den paar Noten, von großer Wirkung. Das ist überhaupt etwas, was viele Leute dieser Tondichterin ablernen könnten, die Begleitung: unter

Hunderten bedenkt es kaum Einer, daß sie durchaus mit zum Liede gehört, daß sie mit der Stimme fortwährend, bis auf die leiseste Nüance, bis auf das kleinste Sechszehntheil, Hand in Hand gehen muß, daß ohne ihre sorgfältigste Ausarbeitung kein wahres, vollkommnes, seelenharmonisches Lied möglich ist, daß der Klavierspieler nicht weniger bedeutend seyn darf für den guten Eindruck, wie der Sänger. Dieser soll sich auch nicht selbst begleiten: das ist nur in wenigen ausgezeichneten Fällen zulässig, und die Klage über zu schweres Akkompagnement meistens ungegründet. Das Gedicht gibt Beides an, den Gesang und das Klavierspiel. — Wer von dem Liede Nr. 1 der Frau Matthieux einen Eindruck haben will, der gehe, nachdem er es gesungen, hinaus in eine warme, mondhelle Nacht, und es wird zu ihm wiederkehren mit allem Zauber, aller Weichheit, aller südlichen Gluth, allem tiefen, tiefen Schmerz. — Gar schön ist auch Nr. 2: „Du nahst." Text, wie wir glauben, von Madame Matthieux selbst. Wer hat nicht im Leben einmal gerufen und wurde nicht vernommen! Und wer fühlte es nicht: „So hättest du zu der Zeit gesprochen, und nicht anders!" — Nr. 3 ist ein Wiegenlied. Es gehört dazu nothwendig die Wiege und das Kleine darin, da das aber mit dem Klaviere daneben nicht gut angehn möchte, so will ich dieses Lied eben nur jungen Müttern an's Herz legen, die ja an Allem Freude finden, was sich auf das geliebte Kind ihrer Sorge und Seligkeit bezieht. Nr. 6 ist die Blüte des Heftes — ein wahres, durchaus getreues, reizendes, deutsches Lied, Text ebenfalls von Madame Matthieux. Mit diesem Liede der Liebe scheidet die Komponistin für dieses Mal: „Wenn Menschen auseinander gehn, so sagen sie: Auf Wiedersehn!" Kehre sie bald wieder, die Lerche des Rheinlands! —

II. Karl Cünzer.

Die zweite Nummer unserer Ausstellung bietet uns dieselbe Verlagshandlung von Eck in Köln in: „Sechs Liedern für eine Singstimme, von Karl Cünzer, der Gräfin Fanny Beissel gewidmet." Die Erstlinge dieses Komponisten, eines geborenen Aacheners, der uns schon längst als tüchtiger Klavierspieler, wie Madame Matthieux ebenfalls aus der guten Hummel'schen Zeit, bekannt war, erschienen vor einigen Jahren bei Trautwein in Berlin; sie sind nur im Norden heimisch geworden, bei uns am Rheine, in dem Vaterlande ihres Schöpfers, sind sie bis jetzt fast Fremdlinge geblieben — die Geschichte vom Propheten in seinem Lande. Dem neu erschienenen Liederhefte können wir ein günstigeres Prognostikon stellen. — Wenn der Liederkomponist dahin streben muß, den Gedanken des Dichters, die in Worten verkörperte Empfindung desselben, rein auf sich einwirken zu lassen, um sie in neuer, verklärter, aber doch wahrer Gestalt zu reproduziren, dann wird es schon die Wahl der Texte zum großen Theil bekunden, ob er den eigenthümlichen Karakter des deutschen Liedes erkannt hat, jenes jüngsten Kindes der Musik, das ächt deutscher Herkunft, mit der aufblühenden Lyrik unserer Literatur geboren und vor Allen durch Franz Schubert zu seiner jetzigen Höhe empor geführt worden ist. Das Lied, das, wofür der Franzose keinen Namen hat, und ganz ruhig „le Lied" nennt, ist die wahre Lyrik der Musik, es ist ganz Poesie, und darum in seiner Vollendung nur Produkt einer ächt poetischen, tief begabten, musikalischen Natur, und nur da, wo der helle Funken der Poesie zündet, sprühen die Strahlen der Harmonie in reinem Glanze. Das fühlen denn auch unsere jungen Liederkomponisten und schöpfen gern aus dem reichen Liederquell der uns so verwandten englischen Poesie, und Burns und Thomas Moore sind uns dadurch so befreundet und lieb geworden. Auch Karl Cünzer nimmt daher seine dießmaligen Texte, und reiht daran noch ein Lied unseres Lenau. — Das Lied Nr. 1, Text von Moore: „How oft, when watching stars" in der Freiligrath'schen Uebersetzung, ist eine wahrhafte Paraphrase träumerischer Sehnsucht, ein zauberisches Gemälde einer schönen Frühlingsnacht. Vortrefflich ist das Echo der Begleitung, es läßt den klagenden, sehnsüchtig schmelzenden Ton der Flöte wiederklingen in den geheimnißvollen Thälern, und wer je den Reiz solcher Töne in stiller Nacht empfunden, dem legt sich die ganze Schönheit und Wahrheit dieser Ausschmückung hier an's Herz. Dabei fällt mir lebhaft jene schöne Stelle aus dem Kaufmann von Venedig ein, wo Lorenzo spricht:

„How sweet the moon-light sleeps upon this bank!
Here will we set, and let the sounds of music
Creep in our ears; soft stillness, and the night,
Become the touches of sweet harmony."

Akt V. Scene 1.

Das Lied Nr. 3, Text von Burns: „Nun holt mir eine Kanne Wein," ebenfalls, wie alle fünf englischen Lieder, von Freiligrath übersetzt, gehört zu den besten Liedern dieser Art, es ist voller Kraft und Energie, ganz Leidenschaft. Da ist nichts Sentimentales, kein klägliches Seufzen in halben Tönen, es ist die ächte Natur, der Schmerz einer männlichen, kräftigen Seele. Wir glauben, daß dieses Lied vielleicht den meisten Anklang finden wird, da es kräftig empfunden, da es faßt. Beinahe schüchtern folgt Nr. 4: „Stille Sicherheit" von Lenau. Es ist die zarteste Blume der Lieder, „geheimnißvoll und verlangend," wie der Komponist es selbst bezeichnet. Namentlich reizend ist die Steigerung bis zur Stelle: „Wo mein Herz itzt ewig Dein!" Wenn das vorige Lied kräftig und männlich im Karakter war, so ist dieses die sanfte, weibliche Schönheit, voll stiller Reize, und doch voll tiefer, inniger Glut: es wäre ein würdiges Lied für das Album der Schloß. — Den Schluß bildet ein einfaches Lied von Burns: „O wär' mein Lieb' die rothe Ros'!" Es ist ein ächtes, wahrhaftes Volkslied, voller Kraft und frischen Duftes. Es ist vielleicht eine der schwersten Aufgaben für den Liederkomponisten, hier immer den richtigen Ton zu finden; er darf sich nur in den einfachsten Modulationen bewegen,

ohne alle Ausschmückung, er muß eben durch die Kraft, der reinen, natürlichen Empfindung wirken. Dazu bedarf es keiner künstlichen Uebergänge oder reicher Harmonie — das Volk fühlt kräftig, aber einfach, ohne Selbstbewußtseyn. Darum verletzt uns hier der dramatische Effekt in dem Uebergange des Mittelsatzes nach as dur. Das ist ein unwahrer Ton, ein Mißton, der uns um so weher thut, da sonst das Lied so richtig gegriffen ist. — Das Accompagnement sämmtlicher Lieder ist durchweg, wie es seyn soll, — aber es will auch hier, wie bei den Liedern der Madame Matthieux, gespielt seyn, nicht von dem Sänger selbst, sondern von einem tüchtigen, empfindenden und diskreten Klavierspieler — es ist, und so soll es ja seyn, wie ein Koncertant für Klavier und Gesang, beide Stimmen haben dieselben und doch wieder getrennten Schönheiten, und wenn beide ihre Schuldigkeit thun, so ist's Einem am Ende, als sei es nur eine gewesen — es ist wie eine blumige Wiese, durch die sich der silberne Quell des Liedes schlängelt. Zum Schlusse komme ich noch auf den Titel dieses Hefts zurück. Es heißt dort: „Lieder für eine Singstimme," und diese allgemeine Bezeichnung scheint uns nicht ohne Vorbedacht gewählt zu seyn. Die Lieder theilen und eignen sich, wie wir schon oben angedeutet, zum Theil vorzugsweise für die kräftigere Männerstimme, zum Theil für die zartere, weibliche, und darum wollen wir sie denn Beiden auf gleiche Weise empfehlen.

Leo.

Randglossen und Anderes.

*** Eine Ente schwimmt wieder durch alle Zeitungen. Graf Dietrichstein, der Oberdirektor des Wiener Burgtheaters, soll den Dichter Hebbel, der ihm seinen Besuch abstattete, nicht einmal dem Namen nach gekannt haben. Auch ein Stück des Hrn. Roderich Benedix hat er zurückgelegt. Das sind freilich harte Anklagen. Man geht deßhalb so weit, den kunstsinnigen Grafen mit jenem Stuttgarter Intendanten in Parallele zu bringen, der einst ein Spielball in Seydelmanns Händen, von demselben der Lächerlichkeit preisgegeben wurde. Die bessern Blätter sollten sich doch nicht zur Lache herabwürdigen, in welcher solche Enten herumplatschen.

*** L. Schücking, dessen Lustspiel „Maria Theresia" in Augsburg, Köln und Stuttgart zur Aufführung angenommen ist, hat ein neues, fünfaktiges Lustspiel: „Drei Landesväter, oder die Belagerung von Graßlingen" vollendet, das zuerst in Köln über die Bretter schreiten wird. — Drei Landesväter? das muß doch einmal ein deutsches Lustspiel seyn!

*** Die anmuthige Oper von Cimarosa, il matrimonio segreto (die heimliche Ehe), welche nach einem halben Jahrhundert ihre Frische noch behalten hat, und dem Musikfreunde stets willkommen ist, so oft sie auf dem Repertorium erscheint, wurde im Jahr 1829 in dem großen Opernhause zu Paris aufgeführt, und trug die ungeheure Summe von 137,000 Franken ein, die größte Einnahme eines Abends, welche jemals in den Annalen der Pariser Theater verzeichnet ist. Die Vorstellung fand statt zum Besten der Armen und die Preise waren erhöht; es wurde aber auch bedeutend überzahlt. Die Malibran war Lisetta, die Sonntag Carlotta und die Cinti-Damoreau die Tante.

*** In Madrid macht jetzt eine dramatische Dichterin, Gertrud Avellaneda, viel Glück. Eines ihrer Dramen, von hochromantischem Schwunge, heißt Alfonso Munio. Sie ist eine Creolin aus Havannah, ungefähr dreißig Jahre alt und dabei schön genug — vielen Männern die Köpfe zu verdrehen.

*** Im Jahre 1857 sind es hundert Jahre, daß Thorn den ersten Pfefferkuchen fabrizirte. Je nun, unter all' den Säkularfeiern möge diese auch ihre Stelle finden. Der Pfefferkuchen ist nämlich für Thorn von sehr großer Bedeutung, indem die Fabrikation desselben den Wohlstand vieler Bürger schuf. Die Masse, aus welcher der Pfefferkuchen in Thorn bereitet wird, muß viele Jahre alt werden, um das Backwerk in seiner ganzen Trefflichkeit zu liefern, und es soll dergleichen Masse oder Teig geben, die mehre Jahrzehnte in den Kellern aufbewahrt werden, und dadurch an Werth steigen, wie der alte Wein. Sonst machte man Kuchen daraus von ungewöhnlicher Größe und zu bedeutenden Preisen. Kuchen zu 30 bis 50 Thalern. Diese waren dick, in mehren Schichten mit eingemachten Früchten gefüllt und überaus wohlschmeckend. Nach dem Vorrath der alten Teigmassen wurde der Wohlstand der Fabrikanten berechnet. Das Jubiläumsfest der Thorner Pfefferkuchen ist deßhalb nicht gar so unbedeutend für die alte Stadt, als es Einige wohl glauben mögen, welche die Notiz in Berliner Blättern in das Gebiet des Lächerlichen zogen.

*** Konsumtion in Baden. Es mag einen Begriff von der Verwüstung geben, welche die civilisirte Heuschreckenwolke, die sich alljährlich auf unsern Badeort niederläßt, in den Lebensmitteln hervorbringt, wenn wir hier den Bedarf

eines einzigen Gasthofes, des Zähringer Hofes, während der letzten Kurzeit (1845) mitheilen, wie er aus den Büchern gezogen ist: 1406 Pfund Forellen, 857 Pfund Salmen, 1164 Pfund Hecht, 1274 Pfund Karpfen, 158 Pfund Aal, 157 Pfund Quappen, 7515 Stück Krebse, 4627 Hahnen, 121 Kapaunen, 12 Truthahnen, 35 Tauben, 247 zahme Enten, 169 wilde Enten, 78 Fasanen, 539 Feldhühner, 154 Schnepfen, 21 Becassinen, Wachteln, 9 Haselhuhn, 7 Auerhähne, 1050 Krammetsvögel, 112 Rehböcke, 184 Hasen, 17 Stück Dammwild, 405 Pfund Schwarzwild, 33 Gänselebern, 75 Pfund Trüffeln, 42,000 Eier, 4000 Pfund Butter, 2100 fl. Brod, 2500 Pfund Lampenöl, 4800 Pfund Zucker, 800 Pfund Kaffee, 50 Pfund Thee, 10,604 Pfund Rindfleisch, 10,701 Pfund Kalbfleisch, 640 Stück Kalbemilch, 1810 Pfund Hammelfleisch, 2500 Pfund Schweinefleisch, 65 Kalbsköpfe, 80 Schinken.

Bühnen-Repertorium.

Oktober und November 1845.

Berlin, Hoftheater. — Oktober. Den 1. Faust. 2. Der dritte November. 3. Carlo Broschi. 4. Die Schule der Verliebten. 5. Der Kapellmeister von Venedig; der Schutzgeist (Ballet). 6. Die Marquise v. Villette. 7. Der Freischütz. 9. Die Schule der Verliebten. 10. Fröhlich; der Polterabend. 11. Die Schleichhändler; zwei Genrebilder. 12. Die Tochter des Regiments. 13. Lady Ellen. 14. Die Marquise von Villette. 15 und 17. Katharina Cornaro. 18. Die Marquise v. Villette. 19. Katharina Cornaro. 20. Lady Ellen. 23. Katharina Cornaro. 24. Der verwunschene Prinz. 25. Die Räuber. 26. Der schwarze Domino. 27. Die Marquise von Villette. 28. Der Schutzgeist; Konzert. 29. Das Käthchen von Heilbronn. 30. Der schwarze Domino. 31. Der Ball zu Ellerbrunn; der Kurmarker und die Picarde. — November. 1. Vicomte von Letorrieres. 2. Carlo Broschi. 3. Der dritte November. 4. Die Kreuzfahrer. 5. Egmont. 6. Katharina Cornaro. 7. Das Urbild des Tartüffe. 8. Der Zeitgeist; Divertissement. 9. Norma. 10 u. 11. Oedipus in Kolonos. 12. Macbeth. 13. Norma. 14. Der Roman; die unterbrochene Hochzeit. 15. Jeanne und Jeanneten. 16. Die Regimentstochter. 17. Die Marquise von Villette. 19. Don Juan. 20. Vicomte v. Letorrieres. 21. Don Juan. 22. Die Geschwister. 23. Katharina Cornaro. 24. Faust. 25. Don Juan. 26. Ihr Bild; Michel Perrin. 27. Carlo Broschi. 28. Die Marquise von Villette. 29. Doktor Robin; der Encyclopädist. 30. Der Freischütz.

Frankfurt. — Oktober. Den 1. Französische Schauspielergesellschaft: La Reine de 16 ans. 2. Doktor Wespe. 3. Norma. 4. Bruno le Fileur. 5. Zampa. 6. La fiole de Cagliostro. 7. Die deutschen Kleinstädter. 8. Le Cabaret de Lustucru. 9. Opernvorstellung in 3 Abtheilungen. 10. La Reine de 16 ans. 11. Der Barbier von Sevilla. 12. Die Juristen. 13. Opernvorstellung in 3 Abtheilungen. 14. Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten. 15. Le Tuteur de 20 ans. 16. Der Wildschütz. 17. Le Lycée. 18. Die Zauberflöte. 19. Des Teufels Antheil. 20. Jeanne et Jeannetton. 21. Le Tuteur de 20 ans. 22. Egmont. 23. Othello, der Moor von Venedig. 25. Die Hugenotten. 26. Die Regimentstochter. 27. Die Juristen. 28. Des Teufels Antheil. 29. Der Schutzgeist. — November. 1. Das Nachtlager in Granada. 2. Der Schutzgeist. 3. Der Weltumsegler wider Willen. 4. Werner. 5. Lucrezia Borgia. 6. Die Marquise von Villette. 8. Belisar. 9. Der Weltumsegler wider Willen. 10. Don Juan. 11. Ouvertüre aus Oberon; Variationen für die Violine; Verirrungen. 12. Das Nachtlager in Granada. 13. Ein deutscher Krieger. 15. Großes Konzert. 16. Maria Stuart. 17. Großes Vokal- und Instrumentalkonzert. 18. Alessandro Stradella: die Spiele des Zufalls. 19. Großes Vokal- und Instrumentalkonzert. 20. Die Spiele des Zufalls. 22. Er muß aufs Land; Konzert. 23. Hamlet. 24. Die Favorite. 25. Die Marquise von Villette. 26. Die Spiele des Zufalls. 29. Zaar und Zimmermann. 30. Die Jungfrau von Orleans.

Hannover. — Oktober. Den 26. Eulenspiegel. 27. Das Urbild des Tartüffe. 29. Die Einfalt vom Lande. 30. Der Wasserträger. 31. Garrick; die gefährliche Nachbarschaft. — November. Den 1. Der Platzregen. 2. Die Räuber. 3 Eulenspiegel. 4. Kabale und Liebe. 5. Ein Glas Wasser. 6. Der Freund in der Noth; der Liebestrank. 7. Schneider u. Sohn. 9. Die Drillinge; der Dorfbarbier. 10. Die Regimentstochter. 12. Carlos. 13. Fidelio. 14. Richards Wanderleben. 16. Die Memoiren des Teufels; der Enthusiast. 18. Norma. 19. Die Kunst zu gefallen. 20. Der Spieler. 21. Die Zauberflöte. 23. Der Pariser Tangenichts; Ein Geheimniß. 24. Das Käthchen von Heilbronn. 26 und 27. Dom Sebastian. 28. Lorbeerbaum und Bettelstab. 30. Marquise von Villette.

Karlsruhe. — Oktober. Den 2. Das Tagebuch; Tambour und Gegenbild. 3. Toni; Ueberraschungen. 5. Der Templer und die Jüdin. 7. Der Heirathsantrag auf Helgoland. 9. Der alte Student; der verwunschene Prinz. 12. Norma. 13. Konzert von Felicien David. 14. Das Testament des Onkels; der Versteckte. 16. Konfusionsrath; das Ehepaar aus der alten Zeit. 17. Thomas Thyrnau. 19. Lumpacivagabundus. 21. Die Nachtwandlerin. 23. Rodrigo Calderon, der Höfling. 24. Hermann und Dorothea; der aufrichtigste Freund. 26. Die Jüdin. 28. Das Epigramm. 30. Die Hochzeit des Figaro. 31. Sieben Mädchen in Uniform; Joko, Ballet. — November. 2. Der Verschwender. 4. Ein Glas Wasser. 6 Der Postillon von Lonjumeau. 9. Die Räuber. 12. Die Regimentstochter. 13. Die Lästerschule. 16. Alessandro Stradella. 18. Eines Hochzeitstags Fatalitäten; der Kapellmeister von Venedig. 20. Das Gut Sternberg. 21. Alessandro Stradella. 24. Die Zauberflöte. 25. Zurücksetzung. 27. Don Juan. 28. Die Juristen. 30. Die Zauberflöte.

Stuttgart. — Oktober. Den 1. Hummer und Kompagnie; Divertissement. 2. Alessandro Stradella. 4. Der Barbier von Sevilla. 8. Er weiß Alles. 10. Die Nachtwandlerin. 12. Die Drillinge; der Traum des Geisterfürsten. 15. Der Zerrissene. 17. Schwärmerei nach der Mode. 19. Die vier Haimonskinder. 22. Das Nachtlager in Granada. 24. Der Traum des Geisterfürsten. 29. Ein deutscher Krieger. 31. Französisches Theater: Jeanne et Jeannetton; Indiana et Charlemagne. — November. 2. Le Tuteur de 20 ans; le Cabaret de Lustucru. 5. Scenen aus: Die Puritaner; der Dämon, Ballet. 7. Schwärmerei nach der Mode. 9. Die Memoiren des Satans. 12. Ein deutscher Krieger. 14. Der Traum des Geisterfürsten. 16. Ein deutscher Krieger. 19. Der Guitarrespieler. 25. Die Memoiren des Satans. 28. Die schöne Athenienserin. 30. Das Nachtlager in Granada.

Das fünfte Modebild als artistische Beilage.

Intelligenzblatt Nr. 2.

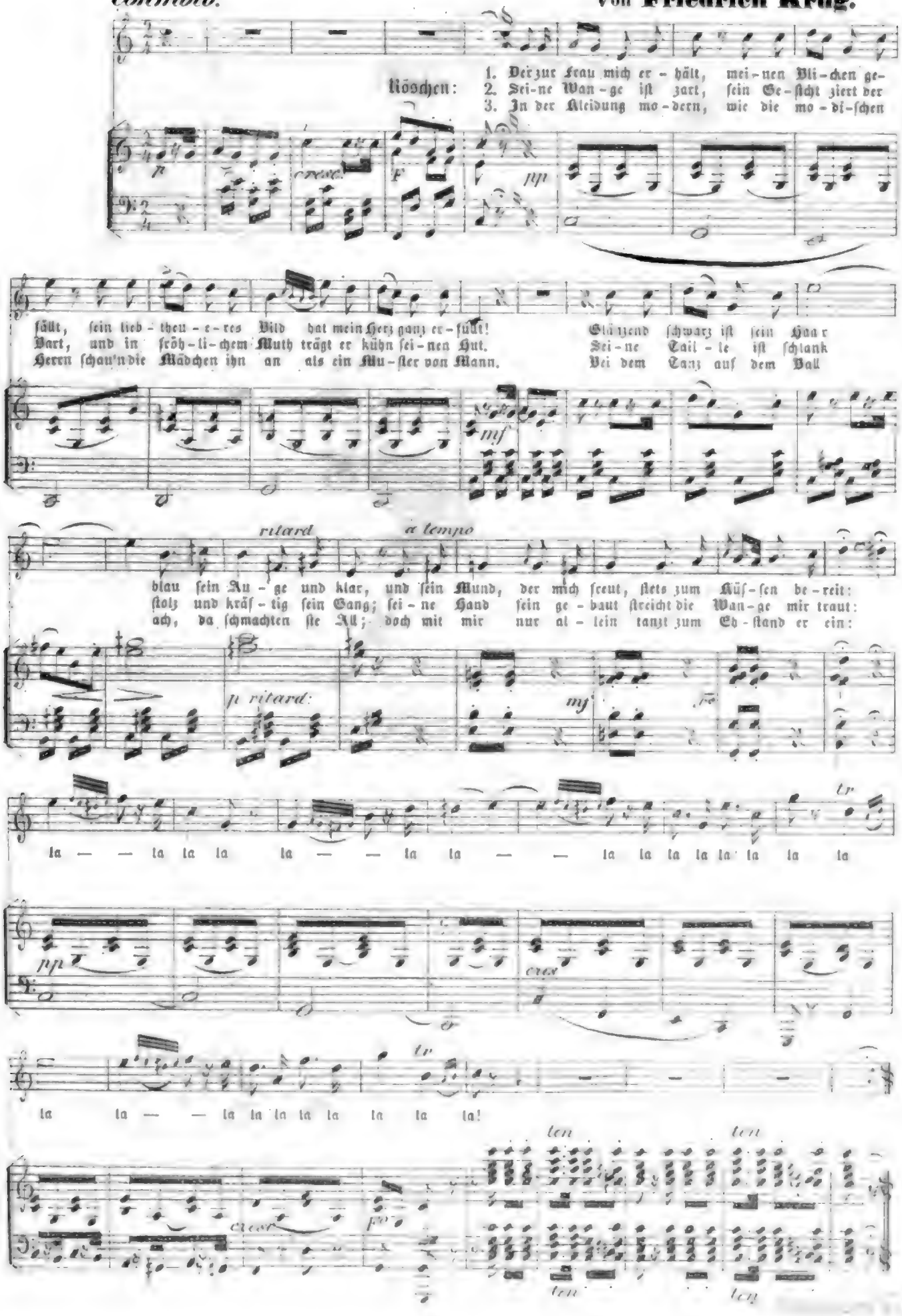
Ausgegeben am 23 Februar 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Lied aus der Oper: Der Nachtwächter.

Con moto.

Von **Friedrich Krug.**



Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 11. Lieferung. — Artist. Beil. VII.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Politische Briefe an eine Dame. I. — Gebirgsscenen von M. F. II. — Land- und Volksbilder aus Mecklenburg. Von J. W. I. — Aus Hamburg. — Randglossen.

Politische Briefe

an eine Dame.

Erster Brief.

Sie klagen, liebe Freundin, daß zwar gegenwärtig von Nichts häufiger die Rede sei, als von Staat, Kirche, Regierung, Verfassung, Volk, Bürger, Opposition u. s. w., daß es Ihnen aber schiene, als wenn nicht Zwei eine und dieselbe Vorstellung mit solchen Worten verbänden, und noch mehr, daß diese häufig nur als Maschinen benutzt würden, um den oder jenen Zeitungsartikel aus dem Nichts oder der Finsterniß des Verstandes einer Person hervorzuheben. Sie wünschen nun, ich möchte Ihnen, frei von aller Parteianhänglichkeit die wahren Begriffe darlegen, um ein selbständiges Urtheil sich bilden zu können. Ich bin nicht abgeneigt, Ihnen hierin zu willfahren, setze aber voraus, daß Sie, gleich unserm Urahn der Philosophie, Cartesius, Alles vergessen wollen, was Sie bisher über diese Objekte in sich gehabt haben. Sie brauchen nur zu wollen, um zu können. Wenn Sie darnach so vorbereitet sind, wenn Sie so das reine, weiße Gewand Ihres eigenen Selbst angelegt haben, so werde ich Ihnen zuerst darauf den Begriff von Staat schreiben, als des Mittelpunkts des vorliegenden Kreises von Begriffen. Staat ist die schöne Darstellung der Einheit des bürgerlichen und des Regierungswillens in volksthümlicher Weise. Ich werde Sie jetzt der einzelnen Vorstellungen dieses Satzes, so weit es nöthig ist, wissend zu machen haben. Blicken Sie um sich, so nehmen Sie die Vielheit der Körper wahr; treten Sie diesem Aeußern näher, so bemerken Sie seine Veränderung aus einer innern Ursache, die, mag sie im Laufe der Gestirne, in der Krystallisation, in der Metamorphose, in der Organisation wirken, die, mögen die Physiker sie Magnetismus, Elektrizität, Chemismus, Galvanismus nennen, immer eine, immer das Leben ist, welche das Seyn schafft. Das Leben ist dasselbe in der Sonne des Raumes, wie im Herzen der Organisation; der Pulsschlag der Sonne erzeugt so gut das Licht, aus dem die Sterne geboren werden, wie der der Erde das Feuer,

aus welchem die Masse, wie die des Herzens: die Liebe, in der der Mensch geboren wird. Von dieser Einheit des Lebens im Seyn wissen Sie, und weil Sie dieses wissen, sind Sie die Einheit des Seyns oder der Welt selbst; denn was das Seyn weiß, das ist es. So weiß das Saamenkorn von seiner Blüte, darum ist es die Pflanze. Aber Sie sind nicht allein; mit Vielen Ihres Gleichen und nicht Ihres Gleichen, welches sie vorzugsweise nach der Sprache beurtheilen, sind Sie gemeinschaftlich. Solche gemeinschaftlich viele Einheiten gleicher Sprache sind ein Volk, eine menschliche Gesellschaft. Das innere Leben dieser Gesellschaften ist der Wille, sich gesetzmäßig zu gestalten, wie ja auch die organische Form der Ausgang des Lebens in der Natur ist. Daraus folgt eines Theils, nach dem Naturgesetze des Gegensatzes, der Wille des Einzelnen in der Gesellschaft ungesetzlich zu handeln, und daraus weiter die Nothwendigkeit einer Macht in der Gesellschaft, welche diese ungesetzlichen einzelnen Handlungen ausscheidet. Denn wenn Alle über und allenfalls auch wider Einen, der also nicht einstimmt, richten wollten, würden Alle, die doch nicht Alle sind, beschließen, welches ein offenbarer Widerspruch ist, wie Kant bereits in seiner Schrift »zum ewigen Frieden« dargelegt hat. Jene Macht aber, die man Regierung nennt, kommt aus leicht begreiflichen Gründen sehr bald dazu, die Masse der Gesellschaft, die Bürger, als einzelne Unterthanen zu betrachten, und sich daher den Willen der Herrschaft anzueignen, wodurch das Gesetz eine Verfügung der Regierung wird. Die Bürger aber in der Gesammtheit wollen nicht Unterthanen seyn. Es liegt in der Natur jeder Masse, nach Freiheit zu streben; diese will auch die Masse der Gesellschaft. So entsteht als Thatsache ein Streit des Regierungs- und des bürgerlichen Willens, des Willens der Herrschaft und der Freiheit, welcher, wenn er nicht durch eine Revolution beendigt werden soll, nichts Anderes seyn kann, als ein Rechtsstreit. Bürger und Regierung werden Rechtsparteien. Ihr Streit soll sich nun in den Staat ausgleichen, welches nur durch Zusammenfassung desselben in einen Rechtsausspruch, als diejenige Einheit geschehen kann, aus welcher dann die gesetzmäßige Gestaltung, die Verfassung der Gesellschaft fließen wird, welche das Recht der Regierung und das der Bürger gleichmäßig zur Darstellung bringt; das Gesetz also eine rechtliche, unparteiische Entscheidung wird. Wie dieses möglich ist, werde ich Ihnen in meinem folgenden Briefe zu zeigen versuchen.

Zweiter Brief.

Stellen Sie sich einmal vor, Heloise, Sie geriethen in eine Untersuchung, welches heutigen Tages nicht ganz unmöglich wäre. Was würden Sie dann thun? Doch wohl sich vertheidigen; behaupten, Sie hätten Recht, und Ihre Anklage wäre Unrecht. Aber, wie werden Sie dieses ausführen können, wenn Sie der Richter mit einem Kugelregen von Gesetzesstellen überschüttet, von denen Sie nichts wissen, wie das nun einmal in unserer einheimischen Volksgesellschaft Sitte ist? So werden Sie gezwungen werden, sich durch eine Intelligenz vertreten zu lassen, die der Intelligenz der Regierung, durch den Richter vertreten, die Wage hielte. Das ist ein Recht der Natur, und nicht eingeräumt, entstünde eine Rechtsverfolgung. Die Ausgleichung des Streits erfolgt nun durch ein Erkenntniß, ein Proceßgesetz, welches ein von der Regierung unabhängiges, nur dem Gewissen verantwortliches, richterliches Kollegium, oder derartige Person erläßt. Das Rechtsurtheil ist also die Einheit der Rechtsstreitigkeiten der Einzelnen. Nun aber werden Sie sich erinnern, daß der Streit zwischen den Bürgern und der Regierung ebenfalls als ein Rechtsstreit aufgefaßt werden muß; es wird also auch die Ausgleichung dieses durch ein Gesetz erfolgen müssen, welches weder durch die Regierung, noch durch die Bürger zu erlassen ist, als den im Streite Befangenen, sondern von dem über dem Streite stehenden, urtheilenden, und dadurch eben vergleichenden Verstande des Streits. Dieses geschieht durch den König, und das ist die volksthümliche Weise der Staatsdarstellung der Verfassung der Gesellschaft nach dem Sinne der Gegenwart, nach dem germanischen Volkskarakter. Darüber lassen Sie mich zuvor einige Worte sagen, ehe ich Ihnen aus einander setze, durch welche Mittel allein der König im Stande ist, ein wirklich vergleichendes Gesetz zu erlassen, einen Aus-

spruch des Verstandes zu thun. Richten Sie Ihre Aufmerksamkeit dahin, wo die Geschichte die erste Nachricht von Staatsbildungsversuchen gibt, so werden Sie die alte persische Monarchie als vorzüglich wichtig anerkennen müssen. Prüfen Sie aber Ihre Bedeutung für die Staatsbildung, so wird es Ihnen nicht entgehen, daß sie eine reine Regierungsgewalt war, ein bürgerlicher Wille existirte nicht; er konnte also auch seine Rechte nicht fordern. Den Gegensatz, in seiner Einseitigkeit, finden Sie in der vorzugsweise so genannten antiken Welt. Der bürgerliche Wille war das gesetzgebende Prinzip. Daher jene zerstörenden Freiheitsblitze, deren mächtiger Glanz aber noch heute bewundert wird. Da erschienen die Germanen, und mit ihnen die Verehrung der königlichen Person, die Unterwerfung unter die Leitung des Verstandes. Denn prüft man die Berichte unserer Urzustände, wie sie uns namentlich Tacitus aufbewahrt hat, vorurtheilsfrei, so findet man von einer Herrschaft der Menge in den Volksversammlungen nicht die mindeste Spur. Die Fürsten, wie sie Tacitus nennt, die aber wesentlich Richter waren, berathen die öffentlichen Angelegenheiten vorher, und ihrem verständigen Rathe folgt die Menge, nach ihrer freien Wahl. Es sind die Spuren des Anerkenntnisses des Geistes, dessen höchste Höhen und tiefste Tiefen die Gegenwart mit schmerzlicher Sehnsucht erstrebt. So soll auch der Geist im Staate thronen und auf der Stufe des Verstandes die Gesetze geben, durch deren Vermittelung das Volk einen Staat zu bilden strebt. Diese gesetzgebende Gewalt des Königs ist in den durch Revolutionen entstandenen westlichen Staaten zu einer Formel verkümmert, wie besonders in England, die der König als eine Maschine ausspricht. Damit nun aber dieser ein rechtes Gesetz in dem Streite erlassen kann, ist, wie Ihnen sofort klar seyn wird, nothwendig, beide Theile vollständig zu hören. Bis jetzt hört der gesetzgebende König in den sogenannten monarchischen Staaten nur die Intelligenz der Regierung, vertreten durch die Minister, und seine Entscheidung muß einseitig ausfallen. Es wird also eine Vertretung der Intelligenz des bürgerlichen Willens nöthig, damit eben auch dieser Aussicht habe, sich frei, vollständig und klar auszusprechen. Wenn nun diese beiderseitigen Aussprachen verglichen, in eine Einheit zusammengefaßt werden, dann ist ein rechtes, staatbildendes Gesetz vorhanden, wie im denkenden Geiste der Person der Verstand das dialektische Auseinandergehen zusammenfaßt, und im Urtheil die Wahrheit des Gegensatzes findet und ausspricht. Der Wille aber zu solcher rechten und freien Thätigkeit wird einem jeden König kommen, wenn das Recht des bürgerlichen Willens zur Aussprache anerkannt ist, und die Erziehung die Aufgabe zum Leben des Bewußtseyns bringt. Sollte Ihnen nun die vorstehende Auseinandersetzung nach den herrschenden Begriffen servil erscheinen, so will ich mich auf die Worte eines Mannes beziehen, der noch heute in Deutschland, wiewohl höchst wahrscheinlich unverstanden, als eine Autorität gilt. Der Minister v. Stein sagt in seinem bekannten Rundschreiben: „Heilig war mir und bleibe uns die Gewalt und das Recht unseres Königs. Aber damit dieses Recht und diese Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen, und ihren Bestimmungen Leben geben kann.“ — Dieses Mittel ist ihm die Nationalrepräsentation. Aber was kann jenes Gute, das die höchste Gewalt wirken soll, was können deren Bestimmungen anderes seyn, als das Gesetz? Und unter dem Ausdrucke Volk ist die bürgerliche Sphäre des Volks verstanden, der „aktive Staatsbürger,“ wie Stein sagt. Daß wir diesen Begriff anstatt jener unklaren Vorstellung, wodurch mancherlei Verdächtigungen von demokratischen Prinzipien und dergleichen verwachsen sind, jetzt haben, ist der Fortschritt unserer Zeit. Dieser Fortschritt darf uns aber nie verleiten, über die Möglichkeit einer einheitlichen Darstellung hinauszugehen, welche nur aus dem gesetzgebenden Verstande entspringen kann.

Gebirgsſcenen

von

M. F.*

II.

Nicht mehr ſchimmerte der Myrthenkranz in Margaretha's dunklem Haar; die heilige Würde hatte ſie zurückgegeben, ſie war wieder die Schifferin, auf jeden Ruf des nahenden Wanderers bereit, dahin, dorthin ihr Boot zu lenken. Dieſes Amt, heut beſonders wichtig, wo Alles von dem einen zum andern Ufer verlangte und die Pflege des alten Vaters, der von der Gicht gelähmt, das Haus ſelbſt am Ehrentage des Sohnes nicht verlaſſen konnte, hatten Margaretha gleich nach dem Gottesdienſt dahin zurückgerufen, wo ſie nun ungeſtört den Eindruck des Morgens feſthalten konnte.

Jetzt war der Vater entſchlummert; den Bruder, der, Segen zu empfangen und zu geben, noch einmal an ſein Lager geeilt war, hatte ſie nach jener Seite gerudert, wo näher dem höheren Gebirg ſein kleines Pfarrdorf lag. Schon lange war ſie zurück; aber noch zögerte ſie, das Boot zu verlaſſen, das ſie in die ſchmale Bucht geführt und an den Baumpfahl für die Nacht befeſtigt hatte. Den Kopf auf die Arme geſtützt, ſaß ſie auf der Ruderbank und blickte gedankenvoll in die Nacht hinaus. Alles war ſo ſtill; nur das Geſumm der Grillen hörte man und das Läuten der Herdenglocken, das von den hohen Almen hernieder tönte; ein leiſer Wind berührte die Zweige der nahen Birken und Tannen und bebte über den Wellen; es war Margaretha, als tönten ihr in dem unverſtändlichen Geflüſter die Räthſel ihrer eigenen Seele entgegen, als hörte ſie da draußen dieſelben wunderbaren Stimmen, die auch ihr Inneres durchtönten und denen ſie nicht Worte geben konnte. Sie fühlte ſich ſo eigen bewegt; Alles was ſie um ſich erblickte, bezog ſie faſt bewußtlos auf ſich ſelbſt. Sie ſah die Sterne hinter den Bergen emporklettern, eine Weile als goldene Leuchte auf den Gipfeln glänzen und dann höher und höher in die Mitte des Himmelsmeeres eilen. Es war ihr, als wollte ſie ſagen: könnte ich auch ſo aufſliegen und Himmelsluft und Sonnenſtrahlen trinken und ſelbſt hell werdend, Andern leuchten!

Sie ſah den Mond heraufkommen wie eine plötzliche Freude, ſah wie er ſanft ſo viel erhellte, doch wie das von ſeinem Lichte Unberührte jetzt noch dunkler und geheimnißvoller erſchien, wie die Berggipfel in klarem Umriſſe aufragten, doch die Hänge weißliche Nebel umhüllte, wie einzelne Strahlen ſich einen Weg tief in die Wälder bahnten, daß hier und dort eine Tannengruppe ſich ſcharf aus dem Lichte erhob, während die übrigen Maſſen in noch ſchwärzere Nacht verſanken; ſie ſah, wie er über die Mitte des Sees eine lichte Strahlenſäule goß, die am Ufer ſich ausbreitete und auf den bewegten Wellen hin und her zitternd, in goldene Kreiſe und ſprühende Perlen zerfloß, wie aber die übrige Fläche über dieſes Strahlennetz giſche, doppelt dunkel erſchien; und wie ſie dieſe wunderbare Beleuchtung ſah, die die Nacht nicht verdrängte, ſondern die ſchöne geheimnißvolle nur erkennbar machte, da war es ihr, als wünſche ſie ihrer Seele auch ein ſolches Licht, das nur leiſe die Schleier lüfte, ihr Erkenntniß gäbe und doch immer tauſend neue unenträthſelte Geheimniſſe zeige.

So ungefähr fühlte ſie, wie ſie im ſchwankenden Kahne ſaß und das Auge in die Glanzwelt oben, oder in die unter ihr zitternden Wellen verſenkte. Dieſer Morgen hatte wunderbar auf ſie gewirkt; Alles umher ſchien ihr ſo viel ſchöner, bedeutungsvoller als ſonſt; klarer war ſie ſich des äußern Schauens, klarer des innern Fühlens bewußt.

Es war ihr, als müſſe etwas von der heiligen Weihe des Bruders, in deſſen heutige Empfindungen ſie ſich ſo lebhaft gedacht, auf ſie übergegangen ſeyn. Hatte ſie ja von jeher an allen ſeinen Beſchäftigungen, allen ſeinen Vorbereitungen für das hohe Amt, den lebhafteſten Antheil genommen. Er hatte ihrer Kindheit und Jugend die ernſte Richtung gegeben, hatte ihr von ſeinem Sehnen und Streben mitgetheilt; durch ihn waren frühe die lieblichen und erhabenen Erſcheinungen in der Geſchichte des Chriſtenthums in ihr lebendig geworden. O ihn, der ſie ſo frühe an die Pforte heiligſter Religions-

* 10. Lief. S. 145.

geheimniſſe führte, ihn dachte ſie ſich nun durch die Pforte geſchritten, eingetreten in das Reich, drinn der Geiſt Gottes wohnt und alles Dunkle erhellt.

Ja, ſo ein Leben, getrennt von allem Niedrigen der Erde, in ſteter Beſchäftigung mit dem Höchſten, das dachte ſie ſich ſelig. Ein ſolches wünſchte ſie für ihre Zukunft; feſter als je wurde in ihr der Entſchluß, ihr ganzes Seyn ſchon hier dem Himmel zu weihen; im Geräuſche des gewöhnlichen Lebens, unter den Menſchen die ſie kannte, ſchien ihr dieß unmöglich; darum wollte ſie, wenn einſt die Sorge für den Vater ſie nicht mehr zurück hielte, die Kloſtermauern ſuchen, und in einem Leben, getheilt zwiſchen Gebet und Liebeswerken, im Umgange mit frommen Nonnen, ſollte der helle Himmel in ihrem Herzen aufgehen, den ſie erſehnte. Wie konnte dieß hier draußen geſchehen, wie konnte einer der Menſchen, die ſie umgaben, unter denen ſie ſich ſo fremd fühlte, die keines ihrer Gefühle verſtanden, die Keime, die ſie in ſich ahnte, entfalten? Zu keinem fühlte ſie ſich hingezogen, und einem dieſer, die ihrer Seele nichts werden konnten, ihre Hand, ihre Liebe zu ſchenken, — vor dieſem Gedanken erbebte ſie faſt. In ihr lebten ja die Geſtalten der Legenden und heiligen Geſchichten. Ja, käme ein Mann, der dem heiligen Georg gliche, dem tapfern, glaubensmuthigen, oder dem frommen, ſanft leidenden Sebaſtian, oder dem feurigen, ſchwärmeriſchen Franziscus, mit einem ſolchen wollte ſie wohl ziehen und ihm unterthan ſeyn, denn ein ſolcher würde ſie ja auch emporziehen. O, mit beſſern, höhern Weſen umzugehen, Jemand angehören, zu dem man bewundernd aufſchaut, in den man ſich verliert und dabei ſelbſt beſſer, größer wird — daß müßte ein Glück ſeyn — o, eben ſo ſchön, wie das ſtille Kloſterleben!

Mit ſolchen Gedanken an eine helle, paradieſiſche Welt, an liebliche Engel, an Männer im Heiligenſchein ſuchte Margaretha ihr Lager in der engen Kammer, und doch kam in ihren Traum das Bild eines wilden, unbändigen Erdenknaben, mit dem ſie als Kind geſpielt hatte, und der wohl durch den Namen des heiligen Franz, den auch er trug, ſo plötzlich in ihrer Erinnerung lebendig geworden war.

III.

An einem heißen Nachmittag, Ende Sommers, belebten mehre Geſtalten plötzlich ein einſames Bergplateau im Hochgebirge, von welchem ſich der Hohlpfad zwiſchen Felſenwänden in die ebeneren Gegenden hinabwand. Es waren mehre rüſtige Männer mit Körben oder hölzernen Butten auf dem Rücken, die anſcheinend mit Eiern oder Butter gefüllt waren, doch mußte die Laſt ſchwer ſeyn, denn Schweißtropfen ſtanden auf jeder Stirn und auch der Kräftigſte ſtemmte den Knotenſtab ſchwer ein und beugte ſich im Gehen vorwärts.

Vorſpringende Felſenſtücke am Weg und der Schatten, den ihnen die Bergwand dahinter gab, luden zur Ruhe, die Allen ſo nöthig ſchien.

Schweigend ſetzten ſie ſich, oder ſtemmten ſich mit der Laſt, die ſie nicht erſt abwerfen wollten, an den Felſen. Auch die Hunde, die ihnen folgten, lagerten ſich, doch nicht um zu ſchlafen, denn mit emporgerichteten Ohren wenden ſie horchend den Kopf bald nach dieſer, bald nach jener Seite.

Nur einzelne Verwünſchungen der Hitze, des mühſamen Weges unterbrachen die Stille.

Eben als Dieſer und Jener eine Flaſche aus der Taſche zog, oder ein Weißbrod aus dem Tuch wickelte, wurden die Hunde unruhig, mit ihnen ihre Herren; Jeder griff feſter an den mächtigen Knotenſtock, mancher ſchien unter Jacke und Gürtel nach verborgener Waffe zu fühlen; erwartungsvoll ſchauten Alle, wer durch die Tannen, die den Gebirgshang auf der andern Seite bedeckten, heraufkommen würde, denn ſchon hörte man das Geräuſch nahender Fußſchritte. Der aber erſchien, rechtfertigte jene Vorbereitungen nicht; es war ein einzelner Wanderer, der, wie er matt, gedankenvoll heraufkam, gewiß nicht daran dachte, irgend Jemand gewaltſam in ſeinem Wege, ſeinen Geſchäften zu hindern. Seine abgetragene militäriſche Jacke und Mütze, das kleine Bündel im blauen Leinentuch, das am Wanderſtab über ſeiner Schulter hing, zeugten vom Stande, dem er einſt angehörte und von geringem irdiſchen Gut, das dieſer ihn gewinnen ließ. Nicht ſo ſchnell aber konnte man das verſtehen, was ſein Geſicht und ſeine Haltung ſagte. So viel ſah man, keine frohe Hoffnung, kein friſcher Entſchluß,

kein bestimmter Lebensplan belebten diese Züge, diesen Gang, und doch war die Gestalt dieses Mannes hoch und edel gebaut, aber zusammengesunken und willenlos sich vorwärts bewegend; das Antlitz hatte jugendliche Formen, aber die Züge waren erschlafft, der Mund festgeschlossen, als wolle er sich nie mehr zum Sprechen oder Lächeln öffnen, die dunklen Augen glichen in ihrem matten Vorwärtsstarren zwei verlöschenden Lichtern.

Er erschien wie Einer, der sich selbst aufgegeben hat, der willenlos der Macht anheimfallen wird, die ihn zuerst berühret. Welchen himmlischen Wecker man ihm auch wünschen möchte, jetzt wenigstens scheinen seine guten Engel nicht verkörpert an seinem Wege zu stehen.

Einige rauhe Stimmen, die ihm den guten Tag boten, rissen ihn aus seiner Versunkenheit. Jene Wegelagerer schienen ihn erwartet und eine Besprechung mit ihm beschlossen zu haben. Scheinbar sich nach dem besten Weg in die nächste Ortschaft erkundigend, wußten sie ihn heranzuziehen, und er, seiner Ermüdung erst jetzt halb bewußt, ließ sich gedankenlos auf eines der nächsten Felsenstücke nieder und wäre wohl schnell wieder in sich versunken, hätten sie nicht versucht, ihn durch verschiedene, wohlberechnete Reden gesprächig zu machen. Absichtsvoll mußten die Ausdrücke der Theilnahme über sein mattes, elendes Aussehen seyn, diese Verwünschungen des Schicksals, das den Besten darniederlasse und den Dummkopf erhöhe, diese Klagen über die Menschen, die kein Verdienst und Talent beachteten, absichtsvoll alle diese Andeutungen von Mitteln, die der Muthige finden und anwenden könne, sich von solchen niedern Fesseln zu befreien, und dem Geschick und den Menschen die schlecht vertheilten Schätze trotzig abzuringen.

Waren auch anfangs alle diese Angriffe auf seine verschlossene Seele vergebens, endlich drangen die Worte, wohl auf die wenigen unverwahrten Stellen berechnet, doch ein, und weckten die scheinbar schlummernden Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, deren Aufglühen die Röthe verrieth, die dann und wann über das bleiche Angesicht zog.

Der Wein, der in den Korbflaschen die Runde machte und den man in reichem Maße dem Gaste bot, stand den Rednern mit feuriger Zunge bei; so stimmte denn auch er endlich in jene Verwünschungen der göttlichen Einrichtungen, der menschlichen Zustände ein, und legte so das Bekenntniß ab, welches Jene augenscheinlich herbeiführen wollten, daß auch er so ein Ausgestoßener sei, der mit aller Anstrengung sein menschliches Recht nicht erlangen könne.

Ja, sagte einer der Männer für die Andern sprechend, die dann und wann seine Worte bekräftigten, gestern im Schwatzer Wirthshaus, als Du so leichtsinnig Dein ledern Beutelein leertest und die blanken Münzen so schnell an die dummen Bauern verlorst, da merkten wir Dir's wohl an, daß Dir die Welt arg mitgespielt und Du nicht mehr viel in ihr zu erobern dachtest, weßhalb Du auch das Wenige fortwerfen wolltest. Und als Du, wohl um Dich nach dem erhitzenden Spiel zu erfrischen, in den dumpfigen Tanzsaal tratest und alle Mädchen, die Du zum Walzer umfassen wolltest, Dich verschmähten, weil die albernen Dirnen wohl schon von Deiner schnellen Verarmung gehört hatten, und wie nun in derselben Minute der große Weinkrug umherging und Jeder daraus trank und nur über Dich die Hände eilig weglangten, da würden wir, die wir von der Schenkstube Alles mit ansahen, wohl drein geschlagen haben, hätten wir nicht gedacht, Du selbst würdest die Beleidigungen an dem ungezogenen Volke rächen, aber wir waren getäuscht; statt sie mit Stock oder Waffe zu strafen, schossest Du einige wilde Blicke auf die Menge, faßtest Dein Bündel, Deine Mütze und schlugst die Thüre so grimmig hinter Dir zu, daß Alle aufsahen, aber nur um sich in einem wilden Gelächter zu vereinigen, und dann durch diesen Stoff zur Heiterkeit belebt, doppelt munter weiter tanzten. Ja, wie wir sahen, wie Du, der Schönste, Tüchtigste von Allen, den ganzen Abend der Gegenstand des Spottes warst, wie die Bursche ihre Mädchen mit dem Dir abgewonnenen Gelde bewirtheten, und Alle munter zechten, während sie über Dich herfielen, Dich einen Vagabunden, einen mit Schande vom Militär Geschickten und nun der Strafarbeit Entlaufenen nannten, mit dem kein Rechtlicher umgehen könne, da beschlossen wir, für Dich zu sorgen, da Du es nicht selbst wolltest, Dich an jenen durch Dich selbst zu rächen — darum sitzen wir hier und wollten lieber

ſpät in die Nachtherberge gelangen, als Dich Deinem Schickſal überlaſſen.

Glühende Röthe und Todtenbläſſe flogen während dieſer Rede abwechſelnd über das Geſicht des Jünglings; immer bitterer wurde der Ausdruck ſeiner Züge.

Und wer ſeid Ihr, die Ihr es wagt, mir die Spöttereien der Elenden, die ich verachte, zu wiederholen, die Ihr wagt, Mitleiden mit mir zu haben? — ſo ſprach er endlich, mit faſt höhniſchen Blicken die unbekannten Beſchützer in der armſeligen Tracht muſternd, die über wenig glänzende Ausſichten zu gebieten ſchienen.

Wir ſind hier ſchon außer dem Bereich unſerer Hauptverfolger, ſo können wir Dir wohl unſer Geheimniß vertrauen; auch wirſt Du, — ſicher bald ſelbſt einer der unſern, uns nicht verrathen.

Wir, die anſcheinend Gebirgsprodukte, Butter, Eier, den Bewohnern der Ebene zutragen, verſorgen dieſe mit wichtigeren Dingen, mit vielen werthvollen Handelsgegenſtänden des Nordens. Geſetze und Staatseinrichtungen waren uns immer entgegen, ſo ſind wir es nun ihnen; wir bilden uns eigene beſſere Geſetze. Das was nur der Beſitz der Auserwählten, der Reichſten, Vornehmſten ſeyn ſollte, können durch uns nun auch Die erlangen, denen der Staat, der die hohen Zölle auf die Waaren legte, ſolche verfeinerte Genüſſe nicht gönnt. Wir ſind Wohlthäter der Menſchen, aber ſie erkennen's nicht an, ſo iſt es billig, daß wir uns ſelbſt zu belohnen ſuchen. Gefahrvoll und mühſam ſind unſere Wege; dem ſpürenden Auge, der ſchußfertigen Büchſe des Gränzwächters ewig ausgeſetzt, müſſen wir die dichteſten Wälder, die ſteilſten Bergpfade, dunkelſte Nächte und regenvollſte Tage für unſere Wanderungen ſuchen; aber viel wagen — viel gewinnen!

Auch fürchten uns unſere Feinde, denn wir ſind Viele, unſere Wanderſtöcke ſind tüchtig und unſere Meſſer und Piſtolen, die der Bauernkittel birgt, ſind es auch, und trifft der Schuß auch zufällig einmal das Herz eines reichen reiſenden Herrn, nun ſo iſt es nur eine neue Art der Rache an den vom Schickſal Geliebkoſten, eine neue Art von Gleichmachung der Güter.

Der Zweck, die Hauptluſt unſeres Lebens iſt, daß wir dem Schickſal, den Menſchen, die uns verachten, das Glück abtrotzen.

Wenige Jahre ein ſolches Leben, und auch wir können verächtlich auf die Armen, Niedrigen herabblicken. Dieſſeits oder jenſeits des Gebirgs genießen wir dann die goldenen Früchte unſeres muthigen freien Lebens. Du kannſt ſie mit uns erringen. Vor wenig Tagen raubte die Kugel des Gränzſchützen uns einen der bravſten Gefährten; bald muß die Zahl wieder voll ſeyn; ſo haben wir Dich auserſehen, Jenen zu erſetzen. Wir zerſtreuen uns von hier in die Ebenen, gehen in Städten und Dörfern unſern Geſchäften nach; erſt am Andreastage treffen wir wieder hier oben zuſammen, dann komme auch Du und bringe uns Deinen Entſchluß.

Während der letzten Worte des Redenden hatten die Uebrigen meiſt ſchon ihre Körbe und Ranzen aufgenommen und begannen den ſteilen Pfad hinabzuklettern. Auch Jener ergriff den Knotenſtock, ſchob mit kräftigem Ruck die Laſt auf dem breiten Rücken zurecht, ſchüttelte die ſchlaffe Hand ſeines halb beräubten Zuhörers und war, ehe dieſer ein Wort erwiedern konnte, hinter einem unteren Felſenvorſprung verſchwunden. Bald verhallten auch die Schritte, die gedämpften Stimmen und — endlich hat der erhabene Ort ſeine eigene heilige Einſamkeit wieder!

Welche Schönheit konnte das ungetrübte Auge hier erfaſſen! Rings wogt das Bergmeer, — die unwandelbaren Felſenwellen, denen das wehende Tannengrün ſcheinbare Bewegung leiht. Dort im Hintergrunde zwiſchen den beiden dunklen Bergrücken ſchaut der Rieſe in's Thal, der Gletſcher mit dem leuchtenden Silberhaupt; ſo wunderherrlich hebt ſich das Himmelblau von dem ſchimmernden Weiß und dem dunklen Tannengrün. Zarte Wolken kommen oft eilend daher geſegelt, küſſen einen Augenblick die ſchroffen Gipfel und ſchiffen dann luſtig im blauen Oceane weiter; dunkle Felſen und ſchwarze Tannen ſchauen ernſt von drüben her; im Thale, zu Füßen dieſes herrlichen Standpunktes, liegen ſchon Abendſchatten, doch noch erkennt man den weißen Schaum des grünen ſchnellen Bergſtroms, der über die Felſenſtücke ſtrömt, der fernen Ebene Gruß vom Gebirge zu bringen. Sein Rauſchen iſt der einzig laute Klang in der Einſamkeit. Er gleicht dem Orgelton im ſtillen

Dom, der auf den Dienſt des Herrn vorbereitet. Auch hier im Tempel, den Gott mit eigener Hand erbaute, ſcheint Alles einer heiligen Feier zu harren; die duftigen Schleier, die Luft — der Athem der Natur — um die Gegend gewebt, ſcheint hohe Myſterien zu verhüllen und eines Zauberwortes zu warten, um alle die Wunder klarer zu offenbaren; auch die leiſen Winde, das Wehen in Halmen und Zweigen ſcheint prophetiſch vom nahen heiligen Augenblicke zu flüſtern; ja Alles iſt wie bereitet zum Gottesdienſt, und es braucht nur eines reinen, dieß All durchdringenden Menſchengedankens, eines jubelnden Dankesrufes aus menſchlicher Bruſt, das hohe Werk zu vollenden.

Der Menſch iſt da, aber ſein Herz und Auge allen dieſen tröſtenden, weckenden Offenbarungen Gottes verſchloſſen. Dort lehnt der Einſame an der Felſenwand, das Haupt geſenkt, das Antlitz in die auf die Knie geſtützten Arme verborgen. Nicht die erhabene Größe der Berge, auf die er manchmal ſeinen ſtarren Blick richtet, nicht die einfach liebliche Schönheit der blauen Gentiane, des duftenden Thymians, die ſeine unruhige Hand aus der lockeren Felſenerde reißt, ſpricht ein erweckendes Wort zu ihm. Stumm gleitet ſein Blick zu Boden, raſtlos zerpflücken die Finger die zarten Pflanzen. Er ſprach auch, aber es waren nicht Worte, die der Heiterkeit dieſer ſchönen Natur den Ausdruck gaben; es war der Mißlaut in der reinen Schöpfung, der Laut der Qual, den der Menſch in die Vollkommenheit ruft.

Die Verworfenen zählen mich zu ſich, die Guten haben mich ausgeſtoßen, der Sünde gehöre ich an. Ich darf, ich kann mich nicht retten! Ich wollte gut werden, aber die Menſchen vergeſſen nicht; ich bereute, aber Gott verzeihet nicht. Ewig ſteht die Mauer, die meine Schuld zwiſchen ihm und mir aufgebaut. Meine Mutter ſtarb, deren Segen ich mit meinem Herzblut erkaufen wollte; ich durfte ſie nicht erreichen, ihn nicht von ihr erflehen. Nun höre ich ihren Fluch in dem Wehen der Winde, in Allem was um mich klingt und ſpricht. Er treibt mich weg von den Reinen und Guten. Einmal noch die Heimath ſehen, einmal noch am Grabe der Geopferten knien — dann nehmt mich auf ihr Tiefen, dann gehöre ich ganz dem dunklen Leben der Schuld, für das mich mein Schickſal beſtimmte!

So erhob er ſich und ſchritt denſelben Weg hinab, auf dem Jene vorhin verſchwanden. Schon hatte ſich die Dämmerung über die Gegend gebreitet und alle ſchönen Einzelnheiten in eine große düſtere Maſſe verwandelt; da kehrte das Licht noch einmal zurück und goß einen Roſenhauch über die höchſten Gipfel, daß ſie wunderbar aus der Nacht aufleuchteten: Auch die menſchliche Seele hat Höhenpunkte, die das Himmelslicht noch zu erreichen vermag, ſelbſt dann, wenn wir ſie ſchon lange umnachtet glauben. Mit dieſer Hoffnung begleiten wir den Wanderer auf ſeinem dunklen Wege.

IV.

Kein Geläut tönte mehr von den Bergen hernieder. Längſt hatten die Heerden auch die niedern Almen verlaſſen und waren in die Dörfer zurückgekehrt, geführt von der Leitkuh, die mit Blumen geſchmückt war, hatte kein Unfall droben die Schaar verringert, doch die ohne die freundliche Zierde wie trauernd einherſchritt, wenn eine der Gefährtinnen auf den Höhen verunglückte. Das Gras der Wieſen war vergelbt und an jedem kühlen Morgen mit einem neuen feuchtſchimmernden Reifgewebe überzogen; nur die Schafe fanden hier noch ihr kärgliches Mahl. Kalte Winde, die aus den nördlichen Bergſchluchten hervoreilten, brauſten oft wild durch die Tannen, regten den ſtillen See zu hohen Wogen auf und hatten ſchon faſt alle die roth und gelben Blätter von den Nuß- und Aepfelbäumen geſchüttelt, die nun feucht den Boden bedeckten und auf den Buchen oder am Rande des Sees in großen Maſſen an einander hängend, dahin ſchwammen. Phantaſtiſche Nebel und Wolkengeſtalten zogen häufig an der Höhe hin und glitten, wie vom wilden Laufe auszuruhen, in die Thäler nieder oder eilten wie ſchiffende Berggeiſter auf dem See hin. In den kleinen Gärten waren auch die letzten Herbſtblumen verwelkt oder erſtarrt, aber in einem Garten ſchien der Sommer noch zögernd zu weilen, in dem Garten, den Jeder, der die Ewigkeit der Liebe und des Lebens empfindet, mit dem Gedanken an Frühling und Auf-

erstehung betritt. Lieblichste Zeichen versinnlichten auch hier diesen Gedanken. Hinter der Rückseite der Kirche lag dieser Friedensgarten zwischen zwei Bergrücken eingedrängt, die ihn vor den rauhen Winden schützten. Aber die Mittagsonnenstrahlen drangen ein; so schauten denn hinter den schwarzen Kreuzen noch verspätete Astern, ja manche sanft glühende Rose hervor, umflattert von einigen weißen Schmetterlingen, den letzten, übrig gebliebenen Sommergeschöpfen; auch die Sperlinge sonnten sich gern auf den Hügeln und wiegten sich zwitschernd auf den blätterlosen Hagebuttensträuchern. Zu dem Schmucke, den der Herbst, wie aus Ehrfurcht vor so heiliger Stätte, dem Garten gelassen, hatten heute, am Allerseelentag, noch liebende Hände freundliche Spenden gefügt. Kränze von Immortellen oder Epheu hingen an den Kreuzen neben den kleinen runden Becken, die das geweihte Wasser füllt, frisch eingesetzte Levkojen und Reseden zeugten von der Liebe, die gern die sorgsam im Zimmer gezogenen Pfleglinge den möglichen Nachtfrösten opferte, um den Tag der Todten nicht ohne sichtbare Zeichen der Erinnerung zu lassen.

Manches Auge mochte heute Thränen der Dankbarkeit, der Reue, der Hoffnung auf diese Hügel geweint haben, manches fromme Gebet war hier emporgestiegen. Jetzt aber, wo der kurze Tag sich schon zu Ende neigte und ein kalter grauer Nebel die nahen Berge umhüllte, war es ganz einsam hier; wohl lag dort am kleinen Hügel unter der leise flüsternden goldgelben Birke eine männliche Gestalt; aber die Arme, die das Grab umfaßten, schienen erstarrt, regungslos war das Haupt in das nasse Gras gedrückt; dieser Mann sah aus, als müsse er unter, nicht auf der feuchten Decke liegen.

Er hörte nicht, wie das gefallene Laub der Bäume unter nahenden Tritten rauschte, er sah das liebe Mädchen nicht, das eben flüchtig zwischen den Gräbern daher schritt, vorsichtig jeder Windung des schmalen Weges folgend, um mit keinem Fußtritt die heiligen Stätten zu berühren. Leicht trug das liebliche Köpfchen das schwere Strohbund, dessen Halme sich auf die Schultern hinabneigten, der eine Arm reichte stützend zur Last hinauf, während der andere anmuthig das dunkle Gewand hob, daß es keine zarten Blumenhelme abstreifen möchte. Wie ein helles Lebensbild war sie plötzlich in dem Garten des Todes erschienen.

Jetzt stand sie unter den Birken, warf die Last nieder und wollte eben die Monatsrosen, die sie selbst wohl heute hier eingepflanzt, mit der schützenden Strohdecke umhüllen. Da traf ihr Auge den Knienden, den ihr Ausruf staunenden Erschreckens aus der Betäubung weckte. Sie, vor deren Seele ewig die Bilder der Engel, der hohen Heiligen lebten, sie, deren wundergläubiges Gemüth die Begegnung eines solchen an dem stillen Orte, in der einsamen Stunde als nichts Unmögliches dachte, bebte entsetzt zurück, als sie diese verwilderte Gestalt mit dem bleichen Antlitz, dem verworrenen dunklen Haar erblickte, die sich vor ihr aufrichtete und sie, wie aus schwerem Traume gerissen, mit irrem Blicke anstarrte. Sie wollte fliehen wie vor dem Bösen, dessen Ausdruck sie in dieser Erscheinung zu erblicken glaubte; auch er raffte sich auf, dem lichten Engel zu enteilen, der so plötzlich vor ihm stand und in dem er einen rächenden Mahner an seine eigene verlorene Seele sah. Aber Beide blieben wie festgebannt, als streckte sich aus dem Grabe eine Geisterhand hervor, sie zurückzuhalten, und wohl war es auch dieser, Beiden werthe Hügel, bei dem sie sich gefunden, der sie zum Bleiben, zum Reden vermochte.

Was willst Du an diesem Grab. Es ist meiner Mutter Grab, mein einzig Haus, mein einzig Gut. Willst Du die Blumen nehmen, die, ach ich nicht, der sie im Leben und Tode verließ, hierher gepflanzt?

So bist Du der Franz, den wir, den Deine arme Mutter lange, lange todt geglaubt. O störe ihre Ruhe nicht mit Deinen Klagen. Ihr muß wohl seyn; sie starb so ruhig; ich betete an ihrem Sterbelager, ich drückte ihre Augen zu, und die Blumen an ihrem Grab will ich nicht nehmen, denn ich habe sie gepflanzt und gepflegt; ach, sie hatte ja Niemand als mich!

Wehe, Du sahst sie sterben! Sage mir nicht, wie sie starb; wiederhole mir nicht ihre letzten Worte; sie können nur ein Fluch für mich seyn. Du hörtest ihn; Dich muß ich fliehen. O fort von hier!

Bleibe, höre mich! Ihr letztes Wort war ein Segenswunsch für Dich, das letzte, womit ich sie erfreute, mein Gelübde, Dir ihn,

kehrteſt Du einſt zurück, zu wiederholen. An ihrer Stelle rufe ich Dir hier Willkommen, Verzeihung zu, was Du auch verſchuldet haben magſt! und ſie ſtreckte herzlich ihre Hand nach ſeiner aus.

Rühre mich nicht an, habe nicht Mitleid mit mir! ich will es nicht, will nichts von Euch, ihr von Gott Auserwählten, Ihr Reinen, die Ihr herablaſſend dem Sünder die Hand reicht. Ich wollte mich Euch wieder eindrängen, man hat mich zurückgeſtoßen. Gleich einem fremden Weſen irrte ich heute durch's Heimathsdorf. Alle Geſichter kannte ich nach zehnjähriger Entfernung wieder; aber mich wollte Niemand kennen; Keiner bot mir die Hand, Alle wichen vor mir zurück, ſelbſt die kleinen Kinder betrachteten mich ſcheu; auf jedem Geſicht las ich die Worte: Der hat ſeine Mutter in's Grab gebracht!

Weil Du ſie mit ſcheuen Blicken angeſehen, darum erſchienen Dir die ihren ſo. Aber erzähle mir, was hat Dir ſo das Vertrauen zu Gott und Menſchen genommen, und warum kamſt Du ſo ſpät zu uns zurück?

Was ſoll ich Dir ſagen? Mußt Du nicht Alles ſchon wiſſen? Du weißt, wie ich als junger Burſch meiner Mutter entfloh, zu hochmüthig, mit ihr die harte Arbeit, die ſie lindern ſollte, zu theilen, ſicher in der Fremde die uns verſagten Schätze zu gewinnen; — das war der Anfang meines Sündenlebens; und nun ſteh' ich hier, der Körper in Lumpen gehüllt, das Herz voll ſchwarzer Gedanken an dem Grabe, das ich gegraben — das iſt ſein Ende! — Soll ich Dir erzählen, was dazwiſchen liegt, erzählen, wie es mir, dem der Mutter Segen nicht folgte, nirgend glückte, wie ich in keinem Dienſte emporgekommen, keines Menſchen Vertrauen gewinnen konnte, erzählen vom wilden Soldatenleben in fremden Ländern, von den Augenblicken, in denen ich in frecher Luſt meine Schuld, mein Unglück zu vergeſſen ſuchte, um es darauf deſto bitterer zu fühlen? Ja, auch ich erwachte wieder; ich wollte zurück, wollte den Segen der Mutter mir holen, um zu anderm Leben fähig zu werden; ich floh; aber ich war verurtheilt, meine Schuld ewig zu tragen; man holte mich ein, beſtrafte mich ſchimpflich, nahm mich dem Sonnenlicht und brachte mich unter die Erde in die feuchten Bergwerke, wo ich jahrelang entfernt vom Tag und von den beſſern Menſchen, verlernte mit ihnen zu leben. Nun ſollte ich frei ſeyn, aber ich verurtheilte mich ſelbſt zu längerer Haft; zu meiner Mutter wollte ich zurück, doch nicht als Bettler; ſo arbeitete ich noch zwei Jahre härter als der durch die Zuchtruthe angetriebene Sträfling. Endlich kam die Erlöſung. Mit dem ſchwer erkauften kleinen Schatz trat ich an's Licht; es blendete mich; wie ſeinen Glanz, konnte ich den Blick eines hellen Menſchenauges nicht mehr ertragen. Es war mir, als hätte mich die Nacht unten geſchwärzt, als ſähe mir Jeder an, aus welcher Gemeinſchaft ich kam. Und es mußte ſo ſeyn; nirgends lud man mich ein, die Abendruhe vor den Thüren, oder den Sonntagstanz zu theilen. Keiner auf dem Wege geſellte ſich freundlich zu mir. In der Heimath dacht' ich, ſollt' es anders werden; da nimmt die Hand der Mutter den Fluch des Schickſals vom Haupte. Ach, im Gränzdorf, auf dem Kamm des Gebirges, da raubte mir ein reiſender Krämer, der von hier unten hinauf kam, die letzte Hoffnung; auf meine zitternde Frage antwortete er kalt, die alte Frau ſei ſchon vor einem Jahre aus Gram über ihren ungerathenen Sohn geſtorben. Nun war mein Urtheil geſprochen; nun fühlte ich den unabänderlichen Haß des Himmels, der meine Reue nicht wollte. Dieß Grab, mein einziges Erbtheil, wollte ich einen Augenblick beſitzen, dann verlaſſen die Welt der Frohen und Guten und in's Gebirg ziehen zu den finſtern Geſellen, die mir allein eine Zuflucht boten, weil ſie fühlten, ich gehöre zu ihnen.

Das Mädchen, deren ſchüchterne Seele das Böſe, Rohe von jeher ſo angſtvoll geflohen, deren fromme Phantaſie ihr eine eigene Umgebung reiner Geiſter geſchaffen hatte, bebte vor dieſen heftigen Reden — und doch konnte ſie den Unglücklichen nicht verlaſſen, deſſen Wohl die alte Nachbarin, deren letzte Tage ſie erheitert, ihr ſo heiß an's Herz gelegt hatte: Gott beſtimmt Keinen für's Unglück, ſagte ſie: Er will, daß Alle zu ihm kommen. Darum ſandte er den eigenen Sohn, uns Wegweiſer zu werden. Und unſere Schuld ſoll uns auf der Wanderung nicht zu Boden drücken.

Wir müſſen nur nicht hochmüthig allein hinan ſtürmen, fleckenlos wie er ſelber ihm entgegen treten wollen. Demüthig beladen müſſen wir hinziehen, da kommt er, der die Laſt leicht macht, leichter und immer leichter, je feſter wir die Hand, die uns ſtützen will, erfaſſen, bis wir ſie zuletzt nicht mehr fühlen, denn der Herr, dem wir folgten, hat ſie auf ſeine Schultern genommen. O komme mit Deiner Schuld zu ihm. Er iſt für die Seligkeit Aller Menſch geworden, iſt geſtorben für Aller Sünde — o glaube auch für Deine. Glaube es, und die Scheidewand fällt nieder und Du ſtehſt wieder froh vor Gottes Angeſicht und fühlſt in Dir Muth zu neuem beſſern Leben! Aber horch, das Abendläuten hebt an, ich muß zurück. Komm' auch Du mit zu meinem Vater; er wird Dich noch kennen. Ich erzähle Dir von Deiner Mutter, gebe Dir das Buch, das ſie mir zur Aufbewahrung für Dich ließ. Auch von alten Zeiten wollen wir ſprechen, von unſerer Kindheit, unſeren Spielen; ich dachte ja manchmal an den Franz, der mich ſo oft auf dem See gefahren, der mir ſo manche ſchöne Alpenblume vom ſteilen Hang herunter brachte, ſo oft die ſüßeſte Birne vom hohen Aſte herabholte.

Sprich nicht von der Zeit, wo ich noch ohne Schuld war; ich habe alle ihre Bilder aus meiner Seele vertrieben, auch das des ſanften Gretchens, deren Bitten den wilden Knaben ſo oft von Strafen befreite. Warum rufſt Du Dich ſelbſt mir zurück? Ich wollte Dich nicht kennen. Aber nun muß ich mit Dir, nur einen Augenblick will ich in Deine Hütte treten, nur um das heilige Buch zu empfangen, dann — ach dann fort in die weite Welt!

So folgte er dem eilig voranſchreitenden Mädchen durch's dunkle Dorf hinab zur wohlbekannten Schifferhütte.

Land- und Volksbilder
aus Mecklenburg.

Von

J. W.

Der Königsſchuß.

Die mecklenburgiſchen kleinen Städte ſind entſetzlich einförmig und langweilig. Dieſe Eigenſchaften kann ihnen nur die größte Parteilichkeit abſprechen. Theilweiſe theilen ſie dieß ſchöne Loos wohl mit ihren meiſten Schweſtern in aller Herren Länder; etwas haben ſie gewiß aber vor vielen derſelben hierin voraus. Die Abgelegenheit des Landes, was wenig von Fremden beſucht wird, die bisweilen noch nicht gerade zu rühmenden Kommunikationsmittel, und der überhaupt nicht ſehr lebendige, ſondern ſich eher etwas zum Phlegma hinneigende Karakter des Volkes verſchaffen ihnen dieſen Vorzug. Im ewigen Einerlei fließen die Tage in einem ſolchen kleinen mecklenburgiſchen Landſtädtchen hin, und der unbedeutendſte, trivialſte Vorfall muß den klatſchfertigen Zungen derſelben Stoff zu wochenlanger Konverſation leihen. Kein Handel, keine Fabrikthätigkeit belebt die Einſamkeit derſelben, einige wenige vielleicht ausgenommen. Stundenlang wird Jemand in den öden Gaſſen derſelben nichts weiter erblicken, als einen ſchwerfällig dahin ſich ſchleppenden Dungwagen oder eine mit ſchweren Holzpantoffeln zum Bäcker oder Krämer klappernde Magd, oder einen ſich müßig an der Thür lehnenden Ladenjüngling, der aus Langeweile ſich mit dem Fliegenfang beſchäftigt, oder verliebte Blicke nach der im Hauſe gegenüber arbeitenden Putzmacherin wirft. Aber einen Tag haben dieſe privilegirten Sitze der Langweiligkeit, der ſie für das ganze Jahr vollkommen entſchädigt, den gewöhnlich in der Mitte des Sommers ſtattfindenden „Königsſchuß.“ Unſterblicher Erfinder deſſelben, warum iſt leider Dein Name in dem Buche der Geſchichte verſchollen? Zahlreiche Monumente würden ſonſt Dein Andenken in unſerer ſo monumentſüchtigen Zeit gewiß ehren. Aber Dein Werk, wenn auch nicht Dein Name, lebt in den Herzen der Menſchen fort, und Tauſende erwarten alljährlich mit Sehnſucht den Tag ſeiner Begehung.

Die längst ersehnte Zeit des Königsschusses, gewöhnlich im Monat Juli gefeiert, rückt endlich mit bleiernen Schwingen heran. Das grau löschpapierne „Intelligenzblatt“ des Landes enthält eine in zierlichen Worten abgefaßte Einladung „der Aelterleute der ehrbaren Zunft,“ an Nah und Fern, das Fest durch zahlreichen Besuch zu verherrlichen. Bedeutungsvoller Tag, wo diese Nummer des Blattes in dem Städtlein, dessen Name unter der Einladung prangt, zuerst anlangt. Gefiele es dem König von Preußen, seinem Staate eine Konstitution zu verleihen, die Nachricht hievon würde nicht mit so großem Eifer gelesen, wie diese betreffende, schwarz auf weiß stehende Einladung zum „Schützenfest,“ von Jung und Alt, kurz von allen lesefähigen Insaßen, denn Einzelne haben es noch nicht bis zu dieser schweren Kunst gebracht, verschlungen wird. Aber wie wird sie auch beurtheilt, wie wird kunstverständig jedes Wort derselben abgewogen. Was ist die schönste Feder des giftigsten Recensenten, gegen das Urtheil einer kleinen Stadt über ihre „Königsschuß-Annonce.“ Ich glaube fast, selbst diese Zeilen, wenn sie in den guten Oertchen, deren Feste wir hier so harmlos schildern, gelesen werden, sind keiner schärferen Beurtheilung ausgesetzt, als solche Aufforderung. Ha! eifert ein Schöngeist in der Gestalt eines syrupssüßen Ladenjünglings, das betreffende Blatt hoch in der von Häringslacke zerbeizten Hand haltend: welche Unlogik, welch' schmachvoller, den literarischen Ruf unserer Stadt vernichtender Styl! Steht hier nicht sogar „ganz verehrungsvoll und gehorsamst laden hiezu ein die unterzeichneten Aelterleute.“ Wie kann man wohl in unserer Zeit so knechtisch schreiben, wer ist gehorsam, wer verehrungsvoll?!! — Aber Herr Müller, so passen sie doch in des Deuwels Namen uf, da steht ja een Junge, der förn Sechsling Schnaps haben will! ertönt scheltend aus dem Ladenstübchen der Bierbaß des gestrengen Herrn Prinzipals, und beschämt schleicht der Redner an die gewohnte Arbeit.

Unter sehnsüchtigem Harren, verkürzt durch nothwendige Zurüstungen mancher Art, die alle disponiblen Hände jeder Familie vollauf beschäftigen, ist endlich die letzte Woche verstrichen und der Vorabend gekommen. Das Aussehen des Ortes ist ganz verändert und mit dem alltäglichen gar nicht zu vergleichen. Schmutzhaufen aller Art, die das ganze Jahr sich einer ungestörten Ruhe in den Straßen erfreuen durften, sind von „Magistratswegen“ entfernt, damit der feierliche Zug der Schützen dadurch nicht zum Stolpern gebracht würde. Fenster, seit letzte Ostern nicht gewaschen, glänzen in spiegelnder Helle; ja selbst der Hofrath an der Ecke des Marktes, hat seine Thür und Fensterladen mit grasgrüner Farbe neu anstreichen lassen. Eine ungewöhnliche Lebendigkeit herrscht in den engen, krummen Gassen. Lauter wie sonst, erschallt das Geplapper der Holzpantoffeln, denn ihren trägen Schritt nach Möglichkeit beflügelnd, eilen Dienstmädchen dort zum Kaufmann, rosenrothes Band zur Schärpe der ältesten „Mamsell“ zu holen, hier eine mächtige, über und über mit Blumen, Bändern und Federn bedeckte Haube für die „Madame“ von der Putzmacherin bringend. Kaum kann der Ellenwaarenhändler die Kunden befriedigen, der Schlachter, der sogar einen lebensmüden Ochsen geschlachtet hat, so viel Fleisch abhauen, wie zum morgenden Festbraten erfordert wird, der Krämer Rosinen, dießmal auf die Ungeduld der Kunden schlau spekulirend, tüchtig mit Steinen vermischt, abwägen; Alles ist heute voll Lust und Regsamkeit, denn morgen ist ja Königsschuß. Auf den Straßen werden Buden aufgeladen und an den Platz des Festes, gewöhnlich vor dem Thore, nahe am stattlichen Schützenhause, gefahren, dort Näschereien aller Art und bunte Galanteriewaaren, wie sie der begehrlichste Sinn nur wünschen kann, aufzunehmen. Dazwischen tummelt sich munter der Buben Schaar im Vorgefühl der morgenden Herrlichkeiten, und sucht in unbewußter Parodie den stolzen Zug der Schützen nachzuahmen. Sehnsüchtig schaut der Lehrjunge, der vor der Thür die alte rostige Muskete des Meisters in ungewohnten Glanz versetzen soll, den früheren Genossen zu und vergißt darüber die beschwerliche Arbeit. Wehe dem Armen, eine kräftige Maulschelle des über diese grobe Vernachlässigung seines Prunkstückes ergrimmten Meisters, schreckt ihn aus seinen süßen Träumereien, und erinnert ihn umsonst an das schwere Joch der jetzigen Dienstbarkeit. Doch morgen ist

Königsschuß, dieser Trost versüßt reichlich die roth aufgeschwollene Backe. In den Schenken und Wirthshäusern herrscht als Vorfeier ein reges Leben, zahllose Schnapsgläser werden geleert und wieder gefüllt, ja einige Verschwender spendiren sich zur Vorfeier selbst ein »Viertel Rothspan to vier Schilling.« Reden aller Art werden von den ungewöhnlich erregten Gästen gehalten, die Maßregeln des Magistrates, ja selbst der Regierung, und — kaum wagt eine Feder es niederzuschreiben, in fluchwürdiger Vermessenheit, des hohen Bundestages, der da thront zu Frankfurt a. M., bespöttelt. Ja, ein frecher Schneider, voll revolutionärer Gedanken, schließt sogar seine Rede: »Und ich sage, das brauchen wir nicht zu leiden, denn wir sind ehrbare deutsche Bürger der meklenburgischen Stadt N. N.!« — Aber, mine Harren, willen Se denn noch nich do Huus, un do Ehr Fruenns gahn, de Glock hät all lange tein schlagen, is dat wol för ehrsame Börger Tiedt, noch in dat Wirthshus to sitten, spricht mit ernster Amtsmiene der eintretende Polizeidiener und beschämt schleichen die Betroffenen davon, die im Feuer der Rede die Bürgerstunde überhörten.

Morgen ist Königsschuß, lispelt vor dem Einschlafen des Bürgermeisters rothwangiges Töchterlein und denkt dabei an den Aktuar, oder gar an den Vetter, dem Jägerleutenant aus der prächtigen Residenzstadt Schwerin, der zum morgigen Feste herüberzukommen versprochen hat. — Morgen ist Königschuß, denkt der Schulknabe und verzehrt noch im Bette ein heimlich erobertes Stück des Festkuchens. Morgen ist Königsscheeten, da hev ick veel to dohn, brummt der Nachtwächter, und überrechnet im Geiste die Schillinge, welche ihm das Zuhausegeleiten der etwas zu sehr der Flasche zugesprochen Habenden einbringen wird, und mit diesen seligen Gedanken legt er sich hinter die nächste Ecke, sich einem gesunden Schlafe, die Stadt aber ihrer eigenen Ruhe überlassend. Schlummere sanft gutes Städtlein, träume süß von Deinem einzigen Feiertage, keine frevlerische Hand wird Deine Ruhe stören, denn morgen ist Königsschuß.

Die Sonne beginnt allmählig die kurze Nacht zu verdrängen, mit der kaum anbrechenden Dämmerung fängt schon Leben im Städtlein sich an zu regen. — Nachtwächter, was ist heut' für Wetter? tönt eine zarte Stimme aus einer weißen Nachtmütze in dem behutsam geöffneten Fenster hervor. — Et trüppelt een bäten, Mamsellken, lautet die schreckliche Antwort. — O Gott, es tröpfelt; ade nun weißes Kleid und bunter Hut, ade Spaziergang im Freien. — Nachtwächter, tönt es im kräftigen Basse von der andern Straßenecke, wat dat hüüt wol Regen? — Kan wesen, kan ok nich wesen, ist der einer Pythia würdige Orakelspruch. Doch beruhiget Euch schöne Mädchen und ehrsame Bürger, am Königsschuß regnen zu lassen, so grausam ist Gott nicht, solche Strafe habt Ihr nicht gegen ihn verbrochen, wenn auch der Herr Präpositus, dessen endlose Predigten Ihr jeden Sonntag mit unermüdlicher Geduld anhört, bisweilen über Eure Ruchlosigkeit donnert. Klar und herrlich entfaltet sich die Sonne, als freue sie sich selbst darüber, den Königsschuß der Stadt N. N. zu beleuchten, und der Regen am Frühmorgen hat sogar den sonst unvermeidlichen Staub niedergedrückt, so daß man das Fest in seiner ganzen Herrlichkeit bewundern kann. — Die Straßen werden lebendiger, schon sieht man einzelne Schützen im blauen Frack mit zeisiggrünem Kragen, engen, etwas zu kurz gerathenen Nankin-Inexpressibles, oder auch schwarzen sammtmanschesternen »Kurzen« in Kniestiefeln mit einer dicken Quaste vorne gesteckt, den mächtigen, wenigstens fünf Generationen überlebenden dreieckigen Hut, kühn auf's Haupt gestürzt, einem alterthümlichen Paradedegen, oder einem aus der »Franzosenzeit« noch herstammenden, etwas defekten Kuirassierpallasch, oder auch nur einen vom nächsten Förster geliehenen Hirschfänger an der Seite, herumstolzieren. Im Innern der Häuser herrscht vermehrte Regsamkeit. Hastig, um den Aufzug nicht zu versäumen, verschlingt, Groß wie Klein, den heute zur Ehre des Festes mit einem Extraloth Cichorie verstärkten Kaffee, nebst dem süßen Butterkuchen voll prächtiger Mandeln und Rosinen. Im verschwiegenen Kämmerlein werden Toilettenkünste aller Art, wie sie nur das Städtlein zu liefern vermag, angewandt, das Herz irgend eines ehrlichen Mecklenburgers mit süßen Liebesnetzen zu umstricken. Am Königsschußball muß es gelingen, glückt es dann nicht, ist alle Hoffnung verloren. —

Die Glocke des einzigen Kirchthurms hat acht Uhr geſchlagen. Die Schützen, die alte Muskete beim Fuß, ſtehen verſammelt auf dem Marktplatz. Ein dumpfes Gemurmel durchläuft ihre Reihen und verbreitet ſich über die umſtehende, faſt aus der ganzen übrigen Bevölkerung zuſammengeſetzte Zuſchauermenge. Es hat ſich das Gerücht verbreitet, der Major, ein dicker Branntweinbrenner, wolle die Schützen zu Pferde kommandiren, und ſein Adjutant, der Poſthalter, werde ſeinem Beiſpiele folgen. Zweifel über dieſe unerhörte Neuerung wurden von allen Seiten laut, mit Spannung erwartet man ihre Ankunft. Sieh, da ſprengt der Erſehnte wirklich um die Ecke, hinter ihm klirrend der Adjutant. Ein lautes „Ah“ des Erſtaunens und der Bewunderung empfängt ſie von der ganzen Menge. Und wirklich, ihr Anblick verdient daſſelbe. Ein blau und rother Federbuſch ziert das Kopfgeſtell des dicken Braunen, der heute die Ehre hat, das Paraderoß des Chefs zu ſeyn, für gewöhnlich aber die beſcheidene Rolle ſpielt, den Branntweinwagen, der dieß Labſal allen Schenken ſpendet, zu ziehen. Eine lang herabwallende, in allen Farben des Regenbogens ſpielende Schabracke, verdeckt ſeine feiſten Flanken. Der Reiter iſt des glänzenden Schmuckes des Roſſes würdig. Ein Hut, noch rieſiger wie der der Untergebenen, zur ehrenden Unterſcheidung aber mit einem gelb-roth-blau-grünen Federbuſch, gegen deſſen Größe der eines ruſſiſchen Generals ein Kinderſpiel iſt, bedeckt das rothe dicke Geſicht faſt zur Hälfte. Der Leib iſt in eine ſchon etwas verblichene Uniform gehüllt, die zu Kriegszeiten ein franzöſiſcher Brigadegeneral in der Stadt zurückgelaſſen hatte. Da aber Napoleon ſeinen Generalen nicht ſo viel Zeit ließ, ſo dick zu werden wie ein mecklenburgiſcher Brenner, ſo wäre auch dieß Prachtſtück viel zu eng geweſen, wenn nicht der erfinderiſche Geiſt eines geſcheuten Schneiders Rath dafür gewußt hätte. Er hatte nämlich die Rückennath aufgetrennt und ein handbreites Stück rothes Tuch dazwiſchen hineingeſetzt. So auf eigenthümliche Weiſe verziert, paßte ſie vortrefflich. Die Beine ſteckten in einem Paar ſchwarzer Kniehoſen und mächtigen, von einem Poſtillion entlehnten Kurierſtiefeln mit Pfundſporen. Der Adjutant, wie auch ſein magerer, für gewöhnlich zum Stafettendienſt verwandter Schimmel, waren nicht minder prächtig geſchmückt, und derſelbe hatte ſich auf eigene Koſten eine rothe Huſarenuniform mit gelbem Dolman und einer Maſſe von Schnüren und Knöpfen machen laſſen. Wohlgefällig nahm das Reiterpaar den ihm gebührenden Zoll der Bewunderung in Empfang, und ſchwelgte in der Anerkennung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde. — Ne, dat möt ick ſegen, ſo'n Königsſchuß, wo de Majur ſogar do Pier wier, heben wie im Läben noch nich hat, tönt es in Aller Munde. — Na, nu möt wie wol wegmaſchieren, ſprach im Kommandoton der Chef. Nehmt das Gewehr im Arm! tönte wieder ſein Baß. Langſam und in ſo viel verſchiedenen Tempos wie Schützen da waren, wurde der Befehl vollzogen. — Töf een Bäten Naber, ick will ierſt eene Priſe nehmen, ruft eilig der Flügelmann und ergreift die hornene Doſe, und ſich erſt tüchtig verſorgend, reicht er ſie gutmüthig dem gern ſchnupfenden Major und den Nachbarn im Gliede hin. — Na nu mackt links üm, wie wälen na den König maſchieren, erſchallt wieder die Kommandoſtimme. Der Stadtmuſikant, der mit ſeinem ganzen Orcheſter noch durch einige angehende Dilettanten vermehrt, alle abenteuerlich mit großen Federbarets geſchmückt, das Muſikkorps bildet, gibt ein Zeichen, die Trompeten tönen, die türkiſche Trommel läßt ihre dumpfen Schläge erſchallen, und unter rauſchender Muſik und dem begeiſterten Jauchzen der ganzen Jugend ſetzt ſich der Zug ſchwerfällig in Bewegung. Vor ſeiner niedern Thüre harret ſchon der König, angethan mit dem vollen Schmucke ſeiner Würde. Ein breites Band, geſchmückt mit Schaumünzen und Schildern aller Art, iſt ſeine vornehmſte Inſigne, die jetzt ſeine Bruſt noch ſchmückt, heute Abend aber ſchon auf der eines glücklichern Schützen ihren Platz hat. Armer König, wie iſt Dein Thron ſo unſicher, Dein Reich von ſo kurzem Beſtand. Jetzt noch wandelſt Du im Gefühl Deiner Würde ſtolz vor dem Zuge der Schützen; wenige Stunden darauf ſchleichſt Du, die Muskete im Arm, demüthig im Gliede, und nur die Erinnerung, und die vielleicht noch unbezahlte Rechnung Deines königlichen Schmauſes, den Du nach alther-

gebrachter Sitte den Schützen geben mußtest, bleibt Dir zurück.

Aus Hamburg.

Im Februar.

Daß die Erde unter unsern Füßen mit einem russischen Elemente geschwängert ist, hat der Kampf um das Struvit* und der Sieg, den es über seine Gegner davongetragen, nun entschieden; un tant soit peu russe ist man ja im lieben Deutschland nachgerade überall. Das russische, unserm Boden einklebende Atom liegt aber in einer beträchtlichen Tiefe; der Himmel über uns will sich dagegen entschieden von Rußland emancipiren. Bislang galt nämlich in Hamburg die Regel, daß vierzehn Tage nach Einkehr des Winters in St. Petersburg die Hamburger ebenfalls Winter hatten. Nach dem Fallen oder Steigen des Petersburger Thermometers konnte man sich an der Elbe mit ziemlicher Gewißheit richten. In diesem Winter scheint indeß keine auf diese Erfahrung begründete Erwartung erfüllt zu werden, was einige alte spekulirende Wetterpropheten, oder wetterprophezeihende Spekulanten schier wirr im Kopfe machen soll. Während die Newa in Eis geht, gehen vierzehn Tage später unsere Jungfern im Grünen. Einen so launischen Winter, wie den gegenwärtigen haben wir in unserm jungen Leben noch nicht gehabt; ein Gewitter, Blitz, Donner, Hagel, Schnee, Regen und Sonnenschein an ein und demselben Tage ist doch wohl auffallend genug. Ich traue diesem Himmel nicht, er wird doch wieder russisch werden. Mehre hiesigen Journale deuten die Struvifehde gehörig aus. Sie haben ihm alle journalistischen Ehren erwiesen, ihn niederträchtig gemacht und in den Himmel erhoben, heute verhöhnt und sich morgen vor ihm in den Staub geworfen. Es gränzt an's Fabelhafte, welche Rolle dies schmutzige, neue, russische Salz in unsern literarischen, kaufmännischen oder diplomatischen Kreisen spielt, und wozu es die Geister begeistert. Aber eine große, schöne Thatsache hat sich bei dieser Gelegenheit wieder glänzend bewiesen; über diesem kleinen Gezänke und Gewitzel, über diesem kleinen Aerger der Neider und des bösen kleinen Gewissens, über dieser Scheelsucht der Trägheit erhebt sich das Forscherauge und die Stimme der Wissenschaft, und erkennen in diesen kleinen, aus schmutziger Erde von den schmutzigen Händen der Arbeiter herausgegrabenen unscheinbaren Körperchen ein neues glänzendes Stück aus dem alten Haushalt der Natur, einen Beweis ihres ununterbrochenen Fleißes, der unbegränzten Mannigfaltigkeit ihrer Arbeiten. Das Struvit macht gegenwärtig die Reise um die Welt. Alle Gelehrten der Naturwissenschaften in Europa haben in diesem Augenblick das Struvit schon in Händen; die ersten Chemiker und Mineralogen, Berzelius, Hausmann u. v. A. bestätigen die Taufe und die innere Natur des Neulings, der nur an seinem Fundorte Zank und Streit erregt. Die Thatsache hat sich herausgestellt, daß unsere wissenschaftlichen Forscher vom scheinbar Geringsten Notiz nehmen, um die wichtigsten Lehren daran zu knüpfen und zu beweisen. Das Struvit zeigt, daß doch auch unter uns Männer leben und wirken, die nicht bei allen Dingen, an die sie Hand anlegen, zuvor die Frage stellen: was bringt's mir ein?

Die einzige Maskerade, welche in dem großen Stadttheater jährlich gehalten zu werden pflegt, hat stattgefunden. Man muß dagewesen seyn, um zu wissen, was ein Hamburger unter Maskerade versteht. Was aber ein Nichthamburger nicht begreifen wird, ist, daß dieß triviale, staubige Vergnügen so viel Theilnehmer finden kann, wie es wirklich fand. Man denke sich den großen Raum — Parterre, Orchester, Bühne vereint, mit Menschen vollgepfropft, die Herren, wie man sie auf der Straße sieht, nur ohne die Cigarre, aber mit seltenen Ausnahmen auch ohne Maske, die Damen dagegen größtentheils maskirt; die Musik ertönt, in dieser gedrängten Masse von schwarzen Hut- und Frackträgern gibt sich eine schwerfällige Bewegung kund, mitten in der Menge und seitwärts, ohne alle Regel, fängt es an sich zu drehen, kleine Wirbel entstehen, denen aber der große, breite, ruhende Menschenhaufe nur einen ganz beschränkten Spielraum gestattet. Man verfolgt ein Tänzerpaar mit den Augen — es dreht sich zweimal, wenn's glückt, dreimal herum, stößt und wird gestoßen und steht dann eine lange Weile, um auf's Neue drei Sprünge zu machen. In den Logen sitzen einige Fledermäuse und lange Nasen, oder offne, unmaskirte Herren und Damen, und blicken stundenlang auf diesen Knäuel von Menschen, von dem eine lästige Schwüle aufsteigt. Da schieben und reiben sie sich, wie leere Gedärme, eine ganze Nacht aneinander hin und her, schlucken unendlich viel Staub, kriegen unendlich viel Rippenstöße und amüsiren sich unendlich. Wahrhaftig dieß Volk im Norden ist anderer Art als das am Rhein und im deutschen Süden. Es gehört doch eine eigene Natur, ein seltenes Phlegma dazu, einer solchen Maskerade sogar selbst von der Gallerie herab, ein müßiger Beobachter, die ganze Nacht zuzuschauen. Und die ganze Gallerie war voller Leute, die für ihr Geld die müßigen Zuschauer spielten. Da ist keine Karaktermaske, kein Aufzug, nicht einmal ein Domino. Hie und da hüpfen einige verdächtige Nymphen an Einem vorüber, und gegen Morgen um drei oder halb vier Uhr merkt man erst, was die Maskerade in Hamburg eigentlich für eine Rolle spielt. Sie ist so etwas Aehnliches, wie das große Fest, daß die Chinesen alle Jahr einmal feiern, zur Versöhnung des Fleisches. Die Direktoren des Stadttheaters hatten ein Uebriges gethan, indem sie eine Reihe von Gewinnen ausspielen ließen, deren Loose den Abnehmern der Logenplätze und des Parterres gratis gegeben waren. Unter diesen Gewinnen befand sich ein Abonnement zu einem Parketsitze für ein ganzes Jahr. Es heißt der glückliche Gewinner dieses Looses sei ein Bierbrauer.

* Herr v. Struve ist hiesiger russischer Minister.

Randglossen und Anderes.

*** Eduard Devrient legte sein Amt als Oberregisseur des Dresdner Theaters nieder, und Herr Dittmarsch figurirt wieder als Regisseur. Die mit den dortigen Verhältnissen Vertrauten sahen es längst voraus, daß es so kommen würde. Man kann eine solche Reaktion, wenn man es so nennen will, sehr natürlich finden. Herr Eduard Devrient ist ein sehr mittelmäßiger Schauspieler, der keinen genialen Funken in sich trägt. Wenn die deutsche Bühne einmal so unglücklich seyn sollte, mit Schauspielern, die in der Anstalt des Herrn Rötscher geschult wurden, besetzt zu werden, dann mag vielleicht eine günstige Zeit für dergleichen schulmeisternde Oberregisseure seyn; so lange aber noch das Talent sich aus der Individualität frei entwickelt, wird es sich immer gegen dergleichen Zwang auflehnen.

*** Schon die Milder-Hauptmann konnte 1811 von der großen Oper in Paris eine Anstellung von 46,000 Franken erhalten. Die hohen Gehalte der Künstler datiren also nicht von heute.

*** Die Schriftsteller Wien's sind außer sich, so fratzenhaft dem Publikum vorgeführt zu seyn, als es die illustrirte Zeitung jüngst gethan. Die Zeichnungen waren dazu von den Meistern Kriehuber und Dannhauser eingesandt worden. Die Porträts in der Illustrirten sind gemeinhin Karikaturen.

*** Bauernfeld's neues Lustspiel „Großjährig" soll noch in Laufe des Winters im Hofburgtheater zur Aufführung gelangen.

*** Aus Graz meldet man, daß die Träffel mit einem einheimischen Erzeugniß eine schwere Konkurrenz zu bestehen hat, und daß die Feinschmecker sich gern mit einem derben Stück „Roßbrail mit steirischer Vanilli" um 12 kr. begnügen. Die Menge zahlungsfähiger Gourmands sei aber gering und ein Charcutier (Wurstler) der sein Geschäft eröffnet habe, würde nicht prosperiren.

*** Demoiselle Viereck aus Wien, die Herr Rötscher bei ihrem Gastspiele in Berlin zu einem außerordentlichen Talente stempelt, galt in Wien nicht dafür. Auch in Dresden fand man, daß sie nicht zu einem Gastspiele an der dortigen Bühne die erforderlichen Eigenschaften besäße.

*** Das neue Theater, welches Alexander Dumas unter der Patronanz des Herzogs von Montensier erbauen läßt, wird 2400 Personen aufnehmen können, die alle bequeme Sitze einnehmen werden. Alle werden numerirt. Die ersten Plätze kosten fünf Franken, die zweiten sechzig Centimen. Der Saal wird vollständig gefüllt 4200 Franken bringen. Hinter jeder Loge wird ein Saal befindlich seyn und für die ersten Plätze noch überdieß eine große Gallerie, die mit Blumen und Gemälden geschmückt ist. Zwischen den beiden Plätzen findet keine Kommunikation statt; auch die Eingänge sind abgesondert. Das ist einmal etwas Neues.

*** Flotow's neuestes Werk: „l'ame en peine" (des katholischen Süddeutschland: die arme Seel') wird bereits in der großen Oper in Scene gesetzt. St. Georges hat den Text geliefert. — David ist in Paris angekommen und wird alsbald sein Oratorium Moses in den Räumen des italienischen Theaters aufführen lassen. — Donizetti geht nicht nach Nizza, sondern nach dem viel ruhigern und aufgeregten Nerven mehr zusagenden Pisa. Er hatte sich zu sehr übernommen. In gleicher Zeit arbeitete er an vier Partituren für Wien, Madrid, Paris und London. Man hofft jedoch, daß er der Kunst erhalten bleiben wird; seine erstaunenswerthe Organisation wird den Sieg über das momentane Ergriffensein seiner Kräfte davontragen. — Bei dem Feste welches Alphonse Royer, der Dichter, gab, soupirte man volle fünfzehn Stunden. Man tanzte in den Sälen, auf den Treppen, selbst unter dem Thorwege des Hauses. Der Maler Lepaulle dirigirte das Orchester.

*** Der kunstsinnige Graf von Westmorland, englischer Gesandter zu Berlin, gab kürzlich ein musikalisches Fest, das J. J. M. M. der König und die Königin von Preußen und der gesammte Hof mit ihrer Gegenwart beehrten. Die Kantate „der Raub der Proserpina" von dem edeln Grafen in Musik gesetzt, wurde aufgeführt, Meyerbeer dirigirte und die Lind und Tuczek sangen. Die Musik erinnert an die gute alte Zeit der italienischen Meisterwerke.

*** Man ist in Berlin nun selbst endlich dahintergekommen, daß das Gemüth in dem dortigen Sande nicht gedeihe, und man stellt vorerst in den Armenschulen Lehrer der Gemüthsbildung an. Die werden nun aber wohl auch aus der Ferne verschrieben werden müssen.

*** Die Zeitungen melden wieder ganz naiv, daß der „einst so berühmt gewesene" Komponist der Schweizerfamilie zu Wien gestorben ist. Man kann aber nicht einst berühmt gewesen seyn; wer es war ist es für alle Zeit. Beliebt kann man einst gewesen seyn und dann vergessen, so war es mit Weigel der Fall, der mehr lyrisch als dramatisch in seinen Werken war, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Schweizerfamilie, das Waisenhaus, Nachtigall und Rabe, der deutsche Grenadier, Adrian von Ostade ꝛc. in unserer Zeit der großen dramatischen Effekte auf der Bühne sich nicht mehr halten konnten. Besser gelänge dieß vielleicht, wenn man seine Stücke im ältern italienischen Genre, wie l'amore marinaro (der Korsar aus Liebe), in passender Weise wieder auffrischen wollte. Die Sentimentalität allein, der er in den oben genannten Opern ausschließlich huldigte, würde ihm auch bei unserm heutigen Publikum keinen Eintrag thun, da die Sentimentalität ein Hauptzug in unserm Karakter ist und bleiben wird. Die reichen musikalischen Schönheiten und die Gediegenheit des Satzes werden Weigel stets in der Geschichte der deutschen Tonkunst seinen ruhmvollen Platz einnehmen lassen; darüber haben weder das Tagespublikum, das die Bühnen füllt, noch die Stimmen der alltäglichen Blätter zu entscheiden.

Hiezu ein Genrebild: In Holland.

Ausgegeben am 2 März 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 12. Lieferung. — Artist. Beil. VIII.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Politische Briefe an eine Dame (Schluß). — Gebirgsscenen von M. Z. (Schluß). — Land- u. Volksbilder aus Mecklenburg. Von J. W. (Schluß). — Lieder von A. Kaufmann. — Aus Berlin. — Aus Hamburg. — Aus Gotha. — Willibald Alexis über Anton Reiser. — Randglossen.

Politische Briefe

an eine Dame.*

Dritter Brief.

Wir haben uns bis jetzt darüber unterhalten, wie die Intelligenz des Regierungswillens mit der des bürgerlichen streitet. Eine jede Intelligenz bedarf aber des Wissens des Inhalts von Vorstellungen. Diesen Inhalt erhält die der Regierung durch das geheime Mittel der polizeilichen Berichte, durch welche die entferntesten Enden in den Mittelpunkt zusammenlaufen; sie wäre keine Intelligenz, wenn sie nicht eben im Centrum stände. Die bürgerliche hat weder solche Mittel, noch würde sie davon Gebrauch machen können; denn sie ist die öffentliche Meinung. Ihr Wissen, ihre Vorstellungen können ihr nur aus der Oeffentlichkeit kommen. Das Organ derselben ist die Presse; diese soll also belehren. Wenn sie aber nur das sagen kann, was ihr die Regierung, also der Gegner, erlaubt, ist das Rechtsgleichheit, da bekanntlich den Bürgern Einsicht und Censur der polizeilichen Berichte nicht zusteht? Die Regierung hat nur das Amt, über Aufrechthaltung der allgemeinen und besondern Gesetze zu wachen, welche letztere von den Richtern erlassen werden. Die Censurbefugniß der Regierung aber, durch ein allgemeines Gesetz erlassen, wäre nicht dieses, sondern eine Bevorzugung Jener. Auf der andern Seite aber muß es den Bürgern daran gelegen seyn, auf eine wissenschaftliche Art belehrt zu werden, damit auch wirklich der Inhalt des Wissens vermehrt werde. Das ist nur dadurch möglich, daß auch die politische Presse an die öffentlichen Organe des Volkswissens angeknüpft wird, an die Universitäten. So wird die ersehnte Verbindung des Wissens mit dem Leben möglich; so jene Organe zu wahren Staatsanstalten werden. Warum soll die Politik nicht auch eine Fakultät seyn? Warum soll nun von den Universitäten nur etwa die gelehrte und die religiöse Bildung ausgehen? Ich muß Sie wiederholt darauf aufmerksam machen, daß ich hier nur von Reformen

* 11. Lief. S. 161.

rede, alſo von Konſequenzen der Idee. Was anderswo Revolution und Gewohnheit gebildet hat, kann dann nicht maßgebend ſeyn. Auch müſſen Sie nie vergeſſen, daß z. B. die engliſche Preſſe auf dem Wiſſen der Rechtszuſtände beruht, alſo thatſächlich, in Ernſt und Scherz, eine öffentliche Belehrung iſt. Wenn aber deſſen unſer gegenwärtiges Durcheinander, welches man politiſche Preſſe zu nennen beliebt, nicht unrichtig wohl mit dem Produkt einer Häkſellade zu vergleichen, ſich durchweg rühmen will, ſo iſt das nur ein Akt des guten Glaubens mehr, in welchem wir allgemein befangen zu ſeyn ſcheinen. Lebte Diogenes heute, ſo würde es ihm intereſſanter erſchienen ſeyn, ein ſogenanntes Oppoſitionsblatt zu finden, welches mit dem nöthigen Takt und dem nöthigen Wiſſen Belehrung und dadurch wirkliche Erhebung des politiſchen Willens bezweckte. Alle häufen Thatſachen auf Thatſachen, Neuigkeiten auf Neuigkeiten, ohne eine Erklärung derſelben zu geben; alle ſchmeicheln nur dem Willen der Freiheit, und bringen ihm Opfer dar, welche lediglich in Rauch aufgehen, anſtatt derben, nahrhaften Brodes; alle ſcheinen ſie, wie weiland Jemand, ausziehen zu wollen, um die Welt zu reinigen von aller Ungerechtigkeit und Ungebühr, unterſtützt von dem tapferſten Knoppen, und es ergeht ihnen nicht ſelten, daß ſie Windmühlen für Rieſen anſehen, und Kneipen für Schlöſſer. Hievon will ich nach altem Brauche Ausnahmen geſtatten; aber es exiſtirt keine einzige politiſche Zeitung in Deutſchland, die einen größern Kreis beanſprucht, welche in dem Sinne ein konſequentes Parteiorgan genannt werden kann, daß ſie von jeder Erſcheinung, ihren Parteiabſichten gemäß, Nutzen zieht, und namentlich von dem Räſonnement des Gegners nie anders Kenntniß nimmt, als um es zu widerlegen. Nun aber drucken ſich die feindſeligſten Zeitungen in aller Freundſchaft gegenſeitig häufig genug ab. Was ſoll da aus den Vorſtellungen der Leſer werden? Müſſen deren politiſche Anſichten nicht drunter und drüber gehen? Das iſt kein Vorzug, daß der Konſervative ein liberales Blatt, ohne Schaden zu nehmen, leſen kann; das iſt nur ein Zeichen, daß der Liberale ſeine Sache nicht verſteht. Es iſt aber gegenwärtig die Fahne des politiſchen Eklektizismus aufgepflanzt; und davon iſt der Grund die Unzahl der politiſchen Zeitungen und die Leichtigkeit, gegen anſtändiges Honorar daran anonym zu arbeiten. In Frankreich und England haben die Parteien in der Preſſe ihre Centralorgane. Solche fehlen uns ebenfalls, auf dem Wiſſen ruhend, und dahin wirkend; vornehmlich wo, wie in Preußen, der bürgerliche Wille noch nicht die mindeſte öffentliche Anerkenntniß in Bezug auf die Staatsbildung gefunden hat. Hier iſt es der Oppoſition weſentlich nöthig, aus Geſchichte und Landesrechten die Forderungsrechte auf Anerkenntniß darzuthun; in konſtitutionellen Staaten iſt deren Aufgabe, die Interpretation der Verfaſſung im Sinne der Freiheit zu geben. Von dieſem Beſtreben ſind rühmliche Beiſpiele vorhanden; aber von der vorhin angedeuteten Thätigkeit, die Forderungsrechte darzulegen, iſt nicht eine Spur in der Preſſe vorhanden. Wie aber ſoll nun die öffentliche Meinung intelligent werden, wenn ihr die Organe der Oeffentlichkeit keine Intelligenz geben? Als der bekannte Vorfall der angeblichen Unterdrückung der Redefreiheit durch die Regierung zu Königsberg ſich ereignete, hatte da die Preſſe, wenigſtens die ſich ſo vorzugsweiſe nennen läßt, ein eigenes Urtheil? Nein, ſie wartete bis Dr. Jacoby eine Broſchüre erlaſſen, und druckte ſie dann noch einmal ab. Und ſo geht's immer. Und es wird nie beſſer werden, als bis die Preſſe zuvor ſo zu ſagen die Milch des Wiſſens eingeſogen hat; darnach, wenn ſie fähig iſt, auf eigenen Füßen zu ſtehen, hat es keine Gefahr mehr, daß ſie warten wird, bis Jemand ihr das Rechte vorgeſagt hat.

Vierter Brief.

Ich habe Ihnen letzthin die verſchiedenen Parteinamen erwähnt: liberal, konſervativ u. ſ. w. Sie werden eine nähere Erläuterung wünſchen; ich werde Ihnen dieſelbe in Bezug auf unſere deutſchen Zuſtände zu geben verſuchen. Nach dieſen ſollte es ſechs geſonderte Hauptgruppen geben. Erſtens in Bezug auf die deutſche Allgemeinheit ſolche, welche den gegenwärtigen Staatenzuſtand für einen Durchgang zu einem künftigen einigen deutſchen Staate halten, oder gegentheils, welche nur die Fortbildung auf Grund des

gegenwärtigen Staatensystems in Anspruch nehmen. Zweitens, in Bezug auf das Besondere ist zuvor zu unterscheiden der konstitutionelle Theil und der monarchische, wohin ich nur Preußen rechnen mag. In jenem sind die Parteien solche, welche die Verfassung liberal, und solche, welche sie konservativ auslegen und anwenden; in diesem sind sie solche, welche die Verfügungen der Regierung das staatsbildende Moment nennen, und solche, welche die Mitwirkung des bürgerlichen Willens zur künftigen Darstellung von Gesetzen behaupten. Diese Hauptgruppen können in den verschiedensten Nüancen mit einander in Verbindung treten. Der Konstitutionell-Konservative kann sehr wohl einen deutschen Staat wollen, wie das Umgekehrte der Liberale; der Bürgerlich-Oppositionelle kann ein Konstitutionell-Konservativer seyn u. s. w. Dieses Alles könnte und sollte seyn; aber es ist bis auf die Parteien in den konstitutionellen Staaten nichts vorhanden. Namentlich ist der größte Irrthum der, daß man wähnt, mit dem bloßen Liberalismus in dem monarchischen Theile hinlänglich auszukommen. Welche schwere Aufgabe die Opposition da hat, habe ich Ihnen bereits in meinem letzten Briefe geschrieben. Daß aber jene Parteien nicht mit klarem Bewußtseyn vorhanden sind, liegt eben daran, daß die Presse selbst davon nichts weiß; daß nicht für jene Hauptgruppen der Gesinnungen bestimmte und konsequente Centralorgane vorhanden sind, an welche sich dann die verschiedenen Nüancen anschließen könnten. Man glaubt leider hinlänglich genug gethan zu haben, wenn man nur mit den Schellen eines vagen Liberalismus klingelt, um die Vorübergehenden an sich zu locken; vergißt aber dabei, daß, wenn der Ton aus den Ohren ist, die Leute so klug sind, wie zuvor. Daher ist es gekommen, daß von einer gebildeten öffentlichen Meinung in Deutschland nicht die Rede ist. Und diese wird nicht eher so werden, als bis eines Theils die Presse hinlängliches und wahrhaftes Wissen hat, andern Theils sie sich zuvor in bestimmte, den aus der Natur der Verhältnisse entspringenden politischen Gesinnungen korrespondirende Organe scheidet, und diesen Absichten gemäß konsequent verfährt, um solche Konsequenz, Klarheit und Bestimmtheit zu verbreiten, nicht aber mit übel verstandenem Streben nach Wahrheit und Unparteilichkeit, welche Dinge in der Politik Undinge sind.

Fünfter Brief.

Wir haben bis jetzt die Fehler und die Mängel gesehen; wir wollen annehmen: es wäre Alles so, wie wir es wünschten; Freiheit, Herrschaft und Gesetz erklängen in harmonischer Einigkeit. Würde der Mensch zufrieden seyn? Würde es ihm genügen in den Mauern des Staats, in der Verfassung der Gesellschaft friedlich zu leben? Gewiß nicht. Wie er als persönlicher Geist sich nach seiner Wahrheit, seiner Zukunft und Freiheit sehnt, so auch in der Gesellschaft wird er die irdische nicht für die wahre halten können, denn so schön auch der Staat sich darstellen mag, innerlich ist er voll der gemeinen Sünde und der Verbrechen. Hierüber hat er keine Gewalt; er ist nur die äußere Schönheit der Gesellschaft. Diese Schönheit ist aber ohne den Geist ein übertünchtes Grab. Der Geist der Gesellschaft fließt aus der Kirche: er ist die Liebe. Die Kirche, die Gesellschaft der Liebe, ist die Zukunft des Staats, der Gesellschaft, des Rechts. Darum wirkt ihr Zustand, ihr Seyn, d. i. die Liebe, als Geist im Staate; gleichermaßen, wie die Wahrheit und die Freiheit der Person der Geist der irdischen Persönlichkeit ist. Die sozialistischen Bestrebungen könnten zur Auflösung der Staatsverfassung in die Kirche dienen, wenn sie den schöpferischen Geist der Liebe hätten, und nicht den tödtenden des Egoismus. Die Idee des sogenannten christlichen Staats gehört ebenfalls hierher; denn er ist nur ein anderer Name für Kirche. Der Staat an und für sich hat mit Religion nichts zu schaffen; eben so wie der einzelne Mensch selbst, das Atom des Staats, nur eine Darstellung des Verstandes ist, und den Geist der Freiheit und Wahrheit als innern Trieb, als Gefühl, hat; dieses bewirkt in der Gesellschaft der Geist der Liebe; er ist das innere Leben aller Völker, also der Menschheit, und so fällt das Seyn der Kirche, mit dem Seyn dieser zusammen.

Nunmehr kann ich diese Betrachtungen schließen. Ich hoffe, Sie werden gefunden haben, daß ich weit entfernt bin, der bürger-

lichen Freiheit ihr Recht zu nehmen, aber gleichwohl mit dem Dichter wünschen muß:

O möchte Dich die ganze Welt umarmen
Der Geist der Freiheit mit der Liebe Herzen!

Gebirgsscenen

von

M. L.*

(Schluß.)

V.

Der Winter hatte die Welt draußen verödet und die Hütten belebt. Alle Farben und Formen waren in eine bleiche Decke gehüllt und die schwarzen Tannen, die hier und dort aufragten, denen selbst der Sturmwind nicht mehr den festgefrorenen Schmuck von den Aesten schütteln konnte, schienen auf ein einziges großes Grab gepflanzt. Auch die Berggestalten waren kaum erkennbar; eine düstere Schneeluft lag über Höhen und Thälern; schwarze Krähen, die auf den Schneehügeln plauderten, oder sich auf dem verschneiten Wege Körner suchend, verstreuten, waren das einzig Lebende in der todten Gegend. Die Bäche waren erstarrt, der See festgefroren, die Gebirgspfade alle unwegsam, hoch der Schnee vor den kleinen Häusern gethürmt, so daß es beschwerlich war, von einem zum andern zu gelangen.

So waren die Bewohner des Gebirgsdorfes denn abgeschnitten von der übrigen Welt, aber desto vollkommener war die kleine Welt im Innern der Hütten, da keine Geschäfte oder Wanderungen im Freien die Bewohner zerstreuten. Jetzt wo, nachdem die duftig violette Färbung der Schneeluft verkündete, daß der Tag dahin, der Lampenschein und die Heerdflamme lustig durch die Hüttenfenster schimmerten, hätte der neugierige Wanderer, der hier und da durch die Oeffnungen der Läden in die ärmlichen Räume schaute, manch freundliches Bild auf die Weiterreise mitnehmen können.

Wir wollen uns an eines solchen Stelle denken und da und dort Auge und Ohr an die Spalten legen. Da schauen wir in Stuben, aus denen fröhliche Gespräche und Lieder, von vielen frischen Stimmen gesungen, tönen, und sehen die jungen Mädchen des Dorfes vereint beim Spinnen oder ein Fest machen aus dem gemeinsamen Auspflücken der Federn, oder dem Sondern der Hülsenfrüchte. Die zusehenden Bursche beleben durch ihre Scherze die der Mädchen, in mancher Ecke findet zärtlich Liebesgeflüster statt, bemerkt von manchem eifersüchtigen oder neugierigen Blicke der Andern.

Dort in dem langen, niedern, durch Tabaksdampf geschwärzten Gemache des kleinen Wirthshauses sitzen die älteren Männer vor den Weinkrügen und den bestaubten, zerdrückten Zeitungsblättern, einige die Arme aufgestützt, mit ganzer Seele vielleicht lang widerrufene Nachrichten verschlingend, andere gegen den Nachbar heftig ihre Meinung über streitige Gegenstände verfechtend, andere die eigene Ansicht aufgebend, verstummt jenem übermüthigem Sprecher horchend, der durch seine Rede Alle übertäubend, sich zum Leitstern ihrer politischen Meinung gemacht hat. Hier wieder weilen wir bei einem traulichen Familienbilde. Der weißhaarige Altvater im Lehnstuhl am Ofenheerd, scheint lebhaft von seinem jugendlichen Kriegs- und Wanderleben zu erzählen, der Aufmerksamkeit seiner Zuhörer gewiß; doch diese haben nicht Zeit, sich in die Vergangenheit eines Andern zu versetzen: Sorge für die Wirthschaft, für die Geschäfte des täglichen Lebens scheinen aus dem Gesichte des Mannes, der an den Ofen gelehnt, nachdenklich den Rauch aus seiner Pfeife bläst, und dem der Frau, die in sich versunken ernst auf das Kleine in ihrem Schooße blickt, zu sprechen, Plane für die Zukunft aber aus denen des jungen Paares, das innig umfaßt hinter dem Stuhle des Alten steht. Die Kinder allein sind aufmerksam und verlassen die rothen Aepfel, die sie auf dem Tische einander zurollen, um sich horchend an den Großvater zu drängen. Wir sehen dort in der kalten, mit Tannenreisern geschmückten Hausflur einen Greis auf dem letzten Ruhebette liegen und stille Thränen fließen und Verwandte und Nachbarn abwechselnd die feierlichen Todtenlieder singen und sehen dort schon wieder in jenem andern Gemach eine Mutter selig ihr neu-

* 11. Lief. S. 164.

geſchenktes Kindlein wiegen und es den ältern Brüdern zeigen, die neugierig Händchen und Füßchen befühlen und meinen, es ſei ein Engelein, das heut' in ihre Hütte vom Himmel herabgeflogen.

Dieſe und hundert andere Bilder könnten wir in der Geſchwindigkeit aufnehmen und ſehen, wie hier, wo das Urgeſtein der Erde ſich um die Menſchen thürmt, auch unter dieſen ſelbſt die Urformen des geſelligen Lebens unverkünſtelt, unübertüncht hervortreten. Das kleine Dörfchen, tief im Schnee begraben, dem Auge des Wanderers ſelbſt in geringer Entfernung unbemerkbar, zeigt ihm plötzlich in ihrem Anfange, oder in ihrer urſprünglichen Einfachheit alle die Zuſtände, die uns in der ſogenannten großen Welt in mannigfachſten Schattirungen, Gradationen umgeben, peinigen, erfreuen.

Wir fühlen, wie keine Hütte ſo klein iſt, in der nicht aus Freude oder Schmerz der Faden ſich ſpinnt, der in das große Gewebe menſchlichen Seyns reicht, das unſichtbar alle Seelen umſchlingt und vereinigt.

So ſind wir den Dorfweg hinunter gekommen und ſtehen nun außen am See, wo die beſchneiten Weidengebüſche ſo geſpenſterhaft das Schifferhaus umgeben und ſchauen durch die kleinen rundſcheibigen Fenſter in das freundlichſte Stübchen. Was von den Gegenſtänden darin der Schein des Ofenfeuers und Lampenlichts berührt, ſpricht uns von dem frommen und fleißigen Leben der Bewohner. In der Ecke, nahe dem Fenſter, ſteht ein kleiner Betaltar, auf dem Tannenzweige und Reiſer mit rothen Beeren zum Bilde des Gekreuzigten aufragen und der dem ganzen Raume eine höhere Bedeutung gibt. Alles Uebrige darin ſind nur einfachſte Nothwendigkeiten des täglichen häuslichen Lebens. Geräthe zum Haushalt und Schifferhandwerk gehörig, zierlich auf Geſimſen und Schränken geordnet. Auf der Bank, die um den bunt bemalten Kachelofen läuft, ſitzt ein junger Mann; vor ihm auf dem langen eichenen Tiſch liegt die Zither, der er mit emſigen Fingern die einfachen lieblichen Töne entlockt. Die zitternden Flammen der hohen Meſſinglampe werfen einen hellen Schein auf ſein ernſtes, zum Inſtrument geneigtes Geſicht und auf das des Mädchens gegenüber, die wohl eben etwas ihre ganze Seele Anregendes in dem vor ihr aufgeſchlagenen alten Buche geleſen, oder über das Geleſene ſehr eifrig zu dem Andern geſprochen hat, denn ihre Augen glänzen und hohe Röthe ſtrahlt von dem lieblichen Antlitz. Weiter zurück, näher der wärmenden Flamme, iſt der alte Vater emſig mit dem Ausbeſſern der Netze beſchäftigt, zuweilen mit gutmüthigem, vielſagenden Lächeln auf jene Beiden blickend, die ſtumm, doch mit einander zu ſprechen ſcheinen. Der Jüngling ſchaut das Mädchen an, und je länger er es thut, je heiterer werden die Töne ſeiner Zither, ja die ſchwermüthigen Melodien verwandeln ſich zuletzt in munterſte Tanzweiſen, ohne daß er es ſelbſt vielleicht weiß; das Mädchen aber ſchaut nicht mehr in's Buch, immer lachender wird ihr Geſicht, mit friſcher froher Stimme ſingt ſie die Melodie nach, der Jüngling ſtimmt mit hellen Tönen ein, wie um ihm dafür zu danken, reicht ſie ihm die Hand über den Tiſch, er läßt die Zither und hält ſie mit ſeinen beiden feſt. Der alte Vater ſchaut freundlich drein und meint, noch nie zwei ſo glückliche Geſichter geſehen zu haben. Einige Nachbarn treten herein, herzlich empfängt ſie das Mädchen, bringt Aepfelwein zur Bewirthung, fragt und erzählt mit froher Lebendigkeit; kräftig erwiedert der Jüngling den freundlich gebotenen Händedruck und nimmt Theil an den traulichen Geſprächen.

Und dieß iſt Margaretha, die ſich von den Menſchen zurückzog, weil ſie ſich höhere Weſen zur Geſellſchaft ſehnte, und dieß Franz, der ſie floh aus Scheu vor ihrer Tugend, weil er ſich den Böſen verdammt glaubte.

O viel haben die Beiden in dieſen Monaten, wo das Außenleben ſo arm iſt, innerlich erlebt.

Lange dauerte die Scheu, die ſie gegenſeitig für einander fühlten, weil dem Einen vor der geiſtigen Hoheit der Andern, Dieſer vor Jenes geiſtiger Niedrigkeit bangte.

Die zurückgelaſſenen Heiligthümer der verſtorbenen Mutter in Empfang zu nehmen, war Franz in die Hütte getreten, feſt entſchloſſen, den Beſuch nicht zu wiederholen, aber eben jene Scheu, die ſich bald in Verehrung, in warme Bewunderung verwandelte, wurde der Zauber, der ihn immer wieder zurückzog. Er freute ſich, wie er Gelegenheit fand, ſich

dem gichtkranken Alten, der ſelbſt nicht mehr arbeiten konnte, durch das Ausbeſſern ſeiner Kähne nützlich zu machen, und ſo häufig in Margaretha's Nähe beſchäftigt zu ſeyn.

Und Margaretha — der Gedanke eine Seele zu retten, ließ ſie jene Scheu beſiegen, ſich ihm immer wieder nähern mit ihren tröſtenden emporrufenden Worten. Im Anfang öffnete ſich ſeine Seele nur dem innigen Klang dieſer Worte, bald auch ihrem Inhalt; eine Schaale nach der andern löſte ſich von der verhärteten; er ſprach ſeine Zweifel, ſeine Furcht, ſeine Qualen aus, er hörte die Antworten aus gläubigem Herzen hervorquellen, er lernte nach und nach ſich in dieſe andere Seele zu verſenken; er tauchte ſeine ermattete in die Quelle jener reinen Gedanken und warmen Gefühle, und es war ihm, als erſtünde er aus einem reinigenden Bade. Der Glaube war ihm wieder gegeben an den Gott, der nicht will, daß Einer verloren werde, und mit dem Glauben hatte er auch den Muth zu neuem Leben, hatte er die Fähigkeit zu hoffen, zu lieben wieder gewonnen. Ja er vertraute den Menſchen wieder, er liebte ſie, denn er glaubte, daß auch ſie ihn zu lieben vermöchten; ſie, die ihm als die Reinſte und Beſte erſchien, war ihm ja freundlich, wie ſollte er vor den Andern ſich ſcheuen?

O, und wunderbar war es, daß Margaretha's Sehnſucht nach Erleuchtung Befreiung ihrer aufſtrebenden Seele nicht durch die Berührung höherer Weſen, wie ſie hoffte, ſondern durch den Umgang mit dieſem umdüſterten, gefeſſelten Geiſte ſich zu erfüllen ſchien. Ihm ſuchte ſie die heiligſten Wahrheiten verſtändlich und theuer zu machen, und ihr ſelbſt wurden ſie dabei erſt recht klar. Gott ſelbſt ſchien ihr die Worte auf die Zunge zu legen, die Gedanken einzugeben, durch die ſie Jenen zu überzeugen ſuchte. Indem ſie ſeiner verſchmachteten Seele den friſchen Labetrank reichen wollte, ſtrömte die innere Quelle, aus der ſie ihn ſchöpfte, erſt recht hell und ungefeſſelt; das Bild des Herrn, das ſie ihm in's Herz zu graben ſuchte, ward dabei in dem ihrigen erſt recht lebendig; mehr als je fühlte ſie den Zuſammenhang aller heiligen Geſchichten, die ſie ihm zum Troſt und zur Stärkung erzählte.

Ja, die Knoſpe ihrer Seele hatte ſich zu ſchöner Blüte entfaltet. Einen Andern aufzurichten, war ſie aus ſich ſelbſt, ihrem eigenen, träumeriſchen Empfinden herausgegangen, und wie ſie ſich in jenen fremden, gequälten, ſcheinbar Gott fernen Geiſt verſetzte, fand ſie ſich auch hier, wie in der Heimath, fand ſie alle Keime des Guten auch hier, nur umhüllt, unentwickelt, erkannte ſie, wie aller Saame dieſer Schuld, dieſer Qual auch in ihrem Herzen lag, nur durch ein glücklicheres Geſchick vor dem Aufgehen bewahrt. Als eigene Schuld lernte ſie die des Andern tragen, die fremde Qual in eigener Seele nachempfinden, ſie fühlte ſich nicht mehr getrennt von der ſündhaften Welt, ſie fühlte ſich in ſie eingewebt; o, ſie wurde ſo nachſichtig, lernte vertrauen, lieben, liebte ihn wie ſich ſelbſt und in ihm der ihr in ſo finſterer Geſtalt entgegen getreten war, alle ſchwachen, ſündigen Menſchen.

Sie wartete nicht mehr auf die ſichtbaren Engel; ſie erkannte, daß Engel aus jeder Menſchenbruſt zu uns ſprechen können, wenn wir ſie nur mit liebevollen Blicken ſuchen.

Jeder hatte auf verſchiedene Weiſe dem Andern die Luſt am Leben, die Liebe zu den Menſchen wieder gegeben; die Eine hatte den Andern von der Tiefe, Dieſer ſie von der Höhe auf den richtigen menſchlichen Standpunkt zurückgeführt; zu den Niedern, Sündenvollen fühlte ſich Dieſe, zu den Reinen, Erlöſten Jener gehörig, Beide fühlten ſich wieder in der Menſchheit.

Und die Menſchen fühlten das auch und ſcheuten ſich nicht mehr vor ihr, die gegen den freundlich war, der Allen zu niedrig dünkte; ſie verachteten ihn nicht mehr, da er mit ihr verkehrte, die ihnen ſo trefflich ſchien. In ihren Augen war ihr etwas von dem Lichte einer höheren, ihm von dem Schatten einer niederern Welt genommen. Sie fühlten ſich Beiden gleich und vertraut.

Margaretha dachte jetzt nicht mehr daran, ſich in's Kloſter einzuſchließen, Franz hatte ſein Zuſammentreffen mit den finſtern Geſellen ganz vergeſſen.

Es war ein merkwürdiger Winter in dieſer Beiden Leben, ein Winter, in dem ſich ein ſchöner Frühling bereitete.

VI.

Noch ist dieser Winter nicht zu Ende; aber unsere Phantasie eilt ihm zuvor. Sie schüttelt schnell den Schnee von den Bäumen und streut rosige duftende Blüten darauf, sie schmilzt das Eis und befreit die grünen Fluten; die weiße Decke nimmt sie von den hohen Matten und lächelt die kleinen grünen Knospen an, daß sie sich schnell in glühende Alpenrosen verwandeln, und die windet sie zum Kranz für eine noch holder glühende Braut.

Eben tritt sie aus der Thür des kleinen Schifferhauses, die lichtgrüne Maien schmücken und über die vom hölzernen Balkon die Fliederdolden und Geisblattranken herabhängen. Sie blickt mit seligem Lächeln in den blauen Himmel, der ihren Tag verherrlicht. Neben ihr steht der glückliche Bräutigam, fröhlich den bebänderten Hut der laut grüßenden Menge entgegen schwenkend, die in den Kähnen am Ufer des Paares Kommen erwartet.

Alles drängt sich heran, hundert Hände werden geschüttelt, man vertheilt sich in die festlich geschmückten Nachen. Wie flattern die bunten Wimpel, wie glänzen die weißen Segel im Sonnenschein! Töne der Musik, aus dem einen Kahne lustig in die Morgenluft klingend, begleiten die fröhliche Fahrt.

So geht es weithin über den schimmernden See bis zum Kirchlein, das dort auf dem hohen Felsenufer wie ein heiliger Leuchtthurm weit in die Flut hinausschaut.

Auch da empfängt frohe Begrüßung die Ankommenden, und wie man das Kirchlein betritt, wundert man sich, daß es draußen noch Blumen und Blüten gibt, denn allen Schmuck des Frühlings schienen liebende Hände hier geborgen zu haben. Und dieselben lieben Hände legen sich segnend auf das junge Paar. Das Auge des Bruders weilt mit mildem Freudenausdruck auf ihnen, deren Bund sein Wort heiliget. Kein Schatten durch den Gedanken an eigene Entsagungen hervorgerufen, geht über die freie Stirn. Auch er zieht mit dem eigenen Leben in das fremde ein, und fühlt der Andern Glück wie das eigene. Auch er fühlt sich in der Menschheit, was ihm auch von ihren Gütern fehlen mag. So stört kein Mißlaut die schöne Feier, so werden Franz und Margaretha zu liebenden und geliebten Gliedern des unendlichen Menschenbundes geweiht. — —

Dieses letzte Bild malte nicht die Wirklichkeit, nur die Phantasie — doch ist sie nicht oft eine holde Prophetin?

Land- und Volksbilder
aus Mecklenburg.

Von

J. W.

(Schluß.) *

Nach mancherlei Stockungen und kleinen Zwistigkeiten, hervorgebracht durch unabsichtliches und hämisches Auftreten im Gliede, was dann immer einen kleinen Disput und einige freundschaftliche „Schafskop“ oder „ungeschickte Hans“ hervorruft, welcher Zwist aber vom aufmerksamen Major mit einigen freundlich ernsten Worten ohne weitere Folgen geschlichtet wird, oder weil eine besorgte Ehegattin sich kühn in den Zug drängt, dem Gatten eine Tabakspfeife, die er vergessen hat, hinzureichen, und was dergleichen kleine Zufälligkeiten mehr sind, ist der Zug endlich glücklich am Schützenhause angelangt. Gewöhnlich harret hier der Bürgermeister mit seiner stolzen Begleitung von Senatoren, alle in ihrer besten Gallauniform, und ein donnerndes Lebehoch, was ihm die Schützen ausbringen, beweist ihre Anhänglichkeit an ihren Herrn und Meister.

Das Schießen hat seinen Anfang genommen, hell knattern die Schüsse der langen Scheibenbüchsen, lustig tönt das Trompetengeschmetter, welches einen glücklichen Schuß verkündet. Auf dem Platze vor dem Schießhause sind Buden aller Art mit lockenden Süßigkeiten, bunten Gläsern, kunstreichen Klempnerwaaren, in großen Städten nicht mehr modern genug ausgemusterten Galanteriesachen u. s. w. aufgestellt. Noch ist der Platz ziemlich von Menschen leer, und nur die muntere Jugend treibt sich in Sonntagskleidern dazwischen umher. Im Städt-

* 11. Lief. S. 171.

chen dagegen herrscht vermehrtes Leben, da gibt es noch so Manches auf heute Nachmittag zu besorgen, daß es ein Rennen und sogar Drängen auf den Gassen und in den Laden ist, wie man es sonst das ganze Jahr nicht erlebt.

Der Vormittag ist so mit eilender Schnelle verschwunden, der festtägliche Braten dampft auf dem Tische, mit dem letzten Bissen verläßt Jung und Alt, Alles was die Glieder nur regen kann, das Haus und den Ort, und eilt zum Schützenfeste. Alle Häuser sind verschlossen, alle Gassen wie ausgestorben, einzelne Kranke, und der melancholisch vor der Thür sitzende, roth und blau berockte Postschreiber, der das strenge Gebot hoher Großherzoglicher Kammer, wonach alle Postbüreaus von acht Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends geöffnet seyn müssen, verflucht, sind die einzigen Zurückgebliebenen. Dieben stände eine reiche Beute offen, doch die wenigen derartigen Subjekte, die der Ort zum Kummer des Stadtrichters beherbergt, und die bisweilen nächtliche Expeditionen in Obstgärten oder Kornfelder und Wälder veranstalten, haben heute etwas Besseres zu thun als zu stehlen, sie müssen sich auf dem Schießplatze amüsiren. Da geht es aber lebendig zu, dort ist ein Leben, wer das doch so recht schildern könnte. Geputzte Bürgerfrauen, die lieben Kleinen an der Hand, das Jüngste noch auf dem Arm, wandeln neugierig, die schönen Dinge besehend, bedächtigen Schrittes umher, Gesellen im Sonntagsrock, Lehrbuben im „Konfirmationsfrack,“ Alle überglücklich vor Lust und Freude, schlendern oft zu langen Reihen, Arm in Arm dazwischen. Hübsche Dienstmädchen mit bunten Bändern, und eben so hochrothen Busentüchern wie Wangen, werfen verstohlen verliebte Blicke nach bärtigen Männern, und empfangen zur Vergeltung dergleichen wieder, worauf sie dann verschämt die hellen Augen zu Boden schlagen. Landmädchen und Bauernburschen aus den nächsten Dörfern, Alle auf's Beste in ihrer eigenthümlichen Tracht geputzt, stehen gaffend an den Buden, in der einen Hand den beliebten „Bückling“ (geräucherter Häring), in der andern die selten zu Theil werdende Weizensemmel haltend, und wohlgefällig von beiden fingerlange Stücke in die weiten Mäuler schiebend. Stattlich drängt sich der „schmucke“ Dragoner im blitzenden Helm, mit weißen Handschuhen, der sich einen Urlaub aus seiner Garnison zum heimathlichen Schützenfeste bewirkt hat, durch den dichten Kreis, und empfängt wohlgefällig die Huldigungen die ihm, und mehr noch seiner Uniform, von alten Bekannten und früheren Tänzerinnen zu Theil werden. Aus den Buden, in denen um Teller und Töpfe, Gläser und Leuchter, Messer und Schnupftabaksdosen gewürfelt oder gedreht wird, erschallt laut das schon etwas heisere Aufforderungsgeschrei der Standhalter, womit sie die noch Wankenden und Schwankenden zum Satze einladen: Uemmer heran meine Herrschaften, et kostet man eenen Schilling, und et fehlt man noch de letzte Mann, ümmer heran! heran! schreit er ununterbrochen. Komme Se her, Mamsellken, willen Se nicht eene Jungfer sien? (ein Bild auf der Scheibe, was eine solche vorstellt, und dessen Inhaber, wenn beim Drehen die Glückskugel darauf fällt, den ausgesetzten Gewinn erhält) und erröthend opfert die so Angeredete einen Schilling, und empfängt dafür die Worte: So, dat is recht von Se, nu sünd Se eene Jungfer.

Die Schützen haben feierlich ein gemeinsames Mittagsessen im Schießhause gehabt, und die dabei ausgebrachten Gesundheiten, natürlich die auf den von allen Mecklenburgern, vornehm wie gering, wahrhaft geliebten Landesfürsten zuerst, haben Manchem das Antlitz geröthet und den Schritt schwankend gemacht. Ihren Dreimaster auf's Haupt gedrückt, die lange Pfeife im Munde, wandeln Einzelne derselben, die schon mit ihren Schüssen durch sind, in der Menge herum, sehen auch wohl, sind sie vielleicht zufällig Besitzer von Verkaufsbuden, darnach, ob das Geschäft auch ordentlich geht und rufen zur größeren Ermunterung mitunter 'mal mit: Uemmer heran, meine Herrschaften, ümmer heran! — In der Konditorbude sitzen die Honoratioren des Städtchens, begierig das einmal im Jahr zum Verkauf gebotene Eis in ungeheuern Portionen verschlingend. Nach vielen Knixen und Bekomplimentirungen, hat die Frau Bürgermeisterin neben der Frau Amtshauptmännin, die den ersten Rang einnimmt, und dann wieder die Frau Präpositussen und die Frau Postmeisterin, und weiter unten die Frau Doktorin, wenn ihr

Gatte unglücklicher Weise keinen weiteren Titel führt, und die Frau Stadtsekretärin, ihren Sitz gefunden. Die lieben Töchterlein, im besten Anzuge, paradiren unter dem Schutze der mütterlichen Augen wohlbewacht, vorne in der äußersten Reihe der Bude, und tauschen wechselsweise süße Blicke mit der selbstgefällig herumwandelnden eleganten jungen Männerwelt aus. Die älteren Herren weilen beim Glase Punsch oder der Bouteille „Medoc“ und einer falschen Havannah-Cigarre im abgesonderten Lokale. Bisweilen erhebt sich auch eine ganze Honoratioren-Familie in plena, wandert stolz, die von allen Seiten ihnen zufließenden Ehrenbezeugungen in Empfang nehmend, durch die sich ihnen öffnende Menge, zu einer Glücksbude hin, Fortuna's Launen zu versuchen. Bier- und Branntweinzelte sind an allen Ecken aufgeschlagen, und reichlich mit Gästen, alt und jung, männlich und weiblich, besetzt; Obstweiber mit staubigen Stachelbeeren und Kirschen hocken dutzendweise herum; „Spickaal- und Bücklingsverkäufer“ preisen ihre duftende Waare aus und finden Abnehmer in Menge; überall sieht man kauende und trinkende, lachende und jubelnde Menschen, wie man es das ganze Jahr nicht wieder zu beobachten Gelegenheit hat. Dazwischen donnern noch immer die Schüsse der Schützen, blasen die Trompeter, denn noch ist es nicht entschieden, wem die Ehre des Tages als König zu Theil wird. Neugierig harren Alle der Kunde, endlich erschallt dreimaliges Trompetengeschmetter: „Schnieder Meyer is König worden!“ ruft es aus dem Schießhause, „Schnieder Meyer is König worden!“ tönt es über den ganzen Platz. Der glückliche Sieger wird mit dem königlichen Schmucke geziert, und eben so wie heute Morgen, nur daß die Schritte der meisten Schützen, in Folge ihrer allzureichlich dem Bacchus gewidmeten Libationen, noch etwas wackliger geworden sind, und eine noch größere Ungebundenheit herrscht, marschiert der Zug zurück vor die Thür des neuen Königs. Dieser muß, so will es die Sitte, sämmtliche Schützen mit Wein und Kuchen vollauf regaliren, und empfängt dafür aus der Stadtkasse gewöhnlich fünf und zwanzig bis vierzig Thaler, und genießt als König für das Jahr seiner Herrschaft, Befreiung von den städtischen Abgaben. Außer der Ehre ist also, wie man ersieht, der materielle Vortheil nicht groß. In dem obern Saale des Schützenhauses wird Alles für den Honoratiorenball eingerichtet, der mit anbrechender Dunkelheit seinen Anfang nimmt. Das Orchester des Stadtmusikus, seines kriegerischen Schmuckes von heute Morgen schon ledig, beginnt eine rauschende Polonaise zur Eröffnung des Balles. Der Herr Amtshauptmann fordert die Frau Bürgermeisterin auf, und so streng nach Würde und Rang geordnet, als hätte ein Hofmarschall das Arrangement getroffen, setzt sich der Zug in Bewegung. Doch nur bei diesem ersten Tanze herrscht solch steifes Ceremoniell. Die ältere Welt — die in einer Reihe an den Wänden sitzenden, ihre Töchter nie aus den Augen lassenden Mütter ausgenommen — räumt bald das Feld der tanzlustigen Jugend, und zieht sich in die Nebenzimmer zum beliebten „Boston“ oder „Whist“ zurück. Der Held des Saales ist der zum Besuch aus der Residenz gekommene Jägerleutenant; alle Damen sehnen sich, mit ihm zu tanzen, alle Herren verbergen nur mühsam ihre Eifersucht. Selbst der Herr Amtsauditor, heute im neuen blauen Frack mit blanken Knöpfen, sonst der Adonis der Damen, der privilegirte Courmacher von Bürgermeisters Line, die durch ihn vielleicht noch einmal, wenn auch in langen, langen Jahren, Frau Amtshauptmännin zu werden gedenkt, wird heute ganz in den Schatten gedrängt, und stellt trübsinnige Betrachtungen über den veränderlichen und nach seiner Meinung schlechten Geschmack der jungen Damen an. Doch kannst Du so schöne neue Kotillionstouren aufführen, wie jener Sohn des Mars, der auf den Schweriner Hofbällen diese schätzenswerthen Fähigkeiten erlernte, hast Du einen so schönen, blonden Schnurrbart, sitzt Dein blauer, neuer Frack so gut wie der schwarze, vom hochberühmten Kleidermacher Albrecht in der Residenz verfertigte Deines Nebenbuhlers, kannst Du endlich so interessant über Waffenröcke und den neuesten Pas der Tänzerin Bernadelli, und den kürzlich angeschafften Fuchszug des Marstalles, ja sogar über die chronique scandaleuse der Residenz plaudern wie Jener? Nein, das vermagst Du nicht, obgleich Du Senior bei den Vandalen in Göttingen warst, und da Du es nicht kannst, mußt Du dem Residenzler heute Dein Reich ab-

treten. Doch beruhige Dich, Jener geht morgen wieder fort, und unumſchränkt vermagſt Du wieder in Deine alten Rechte einzutreten!

Draußen auf dem Platze und auf den Tanzſälen aller Art, dauert das luſtige Leben bis ſpät in die Nacht, ja bis zum hellen Morgen fort. Einzelne, des ſüßen Weines zu Volle, werden mitleidig vom Nachtwächter unter die Arme gegriffen und nach Hauſe geleitet, kleine Zwiſtigkeiten, größtentheils aus Eiferſucht herſtammend, bald wieder vom Wirthe geſchlichtet. In den ſchattigen Anlagen um den Platz, wandeln verliebte Paare Arm in Arm, und verlieren ſich abſichtlich immer weiter. Doch da der Mond ſo gutmüthig iſt, hinter die Wolken zu treten, damit ſein verrätheriſcher Schein nicht zur Ertappung führe, ſo wollen auch wir, was er bedeckt, nicht ſchonungslos an's Licht des Tages ziehen. Iſt ja doch heute „Königsſchuß,“ wer wollte da wohl hämiſch klatſchen.

Manche Bilder, die ſich noch in ſolchen Königsſchußnächten dem Beobachter zeigen, könnten wir hier noch aufzeichnen, wenn wir nicht fürchten müßten, die Geduld unſerer Leſer, die unähnlich der Bevölkerung jenes Städtleins, des Königsſchuſſes wohl ſchon überdrüſſig ſind, zu ermüden.

Leider zu ſchnell iſt dem Orte jenes einzige Feſt vergangen, einige unangenehme Nachwehen, namentlich eine gewiſſe Leere des Geldbeutes, iſt Vielen nur zurückgeblieben. Doch nur einmal im langen, langen Jahre ſtellt es ſich ein, einmal im Jahre nur ſo aus dem Grunde des Herzens fröhlich zu ſeyn und die Langweiligkeit des „Werkeltages“ ſo ganz zu vergeſſen, wer wollte darüber wohl zürnen! Darum ſeiſt Du gegrüßt, Königsſchuß der mecklenburgiſchen Städte, Du einziges wahres Volksfeſt derſelben.

Lieder

von

Alexander Kaufmann.

1.

Ferne.

Wohl biſt Du wie das Morgenglüh'n, —
Von fern nur darf ich's ſchauen:
Es ſteigt und blüht und ſtirbt im Blüh'n,
Wo dort die Berge blauen.
Doch naht der Glanz dem ſtillen Thal,
Iſt's heller Sonne Blinken,
Nicht mehr der roſige Liebesſtrahl,
Den fern die Berge trinken.

2.

Um Mitternacht.

Der große Becher ging im Kreiſe rund,
Der große, lichte, grün geſchliff'ne Becher.
Du ſetzteſt keck ihn an den roſ'gen Mund:
Ein rheiniſch Mädchen iſt kein banger Zecher.

Es ſchwamm der Wein in ſeltſam grünem Glanz,
Der gold'ne Wein, der edle, rheinerzeugte;
Wie freudig, wogte d'rum der volle Kranz,
D'rin Roſe ſich zu Roſe koſend beugte!

Erdbeeren trieben auf der heil'gen Flut,
Korallen-inſeln in dem grünen Meere;
Es war ein Duften, Flammen! Eine Glut,
Als ob das Alles tief verzaubert wäre!

Du aber ſchauteſt in den ſelt'nen Grund,
Und roſigblühend ſtrahlt Dein Antlitz wieder;
Du ſetzteſt keck den Becher an den Mund —
Die Geiſterſtunde ſenkte juſt ſich nieder.

Und als Du mir den Umtrunk dargereicht,
Welch' Wunder durft' ich im Pokal entdecken:
Statt daß mein eigen Bild ſich d'rin gezeigt,
Erblickt' ich Deins — ein freudig ſüß Erſchrecken!

Und feſt hielt ich den Becher in der Hand,
Ich konnt' nicht trinken, wie der Duft auch lockte;
Ich mußte ſchauen, ſchauen — ach, gebannt
In Zauberluſt — des Bechers Kreisgang ſtockte.

Dein Auge ſah ich, ſah die Wangen auch,
Ich mußte ſchauen — Schauen, das nicht endet!
Und Deine Lippen — war doch nur ihr Hauch,
Was ſüßen Duftes der Kriſtall entſendet!

Sie wollten sprechen — o gewiß, nur hold,
Gewiß nur freundlich hätt' Dein Mund geklungen,
Gewiß gleich mir des Augenblickes Gold
Ein glücklich Lied der Gegenwart gesungen!

Da weckten mich die Freunde: „Mach' geschwind!
Noch manchen Trinkspruch, eh' der Tag sich röthet,
Bringt Der und Jener seines Herzens Kind.
Wach', Träumer, auf!“ — Da war Dein Bild getödtet. —

Kristall, Kristall, Du leicht zerbrechlich Glas,
Zerbrechlich, wie das Glück der flücht'gen Stunde!
Der Wein verduftet — was bekümmert das?
Es ruht Dein Bild ja noch in tieferem Grunde.

3.

Rheinfahrt.

(In ein Album.)

. . . Es ruht im Lied das reizendste Gedächtniß;
Es bleibt das Lied, wenn's Freunde froh gesungen,
Für's ganze Leben auch ein lieb Vermächtniß:
Wenn neu die alten Töne sich erschwungen,
Regt sich auch wiederum das alte Leben,
Und in des Liedes frohen Laut verweben
Sich gern der Freunde oft gebleichte Züge.
So schlingt auch mir sich schon ein reicher Faden
Von Liedern durch des Lebens kurze Reise,
Die gleich den Abendglocken ernst und leise
Mich zum Gebete der Erinnerung laden,
Doch wüßt' ich keins, was so zum Herzen schlüge,
Was so mir regte leichte Sehnsuchtsschwingen;
Als wenn des Rheines leise Lieder klingen:
Wenn süß die Laute auf und nieder weben,
Steigt jugendfrisch empor ein freudig Leben.

Da fliegt ein Kahn, bewimpelt seine Masten,
Vorbei den Bergen, d'rauf die Burgen rasten,
Vorbei dem Werthe, d'rauf die düstern Linden
Zum grünen Kranz sich um ein Kloster winden; *
Da jauchzen wieder muthige Gesellen,
Die Becher klingen, Jubellieder schwellen,
Und in der Mädchen goldgewirkten Locken
Wiegt sich die Blume, wie vor Lust erschrocken.
Da webt das Mondlicht wieder seine Strahlen,
Das Echo tönt von wechselnden Signalen,
Bis fern die Wälder sich unmuthig schütteln:
„Was braucht ihr aus dem Schlummer uns zu rütteln?“
„Da — still — den Dämpfern!“ — Nur ein leichter Schrecken,
Des Stromes aufgescheuchte Wellen strecken
Nach flücht'gem Tanz sich in's gewohnte Gleise,
Und Lied und Scherz geht fort in alter Weise...

* Nonnenwerth.

4.

Im Vorüberfahren.

(Bei Linz und Sinzich.)

Es geht der Mond so klar,
So klar die Sterne scheinen;
Was erst verfinstert war,
Was mag sein Leuchten meinen?

Es geht der Mond so klar —
Wie bläulich seine Strahlen
Landskron und Neuenahr,
Die fernen Kuppen, malen!

Es geht der Mond so klar —
Mich hält der Rhein umfangen.
Wildgrünes Thal der Ahr,
Nach Dir zieht mich Verlangen!

Es geht der Mond so klar
Nun wohl um Deine Spitzen,
Und läßt sein goldnes Haar
In grünen Strudeln blitzen.

Es geht der Mond so klar,
In Deine Tiefen lauernd:
Da liegt von Altenahr
Die Zwingburg ernst und schauernd.

Es geht der Mond so klar,
In's Angesicht das bleiche,
Das einst so blühend war,
Schaut er der Königsleiche.

Es geht der Mond so klar,
So klar die Sterne scheinen —
Mich dünkt, in stiller Ahr
Verklang ein flüchtig Weinen.

Es geht der Mond so klar,
So klar die Sterne schimmern —
Ich glaub', mir selber gar
Entfloß der Thräne Flimmern.

5.

Unter den Linden.

Unter den Linden, den grünenden Linden,
Drum sich die duftenden Reben winden,
Unter den Linden, da lockt mich das Haus —
Liebliche Schenkin, o tritt heraus!

Unter den Linden, den grünenden Linden,
Kühlig, umspielt von den säuselnden Winden,
Liebliche Schenkin, bring' Wein, bring' Wein! —
Unten da rauschet der mächtige Rhein.

Unter den Linden, den grünenden Linden,
Hebt sich ein Tanzen, es fideln die Blinden,
Liebliche Schenkin, o komme zu mir,
Rasch in den Reigen, des Reigens Zier!

Unter den Linden, den grünenden Linden
Wird wohl ein heimliches Plätzchen sich finden?
Alles verglühet, die Tänze sind aus,
Nachtigall schlägt nur im traulichen Haus.

Unter den Linden, den grünenden Linden,
Nachtigall, plaud're nur nimmer den Blinden:
Säng' es doch morgen die weite Welt,
Was wir zwei Beide hier angestellt!

6.

Ueberfahrt.

Leise klingt des Stromes Welle,
Die sich jüngst noch schäumend brach;
Nur die Nachtigallenlieder
Hallt das Echo träumend nach.

Eh dort drüben wir gelandet,
Liegt entschlummert alle Welt —
Mond des Himmels, Auge Gottes,
Wach getreu am stillen Zelt!

7.

Vergan!

Ich singe noch nicht von Grab und Tod,
Noch nicht von Sehnen und Leiden:
Mein Leben schwimmt noch in Morgenroth —
Was soll ich in Nacht mich kleiden?

Die Kuppen glühen in goldenem Licht,
Ich steig' hinan voll Entzücken —
Verkümmert, verkümmert den Gang mir nicht
Zu den flammenden Bergesrücken!

Nur still, nur still, es kommt die Zeit,
Da wird's auch anders klingen —
Doch so lange trag' ich mein flatterndes Kleid,
Laßt mich steigen, jauchzen und singen!

Aus Berlin.

20 Februar.

†† Das schon auf mehren deutschen Bühnen gesehene Stück „der Günstling" von L. Schubar (Dr. Lubarsch), welches anderswo unter dem Titel: »Keine Jesuiten mehr" gegeben wurde, hat jetzt auch bei uns auf dem königlichen Theater einigen Erfolg gehabt, der jedoch von keiner Dauer seyn wird. Für das Stück wurde hier in mehren gesellschaftlichen Kreisen vorher ein besonderes Interesse erregt, weil der den Winter über hier verweilende Fürst Pückler sich der Aufführung mit großem Eifer angenommen und dieselbe eigentlich unter seine Protektion gestellt hatte. Der berühmte Weltgänger, der hier viel mit den Prinzen, namentlich mit dem Prinzen v. Preußen und dem Prinzen Karl verkehrt, in die Gesellschaft des Königs aber niemals gezogen wird, hat dieß Stück seines Schützlings offenbar seiner antijesuitischen und freisinnigen Tendenzen wegen so lebhaft unterstützt. Es war allerdings pikant, daß gerade die Berliner Hofbühne dem Jesuitismus ein Autodafé bereiten sollte, obwohl wir gewünscht hätten, daß dieß in dramatischer Hinsicht durch ein besseres Stück geschehen wäre, als dieser Schubar'sche »Günstling" ist, den man für eine sehr schwache und durchaus aller produktiven Kraft entbehrende Nachahmung des Scribe'schen „Glases Wasser" halten kann. Der Verfasser hat eine bloße Persiflage des Jesuitismus geliefert, die in Allem, was dramatische Karakteristik und Entwickelung heißt, sehr dürftig und zum Theil äußerst ungeschickt ausgefallen ist, und nur auf der einen Seite durch die tendenziösen Schlagwörter, auf der andern Seite durch den nicht ganz zu verwüstenden historischen Zeitapparat sich in Geltung und Wirkung bringt. Was die jetzt so überhand nehmende Bühnenwirkung durch einzelne pikant herausgestellte Stichwörter des Tages und der Zeitgesinnung anbetrifft, so zeigt sich in den daraus entstehenden Demonstrationen des Publikums, auf die es vorzugsweise abgesehen ist, oft ein erfreulicher Antheil an dem wahren Leben der Zeit, und so lange diese Wirkung ächt ist, wollen wir für den Augenblick wenigstens den Abbruch, welcher dem rein künstlerischen Interesse des Theaters dadurch geschieht, nicht zu sehr in Anschlag bringen. Wird aber, wie dieß fast schon geschieht, ein förmliches Handwerk mit solchen Tendenzstücken getrieben, so verlieren Kunst und Gesinnung gleicherweise dabei, indem die letztere dann nur noch den Werth einer effektuirenden Phrase behält, und als Phrase uns am Ende das Beste und Größte verleidet werden kann. Von Karakteren ist in solchen dramatisirten Zeitungsartikeln zuletzt nicht mehr die Rede, und die auftretenden Personen gleichen den Figuren auf den alten Jahrmarktsbildern, denen lange Zettel aus dem Munde hängen, auf welchen zur Ersparung aller weitern Karakterkunst des Malers, die schönsten Bemerkungen aufgeschrieben stehen. Höher können wir auch das in Rede befindliche Schubar'sche Stück als Drama nicht stellen. Für unsere Schauspieler sind Produktionen dieser Art ebenfalls ein Verderb, sie spielen ihre Karaktere

auch nur noch wie mit dem Zettel aus dem Munde, indem sie ihre Zeit-Bonmots hersagen, das seinen Applaus nicht verfehlt, um alle übrigen Erfordernisse ihrer Kunst sich aber nicht mehr bekümmern.

Unser königstädt. Theater hat jetzt auch „Marie-Anne, oder Eine Mutter aus dem Volke," nach d. Franz. des Prn. Dennery und Mallian gegeben, und zwar mit derselben außerordentlichen Wirkung, welche das Original in Paris gefunden hat. Dieß Stück ist ein ächtes Drama der arbeitenden Klassen, eine Proletarierdichtung, wie sie nur auf französischem Grund und Boden entstehen konnte, da ein so bedeutender, im edelsten Sinne in sich ausgearbeiteter und energischer Karakter, wie diese „Mutter aus dem Volke" ist, nur auf der schon höher entwickelten socialen Grundlage des französischen Volkes aufgestellt werden konnte. Die Franzosen haben uns den socialen Roman gebracht, worin Frau von Staël und George Sand einen so unabweisbaren Einfluß auf die deutsche Literatur ausgeübt haben. Aus Frankreich empfangen wir jetzt auch das sociale Volksdrama, nicht von besonders hervorragenden großen Talenten gepflegt, sondern, wie es scheint, mehr aus der Volksgesinnung selbst erwachsend und aus derselben sich herausbildend. So ist das erwähnte Stück, das alle Bühnen Deutschlands mit großem Erfolg aufführen werden, als Kunstdrama kaum in Betracht zu ziehen, aber es ist mit allen seinen Fehlern und Mängeln aus dem wahren Pathos des ächten Volksgemüths hervorgegangen, und versetzt uns darum mit der größten Spannung, aber in aller Einfachheit und Natürlichkeit, auf den Boden, auf dem die entscheidenden Konflikte der Zeit in gesellschaftlicher Beziehung sich bereiten. Das eigentliche Thema dieses Stückes scheint uns dieß, zu zeigen, wie viel innerer, wahrhaft menschlicher Kern in den Armen und Nichtbesitzenden stecke, und wie die Reichen zu ihren übrigen Privilegien doch nicht das ausschließliche Privilegium der wahren Menschenwürde besitzen. Dieser Gedanke hätte zwar bedeutender und karakteristischer gestaltet werden können, aber er hat doch die Verfasser zu einigen sehr treffenden Scenen geführt, die als ein glücklicher Wurf auf diesem noch wenig angebauten Gebiet zu betrachten sind. Das Stück fand hier zum Theil eine sehr gelungene Darstellung, besonders der Marie-Anne selbst, durch Madame Albertine Rott, eine junge, ausgezeichnet begabte Künstlerin, welche sich wahrscheinlich jetzt dauernd der Bühne wirmen wird und die ihre allerdings sehr dankbare Aufgabe mit großer Innigkeit und naturwahrer Karakteristik löste. Auch Herr Franz Wallner, welcher den Mann der Marie spielte, ist ein Schauspieler, der einen wahren volksthümlichen Takt besitzt und deßhalb in Stücken dieser Art, deren wir wahrscheinlich noch manche erhalten werden, sehr wirksam sich bewegt.

Seit einiger Zeit befindet sich ein französischer Socialist, Herr Jules Lechevalier, in Berlins Mauern, der in der hiesigen Singakademie eine Reihe von Vorlesungen über „Socialismus" und „Staatsökonomie« in französischer Sprache, und zwar nicht für Geld, sondern gegen frei zu vertheilende Einladungskarten, halten wird. Herr Lechevalier war früher Saint-Simonist, dann Fourierist, und will jetzt einen eigenthümlichen socialistischen Standpunkt begründen, den man, so viel wir bis jetzt davon gehört haben, etwa einen „konservativen Communismus" nennen könnte. Denn Herr Lechevalier, nachdem er die verschiedenen socialistischen Systeme Frankreichs durchlaufen, und sich darüber auch in einigen literarischen Publikationen hat vernehmen lassen, ist jetzt in der Politik konservativ und im Socialismus positiv geworden. Zu dieser Mischung scheint er auch einige religiös-christliche Substanzen hinzuzufügen. Man begreift aber jetzt, wie ihm die Erlaubniß zu socialistischen Vorlesungen in Berlin werden konnte. Wenn auch für den Socialismus und für die socialen Bewegungen in Berlin selbst durchaus kein Grund und Boden ist, so haben dieselben doch in der letzten Zeit auch in Preußen, namentlich aber am Rhein, in Schlesien und dem Großherzogthum Posen, reißende Fortschritte gemacht. Unsere Behörden selbst schreiben den gegenwärtig unterdrückten Aufstand der Polen hauptsächlich socialistischen und kommunistischen Motiven zu. Es wäre merkwürdig, wenn jetzt ein Franzose in der Berliner Singakademie Mittel entdecken könnte, wie man den Socialismus und Communismus, diese gefährlichen historisch drängenden Dämonen der Gegenwart, konservativ, d. h. unschädlich zu machen habe.

Aus Hamburg.

Im Februar.

Ein hervorragender Zug im Hamburger Leben, ist die Vorliebe für materielle Genüsse. Der Hamburger Materialismus ist eben so oft gepriesen, als getadelt worden. Ein Gang durch die Straßen und ein Blick in die zur Schau gestellten Waaren genügt, um sich zu überzeugen, daß die sinnlichen Genüsse hier bei weitem das Uebergewicht über das ästhetische Bedürfniß errungen haben. Diese vielen Wild-, Frucht-, Gemüse- und Leckerbissenhändler, diese große Anzahl von Wein-, Bier-, Schnaps- und Austernkeller, diese Bäcker- und Konditoreiläden, diese Restaurationen, Café's, Hallen ohne Zahl, deuten wohl auf eine genußsüchtige Bevölkerung; die Männer auf den Straßen, meistens mit dem Glimmstengel im Munde, scheinen ewig etwas zwischen den Zähnen haben zu müssen. Zu dieser Genußsucht gesellt sich noch ein eigenthümliches Gefallen an Musik und andern Zerstreuungsmitteln, eine Lust an nervenreizenden Anregungen. Es ist als schämten sich die Leute, daß ihnen das Essen und Trinken so gut schmeckt, und umhüllten sie deßhalb ihre Genüsse mit einem halb ästhetischen Ueberguß. Man ist auf den ersten Anblick ungewiß, ob das Trinken und Essen, oder diese Schaustellungen und musikalisch-dramatischen Bei-

lagen für sie die Hauptsache ausmachen. Bald wird man sich aber überzeugen, daß es wirklich diese große sinnliche Kapacität ist, die sie überall recht viel, wenn auch nicht immer das Beste für ihr Geld suchen läßt.

Die Gegensätze zwischen rein und schmutzig, zwischen schön und häßlich, kräftig und abgeschmackt, liegen wohl nicht leicht an einem Orte oft so nahe zusammen, als hier. Vor dem großen Laden mit dem ¬ψ⊃ (lauscher) an der Thür, hinter deren Fenster Back- und Naschwerk aller Art aufgespeichert liegt, pockt ein Rudel schmieriger Judenweiber am nahen Eingang zu einem jener vielen schmalen Gänge, die in die Höfe führen, auf denen die ärmere Klasse der Bevölkerung zusammengepfercht und in einer Atmosphäre lebt, in der man glaubt umkommen zu müssen, wenn man an freie frische Luft gewöhnt ist. Hier geht's in einen Keller hinein, zehn bis zwölf Stufen; das Haus ist neu, über dem Eingang zum Keller hängt eine große Lampe mit farbigen Gläsern, durch die ein blutrother oder blauer Schein auf die Vorübergehenden fällt. Ein ziemlich übelriechender Dunst von Wein und Tabak quillt dem Eintretenden entgegen. Das Innere des Kellers ist hell erleuchtet, der Raum von vielleicht dreißig Schuh im Quadrat ist mit Tischen und Stühlen so bepflanzt, daß man sogleich suchen muß, zum Sitzen zu kommen, da an ein Auf- und Abgehen nicht zu denken ist. Vor den Fenstern sind Vorhänge, an einer Seite des Zimmers befindet sich die Schenke, ein Bretterverschlag, hinter welchem der Wirth steht; an einer andern Wand ist eine Art Tribüne errichtet, auf welcher zwei Männer mit Bart um Lippe und Kinn und mit Tirolerhüten auf den Köpfen, sitzen. Manchmal trifft man Harfnerinnen oder Guitarrespielerinnen an ihrer Stelle. — Kaum hat man sich gesetzt, so erscheint ein Kellner, legt eine Hand auf den Tisch und die andere auf die Stuhllene, und biegt sich, den Kopf ein wenig geneigt, wenig manierlich gegen den Gast, um dessen Bestellung entgegen zu nehmen. Der Bursche ist komisch angekleidet, eine rothe Hose, ein dito Halstuch und einen Frack, der grün seyn zu sollen scheint und es gewesen seyn mag. Sobald er weiß, ob Wein, ob Grog oder Porter — geht er an die Schenke, läßt sich von seinem Herrn bedienen und zahlt ihm den Betrag, um ihn sich sogleich von den Gästen wieder geben zu lassen. Der Wirth ist nicht minder betrachtenswerth. Eine große kellerfarbige, d. h. gesichtsblasse Gestalt, bebärtet wie die Tiroler, die indessen ihr Hackebrett oder ihre Guitarre stimmen und ein Lied beginnen, das, wenn es dem Publikum gefällt, beklatscht wird. Sie brauchen nur den Mund aufzuthun, so hört man schon, aus welchem Lande Tirol diese Herren Musikanten sind. Vom Hamburger Berge wohl, aber nimmer aus den Tiroler Gebirgen. Das Publikum, gemischt, Männer, Frauen, Kinder, sitzt indeß und ißt, trinkt, raucht, gafft umher, flüstert und hört auf die Zoten und Gassenhauer, mit denen es traktirt wird. In Frankreich würden so ein Paar Kerle, die ihre Sache so unter aller Kritik machen, unfehlbar zur Thür und zum Thor hinaus müssen, und der kakadufarbige Kellner sich bessere Manieren, wenn auch keine bessere Hosen, aneignen müssen. Der Impuls zu diesem Gemisch von Genüssen für den Magen und die Zunge und von einer gewissen abenteuerlichen, phantastischen Künstelei-zugabe scheint gleichwohl von den Franzosen ausgegangen und hier eingebürgert zu seyn. Zwei öffentliche Lustanstalten, Tivoli und der Elbpavillon gingen darin voran. Beide Institute sind von Franzosen gegründet; in beiden begegnet man diesem geistigen und materiellen Abfütterungssystem. Die europäische Weintrinkerhalle (von Hocker) leistet darin wirklich Erstaunenswerthes, die übrigen Kneipen und Keller folgten diesen Beispielen, so daß man fast überall auf solche barocke Zugmittel stößt, durch die die Gäste angezogen werden sollen. Freilich gibt es nennenswerthe Ausnahmen von dieser Regel; Ausnahmen, die sich mit nichts Anderem befassen, als mit den besten Qualitäten von Speise und Trank. Es gibt Keller, in denen sich's wirklich höchst gemüthlich kneipen läßt; man kann hier sein Brod aus blanken Körben von gediegenem Silber speisen, bald auch gewiß von silbernen Tellern. Wer wäre in Hamburg gewesen und hätte nicht vergnügte Stunden im Keller zugebracht!

Aus Gotha.

16 Februar.

Seit längerer Zeit schon hatte man im hiesigen Publikum davon gesprochen, daß unser regierender Herzog eine Oper komponire. Auch Sie haben gewiß in Ihren Kreisen, bei der verwandtschaftlichen Beziehung Ihres und unseres Fürstenhauses, davon sprechen gehört.

Viele bezweifelten, daß ein solches Werk jemals zur öffentlichen Aufführung gelangen werde. Diese Zweifel sind vernichtet worden.

Gestern las man auf den hiesigen Theaterzetteln, daß am selbigen Abend „Zaire," große Oper in vier Akten, auf dem Herzogl. Hoftheater zur Aufführung kommen solle. Zaire ist die vom Herzog komponirte Oper genannt worden.

Die Aufführung fand vor einem außerordentlich zahlreichen Auditorium statt. Die Theaterkasseverwaltung vermochte nicht, den dritten Theil der Billets auszugeben, die begehrt wurden, so groß war der Zudrang. Eine so große Oper, hieß es, komponiren, und zwar wie unser Herzog gethan, in dem Zeitraume von kaum einem halben Jahre, ist keine leichte Sache, selbst wenn der Komponist, wie der Herzog, eine bestimmte Befähigung zur musikalischen Komposition besitzen sollte. Hierzu gehört längere Zeit! Solche Zweifel wurden vor der Aufführung mehrseitig erhoben. Sie sind vollkommen durch den Erfolg vernichtet worden, den sich die Oper bei ihrer Darstellung errang. Es war ein mehr als glänzender, kein aus besondern Rücksichten hervorgegangener; es war ein aus dem innersten, lautersten Kern der Zuhörer hervorbrechender Beifall, der sich stürmisch Luft machte.

Alle Zuhörer waren entzückt über die Schönheit der Melodien, welche die Oper in reichem

Ueberflusse enthielt; Kunstkenner lobten den reinen kontrapunktischen Satz, welcher im Harmonienflusse überall zu erkennen sei; Alle waren vom Interesse gefesselt, welches mit der Ouvertüre begann und erst endigte, als die Gardine beim Schlusse der Oper niedergelassen war.

Der Inhalt des Sujets war von Hoftheaterdichter Millenet, nach Voltaire's bekanntem Trauerspiele zur musikalischen Komposition passend umgedichtet worden.

Die Oper war äußerst brillant in Scene gesetzt worden, und da sämmtliche Mitwirkende, Sänger und Orchester, vom Werthe der Komposition durchdrungen waren, so wurde dieselbe auch äußerst entsprechend exekutirt.

Fräulein Betz, obschon noch Anfängerin, sang und spielte die Rolle der Zaire auf's Ansprechendste und erntete allgemeinen Beifall. Auch Orosmans Part ward von Herrn Reer ausgezeichnet schön gesungen, Neresdan aber von Herrn Nolden mit wahrhaft dramatischer Glut, Nüancirung und Gesangsweise repräsentirt. Fräulein Tonner (Fatime), die bühnengewandte, und Herr Gerl (Chatillon) wirkten zum Gelingen des Ganzen nach Kräften mit. Auch Herr Hofer (Lusignan), obschon er sich etwas befangen zeigte und deßhalb im Gesange nicht so kräftig wirkte, wie gewöhnlich, erfreute durch die gesunden Brusttöne seines klangreichen Basses.

Es kann nur Freude bei jedem Gebildeten erwecken, daß jetzt sogar regierende Fürsten mit so glücklichem Erfolge den Künstlerreihen sich beigesellen und öffentlich ungescheut die Erzeugnisse ihres Geistes vorführen.

Willibald Alexis über Anton Reiser.

Der treffliche **Willibald Alexis** (Dr. W. Häring) zu Berlin, hielt in dem dortigen wissenschaftlichen Verein einen sehr anziehenden Vortrag über einen fast ganz vergessenen Schriftsteller, Karl Philipp Moritz (Anton Reiser), ein Sonderling wie keiner, dabei ein Mann von vielem Wissen und ein trefflicher Mensch. Wir geben hier eine Notiz über ihn, nach Häring's Vortrag, wie ihn die Spieker'sche Zeitung veröffentlicht, um die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den Mann und seine Werke hinzulenken.

Häring führte seinen Zuhörern, wie in einem anziehenden Roman, zuerst den Wanderer, den deutschen Reisenden vor, welcher bereits 1782 England zu Fuß durchpilgerte und dort schon als Fußreisender die Aufmerksamkeit, noch mehr aber durch seine romantische Art zu reisen erregte. Moritz, damals Conrector an der Schule des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster, hatte das Honorar, welches er mit seiner „Grammatik für Damen" gewonnen, zu einer Reise nach England verwandt, dort aber nicht viel mehr als das Aeußere der Häuser zu sehen bekommen, und dennoch machte eine seiner Aeußerungen über England aus seinen Schriften solches Glück, daß sie allen englischen Reiseführern vorgedruckt wurde und so den Namen Moritz in England zu einer Zeit berühmt machte, wo Klopstock, Goethe, Schiller und Lessing den Briten noch unbekannte Größen waren. Außer diesem Citat lebte der seltsame deutsche Professor und seine Weise, das Land zu besehen, unter diesem oder jenem Baume den Milton oder Horaz zu lesen, auch auf den Volkstheatern fort. Vier Jahre später, 1786, finden wir Moritz in Italien, vor Rom, mit Goethe zusammentreffend, welcher den auf das Krankenlager geworfenen, ihn glühend verehrenden Schulmann pflegte. Auf der Rückreise in die Heimath fand Letzterer bei dem Dichter, und bei dem Herzog von Weimar eine ehrenvolle Aufnahme und gewichtige Empfehlungen nach Berlin. Ehe der Redner seine Hörer weiter führte, machte er sie jedoch mit den Lebensschicksalen Moritz's bekannt. Zu dem Potsdamer Waisenhause war 1778 ein excentrischer Mann, ein Lehrer von dem Pädagogium in Dessau, gekommen, der den Anforderungen keineswegs genügte und herzlich froh war, als er, mit einer Empfehlung an Teller, nach Berlin gehen konnte. Auf der damals beschwerlichen, zu Fuße gemachten Reise nährte sich Moritz von Wurzeln. In Berlin angekommen, erhielt er von Büsching, dem damaligen Direktor des Berlinischen Gymnasiums, eine Lehrerstelle an der kölnischen Schule mit einem Jahresgehalte von 250 Thalern. Aber der neue Lehrer langweilte sich auch hier, er schrieb, dichtete und predigte; seine Predigten waren namentlich sehr populär, erbauend und anziehend. Sechs Gedichte auf Friedrich den Großen verschafften ihm ein gnädiges Handschreiben und eine Belobung seiner Gedichte, obgleich er selbst später erklärte, daß die Gedichte schlecht seien. Unter seinen Amtsgenossen hatte er keine Freunde, desto mehr aber unter seinen Schülern, welche er mächtig anzog. Er interpretirte den Horaz und wurde so hingerissen, daß er die Schüler aufforderte, mit ihm eine Ode zu singen, was denn, unter Störung der andern Klassen, geschah. Aber sein unstäter Geist trieb ihn unablässig, er strebte nach einer Professur an dem eigentlichen Gymnasium, wollte zuvor nach Ostindien, Amerika, ja sogar unter die Soldaten gehen. Mendelssohn war es, welcher ihn sich selber wiedergab. Er brachte ihn zu einer geregelten Thätigkeit, und Moritz hielt Vorlesungen für Damen über den Gebrauch des Wortes „mir" und „mich." Endlich setzte er es bei dem Magistrat, als dem Patron des Gymnasiums, gegen Büschings Rath durch, daß er eine Professur mit 120 Thalern Gehalt erhielt, sein Jahreseinkommen von 330 Thalern aber einbüßte. Ein willkommener Antrag war ihm damals, die Redaktion der Vossischen Zeitung zu übernehmen. Ein Blatt für das Volk zu schreiben, war ihm längst ein erhebender Gedanke. Sein Unternehmen scheiterte aber an der — Censur, nicht aber an der unter Friedrich dem Großen geübten, denn diese trat

ſicherlich überhaupt nicht hemmend und dem Fortſchritt am allerwenigſten entgegen, ſondern an der des Publikums, welches Staatsaktionen, aber nicht Fortſchrittstheorien in der Zeitung verlangte. Der damalige Theaterdirektor Döbbelin war wüthend über Moritz's Kritiken, und ſo blieb Herrn Voß nichts übrig, als unter Moritz's Zuſtimmung das Verhältniß zu löſen. Moritz ging auf Reiſen, eine unglückliche Liebe trieb ihn fort nach Italien. Ohne Urlaub und Geld ging er durch, in Braunſchweig erhielt er von ſeinem Verleger Vorſchüſſe bis zur Höhe von 150 Thalern, und damit wollte er zwei Jahre in Italien leben! Dort lernte er, wie oben bemerkt, Goethe kennen und erhielt darauf die oben erwähnten Empfehlungen. Der preußiſche Miniſter v. Heinitz nahm ihn wohlwollend auf: er wurde Sekretär der, unter deſſen Curatorium ſtehenden Kunſtakademie (die Statuten ſind ſein Werk), ſpäter auch Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und preußiſcher Hofrath, was, wie Häring nach dem Biographen zu großer Heiterkeit bemerkte, Moritz's Ehrgeiz befriedigte. Jetzt verweilte der Vortrag bei Moritz's Werken, hob die „Götterlehre" hervor und wie Schinkel ſich über dieſelbe rühmend geäußert. Moritz war der Schöpfer einer deutſchen Proſodie, er vervollkommnete die deutſche Grammatik. Bei der Karakteriſtik ſeines Strebens, vergaß der Redner nicht Moritz als Sonderling, ſogar nach der Kleidung und Lebensart zu ſchildern. Bei ſeinen Werken ſtehen bleibend, hielt er namentlich dem „Anton Reiſer" eine Schutz- und Lobrede, indem er dieſes unvergleichliche biographiſche Werk auch der jüngern Generation, welcher es unbekannt iſt, empfehlen wollte. Zu den letzten Jahren Moritz's übergehend, rühmte der Redner den unſtäten, bizarren Mann, welcher, als er heirathen will, ſeine Freunde beauftragt, in allen Waiſenhäuſern Berlin's ein Mädchen zu ſuchen, das er ſich erziehen könne. Aber das Ideal wurde in den Waiſenhäuſern nicht gefunden, und ſo erkor er ſich ſelbſt ein 15jähriges Mädchen, um ſich bald von ihr zu trennen und wieder mit ihr zu vereinigen. Die Frau ging endlich mit einem Entführer davon, Moritz holte ſie in Münchеberg ein, und da es gerade ſtark regnete und kein anderer Wagen in dieſer Stadt war, nahm er ſie, und den Entführer, in ſeiner Extrapoſtkutſche nach Berlin zurück. Einige intereſſante Kuren, welche ſein Arzt, Profeſſor Markus Herz, vornahm, wurden noch erzählt, namentlich wie der Kranke von Einbildungen geheilt wurde. Aber in Dresden, wohin er mit ſeiner Gattin gereiſt war, machte ein Blutſturz am 26 Juni 1793 dem Leben des fünf und dreißigjährigen Mannes ein Ende.

Randgloſſen und Anderes.

*** Ein Brief aus Berlin in der Hannoverſchen Morgenzeitung entwirft ein troſtloſes Bild von den ſogenannten Theaterſchulen in der Hauptſtadt Preußens. Die Vorſtände derſelben, ſie werden mit dem Ausdrucke „berüchtigt" bezeichnet, ſpekuliren gleichſam nur auf den Leichtſinn der jungen Leute, und machen ſie, im ſtrengſten Sinne des Wortes, ſyſtematiſch elend. Rötſcher's Schule, wenn ſie auch nicht dazu berufen iſt, große Schauſpieler zu ſchaffen, wird wenigſtens Zucht und Sitte in Ehren halten und die ſchauſpielluſtige Jugend mit etwas ernſtem Wiſſen beladen.

*** Derſelbe Korreſpondent klagt darüber, daß der Intendanz des Hoftheaters das Recht zuſtehe, jedes Stück, welches ſie auf das Repertorium ſetzen will, dem Königſtädter Theater durch 6 Monate zu entziehen, ohne es ſelbſt geben zu müſſen. Nun aber ſetzt Herr v. Küſtner Alles auf das Repertorium, was in Deutſchland an Gutem und Schlechtem erſcheint, bloß damit es an der Königſtadt nicht gegeben werden darf, und es iſt kein Stück zu ſchlecht, um nicht zu der Ehre zu gelangen, auf dem proviſoriſchen Repertorium des Hoftheaters zu figuriren. Ein ſolcher Mißbrauch einer Bevorzugung iſt aber nicht nur den pekuniären Intereſſen der Direktion des königſtädtiſchen Theaters, ſondern auch den allgemeinen Kunſtintereſſen verderblich, vor Allem aber einer reich dotirten Hoftheateranſtalt und ihres Herrn Generalintendanten höchſt unwürdig.

*** Nach der Weſerzeitung ſollen die ſcharfen Theaterkritiken in der Allg. Preußiſchen Zeitung Herrn von Küſtner veranlaßt haben, ſich nach dem Namen des Kritikers zu erkundigen. Die Redaktion willfahrte dieſem Anſinnen nicht, und der Generalintendant entzog ihr hierauf die bisherigen Freibillets. Die Erſtere war in ihrem beſſern Rechte, als der Letztere.

*** Mamſell Barbier, die ſich Liſe Chriſtiani in Deutſchland nennt, und die wir vorigen Sommer in Baden hörten, wo ſie neben Coßmann und Batta nicht eben glänzen konnte, noch weniger aber von der Geſellſchaft adoptirt war, ſoll — freilich nur nach anonymen Korreſpondenzen — in den Berliner „Salons" als emanzipirte Dame (!) glänzen. Aus magnifique und superbe, ſo meldet derſelbe Korreſpondent der Bremer Zeitung, hat man dort das Wort „magniperbe" gebildet. Sehr nachahmungswerth!

*** Bei Gelegenheit des vielbeſchriebenen Puppentrouſſeaus ruft der Artiſte aus: „Bienheureuses sont les nations dont les rois jouent encore ou déjà à la poupée!"

Das ſechſte Modebild als artiſtiſche Beilage.

Ausgegeben am 9 März 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutſch & Rupp, Artiſtiſches Inſtitut in Karlsruhe.

Digitized by Google

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 13. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Sängerfahrt nach Helgoland. Von Starklof. I. — Das Schloß Bourrt. Von Jean Goßlar. I. — Gedichte von Dräxler-Manfred. — Aus Hamburg. — Kaudgiſſen.

Sängerfahrt

nach Helgoland.

Von

Starklof.

I.

Ja, eine Sängerfahrt kann ich die Expedition nennen, welche wir von Oldenburg, richtiger von Brake aus, nach der ſeit einiger Zeit ſo viel beſuchten, oft beſchriebenen, bis jetzt noch in der Mode gebliebenen Felſeninſel gemacht haben. Herr Ichon in Bremen, der wackere Unternehmer unſerer vereinigten Weſer-Hunte-Dampfſchifffahrt, hatte ſein Dampfſchiff „Koning Willem“, eigentlich zwiſchen Bremen und Amſterdam fahrend, für einen Helgolandzug auf drei Tage zur Dispoſition der Bremiſchen und hieſigen Liedervereine geſtellt. Die herabgeſetzten Fahrpreiſe waren darauf berechnet, dem Schiff eine möglichſt zahlreiche Liederequipage anzuwerben. Der Erfolg entſprach dieſer Abſicht. Wenn ich Dir nun einen vollſtändigen Bericht über dieſe Unternehmung abſtatte, ſo darf ich voraus ſetzen, daß aus früherer Zeit die Ortsbeſchaffenheit unſerer Marſchgegend, namentlich das Weſerufer mit den am Deich liegenden Orten Elsfleth, Brake, Rodenkirchen, Großenſiel, Blexen bis Toſſens und Langwarden hinaus Dir noch im Gedächtniß ſei. Haben wir doch zu Land und zu Waſſer mehr als eine Fahrt in jener Richtung zuſammen ausgeführt. Doch iſt, ſeit Du unſer Flachland verlaſſen, in ſeinen Zuſtänden manches gar weſentlich verändert. Zu jener Zeit, erinnerſt Du Dich noch, hatte man auf dem Wege von Oldenburg nach Huntebrück einen durch tiefes Moor gelegten Knüppeldamm zu paſſiren, welcher nach ſeinem Hauptbeſtandtheil aus ferner Vergangenheit her die „hölzerne Straße“ hieß. Der Name erhält ſich noch, aber der Weg iſt zum Theil in eine gute Chauſſee verwandelt. Wenn man ſonſt über die holperigen Knüppel fuhr, wo man derb zuſammengerüttelt wurde, zitterte auf einen ziemlichen Kreis umher das Waſſer in den Gräben und das ſchwammig lockere

Moor der angränzenden Wieſen. Jetzt rollen wir auf dem feſten Steinweg leicht darüber hin. Doch leider hört dieſer da auf, wo der Klei anfängt. Bei gutem Wetter iſt der trockene Klei zwar härter und glatter als die beſte Schlagbahn. Anhaltende Sommerwärme dörrt ihn ſo aus, daß er Riſſe bekommt, und man verſichert, er werde hart genug, um einen krumm gebogenen Nagel darauf gerade zu klopfen. Aber es braucht nur ein Paar Stunden zu regnen (und dieſe Paar Stunden kommen in unſern Nebelgegenden ſehr häufig), ſo löſet der Klei ſich auf, die Oberfläche wird glieſchig — eine ſchlimme Uebergangsperiode für die Wagen, welche nun anfangen zu gleiten und beſonders mit den Hinterrädern nahe an den Seitengräben hinſchleudern. Hält der Regen länger an, ſo arbeiten Pferde und Räder tiefe Hufſpuren und Gleiſe in den Boden, der Klei hängt ſich an, und bald können unſere ſtärkſten Pferde, welche doch in dem ſteifen Thon zu kneten gewohnt ſind, den Wagen nicht anders als im langſamſten Schritt vorwärts ſchleppen. Im Spätherbſt und Winter hört alle Verbindung zu Wagen und zu Pferde auf. Man muß über das grüne Land gehen, mit dem „Kluvſtock“ über breite Gräben ſpringen. In neueſter Zeit hat das Bedürfniß des Vereinens, des Zuſammenwirkens ſich auch hier geltend gemacht; die Marſchbewohner wollen nicht länger ganze Monate hindurch auf ihren iſolirten Höfen (hier zu Lande „Bauen“ genannt) abgeſchnitten von allem Menſchenverkehr hauſen. In Ermanglung einer Chauſſee nach dem Butjadingerlande, welche ſehnlichſt erwartet und begehrt wird, haben ſie vorläufig neben den Kleiwegen Sandfußpfade angelegt. Zwar nur eine beſcheidene Aushülfe, aber welche Wohlthat doch! das wird Jedem deutlich, der bei ſchlechtem Wetter durch dieſen zähen Boden muß. Heute hatten wir davon nicht viel zu leiden. Der Himmel, zwar bedeckt, verſchonte uns mit Regen, wir rollen luſtig über den Huntedeich und Elsfleth, unſere erſte Station war bald erreicht.

Seitdem die Elsflether den Verkehr des früher berühmt geweſenen, nachher als Zankapfel zwiſchen Oldenburg und Bremen berüchtigt gewordenen Weſerzolls verloren, haben ſie ſich auf andern Erwerb beſinnen müſſen. Durch ihre Lage am Strom ſind ſie auf Schifffahrt angewieſen, und haben ſeit einer Reihe von Jahren ihre Rhederei ſo ausgedehnt, daß ſie nun vierzig bis fünfzig Seeſchiffe beſitzen, welche hauptſächlich und zunächſt für den Bremiſchen Handel fahren; ſie nehmen aber auch ſonſt Frachten, wo ſich deren finden, und beſuchen alle Küſten. Früherhin kamen ſie hauptſächlich nur in die Oſt- und Nordſeehäfen, nach Newyork, Neworleans oder Tampico. Seit Kurzem aber nehmen ſie ihren Kurs häufig nach dem mittelländiſchen und ſchwarzen Meer; unſern Kapitäns und Steuermännern ſind jetzt die Namen Smyrna, Meſſina, Trieſt, Konſtantinopel und Odeſſa faſt ſchon ſo geläufig wie ehemals Danzig, Riga und Petersburg — auch von Montevideo und Bahia wiſſen ſie zu erzählen. Und wenn ſonſt regelmäßig zur Herbſtzeit alle Schiffe nach Hauſe kamen und abgetakelt auf der Rhede lagen (einen Hafen den ſie ſo nöthig hätten, haben ſie bis jetzt leider noch nicht erlangen können) ſo bleiben ſie nun häufig über Winter aus und treiben ihr Geſchäft in fernen Breiten und Längen fort. — Einen eigenen Erwerbzweig großartiger Gattung haben ſie am Wallfiſchfang. Zu dieſem ſind mehre Geſellſchaften vereinigt, welche drei bis vier Grönlandfahrer beſitzen. Einer war kürzlich von glücklichem Fang heimgekehrt mit einem ſogenannten „Segen“ von zwei Fiſchen und ein Paar tauſend Robben. Ein großer Fiſch wird auf fünftauſend Thaler geſchätzt. Als wir durch Elsfleth hinfuhren, ſahen wir die Maſten und Raaen des Schiffs hart neben uns über dem Deich ragen. Mir war ſchon lang ein fataler bänglich das Herz umwendender Geruch wie von faulem Käſe in die Naſe geſtiegen. Als er immer ärger ward, fragte ich darnach. Meine Gefährten lachten und zeigten auf die Thranbrennerei, neben welcher das Schiff lag. Einer proponirte zur Vorbereitung auf die Seekrankheit hineinzugehen. Ich bin in einer ſolchen Schmierhölle geweſen. Es ſoll das Aergſte ſeyn, was menſchliche Geruchnerven ertragen können.

Bei heiterm Wetter und gutem Weg iſt eine Fahrt über den Weſerdeich ganz angenehm. Auf der einen Seite haben wir den Fluß mit vielen Segeln belebt und drüben die Dörfer, Gehölze, Höhen des hannoverſchen Ufers; auf der andern Seite den

Blick in unſer weites, unabſehbar flaches Marſchland. Schön iſt es wahrlich nicht zu nennen, aber im Sonnenſchein nehmen ſich die großen Weiden mit ihrer zahlreichen Viehbevölkerung, die ſtattlichen Bauen von hohen Eſchenbäumen umgeben, ganz munter aus. Die Eſche iſt der recht eingeborene Baum des Marſchlandes. Dieſe Bauen liegen weit landeinwärts, viele derſelben am Rande des Moors. Vor den Häuſern bis zum Deich heran ſtrecken ſich die Weide- und Wieſenländereien, hinter ihnen dehnen ſich die Rocken- und Torfmoore aus; ſo ſitzen ſie behaglich in der Mitte ihres Bereichs und zweifachen Landwirthſchaftsbetriebs. Leute, welche die Marſch nicht kennen, oder nur flüchtig angeſehen haben, ſind der Meinung, unſere Marſchkühe weiden bis an den Bauch im fetten Graſe. Das iſt ein Irrthum. Auf den zum Mähen beſtimmten Wieſen allerdings wächſt hohes Gras. Aber die Weiden ſind mit einem kurzen feinen Raſen bedeckt, der aus zarten, ſaftigen Futterkräutern beſteht. — Während wir ſo die Blicke rechts und links ſchweifen laſſen und vor uns ſchon der anſehnliche Hafenort Brake an's Ufer heraustritt, ſehen wir ein Dampfboot, welches ſich aus dem Gewirr der dort liegenden Schiffe losmacht und auf die Mitte des Stroms hinausſchwingt. — Wäre das ſchon der Koning Willem? Kämen wir zu ſpät? Und er ginge fort ohne uns? — Unmöglich können wir von allen den ſeefahrenden Mitgliedern unſerer Singvereine, Liedertafeln, Quartettvereine, „Rothkehlchenvereine“ die Letzten ſeyn. Und wenn auch, unmöglich kann er uns im Stich laſſen, uns eifrige Mitglieder des Weſer-Hunte-Dampfſchiff-Aktien-Vereins! — Er wird nur einen „Schlag“ machen und wieder an's Ufer herandrehen. Nein! er dampft die Weſer hinunter! So muß es ein anderes Dampfſchiff ſeyn. Wahrſcheinlich der Telegraph, welcher nach Wongeroog geht. Die Zeiten ſind auch vorbei, wo die Weſer nur ein einziges, zwiſchen Bremen und Bremerhafen korreſpondirendes Dampfſchiff kannte. Auf der Unterweſer gehen jetzt zwiſchen dieſen Plätzen die Boote Telegraph, Roland und Bremen; das erſte derſelben fährt während der Badezeit nach den Inſeln Wangeroog und Norderney. Koning Willem, wie geſagt, geht regelmäßig zwiſchen Bremen und Amſterdam. Kürzlich iſt eine neue Fahrt von zwei Schraubenſchiffen, Hengiſt und Horſa, zwiſchen Bremen und Hull errichtet. Endlich hat Herr Ichon zwiſchen Bremen und Oldenburg einen Aktienverein zu Stande gebracht, welcher in Paris drei Dampfſchiffe bauen läßt. Dieſe ſollen täglich von Bremen, Oldenburg und Bremerhafen ausgehen, in Elsfleth zuſammentreffen, von da nach ihren Stationen zurückkehren, dann Nachmittags wieder in Elsfleth und Abends wieder zu Hauſe ſeyn. So hat alſo von dieſem Herbſt an die Unterweſer neun Dampfboote. Auf der Oberweſer fahren die Dampfboote Wittekind, Blücher, Herzog Wilhelm, Arminius und Germania bis Hannoverſch-Münden hinauf. Die Fulda hat bei Kaſſel auch ſchon ein Dampfboot geſehen. Der Kurprinz von Heſſen aber ſoll dieſem feurigen Gaſt etwas übel genommen haben und hat ihn „ausweiſen“ laſſen.

II.

Da liegt Brake vor uns — ein hübſcher anſehnlicher Flecken, der wohl eine ganz intereſſante Weſerſtadt geworden wäre, wenn Oldenburg ſich vor zwanzig Jahren mit Bremen verſtändigt hätte. Aber damals war man bloß Nachbar, um mit einander zu hadern. Die elende Kleinſtaatenpolitik jener Zeit verſtand nur ſich gegenſeitig zu ſchikaniren. Die Bremer ſahen, daß auf dem linken Weſerufer nichts zu machen war. Als praktiſche reſolute Leute gingen ſie auf's rechte, machten ihren Vertrag mit Hannover, bauten dort unten an der Weſer den Bremer Hafen, und gruben ſo den Verkehr ab, welcher unſerm Weſerſtrich eine Goldquelle geweſen wäre. Das haben wir verpaßt und verſpielt (wie noch manches Andere — mit den Eiſenbahnen ſcheint es, wollen wir denſelben ſchönen Weg gehen).

In Brake fanden wir ſchon eine ſehr lebhafte Bewegung. Von den verſchiedenen Geſellſchaften, welche die edle Kunſt des Geſanges treiben, waren wohl gegen achtzig Mitglieder eingerückt. Bei uns wird viel geſungen. In der Hauptſtadt haben wir,

wie ich ſchon angedeutet, mehre Vereine zu dieſem Zweck: den großen Singverein, die Liedertafel, den Quartettverein, den Rothkehlchenverein (ſcherzweiſe ſo genannt nach ſeinem wackern Direktor, dem Organiſten Rothe), den Singverein der Unteroffiziere und den Singverein der Handwerksgeſellen. Alle dieſe Schulen ſind von einem ehrenwerthen tüchtigen Streben beſeelt; ſie bringen in unſern Verkehr eine wohlthätig harmoniſche Geſinnung. An den ländlichen Vergnügungsorten um die Stadt her trifft man oft bald dieß, bald jenes Sängerchor in der Uebung des fröhlichen Werks. Bei beſondern Veranlaſſungen, z. B. am Pfingſtmorgen im Everſten Holz, beim Sängerfeſt in Raſtadt (Luſtſchloß des Großherzogs) und andern dergleichen Gelegenheiten treten ſie auch alle zu einem Ganzen zuſammen. Was ſie einzeln und auch vereinigt leiſten, verdient wohl mit Hochachtung anerkannt zu werden. Und ganz beſonders erfreulich iſt es mir, durch Uebung dieſer Kunſt alle Standesunterſchiede verſchwinden und in einander ſchmelzen zu ſehen. Ihr zum großen Theil haben wir es auch zu danken, daß bei uns das von jeher freundlich geweſene Verhältniß zwiſchen Bürgern, Civilſtaatsdienern und Kriegsleuten ſich ſtets im nämlichen Gedeihen erhalten hat und noch mehr befeſtigt. Von Reibungen und Anfeindungen, welche anderwärts ſo oft das Leben erſchweren und verbittern, haben wir bei uns keine Spur. — Beſonders günſtig wirkt die Geſanglust auf die niedere Volksklaſſe, aus welcher ſie manche Rohheit vertreibt. Wenn bei uns die Handwerksburſchen Abends durch die Alleen wandern, hören wir von ihnen keines jener gemeinen Lieder, die ſie ſonſt zu brüllen pflegten. An die Stelle der ehemaligen Zoten- und Kneipengeſänge ſind: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ — „Heute marſchiren wir“ — die Lorlei u. ſ. w. getreten, und ſie werden von den luſtigen Burſchen manchmal ſo gut geſungen, daß die Spaziergänger ſtehen bleiben und die Damen an die Fenſter kommen um genauer zu hören. — Mancher hält dieß Alles vielleicht für gleichgültig und kleinlich unbedeutend. Wer aber an die Erziehung des Menſchengeſchlechts durch Sitte, Kunſt und Zeitgeiſt glaubt, der wird ein Gedeihen des großen Werks auch in dieſen kleinen Zeichen erkennen. Sind nun von der Stadt Oldenburg aus die übrigen Töchter- oder Schweſterſchulen entſtanden, oder haben ſie ſich gleichzeitig unabhängig gebildet? Das weiß ich nicht; aber jedes Landſtädtchen hat ſeinen Singverein, und da die Aufforderung nach Helgoland an Alle ergangen war, ſo trafen hier auf dem breiten Hafenkai und im Kunſt'ſchen Gaſthofe die Geſangbrüder von Elsfleth, Varel, Ovelgönne, Jever mit uns zuſammen; die Delmenhorſter waren noch mit dem Dampfſchiff von Bremen zu erwarten. — Das bunte Treiben der Begrüßungen, Späße, Frühſtückſcenen löſete ſich bald auf in ein haſtiges Wandern zu dem an ſeinem Anlegeplatz harrenden „Koning Willem“, wo Jeder für ſein Reiſegeräth, Mantelwerk u. ſ. w. eine möglichſt gute Stelle ausſuchte. Während ich in ſolcher Beſtrebung die verſchiedenen Kajüten durchſtöberte, fiel mir die Kleinheit dieſer Räume auf. Koning Willem hat doch 125 Pferdekraft, aber keinen Salon wo auch nur zwanzig Perſonen am Tiſch ſitzen könnten. Seine Fahrten zwiſchen Bremen und Amſterdam werden alſo wohl mehr auf Güterfracht, als auf Perſonentransport ſpekuliren. — Brake gegenüber liegt eine Grasinſel in der Weſer („Harrierſand“, eine Domäne, worauf ein Pachter wohnt). Oberhalb derſelben hatten wir ſchon längſt Dampf aufſteigen ſehen, welcher aber wohl einer der Fabriken in Ronnebeck oder Vegeſack angehören mochte. Nun aber kam eine bewegliche Rauchwolke dahergeſtrichen. Das muß der „Roland“ von Bremen ſeyn! — Er war es auch, mit wehenden Flaggen, Verdeck voll Menſchen, Kopf an Kopf — Damen auch dabei — flatternde Schleier und Bänder — geſchwenkte Hüte — nun Kanonenſchüſſe — näher kommend, bekannte Geſichter, freundliches Grüßen von Bord zu Bord — „Willkommen Herr Ichon! — Sieh, da iſt Freund Lüderitz! — Guten Morgen lieber Konigby! — Vivat die Weſer-Hunte-Dampfſchiff-Direktion!“ — Ah, ſchön, daß Sie da ſind! — Herr Rüder und Will ſind doch auch mitgekommen? Gutes Wetter bringen wir mit von Bremen! Und gleich ſoll es los gehen! — Das Bremer Schiff führt wohl einen Zuwachs nahe an hundert heran — von unſern Sängern werden ſie mit einem harmoniſchen Hurrah-Akkord empfangen, aber der verliert ſich im all-

gemeinen Geschwirr und Gewühl, besonders im Schnauben unseres Dampfkessels, dessen unterirdische Betriebsamkeit jetzt in die Luft hinaufzuwirbeln beginnt. Die letzten Körbe und Ballen werden an Bord geschleppt, einige Nachzügler kommen hastig über die Brücke herangebündelt — die Schiffsglocke schnattert in heftigen Schwingungen ihr Finale hinaus. — Abgestoßen! — Hurrah! vom Bord an's Ufer — Hurrah! vom Ufer an Bord. — Jetzt knallen die Hafenkanonen ihren Salut; unsere Drehbassen erwiedern den Gruß — wir sausen in die Weser hinaus. — Das ist die Scene, welche sich bei allen An- und Abfahrten (wenn sie nicht ganz alltäglichste aller Beschreibung unwürdigste sind) immer in nämlicher Form und Weise wiederholt. Aber ganz anderer, nicht so stereotyper Gattung war unser Verkehr an Bord. — Daß einige Damen aus Bremen und Brake sich zum Mitfahren entschlossen hatten, gab der Sache eine besonders heitere elegante Farbe. Der Theil des Dampfboots, wo sie sich aufhielten — am Steuerruder — war unser Salon, von wo aus wir auf die Gruppen der Mitte hinabschauten. Wer sich in das Gewühl mischte, gehörte zum Volk; trat er aber in den Salon, so ward er unverzüglich ein hoffähiger (nicht hoffährtiger) Karakter, und hatte sich nach der Etikette zu geniren, die übrigens Jedem frei ließ, sich so wenig zu geniren, als solches in Damengesellschaft thunlich ist; sie gingen uns selbst mit bestem Beispiel voran, indem sie sich recht bequem und behaglich auf die Bänke hingestreckt hatten. Einige unserer Freunde thaten auch gleich von Anfang sehr ruhebedürftig, suchten hie und dort ein Sitzeckchen zu gewinnen und nisteten sich in der angenehmen Nachbarschaft so fest ein, daß sie gar nicht wieder vom Platze zu bringen waren.

Unsere Sänger gingen sogleich bei der Abfahrt von Brake an's Werk und machten ihre Sache vortrefflich. Ein schönes Lied folgte dem andern, Alles unter der energischen Leitung des wackern Singdirektors Röseler rein und kräftig vorgetragen. — Daß zwischen den Oldenburgischen und Bremischen Sängern sich ein besonders freundschaftliches sangfreudiges Verhältniß angeknüpft und hervorgethan, habe ich nicht bemerkt; doch kann es mir auch entgangen seyn, da ich nicht zum Singverein gehöre, also in die innern Harmoniebeziehungen nicht eingeweiht bin. Andere Zustände dagegen traten viel deutlicher hervor, besonders die Uebelstände der Seekrankheit, welche sich zu solchen Schaukelpartien als aufregendes Element sehr ungeladen und unbequem einzustellen pflegt. Die Symptome dieser tückischen Epidemie zeigten sich jedoch nicht eher, als bis wir an Bremerhafen, an Bieren, Langwarden vorbei, zwischen den Ufern der breiten Weser dort hinauskommen, wo wir auch die entferntere Jever'sche Küste allmählig aus den Augen verloren und in das Gebiet der See eintraten. Ihre Wellen waren höchst unbedeutend, sie verdienten nicht einmal Meereswogen zu heißen, so langsam, friedlich, leise, tänzelnd, kamen sie herangezogen. Aber doch war ihr weit gedehntes schwankendes Heben und Senken manchen unserer Gefährten zu mächtig. Ihre Gesichter fingen an in's Grünliche zu spielen. Einer und der Andere, bisher laut und lustig, ward jetzt ein stiller Mann, schlich bei Seite, und bald sahen wir eine Reihe Köpfe über Bord hängen. Das sanft her dröhnende Wasser — ich glaube »Deiningen« heißt dieser matte Wellenschlag in der Schifferſprache — gab ihnen dazu gar kein hinreichendes Motiv. Unsere Damen hielten sich tapferer als die Herren. Eine einzige kleine Donna, deren sehr bunt quergestreifter Kleidüberwurf sich nach unten in eben so bunte Beinkleider auflöſete, lag malerisch hingegossen zu den Füßen einer schwarzseidenen Freundin, lehnte ihr blasses, mit geschlossenen Augen hinsinkendes Köpfchen an das Knie der andern, manchmal zuckte sie zusammen, wie von einem plötzlichen Schmerz angestochen; doch konnte sie vor innerer Mattigkeit nicht einmal die langen, dunkeln Wimpern aufschlagen — wir nannten sie Fräulein Dolores.

Zweierlei Erscheinungen — oder Erfahrungen — sind wirklich tragikomisch bei der Seekrankheit. Wie widrig der Zustand an sich ist, so hat er doch etwas unläugbar Possirliches. Das Leiden mag arg genug seyn, aber der arme Leidende wird unfehlbar ein Gegenstand des Spottes; wir sind schlecht genug, uns zu freuen, daß es uns wohl geht, während er sich vor unsern Augen krümmt und windet. — Und dann, wie

hören alle Rückſichten auf, aus denen doch ſonſt das geſellige Leben beſteht! — Geſchlecht, Alter, Stand, gelten nichts mehr. Die Natur übt ihr übermächtiges Recht auf gewaltſame Weiſe, und indem wir ihre Tyrannei anerkennen, rächen wir uns für dieſe Unterwürfigkeit dadurch, daß wir kein anderes Geſetz mehr verehren. — Das iſt aber abſcheulich! — Zugegeben; aber es iſt ſo! Die Seeluft macht wild, der Blick über den weiten, unbegränzten Horizont umher, in den hellen hohen Himmel hinauf, begeiſtert uns zu Freiheitsgedanken, vor denen die Kleinheiten des Gewöhnlichen und Herkömmlichen verſchwinden. Im Hohngelächter über die leidende Menſchheit der Seekranken werden Dinge geſagt, die man ſonſt vor Damen nicht zu nennen pflegt; und ſie lachen mit; ſie ſelbſt auch ſetzen ſich weg über manches, das ſie in der ſittig zahmen Umgebung ihrer Häuslichkeit, ihrer Wohnzimmer, höchſt unanſtändig finden würden. — Aber ſo viel weiß ich gewiß: hätte ich das Unglück, verliebt oder gar Bräutigam zu ſeyn, unter keiner Bedingung führe ich mit meiner Geliebten oder Braut zu See — als etwa unter der, ſie beim erſten Anſtoß der Seekrankheit von Stund an zu verlaſſen.

III.

Die Weſerufer ſind an der Oldenburgiſchen Seite vollkommen ſo unſchön und langweilig, wie an der Hannoverſchen; beide Küſtenſtrecken zeigen ſich in troſtlos dürftiger Eintönigkeit. Anfangs, wenn man von Brake abfährt, geht es noch leidlich. Wir ſehen landeinwärts über'm Deich Gruppen von Häuſern, Kirchthürme aus Büſchen und Baumwipfeln hervorragend, am Hannoverſchen Ufer ſogar noch zuſammenhängende Waldſtrecken auf langen Hügelreihen. Allmählig aber nehmen die Bäume ab; dann ſieht man nur hin und wieder noch einzelne Hausdächer hinter'm Deich; dieſer ſtreckt ſich lang und langweilig am Waſſer hinaus, ganz in der Ferne ſteht noch irgend eine Thurmſpitze, die Ufer weichen weiter und weiter aus einander, zuletzt iſt man froh, nichts mehr von dieſer inſipiden Landgegend zu erblicken und ganz dem großen Element anzugehören, welches unbekümmert um alle ſchwachen Menſchenwerke ſeine grünen Wogen in gränzenloſer Mächtigkeit weit und breit dahin rollt. Zu ſehen gab es nicht viel. Draußen am fernen Horizont irgend ein weißes Segel, einſamen Pfad durch die Waſſerwüſte ziehend, Rauch vom Dampfſchiff, das vor uns weg nach Wangeroog hinläuft, der Lootſenkutter, einkommenden Fahrzeugen entgegen kreuzend — gar ſelten ſchießt eine Möwe herüber, einzeln wälzt ſich ein Braunfiſch in der ruhigen Flut umher, drüben auf der Brandung tanzt eine weiße oder ſchwarze Tonne — die Bremer Bake erhebt ihr Pfahl- und Brettergerüſt auf einſamer Sandinſel — weiter draußen nach der Elbſeite hin ſtehen zwei ähnliche Landzeichen, mit ihren weit aus einander geſpreizten Balken, wie zwei Seeriefen anzuſehen, die durch's Wett ſteigen.

Behagliches Stillleben auf der See. Ein bischen Sturm wäre mir lieber geweſen. Da hätten doch unſere Seekranken eine Entſchuldigung gehabt für ihren jämmerlichen Zuſtand. Die meiſten derſelben lagen in den Ecken umher wie todte Fiſche. Ein alter Profeſſer aus Bremen arbeitete ſich dagegen ganz ungenirt mitten auf dem Verdeck ab, und hatte dazu recht bequem in einem Stuhl Platz genommen; ſo docirte er wie von ſeinem Katheder herab. Einer unſerer Vaterlandsvertheidiger lag bleich und beſinnungslos am Vorderſteeven ſchlaff in ſich zuſammengeſunken. Ein anderer, der nicht als Seefahrer, ſondern als Held an Bord gekommen, in voller Uniform, Degen an der Seite, erlag trotz dieſer Rüſtung dem unerbittlichen Geſchick — plötzlich wie von Feindeskugel getroffen, ſchlug er hin und ward vom Schlachtfeld auf einer Matratze in die Kajüte getragen. Dort fand ich ihn nachher liegen, lang ausgeſtreckt, einem ſteinernen Bilde auf altem Heldengrabe ähnlich, das Schwert an ſeiner Linken hatte der Tapfere auch im Tode nicht gelaſſen — die Matratze war der Schild des Spartaners. Wir Andern ſprangen über all' dieß Elend ungerührt luſtig hinweg und machten den Damen die Cour. Die Bremerinnen hielten ſich fortwährend gut. Eine war darunter, lebhaft, geiſtreich, gebieteriſch, aber zugleich anmuthig und fröhlichen Sinnes. Ihren klugen Spottblicken war deutlich anzuſehen, wie wohl es ihr that, ſo viele ſtolze Herren

der Schöpfung, namentlich Herrn vom „Leder“, in ſo ſchmachvoller Situation umherkrächzen zu ſehen. Sie ſaß prächtig ſtolz da in ihrem ſchwarzen Seidenmantel, mit einem Ausdruck herumblickend, als ſagte ſie: arme Würmer! ihr dauert mich! — kommt her — bittet ſchön zu meinen Füßen — dann will ich euch den Troſt meines Bedauerns ſchenken! — Zu Genrebildern waren manche gute Motive. Auch ließ ich meinen Bleiſtift nicht feiern und brachte eine Reihe Skizzen zuſammen, die ſchon ein ganzes hübſches Helgoland-Album geben könnten.

So mit Lachen, Schwatzen, Singen, Trinken, Frühſtücken, Zeitvertrödeln, rückten wir völlig in die offene See hinaus. Das Bremer Leuchtſchiff weithin kenntlich an ſeinem Kugelzeichen oben auf der Maſtſpitze, die Inſel Wangeroog mit ihrem Leuchtthurm waren längſt hinter uns weggeſchwunden, wir ſahen nur Himmel und Wellen, und rechts hinüber, weitfernig, die Rauchſäulen von zwei Dampfbooten. Eine kam näher heran, allmählig ward das Schiff ſichtbar, es war die aus der Elbe nach Frankreich gehende „Henriette“, welche bald in mäßiger Entfernung hinter uns quer über unſere Bahn durchſchnitt und ſich gen Weſten verlor. Die andere, gleich weit von uns bleibend, ſtrebte mit unſerm Koning dem nämlichen Ziel entgegen; es war ein gleichfalls aus der Elbe kommendes Dampfboot auf welchem wir einen bedeutenden Zuwachs an Hamburgiſchen Liedertaflern für die Helgolander Singevolutionen erwarteten.

Die Felſeninſel ſtieg nun über die Wellen empor. Anfangs nur die Spitze des Leuchtthurms, dann ein langer, röthlicher Streifen ſeltſamen Anblicks ſo ſcharf abgeſchnitten, ſo flach hingeſtreckt, ſo einſam mitten im Meer. Wie mit jedem Athemzug unſeres Keſſels, jedem Schaufelſchlag unſerer Räder ſie höher und deutlicher herauswuchs, kam auch das Elbſchiff näher gegen ſie und uns heran. Doch hatten wir anſehnlichen Vorſprung. Sehr zu unſerer Zufriedenheit. Auf Helgoland, hieß es, ſind ſehr viel Badegäſte, wir zählen uns auf reichlich hundertachtzig — kommen nun vielleicht noch hundert Hamburger hinzu — wo ſollen wir Alle unterkriechen? — O, das gibt ſich ſchon, wenn wir nur erſt am Land ſind! — Ihm entgegen ſtrebten nun alle Blicke, alle Bewegungen. Das Gepäck ward aus den Kajüten heraufgeſchleppt, Jeder ſuchte einen nächſten Platz bei der Schiffstreppe zu erreichen. So ſtanden wir in dichtgedrängten Haufen, vor uns die rothe Felſenwand, ſeitwärts durch einen Meeresarm von ihr getrennt, die Sanddüne, an welcher gebadet wird — die Badekutſchen in langer Reihe aufmarſchirt, wie die Frontlinie eines weißen Reiterregiments. Die Häuſer und Giebel auf dem Vorland, die Dächer und Thürme oben auf der Felſenplatte hell angeleuchtet von der Abendſonne, deren letzte Strahlen aus hundert Fenſtern wiederfunkelten — am Strand lebendiges Gewühl, und über die Wellen zu unſerm Schiff heran eine Flotille von Jöllen, die uns abzuholen gerudert kamen. Alle wollten wir zugleich hinunter. Hier galt es ſchnell ſeyn. Ich warf Mantel und Reiſetaſche über Bord in ein ſchon übervolles, eben abfahrendes Boot, ſorglos wohin ſie kommen möchten — auf Helgoland geht nichts verloren. Mich ſelbſt ließ ich dann die Treppe hinab in die nächſte Jölle rutſchen, wo ich viele Bekannte traf; unter ihnen auch jenen Freund, der auf dem Dampfſchiff am Vorderſteeven niedergekauert, zwei Drittel unſerer Fahrt in Krampf und Stöhnen zugebracht hatte. Während der letzten halben Stunde hatte ich ihn auf eine Bank hingeſtreckt gefunden, bleich, matt, die Augen noch halb geſchloſſen. Meine Frage: ob ihm beſſer zu Sinn? beantwortete er mit dem Verzweiflungsausruf: Das ſoll nun eine Luſtfahrt ſeyn! Aber mich fangt ihr nicht wieder! — Hier in der Jölle war er ſchon muthiger und meinte, ſo nahe am Land, Angeſichts des Ufers, werde man doch gleich ein anderer Menſch! — Am Strande des Unterlandes wimmelte die ganze Badebevölkerung. In zwei dicken Bataillons waren ſie aufmarſchirt, uns neues Volk ankommen zu ſehen; Damen und Herren, nur eine enge Gaſſe zwiſchen ſich, wo wir durch mußten. — Ein Schiff mit zwei hundert Paſſagiren! Und eines mit hundert! Da gab es was zu ſehen, zu kritiſiren, zu lachen! Wir waren für ſie willkommenſte Gegenſtände neugieriger Heiterkeit — beſonders Diejenigen, auf deren blaſſen Geſichtern noch die Seekrankheit zu leſen — und wurden bei dieſem Gaſſenlaufen als Nummern ausgerufen, wie eine Heerde Schafe oder ſibiriſche

Verbannte. Mir ward Nummer 75 zu Theil. In dieser Qualität präsentirte ich mich zwei jungen Damen aus Oldenburg, die mir ein freundliches Willkommen zuriefen, ließ mir sogleich von ihnen die Neuigkeiten und Celebritäten des »Landes« mittheilen, und den Schwarm der Hastigen an uns vorbeiströmen, die in Besorgniß wegen des Nachtquartiers den nächsten Logishäusern zueilten. Am Ende jedoch mußte ich mich von den schönen Augen losreißen, um auch nachzusehen, wo ich mein Haupt hinlegen würde, und traf mit einem unserer Offiziere zusammen, der auch als sein eigener Fourier und Quartiermacher herumstrich. Die ersten Schritte gegen die Häuser zeigten mir nun einzeln, was ich schon der ganzen Masse vom Schiff aus angesehen. Wie hat sich die Insel verändert, seit ich — es mögen zehn Jahre seyn — zuletzt hier war. Damals waren die Gasthöfe noch kleine, bescheidene, reinliche Schifferwohnungen (ich erinnere an Brother Nickels und dessen enge Schachtelstübchen), Restaurationen gab es nicht. Kaffeehausähnliche Anstalten fand man unten auf der sogenannten Börse in einem dunkeln, nicht sehr heimlichen Saal, oben auf dem sogenannten Belvedere in einer Bude, die höchst anmaßlich mit dem Namen Pavillon prahlt. Jetzt — wohin Du siehst, elegante Hotels drei Stockwerk hoch, Dorn'sche platte Dächer mit Gallerien, Balkons, Kaffeehäuser, Restaurationen, Pavillons Nummer eins und Nummer zwei; stattliche Läden, reich ausgestattet mit all' dem bunten Ueberflußkram unserer Zierlichkeitsinstitute, und überher noch mit den lokalen Kuriositäten und Seeprodukten, die zum Theil in Kunstwerke und Künsteleien verarbeitet sind. Nicht weit vom Aufgang zur Treppe nach dem Oberlande steht das Konversationshaus. Davor ist Rasenplatz und Säulengang, drinnen ein geräumiger Speisesaal; droben sind Spielsäle und Altane; die Zimmer mit Rococotapeten geziert, alles vornehm und großstädtisch. Von solchem Aufputz umgeben glaubt man nicht auf einer kahlen Felseninsel in der Nordsee zu seyn. So auch mit dem Uebrigen. Der Treppe zugehend fanden wir an manchen Fenstern großgedruckte Ankündigungen: Hier sind Zimmer zu vermiethen — nebenher ein beruhigendes Zeichen, daß es mit dem Nachtlager auf Helgoland noch nicht so gefährlich stehe. Aber hier im Unterlande bleiben, schien uns doch gar zu klein. Unser Höhensinn führte uns die große Treppe hinan zum Oberland.

Hier oben am sogenannten »Falm«, einem Gang am Felsenrande, mit einer Brustwehr gegen den Abhang, fanden wir, wie unten, ein Hotel neben dem andern, nach außen stolze Gesichter machend, inwendig hübsch komfortabel und behaglich eingerichtet, erhöhete Sitze davor, Geländer umher, man kann es nicht besser verlangen. Das macht sich Alles ganz gut, aber der ursprüngliche Karakter des Inselnestes, ein Haufen kleiner Fischerhäuser, in enge Gäßchen zusammengedrängt, ist doch auch ganz verloren gegangen. Und stellenweise hat es dafür die Physiognomie von Prätensionen eines Luxusbades eingetauscht. Ob das ein löblicher Gewinn zu nennen, wollen wir aber jetzt nicht ernstlich untersuchen, sondern uns lieber von einem der hochblickenden Hotels zum andern durchfragen, bis wir etwa am Ende der Welt ein Kämmerchen finden. Ungefähr kam es so. An der »British Queen« saßen zwei Damen auf dem Vortreppenplatz, welche unserer Frage nach Logis freundlich antworteten: ganz oben sei wohl noch etwas zu haben. Von einer Kellnerin, die sogleich heraussprang, ward dieß bestätigt, das »ganz oben« aber zugleich als eine sehr kleine Dachstube für »höchstens« einen Herrn bekannt. Weiter hinauf am Falm, bei einem andern Gasthof, ich meine »Hotel von England,« erfuhren wir dasselbe, und nun fingen wir schon an, mit großer Gemüthsruhe die Möglichkeit zu erwägen, daß wir uns irgendwo auf einem Speicherboden einzunisten hätten. Ein hübsches, schlankes Mädchen, das im Vorbeigehen unsere Scherzreden hörte, mischte sich hinein mit der Frage, ob wir eine Wohnung suchten? — Allerdings, mein schönes Kind, und am liebsten bei Dir, wenn es angehen kann! — Gewiß kann es das. Kommen Sie nur mit. — Das läßt man sich unter solchen Umständen nicht zweimal sagen; sie wanderte voran durch eine der engen Gassen (stolz Trafalgar- oder Nelsonstraße genannt) die nach dem Leuchtthurm führen, und brachte uns in ein kleines, reinliches Haus, Treppe hinauf — Alles neu und sauber gemalt — öffnete die Thür — da war ein Zimmer und eine Kammer mit zwei Betten, ganz

wie für uns bestellt, und natürlich sogleich von uns in Besitz genommen. Die hübsche Anne wurde sehr gelobt, daß sie einen so witzigen Einfall gehabt. Der Mutter unten im Hause machten wir unsern Besuch, um ihr zu gratuliren, daß sie zwei so ausgezeichnete Vagabunden in's Quartier bekommen hätte, wir selbst aber schnitten uns gegenseitig die schönsten Komplimente über die Klugheit unseres höchst bequemen Herumdämmerns, in Folge dessen wir zu einer so vortrefflichen Niederlassung gelangt waren.

Das Schloß Bouret.

Von

Leon Gozlan.

I.

Sie sind der Mann nicht, der Marly nicht gesehen haben soll; kommen Sie, Herr, ich will es Ihnen zeigen. — Diese wenigen Worte, aber aus dem Munde Ludwigs XIV, waren es, die einen reichen Generalpächter endlich bewogen, dem großen König, dem er schon so viel vorgeschossen hatte, noch einmal etliche Millionen zu leihen. Sein Herz von Silber, bis dahin unerbittlich, zerschmolz an dieser, in dem liebreichen Tone gesprochenen Einladung, den Ludwig XIV richtig zu treffen verstand, wenn er, um die Großen zu demüthigen, mit dem Geringen sprach, oder wenn er von den Geringen Gold oder Dienste erlangen wollte, die er von den Großen nicht erwarten konnte.

Es ist bekannt, daß der Generalpächter in Marly vorgestellt wurde, und solch beispiellose Ehre zu bezahlen, waren viele Millionen nicht hinreichend; aber das Beispiel zog manchen Nachtheil hinter sich her. Seitdem war es stillschweigende Bedingung bei den großen Financiers, wenn man eines stattlichen Anlehens halber sich an sie wendete, daß ihnen ein Zutritt zu dem König ausgewirkt werde. Ein starkes Begehren, abenteuerlich in den Augen vieler Hofleute, selbst unter der Herrschaft Ludwigs XV, wo man doch von der starren Etikette des vergangenen Jahrhunderts ein weniges nachzulassen begann. Stark war es ohne Zweifel, aber es legte Zeugniß ab von der wunderbaren Gleichheit der Schulden auf dieser Erde; es war das in der Ferne sich zeigende Symbol von St. Pelagie und Clichy, die dereinst so viele Markis, Herzoge und Prinzen in ihrem Innern sehen sollten, ihre Mauern und Riegel zu verherrlichen.

Gleichwohl mußten die Schulden des Hofes bezahlt werden, wie stolz man auch seyn mochte, und so mußte man zuletzt wohl ein Auge zudrücken bei den Anmaßungen jener Geldmänner; mit verhülltem Angesichte ließ man das Aergerniß vor sich gehen, bald in Marly, bald in Versailles, bald in St. Germain.

Aus der Tradition kennt man das unermeßliche Vermögen des Financiers Bouret. Wie war es erworben? Ich könnte antworten, wie der Markis von S. einem Gläubiger auf die Frage: wann er seine Zahlung erhalten solle? — Sie sind sehr neugierig, mein Herr! — Vielleicht hatte er es am Salze verdient, vielleicht am Mehl, vielleicht an Nichts, was am wahrscheinlichsten. Es ist mit dem Golde, wie mit dem Oel; man darf nur einige Tropfen lange genug und auf die gehörige Weise schlagen, so erhält man ganze Berge von Schaum. So viel indessen ist gewiß: Bouret verdankte die Grundlage seines großen Vermögens den Getreidelieferungen; denn 1747 ließ die Provence eine Münze prägen zu Ehren des großen Generalpächters, der sie bei einer Hungersnoth mit Getreide versorgt hatte, ohne irgend einen andern Gewinn, als dieses schätzbare Zeichen der Achtung einer ganzen dankbaren Landesprovinz.

Bouret war Millionär; wie oft Millionär, weiß man nicht; es gab eine Zeit, wo selbst im Innern von Indien seine Papiere des Vorzugs vor dem Golde genossen. In der nicht sehr puritanischen Epoche seines Glückstandes, unter Ludwig XV nämlich, sagte man, daß er als **galant homme**, wie als **homme galant** Gebrauch davon zu machen verstehe. Das will sagen, er hatte seine **petite maison** in der Vorstadt, eine Menge Freunde an seiner Tafel, den großen Zutritt zu den berühmtesten Boudoirs, Racepferde, und gab die köstlichsten Soireen in Salons, an deren Wänden das Gold seiner

Kiſten in Arabesken aufgeblüht zu ſeyn ſchien.

Den Literaten begegnete Bouret mit jenem gaſtronomiſchen Zartſinne, der heutzutage in der dinirenden Welt kaum den politiſchen Schriftſtellern zu Theil wird. Ehedem fürchtete man das Epigramm: jetzt nur das premier Paris. Die Proſa hat der Poeſie die Gabel aus der Hand genommen. Dank ſeiner Freigebigkeit, ſeiner Darlehen, ſeiner Tafel, blieb Bouret verſchont von den Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts; bloß Voltaire hatte in einem Ausbruch von übler Laune ſeines mürriſchen Alters auf Bourets Luxus einen Angriff gemacht; der nämliche Voltaire, der einmal ausgerufen hatte: o welch eine ſchöne Zeit, dieß eiſerne Zeitalter iſt! — Die angenehmen Verhältniſſe, die er, wie man weiter unten ſehen wird, mit dem reichen Financier unterhalten hatte, waren in Vergeſſenheit gekommen. Unmittelbar auf Bouret zielten die Anſpielungen in dem Pamphlet: Requête aux magistrats, wo er im Namen des über das Faſtengebot klagenden Volkes ſagte: „Man macht uns eine große Sünde daraus, wenn wir in der Faſtenzeit zu unſerm Schwarzbrod ein Stück ranzigen Speck genießen. Wir wiſſen ſogar, daß ehedem in manchen Provinzen über den, der vom nagenden Hunger gedrängt, ein Stück von einem Pferde oder einem andern auf den Waſen geworfenen Thiere verzehrt hatte, die Gerichte das Todesurtheil ausſprachen, während zu Paris ein berühmter Financier Vorſpannpferde bereit hielt, um ſich täglich friſche Fiſche von Dieppe zuführen zu laſſen. Er hielt regelmäßig ſeine Faſten, er hielt ſie heilig durch die Verſpeiſung von Fiſchen für zweihundert Thaler in Geſellſchaft ſeiner Paraſiten.“

Wir wollen nicht wiederholen, was zu ſeiner Zeit geſagt wurde. Bouret habe ſeinen Reichthümern einen lobenswerthen Abfluß dadurch verſchafft, daß er ſie auf ſolche Weiſe in Umlauf geſetzt hatte, aber ſtets werden wir es beklagen, daß es keine Karaktere, wie der ſeinige, mehr gibt in unſerer Geſellſchaft ohne Karaktere. In unſern Tagen birgt der reich gewordene Financier ſeine Kapitalien in den dunkeln Hintergrund der Provinzen, oder ſchlimmer, in den Gewölben der Banken des Auslandes. Niemand ſieht die unſcheinbaren Reichthümer, nicht einmal ihre eigenen Beſitzer; ihren Kindern hinterlaſſen ſie das Vermächtniß von Inſcriptionen auf Wien oder Amſterdam, und die Kinder genießen davon eben auch nicht mehr, als die Väter. Alles beſteht in Zahlen, die aus einer Hand in die andere übergehen; man iſt nur mathematiſch reich. Auch dergleichen großartige Thorheiten gibt es nicht mehr, welche ganz Europa zum Geſpräche dienten, wie die eines Brunoy und Laurapais, und vollends nicht ſolche Thorheiten, wodurch die Künſtler in Arbeit geſetzt wurden, bald in Bronze und Marmor, bald auf der Leinwand. Was für Tapeten, was für Gemälde, welche Möbeln erheiſchten nicht jene von Financiers erbauten Paläſte ihres Stolzes oder ihrer Vergnügungen! — Wohl fünfhundert Jahre hindurch werden wir ihnen jene Tauſende von Hausgöttern verdanken, womit wir unſere Kamine und Simſe verzieren, und die noch in unſern Tagen ſo geſchätzt ſind, daß ſie mit allem Eifer nachgeahmt werden. Das hatten die Geldmänner ausgedacht und bezahlt, einige Jahre vorher, ehe die Revolution ausbrach, dieſer ſchreckliche Quartierwechſel, bei dem ſo vielen kleinen Liebesgöttern die Naſen abgeſchlagen wurden, und ſo vielen artigen Schäferinnen von Meißniſchem oder Sevresporzellan die Finger. Und was verdankt ihnen nicht ſelbſt die Literatur! Sie ließen es ſich ſo gern gefallen, daß die Romanſchriftſteller ſie kopirten, daß die Dramatiker ſie auf die Bühne brachten, und nahmen es niemals übel. Sie lachten zuerſt über ihre chineſiſche Wohlbeleibtheit, über ihr rundes Geſicht, über ihre bekrittelten Einfälle. Was wäre das für ein Vergnügen in unſerer Zeit, ſähe man auf dem Theater einen ſchwarz gekleideten Bankier vorgeſtellt, in der Unterredung mit ſeinem Advokaten, über ſeine Wahlrechte ſo zu ſagen!

Wie ſein großer Ahn, hatte Ludwig XV ſein ganzes Leben lang zu Anleihen ſeine Zuflucht genommen. Wie beklagenswerth dieß Mittel war, ſo wollte es doch mitunter nicht ziehen, weil nicht allemal die Rückzahlungen mit der erforderlichen Pünktlichkeit geſchahen. Viele Financiers ſuchten zuletzt der gefährlichen Ehre auszuweichen, dem König ihre Piſtolen zu leihen, in Schrecken geſetzt von der drohenden Ausſicht eines unvermeidlichen Bankerotts.

In ſolchen Zeitpunkten des Zweifels an der Zahlbarkeit des Hofes hatte man Bouret den Antrag gemacht, Ludwig XV eine gewiſſe Anzahl Millionen zu leihen, weil ſeine Kaſſen durch unvorhergeſehene Ausgaben auf's Trockene gekommen waren, wie wenn nicht dergleichen Ausgaben vor allen andern vorhergeſehen werden müßten. Bouret war wohl keiner von Denen, die am leichteſten zu bewegen waren, aber doch einer der Kühnſten. Nachdem er die Sicherungsmittel des Anlehens feſtgeſetzt hatte, fügte er bei, daß ſeine Bereitwilligkeit, dem Hof eine Gefälligkeit zu erzeigen — denn des Königs Name wurde bei ſolchen Geſchäften nie genannt — von der ausdrücklichen Bedingung abhängig gemacht ſei, Ludwig XV vorgeſtellt zu werden. Auf dieſer Ehre, auf welche noch ſeine Nachkommen eines Tages ſtolz zu ſeyn befugt ſeyn ſollten, beſtand er ganz beſonders; da er ihnen keinen durch die Waffen oder die Toga verherrlichten Namen hinterlaſſen konnte, ſo ſah er einen Erſatz für die Dunkelheit ſeiner Abkunft in dem mächtigen Nachhalle, den die erſtrebte hohe Auszeichnung über ſein ganzes Leben hinbreiten würde. Der Geſchäftsträger des Hofes brach ſogleich die Unterhandlung ab; nicht ohne Grund wollte er es nicht auf ſich nehmen, Bouret die Hoffnung einer ſo maßloſen Gewährung in Ausſicht zu ſtellen. Dem König Ludwig XV vorgeſtellt zu werden! mit dem König zu ſprechen! Eine Ehre, welche ohne Gründe der höchſten Wichtigkeit ſelbſt Edelleute beſter Herkunft nicht erreichen konnten, hatte Bouret, der einfache Financiers, anzuſprechen ſich herausgenommen. Nach einer ſolchen Verletzung der Etikette, gab es keine Etikette mehr, folglich auch keinen Hof und ſo gut als keine Monarchie mehr. Die Anmaßungen des Goldes wurden doch gar zu arg!

Indeſſen berichtete der dienſtbefliſſene Unterhändler dem Guvernör des Palaſtes und dieſer dem Miniſter über das Geſuch des ehrgeizigen Darleihers; nicht ohne eine Menge von unſtreitig überaus witzigen Spöttereien über Bourets Begehren auszugießen. Gleichwohl mußte man ſich entſcheiden; der Financier, auf ſeiner Geldkiſte ſitzend, erwartete eine klare und beſtimmte Antwort.

Der erſte Miniſter machte den Verſuch, dem König gerade in einem gut gelaunten Augenblicke den ſchwierigen Punkt vorzutragen. Obgleich in den Sitten ungemein nachſichtig, war doch Ludwig XV, darüber konnte man ſich nicht täuſchen, in der Etikette um nichts geſchmeidiger, als Ludwig XIV. Zuerſt ſchlug er es geradezu ab. Es gab ein ſchlimmes Beiſpiel; nur allzu ſehr encanaillirten ſich täglich die Edelleute. Dieſes Beiſpiel würde das Uebel verſchlimmern, und das Uebel war eines der bedenklichſten. Jedes Ding gehört an ſeinen Ort, den es zu behaupten hat; die Fichten ſteigen nicht in's Thal hinunter, die Geſtirne verlaſſen ihre Höhe nicht. Ob der König ſich gerade dieſer Vergleichungen bediente, weiß man zwar nicht, doch zeigte er ſich, nachdem er Bourets Anliegen erſt rund abgeſchlagen hatte, allmählig etwas nachgiebiger; endlich überwand er ſeine Abneigung und genehmigte den Zutritt, doch nicht ohne Vorbehalt; Bouret durfte nicht angemeldet, nicht zum Voraus in das Buch der zu Empfangenden eingetragen, nicht beim Ausgang aus der Meſſe vorgeſtellt werden, ſondern es wollte der König auf einer Promenade in den Alleen von Marly Bouret geſtatten, ihn anzureden, und ihm ſeine Huldigung darzubringen.

Andern Tages, wo nicht am nämlichen Tage noch, wurden die Millionen des Financiers ohne Aufſehen dem König abgeliefert.

Der Darleiher hatte den Vertrag zuerſt vollzogen; es war nun am König, ſein Verſprechen zu halten.

Man möchte alle die ſtürmiſchen Gefühle Bourets beſchreiben können, als er nach Marly geführt, und mitten in die Allee geſtellt wurde, durch welche der König vorübergehen ſollte, dem die Begegnung wohl weniger Sorge machte. Von welcher Seite der König herkommen wird? wer bei ihm ſeyn wird? wie der König ihn anſehen wird? was ſoll er zum König ſagen?

Als er Ludwig XV langſam auf ſich zuſchreiten ſah, auf ſein Röhrchen mit goldenem Knopf geſtützt, waren Bouret ſein wohlberechneter Enthuſiasmus und ſeine ſinnreichſten Entwürfe abhanden gekommen, wie er die ſo eifrig erſehnte Unterredung fortzuſpinnen ſich vorgenommen hatte. Seine Beine ſchwankten unter ihm, gleich den Gebüſchen um ihn her, er hätte kein Additionsexempel zu Stande gebracht, ſo ſehr hatte die Einwirkung auf ſeinen Geiſt ſeine Ehrfurcht

mit Schrecken gepaart. Wäre es nur nicht zu ſpät geweſen, er hätte gern den Handel abgebrochen. Der König war noch zwanzig Schritte von ihm entfernt, Bouret überließ ſich ſeinem guten Glücke, und, den Hut in der Hand, den Rücken gekrümmt, ſo weit es der Umfang ſeiner Außenſeite zuließ, erwartete er das Vorübergehen des Königs. Zu dem Opfer entſchloſſen, welches die Nothwendigkeit ihm auferlegte, wollte Ludwig XV ſeiner Verpflichtung mit dem möglichſten Anſtande los werden, und im Hoftone war er, wie man weiß, Ludwigs XIV würdiger Erbe. Er blieb vor Bouret ſtehen, lüftete den Hut, und ſagte mit ſeinem gefälligſten Tone: Herr Bouret, ich verſpreche mir das Vergnügen, in Ihrem Landhaus eine Pfirſche zu ſpeiſen, weil Sie mich in Marly beſucht haben.

Der König war ſchon wieder fern, und Bouret, trunken von Stolz und Glück, hatte noch keine Antwort gefunden, um ſie Dem zu erwiedern, dem er das eben empfangene hohe und ungewöhnliche Zeichen von Achtung verdankte. Der König von Frankreich und Navarra hatte ihm verſprochen, in ſeinem Landhaus eine Pfirſche zu ſpeiſen! Das will ſagen, dachte er, der König wird geruhen, bei mir zu frühſtücken. Ich kenne nichts ſo Schönes, ſo Hochherziges, ſo Großes in der Geſchichte Frankreichs. Welch ein erhabener Fürſt! Aber mit was habe ich ſo viele Ehre verdient? Bouret hatte vergeſſen, was ihm dieſe Ehre erworben hatte, er rechnete die Ludwig XV geliehenen Millionen für nichts. Welche Anſpruchloſigkeit! O, es iſt der größte König der Welt! wiederholte er, bis er beinahe darüber von Sinnen kam. Der arme Bouret wußte nicht, daß Madame de Sevigné ganz daſſelbe ſagte, als Ludwig XIV mit ihr getanzt hatte.

Nach Paris zurückgekehrt, das kaum groß genug für ihn war, machte er der ganzen Welt ſein Glück bekannt; am Abend war in den Kuliſſen der Oper von nichts Anderem die Rede, als von dem Glücksfalle des Generalpächters. Die Tänzerinnen ſahen ſchon den Miniſter in ihm. Bouret wäre nicht weit davon geweſen, ihre Meinung zu theilen. Nach einer auf ſeinem Sopha zugebrachten ſchönen Nacht, fand ihn die aufgehende Sonne mehr in Faſſung; er begann zu überlegen. Der König, murmelte er, umgeben vom Goldgetäfel ſeines Schlafzimmers, hat mir verſprochen, eine Pfirſche in meinem Landhauſe zu ſpeiſen, aber ich habe kein Landhaus. Ich muß eines haben, und zwar eines, das würdig iſt, einen ſolchen Gaſt zu empfangen, ein Landgut mit einem Schloſſe. Für ein ſchönes, ein prachtvolles Schloß in der Umgegend von Paris müßte ich ſorgen — wo iſt es zu finden? Vorwärts, ein Schloß zu ſuchen, vorwärts! — Er ſprang aus dem Bette, und eilte auf die Landſtraße gegen Verſailles hin, voll von Ungeduld und Hoffnung.

Gedichte

von

Drärler - Manfred.

1.

Idylle.

O ſieh', ein ſchönes Stückchen Himmel,
Das blühend hier zur Erde fiel,
Das mitten in dem Weltgetümmel
Der Ruhe freundliches Aſyl.

Ringsum von Bergen eingeſchloſſen,
Darauf kein Pfad von Eiſen geht,
Vom gelben Bache reich durchfloſſen,
Dem nur Natur gewölbt das Bett.

Schwarzkiefern hier und Eichen drüben,
Gelände, das ſich niederſenkt
Und, nicht entweiht durch Runkelrüben,
Mit friſchem Grün das Auge tränkt.

Am Bache ſitzt das heitre Oertchen,
Von dichten Gärten eingeſäumt,
Menſchen am Weg und an den Pförtchen,
Das lacht und ſchafft und ſchwatzt und räumt.

Abſeit in ländlich ſchmuckem Prunke
Die Quelle, heilſam vielerlei,
Den Heimiſchen zum friſchen Trunke,
Den Fremden milde Arzenei.

Stadtdamen dort mit Silberbechern,
Und Dirnen hier mit grünem Krug,
Dort blaſſe Wangen hinter Zächern,
Geſundheit hier und Roth genug.

Gewürzten Odem weh'n die Linden,
In Doppelreih'n zum Weg geneigt,
Bis ihr die Pfade, leicht zu finden,
Zur Bergterrasse dort besteigt.

O welch ein Ausblick! Sinnen, schwärmen
Und heimlich dichten magst Du da,
Und Dir das arme Herz erwärmen,
Wie es schon lange nicht geschah.

Fernab der wirre Markt des Lebens,
Fern alle Menschen, die Dich seh'n
Und lächelnd Deines stillen Strebens
Mit klugem Blick vorübergeh'n.

Wie schön! Die Sonne will sich senken,
Da tönt von unten auf Geläut:
Ein Plätzchen dieß, an Dich zu denken,
O Herr der Zeit und Ewigkeit!

Die Thräne zeugt, daß ich Dich ahnte:
Sie sprach zu Dir, kein Hauch, kein Wort.
Er der mich an den Himmel mahnte,
Gesegnet sei der schöne Ort!

2.

Ein Künstler.

Der uns des Lebens heit're Bilder malte,
Der uns die Wahrheit vorgeführt,
Daß Herzenslust aus allen Augen strahlte,
Der uns erfreut, belebt, gerührt —

Er ist nicht mehr! Des Lebens bunte Scene
Entbehrt für immer seiner Kunst;
Die letzte Sympathie der Welt, die Thräne,
Fließt ihm als Zeichen treuer Gunst.

Sie fließt dem Künstler, den die Muse kränzte,
Als reich an Drang und Wissenschaft,
Sie fließt dem edlen Menschen, der da glänzte
Durch Tugend und Gesinnungskraft.

An seinem Grabe welch ein dichtes Drängen!
Der Rührung bebendes Gefühl,
Es klagt in Seufzern, Worten und Gesängen,
Daß hier der düst're Vorhang fiel.

Er todt, der noch so Vieles schaffen können,
Den Jüngern als ein Musterbild,
Er todt, von dem auf ewig sich zu trennen,
Mit namenlosem Weh erfüllt!

Der Qualgedanke steht auf allen Zügen
Und blickt mit Wehmuth in sein Grab,
Denn ach, des Lorbers grüne Blätter fliegen
Als arme Gabe nur hinab.

Viel reicher ist, was hier von ihm verblieben,
Sein Angedenken und sein Ruhm,
Dieß innige Verehren, warme Lieben,
Des Todten Werth und Meisterthum.

Der Besten Einer muß im Tode schweigen;
Ein Denkmal sinnt der Freunde Schaar:
Die Bürgerkrone zwischen Lorberzweigen —
Weil seine Kunst ein Leben war.

Aus Hamburg.

Der Bildungsverein. — Die neue Stadttheaterdirektion.

26 Februar.

Ehre dem Ehre gebührt. Bevor ich von unserm Stadttheater spreche, dessen Schicksal heute für eine Spanne Erdenzeit auf's Neue entschieden ist, will ich Ihnen berichten über Leute, die wohl eben so gut, wie der Mime klagen könnten: die Nachwelt flicht uns keine Kränze. Dieß sind die Arbeiter. Es scheint doch in der That, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen Formreform von allen Ständen eingesehen, besonders aber von der arbeitenden Klasse beherzigt wird. Was wäre die Gesellschaft ohne die arbeitende Klasse, was wäre Griechenland und Rom ohne sie gewesen, ja was wäre am Ende selbst Kunst und Wissenschaft ohne sie? Und die arbeitende Klasse, deren Hände unablässig bemüht sind, den Ideen einen Weg in's sichtbare Daseyn, in's lebendige Leben zu bahnen, wird geboren und stirbt fast überall in Sorgen und Noth. Weder die Nachwelt noch die Gegenwart flicht dem Arbeiter Kränze; der Schweiß umperlt seine Stirn, und die Welt hat keinen Lorber für ihn und hat seiner nicht Acht — seine Schwielenhand drückt selten ein anderer als der Leidensbruder, des Menschen Adel, der in seiner Brust unter schlechtem Kleid wohnt, wird wenig angesehen. Was will diese Klasse? Ehre, Ruhm, Glanz, Pracht? Ach, sie beneidet keinen Sterblichen darum. Was sie will, das ist ein leichter Leben; Abhülfe von plumper Noth und Kümmerniß; Erlösung aus den Banden des schmutzigen Geldes. Freier möchte sie athmen, heiterer über die Erde gehen. Und sie fordert nichts, als ihr gutes, vielgeschmälertes Recht; sie fordert nichts, als was ihr werden, hienieden werden muß. Gutzkow hat sich kürzlich über Kommunismus so rein menschlich, so warm menschlich ausgesprochen, daß hinfort dem Verlangen der arbeitenden Klasse nach größerer Gleichstellung auf Erden, wenig vernünftige und fühlende Menschen in unserm Vaterlande entgegen treten können. Ihm ist der Kommunismus ein schönes Ideal; er soll auch nichts weiter seyn. Heil der Gesellschaft, die einem Ideale nachstrebt, sie wird es nie erreichen, sie wird immer nur ein getrübtes Nachbild des Ideals schaffen können, aber sie wird dem Genius der Menschheit huldigen, sie wird, geistdurchhaucht,

die schöne Erde zum Himmel machen. Und, es bange nur Niemand ob des Schicksals des Himmels selbst; wenn wir erst den Himmel auf Erden, d. h. in uns tragen, wird ihn auch nach dem Tode nichts zertrümmern können. Die arbeitende Klasse muß über das Leben erst klar werden; um es zu werden, wird sie so gut wie die Gelehrten, erst durch den Skepticismus wandern. Wenn jetzt viel Hände niederreißen, werden hinterher viel Hände komme, um aufzubauen; Beides ist nicht immer Sache Einer Hand. Zu solchen Betrachtungen stimmte mich ein am verwichenen Sonntag hier gehaltenes Fest, das eine hier seit Kurzem bestehende Bildungsgesellschaft für Arbeiter anstellte. Es war das Stiftungsfest des Vereins. In einer schönen Halle, wo auch eine neu errichtete Loge zu arbeiten pflegt, waren mehr denn 600 Arbeiter beisammen, meistens Gesellen; Leute aus andern Ständen hatten sich ihnen zugesellt. Ein Chor von 60 — 70 Sängern eröffnete die Feier mit einem deutschen Liede; brausend, voll, rein scholl der Gesellen Gesang und stimmte die Versammelten froh und ernst zugleich. Ist das der Handwerksbursch — fragte ich mich — an dem Du oft auf der breiten Heerstraße des Lebens verächtlich und kalt vorübergegangen, der Dir so roh, so ungeschliffen vorkam, oder der Dein Mitleid erregte, daß Du ihm ein Almosen hinwarfst und nahmst Dir nicht die Zeit, in seinem Gesicht zu lesen, was Großes und Edles in seiner Brust, was Schweres und Betrübtes in seinem Herzen stand. Ja das waren sie, für die Schiller auch gesprochen: Seid umschlungen! Hier war ihnen die Zunge gelöst, Gesellen traten auf die Rednerbühne und sprachen deutsch und schlicht und recht. Man hörte den Schwaben, man hörte den Mecklenburger, den Hannoveraner — man hörte auch den Anflug von Französisch. Der Deutsche hat nie affektirt, seine Sprache zu verrussen; wenn er gern französelt, hat das seinen Grund in der großen Sympathie für Frankreich, die für Deutschland keine Schande ist. Der Eine sprach davon, wie viel Versäumtes der Arbeiter nachzuholen hätte, wie schwer es ihm gemacht würde, in seiner Geistesbildung fortzuschreiten. Guter Mensch, Du hast vor Vielen, die sich gebildet schelten lassen, viel voraus, Du hast den guten Willen, der steht Dir im Gesicht geschrieben. Der bärtige Schwabe sprach von der Veredelung der Vergnügungen. Lieber Schwabe, ich reiche Dir die Hand, wo ich Dich sehe, denn Du kannst an keiner unedlen Freude, an keiner unlautern Lust Theil haben. Ein blasser Mann, auch ein Geselle, wie die Andern, redete von den Verdächtigungen, denen der Verein beim Beginn seines Entstehens ausgesetzt gewesen sei. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde. Auch ein Jude trat auf, Herr Louis Simon, einer der Lehrer, und dazwischen klangen fort die starken, männlichen Lieder, deutsche Lieder, von Arndt — von Herwegh — versöhnend Alle, die noch einen Rest von Unglauben an den Adel des deutschen Volks in sich trugen, beschämend das letzte leise Gefühl der Idiosynkrasie, gegenüber dem Arbeiter, gegenüber dem Juden. Ein alter Lehrer stieg auf die Tribüne, er sprach von Pestalozzi und sprach von seinen guten lieben Freunden und Schülern, den Handwerksgesellen. Die Biederkeit leuchtete dem Manne aus den Augen; er schmeichelte nicht, und doch, welch schöner Zeugniß konnte er dem Verein ausstellen, als die Erklärung: er erhole sich Abends, wenn er ermüdet aus seiner Schulstube trete und den Gesellen Stunden gebe von seiner Arbeit. Aber der Mann unterrichtet umsonst. Umsonst? Nein, der Arme ist dankbar und zahlt mit Liebe. — Der Präsident des Vereins, der alle Vierteljahr seinen Vorstand wählt, ein Buchdrucker, Namens Reckahn, verlas einen Jahresbericht über Entwickelung und Fortschritte der Gesellschaft. Schirges, der den Verein in's Leben gerufen, hielt einen Vortrag über das alte Divide et impera und die Aufgabe unserer Zeit, diesen Grundsatz aus dem Leben zu verbannen. Es handle sich nicht mehr um eine Hufe Landes — sagte er — die Erde der Zukunft werde aufhören, unter blutigen Völkerkriegen aus einer Hand in die andere gerissen zu werden; es handle sich darum, die Gemeinschaft herzustellen, darum, daß jede Nation ihre Fehler ablege und ihre Tugenden in die Menschheit trage. Die Freude war allgemein, und die Sänger sangen mit Begeisterung ihr: „Schönes Hamburg an der Elbe.“ Und der alte Schulmeister stimmte mit ein, die Patrioten stimmten mit ein. Es war ein Jubel ohne Ende, Toaste, Reden, Gesang, Gläserklingen, — und Alles in schönster Ordnung, ohne Störung, ohne Verletzung des Anstands. Ist das der deutsche Handwerksbursch? fragte ich wieder und wieder. Das war auch ein Festessen, aber sie aßen und tranken erst, nachdem sie drei Stunden gehört, geredet und gesungen hatten, und sie aßen keine Leckerbissen und tranken keinen Champagner, aber sie verzehrten ihr Festmahl mit einem Humor und gesunden Appetit, wie ich ihn allen Festessern wünschen möchte. Um Mitternacht gingen sie heim, und die Erinnerung an jenen Tag mag Manchem in diesem Augenblicke die schwere Arbeit erleichtern. Wäre man im Binnenlande nicht mit so vielen andern Dingen beschäftigt, und erschwerte das Aufkommen solcher Vereine und Gesellschaften, Deutschland würde bald ein viel kräftigeres Ansehen haben.

Doch nun zu unsern Arbeitern auf den Brettern. So vielen Direktionslustigen auch Anfangs der Mund gewässert haben mag, schien es doch endlich, als sähen Viele ein, wie thöricht man handelt, wenn man, statt sein Vermögen in Ruhe und Frieden zu verzehren, sich mit ihm vor den Thespiskarren spannen läßt. Wie die deutsche Krone einmal so sehr im Ansehen gesunken, daß Keiner seine Stirn hergeben wollte, um sie zu tragen, so scheinen auch Viele die Schultern jetzt zu zucken, denen die papierene Theaterkrone jetzt aufgesetzt werden sollte. Gestern hieß es, Baison werde als Bewerber mit auftreten, auch Grunert soll angegangen seyn, sein Stuttgarter Engagement aufzugeben, und dafür Theaterdirektor in Hamburg zu werden, was er aber wohlweislich von sich gewiesen. Aus Furcht, es möchte bei der heutigen Versammlung der Aktionäre hergehen, wie einst auf dem polnischen Reichstage, wollten die „vornehmen“ Aktionäre zu Hause

bleiben, und den Uebrigen den Platz räumen. Mit den Aktien sind seit einiger Zeit größere Wahlumtriebe getrieben, als sie in England und Frankreich bei den Deputirtenwahlen vorkommen. Doch ich will Ihre Neugierde, die ich lange genug in Spannung gehalten, endlich befriedigen, und lieber hinterher noch etwas von dem sagen, was ich auf dem Herzen habe. Le roi est mort, vive le roi! — denn wir haben nun ein absolutes Königthum — Die neuen Direktoren heißen Maurice und Schneider, die alten Cornet und Mühling. Heute versammelten sich die Aktionäre in Streit's Hotel, auch die Vornehmen, die Elite, der Crême hatte sich eingefunden, Baison's wegen. Baison hatte sich spät, nach verstrichenem Meldungstermin, gemeldet. Daß er's nicht früher gethan, wird man noch oft genug zu bedauern haben. Herr Cornet hatte seine Abdankung in aller Form zu Gunsten der neuen Kombination Mühling-Baison unterschrieben. Der Letztere würde dem Exdirektor seinen eingezahlten Antheil am Inventar und der Konzession ausgezahlt haben. Baison wäre ein würdiger Associé Mühlings gewesen, er wäre mehr gewesen. Er hätte für die deutsche Bühne gesorgt, die hinfort im höchsten Grade gefährdet ist. Unter der künftigen Theaterdiktatur werden wir französisch, englisch, alles mögliche, aber nicht deutsch seyn. Mit dieser Wahl ist die ganze deutsche Dramaturgie in's Auge geschlagen. Es wird einen Höllenlärm geben, und das muß es auch. Hamburg stellt einen Franzosen an die Spitze seines Theaters, des berühmten, einst Schröder'schen Theaters. Hamburg — das heißt die Aktionäre; das Publikum, die Presse sind dabei nicht um Rath gefragt. Die Herren müssen so und so viel Prozent haben, welche Waare am meisten Lagergeld zahlt, die nehmen sie in ihren Speicher am Dammthor auf. Es wird sich zeigen, ob ihnen das Alles so hingeht. Schlimm sieht es um die Herren Cornet und Mühling aus, sie verlieren ihr eingezahltes Vermögen Die neue Direktion ist nicht, wie es sonst hieß, schuldig und verbunden, das Inventar zu dem Preise zu übernehmen, der dafür von der abgehenden Direktion gezahlt wurde. Darüber bestand nur ein Usus, aber kein Gesetz. — Wenn Sie vor Abgang der Post noch diese Nachricht haben sollen, muß ich schließen.

Randglossen und Anderes.

*** Es ist, als ob wir ohne Nachahmungen nicht bestehen könnten. Da hat vor einigen Jahren ein gewisser Scribe ein Intrikenstück unter dem Titel: „Ein Glas Wasser" geschrieben, mit geschichtlichen Namen und unwahrscheinlichen, aber pikanten Verwickelungen, das seine Landsleute fast schon vergessen haben, weil sie seitdem von ihm selbst, wie von ihren andern Theaterdichtern die verschiedenartigsten Werke erhielten; allein wir haben uns noch immer nicht satt getrunken, und Alles, was wir Neues erhalten, schmeckt nach dem Glas Wasser. Es ist eine Wuth und Sucht, Intrikenstücke zu schreiben; jede Beurtheilung legt das Glas Wasser als Maß an und da heißt es: N. N. hat glücklich mit Scribe gerungen; N. N. arbeitete durch eine nach dem Glas Wasser zugeschnittene Schablone; N. N. ist weit hinter seinem Vorbilde „Ein Glas Wasser" zurückgeblieben. Wenn man sich die Mühe nimmt, unsere Blätter der Reihe nach durchzumustern, so wird man, was ich hier sage, bestätigt finden. Und so geht das Ding schon seit ein Paar Jahren, von der Birch-Pfeiffer's Marlise von Villette, bis zu dem Neuesten hört man stets diese ewigen Vergleiche, und als jetzt, ein außer Berlin noch wenig bekannter Schriftsteller Schubar mit einem Stücke auftritt, so weist die Kritik, obgleich sie es verwirft, doch wieder die innige Verwandtschaft mit „Ein Glas Wasser" nach. Ein Kritiker des Schubar'schen Stückes im Sonntagsblatt zur Weserzeitung karakterisirt dieses Genre sehr treffend. „Minister laufen in der königlichen Antichambre wie Lakaien herum und lauschen jungen redseligen Mädchen ihre Geheimnisse ab, um sie in ihren großen Plänen bei der Mätresse zu benutzen. Die Bedienten wissen um die Geheimnisse der Majestät, und die Majestät geberdet sich wie ein Kartenkönig. Alte Herzoginnen werden als Buhlerinnen entlarvt, und Beichtväter sind kopflose Gauner, die sich selbst von Schulbuben überlisten lassen. Auch die unglaublichste Zumuthung ist erlaubt, um nur um jeden Preis Verwickelungen herbeizuführen, jedes Mittel gestattet sich diese intrikensüchtige Lustspielerei, um zu verwirren, jede moralische oder nur menschliche Beziehung wird an den Pranger gestellt, um den lachlustigen Haufen mit beliebten Stichwörtern zu kitzeln. Der Verfasser hat vielleicht bei aller seiner Rohheit technisches Talent zur Einfädelung von Ensemblescenen. Die Nachäfferei der Scribe'schen Manier hat aber vielleicht mit diesem seinem Erstlingsstück eine Karikatur geliefert, die auf unser Publikum abschreckend wirkt, um diese Richtung der deutschen Muse in ihrer ganzen Blöße zu erkennen."

*** In Paris findet es wohl je zuweilen statt, daß bei Benefizvorstellungen verdienter Künstler, die Mitglieder der ersten Theater sich dazu verbinden, durch ihre Leistungen die Einnahme zu verstärken. Dann sieht man eine Rachel in den Varietés, neben der Stolz von der großen Oper und der Déjazet von dem Theater des Palais-royals und Bouffé vom Gymnase. Allein die Ehren des Abends sind immer den Mitgliedern jenes Theaters vorbehalten, dem der Benefiziant angehört und auf welchem die Vorstellung gegeben wird. Wie versteht man das Ding aber in Berlin? Ein Herr Castelli erhält in der Königs-

stadt seine Benefizvorstellung, die er folgendergestalt zusammensetzt: 1) Scenen von den italienischen Sängern; 2) eine französische Komödie; 3) Mazurka von den Tänzern des Hoftheaters; 4) deutsche Komödie, dargestellt von den Hofschauspielern. Selbst ein Saphir'scher Schwank, wird von dem Fräulein von Hagn gesprochen. Man sieht und hört nichts von den deutschen, den eigentlichen Mitgliedern des Königsstädt'schen Theaters, die doch unmöglich so schlecht seyn können, daß jener Herr Castelli, der Beneficiant, besorgen dürfte, das Publikum durch sie zu verscheuchen. Die Mitglieder des Königsstädt'schen Theaters wären im Rechte, Herrn Castelli zur Rede zu stellen; die Mitglieder des Hoftheaters hätten aber so viel Zartgefühl haben sollen, die ihnen auf Kosten ihrer deutschen Kunstgenossen zugedachte Ehre einmüthig abzulehnen.

*** Wir erhielten abermals zwei Hefte des trefflichen Werkes „Das Königreich Bayern in seinen alterthümlichen, geschichtlichen, artistischen und malerischen Schönheiten," welches bei Georg Franz in München erscheint. Es ist bereits bis zum 36sten Hefte gediehen, deren letzte sehr gelungene Stahlstiche von Nürnberg und Würzburg, dann Wasserburg und Reichenbach enthalten. Von allen illustrirten, romantischen und malerischen Beschreibungen deutscher Gauen, ist diese gewiß die mit dem sorgsamsten Fleiße und keineswegs fabrikmäßig angefertigte, die ihren Werth behalten wird.

*** Der Hofrath Dorow, der vor Kurzem gestorben ist, hinterläßt wahrlich keinen feinen Ruhm. Als er kurz vor seinem Tode nach Halle übersiedelte, mußte er es erfahren, daß der bessere Theil der Gesellschaft sich von ihm zurückzog. Man floh ihn, wie wir von einem angesehenen Einwohner Halle's schon damals erfahren haben. Dieser Umstand und die Streitigkeiten, in welche er verwickelt ward, mögen dem eiteln Mann, der stets für mehr gehalten seyn wollte, als an ihm war, den Tod bereitet haben. Er konnte kaum sechszig Jahre alt seyn. Selten ist wohl ein Mensch sich von frühester Jugend an so konsequent geblieben und hat seine guten und schlechten Anlagen so beharrlich zur Virtuosität ausgebildet, als Wilhelm Dorow. Schon mit 15 Jahren hatte er bedeutende Sammlungen zusammen gebracht. Zuerst ein Naturalienkabinet; dann eine Siegelsammlung. Er wußte sich Siegel von den berühmtesten und vornehmsten Männern, von Regenten älterer und neuerer Zeit zu verschaffen; päbstliche Siegel in grünem Wachs, Dokumente mit anhängenden Sigillen u. s. w. Seine Mutter, eine schöne Frau, die als Wittwe des Kammersekretärs Dorow zu Königsberg lebte und im Verkehr mit den geistreichsten und vornehmsten Männern stand, verhalf ihm frühzeitig zu Verbindungen, die weit über seinen Stand, über sein Alter und seine geistige Ausbildung sich erhoben. Sein Oheim, der Kapellmeister Reichardt, der auch den Hang zum Schein in sich trug, nahm sich seines Neffen ebenfalls an und zog ihn zu sich nach Giebichenstein bei Halle, wo er wohnte. Der Herzog von Holstein-Beck, die Herzogin von Curland, der Landhofmeister von Auerswald, waren ihm schon frühe geneigte Gönner. Einmal verkaufte er alle seine Sammlungen, um sich den Vitruv, den Euklid, die Werke Palladios und ähnliche zu kaufen; er wollte sich mit Macht auf die Baukunst werfen. Früher schon hatte er sich zum Baufache bestimmt; er wollte, wie es damals in Preußen hieß: Baukonduktör werden. Trotz aller dieser Anläufe sah man ihn am Ende doch nur als Commis in einem Bankierhause, wo er einige Jahre zubrachte. Seine Mutter hatte sich inzwischen wieder verheirathet, und der tiefpoetische Raphael Ignatius Bock, von dem schon oft in deutschen Blättern die Rede war, ward sein Stiefbruder. Es fand jedoch niemals irgend eine sonstige nähere Beziehung zwischen ihnen statt. Nachdem Dorow, in Verbindung mit Max von Schenkendorf, in der katholischen Kirche zu Königsberg, im Juni 1810, eine Todtenfeier für die verstorbene Königin veranstaltet hatte, ging er plötzlich auf Reisen und nach Paris. Dann lebte er am Rhein, dann trat er in die unmittelbaren Dienste des Fürsten von Hardenberg, und von da wurde sein Leben ein öffentliches. So wie die Luft, oder vielmehr die Sucht, zu sammeln und als Sammler zu tauschen, zu schachern und zu übervortheilen, so trieb ihn auch schon in den Knabenjahren der Hang zur Angeberei und zum Wichtigthun. Auf der Schule hatten sich Knaben, die um einige Jahre jünger als er waren, vereinigt und einen Bund gestiftet. So etwas war damals sehr modern in der Schulknabenwelt. Die Freimaurer waren noch ein Geheimniß und machten viel von sich sprechen; dann spielten auch in den beliebten Ritterromanen dergleichen Bündnisse die Hauptrolle. Dorow will einen Spielgesellen abholen, etwa fünf Jahre jünger als er, ein Knabe von zehn Jahren. — Ich kann nicht mit, sagte der, ich muß in die Versammlung. — Welche Versammlung, fragt Dorow. — Je nun, der Bund hält seine Versammlung. Gehst Du nicht mit? — Kann man sich aufnehmen lassen? — Warum nicht. — Er geht mit; man ist erfreut, den ältern Kameraden Theil nehmen zu sehen, der sich bei den Andern immer in ein gewisses Ansehen zu setzen wußte. Dorow wird aufgenommen. Allein kaum ist dieß geschehen, so nimmt er eine andere Miene an, tritt in die Mitte der Versammlung und fordert, daß man aus einander gehe, die Sache sei unerlaubt, er würde es anzeigen. Man sollte es kaum glauben, allein er wußte, selbst noch ein Knabe, dem kindischen Spiele eine Farbe zu geben, daß Allen die Haut schauderte und man nicht wußte, ob man es wagen dürfe ihn hinaus zu prügeln, oder ihn zu bitten, doch ja zu schweigen. Er ging, allein die Anzeige erfolgte und den Kindern wurde das Spiel verboten. Er war von der Zeit an verhaßt und man ging ihm überall aus dem Wege. Das machte ihm aber mehr Freude als Verdruß; er wollte gefürchtet seyn. Der dieß mittheilt, war ein Genosse jenes Bundes, etwa um 1804.

*** Zur nächstbevorstehenden Pariser Ausstellung bringt Ary Scheffer unter Anderm: Faust und Gretchen in Frau Martha's Garten und Faust auf dem Brocken.

Ausgegeben am 16 März 1818.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 14. Lieferung. — Artist. Beil. IX.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Sängerfahrt nach Helgoland. Von Starklof. II. — Das Schloß Bouret. Von Leon Gozlan II. — Randglossen.

Sängerfahrt

nach Helgoland.*

Von

Starklof.

IV.

Nachdem ich meinem Stubengenossen als Cicerone zu den nächstgelegenen Merkwürdigkeiten gedient, strichen wir wieder hinab in's Unterland, zu sehen, was aus den Reisegefährten geworden. Die meisten fanden wir zu gleichem Zweck in Bewegung, und den Rest unten vor dem Konversationshause. Hier lagen auch auf den Rasenplätzen, von einigen Schiffern behütet, die Reisesäcke, Hutschachteln, Mäntel ꝛc., die bisher noch nicht wieder an ihre Herren gekommen waren. Mein Mantel hatte sich in ruhiger Erwartung neben die andern gebettet. — Das gehört mir, sagte ich zu einem Lootsen, der mit seinem klugen, wetterharten Gesicht mich darauf ansah, ob ich ihm etwas zu verdienen gäbe. — Wohin damit? fragte er. — Zu Hermann Haas, wenn Ihr den wißt. — Ei doch! lachte er, werde ja wohl mein eigen Haus kennen! — So hatte ich denn mit diesem Intermezzo auch die Bekanntschaft unseres „Philisters“ gemacht.

Auf die Frage: welchem gastlichen Raum zunächst die Ehre unseres Besuchs zu gönnen? entschied die Majorität für das Konversationshaus. Die Größe des Saals sei am günstigsten für den Gesang, ein Hauptquartier müsse die Völkerwanderung haben und hier im Centralpunkt des Welttheils Helgoland werde man Keller, Küche und Bedienung wohl in größter Vollkommenheit organisirt finden. Darin hatten wir aber recht eigentlich unsere Rechnung ohne den Wirth gemacht, dessen Zuschnitt wohl für den bestehenden Verkehr und mäßigen Anwachs ausreichte, aber gegen einen solchen Ein-

* 13. Lief. S. 193.

wandererſturm nicht Stand halten konnte. Plätze waren kaum noch zu haben, und erwiſchte man auch einen, ſah man ſich noch wenig gefördert. Das Gedräng um den Schenktiſch ſtockte drei vier Mann hoch. Mit allem Rufen nach Kellnern, Wein, Speiſekarten erlangte man kaum etwas mehr, als die Ueberzeugung, daß man ſich in einem unbehaglichen Zuſtand befinde und wohl thun werde, nach einem beſſern zu ſtreben. Die Auswanderungsluſt griff um ſich, mit Getümmel ward aufgebrochen und über die Gaſſe hinüber fielen wir, ein Heuſchreckenſchwarm, in ein anderes Wirthslokal, wo wir es zwar etwas gemüthlich enger, aber nicht gerade beſſer fanden. Ein Vorzug unſerer neuen Lage beſtand darin, daß wir nicht gehindert waren, uns ſelbſt zu bedienen. Auſtern, Dorſch, Hummer und dergleichen gute Dinge gab es in Ueberfluß, aber keine Aufwärter, ſie zu bringen. Die Leute hatten auch nicht darauf gerechnet, daß ihnen ſolche Schaaren Oldenburgiſcher, Bremiſcher, Hamburgiſcher Gäſte in's Haus poltern würden. Doch unmittelbar neben dem Speiſeſaal iſt die Küche, wo bei hellem Feuer gekocht und gebraten wird; neben an in einem hölzernen Verſchlag ſind zwei flinke Mädchen mit Auſtern-„Klöven“ (ſpalten, aufmachen) beſchäftigt. Da kann man nicht verderben! Nur zugegriffen und hereingeſchleppt! — So muß der Menſch arbeiten, um auf dieſem wüſten Eiland zu einem Abendeſſen zu gelangen. Nur die Weinflaſchen kommen wie gehext von ſelbſt herbeigeflogen, und wenn es an's Bezahlen geht, ſind die braven Kellner von einer Aufmerkſamkeit, als wärſt Du der einzige Gaſt im Hauſe.

Aber mit aller dieſer Kneiperei wird vom Zweck unſeres Hierſeyns bis jetzt gar wenig erreicht. Auf Helgoland ſoll ja unendlich viel geſungen werden, und noch haben wir keine Note gehört. Wo ſind die Sänger? die Zierden des Mahles? — Und wie wir hinaus ziehen in die Nacht mit Spießen und Stangen ſie einzufangen — da, gerade am Konverſationshauſe brauſet uns ein heller Hauf' entgegen, mit einem friſch voran geſungenen Zapfenſtreich, der uns ſogleich in ſeinen Melodien und in den Saal mit hinein reißt, wo die bisher vereinzelte Luſt nun in die dickere Maſſe und aus ihr heraus breite kräftige Wellenſchläge thut. Der vorhin ſo überdrängt angefüllte Saal war ziemlich geräumt, doch nicht ganz leer geworden, ſo daß die Sänger auch noch ein Auditorium fanden, was ihnen immer erwünſcht kommt, wenn ſie auch manchmal thun, als läge daran nichts. Aber man kennt Euch eitles Volk! Singt doch ſelbſt die Nachtigall da am liebſten, wo es recht lebhaft von Menſchenverkehr wimmelt.

Schon den ganzen Abend hatten wir uns vergebens nach Sangbrüdern aus Hamburg umgeſehen. Jetzt erfuhren wir, daß eine eigentliche Einladung gar nicht dorthin gekommen war. Auch hatten ſich mit dem Hamburger Schiff nur zufällig zwei Liedertafler von der Elbe eingeſtellt. Viele von uns hatten gehofft, auf Helgoland Schleswig-Holſteiner zu finden, ſie der Theilnahme an ihren antidäniſchen Beſtrebungen zu verſichern.

Aber auch dieſe Hoffnung blieb unerfüllt. Keine Schleswig-Holſteiner waren zu ſehen. Vielleicht führt künftig eine wiederholte Sängerfahrt uns auf Helgoland mit den deutſchen Brüdern zuſammen, denen unſere herzlichſten Wünſche gewidmet ſind.

Was nun folgte, war ein wunderliches Gemiſch von guten Singübungen, die wirklich der Kunſt angehören und von Liederpoſſen, wie man ſie beim Glaſe Wein in luſtiger Geſellſchaft treibt. Aber es paßte Alles gut zuſammen: die Stimmung der Gemüther, die heitere Farbe des Tages brachte eine erfreuliche Harmonie in dieſe Gegenſätze.

Einer unſerer Landsleute entwickelte ein auffallendes, ja unvergleiches Talent für die Nachahmung aller Töne, welche je in der Kehle eines Katers Platz gefunden haben. Nicht genug, daß er den Ausbruch der Ungeduld, die langgehaltenen Noten der Zärtlichkeit, das haſtige Puhſten des Zorns in ihren feinſten und wahrſten Nüancirungen auf's geſchickteſte variirte; er lachte ſelbſt in Katertönen und zum brillanten Schluß ſeines Solo trug er die Melodie: „Bei Männern welche Liebe fühlen“ mit einer Sauberkeit des Knurrens, einer Anmuth des Miaulens

vor — daß ihm von seinem dankbaren Publikum, welches bald in athemloser Stille gehorcht, bald ein nicht zurückzuhaltendes Bravo! losgeplatzt hatte, endlich mit unauslöschlichem Gelächter das Lob, die Bewunderung, der Enthusiasmus zugeschrien wurde, wie sie nur der originellste Katzengesangsvirtuos verdienen konnte. Er hatte seine Kunst auf's gründlichste studirt, kein Stimmencapriccio des mäusefangenden, dächerbewohnenden Geschlechts war ihm entgangen, ward von ihm ausgelassen; er mußte den zur Verzweiflung aller Straßennachbarschaft in herzzerreißenden Duetts und Quartetts rasaunenden Hinzen und Hinzinnen ganze Nächte hindurch nachgeschlichen seyn. Dabei beschränkte sein Talent sich nicht bloß auf die Macht der Töne; er hatte auch in seinem schon ältlichen Gesicht mit vorstrebender Habichtsnase, dünnstraubigem Haar, pfiffig zugespitztem Munde und schlau verdrehten Augen eine solche Gewalt der Komik, daß die ganze Sängerschaar sich vor diesem Doppelgenie, einem wahren Kunstheros beugte, verwundert, wie ein so reich begabtes Wesen höherer Art in unsrer Mitte bisher so ungekannt hatte weilen können. Er ward mit dem Ehrennamen »Kater Murr« unter die edelsten Sterne des Musikhimmels unmittelbar neben Liszt und Jenny Lind eingeschrieben.

Diese lustigen Thorheiten hatten uns schon weit in den Abend hineingeführt. Vom Schluß unsers Stücks war noch keine Rede; denn wir sind wohl die Leute dazu, in solchem Element bis zum Morgen herum zu schwimmen. Aber eine Scenenverwandlung schien uns sehr nützlich, und so ward mit Gesang wieder aufgebrochen. Draußen verkrümelte sich der Schwarm hier hin, dort hin, wie Mücken den verschiedenen Wirthshauslichtern zufallend. Wir, etwa ein Dutzend, liefen Sturm auf die Treppe, setzten das Oberland in Allarm und fanden droben auf dem Altan vor dem Hotel von England auch noch einen Trupp würdiger Nachtgesellen, die sogar kühner als wir, unter freiem Himmel und im Angesicht der Nordsee ebenfalls dekretirt hatten, daß dieser Tag für sie mehr als vier und zwanzig Stunden haben solle. — Hier war es nun ganz anders. Bei der kleineren Gesellschaft erhielt die Scene den Karakter eines Familienstücks; besonders trug dazu bei eine behend hin und her schnurrende hübsche Aufwärterin (alle Helgolanderinnen sind hübsch, oder haben wenigstens die Präsumtion des Hübschseyns für sich), mit welcher manch freundliches Wort gekoset, mancher Scherz angesponnen und von ihr sehr resolut weiter gehaspelt wurde. Die Mädchen hier sind nicht allein flink auf den Füßen, sondern auch so mundfertig, daß ihre Worte fast immer überraschend einschlagig zuklappen. Besonders wird diese Sprachgelenkigkeit dadurch begünstigt, daß die Insulaner alle hochdeutsch reden. Diese Ausnahme, von dem sonst am ganzen Nordseestrande herrschenden Plattdeutsch hat ihren Grund darin: sie sprechen von Hause aus unter sich eine Inselsprache aus Deutsch, Dänisch, Holländisch, Englisch zusammengemischt und wohl auf dem Boden des altfriesischen wurzelnd. Das Deutsche aber erlernen sie (die Mädchen zum Theil in Hamburgischen Kost- und Erziehungshäusern) — sie lernen es richtig, und als etwas Angelerntes, Fremdes, Erworbenes, behandeln sie es nachher mit einer Art von Achtung und Zierlichkeit.

Die prallen Antworten, welche unsere Späße von dem netten Schenkmädel erhielten, veranlaßten mich, den Namen der witzigen Hexe zu erfragen. — Kläre heiß' ich. — Was? die Kläre aus dem Heirathsantrag von Helgoland? Das ist ein Wink Thalia's? Hier muß sogleich ein Stück aufgeführt werden! — Als ehemaliger Theaterintendant arbeitete ich sogleich in meinem Beruf und vertheilte die Rollen; ich übernahm den »Vater Peter Pump«, mein lustiger Stubengenosse machte den »Sohn Hanns«, Kläre war bereit, sich selbst zu spielen, und so ward unverzüglich die Anfangsgruppe von Schneiders Lustspiel auf klassischem Boden in Scene gesetzt. Unser Theater war der Altan vor dem Hotel, Orchester das Rauschen der Nordsee, Leuchtthurm und Sterne funkelten als Kronleuchter und Kulissenlampen. Die neu angehende Künstlerin entwickelte in ihrem ersten Debüt ein bedeutendes Talent. Auf unsern Applaus aber versicherte sie, es sei an der ganzen Geschichte kein wahres Wort, und so ein dummer Junge, wie Herr Schneider den Hanns mit seinem ewigen »ja Vater Peter Pump!« erfunden, sei auf Helgoland gewiß

zu keiner Zeit anzutreffen gewesen. — Das nämliche Urtheil habe ich von manchen andern Insulanern gehört. Wie kommen sie aber zur Kunde eines Lustspiels, dessen Aufführung ihnen doch auf ihrem Felsen nicht geboten wird? Eine genügende Beantwortung dieser Frage liegt ganz nahe. Die Helgolander fahren oft nach Hamburg. Finden sie nun dort an den Straßenecken den »Heirathsantrag auf Helgoland« angeschlagen, so wird — sollten sie auch sonst das Schauspiel nicht besuchen — eine solche Ankündigung doch gewiß vermögen, sie in's Theater zu reizen; und, wenn irgend Jemand, sind wohl sie die kompetentesten Richter darüber, ob ihre Sitten und Eigenheiten eine der Wahrheit entsprechende Auffassung erfahren haben. — Nun können schon wir Fremden nicht einmal einräumen, daß es Herrn Schneider hiermit sonderlich geglückt sei. Auch hat er sich gar keine Mühe gegeben, die Originalität des Inselvolks auf irgend eine Weise darzustellen. Das Stück mit seinem insipiden Lord Watercock, seinem trunksüchtigen Bootsmann und dem ganzen Personal könnte eben so gut auf einem ganz andern Boden spielen. Heirathsantrag auf Helgoland heißt es nur, weil dem Verfasser der Einfall gekommen ist, Jordans bekanntes Bild zu einem Lustspiel zu verspinnen. Ob dieser Einfall glücklich gewesen? — Die Ausführung desselben hat nur ein schwaches, ziemlich langweiliges Werk hervorgebracht, dem alle Lokalfarbe mangelt. Da ist es denn kein Wunder, wenn die Helgolander ihre Kritik darüber noch stärker aussprechen und es für ein »falsch Ding« erklären. Sie sind überhaupt mit der Helgolandliteratur, die sich seit einigen Jahren herangebildet hat, wenig zufrieden, und meinen, wenn es an sich auch schon ganz gut wäre, daß durch so viele Bücher die Aufmerksamkeit auf ihren Felsen gelenkt und dessen Besuch vermehrt würde, so hätten sie dagegen zu wünschen, die Herren Touristen und Beschreiber möchten die Augen besser aufthun, mehr bei der Wahrheit bleiben und nicht so manch albernes Zeug, das romantisch seyn solle, über sie in die Welt hinausschicken.

V.

Vor unserer stolzen »Haasen«-Residenz war ein ihr an Größe und Pracht entsprechender Park in Gestalt eines zwischen Planke, Stall und Holzgatter eingefangenen Grasplatzes, acht Schritte lang und zehn breit. Hier mußte die hübsche Anne uns das Frühstück serviren. Wir hauseten, so schien es, am Ende der bewohnten Inselwelt dieser äußersten Thule, weit weg von allen unsern Fahrt- und Lärmgenossen, wenigstens ließ Keiner von ihnen sich in der Gegend sehen. Eine Entschädigung dafür fanden wir in den Observationen, die von einem nahen Balkon und dessen Fensterthüren auf uns gerichtet wurden. Was sich dort an den Gardinen so verstohlen herumbewegte, mußten natürlich, konnten nothwendig nur zwei polnische oder spanische Gräfinnen seyn, sehr reizend, sehr reich, sehr exilirt und dabei übermenschlich interessant. Während wir sie uns genau beschrieben, trat freilich hinter jenen Thüren nur ein Hausmädchen heraus auf den Balkon, mit einem Kehrbesen in der Hand. Aber das war eine naive Maskerade, um uns besser zu belauschen. — Bei solchen Versuchungen muß man in kühler Hoheit vornehm gleichgültig thun. Wir beendigten unsern Kaffee, als ob nichts auf der Welt uns wichtiger wäre, und da wir zu der auf acht Uhr im Konversationshause angesagten Volksversammlung noch eine Stunde hatten, so ward eine Morgenwanderung nach dem Felsenrande vorgenommen, um nun bei hellem Tag in alle die seltsamen Klüfte und Spalten hinabzuschauen, die uns gestern in der Abenddämmerung schon gar gefährlich und unheimlich erschienen waren. Ja, wunderlich schroff und jäh genug sind diese Risse und Wände; aber im Ganzen finde ich doch, wird von den malerischen Schönheiten Helgolands viel zu viel Aufhebens gemacht. Einer möchte dem Andern aufbinden, es sei etwas unerhört Unvergleichliches. Die Insel ist in der Mode, und so wird denn übermäßig viel davon gefaselt, besonders von Leuten, die noch nie rechte Gebirge und Felsenwände gesehen haben, oder von Andern, die stets im Superlativ reden und dabei vergessen, daß »schön!« und »wunderbar!« Bezeichnungen sind, die man nicht jeder absonderlichen Sache an den Kopf

werfen soll. Allerdings sind „Mermers Gat“ und „Addixen Lock“ abenteuerlich genug in den Felsen hineingefressene Höhlen, und andern ähnlichen Stellen, so wie einigen mitten im Wasser stehenden Blöcken und Nadeln fehlt es nicht an stolzer Kühnheit der Formen; nur steckt ein großer Theil von dem Reiz, den sie auf uns ausüben, gewiß darin, daß wir in den elenden Gegenden unseres Nordlands gar nichts besitzen, was Kontrast, malerischer Effekt und Ueberraschung genannt zu werden verdient. An diesen Rändern der Insel sahen wir deutlich, wie sie fortwährend im Abnehmen ist. Kaum ein Tag vergeht, wo nicht etwas von der Höhe in die Tiefe hinabrutscht. Regen und Schnee sickern in das mürbe, bröckelichte Gestein. Wie nun die Feuchtigkeit drinnen friert, drängt sie ganze Schichten und Tafeln vom Körper des Felsen ab; diese stehen noch eine Weile zerklüftet da, verwittern aber allmählig und stürzen zuletzt herunter. So läßt sich fast ausmessen und berechnen, wie nach Jahren von der Insel nichts mehr übrig seyn wird. Besonders wüthige Stürme können freilich die Rechnung noch bedeutend abkürzen. Ein alter Fischer, den wir antrafen, erzählte uns die Sage, wie Helgoland sich einst weit hin erstreckt habe, wie es vor uralten Zeiten dort ganz hinüber, wo nun die Nordsee rauscht, mit Jütland völlig landfest gewesen. Auf unsere Frage, ob er nicht auch glaube, daß die Insel bald ganz verschwinden und was dann die Bevölkerung machen werde? versetzte er: dann müßten sie nach der Sanddüne hinüberziehen. — Die ist aber doch für Euch gar zu klein, bringt keinen Grashalm hervor, und wenn die Felseninsel weg ist, wodurch die Düne geschützt wird, kann der schmale Sandstrich gegen die Nordsee auch nicht lang mehr halten. Was dann? — O, das erleben wir nicht mehr! — Aber Eure Kinder und Enkel? — Ja die mögen denn zusehen! — Freilich ein so gründliches Gutachten, daß sich ihm nichts weiter entgegnen läßt.

Als wir zum Konversationshause hinunter kamen, fanden wir die Volksversammlung schon in vollem Gang und in voller Konfusion. Niemand wußte recht, wer den Tagsbefehl ausgeben und was er enthalten sollte. Wo, wie, wann gesungen würde? Die Frage kam von allen Seiten, aber von keiner eine bestimmte Antwort darauf. Bei dieser heitern Anarchie befanden sich Alle vortrefflich, lobten die Freiheit der Nichtsthuerei, schnalzten darin herum wie die Fischlein im Wasser. Aber wir Dampfschiffunternehmer, als praktische, auf Thaten angewiesene Leute, sagten uns mit aristokratischem Bessergefühl los von dieser poetisch unfruchtbaren Volksthümelei. Zum obern Salon stiegen wir hinauf, an einem langen grünen Tisch — sonst wahrscheinlich der schofeln Roulette dienstbar — heckten wir die schönsten Beschlüsse aus, welche einst in den Annalen der Dampfschifffahrt den glänzenden Beweis führen werden, wie die geistigen Anhauche der Nordseewellen uns zu Ideen inspirirt haben, zu Ideen! — nun, die Zukunft wird es erfahren und uns verehren! Um aber auch der Gegenwart ihr Recht zuzuwenden, galt es das Helgolander Seebad zu probiren. Zum nämlichen Zweck waren auch außer uns eine Menge Ueberfahrer in Bewegung. Der Meerstrom zwischen Felsen und Düne wimmelte von hin und her gehenden Jöllen. Die Gruppen des Ein- und Aussteigens gaben eine Menge hübscher Bilder. Und wie war Alles umher Farbe und Glanz! Die blank getheerten Boote, die braunrothen Jacken und gestreiften Hemden der Seeleute, Segel und Tauwerk an der Sonne blinkend, bunte Mäntel und Schleier der Damen im Morgenwind flatternd, hellgrüne Wellen mit weißen Schaumrändern an die Düne heraufslaufend — dieß Alles vor dem Hintergrund der röthlichen Felsenwand und des blauen Himmels — da gab es Lichter und Schatten kräftig aufgetragen, harmonisch verschmolzen. Und so bezaubernde Wahrheit in allen Bewegungen der Scenerie! — Ja, hier ist Reichthum zu Studien für einen Marinemaler. Gädeke weiß auch recht gut, warum er auf Helgoland hauset. — Nach dem Seebade war eine Dünenstreiferei mit der Flinte vom allerschlechtesten Erfolg. Nicht eine einzige Möve ließ sich sehen. Und sonst habe ich das kreischige Volk hier in ganzen Schwärmen angetroffen. Sie haben ihre Launen wie andere Damen.

Der Mittag sollte eigentlich — nach dem Befehl aus dem Hauptquartier — die ganze Smala im Konversationshause vereinigen.

Manche von uns aber, durch die Erfahrung des gestrigen Abends kopfscheu gemacht, trauten den auf heute gegebenen Organisationsverheißungen nicht, obgleich Herr Ichon dem Wirth drei Extra-Kellner aus Bremen zugeführt hatte. Wir ergaben uns dem Laster der Insubordination. Beim Frühstück, in einem der Pavillons am Unterlande, waren uns nicht bloß Austern, Hummer und andere freie Seefrüchte, sondern auch manche verbotene Früchte der deutschen politischen Literatur zu Handen gekommen. Alles, was in unserm deutschen Vaterlande durch Censur oder Bundestagsbeschlüsse an gedruckten Sachen verpönt oder konfiscirt wird, das liegt hier auf englischem Boden an öffentlichen Orten ganz ungenirt umher und leuchtet Jedem frech in die Augen. Die entsetzlichsten Folgen können nicht ausbleiben! Man sehe unser Beispiel und schaudere! Obgleich wir uns nicht die Zeit nahmen, tief in diese gefährlichen, verruchten Bücher hinein zu blicken, wurden wir doch schon von ihrer bloßen Nähe mit so demagogisch rebellischen Gesinnungen erfüllt, daß wir in total subversiver Tendenz aller Ordnung und Ordonnanz Trotz zu bieten wagten. Das Befehlbuch des Konversationshauses ward verhöhnt, dem offenen Widerstand bei klingenden Gläsern ein Vivat gebracht, jener Versammlungsbeschluß eine tumultuarische ministerielle Ueberrumpelung genannt! — O! — Wir befanden uns gerade in den großen Julitagen. Diese Erinnerungen sind zu grauenvoll ansteckend. Es geschah eine erhabene fürchterliche That; ein Riß in unsere wundervoll konfuse Konstitution. Wir zogen, ein stolzes Dutzend, in heller Empörung am Konversationspalast vorbei die Treppe hinauf, um droben als Bergpartei nach unserer frechen Willkür zu leben. Daß uns diese verbrecherische Unternehmung verdientermaßen schlecht bekommen wäre, kann ich leider nicht melden. Eigentlich hätten wir ja verdient, wenigstens todt geschossen zu werden, und zwar möglichst von hinten. Aber gar nicht! Der Hof, dem wir unsere Hülfe, nämlich unsern Appetit und unsere Geldbeutel anboten, nahm uns mit offenen Armen auf, fragte nicht einmal nach unsern Pässen, auch nicht nach unserm Glaubensbekenntniß.

Ehe eine Viertelstunde verging, saßen wir an der so eben eingeläuteten Wirthstafel in die daselbst heimischen Bewohner so vortrefflich einrangirt, als wären wir die loyalsten Unterwürflinge des drunten großmächtig waltenden Despotismus geblieben. — Aber eines that sich doch seltsam hervor. Die Gesellschaft, zu der wir gekommen, war etwa zwanzig Personen stark, Damen und Herren, ganz absonderlich schweigsamer Natur. Uns kümmerte das nun zwar sehr wenig; wir ließen unsere Gespräche frei hin laufen, wie an vier Rädern. Doch übersehen konnten wir nicht, daß sie uns verwundert beobachteten — sie schienen sehr exclusiver Art, und eine heimliche unheimliche Stimme sagte ihnen, welche Teufel da so plötzlich in ihr bisher so rein gehaltenes Heiligthum hereingebrochen waren. O, es geht nichts über ein feines Gefühl!

VI.

Während unserer Tischsitzung hatte sich der Himmel mit Wolken angethan. Als wir aufstanden, empfing uns draußen ein munterer Regen. Für den Nachmittag paradirte in unserm Programm eine allgemeine Jöllenfahrt um die Insel. Bei diesen Wetteraspekten kam sie natürlich in Aufschub, und ich benutzte die Wartstunde zu einem Besuch, der mir eigentlich von der ganzen Seefahrt die interessanteste Episode, die liebste Erinnerung geblieben ist. Ich habe vorhin des Malers Gädeke erwähnt. Schon länger und von verschiedenen Seiten war mir erzählt worden, wie er vor einigen Jahren hieher gekommen, an den schönen Augen einer Helgolanderin fest gerathen, des Inselkindes Ehegespons geworden und seitdem hier seßhaft geblieben sei. — Es schwebelt durch diese einfache Begebenheit auch ein Stück Seezug und Romantik, wovon ich aber nichts nachsagen will, ungewiß wo die Wahrheit aufhört und die Dichtung anfängt. Aber vernommen hatte ich Manches von ihm, Anziehendes; auch Skizzen gesehen von seiner Hand, geistreiche, kühne, tief empfundene Wellenbilder. Der Schilderung nach galt er mir ein an Leib und Seele tüchtiger Mann, Grüße hatte ich auch an ihn zu bestellen —

und nun stand ich vor der Thür seines Hauses, welches in der Straße gerade hinaus, wenn Du die Treppe heraufkommst, etwas aus der Linie zurücktretend, durch Bauart und an den Mauern heraufgezogenes Blättergeranke sich von den andern backsteinrothen schlichten Fischer-Wohnungen einigermaßen fremdartig unterscheidet. Als ich hinein trat, sah ich von der Hausflur in ein offen stehendes Zimmer; die Wände waren mit Fischergeräth, Schifferkleidung, ausgestopften Vögeln, Seegethier, Meerkuriositäten aller Art malerisch bekleidet; an der Staffelei saß ein Mann, welcher sich gegen mich aufrichtete und groß da stand wie ein Riese. Hoch, schlank, mit breiten Schultern und auf diesen ein edler Kopf mit heller Stirn, blauen Augen, an den Schläfen herab lang lockiges Haar, Lippen und Kinn von stattlichem Bart umwachsen; — ein wahrhaft schöner Mensch, dessen Anblick mir schon das Herz erfreute. Und nun die Freundlichkeit, womit er den ihm dargebrachten Gruß aufnahm, der kräftige Druck von seiner festen, tapfern, kunstreichen Hand! — Neben der Staffelei saßen zwei Frauen, beide jung und hübsch, eine davon wohl die Gattin des Malers; doch ehe ich sie recht in's Auge fassen konnte, wurden sie abgerufen und kamen leider nicht wieder zum Vorschein. Zwischen uns Beiden war nach den ersten Worten jedes Fremdseyn weggestrichen. Wir verkehrten mit einander wie langjährige Bekannte. — Um Alles nicht! sagte ich, als er die Palette weglegen wollte — da trocknen ja Farben und Pinsel ein, Sie sind eben an der Luft, und es ist nur noch ein Paar Stunden Tag! — O! lachte er, Sie sprechen ja ganz wie Einer vom Handwerk? — Ja, für eine Art Bönhasen kann ich mich ausgeben. — Er setzte sich wieder zur Staffelei und reichte mir ein Paar große Skizzenbücher zu. Das Bild, woran er arbeitete, war eine große Helgolander Jölle mit Reisenden, welche durch ein Dutzend rüstiger Seeleute, zum Theil bis über die Knie im Wasser, vom Strande geschoben wird — eine Scene, wie sie drunten stündlich vorkommt; auf der Leinwand aber wird man sie in solcher Vortrefflichkeit nicht oft erblicken. — Die Skizzenbücher waren voll anziehender Gruppen, Ansichten, Begebenheiten, theils in Bleistift hingeworfen, theils in Farben ausgeführt. Vor Allen sind mir zwei, nur so fix hingewischt unvergeßlich geblieben. Das erste: am Dünenstrande liegt ein gescheitertes Schiff, das Verdeck nach unten. Die Helgolander sind darüber her, die Ladung zu bergen, und weil sie es nicht umdrehen können, haben sie in den Bauch ein Loch geschlagen, wodurch sie hineinsteigen. Es ist Nacht. Fern am Horizont steht zerrissenes Gewölk, dahinter blickt Mondschein auf; den Mond selbst sieht man nicht. Die Scene ist seltsam unheimlich — seeräuberischen Karakters — von gewaltigem Lichteffekt. — Nummer zwei: ein Helgolander Lootse, großer knochenstarker Hüne, den Südwester (Sturmhut von Wachstuch, wasserdicht, helmartig) auf dem Kopf, weite Pic-Jacke um, die großen Wasserstiefeln bis über den halben Schenkel heraufgezogen. Ueber die breite Schulter trägt er eine lange Schifferstange, speerartig hoch aufgerichtet, daran herunter hängt dick in sich zusammengepackt ein weites Fischernetz. Wie der Mann sich herumwendet, stramm, gerade, mächtig vor Dir steht, Dich aus seinem wetterharten scharfgefurchten Gesicht mit klugen Augen ernsthaft anblickt, glaubst Du einen grimmigen Seekönig alter Nordlandssagen vor Dir zu sehen. — Etwas dieser Art, nur frischer und heller in Farbe, hat der Maler mit seiner tüchtigen gebietenden Gestalt auch an sich. Zwischen seinem und dem Seewesen schwebt eine Verwandtschaft, darum hat er sich auch wohl hierher gezogen gefühlt, und ist am Felsen hängen geblieben; die schöne Meerjungfer hat natürlich auch das ihrige dazu gethan — wie in den alten Liedern von fahrenden Helden und singenden Seefräuleins. — Während des Malens erzählte er recht lebendig von Fischzügen, Lootsenfahrten und Seeabenteuern, die er mit den Inselmännern bestanden. — Da habe ich, sagte er, vor der See Respekt bekommen, aber auch vor den Seeleuten. Wie oft bin ich mit ihnen hinaus, wenn das Meer so recht toll war. Zwölf bis achtzehn Mann in so einer großen Jölle, und diese so herumgeschleudert, daß ich bald wie auf dem Thurm, bald wie unten im Keller war. Manchmal glaubte ich, wenn das Ding fast senkrecht gegen ein Welle hinanstieg, nun muß es von oben steil über uns herüberschlagen, und uns zudecken, so daß wir darunter ersaufen. Aber sie spielen damit wie ein firmer Reiter, der sein

künſte aus den Händen winden wollten. Aber er verlachte dieſe Beſtrebungen, indem er ſich mit demagogiſcher Frechheit auf die empörende Gunſt des Volks ſtützte. So oft nämlich das Felſenecho einen Schuß recht lang und kräftig zurückgab, jauchzte die wilde Menge in den andern Booten dem Wüthrich lauten Beifall, und ſo beharrte er in ſeinem Toben, unbekümmert um das Leiden der Schweſterſeele, die unter dieſer Barbarei zuckte und dahin ſtarb. War das nicht abſcheulich? — Unerhörte Grauſamkeit! Aber fand ſich denn Niemand kühn genug, dieſen Verächter aller Sitte und Empfindung über Bord zu werfen? — Das verdiente er allerdings, und ich hätte auch darauf angetragen, aber ich glaube, ich ſelber war der Böſewicht.

Je weiter wir um die Felſenwand hinaus kamen, deſto großartiger entwickelte ſich unſere Flotte; immer mehr und neue kamen hinter uns drein, zuletzt zählten wir dreißig Jöllen. Die Sonne, ſchon tief ſtehend, ſtrahlte über das glitzernde Meer prächtig zu uns herüber; Wellen und Felſenhöhen brannten in reizendem Zauberſchein. Wenn man die lange, gegen die offene See gewendete Seite der Inſel vorbeigefahren iſt und nun an ihre nördliche Ecke kommt, ſteht eine von ihr getrennte Klippe rieſengroß in den Wogen. Das iſt ein wahrhaft koloſſal gewaltiges Bild. Wir ſahen es in der ſchönſten Beleuchtung. Die Wirkung war lebhaft erfreulich. Alles ſchrie vor Ueberraſchung laut auf. Dieß laute Jauchzen von ſo vielen hundert Stimmen hallte, ein wunderbarer Chorgeſang, über die Flut hinaus. Dann war Alles plötzlich ſtill. Das war der herrlichſte Moment.

Einen hübſchen Theatereffekt machte es, als einzelne Boote zwiſchen der Inſel und jener hohen, einſam ragenden Wand hindurch fuhren. Alle Fahrzeuge hielten jetzt zugleich an und lagen in einem weiten Kreiſe beiſammen. Hier ward noch einmal zu einem gemeinſchaftlichen Singen aufgerufen; doch kam es wie vorhin nicht zu Stande, und die Regatta verfolgte dann den Reſt ihres Weges bis zu dem Punkt, von welchem wir vor etwa zwei Stunden abgerudert waren.

Das Schloß Bouret.

Von

Leon Gozlan. *

II.

Rechts und links am Wege ſah er herrliche, weithin ſich erſtreckende Ländereien, Sammetdecken von Raſen darüber hingebreitet, klare, himmelan ſprudelnde Waſſerſtrahlen, Schlöſſer, wie Werke florentiniſcher Goldarbeit ausgemeißelt; aber das war damals nicht zu ſehen, daß, wie in unſern Tagen geſchieht, die großen Grundbeſitzungen dem öffentlichen Aufſtreiche dahin gegeben wurden. Nichts wich von ſeiner Stelle, nichts rückte vom Platze. Eben ſo wenig verließ das Bild des Ahnen ſeine Wand, als die Kleinode der Ahnfrau das Haus. Schöne, rührende Unveränderlichkeit! Wo Leben und Wohnſitz in ſolchem Ernſte genommen werden, da ſtehen auch die Geſinnungen im Einklange; Glauben, Lieben, Verſprechen ſind dann nicht minder ernſtlich gemeinte Dinge.

Vergeblich klingelte Bouret an allen Gitterthoren der Schlöſſer zwiſchen Paris und Verſailles; zu verkaufen war keins. Kaum daß ihm weiter entfernt, aber zu entlegen von der Landſtraße, ein Grundſtück von einiger Ausdehnung aufſtieß; aber er gab den Gedanken, hier als Käufer aufzutreten, gar bald wieder auf, bei Betrachtung der alltäglichen Verhältniſſe der Gebäude, ärmlicher Wohnſitze unbedeutender, zu Grunde gerichteter Edelleute, die ſie dort erbaut hatten, um Verſailles näher zu ſeyn, dem großen Sammelplatze der Bittſteller. Ihm war die Unruhe des Columbus zu Theil geworden, der eine Welt im Kopfe trug, und keine Schiffe hatte, ſie zu entdecken. Nun wendete er ſeine Streifzüge nach der Landſtraße von Fontainebleau. Abermals nicht auf der langen Straße von achtzehn Stunden, wo man 1846 nicht hundert Schritte thun kann, ohne einem zum Verkauf ausgeſetzten Schloſſe zu begegnen. Vielleicht wäre die eifrig geſuchte Beſitzung am Ufer der Seine zu finden?

* 13. Lief. S. 201.

Hier sah er nebst andern reizenden Landsitzen, Choisy-le-Roi, nachmals Eigenthum der Madame de Pompadour, Soisy-sous-Etiolles, Petit-Bourg, dem Herzog von Autin, Saint-Assise, dem Herzog von Orleans zugehörend; o könnte doch Bouret ihr Nachbar werden! Dann würde der König die Pfirsche speisen, ohne aus seinen Besitzungen herauszutreten. Zum Unglücke gab es eben auch keine Landhäuser, des Empfangs eines Königs würdig, in diesem neuen, mit traurigem Gemüthe, mit muthloser Miene Schritt vor Schritt durchwanderten Reviere. Bouret verlor seine Ründung, Ruhe, Appetit und Schlaf. Bei Tag und Nacht verfolgte ihn die Pfirsche, von ihr träumte er, wie ein Alp legte sie sich ihm auf die Brust. Es gibt keinen kleinen Verdruß, keine kleinen Schmerzen. Nicht in's Herz bringt das Uebel ein, sondern das Herz wird weiter, bis es bricht, oder es nimmt die Gestalt des Uebels an, bis es auf nichts zurück schwindet. Alexander fühlte sein Herz zerreißen, als er nach dem Besitz der Welt begehrte, Bouret fühlte sein Herz zerquetscht im Innern einer Pfirsche. — Was das nur für ein Gelüste war von dem König? sagte er zuweilen auf seinen vergeblichen Streifzügen; aber augenblicklich faßte er sich wieder, und setzte hinzu: es ist doch eine überaus große Ehre für mich!

Eines Tages, schon ermüdet durch die gänzliche Erfolglosigkeit seiner Schritte, hatte er den Wald von Senart und von Rougeaux durchstreift, beide voll reicher Grundbesitzungen, deren kleinste ihn glücklich gemacht haben würde, und so gelangte er zu einer die Seine überragenden Gegend, in ein strohgedecktes Dörfchen, Nandy genannt, übrigens berühmt durch die Familie L'Hopitals, dem Erbauer von Schloß Nandy. Es war wie eine Art von pittoresker Bühne, von der aus das Gemüth zum Himmel, zum Weltraume, zum Horizont sprechen kann. Im Rücken des Beschauers der Wald von Rougeaux, zu seinen Füßen die Seine, im Glanze seinen Silbermoors dahin flutend seit Jahrhunderten, ganz überdeckt mit den Bildern der Gehölze, der Kornfelder, der Vögel, der Blumen, der moosbewachsenen Abhänge, der Dörfer, Alles umgekehrt sich abspiegelnd in der klaren, zitternden Wasserströmung.

Weil denn doch Niemand mir ein Schloß verkaufen will, rief er beim Anblick der schönen Landschaft, so will ich hier eines bauen, um das alle Uebrigen mich beneiden sollen.

Nach einigen Tagen kaufte Bouret den Boden von Croix-Fontaine, wo er sein grundherrliches Gebäude aufführen wollte. Dieß ist der Ursprung des Schlosses, welches bald seinen Namen, bald den Namen Croix-Fontaine führte, und zu dessen Aufbau er so große Summen verwendete.

In weniger als sechszig Jahren nach seiner Erbauung zerstört, ist eine genaue Beschreibung davon jetzt schwer zu geben. Man weiß nur, daß es die Form eines Pavillons von sehr beträchtlicher Größe darstellen sollte, woraus zu vermuthen, daß es ohne Seitenflügel war. Die bei alten Güterbesitzern eingezogenen Erkundigungen bezeugen den Reichthum des Mobiliars, dessen vorzüglichste Stücke von ihnen in Folge der Zeit angekauft waren, obwohl sie über diese etwas kontrebanden Erwerbungen lieber mit Stillschweigen hinweggehen. Außer den Prunksälen, wie man sie in allen Schlössern findet, enthielt das Schloß Bouret Kabinete von unglaublicher Originalität. Die Verzierungen des Kabinets, welches das japanische hieß, hatten Millionen gekostet; es bestand im buchstäblichen Sinne aus Porzellan. Die Tische, Lehnsessel, das Kamin, die Karniese waren aus China gebracht worden; einzelne Stücke von unmäßigem Umfange, und so bis zu den Lampen, bis zum Parket, die aus jener, damals wie heute noch, so theuern Masse bestanden. Die zu diesem Zimmer führende Treppe war gleichfalls von Porzellan mit Gold und Azurschmelz, und gewunden in Art einer Seemuschel, mit der sie auch die rosenrothe Durchsichtigkeit gemein hatte. Mlle. Gaussin, die stets von Bouret geliebte, war mehr als einmal die durchsichtige Treppe gewandelt. — Welch ein Traum aus Bagdad! Welche Visionen einer Peri würdig! Dieser Mann von Gold, dieser Zauberpalast, diese himmlische Schauspielerin, die Wendeltreppe im milden Kerzenschimmer!

Um der Phantasie des Königs noch mehr zu huldigen, hatte Bouret ein anderes Kabinet genau so möbliren lassen, wie jenes, was Ludwig XV in Versailles einige Tage vor seiner Vermählung mit der Tochter des

Königs von Polen bewohnt hatte. Um die Originalität dieſes Zimmers zu verſtehen, bedarf es einer Erläuterung.

Nachdem die Vermählung des Königs mit der jungen polniſchen Prinzeſſin — mit Ausſchließung der portugieſiſchen und ſpaniſchen Infantinnen — beſchloſſen war, ſo war es eine wichtige Sorge des Kardinals Fleury, wie ſein königlicher Zögling ohne Gefahr und ohne Fehl in den Pflichten eines Ehegatten unterwieſen werden ſolle. Es iſt bekannt, daß die Frauen dem jungen Prinzen einen ſolchen Schrecken erregten, daß er in Thränen zerfloß und vor Entſetzen zitterte, als man ihm einſt unvorbereitet ankündigte, er müſſe an dem Tage, an dem die Infantin ankommen würde, gleich die Nacht mit ihr zubringen. Folgendes Mittel erdachte der ſinnreiche Kardinal zur Belehrung ſeines ſchüchternen, züchtigen Zöglings. Er ließ im Zimmer rund umher zwölf Gemälde von vollendeter Ausführung aufſtellen, geeignet, die zarte Phantaſie des Jünglings zu erregen. Er rechnete darauf, daß der Vorwitz der Augen den Vorwitz des Herzens erwecken werde, und auf die Einſicht des Malers, welcher in die Einſichten ſeines Zöglings Licht zu bringen verſtehen würde.

Unter dieſen zwölf Gemälden befanden ſich die Geburt Amors, Daphnis und Chloe, die Bewerbung, die Roſenknospe, die Sehnſucht nach der Blume, der Raub der Blume. Unter dem letztern allegoriſchen Bilde las man folgende Verſe Chaulieu's:

Cette insensible Iris, cette Iris si farouche,
Dans mille ardens baisers vient de plonger mes feux;
Pour gouter à longs traits ce nectar amoureux,
Mon ame toute entière a volé sur ma bouche.

Solche Verſe waren es, die ein Kardinal aus den Werken eines Abbé auswählte, um einem allerchriſtlichſten Könige die Pflichten eines Ehemannes einzuflößen. O achtzehntes Jahrhundert!

Architekten, Maurer, Maler wichen nicht von der Stelle, bis Schloß, Park, Parterre's und Pavillons vollendet waren. Bouret hatte Gold ausgeſtreut, und ſo waren Wunderwerke aus der Erde emporgeſtiegen. An demſelben Ort, wo er ſich verzweiflungsvoll beinahe ertränkt hätte, konnte er jetzt von der Höhe ſeines Belvedere herab die ungemeſſene Ausdehnung ſeiner Wälder überſchauen. Die Pfirſchen waren nicht vergeſſen, alle Obſtgärten, die er zur Erweiterung ſeines Eigenthums zuſammen gekauft hatte, waren zu einem einzigen verbunden, und ſo fehlte es ſo wenig an Pfirſichbäumen, als an Pfirſchen, ſie dem König vorzuſetzen. Sein heißeſter Wunſch, wie man ſich vorſtellt, war jetzt nur, Ludwig XV an das vor einem Jahre gegebene Verſprechen zu erinnern. Seit einem Jahre hatte der immer mehr und mehr verſchuldete König, ſtatt an Bouret abzutragen, ſich ihm für neue Summen verbindlich gemacht.

Man fand ihn weniger bedenklich, als es ſich darum handelte, Bouret eine zweite Audienz zu bewilligen, und Bouret ſeiner Seits minder ſchüchtern, ſie nachzuſuchen. Von beiden Theilen war der erſte Schritt geſchehen. Dieſesmal wurde der Generalpächter nicht unter freiem Himmel und nicht im Fluge empfangen; er erſchien zu Verſailles in einem königlichen Salon, mitten unter den Condé, Matignon und Villeroi. — Sire, wagte Bouret zu ſagen, die Pfirſche iſt reif, mein Schloß rechnet auf Verherrlichung durch Ihren verſprochenen Beſuch, wenn Eure Majeſtät ſich deſſen erinnern, im Park zu Marly.

Ohne darauf zu achten, was das in Bourets Anrede in die Quere kommende Wort Pfirſche bedeuten ſolle, begriff Ludwig XV beiläufig, daß der Financier ihn an einen Beſuch erinnerte, den er wahrſcheinlich ſeinem Schloß Croix-Fontaine zugeſagt hatte.

Ganz wohl, Herr Bouret, ſagte er im Vorübergehen in einen andern Saal, wir werden nächſtens kommen, in Ihrem Park zu jagen.

In meinem Park jagen! Der König wird kommen, bei mir zu jagen! eine neue, noch bedeutendere Ehre, ſagte Bouret bei ſich. Alſo keine Pfirſche mehr will er auf meinem Landgut pflücken, eine Jagd will er dort halten! — Bouret ſah ſich ſchon zu Pferde in der Nähe des Königs, und galoppirte ſchon unter dem Blaſen des Jagdhorns, dem Bellen der Hunde, dem Rufen der Piqueurs, wie wenn ſein Name Condé wäre; er träumte ſchon von den Hallali's von Chantilly. Kein Traum war indeſſen das Geld, was er auf die Anſchaffungen der Jagdausrüſtungen verwendete, mindeſtens 100,000 Thaler; und

überdieß hatte der Ankauf des Bodens, auf dem sein Schloß erbaut war, unmäßige Summen verschlungen. Die Ruinen dieses schönen Schlosses sind noch vorhanden am bereits angegebenen Orte, als Zeugniß von dem ehrenhaften Stolze des hochgesinnten Financiers. Ganz von Marmor und behauenen Steinen erbaut, haben die Keller dieses prachtvollen Landhauses, welches in der Revolutionszeit zerstört wurde, dem Brecheisen Widerstand geleistet, man mußte sie mit Pulver sprengen. Diese Keller sind von ungeheuerm Umfange, sie verlieren sich unter die weit umher sie bedeckenden Ländereien. In die für die Ewigkeit gelegten Steine haben Eichen die Wurzeln getrieben. Wir werden am Schluß der seltsamen Geschichte dieser im Schlamm des achtzehnten Jahrhunderts untergangenen Reichthümer die Sage erzählen, welcher jene Wunderwerke von Kellern ihre Entstehung gegeben haben.

Von Stelle zu Stelle sieht man in den Gehölzen, welche Bouret um seine Grundbesitzung herum angekauft hatte, aus dem hohen Grase hervorblickende Meilensteine, die zu dem Ende gesetzt wurden, um die Wegstrecken zu bezeichnen, die er in seinen eigenthümlichen Equipagen zurückgelegt hatte. Diese Linie von Meilensteinen erstreckte sich von Paris bis zu seinem Schlosse Croix-Fontaine; der Weg, den er mitten durch das Gehölze bahnen ließ, und den Ludwig XV nehmen sollte, ist jetzt noch kenntlich an den Stellen, wo das Gras dünner steht, und wo es vom Winde niedergeweht wird. Man könnte es für eine römische Straße halten, die Revolution hat schon Antiquitäten gemacht in unserer Mitte. Beim Anblick dieser jungen Ruine, dieser alten Vergangenheit von sechszig Jahren, wird man von der mit Grauen gemischten Melancholie befallen, die uns beim Anblick indischer Monumente ergreift: unvollendet an der Erde liegend, verwittert und neu, halb versunken im Röhricht und von den glänzendsten Farben strahlend. Die Verwesung hat in ihrem Heißhunger sie aufgezehrt, ehe sie reif geworden.

Weil jetzt nicht mehr am Besuch des Königs zu zweifeln ist, sagte sich Bouret, weil es jetzt sicher ist, daß er einen ganzen Tag bei mir zubringen wird in meinem Palais Croix-Fontaine, so ist es Ehrensache für mich, daß ich ihm unter allen Formen und auf jede Weise die Ehrfurcht, die Liebe, den Enthusiasmus bezeuge, von denen ich durchdrungen bin für seine königliche Person. Von diesem Besuche wird die Geschichte reden; einen Augenblick lang werden kommende Jahrhunderte meinen Namen an der Seite Ludwigs XV nennen. Diesen Gesichtspunkt im Auge haltend, wollen wir also arbeiten, durch persönliche Bestrebungen wollen wir uns emporschwingen zum Höhepunkt der Geschichte.

Nachdem Bouret Alles vorhergesehen, Alles angeordnet, so daß jede Minute des dem allerhöchsten Besuche Ludwigs XV geheiligten Tages ihm eine Ueberraschung, einen Zauber, ein Vergnügen bereiten solle, war er ernstlich darauf bedacht, das Andenken der königlichen Anwesenheit auf seinem Gute zu verewigen; der Wahnsinn eines Fouquet und Lafeuillade hatte sich seiner bemeistert. Auf welche Art soll aber die Verewigung geschehen? Medaillen treffen die Phantasie nicht energisch genug, sie sprechen nur zu den zarteren Fibern der Gelehrten; Gemälde, während des Festes gefertigt, und es darstellend, dieser Art von Huldigung hatte schon Fouquet bei seinem berüchtigten Feste von Vaux sich bedient. Ein Financier Nachahmer des Andern? Nein. Für ein beispielloses Glück in seinem Lebenslaufe sann er eine beispiellose Erkenntlichkeit aus. Bouret wollte Ludwig XV eine kolossale Statue errichten, mitten in seinem Schloßhofe. Der erste Gegenstand, der dem König in's Auge fiele, sollte sein glorreiches Bild seyn, kunstreich dargestellt durch den Meißel eines geschickten Bildhauers. — Die Statue wurde ausgeführt. Wir bedauern, weder Werth noch Preis des Kunstwerks angeben zu können, unsere Nachforschungen haben keinen Erfolg gehabt; jedenfalls legte Bouret ihm einen hohen Werth bei, weil er es wagte, Voltaire um eine Inschrift anzugehen, ihn, der damals von den blendendsten Strahlen seines glanzumgebenen Niederganges umflossen war. Hat nun Voltaire in seinem Exil zu Ferney keinen sonderlichen Beruf gefühlt, die Tugenden des Königs auf dem Fußgestelle der Statue in Reime zu bringen, oder lag ihm wenig daran, den Financier Bouret sich verbindlich zu machen, er gab ihm eine Antwort, eben so geistreich als auf Schrauben gestellt. Ja! als dürfte er sich lustig machen

über den König und den Financier; aber das Alter hat ihn Vorsicht gelehrt. Man ersieht aus seiner Antwort nur, daß er eben so gern sich selbst eine Statue errichtet sähe. Die Antwort lautete: Herr Marmontel würde ihm sagen — dieß läßt, vorübergehend bemerkt, der Vermuthung Raum, daß zwischen Marmontel und Bouret eine genaue Bekanntschaft bestand — wie sehr die französische Sprache dem Lapidarstyl widerstrebe, wegen der Hülfszeitwörter und Artikel, dann — in seinen Dämonenbalg sich hüllend — setzte er hinzu, wie gar kläglich es sei, ein Paar Verse aus einem alten lateinischen Schriftsteller zu entlehnen, um Ludwig XV damit zu ehren. Wiederholen, was Andere gesagt haben, heißt so viel, als nicht wissen, was man sagen soll. „Zudem wird der König Sie besuchen, er wird Ihre Statue sehen, aber, die Inschrift wird er nicht verstehen. Erklärt ihm dann irgend ein gelehrter Herzog und Pair, es bedeute, daß man ihm langes Leben wünsche, so wird man einräumen müssen, daß der Gedanke weder neu noch fein ist.

„Schlimmer noch möchte es stehen, wenn ich kühn genug wäre, Ihnen für die Statue des Königs eine Inschrift in Versen zu machen; ich müßte Ihren Geschmack, ich müßte den Geschmack Ihrer Freunde treffen, und Sie wissen, daß die erste Idee, die jedem Gaste kommt, sei es an der Tafel oder während der Verdauung, keine andere ist, als daß er Alles abscheulich findet, was ihm vorgesetzt wird, vortrefflichen Tokaier höchstens ausgenommen.“

Indem Voltaire solchermaßen Bouret den Dolch allmählig ganz in's Herz senkt, fährt er im nämlichen Briefe fort — denn er ist lang, obwohl sehr geistreich — er sende ihm keine Verse für den König; die Zeit der Verse sei vorüber bei der Nation, und ganz besonders bei ihm; wenn er indessen noch beim königlichen Kammerdienste angestellt wäre, wenn er seine Marmorstatue auf ein schönes Fußgestell gesetzt hätte, dann würde der König folgende vier Verse lesen, die zwar werthlos seien, aber denn doch ausdrückten, daß ein Diener seines Hauses diese Statue errichtet habe — und so beschaute er sich in der boshaften Phrase als Diener, bis er dabei angekommen ist, diese allerliebste Eigenschaft Bouret ganz offen in's Gesicht zu werfen, zuletzt bringt er die ziemlich unbedeutenden Verse zum Vorschein, die er an den Fuß des königlichen Standbildes setzen würde.

Qu'il est doux de servir un maître!
Et qu'il est juste de l'aimer!
Mais gardons-nous de le nommer,
Lui seul pourrait s'y méconnaître.

„Doch was ich thun würde in meinem kleinen Salon, 24 Fuß lang, können Sie nicht thun in ihrem Salon von 100 Fuß Länge.

Mes vers trop familiers seront vus de travers,
Et pour les grands salons il faut de plus grands vers.

Wäre ich an Ihrer Stelle, so machte ich es so: ich würde Papier an mein Fußgestell kleben, und am Tage der Ankunft des Königs darauf setzen:

Juste, simple, modeste, au-dessus des grandeurs,
Au-dessus de l'éloge, il ne veut que nos cœurs.
Qui fit ces vers dictés par la reconnaissance?
Est-ce Bouret? Non, c'est la France.

Das Resultat des Ganzen ist, mein Herr, daß Sie von mir keine Verse für Ihre Statue erhalten werden.“

Der kurze Sinn der brieflichen Winkelzüge des Philosophen von Ferney ist eben dieser: Ich liebe Ludwig XV sehr wenig, aber ich fürchte ihn sehr; ich habe keine Zeit, Verse für Sie abzufassen. Indessen wollen Sie Gebrauch von diesen hier machen, so soll es mir angenehm seyn, denn ich will sie nicht vergebens geschrieben haben; findet man Sie vielleicht schlecht, desto schlimmer für Sie, denn es ist Ihre Schuld; ich habe Ihnen vorher gesagt, Sie sollen Sie nicht unter Ihre Statue setzen.

Uns ist durchaus unbekannt, zu welcher Entschließung Bouret sich zuletzt bestimmte; wahrscheinlich ließ er die Voltaire'schen Verse unter das Standbild setzen, und harrte der Wirkung, welche das Werk des Bildhauers und jenes des Poeten auf Ludwig XV machen würden.

Ludwig XV war schon ziemlich alt, als er sich vermaß, in des Financiers Gärten eine Pfirsche zu speisen, er war noch fünf Jahre älter geworden, als Bouret, den man

Sir Richard Hoare, Bart. Lord Mayor.

Sir Richard Hoare, Bart. Alderman of Cheap Ward, Lord Mayor of London, Governor of the Bank of England, Governor of the Sons of the Clergy, Governor of the Corporation of the Poor, Governor of the Irish Society, Governor of the Royal Hospital of Bridewell and Bethlem, Governor of the Royal Hospital of St. Thomas, Governor of the Royal Hospital of St. Bartholomew, Governor of the Royal Hospital of St. Luke, Governor of the Royal Hospital of St. Mary of Bethlehem, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Magdalen, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Overy, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Spital, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Bishopsgate, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Moorfields, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Newgate, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Ludgate, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Temple Bar, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Whitefriars, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Westminster, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Whitehall, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Charing Cross, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Strand, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Fleet Street, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Holborn, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Gray's Inn Lane, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Clerkenwell, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Islington, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Hackney, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Stoke Newington, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Tottenham, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Edmonton, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Enfield, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Waltham Abbey, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Epping, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Ongar, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Brentwood, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Chelmsford, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Maldon, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Colchester, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Harwich, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Ipswich, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Woodbridge, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Saxmundham, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Aldeburgh, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Orford, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Southwold, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Lowestoft, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Yarmouth, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Norwich, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Thetford, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Bury St. Edmunds, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Newmarket, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Cambridge, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Ely, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Wisbech, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Peterborough, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Stamford, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Grantham, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Lincoln, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Gainsborough, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Doncaster, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Pontefract, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Wakefield, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Leeds, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Bradford, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Halifax, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Huddersfield, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Dewsbury, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Batley, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Morley, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Ossett, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Wakefield, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Pontefract, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Doncaster, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Gainsborough, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Lincoln, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Grantham, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Stamford, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Peterborough, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Wisbech, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Ely, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Cambridge, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Newmarket, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Bury St. Edmunds, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Thetford, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Norwich, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Yarmouth, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Lowestoft, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Southwold, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Orford, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Aldeburgh, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Saxmundham, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Woodbridge, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Ipswich, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Harwich, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Colchester, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Maldon, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Chelmsford, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Brentwood, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Ongar, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Epping, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Waltham Abbey, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Enfield, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Edmonton, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Tottenham, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Stoke Newington, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Hackney, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Islington, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Clerkenwell, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Gray's Inn Lane, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Holborn, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Fleet Street, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Strand, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Charing Cross, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Whitehall, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Westminster, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Whitefriars, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Temple Bar, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Ludgate, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Newgate, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Moorfields, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Without Bishopsgate, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Spital, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Overy, Governor of the Royal Hospital of St. Mary Magdalen, Governor of the Royal Hospital of St. Mary of Bethlehem, Governor of the Royal Hospital of St. Luke, Governor of the Royal Hospital of St. Bartholomew, Governor of the Royal Hospital of St. Thomas, Governor of the Royal Hospital of Bridewell and Bethlem, Governor of the Corporation of the Poor, Governor of the Irish Society, Governor of the Sons of the Clergy, Governor of the Bank of England, Lord Mayor of London, Alderman of Cheap Ward, Bart. Sir Richard Hoare.

Sir Richard Hoare, Bart. Lord Mayor.

nicht so genau genommen; da behilft man sich, und die Mutter des Propheten wird, wie alles Andere auch, schon gesungen werden können. Die Berliner sprechen ihre Freude auch nur in Bezug auf die Pariser und ihren „berühmten Landsmann" aus; das Uebrige findet sich.

*** Felicien David hat in Paris sein neuestes Lied „le Rhin allemand" singen lassen. Es wird aber weder das Becker'sche noch das Musset'sche der Musik zu Grunde gelegt seyn. Wir haben den Verfasser des Textes nicht erfahren.

*** Le Mousquetaires von Dumas haben bereits über 144 Vorstellungen erlebt. Jede derselben zu 2000 Franken durchschnittlich, gibt das eine schöne Summe. Aber der Direktor hat auch schon bei der hundertsten Vorstellung dem Dichter wie den Künstlern reiche Geschenke gemacht und denselben ein glänzendes Fest gegeben. Man freut sich in Paris, daß auf den Boulevardtheatern sich immer mehr und mehr ein schöner Geist offenbart, der diesen Künstlern früher nicht inwohnte.

*** In Paris will eine Kompagnie sämmtliche Theater der großen Provinzstädte, wie Lyon, Bordeaux, Marseille, Rouen u. s. w. in Pacht nehmen, und hat dazu eine Million Franken zusammengebracht. Die Sache beschäftigt die kleinen Blätter, welche sich mit den Theaterangelegenheiten befassen, sehr ernstlich. Aus dem Umstand, daß das Ueberbieten der verschiedenen Direktionen den Gagenstand jetzt so sehr hinaufgeschraubt hat, daß fast alle Provinzialdirektionen zu Grunde gehen müssen: daß ein großes Talent an verschiedenen Bühnen verwendet werden kann, und endlich daß ein Theil der Mise en Scène, wie z. B. die Kostüme, dann die ausgeschriebenen Partituren, Stimmen und Rollen auch für mehre Bühnen nur einmal vorhanden seyn dürfen, sprechen in ökonomischer Hinsicht für das Unternehmen; in artistischer lassen sich jedoch ernstliche Einwendungen vorbringen.

*** Die Sängerin Frezzolini und die Tänzerin Cerrito, die jetzt zu gleicher Zeit in Turin ihre Kunst zeigen, haben das dortige Publikum so in Harnisch gebracht, daß es fast wie ein Bürgerkrieg aussieht. Tonkunst oder Tanzkunst, das ist jetzt die Frage! Die letztere aber ist so sehr im Vortheil, die Blumensträuße die man der Cerrito spendet, sind so ungeheuer und so unzählig, daß die Frezzolini erklärt hat, sie unterschreibe einen neuen Kontrakt nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß keine tanzende Celebrität während der Dauer desselben, neben ihr auftreten dürfe.

*** Die Pariser Kunstreiter Cuzent und Lejars sind Mitglieder des dort bestehenden Vereins dramatischer Künstler. Trotz ihrer Geschicklichkeit und talentvollen Ausbildung ihres Zweiges, würde dieß in Deutschland ihnen doch nicht möglich geworden seyn, falls wir einen ähnlichen Verein überhaupt hätten. Bei ihrem Verweilen in Berlin gab nun jene Gesellschaft auch eine Vorstellung für den Pariser Verein; daß sie es unternahm, finden wir natürlich, nicht so ganz natürlich aber, daß die guten Berliner die Einnahme sehr ergiebig machten, ohne sich dabei erinnern zu wollen, daß bei uns die dramatischen Künstler, wenn sie keine Sinecure bei einem Hoftheater inne haben, hungers sterben. Wir sind doch noch sehr naiv in gewisser Beziehung. Am Tage nach der von der Gesellschaft Cuzent und Lejars empfangenen Lehre, hätte sogleich die ernste Anregung zu einer ähnlichen Einrichtung ausgehen sollen, da dem Verhungern im Alter oder in Krankheit selbst die große Staatsschauspielschule nicht abhelfen wird. Aber trotz allem Drange nach unnöthigen Verbesserungen, bestehen bei uns noch Uebelstände, die wie alte Vorurtheile eingewurzelt erscheinen, so z. B. daß man es ganz in der Ordnung findet, wenn die Schauspieler im Elend hinsterben und ihnen dann eine herkömmliche Jeremiade nachgesungen wird.

*** Die berühmte antike Camee, „die fressende Ziege", welche der Pabst nach den italienischen Feldzügen Napoleon zum Geschenk gemacht hatte, vermachte dieser der Lady Holland, aus Dankbarkeit dafür, daß sie ihm Canova's Büste des Königs von Rom nach St. Helena gesandt hatte. Lady Holland hat nun das kostbare Stück dem britischen Museum vermacht.

*** Die Revue des deux mondes fährt fort, deutsche Zustände zu beleuchten. So bringt sie in ihrem neuesten Hefte Briefe über den gegenwärtigen Zustand von Deutschland, die an den Fürsten von Metternich gerichtet seyn sollen und eine Anzeige von Prutz politischer Wochenstube, letztere durch St. René-Taillandier. In den Briefen finden Karl Weil's konstitutionelle Jahrbücher und sein eigener Aufsatz in denselben; die kirchlichen Wirren in Deutschland, großes Lob.

*** Der Gemeinderath von Antwerpen hat den Beschluß gefaßt, das schöne Gitter von geschmiedetem Eisen an dem alten Schöpfbrunnen, das erste Werk von Quintin Messis, wodurch sich das Genie des Schmiedegesellen offenbarte, wieder herstellen zu lassen, und ein Gewerksgenosse des Künstlers, der Schmiedemeister Dierckx, hat sich dazu angetragen, dasselbe unentgeldlich auszuführen, und hat bereits die Plane und Zeichnungen der Behörde eingereicht.

*** Alle Tage hört man von neuen Entdeckungen; aber die Gerüchte tauchen auf und verstummen, und von den Früchten der Entdeckung wird nichts weiter vernommen. Daß dieses mit der des Doktor Appert nicht der Fall seyn möge, wünschen wir jedoch von Herzen. Dieser würdige Gelehrte soll nämlich im Stande seyn, Menschen in einen schlafenden Zustand zu versetzen, in welchem sie sich, so lange man will, selbst Jahrhunderte lang, lebend und in immer gleichem Zustande erhalten sollen. Es wäre in der That trefflich, wenn wir manchen unserer berühmten Zeitgenossen so auf die Nachwelt spediren könnten, und er selbst müßte es dem Dr. Appert Dank wissen, da es für ihn sonst dazu keine Chance gegeben hätte.

*** Eine deutsche Zeitung meldet, daß man in Holland schon in dieser Jahreszeit ein Nest mit jungen Merlen gefunden hat. Sollten damit vielleicht gar Amseln gemeint sein? Eine neue Bereicherung unserer Sprache.

*** Man hat Liebig nachgesagt, er sei nach Wien gekommen, um ein Patent zu erwirken, auf

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 15. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Berlin vor mehr als zwanzig Jahren. I. — Sängerfahrt nach Helgoland. Von Starklof (Schluß). — Das Schloß Beuret. Von Leon Gozlan (Schluß). — Aus Berlin. — Randglossen.

Berlin

vor mehr als zwanzig Jahren.

I.

Es treten oft in schlaflosen Nächten Gestalten an mein Lager, die der Vergangenheit angehören und rufen mir zu: Gib uns einen Körper von Worten, sonst quälen wir Dich! So ergeht es mir besonders mit meinen Berliner Erinnerungen, darum folge ich endlich ihrem Gebot.

An einem langen Sommertage, von Steglitz aus, erblickte ich zuerst Berlin. Der Weg durch die Mark führte durch große Sandflächen; kein Wald, kein Fluß war zu sehen, doch mitunter, besonders in der Gegend von Plauen, grüne Wiesen, dunkle Tannenwälder, blaue Seen, üppige Kornfelder. Berlin breitete sich aus wie Palmyra in der Wüste, und der erste Anblick der Stadt entsprach auch dieser Erwartung. Die dreifache Reihe von Lindenbäumen, wo die geputzte schöne Welt auf- und niederwogte, und die einen Mittelpunkt der Stadt bildete, wo jeder ihrer Bewohner wenigstens einmal des Jahrs erschien; das Brandenburger Thor, in seiner antiken Gestaltung am Ende dieser Allee; am andern Ende das alterthümliche königliche Schloß, wo sich damals noch kein Springbrunnen erhob; dieß Alles gewährte einen wahrhaft prächtigen, großartigen Eindruck. Nach einiger Zeit aber fühlte man in diesen geraden schönen Straßen, diesen Spaziergängen ohne alle Perspektive, dieser dürftigen Natur rund umher, eine Beengung der Phantasie, und man gewinnt die Ueberzeugung, daß kein großer Dichter aus Berlin hervorgehen kann; aber in desto größerer Stärke und Klarheit kann der Verstand sich erheben — Hegel konnte hier leben und schreiben.

In Potsdam mit seinen Palästen, blauen Flüssen und üppigen Gärten; in Stralau, Pankow, Charlottenburg und wie die Vergnügungsorte alle heißen mögen, hat man oft Gelegenheit, die Kunst des Menschen zu bewundern; aber überall vermißt man den Hauch der Allmacht, der am Rhein, an der Weser, der Lahn, über den Gebirgen, Flüssen und Wäldern waltet, dennoch lieben

es die Berliner, im Sommer außerhalb der Stadt zu wohnen, und miethen ſich, wenn ſie nicht anders können, eine Hütte von Lehm in Krautfeldern und Sandflächen.

Im Innern der Stadt wurden dem Fremden die langen Wege bald unerträglich, und er griff zu den damals ſehr dürftigen einſpännigen Droſchken, deren größtentheils zerlumpte Kutſcher, für einige Groſchen die Viertelſtunde, durch dieſe ewig langen geraden Straßen führten. Dieſe demüthigen Equipagen begegneten wenig prächtigen, ſelbſt der König fuhr nur zweiſpännig, und erſchien öffentlich mit aller Einfachheit eines Präſidenten der Vereinigten Staaten, oder der eines geliebten Hausvaters unter ſeinen Kindern. Nur zur Zeit der Schlittenfahrten entfaltete der Hof auch große Pracht in Equipagen.

Der Monarch, damals noch Wittwer, lebte in ernſter Zurückgezogenheit, und es ließ ſich wenig über das Leben des Hofes ſagen; außer daß dort Einfachheit und ſtrenge Sittlichkeit herrſchte, aber auch eine gewiſſe Oede und Stille. Dagegen hielt der Staatskanzler, Fürſt Hardenberg, in Glienicke, ſeinem Luſtſchloß, einen kleinen Hof, der an den des dicken Königs erinnern konnte. — Schöngeiſter, Dichter, Gelehrte, Frauen ohne Ruf, Magnetismus und ſchöne Künſte umgaben den ſchon ſehr gealterten harthörigen Fürſten, und ſpielten oft mit ſeinem Willen; dann aber hob ſich plötzlich die alte Energie empor, und er belehrte Alle nachdrücklich, wer der Herr ſei.

Unter den Umgebungen des Kanzlers zeichnete ſich beſonders Koreff aus; ein jüdiſcher Arzt von lebhaftem Verſtande und trefflicher Geſellſchafter; aber von den Berlinern, vielleicht ſeiner Günſtlingſchaft wegen, wenig geliebt. Er verſuchte als dramatiſcher Dichter aufzutreten in ſeiner Oper: Aucaſſin und Nicolette, aber der Verſuch mißglückte, wie ſo mancher anderer junger Dichter in dieſer Zeit. Später ging Koreff, der ſich in Berlin nie heimiſch gefühlt hatte, noch bei Lebzeiten des Kanzlers nach Paris, wo er zur Zeit der Cholera, als das Volk glaubte, von den Reichen vergiftet zu ſeyn, ſich mit vielem Heldenmuth benahm, und noch als geachteter Arzt lebt.

Die vornehmſte Geſellſchaft in Berlin beſtand damals aus dem Hofe, dem Adel, wozu auch im Winter die märkiſchen, polniſchen und pommerſchen Gutsbeſitzer kamen, und den vornehmſten Beamten. Der Ton ſolcher Kreiſe iſt ſich durch ganz Europa gleich. Viel Luxus, Leere, Langeweile; in Berlin zeichnete er ſich vor Andern durch eine ſcharfe Kritik aus, nicht etwa der Künſte und Wiſſenſchaften, ſondern der Menſchen, ihres Lebens, und ihrer Kleidung. Man war nicht lange dort, ſo wußte man ſchon, daß unter den ältern Damen noch manche Erinnerungen vom Hofe Friedrich Wilhelm des Zweiten lebten, der bekanntlich an Ueppigkeit und mehr als freien Sitten, dem Ludwig des Fünfzehnten oder dem des Regenten gleich kam. Eine alte Dame, die unter den Linden lebte und von Varnhagen von Enſe in einem ſeiner Werke geſchildert wird, pflegte zu ſagen: Wenn ich lauter tugendhafte Frauen um mich ſehen wollte, ſo müßte ich mein Haus zuſchließen und meinen Spiegel zerſchlagen. Wer in aller Welt hat hier ſonſt tugendhaft ſeyn wollen? Solche hätte man für häßlich und einfältig gehalten. — In einem der großen Zirkel ſagte ein andermal ein ſchon bejahrter Löwe — dieß engliſche Wort bezeichnet den Begriff am beſten — Dort auf dem Sopha ſitzen zwei Frauen, die hat die Liebe um die Excellenz gebracht. Sie waren Beide von hochgeſtellten Männern getrennt, um ihrer Liebe zu jüngern, weniger vornehmen, genügen zu können. Doch iſt die Sittlichkeit in Berlin wohl nie ſo tief geſunken, wie in Paris; ein Roman wie **les liaisons dungereuses** konnte hier nicht geſchrieben werden.

Die armen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts konnten manche Entſchuldigung ihres Wandels in den Feſſeln finden, die ihre Zeit ihnen auflegte. Ohne Religion, denn ſie waren faſt alle Schülerinnen der Encyklopädiſten, ohne Wirkungskreis, da das Hausweſen den Dienerinnen, die Kinder den Erzieherinnen und Hofmeiſtern überlaſſen blieben, hatten ſie nichts als Putz- und Spieltiſche, Bälle und Geſellſchaften, um die Leere ihres Lebens auszufüllen; gelehrt ſollten ſie nicht ſeyn, gemeinnützig gar nicht, nur ſchön und liebenswürdig. Im Streben zu gefallen entfaltete ſich manche tiefere Leidenſchaft, und je inniger und mächtiger ein Gemüth war, je ſtärker empfand es die Nichtigkeit ſeines Daſeyns und ſuchte in einem tiefen Gefühle

und Lächerlichkeit wurden die Nächte in den Kellern zugebracht, die sich unter den Häusern befinden und zu Verkaufsbuden dienen. Das Volk strebte nur nach Genuß und war durchaus unwissend, trotz des vielen Lesens, denn jede Fisch- und Gemüse- oder Obsthändlerin, hatte ihren Roman neben sich liegen. Ich hörte selbst, wie zwei Sonnenbrüder — so nennt man die deutschen Lazzaroni oder Eckensteher — sich einander fragten, als die Statuen von Bülow und Scharnhorst aufgerichtet wurden: Is det de Bonapartes? — Ja, erwiederte der Andere, und det wird en russischer Jeneral sint. — Die seit jener Zeit errichteten Kleinkinderschulen, wie die für verwahrloste Kinder, werden wohl eine neue Generation erzogen haben, die nicht so ohne Seele im Schlamm vergehen muß. Ein gewaltiger Hemmschuh der Zügellosigkeit fand sich in der kleinstädtischen Sitte, alle Häuser in Berlin um zehn Uhr zu schließen, die noch fortbesteht. Möchte sie dem Andrang des großstädtischen Wesens immer widerstehen.

Eine geistige Gemeinschaft fand in Berlin statt, wie sie wohl in wenigen Städten gefunden wird. Geistreiche Familien, auch wohl einzelne Damen, hielten an bestimmten Wochentagen Versammlungen, die auf's Lebhafteste an die Salons der Du Deffant, L'Espinasse, Recamier u. A. m. erinnerten. Man achtete nicht darauf, ob man eine oder drei Treppen steigen mußte, ob es hell oder dämmernd im Zimmer war; Alles was man verlangte, war ein warmer Ofen und eine Tasse Thee; die Tasse selbst mochte von chinesischem Porzellan oder von Töpferwaare seyn. In diesen Zirkeln erschienen: Rahel von Varnhagen mit ihrem Gemahl; Ludwig Robert ihr Bruder, mit seiner reizenden geistreichen Frau, Bettina von Arnim; Amalie von Helwig, geborene von Imhof, deren Gemahl General in Berlin war; Eduard Gans, später Professor der Philosophie, dessen kräftige Gestalt nicht ahnen ließ, daß er bald einem frühen Tode erliegen würde; Erhard, ein denkender Arzt, dessen Biographie Varnhagen von Ense geschrieben; Bendavid, ein jüdischer Gelehrter, Schüler Moses Mendelssohns, ein unerschöpflicher Anekdotenerzähler, um den sich immer ein Zuhörerkreis von den liebenswürdigsten Frauen bildete; Hans von Held, dessen altpreußischen Karakter Varnhagen auch der Geschichte übergeben hat; Friedrich von Uechtritz, Dichter mehrer Dramen und Kunstrichter; Apollonius von Maltitz, russischer Legationsrath, jetzt Gesandter in Weimar, der in seiner schwarzen Kleidung und seinem ernsten Wesen, womit er als Humorist auftrat, der personifizirte Weltschmerz hätte genannt werden können, wenn man damals vom Weltschmerz etwas gewußt hätte, und Heinrich Heine, ein blutjunger blasser Student von feiner Sitte und genialer Darstellung; immer danach strebend, etwas Auffallendes zu thun oder zu sagen. Wenige mochten wohl ahnen, daß von ihm dereinst ein Umschwung der Literatur ausgehen würde.

In diesen Kreisen entfaltete sich die vielseitigste Unterhaltung, der freiste Verkehr der Geister, die unbefangenste Freimüthigkeit ohne jedes Mißtrauen, und die Abende enteilten im Fluge. Man hatte damals die Grille, geistreich zu seyn in Berlin, und wo es den Gesellschaften an eigenem Geist fehlte, nahm man seine Zuflucht zu fremdem. In vielen Kreisen wurde vorgelesen, Tieck und Clauren herrschten hier. Tieck's Novellen: die Gemälde, die Verlobung u. a. m. feierten wahre Triumphe. Der Krieg in den Cevennen war im ersten Theile da, und man erwartete mit Ungeduld das Ganze, das nie erschienen ist; vielleicht war der Dichter selbst unzufrieden mit seiner Leistung. Gewiß ist, daß er ein Genredichter war, und obwohl es ihm vortrefflich gelang, einzelne Empfindungen zu schildern, er doch nie den Geist der Weltgeschichte und Poesie in seiner Allgemeinheit erfaßte. Wie tiefsinnig und seelenvoll seine Genoveva ist, wurde sogar bis in die dienende Klasse herab, anerkannt. Seine Novellen waren zwar Bilder der Zeit; jedoch enthüllten sie die Quelle nicht, aus der sie entsprangen, und ließen bei aller katholischen Religiosität das Unglück nicht als Folge der Sünde, diese vielmehr straflos erscheinen; sie beschränkten sich größtentheils auf aristokratische Kreise. Nur eine seiner Novellen in späterer Zeit geschrieben, und auf lächerliche Weise mißverstanden, schildert in ergreifender Wahrheit, die durch eine Erziehung ohne Religion entstandene Haltlosigkeit eines ursprünglich edlen weiblichen Gemüths, die ein edles und schönes Mädchen in das tiefste Verderben stürzt. Der Name der Novelle ist:

Eigenſinn und Laune, und ſie mag in manchen Abſtufungen in der Wirklichkeit ſtatt gefunden haben.

Die Ariſtokratie feierte Tieck ſehr; es reiſten viele Adelige jährlich nach Dresden, um ſeinen Vorleſungen beizuwohnen, die er in edelmänniſcher Weiſe umſonſt gab, und ſeine Zuhörer noch obenein bewirthete. Er galt als der vorzüglichſte der lebenden Dichter, denn Goethe ſchwieg ſeit langer Zeit, und ſeine tiefſinnigen Anſchauungen Shakſpears haben großes Licht über dieſen Heros verbreitet. Von Claurens Novellen läßt ſich nur ſagen, daß ſie lebendige Schilderungen materieller Freuden waren. Ihr Verfaſſer, Geheimerath Heun, den der Staatskanzler, der übrigens nichts von ſeinen Arbeiten geleſen hatte, wegen ſeines Rufes als glücklicher Schriftſteller, zum Redaktör der Staatszeitung mit 2000 Thalern jährlichem Gehalt ernannte, war ein gutmüthiger Lebemann ohne Gelehrſamkeit, und gewiß nichts weniger, als ein erfahrener Politiker. Er behandelte die Schriftſtellerei größtentheils als Erwerbszweig, und erzählte triumphirend Jedermann, daß ſein Verleger ihm für ſein Taſchenbuch 3000 Thaler zahle; jedoch hatte er dabei die Genugthuung, zu erfahren, daß mancher Graf und Baron, mancher Leutenant und Hauptmann, der einer Vorleſung von Tieck's Novellen, weil es Ton war, beigewohnt hatte, ſich vor Schlafengehen noch in eine Novelle Claurens vertiefte, was wenig für den Spiritualismus dieſer Zeit beweiſt, Claurens Taſchenbuch: Vergißmeinnicht, iſt nun längſt vergeſſen.

Der dämoniſche Dichter Hoffmann war damals eben geſtorben, und ſeine Schöpfungen waren ſchon unbeachtet, und doch hatte man ſie früher mit großem Beifall geleſen. Wie die Eskimo's, glaubte man nicht mehr an Gott, Chriſtus, Verſöhnung und Erlöſung, aber noch an dämoniſche Gewalten, die über das Glück und Elend des Menſchen beſtimmen könnten, und ein Dichter, der dieſe Saite berührte, fand Anklang. Die ſpätern Arbeiten Hoffmann's trugen den Karakter der Ermattung; er ſelbſt hatte zu oft im Genuß ſtarker Getränke neue Begeiſterung geſucht. Bei Luther und Wegener, ſo hieß die Firma eines bekannten Weinhauſes, kam er öfter mit dem genialen Schauſpieler Devrient zuſammen, und Beide hatten freie Zehrung, weil um ihrer Unterhaltung zuzuhören, eine unendliche Menge Gäſte in dieß Haus ſtrömte. Man erzählt, daß, als Madame Catalani in Berlin war, eine dortige Sängerin ſehr über ihren Gatten bei ihr geklagt habe, beſonders darüber, daß er ſo oft zu Luther gehe. Madame Catalani, die eine eifrige Katholikin war und ſich um einen Anachronismus nicht kümmerte, erwiederte entrüſtet: Comment, il va chez cet abominable reformateur? Hoffmanns Zimmer, was er in Berlin bewohnt hatte, war ganz mit Tinteflecken bedeckt, die kein Scheuern vertilgen konnte.

Claurens Herrſchaft in der Leſewelt wurde zuerſt durch einen Kupferſtich von Schröter erſchüttert, deſſen Karl Roſenkranz, Profeſſor in Königsberg, in ſeiner Beurtheilung deutſcher Literatur erwähnt, und der den ganzen Claurenſchen Genius ausdrückt. Er ſtellt einen wohlgenährten, fröhlich lächelnden Menſchen dar, der im tiefſten Negligee ſeine Schweine füttert; Strümpfe und Beinkleider hängen herab, das Haar iſt verworren und die Schuhe ſind niedergetreten. Die Unterſchrift des Kupferſtichs iſt: Der Stillbeglückte. Die Berliner gaben Claurens Romanen bald einen Namen, mit dem ſie alles Nichtige bezeichnen: das iſt Quatſch, ſagen ſie.

Da es ſo mit der Tagesliteratur ſtand, mußten die Romane Walter Scott's ungeheures Aufſehen in Berlin erregen. Alle Buchhandlungen kündigten Ueberſetzungen davon an; man fand in Scott einen leichtern Shakſpeare, wieder einmal alle Stände, die ganze Welt umfaßt; man fand Tugend und Sitte wieder und erholte ſich an der Wirklichkeit der Geſchichte von den ewigen Darſtellungen aus einer nüchternen Wirklichkeit und einem ſittenloſen Leben.

Aber auch dieſe Romane ſollten nicht lange die Leſewelt beſchäftigen, obgleich der Kronprinz ſelbſt ſie bewunderte. Die Zeit will ihre Gegenwart in den Werken der Schriftſteller und Dichter ſehen, ja ſie will noch mehr ihre Zukunft.

Darum machten Byrons Poeſien ſo gewaltigen Eindruck bei ihrem Erſcheinen, vorzüglich auf Denkende, und dieſer Eindruck hat fort und fort Geſtaltungen erzeugt. Ich ſah zuerſt zwei Ueberſetzungen des Korſaren

von Karoline Pichler und Elise von Hohenhausen. Die Erstere, trotz ihrer vielen Romane eine rein prosaische Natur, die ein glückliches, begränztes, von Schmerz und Lust wenig aufgeregtes Leben führte, hatte jede Spur der geistigen Individualität des Dichters in ihrer Uebersetzung verwischt. Die Andere, obgleich damals noch wenig gewandt in Versbau und Uebertragung, bekundete eine geistige Verwandtschaft mit Byron, die später so unglückbringend auf das Leben ihres einzigen, talentvollen und edeln Sohnes wirken sollte. Die eigenthümliche Schönheit blieb aber immer unerreicht. Hier vernahm man Töne einer andern Welt, als der der Anschauung; ein Schmerz, wie in den Psalmen Davids, drang in die Seele und weckte die glühendste, alles Erdenglück zernichtende Sehnsucht nach einem Gott und einer Erlösung: den Weltschmerz. — Auch der alte Goethe empfand, daß ein neuer Dichter aufgestanden sei und begrüßte ihn, aber verstand ihn nicht. Heinrich Heine verstand ihn, aber er folgte ihm nicht.

Sängerfahrt

nach Helgoland.*

Von

Starklof.

(Schluß.)

VIII.

Als ich zu unserm »Haasen«-Lager zurückkehrte, trat die schöne Anna sonntäglich zum Tanz im »grünen Wasser« geputzt, mir in einem hellblauen Kattunkleide entgegen. Ich nahm daraus Anlaß, ihr eine ernsthaft wohlgemeinte Strafpredigt zu halten. — Wie kann man so verkehrtes Zeug machen! Ihr Helgolander Mädchen seid sonst so kluge Dinger, aber mit Euerm Anzug — worauf das Frauensvolk sich doch überall gut versteht — seid Ihr wahrhaft einfältig. Eure netten rothen Röcke sind durch die ganze Welt berühmt; sie kommen in Bilder und Theaterstücke. Und Ihr schafft sie ab! Weßhalb? Um Euch als Stadtmamsellen herauszuflirren! So ein Kattunkleid zu tragen ist gar keine Kunst. Das kann jedes Dienstmädchen in Bremen und Hamburg auch. Aber was Ihr für Euch allein habt, was Euch auszeichnet und so gut steht, den rothen Rock und den Haskaluk (eine Helgolander Kopfbedeckung) behandelt ihr mit Verachtung. Wie kommt Ihr auf so unkluge Gedanken? Es ist eine Schande, sich seiner Volkstracht zu schämen. Das sage ich Dir. Und wenn Du heut' Abend nach dem grünen Wasser gehst, magst Du es in meinem Namen Deinen Freundinnen sagen! — Die Mutter, welche aus ihrem Krankenstuhl aufgestanden und an die Stubenthür gekommen war, nickte meinem Eifer ihren ganzen Beifall zu. Das hübsche Kind aber versetzte lachend: Was schelten Sie nur so? Wir tragen ja unsre rothen Röcke noch wie sonst. — So habt Ihr vielleicht Unterröcke daraus gemacht? Was hab' ich davon? Die sieht man ja nicht! — Gott bewahre! — Sie drehte sich um, und freilich, was ich für ein Kattunkleid gehalten, war eigentlich nur eine Schürze mit Mieder-Aermeln; sie ging hinten so weit zusammen, daß nur ein etwa handbreit heruntergehender Streifen vom rothen Rock sichtbar blieb. — Das macht die Sache vollends ärger, sagte ich, nicht genug, daß Euch der rothe Rock zu schlecht dünkt, wollt Ihr dem armen Schelm gar noch aufschwatzen, er sei wie früher am Regiment, und so kommt also zur Abtrünnigkeit auch die Lüge! Ein Laster folgt immer aus dem andern. Ich fühle mich verpflichtet, Euch auf diesem Wege zum Verderben anzuhalten. Und da der »Rock« heut' in der Welt eine so gewaltige Rolle spielt, treibt auch mich der Geist, Euch heut' Abend im grünen Wasser mit einer fürchterlichen Rock-Buß-Predigt herunter zu kanzeln! — Das sollt' ich nur thun, rief sie, aber helfen würd' es so wenig wie alle Strafreden, dieß sei nun einmal »Mode« und dagegen kann kein Mensch an! — Mode oder Zeitgeist. Ein Wort gilt so viel wie das andere. Die Sache bleibt dieselbe, und dagegen kann kein Mensch an! — Das ist der einfache Text zu der großen Rede, die jeder Tag mit

* 14. Lief. S. 209.

Donnerſtimme über die ganze Erde wiederholt. Wie Anna richtig ſagt, gegen die Mode ſtreiten, iſt vergebens; ſo will ich das Predigen den Prieſtern überlaſſen und meinen Straffermon für's grüne Waſſer hübſch in der Taſche behalten. Die Matroſen und Fiſcherdirnen möchten meine Proteſtation gegen ihren Zeitgeiſt krumm nehmen; am Ende werden ſie grob — und zum Märtyrer fühle ich ſo recht keinen Beruf in mir.

Doch ehe ich mich in jene mehr erwähnte hoffnungfarbige Flut ſtürzte, wollte ich wenigſtens einen Blick in die ſogenannte »Geſellſchaft« thun, und ließ mich deßhalb ſtolz zu ihr hinab in den Konverſationsſaal, der ſeinen brillanten Ball durch Lichtglanz und Muſik weit umher verkündete. Als ich hinein kam, was fand ich? Elegante Toiletten, moderne Fracks, Glacéhandſchuhe und Polka — wie auf jedem Ball. Etwas Anderes hatte ich nun freilich auch nicht erwartet. Das Zuſehen war unbequem; im ganzen Saal begegnete mir kein bekanntes Geſicht, und auf den unbekannten kaum eine frohe Miene — es ſchien mir eine ſteifleinwandene Ergötzung. So war ich mit meiner Revue bald fertig und ging, um luſtigeres Volk zu finden, wieder nach oben in's grüne Waſſer. Dieß iſt — früher unter dem Namen »rothes Waſſer« bekannt — der Tanzſaal für die Helgolander Mädchen und Burſchen. Warum ſie die Benennung geändert, hab' ich nicht erfragen können. Aber wahrſcheinlich iſt, daß ſie der jüngern Generation zu ſpöttiſch, zu verächtlich vorgekommen. Eigentlich und ernſthaft nämlich wird unter »rothem Waſſer« der zunächſt um das Felſenufer der Inſel laufende Wellenſtrich verſtanden, welcher von dem herabgeſtürzten, unaufhörlich überſpülten, zerwaſchenen Steingetrümmer eine röthliche Färbung annimmt. Wenn nun die Helgolander Schiffer einen noch »unbefahrenen« Kameraden necken und verhöhnen wollen, ſo haben ſie für ihn keine empfindlichere Redensart als: Du darfſt noch gar nicht mitſprechen, Du biſt ja ein Kerl, der noch niemals aus dem rothen Waſſer hinausgekommen! — Von ſolcher Spottrede mag wohl der frühere Beiname des Tanzſaals hergeleitet und dieſer nun ſpäter in den jetzigen umgetauft worden ſeyn, weil es den Seefahrern anſtändiger dünken wird, ſich auch beim Tanz in ihrem großmächtigen, grünſchimmernden Element zu bewegen. — Hier nun traf ich in einem ſchmalen, mäßig hohen Raum (es ſchien mir auch ein neueres Lokal) dicht auf einander gepacktes lebhaftes Gewühl munterer Jugend, hell begeiſtert von dem redlichen Beſtreben, ſich einmal einen recht vergnügten Abend zu machen. Laute Stimmen, glühende Wangen, herzliches Gelächter — alle Elemente wirklicher Volksluſt waren vollſtändig beiſammen. Dabei ging es ſehr ordentlich zu. Unſere nordiſchen Seeleute haben im Allgemeinen ein tiefes Gefühl für Sitte und Schicklichkeit, wie es zu ihrem harten, mit Gefahren vertrauten Gewerbe paßt. Man muß ſie nicht nach den Scenen beurtheilen, die man allenfalls in den Matroſenkneipen großer Hafenorte und Seeſtädte erleben kann, wo das Durcheinander verſchiedener Nationen und die nach langer Seefahrt losbrechende Unbändigkeit freilich oft das Aergſte an die Oberfläche bringt.

Wir fanden uns hier mit einem großen Theil der unſrigen zuſammen. Das Gedräng war ſo vermauert, daß für die Tanzpaare nur eine ſchmale Gaſſe blieb. An den Wänden ſaßen die Mädchenreihen. In der Mitte des Saals ſtand die Zuſchauermaſſe, ein eng zuſammen gewickelter Knäuel. Einer konnte vor dem Andern nicht ſehen. Manche von uns fanden die beſten Plätze auf den Fenſterbänken. Es ward faſt immer gewalzt. Zuweilen erſchien an dem erhöhten Orcheſter der Transparentname eines andern Tanzes, aber wenn er losging, war es doch wieder ein Walzer. Indeſſen auf unſer Verlangen und durch unſere Beiſteuer (jeder einzelne Tanz wird bezahlt) kam endlich ein Matroſentanz — ſie nannten ihn Nationaltanz — der bekannte Scottish Reel, zu Stande. Er hat, beſonders in Stellung der Paare, eine entfernte Verwandtſchaft mit der Française, iſt aber viel lebhafter, und erfordert von Seiten der Tänzer eine ſehr energiſche, zappelnde, ſtampfende Bewegung der Beine und Füße. Manchmal ſind ihre Geberden ſo, als kämen ſie aus dem Meere und ſchüttelten das Waſſer ab. Einige flinke Burſche thaten ſich darin mit rüſtiger Behendigkeit hervor. Die Mädchen ließen es

sachter angehen. Es schwirrten eine Menge hübscher Gesichter durch einander mit ganz gefährlichen Schelmenaugen. Einzelne zeichneten sich durch wahrhaft edle Züge aus. Die Gestalten waren untadelig schlank und kräftig, Schultern und Brust vortrefflich gebaut. An einer reizenden Blondine entzückte mich besonders die auffallende Zierlichkeit, womit der Kopf auf den schlanken Hals aufgesetzt war; und alles Uebrige paßte so herrlich dazu; sie hätte für einen Bildhauer das glücklichste Modell gegeben. Uebrigens wissen die Hexen recht gut, wie hübsch sie sind. Es wird ihnen von den Fremden oft genug gesagt. Auch wir hielten mit unserm Lobe nicht zurück. Sie lachen dazu ganz freundlich mit ihren weißen Zähnen. Aber etwas Herausforderndes, Keckes, war nirgends zu bemerken. Nach Allem was wir gesehen, was man uns über Lebensart und Sitte erzählt, behaupten sie bei ungezierter Freimüthigkeit und Zutraulichkeit doch gegen die Zugvögel des Reisevolks und der Badesaison eine Zurückhaltung, die sie gut kleidet. Besonders weil nichts Aengstliches, Zimperliches darin steckt; sie fühlen sich ganz sicher in dem öffentlichen Schutz, unter dem sie stehen. Ein Fremder wollte sich gegen seine hübsche Tänzerin eine zu kühne Freundlichkeit erlauben. Das Mädchen trat zurück. Sogleich waren zwei junge kräftige Bursche bei der Hand, die ihm ganz ruhig ernsthaft sagten: dergleichen sei hier nicht Sitte. Ohne ein böses Wort, ohne nur den Ton zu erheben; aber es saß eine scharfe Drohung unter dieser Gelassenheit. Damit war die Sache aus. Fast alle Mädchen trugen die von mir so eifrig getadelte städtische Schürze. Unsere Anna, eine der gesuchtesten Tänzerinnen lachte mich lustig mit der Frage an: wann meine Schürzenpredigt käme? — Nicht eher, als bis Ihr sie von selbst ablegt. Ich will mich wohl hüten; denn dagegen kann ja kein Mensch an!

Obgleich an der Schenke manches Glas Grog getrunken, im Saal manche Cigarre geraucht wurde und das Gedränge fast immer noch anwuchs, hatte die Atmosphäre doch nichts von dem Beengenden, Widrigen, wie man es leicht auf dergleichen Tanzböden des Festlandes findet. In der Zimmerdecke waren Luftlöcher, die obersten Fensterflügel standen auf, und dann ist auch sorgsame Reinlichkeit eine Haupttugend der Seefahrer. Wie sie an ihren Schiffen immer zu putzen und zu waschen haben, so halten sie es auch mit ihren Leibern. Theerarbeit und Thranstiefel bringen freilich starken Geruch mit sich. Aber gerade der fordert hernach zu verdoppelter Sauberkeit auf; und beständiges Leben in freier Luft und frischem Wasser durchzieht den Körper mit einem Hauch kernigster Gesundheit.

Obgleich sonst auf Helgoland, dessen Volk sich selbst recht gut regiert, von Polizei Gott sei Dank nichts zu spüren ist, so machte sie doch heut' ihr stilles Daseyn geltend. Als Mitternacht heran kam, steckten die Musikanten ihre Fidelbogen ein. Einige junge Bursche wollten zwar „noch Einen!“ aufgespielt haben. Aber ein Paar ältere Männer versetzten ganz trocken: sie wüßten ja selbst, das könne nicht seyn. — Kein Wort weiter. Abgemacht. Aus ist der Schmaus!

Unser Tagewerk jedoch war damit noch nicht beendigt. Das heut' Erlebte wollte noch besprochen werden. Auch blieb noch ein Hotel vom ersten Rang nachzuholen, dem wir die Ehre unseres Besuchs bis jetzt nicht gegönnt hatten. Wir fanden den Ort unserer würdig und hier ward — unser unvermeidliches Sängervolk war auch hier in diesem Saal durch einige seiner Helden repräsentirt — die Scene von gestern in etwas kleinerem Maßstabe wiederholt. Vorzüglich neugierig waren wir Abtrünnigen, zu vernehmen, wie sich der Mittag heut' im Konversationssaal gestaltet und welche Lorbern die Liedertäfler geerntet? — Da bekamen wir nun groß Lamento zu hören über schlechte Aufwartung, grausam langes Tischsitzen, Unmöglichkeit des Singens und so mehr. Zwar habe man einige Lieder versucht, aber es sei nicht recht gegangen, auch habe der Tafellärm gestört und die Gesellschaft keine besondere Aufmerksamkeit dafür gezeigt. Einer behauptete sogar, man habe sich geradezu blamirt und es sei unangenehm, nur daran zu denken. Dagegen protestirten Andere, und um einer Mißstimmung, welche hieraus androhete, vorzubeugen, forderten wir unsern humoristischen „Kater Murr,“ der auch hier eingestiegen war, zu einer Wiederholung seiner melodischen Nachtgesänge

auf. Das tobende Gelächter über die hinreißende Komik der Töne und Geberden führte bald eine Haushälterin herbei, die uns zu bedenken gab, oben sei es voll von Badegästen, auch Kranke darunter, denen ihre Nachtruhe gewiß lieber seyn würde, als unser Bewunderungsjubel. Der Ausbruch des Entzückens mäßigte sich hierauf etwas. Kater Murr aber, ohne ein Wort zu sagen, äugelte ihr einige verliebte Mienen zu, von inbrünstigem Miauzen begleitet; eine Weile sah sie ihn starr an, so unbeweglich wie der Vogel, den der Blick der Klapperschlange festzaubert; als er aber sein „Bei Männern welche Liebe fühlen“ an sie hin-schmachtete, wurde sie ihrer Aufgabe untreu, von einem förmlichen Lachkrampf ergriffen, fiel sie auf einen Stuhl; dann sprang sie auf und rannte, sich beide Seiten haltend, fast athemlos aus dem Zimmer. Der Grimassier hatte durch seine Katernatur das Kätzchen despotisch überwältigt — und ich führe diesen Effekt an als einen Beweis, daß ich sein wunderlich eminentes Talent nicht überschätzt habe. — Ja, es gibt Virtuositäten seltsamster Art, deren Macht nur dann nicht mehr geläugnet wird, wenn man ihren elektrischen Schlag empfindet.

IX.

Die rothen Felsenwände der Insel schimmern im hellen Morgenlicht. Den Strand belebt buntes Einschiffungsgewühl. Jölle auf Jölle stößt vom Ufer, unsere ganze Gesellschaft wieder an Bord zu führen. Wir begrüßen uns zu abermaliger Seefahrt. Aus der schwarzen Röhre unsers Dampfers wirbeln finstre Rauchwolken in die Luft. Das letzte Boot rudert leer gegen die Insel zurück. Unter Matrosengesang wird der Anker aus der Tiefe gewunden. Die Maschine fängt an zu schnauben, die Räder beginnen ihr Schaufelwerk, unsere Böller knallen den Abschiedsgruß hinüber, wir ziehen hinaus auf die See.

Die Wellen gingen heute etwas höher als vorgestern, man spürte doch einigermaßen, welchem Element man sich anvertraut hatte. Bedeutend war die Bewegung zwar nicht, und immer noch kein Grund zu den Seekrankheiten, die sich bald von Neuem höchst ungebührlich hervorthaten. Einige hofften sich durch das Leiden der ersten Fahrt für diese zweite freigekauft zu haben; Andere prahlten, wie sie durch Fahrten um die Insel, Fischzüge, Seebad und dergleichen Präservative, nun das Element überwunden und nichts mehr zu besorgen hätten; Andere suchten durch strenges Abwenden von der nächsten Umgebung, Fixiren des fernen Horizonts und lebhaftes Reden über geistige Interessen die leidige Einzwängung in die Bande der leiblichen Existenz ganz hinweg zu räsonniren; aber mitten in der besten Periode . . . Bauz! fielen sie um, und der alte Skandal war wieder da. Sie hätten die Erneuerung dieser Scene immer weglassen können. Wir bedurften ihrer wenigstens zu unserer Aufheiternng gar nicht. Es schwebte ein guter Genius über unsern Häuptern. Die Rauchwolke meine ich dießmal nicht (obgleich sie wahrlich trotz ihres finstern Kolorits den schönsten Hymnus verdient, wenn von Verehrung der mächtigen Geister die Rede ist, welche unsere Zeit bewegen), sondern die fröhliche Stimmung, welche die ganze Gesellschaft belebte, und auch nicht einen Moment von ihr wich. Unsere Sänger, mit dem Erfolg ihrer Bestrebungen auf Helgoland nicht ganz zufrieden, wollten sich nun von dorther recht „herauspauken“ und setzten ihre besten Kräfte daran. Lauter Hauptstücke: das Freiheitslied „Du schöner Wald!“ — „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — „Als die Preußen marschirten vor Preg“ — wurden losgelassen, und die Wirkung davon war so trefflich, daß ihr Nachhall selbst das einfallende Regenwetter überdauerte. Ganz arg ward es damit nicht, so daß unsere Damen eine schöne Kühnheit beweisen und auf dem Verdeck aushalten konnten. Bei wirklichem Sturm wären sie doch übel daran gewesen; denn in der sehr engen Damencajüte des Koning Willem hätten sie sich nur höchst unbequem einschachteln können. Uebrigens habe ich diese Cajüte unter Umständen betrachtet, die mir einen lieblichen Anblick gewährten. Obgleich auf dem Verdeck reichlicher Stoff für mein Skizzenbuch zu finden, war das Zeichnen doch nicht fortzusetzen, da häufige Regentropfen die Bleistiftstriche verwischten. Ich flüchtete hinunter — die Cajütenthür stand offen und ich sah ein anmuthiges Bild. Zwei junge Damen,

Töchter des Kaufmanns M. aus B. hatten sich — nicht seekrank, sondern nur ermüdet — in dieses Asyl zurückgezogen und waren hier eingeschlummert. Die ältere Schwester, auf einem erhöhten Sitz thronend, hatte den Kopf gegen mehre über einander gestapelte Kissen gelehnt, die jüngere, auf dem Fußteppich hingestreckt, ruhete mit ihrer Wange am Knie der Schwester. Beide waren in schwarze Seide gehüllt, die weiten Kleider und Mäntelchen warfen die Falten so trefflich, kein Maler hätte sie besser angeordnet. Das traulich enge Kabinet hatte rothe Damasttapeten, durch ein Fenster in der Decke fiel von oben gedämpfte Hellung herein; die reizende Gruppe schwamm in einem rosenfarbenen Ton mit den schönsten Reflexen, die besonders auf dem Haar und den blassen Wangen der hübschen Schläferinnen den glücklichsten Effekt von Licht und Schatten hervorbrachten. Meine Beschreibung bleibt natürlich weit hinter dem Original zurück. Dasselbe müßte ich mir auch von der Skizze bekennen, die ich in mein Zeichenbuch einbrachte; doch ist sie mir als eine der interessantesten Erinnerungen von unserer Fahrt sehr lieb und werth geblieben.

Als ich wieder auf's Verdeck kam, hatte der Regen zugenommen. Da ich nie eine Anwandlung von Seekrankheit spüre, selbst nicht bei fliegendem Sturm, wo ich mehrmals in einer kleinen Schachtel von Lootsenkutter hinausgesegelt und tüchtig herumgeschleudert worden bin, so hoffte ich in der Stille, es sollte wenigstens eine »feine Brise« kommen, die uns doch empfinden ließe, daß wir auf salzem Wasser schwämmen. Aber wir kamen schon in die Wesermündung, die Flut wurde immer zahmer, zuletzt so schlicht und flau, als säßen wir auf einem Ententeich.

Wangeroog lag uns längst im Rücken; Schiffe kamen entgegen mit vollen Segeln und Hurrahgruß. Links und rechts traten die flachen Küsten aus dem Wassernebel — Kirchthürme und Hausdächer blickten herüber. Wir strichen an Blexen und Bremer Hafen vorbei. Jöllen fuhren heran, Passagiere gingen ab — das Seeleben hatte ein Ende.

Wie aber bei Feuerwerken, Seiltänzerkünsten und dergleichen Herrlichkeiten dem Schlusse das schönste Bouquet vorbehalten bleibt — so ward auch unserm Jubel ein Drucker aufgesetzt, welcher die ganze Freude zu guter Letzt in einen Brennpunkt koncentrirte, lang hinaus fortzuglänzen in unserm Gedächtniß. — Das neckische Lied von Reinick »die drei Käferknaben« ist durch die köstlich humoristische Weise, mit welcher der hiesige Liedertafler, Herr Schrimper, als sogenannter »Oberkäfer« im Vortrag der trefflichen, vierstimmigen Komposition figurirt, bei uns zu einer großen Popularität und Celebrität gelangt. Aber nicht nur bei uns. Die Sängerfeste in Osnabrück und Bielefeld haben den Ruf von dieser originellen Leistung weit in das singende Deutschland verbreitet. Und wo Herr Schrimper nun bei einem Liederfest erscheint, sei es daheim oder auswärts, da wird alsbald das berühmte »Brumm, Brumm, Brumm!« verlangt, da will das neugierig frohe und hinterdrein auch dankbare Publikum sich an dem kecken Vortrag des gemüthlichen Sängers erfreuen. — Herr Schrimper war sehr unser Reisegefährte, wurde sehr dringend ersucht, sein Meisterstück loszulassen, und stieg sehr bereitwillig als Oberkäfer mit seinen Nebenkäfern die Treppe auf die hohe Brücke zwischen den Räderkasten. Wie nun droben dieß Quartett — den Mastbaum, die Strickleitern, die Segeltaue und die Luftferne hinter sich — ein wohl gruppirt malerisches Bild gab, wie es von der unten umhergedrängten Parterremenge mit Hurrah empfangen ward, wie es seine Sachen vortrefflich machte, wie es einen furiosen Applas erhielt — das Alles ist in der Beschreibung flau und farblos; als Begebenheit an Ort und Stelle war es ein Glanzstück in unserm wellenschlagenden Epos. Vorzüglich der behagliche Anstand, die salbungsreiche, wie Honigseim fließende Mildigkeit und zugleich prickelnde Ironie der Schlußworte

So geht's ihr lieben Käfer,
So geht's euch all' ihr Schäfer,
Trotz euerm Summ und Brumm!

womit Hr. Schrimper die andächtig lauschende Gemeinde entläßt, haben einen Strich von entschiedener Genialität.

Diesem zwischen den Mastbäumen aufgeführten »Folie-Vaudeville« folgte nun als Nachspiel eine vom Steuermannsrade herab deklamirte Dankadresse an Herrn Ichon, die

mit einem lauten Hurrah! für ihn, abschloß, jedoch „auf höchstes Verlangen“ der Damen noch in eine für und über unsere schönen Reisegefährtinnen improvisirte Rede überging, welche der Lazzi's, Sprünge, Tollheiten, Ver- und Entwickelungen so viele enthielt, daß zuletzt Jedermann, vorzüglich aber der Bruder Redner froh war, als er sich an's Ende hingerudert hatte, und es ihm gelang, mit einer glücklichen Wendung in Freiligrath's „Flottenträume“ auszuweichen:

Sprach irgendwo in Deutschland eine Tanne:
O könnt' ich hoch als deutscher Kriegsmast ragen!
O könnt' ich stolz die junge Flotte tragen
Des ein'gen Deutschlands in der Nordsee Banne!

Dann wär' ich Fähndrich, ha! wo Mann an Manne
Blutrünst'ge Krieger deutsche Seeschlacht schlagen,
Wo deutsche Segler grimm und ohne Zagen
Den fremden Eind'rer hauen in die Pfanne!

Dann lehnte wohl, die Brust vom Stahl gekerbt
Ein Held an mir in des Gefechtes Gluten
An meinem Stamme schweigend zu verbluten!

Indeß mich jetzt das Blut des Wilddiebs färbt,
Des armen Wilddiebs, hinterrücks erschossen,
Der mir zu Füßen hinsinkt in die Sprossen!

Hieran schloß sich ein lautes „Freiligrath lebe hoch!“ Zugleich knallten die Böller den Salutschuß an's Ufer hin, und die Kanonen von Brake erwiederten ihren Gruß zu unsrer Heimkehr von der Sängerfahrt.

Das Schloß Bouret.

Von

Leon Gozlan. *

(Schluß.)

Wir haben erzählt, welchen verderblichen Aufwand der treffliche Bouret für die Erbauung seines Schlosses gemacht hatte; dazu kamen noch neben den Summen, die er fort und fort dem Könige lieh, die unnütz vergeudeten für die Bevölkerung seines Parkes mit Hirschen und Wildschweinen. Sein Vermögen war bedeutend geschwunden, aber der Ehrgeiz hatte ihn von einer Woge zur andern, bis mitten auf das hohe Meer getrieben. Jetzt hatte die Naivetät seiner Sehnsucht, den König bei sich zu empfangen, etwas nachgelassen. Warum sollte Seine Majestät nicht Alles adeln, was Sie berührt hatte? Warum sollte Schloß Bouret nicht am Tage nach dem königlichen Besuche zu einer kleinen Grundherrlichkeit erhoben werden und der Herr des Schlosses nicht gleichfalls zu Etwas? Man hatte Beispiele von Standeserhöhungen aus minder triftigen Ursachen. Wie diese Idee Bouret anlächelte! Er ein Edelmann! Wappen auf seinem Silbergeräthe und an den Wagenschlägen! O mein Gott! und es sollte ganz anspruchslos seyn: ein grünes Feld, eine goldene Pfirsche, eine Vicomtenkrone darüber.

Eine Betrachtung fiel ihm wie ein Donnerschlag auf's Herz. Madame Bouret! hatte der König gesagt; er hält mich also für verheirathet? Nun, warum sollte ich ihn enttäuschen? In meinem Alter muß ein Generalpächter verheirathet seyn. Der König hat recht, und zudem, wie soll man Medianoche geben ohne Frau? welche Frau würde zu meiner Soiree kommen, wenn ich keine habe, und zwar eine, die Madame Bouret heißt? Kann ich Seine Majestät unter Operntänzerinnen führen? Ich wäre ein sittlich zu Grunde gerichteter Mann, ich wäre entehrt. Der Ruf der Generalpächter ist ohnedieß kein jungfräulicher. Alles erwogen, dachte Bouret, so ist es Zeit, daß ich meine allzulockere Junggesellenlaufbahn beschließe, mein Hagestolzenleben war bewegt genug. Vielleicht war der Irrthum des Königs ein Wink der Vorsehung, die mich zur Eingehung einer reinen, anständigen Ehe auffordert, und zum Genusse der geheiligten Familienfreuden!

Das Ziel aller dieser Betrachtungen und Ueberlegungen war eine Heirath mit einer nahen Verwandten der Madame de Pompadour. Das Wort des Königs war ihm Befehl gewesen. Ein großes Aergerniß gab es hinter den Kulissen der Oper, an

* 14. Lief. S. 217.

an dem Orte, wo so oft geheirathet wird, und wo eine Heirath so selten ist. Man spottete über das lächerliche Ende, zu dem es mit dem Financier gekommen war, er ward ein wenig roth darüber, dann nahm er es geduldig hin, endlich wagte er es, mit seiner angetrauten Hälfte öffentlich zu erscheinen. — Jetzt mag der König kommen! rief Bouret; ich habe eine Frau, die Honneurs der Medianoche zu machen, zu der er sich eingeladen hat.

Ludwig XV wurde nach dem Podagra von Rheumatismen heimgesucht, und zwischen den beiden von Verdauungsbeschwerden, seine zerrüttete Gesundheit erholte sich nicht wieder. So oft Bouret mit dem Minister von der Medianoche sprechen wollte, gab der Minister die Antwort: Seine Majestät verläßt Versailles nicht mehr; so bald es besser geht, wird man Bedacht nehmen, Allerhöchstdenselben Ihr Fest wieder in Erinnerung zu bringen.

Mittlerweile gerieth des Financiers Vermögen in Verfall, wie die Gesundheit des Königs. Das Reich des Einen wie des Andern ging zu Ende. Zuletzt erfuhr eines Tages Bouret, und mit ihm ganz Frankreich, daß der König an den Kinderblattern gestorben war. Fast wäre auch er gestorben. Es stand geschrieben, weinte er, daß der König keinen Fuß in mein Schloß setzen sollte. Kein Frühstück, keine Jagd, keine Medianoche. Und ich habe mich verheirathet! setzte er hinzu, etwas leise.

Kann man den endlichen Ausgang dieser prachtvollen Existenz errathen? Es war ein Pistolenschuß, Bouret nahm sich das Leben. Wer kann sagen, daß seine Verzweiflung nicht den Ursprung in seinem Ehrgeiz hatte, dem König vorgestellt zu werden, und in den verhängnißvollen Tagen, wo er erfuhr, daß der König ihm seinen Besuch zurückgeben werde? Sein gewaltsamer Tod ereignete sich 1778, vier Jahre nach dem Tode Ludwigs XV, seines Schuldners und seines Abgottes. Er war zuletzt so arm geworden und so vergessen von seinen Freunden, daß er Niemanden finden konnte, der ihm fünfzig Louisdor lieh, ihm, dem Darleiher der Könige.

Wo blieben denn die Literaten, die Künstler, die er ehemals so sehr gefeiert hatte? wo die Operntänzerinnen, die Sängerinnen der italienischen Komödie, für die er Kabinete von Porzellan hatte einrichten lassen, und mit Hermelin ausgeschlagene Boudoirs? Die Gottheiten, die seinen Olymp geziert hatten, jenen Olymp, dessen Jupiter er gewesen, unter der hinreißendsten seiner Metamorphosen — des blitzenden Goldregens? Oh! klagen wir sie nicht an; die Einen wie die Andern starben im Hospital, als Bouret vor Armuth starb. Das ist ihre beste Lobrede. Die bis an's Ende geistreichen Literaten erhoben sich über den Vorwurf der Undankbarkeit durch die Unmöglichkeit, erkenntlich zu seyn.

Es wäre eine Verirrung des Tadels, wollte man annehmen, die bedeutenden Reichthümer Bourets seien an eine Grille von Freigebigkeit und Aufopferung hingeschleudert worden. Bouret, der um einer Pfirsche willen sich zu Grunde richtet, und sich erschießt aus allzugroßer Liebe für seinen König, ist ein Held in seiner Art, ein großer Mann auf seine Weise, in einem Jahrhundert, in einer Zeit, der keine andere ähnlich sieht. Keine Frage: wäre er haushältisch gewesen, hätte er die Tugenden der Vorsicht besessen, so wäre sein Enkel heute noch Millionär und Vorsteher einer Eisenbahngesellschaft. Welch' herrlicher Gewinn für uns!

Bouret hatte seine Stunde gehabt; sein Namen nimmt die Aufmerksamkeit in Anspruch; ich habe einen Anlaß dazu gegeben; ihr habt vielleicht gelächelt und einen Augenblick nachgedacht. Ist das nichts? Wie manche Millionen thun diese Wirkung nicht, des Budgets nicht einmal zu gedenken.

Niemals bin ich durch den Wald von Rougeaux gekommen, ohne vom Wege abzuschweifen, um mir durch das Gehölze hindurch die Ruinen wieder einmal zu betrachten, an die ein Mann so viel Gold, Hoffnung und Ergebenheit verschwendet hatte. Dort redet jenes Jahrhundert zu uns mit seiner lockendsten und klagendsten Stimme, jenes frivole, geistreiche, atheistische, achtzehnte Jahrhundert; eine Entzauberung von hoher Bedeutung.

Man bemerke: alle jene unverhältnißmäßigen Reichthümer, wohl oder übel erworben, treffen ihre Besitzer fast immer mit einer unseligen oder lächerlichen Krankheit. Gott vergönnt es ihnen, aber er liebt sie nicht, er duldet sie als Beispiel des Trostes für die

erbloſen Bürger dieſer Welt. Wir haben in der neueſten Zeit einen Financier gekannt, eben ſo reich als Bouret, eben ſo großmüthig, aber in weiſeren Schranken, von rechtlicher Geſinnung, die wir Bouret zwar nicht abſprechen wollen, wovon uns aber die Vergangenheit nichts ſagt. Von Herrn Laffitte eines Tages mit einer Einladung beehrt, hatten wir Gelegenheit, mit der Beſcheidenheit, welche von einem großen Namen und von der feinſten Höflichkeit uns geboten war, die Schatten zu beobachten, welche ſich auf ein ſo rühmliches und fleckenloſes Daſeyn gelagert hatten. Der auf einer anſcheinend ſo heiteren Stirn waltende Trübſinn hatte etwas Niederſchlagendes für das Gemüth. Nur ein König kann zu einer ſolchen Traurigkeit berechtigt ſeyn. Wir ſind Zeuge geweſen von den Gemüthsbewegungen jenes überlegenen Geiſtes, der in dem Raume von zwei Kilometern den Anſiedlungsſtifter ſpielte, nachdem er drei Tage lang der Maſaniello Frankreichs geweſen war. Die zwanzig bis dreißig Hütten von Maiſons-Laffitte und ihre dünne Bevölkerung machten ihm ſo viel Unruhe, Nachdenken und Sorgen, wie Lykurg gehabt haben mochte als Geſetzgeber eines ganzen Volkes. Bald war es der Diebſtahl eines Bürgers der neuen Stadt, der aus des Nachbars Felde ſich Rüben zugeeignet, bald die Beſchwerde eines Einwohners, dem man das Bächlein abgegraben hatte, womit er ſeinen Apfelbaum bewäſſerte; und dann wieder der überſchwängliche Unmuth unſeres Städtegründers, daß es ſeiner Stadt an Bewohnern fehlte. Er hatte ſie ſo neu, ſo gefällig, ſo maleriſch, ſo anſtändig angelegt, und es kam Niemand! Der Schmerz wollte ihn verzehren darüber.

Mein Herr, hatte er die Güte, mir zu ſagen, Sie haben Maiſons geſehen, Sie ſind Zeuge aller meiner Beſtrebungen, den Pariſern eine zauberiſche Stadt zu ſchaffen, eine Stadt der Blüten, der Stille, des Vogelgeſanges; was fehlt daran, Ihrer Meinung nach?

Laſter, erwiederte ich.

Wie! Laſter?

Ja, Laſter mein Herr. Romulus gründete Rom mit Räubern, in den ſchönſten Kolonien waren Piraten die Ureinwohner. Städte ſind wie Theater, ſie beſtehen nur durch Laſter. Es gibt zu viele Vögel und Akazien zu Maiſons, und nicht genug Kaffeehäuſer, Reſtaurationen, Paſtetenbäckereien und Weinhäuſer.

Sie haben vielleicht recht, ſagte er, aber ich verſuche Ihr Mittel nicht. — Und mehr und mehr verſank er in dieſe Betrachtung, in deren Hintergrund ich die Rechnungsverſtöße und herben Erfahrungen des getäuſchten Städtegründers gewahrte. Er hatte auch ſeine Pfirſche auf dem Herzen liegen. Bouret harrte eines Königs, Laffitte eines Volkes.

Wenn ſich Jemand auf einer Jagdpartie an den Rand des Waldes von Rougeaux verliert, ſo ſieht er zwiſchen den Aeſten der Lichtung hindurch das ſpitze Dach eines kleinen Pavillons; er hat dann Alles vor Augen, was von Bourets koloſſalen Gebäuden noch übrig iſt, das Haus des Hüters. Doch ſind auch die berühmten Keller aus Marmor und behauenen Steinen noch übrig, deren wir gedacht haben, und mit denen die Bewohner der Umgegend eine weit verbreitete Sage verknüpfen. Der ganz und gar deutſche Karakter dieſer Sage von der braunen Färbung der Harzbergwerke hat ſie über die Gemeinheit der mündlichen Traditionen dieſer Gattung erhoben. „Der verſchwundene Trompeter“ (ſo heißt die Sage) ſchien uns eine Stelle zu verdienen in der Geſchichte des reichen Financiers.

Verblüfft von Bourets unerſchöpflichen Verſchwendungen hatten die Landleute ihm fabelhafte Reichthümer zugeſchrieben. Nicht nur, daß er reicher war, als der König; das verſtand ſich von ſelbſt, weil er dem König Geld lieh; nein, er war reich wie ein Zauberer. Wenn er kein Gold verfertigte, ſo beſaß er deſſen doch ſo viel, ſo viel, daß die Keller ſeines Schloſſes voll davon waren. Der dritte Theil des Waldes von Rougeaux, unter welchem dieſe wunderherrlichen Keller nach allen Richtungen ſich erſtreckten, war mit gemünztem Golde und mit Barren gepflaſtert. Natürlich fehlte es dabei auch nicht an Diamanten.

In der Revolution wurde das Schloß niedergeriſſen, die Keller aber boten der Zerſtörung Trotz, unter dem geheimen Schutze des Geiſtes, der das Gold des Generalpächters hütete. Vergeblich verſuchten die Tapferſten, die Kühnſten ihr Abenteuer in den unterirdiſchen Gewölben, aus denen ſie nur mit einem Reichthum von Millionen

wieder hervorzukommen ſich vermaßen; jedesmal trieb der Geiſt ſie zurück durch den Hauch des Entſetzens, nachdem ſie einige Schritte in der dichteſten Finſterniß gewagt hatten. Alljährlich kamen wiederholte Unternehmungen dieſer Art vor, und wiederholtes Fehlſchlagen; ſtatt aber die Habgier zu entmuthigen, dienten ſie nur, ſie noch mehr zu reizen.

So lautete die Sage, als ein von der Armee zurückgekommener Sohn des Landes, ein Trompeter, ſie in den Stunden vor Mitternacht ſich erzählen ließ. Jedermann erwartete, auf ſeinem von mehr als einer Sonne gebräunten Geſicht einige Zeichen von Verwunderung oder Schrecken zu finden; der Trompeter hatte aber Kairo und Moskau geſehen; nur über weniges konnte er ſich noch wundern, erſchrecken über gar nichts. Er war als Eroberer in Rom eingerückt, ſein Pferd hatte den heiligen Raſen der Gärten des Vatikans abgeweidet. Unſer Trompeter hatte nicht mehr Vorurtheile, als ſein Pferd. Als er die Sage angehört hatte, klopfte er ſeine Pfeife aus, ſtrich ſich den Schnurrbart und rief lachend: Iſt das Alles? Es iſt jetzt eine ſchöne Nacht; mit Eurer Erlaubniß ſteige ich geradezu in dieſe Keller hinunter, und beim Barte des Muphti, den ich in Kairo abgeſchnitten habe! nicht eher komme ich wieder heraus, als bis ich ſie durchſucht habe, wie die Taſche eines Preußen; einen Stock her und eine Laterne!

Das Staunen war allgemein. Man wollte den Trompeter abwendig machen von dem Vorhaben, deſſen Fruchtloſigkeit ſo klar bewieſen war, als die Gefahr unausbleiblich nach mehren Einſtürzen, die bekanntermaßen in den Kellern ſich ereignet hatten; man ſprach ihm vom Geiſte, vom Teufel, von den Erdmännchen; er war unerſchütterlich. Alles, was man von ihm erhalten konnte, war, daß er während ſeiner unterirdiſchen Wanderung nicht aufhören wollte, die Trompete zu blaſen, zur Beruhigung Derer, die ſeinen Schritten oberhalb der Erde nachgehen wollten. So ſei es! ſagte er, und begann die Expedition. Der Trompeter wurde in Maſſe bis an den Eingang der Keller begleitet, und drang ohne Zögern in ihre dunkeln Wölbungen ein. Eine Viertelſtunde lang hörte man die Fanfaren, bald laut ſchallend, bald in dumpfen Tönen unter den Gewölben im Walde ſich dahin ſchlängeln und laufen. — Was er jetzt für Schätze ſieht! was er für Schätze mit der Hand berühren kann! ſagte man ſich, ſchon neidiſch über die Reichthümer des Trompeters. Plötzlich verſtummt die Fanfare; man horcht, man fragt ſich, man horcht wieder, man bückt ſich, man kehrt ſich dem Wind entgegen, man drückt das Ohr feſt an die Erde — nichts! Schrecken ergreift die ganze Geſellſchaft. Was iſt ihm begegnet? was macht er? vielleicht füllt er ſeine Taſchen mit Doublonen. Noch einmal, nach Verlauf einer halben Stunde, läßt die Fanfare ſich hören, aber der Trompeter kommt nicht zurück. — Auf einmal erſchallt die Fanfare an einem Punkt — man läuft dahin — ein anderesmal ertönt ſie an einer geradezu entgegengeſetzten Stelle — man ſtürzt nach — wieder hat ſie den Ort verändert — man hätte ſie für einen Irrwiſch in Geſtalt eines Klanges halten mögen. So tönte bis an den Tag die trügeriſche, herumſtreifende, lügenhafte Muſik aus der Erde hervor. Mit dem erſten Schimmer der Morgendämmerung entſchwand ſie, und der Trompeter kam nicht mehr hervor aus den Eingeweiden des Waldes. Am andern Tage die nämliche Stille — am nachfolgenden Tage die nämliche Verzweiflung. Unfehlbar war der Trompeter das Opfer ſeiner Verwegenheit geworden.

Gleichwohl behauptete ein Jahr hernach ein alter Holzhauer, mitten in der Nacht den Schall der Trompete unter der Erde gehört zu haben, einige hundert Schritte von den Ruinen des Schloſſes Bouret, ein Jagdhüter von Schloß la Grange beſtätigte, daß er um Mitternacht daſſelbe Tönen vernommen habe. Bedurfte es noch weiteren Beweiſes, daß der verſchwundene Trompeter noch immer herum irre in den geheimnißvollen Kellern von Bouret? Im nächſten Jahre wurde von Wildſchützen, deren Ohr ſo überaus fein iſt, gleichfalls verſichert, daß ſie bei Nacht der Klageton eines Horns unter der Erde in Staunen geſetzt habe. Seit der Zeit behaupten die Landleute, daß dreimal jährlich in ſchönen Winternächten der verirrte Trompeter ſich den Wanderern im Forſte kund gebe. Der Unglückliche, ſpricht die Sage, kann den Eingang der Keller nicht wieder finden, oder, was eben ſo wahrſcheinlich, er kann ſich nicht entſchließen, einen

Theil des Goldes zurückzulaſſen, mit dem er ſich zum Uebermaße belaſtet hat.

Dieß iſt die Sage vom verſchwundenen Trompeter, und der Schluß der Geſchichte vom Schloſſe Bouret.

Aus Berlin.

7 März.

†† Die nachgelaſſenen Papiere des Hofrath Dorow, der vor einiger Zeit in Halle geſtorben, erregen durch die deßhalb eingeleiteten Nachforſchungen und Unterſuchungen hier fortwährend eine große Aufmerkſamkeit. Beſonders iſt es das während der Kriegsjahre geführte Tagebuch des verſtorbenen Kriegsminiſters von Witzleben, von deſſen Exiſtenz man früher keine Ahnung gehabt, und das ſich in einer Abſchrift unter Dorow's Nachlaß gefunden, wie auch mehre Briefe, welche der jetzige König von Preußen als Kronprinz an Witzleben geſchrieben. Ein Kronprinz befindet ſich immer mehr oder weniger in einer oppoſitionellen Stellung, und in ſolcher Beziehung ſollen auch dieſe Briefe einen mehrfach merkwürdigen und bedeutſamen Inhalt darbieten. Auch das Witzleben'ſche Tagebuch ſoll reich an neuen und höchſt pikanten Aufſchlüſſen über jene denkwürdige Zeit ſeyn, die es behandelt. Die preußiſche Regierung hatte auf eigenthümliche Weiſe die Anzeige erhalten, daß ein unmittelbar nach Dorow's Tode aus ſeinem Nachlaſſe verſchwundenes Portefeuille mit ſtaatsgefährlichen Papieren angefüllt ſei, und es war ihr darauf durch eine nach Halle geſandte Kommiſſion gelungen, dieſe Manuſcripte in Beſchlag zu nehmen. Da dieſelben jedoch nur Abſchriften, nicht aber die Originalien ſelbſt ſind, ſo iſt hier eine ſehr eifrige Nachſuchung nach den letzteren entſtanden, die ſich durchaus nicht dazu eignen ſollen, in irgend einem Privatbeſitz belaſſen zu werden. Dieſe Originalien haben jedoch bis jetzt nicht aufgefunden werden können und ſind aus den Witzleben'ſchen Familienpapieren ſelbſt verſchwunden. Der große Handſchriftenſammler Dorow, der als literariſcher Intrikant, wie ſein Karakter nicht anders zu bezeichnen ſeyn dürfte, überall die rechte Stunde geſchickt zu benutzen wußte, hatte bei ſeinem perſönlichen Verkehr mit Witzleben, deſſen Biographie er bekanntlich geſchrieben, ohne Zweifel Gelegenheit gefunden, von dieſen Papieren Abſchriften zu machen, die ſpäter einen glänzenden Stoff zur Herausgabe eines preußiſchen Portfolio's geliefert haben würden. Auf Dorow's freundlich verſchmitztem Geſicht lag auch beſtändig der Nebenausdruck, als habe er eben etwas ganz Beſonderes ſich erliſtet und in Sicherheit gebracht, womit er ſchon zur rechten Zeit herausrücken werde.

Der vor Kurzem hier angelangte zweite Band von A. W. Schlegel's „ſämmtlichen Werken" (herausgegeben von E. Böcking, Leipzig, Weidmann) macht durch ſeine in unzähligen kleinen Epigrammen und Verschen ausgeübte Polemik gegen die älteren und neueren Zeitgenoſſen Schlegels, welche bis zu den nächſten Verhältniſſen der Gegenwart heranreicht, in dieſem Augenblick einiges Aufſehen. Von dieſen Stücken erſcheint ein großer Theil zum erſten Mal gedruckt, und man erſieht daraus, wie fleißig der alte Schlegel bis zu ſeinem Tode über alle Thorheiten und Nichtthorheiten ſeiner Zeit Buch geführt, und wie er ſich mit einem ſchaalen Spaß Alles angemerkt, was er nicht leiden mochte oder nicht begreifen konnte. Die Polemik war eigentlich immer die ſchwächſte Seite Schlegels geweſen, und es mußte ihm der eigentlich ſatyriſche Witz abgeſprochen werden, welchen er durch einen oft ſehr unflätig gewordenen Cynismus und durch eine ganz nackte Grobheit zu erſetzen ſuchte, wie er namentlich in ſeinen plumpen Ausfällen gegen Schiller bewieſen. In dieſem Styl ſind auch ſeine jetzt nachträglich bekannt gewordenen Epigramme gegen ſeine neueſten Zeitgenoſſen, namentlich gegen Hegel, Rückert, Raupach, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Theodor Mundt u. A. Die ungemeine Lahmheit dieſer Scherze fällt namentlich in gegenwärtiger Zeit, wo man überall Inhalt und Kern, ſtatt leerer und geſinnungsloſer Vereſpielereien verlangt, widerwärtig auf. Es wäre ehrenvoller für Schlegels Andenken geweſen, wenn dieſe Selbſtkarikirung ſeines literariſchen Weſens von der Geſammtausgabe ſeiner Werke ausgeſchloſſen geblieben wäre, doch weiß man nicht, wie weit darin dem Herausgeber ein Vorwurf zu machen, da Schlegel noch vor ſeinem Tode alle Manuſcripte, welche in dieſer Ausgabe Platz finden ſollen, ſelbſt beſtimmt zu haben ſcheint.

Auf unſerm königlichen Theater ſahen wir jetzt auch „Anna von Oeſterreich," ein „Intrikenſtück," wie Frau Charlotte Birch-Pfeiffer dieſe theatraliſche Inſceneſetzung des Dumas'ſchen Romans „les trois mousquetaires" benennt. Dieſe neuen franzöſiſchen Romane, welche jetzt leider die Lektüre der Deutſchen überwiegend beherrſchen, geben uns kaum etwas Anderes, als den alten abgeſtandenen Romanplunder, welchen wir in der deutſchen Literatur längſt bei Seite gelegt, und den kein einheimiſcher Autor bei uns ungeſtraft oder mit irgend einem Erfolg zu erneuern wagen könnte. Die Franzoſen ſind in ihrer Romanliteratur jetzt auf derſelben Stufe angelangt, auf der wir uns zur Zeit unſrer Cramer und Spieß befanden, vor denen ſich Herr Dumas allerdings durch eine elegantere und gebildetere Form auszeichnet, mit denen er aber ſonſt in vieler Hinſicht verglichen werden kann. Ein Schriftſteller, wie Dumas, wenn er in Deutſchland deutſch ſchriebe, würde die untergeordnetſte und unbelohnteſte Stellung bei uns einnehmen; da er aber franzöſiſch ſchreibt, ſo bildet er gegenwärtig unſere Modelektüre, und Frau Birch-Pfeiffer konnte ſchon deßhalb darauf rechnen, aus ſeinem neueſten Roman, der ſich noch mehr als ſeine frühern durch die roheſte Schmöterhaftigkeit auszeichnet, ein wirkſames Zugſtück zu ſchaffen. Sie hat in ihrer „Markiſe von Villette" gezeigt, daß ſie etwas Beſſeres thun kann, als von ſolchen auf den gemeinſten Effekt geſtellten Romanen Theater-

Statement of Receipts

Receipts from Rates, Taxes, and Other Local Sources ... 1
Receipts from Government ... 2
Receipts from Other Sources ... 3

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 16. Lieferung. — Artist. Beil. X.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Geschichte der deutschen Anredeformen mit Du, Ihr, Er und Sie. Von K. J. Bierordt. — Berlin vor mehr als zwanzig Jahren. II. — Aus Berlin. — Randglossen.

Geschichte der deutschen Anredeformen mit Du, Ihr, Er und Sie.

(Ein im Museum zu Karlsruhe gehaltener Vortrag.)

Der kleine Abschnitt aus der deutschen Sprachlehre, welcher hier geschichtlich behandelt werden soll, liegt nicht etwa dem Leben ferne und nicht etwa im bloßen Streit grammatischer Theorien; er steht vielmehr mit dem Leben in so bedeutungsvoller Verbindung, daß er seit 1400 Jahren zu unzähligen Zänkereien und Ehrenkränkungsklagen, selbst zu Zweikämpfen und andern blutigen Auftritten Anlaß gegeben hat, und auch uns noch zuweilen Verlegenheiten bereiten kann, welche zwar sprachlicher Natur, aber durch kein Nachschlagen in der Grammatik oder im Wörterbuche zu beseitigen sind.

Werfen wir jedoch, ehe wir unsern vaterländischen Sprachgebrauch näher beleuchten, einen kurzen Blick auf die übrigen Hauptvölker von Europa, so finden wir keines derselben dem naturgemäßen Du vollkommen treu geblieben, und als ungefähre Regel mag etwa das gelten: Die Frequenz des Du wächst mit der Entfernung von dem Mittelpunkte Europa's. Am häufigsten ist das Du noch immer bei den slavischen Nationen, hauptsächlich bei den Polen, aber auch bei den Böhmen und Russen; unter den Völkern germanischer Abstammung, bei den Schweden und Norwegern, wo die vornehmeren Stände noch häufiger als selbst in den Gebirgen von Tirol und des südlichsten Italiens mit Du angeredet werden. Dagegen die romanischen Sprachen, also das Italienische, Französische und Spanische, sind erst nach dem Zeitraum entstanden, in welchem das Du allein herrschte; sie haben bei ihrem Entstehen das damals im Lateinischen schon bestehende Ihr gleich in sich aufgenommen, und sind seitdem in der Beschränkung des Du frühzeitig sehr weit gegangen. Schon in denjenigen Zeiten, in welchen der deutsche Kaiser noch Jahrhunderte lang jeden Deutschen duzte, pflegte der französische König Ludwig IX oder der Heilige, welcher 1226

zur Regierung kam, zu Niemand mehr Du zu ſagen, wie ſein Biograph ausdrücklich bemerkt.* Ja, das Ihr iſt ſpäter bei allen Franzoſen in ſo ausgedehnte Anwendung gekommen, daß jetzt die franzöſiſche Poeſie ſchon längſt das Du nur noch da braucht, wo entweder der höchſte Schwung, oder die tiefſte Verachtung, z. B. in der Tragödie, ausgedrückt werden ſoll, während die Umgangsſprache, folglich auch die Komödie, dem Du nur im Geſpräche zwiſchen ganz Vertrauten und in den Worten des Herrn zu ſeinem Bedienten Raum läßt.

In Spanien, wo neben den beiden Anredeformen Du und Ihr auch noch eine dritte, der italieniſchen ähnliche eingedrungen iſt, hat aber doch noch heutigen Tages wenigſtens der König die Befugniß, Jeden, ſelbſt die Miniſter, Generale und Granden zu duzen; eine Befugniß, die im vorigen Winter auch der mit Chriſtine, der Königin Mutter, vermählte Munoz ſich herausnehmen wollte. Und als damals (Oktober 1844) die junge regierende Königin Iſabelle einer Einladung zu dem Balle ihres Miniſters Narvaez folgte, unterwegs aber den Tadel der Oberſthofmeiſterin vernehmen mußte, der Mann ſei ja ihr Unterthan und nicht einmal Grand; ſo dachte im Stillen die elfjährige Königin, wenigſtens dieſem letzteren Mangel ſei geſchwind abzuhelfen, und beim Ausſteigen aus dem Wagen rief ſie dem beglückten Miniſter die Worte entgegen: Ich grüße Dich, Herzog von Torrejon, Grand von Spanien!

Gehen wir zu Italien über, ſo müſſen wir nicht bloß die ältere Sprache dieſes Landes der erſten Untreue beſchuldigen, welche dem Du widerfahren iſt durch die Erfindung der Anrede eines einzelnen Individuums mit Ihr, ſondern auch die neuere Sprache Italiens hat es auf ihrem Gewiſſen, jene dritte Anredeweiſe hinzugefügt zu haben, die ſich der dritten Perſon bedient, alſo den Angeredeten behandelt, als ſei er gar nicht gegenwärtig. Sie verbindet aber mit dieſer dritten Perſon das weibliche Fürwort Sie, weil der Titel »Eure Gnade« hinzugedacht wird, ſo daß man z. B. an einen Mann die Frage ſtellt: Iſt Sie der Bruder dieſes Herrn? Iſt Sie der Gemahl dieſer Dame? Iſt Sie der Vater dieſer Kinder? — Und dieſes »Höre Sie« iſt ſchon längſt im Verkehre gebildeter Italiener mit Leuten von irgend einiger Diſtinktion ganz allgemein. — Daher erzählt Joup in ſeinem Ermite en Italie von einem Franzoſen, welcher ſich in einer italieniſchen Stadt niedergelaſſen, auf ſeine genaue Kenntniß der Landesſprache ſich viel zu Gute gethan, aber, als er einmal durch einen vorübergehenden Italiener über etwas ganz Unbedeutendes, nach der Wohnung eines Advokaten, gefragt wurde, geantwortet habe: Da müßt Ihr um jene Ecke herumgehen, dort werdet Ihr ein rothes Haus — Noch hatte er dieſe Worte nicht vollendet, ſo traf ihn ein tödtlicher Dolchſtoß unter dem Ausruf: Wart', ich will Dich Sie zu mir ſagen lehren!

Unter den Sprachen germaniſcher Abkunft haben die Holländer und Engländer in der Beſchränkung des Du die übrigen Völker ſo weit übertroffen, daß Jean Paul ſagen durfte: Der Holländer duzt nicht einmal ſeine Effekten, und daß im Engliſchen das Du nur noch im Gebete, in der Poeſie und in der Redeweiſe der Quäker vorkommt.

Wir Deutſche endlich haben zwar dem traulichen Du ein viel ausgedehnteres Gebiet gelaſſen, aber wir haben auch nicht etwa bloß zwei Abſtufungen der Anrede, wie z. B. der Engländer und der Franzoſe; oder nicht etwa bloß drei, wie der Italiener und Spanier, ſondern wir haben auf eine unſern Nationalkarakter bezeichnende Weiſe alle andern Sprachen durch eine vierte Abſtufung, durch unſer »Hören Sie«, noch überboten, und darin nur bei den Dänen Nachahmung gefunden. Die Geſchichtserzählung, wie es unter uns zu dieſen verſchiedenen Abſtufungen gekommen iſt, will ich in drei Perioden theilen; erſtens in die des allein herrſchenden Du, bis zum Anfang des Mittelalters, zweitens in die, welche neben dem Du bloß das Ihr bis zum Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts gelten ließ, drittens in die Periode, welche ſeitdem auch noch das Sie der Mehrzahl und dann das Er hinzugefügt hat.

Die erſte Periode, von Uranfang der deutſchen Sprache an bis zum fünften Jahrhundert nach Chriſtus, kannte nur das naturgemäße Du, wie das bei allen alten Spra-

* Jakob Grimm, deutſche Grammatik 1837. IV. S. 314.

chen der Fall ist, enthält aber schon den ersten Keim zu einer Abweichung. Doch ist dieser Keim nicht bei den Deutschen zu suchen, sondern in dem Wir, welches die Römer oft statt Ich gebrauchten. — Wir befinden uns dermalen ganz leidlich, schreibt Cicero an seine Frau; und er meint damit nur das Befinden seiner eigenen Person. Ebenso wird durch Redner und Schriftsteller, gleichfalls in den besten Tagen der römischen Literatur, und zwar nicht etwa um anmaßlich vornehm zu thun, das Wir sehr häufig statt Ich angewendet. Aber aus Briefen, Reden und Büchern ging es später mit verändertem Karakter über in die Regierungsbefehle der Kaiser von Rom und Byzanz. Constantin der Große, Theodos und andere Regenten dieser Zeit reden von sich in der Mehrzahl, und von dieser Mehrzahl der ersten Person lag der Schritt nicht sehr fern zur Anrede in der Mehrzahl der zweiten Person. Anders ausgedrückt: Von dem majestätisch gewordenen Wir war der Uebergang leicht zu dem die Herrscherhoheit anerkennenden Ihr. Letzteres kommt in der lateinischen Sprache schon des vierten Jahrhunderts nach Christus vor, z. B. in den Briefen des Symmachus, und wurde anfänglich bloß in der Anrede an die Kaiser und an Glieder der kaiserlichen Familie, bald auch an andere vornehme Personen gebraucht. Einer solchen Courtoisie mußten sich allmählig auch die vielen deutschen Offiziere unterziehen, welche im Dienst der weströmischen und oströmischen Kaiser standen. Ja, wie die siegreichen Germanen sich überhaupt an manche Formen der eroberten Südländer leicht gewöhnten; so fingen selbst die germanischen Fürsten bei ihrer häufigen, theils befreundeten, theils feindseligen Berührung mit jenen Kaisern bald an, das Wir und Ihr in den deutschen Kurialstyl aufzunehmen.

Der Erste, von welchem es nachgewiesen werden kann, ist Theoderich der Ostgothe, den Sie auch aus der deutschen Heldensage unter dem Namen Dietrich von Bern kennen. Dieser ausgezeichnete deutsche Fürst, als Geißel am Hofe zu Konstantinopel erzogen, wurde im Jahr 475 durch die Ostgothen, welche damals in Nordgriechenland wohnten, zu ihrem König gewählt. Doch als der thatkräftige Theoderich dem byzantinischen Kaiser Zeno ein allzugefährlicher Nachbar schien, den man durch Schmeicheleien und Geschenke zum Abzug nach Italien bewegen müsse, und als er deßwegen sogar an Kindesstatt durch jenen Kaiser angenommen wurde, ging Theoderich schon aus Kampfbegierde gern in diesen Plan ein, und richtete an Zeno bei einer persönlichen Zusammenkunft im Jahr 488 die Worte: Ich bin, o Kaiser, Euer Sohn und Euer Diener, und will nun Italien erobern, welches einst Euern Regierungsvorfahren gehört hat, aber jetzt einem Andern gehorcht. Wenn Ihr mir dieses Land schenket, so will ich es, als Euer Geschenk, behalten und regieren. — So berichtet uns ein deutscher Geschichtschreiber, Jornandes, welcher noch in Theoderichs Zeit reichte, aber bedauerlicher Weise in lateinischer Sprache erzählt. Außer dieser Quelle besitzen wir noch, indessen wiederum durch einen lateinisch schreibenden Gewährsmann der gleichen Zeit, durch Cassiodor, sehr zahlreiche Briefe, welche Theoderich während seiner langen und glorreichen Regierung in dem eroberten Italien, von Verona aus, geschrieben hat. Hier sagt er zu seinen Unterthanen (die allervornehmsten Italiener ausgenommen) nur Du; doch in seinen Briefen an byzantinische Kaiser oder an deutsche Könige, z. B. an Chlodwig den Franken, an Hermanfried von Thüringen, braucht er immer Ihr, abwechselnd mit den Titeln: Eure Gnade, Eure Liebe, Eure Brüderlichkeit, Eure Vortrefflichkeit, oder, wie es in jenem lateinischen Texte heißt, Eure Excellenz; lauter Titel, die aus dem längst eingeführten byzantinischen Kurialstyl genommen sind. Mit diesem Helden, welcher am Anfang des Mittelalters steht, schließen wir also die erste und beginnen wir die

Zweite Periode. Sie bediente sich, außer dem gewöhnlichen Du, des Ausdruckes Ihr, Anfangs bloß im Verkehr mit hochgestellten Personen, trug es aber allmählig auf immer weitere Kreise über, und ließ mehr als tausend Jahre lang Du und Ihr als alleinige Formen der Anrede gelten.

Wie in den Briefen Theoderichs, so finden wir auch in zahlreich erhaltenen andern Briefen, welche damals und in der nun folgenden Zeit durch Fürsten, Prinzessinnen, Bischöfe u. s. w., welcher Nation der südlichen Hälfte von Europa sie auch angehören mochten, an vornehme Leute gerichtet sind,

das Ihr statt Du in fortwährendem Gebrauch. Nur haben wir aus diesen Jahrhunderten noch immer keine im deutschen Original erhaltenen Gespräche oder Briefe, sondern bloß deren lateinische Uebersetzung. In deutscher Sprache abgefaßte Belege besitzen wir erst seit dem neunten Jahrhundert, und auch da erst noch sehr spärlich. Damals lebte in der uns nahe gelegenen elsäßischen Stadt Weißenburg der gelehrte Benediktinermönch Otfried. Dieser Mann hatte den sehr vernünftigen Gedanken, auch deutsch zu schreiben statt lateinisch, und in seinen deutschen Schriften kommt bereits das Zeitwort duzen (duzan) vor, welches sicherlich schon sehr lange existirte, und uns auf's Unzweideutigste überzeugt, daß eine andere deutsche Anredeform außer Du im Gange war. Nur zufällig und eine Folge der Seltenheit deutscher Schriften aus diesen Jahrhunderten ist es, daß das Zeitwort irzen (Ihr sagen) erst um's Jahr 1200 sich bestimmt nachweisen läßt. Doch jener Otfried selbst redet in einer deutsch abgefaßten Schrift, die er dem Bischof Salomo I von Konstanz um's Jahr 865 widmet, diesen Bischof an mit Ihr (*wir*). Und so bedient sich z. B. auch der Biograph des heiligen Fridolin, mit welchem Mone neulich die schätzbare Sammlung badischer Geschichtsquellen eröffnet hat, in der an seinen Lehrer um's Jahr 1000 gerichteten Einleitung der Anrede mit Ihr, doch ohne das Du immer auszuschließen. Ueberhaupt scheint die Sitte, hochgeachtete Männer und Frauen der mittlern Volksklassen beständig zu irzen, damals noch nicht allgemein gewesen zu seyn. Im dreizehnten Jahrhundert aber, in welchem deutsch verfaßte Schriften zahlreicher zu werden anfangen, ist der Gebrauch des Ihr auch schon in die epischen Gedichte aufgenommen. Im Nibelungenlied werden die Fürsten meistens geirzt; König Günther irzt seine eigene Schwester. — Als Parcifal seinen älteren Bruder endlich fand, wurde er vergebens von diesem aufgefordert, Du zu dem älteren Bruder zu sagen, wie es die Sitte unter Geschwistern erheische; der bescheidene Held läßt erst in späterer Zeit, wo er selbst an Ehre und Gütern zugenommen hatte, sich dazu bewegen und spricht: Ich mac nu wol duzen dich. — Damals sagten die Söhne Ihr zu den Eltern, aber die Töchter Du zur Mutter, bezeichnend für die größere Vertraulichkeit ihres Verhältnisses. Bei Liebenden der vornehmeren Stände ging das Ihr in Du über, doch nicht immer. — Nur der Pabst, wenn er redend eingeführt wird in Erzählungen jener Zeit, sagt Du zu aller Welt, auch zum Kaiser, welcher ihn Ihr nennt. Aber zu allen Herzogen und Fürsten, auch zu Erzbischöfen und Bischöfen sagt der Kaiser nur Du. Ueberhaupt duzte der Höhere den Niederen, zumal der Dienstherr den Vasallen. Auch die Gebieterin sprach Du zu den ihr dienenden Frauen. Wo eine Fürstin es nicht that, galt es für Zurückhaltung.

Wegen ihres wohlwollenden und edeln Sinnes war damals geliebt und hochgeachtet in ihrem Kreise die junge und schöne Pfalzgräfin Maria. Sie war die Tochter des reichen Herzogs von Brabant, die Enkelin des deutschen Kaisers Philipp, welcher bekanntlich durch einen Wittelsbacher im Jahr 1208 sein Leben verloren hatte, und die tugendhafte Maria mußte ebenfalls durch einen Wittelsbacher dieses Schicksal auf eine noch viel schrecklichere Weise erdulden. Sie hatte sich 1254 mit dem jungen regierenden Pfalzgrafen Ludwig II vermählt, der jedoch nicht sehr lange nach der Vermählung den geräuschvollen Waffenkampf einem ruhigen Leben im heimathlichen Schlosse vorzog. Da sie auch alle männlichen Diener ihres Hofes mit Wohlwollen behandelte, Einige derselben auch duzte; so bat Ritter Rucho der Ottlinger sie gleichfalls um dieses Zeichen ihres fürstlichen Vertrauens. Sie schwieg zwar; doch später, nachdem er sich dem Kriegszuge ihres Gemahls angeschlossen, schrieb sie dem Ritter, daß sie seine Bitte dann erfüllen wolle, wenn er ihren Gemahl bewege, aus dem langen Kriege endlich heimzukehren zu ihr. Aber sie gab auch ein Schreiben an den Pfalzgrafen dem gleichen Boten mit, und dieser verwechselte die Adressen. Da stieß der ergrimmte Fürst nicht nur den Boten auf der Stelle nieder, sondern er eilte auch voll eifersüchtiger Rachgier heim, ermordete den Burgvogt, ermordete zwei Freundinnen seiner jungen Gemahlin, klagte die Letztere der Untreue an, hörte weder auf ihr Flehen, noch auf das seiner eigenen Schwester Elisabeth, der Wittwe des unlängst verstorbenen letzten hohenstaufischen Kaisers Konrad IV; ja er ließ die unglückliche Maria im zweiten Jahre

ihrer Ehe, im Januar 1256, wie eine gemeine Verbrecherin durch Henkershand enthaupten, und erkannte erst jetzt die ganze Größe seines Unrechts und zwar in so hohem Grade, daß er nicht nur durch Gründung eines reichen Klosters seine schwere Schuld zu tilgen suchte, sondern auch, ein sieben und zwanzigjähriger Fürst, in Einer Nacht am ganzen Haupt ergraute.

Wenden wir von diesem blutigen Auftritt, der durch die unschuldige Bitte um die Gunst eines vertrauenden Du veranlaßt worden war, und von jenem Fürsten, welcher in der Geschichte der Pfalz den allzu gelinden Beinamen: Ludwig der Strenge — führt, unsern Blick in eine spätere Zeit, so finden wir auf dem deutschen Thron einen Mann, der mehre fremde Sprachen verstand, namentlich auch Italienisch und Französisch redete, den Kaiser Sigmund. Er war, wie sein gleichzeitiger Biograph Windeck versichert, „ein schöner, weiser und gütiger Herre, der fast alle Leute yrzagete, sie mochten arm oder reich seyn, und nur selten Ymanz Du hies.“ — Wir erkennen hierin eine auch bei den übrigen Kaisern aus dem Hause Luxemburg häufige Nachahmung fremder Sitten, finden aber nicht, daß Sigmund wegen des Verzichtens auf jenes kaiserliche Recht an Zuneigung und Ansehen gewonnen habe. Nachdem er, der Letzte seines Stammes, 1437 gestorben war, hielten die nun folgenden Kaiser, lauter Habsburger, es nicht wie er; sondern bedienten sich wieder beständig der alten Anrede mit Du. In Rhetoriken, wie sie z. B. 1511 zu Straßburg und 1548 zu Tübingen gedruckt erschienen, steht ein eigenes Kapitel, welches überschrieben ist: Vom Dautzen und vom Irtzen, — und genau angibt, zu wem man Ihr sagen müsse, und zu wem man Du sagen dürfe. Hier heißt es z. B.: „Der Bapst irtzet Niemands dann sich selbs.“ Der Kaiser sagt Du zu allen Kurfürsten und Fürsten, auch zu geistlichen Fürsten, den Pabst ausgenommen. Die Geistlichen alle irtzen einander. Die weltlichen Fürsten irtzen sich, sagen aber Du zu dem Edelmann. Edelleute duzen sich, aber nicht den Bürger, auch nicht denjenigen Edelmann, dem sie zu verstehen geben wollen, mit seinem Adel sei es nicht weit her. Eheleute von Stand irtzen einander, besonders die Frau den Mann. Zu dem bekannten Zecher, Ritter Hans von Schweinichen, sagte daher seine sterbende Frau: Libes Herz, ir sehet, daß kein länger Bleiben mit mir ist in dieser Welt; Gott gesegne euch!

Als Beispiel der Sprache des Kaisers im Verkehr mit Fürsten möge Max I dienen, welcher 1513 aus Landau an den Markgrafen Christoph von Baden schrieb: Hochgeborner lieber Oheimb und Fürst! Wir haben den alten Neptunstein, der in deiner Stadt Ettlingen auff der Brucken eingemauret ist, vor verschiener Zeit abkonterfeien, aber nun auch an deinen Pfleger daselbs begehren lassen, uns zu vergönnen, denselbigen Stein auszubrechen, was er ohne deiner Lieb Zugeben nicht bewilligen wollen. Also schicken wir hiermit zu deiner Lieb, und begehren u. s. w.

Als Beispiel der Sprache eines Fürsten im Verkehr mit Gelehrten, wähle ich einen Brief des pfälzischen Kurfürsten im Jahr 1525 an den Professor Melanchthon in Wittenberg: Unseren Gruß zuvor, Ersamer, Lieber, Getreuer! Dieweil Du ein Geborener und Erzogener der Pfalz, auch für Anderen in heiliger Schrift erfahren und dem Frieden geneigt bist; so ist unser gnädiges Begehren, Du wollest auf künftige Pfingsten bei uns hie zu Heydelberg erscheinen u. s. w.

Zu Adeligen sagten nicht bloß die Fürsten, sondern auch die Magistrate der Reichsstädte nur Du, selbst zu mächtigen Rittern. — Wir Bürgermeister und Rat der Stadt Worms, so heißt es 1518 in einem Schreiben an Franz von Sickingen, mit welchem diese Reichsstadt nach langen Fehden sich endlich vertragen hatte, — wir haben nicht gewußt, daß Emmerich von Leyen Dein abgesagter Feind sei. Da er nun aber gestern auf unser Begehren sich wieder aus unserer Stadt fortbegeben hat, so wollest Du uns verstendigen, ob Du auch fürder in Frieden mit uns zu leben gedenkest.

Doch hatten einzelne Adelige bereits angefangen, von den städtischen Regierungen eine höflichere Anrede anzusprechen. Das sehen wir aus einem Schreiben der Stadt Solothurn 1491 an Brandolf von Stein: Wir können nit finden, daß wir Dir ruch (rauh) geschrieben haben. Unser Bruch (Brauch) und Herkommen ist dergestalt, daß wir die von Bubenberg, die von Erlach, die von Rhinach, auch alle anderen Edelknecht

von altem gutem Stamm in der Eidgenoſſenſchaft, ſo wie in Schwaben, Elſaß, Brisgau und Hegau anders nit dann geduzet in unſeren Schriben, und die haben es auch all' gütlich empfangen. — Ueberhaupt blieben dieſer alten Anredeform mit Du in Briefen an den Adel die ſchweizeriſchen Magiſtrate noch ſo lange getreu, daß der Adel ſie die die Duzer ſchalt.

Wollen Sie aber nicht bloß Beiſpiele zu den damaligen Regeln, ſondern auch Beiſpiele von Verſtößen gegen dieſe Regeln, ſo erinnere ich an den Bauernaufſtand vom Jahr 1525, in welchem die Empörer keine Luſt bezeugten, den Unterſchied der Stände länger anzuerkennen. — Dein Gut iſt mein Gut, ſprach damals ein Bauer von Kiechlinsbergen am Kaiſerſtuhl zu dem Grafen Georg von Tübingen, welcher in jener breisgauiſchen Gegend begütert war und im Schloſſe Lichteneck bei Kenzingen ſeinen Wohnſitz hatte. — Eben ſo rief im gleichen Jahr ein Bauer von Stettfeld unweit Bruchſal ſeinem Landesherrn, dem Fürſtbiſchof von Speier, einem pfälziſchen Prinzen, die Worte zu: Wie gefallen Dir dieſe Sachen, wo Du nimmer lang mehr ein Herr bleiben wirſt? — Doch ſchon in dieſer Zeit, in welcher die Bauern das Ihr als eine überflüſſige Anredeform abſchaffen wollten, hatte ſich im Gegentheil eine neue, noch vornehmere Redeweiſe allmählig vorbereitet; alſo eine dritte Stufe, nämlich die, welche aus der zweiten Perſon in die dritte der Mehrzahl überging. Mit ihr gehen wir zugleich aus unſerer zweiten in die

Dritte Periode über. Dieſe dauert ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert bis auf den heutigen Tag. Es verhält ſich aber mit dieſem Uebergang zu dem ſeltſamen Gebrauch des Sie in der Mehrzahl auf folgende Weiſe:

Bald nach dem Tode des oben erwähnten Kaiſers Sigmund, ſeit 1440, begann eine Reihe von deutſchen Kaiſern, deren Gemahlinnen auffallend lange Zeiten hindurch alle entweder aus der pyrenäiſchen Halbinſel oder aus Italien ſtammten. Keine einzige war aus Frankreich oder England. Schon dieſer Umſtand mußte, abgeſehen von dem Einfluß der italieniſchen und ſpaniſchen Literatur auf die unſrige, der Courtoiſie dieſer Länder Eingang verſchaffen auf unſern Kurialſtyl. Titel wie Eure Gnade, Eure Andacht, Eure Würde, Eure Durchlaucht, Eure Majeſtät, oder im Verkehr der Regenten mit einander: Eure Liebe (das ſpätere Liebden), drangen über die Alpen in immer häufigeren Gebrauch, und mußten natürlich mit der dritten Perſon des Zeitworts verbunden werden, z. B.: Euer Gnaden weiß, daß Euer Gnaden an mir einen treuen Diener hat. — Aber alle dieſe Titel ſind weiblichen Geſchlechts, und um durch die Wiederholung derſelben nicht allzu ſchleppend zu werden, ließ man ſie im Kontext abwechſeln mit den weiblichen Fürwörtern: Dieſelbe oder Die oder Sie; z. B.: Euer Gnaden weiß, daß Sie an mir einen treuen Diener hat. So ſchrieb Kaiſer Max I 1512 an den Herzog Ulrich von Würtemberg: Wir begeren an Dein Lieb, die welle den Bund annemmen. — Aus ſolchen Beiſpielen iſt erſichtlich, wie nahe die Deutſchen daran waren, den oben berührten italieniſchen Sprachgebrauch einzuführen, welcher an einen Mann die Frage richtet: Iſt Sie der Vater dieſer Kinder? Doch dieſes weibliche Sie der Einzahl als Anrede an Männer, ſcheint dem deutſchen Gefühle nicht zugeſagt zu haben. Es zog daher vor, noch einen Schritt weiter zu gehen als die Italiener, und fügte zu den Worten: Ew. Majeſtät, Ew. Durchlaucht ꝛc. das Zeitwort in der Mehrzahl; gerade wie man einſt von der Einzahl Ich in die Mehrzahl Wir, von der Einzahl Du in die Mehrzahl Ihr hinaufgeſtiegen war. Es ſcheint eine Art von grammatiſchem Bedürfniß geweſen zu ſeyn, welchem der Umſtand zu Hülfe kam, daß unſer mehrzähliges Sie dem männlichen und weiblichen Geſchlecht zugleich angehört. Inkonſequent war nur das, daß man, wie noch heutigen Tages, das Fürwort Euer, alſo die zweite Perſon, bei den Titulaturen neben dem Sie der dritten Perſon beibehielt.

Das früheſte Beiſpiel, welches mir zur Hand iſt, finde ich in einem Briefe vom Jahr 1520, in welchem der pfälziſche Kurfürſt ſeinem Schwager, dem verjagten Herzog Ulrich von Würtemberg, ſchreibt: Euer Lieb ſollen nicht zweifeln, daß wir, auch wenn Euer Lieb uns nicht gebeten hätten, doch bei kayſerlicher Majeſtät Fürſprache einzu-

legen geneigt waren.* — So kam es denn auch bald, daß man die Wiederholung der Titulatur zu erſetzen anfing durch das mehrzählige Fürwort: Dieſelben oder Sie; z. B. der römiſche König Max II ſchreibt 1558 an Herzog Chriſtoph von Würtemberg: Ich will Ew. Lieb ermahnt haben, daß ſie wollen darauf bedacht ſeyn u. ſ. w.** — Eben ſo ſchreibt der bekannte Feldherr und Staatsmann Lazarus von Schwendi 1574 aus dem Breisgau an Kaiſer Max II: Laſſen Ew. Majeſtät das jeſuitiſche Weſen, das heutigen Tags aufkommen will, an ihrer ſelbſt Hof nicht aufkommen, und pflanzen Sy in ihren lieben jungen Herrn und Söhnen ein gut deutſch aufrichtig Gemüth. Und 1581 ſchreibt der nämliche Schwendi an den Einen dieſer Söhne, den Erzherzog Matthias: Ich wollte Ew. Durchlaucht von Herzen wünſchen, daß Sy der niederländiſchen Statthalterſchaft, wo wenig Dank zu gewarten, ledig wären, und ihren Abzug wiederumb nach Teutſchlandt nemmen möchten. — An den unterdeſſen Kaiſer gewordenen Matthias ſchreibt 1613 der Herzog von Würtemberg: Ew. Kaiſ. Maj. haben rühmlich gethan, daß ſie ſolcher Beſchwer abgeholfen haben, und zweifle nicht, ſie werden die Sach befördern. — Darauf antwortete dieſer Kaiſer, und zwar (ein neuer Schritt) nicht mehr mit Deiner Liebden, ſondern: Euer Liebden werden meine gnädige Fürſorg genugſam vernommen haben; erſuche demnach Euer Liebden, Sie wollen mir die Mittel und Wege fürſchlagen u. ſ. w. — An geiſtliche Fürſten aber, die nicht von Geburt dem fürſtlichen Stande angehörten, blieb der kaiſerliche Ausdruck: Deine Liebden — noch geraume Zeit. An den Kurfürſten von Mainz ſchrieb Kaiſer Ferdinand III im Jahr 1642: Ich hab Anordnung gethan, daß von mir hinfüro an Ew. Liebden ſtatt Ehrwirdig, das Prädikat Hochwirdig, und ſtatt Deiner Liebden, Ew. Liebden von allen meinen Kanzleien gegeben werden ſoll.** — Doch in kaiſerlichen Schreiben an Grafen, Freiherren ꝛc., blieb das Du noch lange gebräuchlich.

Nachdem übrigens das Sie der Mehrzahl, gerade wie einſt das Ihr, Anfangs nur im Verkehr mit den höchſten Ständen angewendet worden war; drang es allmählig ebenfalls in minder vornehme Kreiſe hinab. Doch erſt ungefähr ſeit dem Jahr 1740 wurde es zu einer ſelbſtändigen, von Titulaturen unabhängigen Redeweiſe, und kam nun in der Form unſeres jetzigen »Hören Sie« zu einem ziemlich allgemeinen Gebrauch unter Leuten, welche auf Bildung Anſpruch machten.

Viel früher aber als dieſes »Hören Sie« fand die Anrede »Höre Er«, wenn auch auf minder lange Zeitdauer, ſehr ausgedehnten Beifall. Dazu half der häufiger gewordene Verkehr mit Frankreich, wo ſehr viele Deutſche theils während der zahlreichen franzöſiſchen Bürgerkriege des ſechszehnten Jahrhunderts Kriegsdienſte nahmen, theils nach Beendigung dieſer Kriege ſeit dem Schluſſe jenes Jahrhunderts, einen Theil ihrer Bildung ſuchten, oder doch Gefallen an der Sprache und an den Sitten des Landes fanden. Schon vor dem dreißigjährigen Kriege machte ſich eine ſolche Vorliebe unſerer höheren Stände bemerklich; daher kommt auch der Ausdruck: Der Herr, oder »mein Herr«, nöthigenfalls »mein gnädiger Herr« in Briefen und Geſprächen jener Zeit immer häufiger vor, und ſtatt ſeiner ermüdenden Wiederholung diente die Abwechslung mit Er.* Das gibt den damaligen Briefen und Romanen einen eigenen Ton. Wie aber noch jetzt manche franzöſiſche Moden in Deutſchland übertrieben werden, ſo ging es auch mit dieſer; denn unter uns bildete ſich das Er zu einer ſelbſtändigen Form der Anrede aus, wozu es bekanntlich in der franzöſiſchen Sprache niemals gekommen iſt. Ja, ſo mächtig wirkt bedauerlicher Weiſe der Zauber deſſen, was von

* Sattler's Herzoge v. Würtemberg, II, Nr. 74. IV, Nr. 45 ff. 49 ff.

** Joannis moguntin. I, 955.

* Was ſchon von Kaiſer Sigmund erzählt wird, er habe ſich dieſes »Er« in der Anrede z. B. 1415 an den Herzog Friedrich von Oeſterreich bedient, beruht auf einer Verwechſelung mit „Ihr.“ — Zwar auch die Selbſtbiographie des Götz von Berlichingen berichtet, wie er 1517 auf der Landſtraße der Frau des Edelmanns Konrad Schott begegnet ſei. „Sie ſprach zu mir: Schwager, wo zeucht Er her? worauf ich antwortete: Grüß Euch Gott, Geſchweyb; ſeyd Ihr es?“ — Aber auch hier wird im Manuſcript des Götz wohl Ir, nicht Er, ſtehen.

[illegible] [illegible] [illegible] [

Welches Gebiet ist nun aber, im Kampfe mit so vielen Feinden, dem uralten Du unter uns noch übrig geblieben? — Die Antwort auf diese Frage muß ich, da die mir von Ihnen erlaubte Stunde ihrem Ende naht, in möglichst kurze Worte zusammendrängen. In Deutschland blüht das ehrwürdige Du unter den Familiengliedern, Freunden, Poeten, Soldaten, Handwerksgenossen, Tirolern und Masken; es blüht ferner unter allen Studenten der Universitäten Jena, Halle und Leipzig, welche, auch ohne die sonst gebräuchliche Initiative des sogenannten Schmollirens, ja ohne einander vorher auch nur gesehen zu haben, prima vista Du zu einander sagen. Es blüht auch in der Anrede des Reisenden an den Schwager Postillion, und, wenigstens bei uns am Oberrhein, auch im Verkehr der Bauern mit allen Kleinhändlern nichtchristlicher Konfession. Und wie bei den empörten Bauern im Jahr 1525, so wollte auch im Munde der Separatisten, welche sich im Elsaß und im Würtembergischen seit Anfang des achtzehnten, im Badischen seit dem neunzehnten Jahrhundert erhoben, zur Bezeichnung der von ihnen behaupteten Gleichheit aller Stände ein allgemeines Du wieder aufblühen, mußte aber, wie 1525, bald wieder verwelken. Ebenso verwelkt es noch jetzt bei dem Ernst öffentlicher Verhandlungen, wo Freunde das naturgemäße Du, als wäre es etwas Unschickliches, mit Sorgfalt vermeiden. Und nicht so gar lange, ehe die Stadtkinder der neueren Jahrzehende zum beständigen Duzen ihrer Eltern angehalten worden sind, haben umgekehrt viele Dörfer unserer Heimath das Gegentheil erlebt. So erzählt uns z. B. Ildefons von Arx (welcher Ihnen als Verfasser der Geschichte von St. Gallen vortheilhaft bekannt ist und in den 1790er Jahren als Pfarrer von Ebringen im Breisgau eine handschriftliche Chronik dieses Dorfes hinterließ), daß einer seiner Amtsvorgänger um's Jahr 1761 den dortigen Kindern befahl, Ihr, nicht mehr Du, zu Vater und Mutter zu sagen. Der Amtsvorgänger scheint demnach der Ansicht gewesen zu seyn, welche auch der hannöver'sche Kabinetsrath Brandes zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts als die richtige erkannt hat, da Brandes in einer eigenen Schrift »über das Du und Du zwischen Eltern und Kindern« das Resultat fand, es vermehre zwar die gegenseitige Vertraulichkeit, erhebe aber die Kinder in ein nicht unbedenkliches Niveau.

Stellen wir nun unsere deutschen Anreden in eine kurze Uebersicht zusammen, um sie aus unserem jetzigen Sprachgebrauch in ihre ursprüngliche Bedeutung zurück zu übersetzen. Wenn wir jetzt 1) einem Hausknecht befehlen: Wichse Er mir die Stiefel, so würde dieses vor 200 Jahren, wo nur Männer von Stand mit Er angeredet wurden, bedeutet haben: Der Herr, oder der gnädige Herr, wolle mir die Stiefel wichsen. — Wenn 2) zu einem Dienstmädchen gesprochen wird: Spüle Sie jetzt das Geschirr, so würde das in dem Jahrhundert der Angelica von Keuschewitz die Unschicklichkeit enthalten haben: Wolle das Fräulein, oder gar das gnädige Fräulein, das Geschirr spülen. — Ein reiches Thema für den, welcher alle in diesem Saale repräsentirten Erfahrungen in sich vereinigte, oder doch eine allgemeine, sehr belehrende Diskussion darüber eröffnen dürfte! — Wenn wir 3) jetzt zu einem Kellner sprechen: Bringen Sie mir eine Tasse Kaffee, so würde dieses vor 300 Jahren die unstatthafte Zumuthung ausgesprochen haben: Ew. Durchlaucht wolle mir eine Tasse Kaffee bringen. — Wenn wir 4) jetzt einen Bauern fragen: Wo seid Ihr her? so würde die ursprüngliche Bedeutung vor 1500 Jahren, also nicht so gar lange vor Theoderich dem Ostgothen, die gewesen seyn: Wo seid Ihr her, großmächtigster Kaiser von Konstantinopel?

Schließlich noch ein kurzes Wort über die bisher von mir übergangene Anredeform mit Es. Jakob Grimm sagt von ihr, sie komme nirgends vor, und zwar weil die Unbestimmtheit dieses geschlechtlosen Fürwortes der Würde entbehre.* Doch dieser trefflichste Kenner der deutschen Sprache unter den jetzt lebenden Gelehrten, könnte sich im südlichen Theil unserer schönen Ortenau überzeugen, daß im Munde des dortigen Volkes die Gattin mit jenem, wenn ich so sagen darf, liebkosenden Diminutiv angeredet wird. Die Sprache der Zärtlichkeit liebt ja die Diminutivformen, welche im Deutschen bekanntlich alle geschlechtlos sind (z. B. die Wilhelmine, das Minchen), liebt Abweichungen vom Idiom des gewöhnlichen Lebens, liebt bei aller Red-

* Deutsche Gramm. IV, 308.

ſeligkeit doch Abkürzungen ſelbſt des poetiſchen Ausdruckes (z. B. das Liebchen, das Lieb). Gibt es aber etwas Entſprechenderes als jenes ortenauiſche Es? — Bei Mahlberg hörte ich z. B. einen heimkehrenden Mann zu ſeiner Frau ſagen: Hat Es denn immer noch den Kopf verbunden und ſieht Es denn immer noch lidend us (leidend aus)? Und hat Es die Arznei eigenſinnig wieder nicht nehmen wollen, und weiß Es denn nicht, wie lieb Es iſt? — Doch nicht bloß in der unmittelbaren Anrede an die Hausfrau ſpielt dort dieſes bemerkenswerthe Es eine Rolle, ſondern auch da, wo überhaupt von der Gattin, auch von der abweſenden, geredet wird, ſo daß, ohne allen weiteren Zuſatz, mit dieſem ſonſt ſo unbeſtimmten Es die Hausfrau auf's Allerbeſtimmteſte bezeichnet iſt. — In einer dortigen Stadt, wo damals heitere Geſelligkeit herrſchte, und wo jetzt politiſche Fraktionen,

Die Gelben und die Blauen,
Giftig auf einander ſchauen,

ſtand ich einmal bei einem öffentlichen Redeaktus neben einem Herrn, welcher vor dem Schluß nach ſeinem Hute griff. Sie rüſten ſich zum Aufbruch, lieber Nachbar? fragte ich ihn; will Es vielleicht nicht länger bleiben? — Ach ja, antwortete der Nachbar; Es gibt mir dieſen Wunſch durch ſeine Augen zu erkennen; Es will jetzt zum Thee; die langen Vorträge, die den Glockenſchlag ſechs Uhr überdauern, kann Es mit der ihm eigenen Entſchiedenheit nicht leiden.

K. F. Vierordt.

Berlin

vor mehr als zwanzig Jahren.*

II.

Goethe wurde noch immer von den Berlinern angebetet, und ſollte zur Einweihung des neuen Theaters dorthin kommen; er würde, ſagte man, bei dem großen Kunſtfreunde, Fürſt Radziwil, logiren. Er kam aber nicht, und wie man mit Erſtaunen hörte, war ſein Gedicht, das man zur Einweihung des Theaters bei ihm beſtellt hatte, als unpaſſend zurückgeſandt worden. Goethe war alſo nicht mehr infaillible. Er ſtarb, als Byron erſchien, obgleich er deſſen leiblichen Tod noch manches Jahr überlebte. Die heitere Behaglichkeit, religiöſe Indifferenz, laue Sittlichkeit Goethe's in den meiſten ſeiner Schöpfungen verſchwand in Nichts bei Byrons welt- und herzerſchütternden Tönen, und eine Menge Nachfolger des britiſchen Dichters wurden geboren. Die ganze neue Dichterſchule in Frankreich, Georg Sand an der Spitze, iſt ein Kind Byrons.

Heinrich Heine brachte uns als erſtes Gedicht ſeinen Almanſor. In ihm ſtand der Dichter als Herkules am Scheidewege zwiſchen der Poeſie und der Oeffentlichkeit. Ein tragiſches Talent, wie das eines Taſſo, Byron, Dante, Milton, offenbart ſich in dem Drama Almanſor, das auch an Schillers Braut von Meſſina erinnert. Da aber die darin vorkommenden Geſtalten und Empfindungen unſerer materiellen Gegenwart fremd waren, ſo erregte es wenig Aufſehen. Der Dichter konnte ohne Beifall nicht leben, gab den Flug des Adlers auf und widmete ſich der Ironie. So war er freilich durch Byron aufgeregt worden, aber er verwandelte ihn in den Mephiſtopheles und trat die heiligſten Empfindungen des Menſchen mit Füßen, nachdem er ſie geweckt hatte. Die Gewohnheit wurde allmählig zur Natur, und ſo gab er es auf, die Menſchheit zu erheben und zu erlöſen, aber er amüſirte ſie und mag auch ſo ſeine Beſtimmung erfüllen, da der Spott eine mächtige Waffe gegen Mißbräuche iſt. Wie Schade, daß wir keine Hofnarren mehr haben; Heine könnte als Narr der geiſtreichen Könige von Preußen und Baiern viel Gutes ſtiften, und wenn er zuweilen gepeitſcht würde, ſo könnte ihm das auch nicht ſchaden. Sein Styl hat in ſpäterer Zeit eine bedeutende Aehnlichkeit mit Voltaire gewonnen, doch bricht noch zuweilen deutſche Gemüthlichkeit, aber auch eine Derbheit hervor, die ſich der feine Franzoſe nicht erlaubt hätte.

Varnhagen von Enſe und ſeine Gattin Rahel hatten viel Einfluß auf Heine's Berliner Bildung. Nachdem er ſein Drama: Radcliff, geſchrieben, das ſich mehr der Ver-

* 15. Lief. S. 225.

Schönheit. — Die junge Frau, die auch geiſtreich ſeyn wollte, nahm der Frau von Stael dieſe Aeußerungen ſehr übel und fand nur Stolz und Anmaßung darin, wobei ſie gewiß irrte.

Wir ſind nicht mehr im Mittelalter, wo vier und zwanzig Söhne ein großer Reichthum waren, wie Fanny Lewald in der Europa erzählt — aber die Dichterin läßt die gute deutſche Hausfrau doch zu viel Kinder bekommen. Es war wohl auch ſchon damals eine Seltenheit, wenn ſechs Söhne zugleich mit ihrem Vater in die Schlacht reiten konnten.

Rahel und ihr Gemahl waren in ihrem äußern Weſen ſehr verſchieden. Ihr geiſtreiches Geſicht trug ſtark ausgeprägte orientaliſche Züge; ihr Weſen war frei und offen, am beſten durch das franzöſiſche franchement bezeichnet. Varnhagen war dagegen ein blonder, wohlgebildeter Weſtphale, ſehr jugendlich ausſehend, und in Allem, auch das bebrillte Auge mitgerechnet, der feinſte Diplomat. Wer ihn mit den Großen ſo höflich und vorſichtig ſprechen hörte, dachte nicht, daß ſo viel Gefühl für Freiheit und Menſchenrechte in ſeiner Bruſt wohne. In Geſellſchaften machte er ſich mehr durch das feine Eingehen in die Unterhaltung Anderer, als durch eigene Wortführung bemerkbar. Konnte er keinen Raum finden für ſeinen Geiſt, ſo ſchnitt er mit vollendeter Geſchicklichkeit kleine Bildchen in Papier aus. Auch als Vorleſer wurde er in einigen Geſellſchaften geſchätzt, aber Rahel beſuchte dieſe nie mit ihm, weil ihr lebhafter Geiſt kein Vorleſen vertragen konnte.

So lange bei Menſchen zu verweilen, die einen bedeutenden Einfluß auf unſere Zeit gewannen, wird Niemand bereuen. Bettina, von der man daſſelbe ſagen kann, war damals noch nicht Schriftſtellerin, aber als originell und genial in ganz Berlin bekannt. Sie war eine geborene Brentano, Schweſter des vorzüglich als myſtiſcher Schriftſteller bekannten genialen Clemens Brentano — und es iſt ſeltſam, daß ſich viele Schriftſteller, unter andern die Franzoſen bemühen, ſie zu einer von Brentano zu machen, da doch ihr Vater, ein reicher Bankier zu Frankfurt am Main, vor der Zeit lebte, wo die Fürſten die Geldherren adelten, und der freie Sinn Bettina's unmöglich auf eine ſolche, noch dazu unrichtige Auszeichnung, Werth legen kann.

Bettina hatte damals in ihrer äußern Erſcheinung etwas ſehr Auffallendes. Gewöhnlich in ſchwarze Seide gekleidet, das ſchöne ſchwarze Haar nur wenig geordnet, ging ſie unter den Linden, inmitten der höchſten eleganten Welt, die mit Federhüten und koſtbaren Shawls prangte, harmlos auf und ab, und wurde von ihren Freundinnen gewöhnlich: Du kleine ſchwarze Henne! angeredet. In Geſellſchaften ſtrebte ſie immer, wie Heine, ſich als Genie zu bekunden, etwas Geiſtreiches oder Ungewöhnliches zu ſagen, und das Herkömmliche zu verſpotten. Eine verheirathete Schweſter folgte ihr darum oft mit ängſtlicher Beachtung, ohne daß Bettina darauf Rückſicht zu nehmen ſchien. Oft ging ihre Art und Weiſe zur Bizarrerie über, und ſie erinnerte dann an das Prinzeßchen in Rom, das Goethe in ſeiner italieniſchen Reiſe ſchildert. Selten erſchien ſie mit Achim von Arnim, ihrem Gemahl, in Geſellſchaft. Er war ein edler und ſchöner Mann, ein geiſtvoller Dichter und in jeder Hinſicht der Liebe Bettina's würdig; aber der Genius beider Ehegatten war zu verſchieden. Arnim gehörte der Vergangenheit an; er hatte ähnliche Tendenzen mit Fouqué; Bettina's Geiſt wollte eine Zukunft ſchaffen. Deſſen ungeachtet lebten Beide in Anſtand und Zärtlichkeit mit einander. Neid und Verläumdung haben niemals dieß eheliche Verhältniß angetaſtet, und Bettina's Ruf iſt fleckenlos. Sie war Mutter von ſechs Kindern, die ſie alle ſelbſt genährt und ſpäter ohne überflüſſige Glücksgüter, trefflich erzogen hat. Achim von Arnim brachte den Sommer immer auf ſeinen Gütern zu, aber Bettina vermochte, trotz ihrer frühern Vorliebe für das Landleben, nicht, ihm dahin zu folgen. Ihr lebhafter Geiſt wollte immerfort ausſtrömen und empfangen; ſie blieb darum immer in Berlin wohnen. Als ihr Gemahl ſtarb, erhob ſich erſt recht der Adlerflug ihres Geiſtes und ſprach ſich in Schöpfungen aus. Sie iſt jetzt über ſechszig Jahre alt und ihr Geiſt ſcheint noch immer jünger zu werden.

letztere sie in eigenthümlicher Weise auch durch die Fußbewegungen selbst auszudrücken pflegt. Sie tanzt das in Paris neu aufgekommene genre ballon, dem das Runde aber auch das Sprungartige der Bewegungen eigenthümlich ist. Ihr erstes Auftreten bei uns als Giselle in dem Adam'schen Ballet: „Die Willys," war für unsere Balletfreunde von überwältigender Wirkung, und erregte einen tobenden Beifallssturm, dem auch der ganze versammelte Hof in hier kaum gesehener Weise sich anschloß. Der Balleteufel, der in dem alterschwachen Schooß unserer einheimischen Tänzerinnen in der letzten Zeit nur noch sein Schlummerstündchen abhielt, ist jetzt in Berlin wieder in seiner ganzen Allgewalt erwacht, und wird uns nun so bald nicht wieder los lassen.

Randglossen und Anderes.

*** Die Bremer Zeitung, unter der Redaktion des Doktor Andree, nimmt in immer weitern Kreisen die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch. Nach dem so eben ausgegebenen Prospekte brachte sie von Neujahr bis zur Hälfte des März 463 Originalkorrespondenzen, 80 größere Eingangsartikel, sonst leitende Artikel genannt, und 50 größere Feuilletonaufsätze.

*** Schneider in Dessau hat das Fest seiner 25jährigen Wirksamkeit als Kapellmeister gefeiert. In dieser Zeit hat er folgende Arbeiten geliefert: I. Für Gesang: a) 14 Oratorien. b) 1 Te Deum, Messen, 4 Psalmen u. s. w. mit Orchesterbegleitung und gemischtem Chor. c) Für Männerchor ohne Begleitung 1 Gloria, 4 Psalmen, Vater unser. d) Die preußische Liturgie dreimal. e) Für das Theater: ein Festspiel und die Hälfte einer Oper. f) Mehrstimmige Lieder: 52 für vollen Chor, 24 für höhere Stimmen, 286 für Männerstimmen. II. Instrumentalmusik: 1) Für volles Orchester: 5 Sinfonien, 5 Ouvertüren, 6 Polonaisen. 2) Solosachen; 3) Quartette, 1 Sonate für Pianoforte und Cello. Erwägt man nun noch, daß Friedrich Schneider auch eine Harmonielehre, Orgelschule und ein Choralbuch verfaßt hat, worin sowohl der gründliche Theoretiker, als der erfahrene Musiker sich bewährt, so dürften nach Haydn, Mozart und Joh. Seb. Bach wohl wenige Tonkünstler und Komponisten eine größere Thätigkeit entfaltet haben.

*** Von unserer Zerr sind noch immer alle Wiener Blätter des Lobes voll. Ueber die Prinzessin im Robert sagt die Wiener Zeitschrift: Die erste Arie war mit allen möglichen Läufen geziert, wovon uns einige ihrer Originalität wegen, höchst angenehm überraschten, dabei wurden sie mit einer Zartheit gegeben, die gehört, empfunden, aber nicht beschrieben seyn will. Ihr mezza voce, ihr Portamento, ja selbst das ihr mit Unrecht zum Vorwurfe gemachte Tremoliren einzelner Töne, bezeugen nur ihre hohe Meisterschaft in der Kunst des Gesanges, und sind einem mit größter Zartheit ausgeführten Miniaturgemälde zu vergleichen. Ausgezeichnet sang sie einige Staccatopassagen. Vom innigen Verständniß und Vertrautseyn mit ihrer Aufgabe zeigt die Art, mit welcher sie die zweite Cavatine („Robert, Robert, mein Geliebter") sang, da fehlte auch nicht eine Note, welche Meyerbeer schrieb, und nicht eine einzige fremde Note (außer der abgeänderten Finalcadenz) störte die Harmonie, welche diese Piece zu einem Meisterwerke stempelt. Dagegen war jeder Ton, jeder Hauch aus der innersten Tiefe ihres Herzens hervorgeholt, und nur solche wahre, jeder Hypersentimentalität oder gar Affektation fremde Einmischung ist geeignet, selbst dem sonst kalten, fühllosen Zuhörer Mitgefühl zu entlocken, und dieses ist doch der höchste Triumph des darstellenden Künstlers. Dlle. Zerr wurde von dem Publikum sehr ausgezeichnet und Andere mögen die Hervorrufungen gezählt haben. — Folgendes wird über die Zerline im Don Juan gemeldet: Der Gast riß durch die Einfachheit, Natürlichkeit und durch den Liebreiz der Auffassung das äußerst zahlreich versammelte Publikum zu enthusiastischem Beifalle hin. Hat schon der unsterbliche Tondichter durch die Rosen, welche er über die Schlüpfrigkeit der Situationen gestreut, der höchsten Aufgabe der Kunst dadurch Genüge geleistet, daß er die Menschlichkeit und Fleischlichkeit gesühnt und verherrlicht hat, durch die Macht der Töne, so ist doch der ausgezeichneten Künstlerin, welche heute die Zerline zur Anschauung brachte, das Verdienst nicht in Abrede zu stellen, daß sie, dem Geiste des großen Meisters folgend, mit Keuschheit und Pietät der angedeuteten Verklärung des Lebens durch die Kunst ihr volles Recht angedeihen ließ. Daran erkennt man den ächten Künstler, daß er der empirischen Wahrheit nie und nirgends die Schönheit aufopfert, daß er von der Ueberzeugung durchdrungen ist: Veredlung und Verklärung des gebotenen Stoffes sei überall und immer die höchste Aufgabe der Kunst. Dlle. Zerr ist eine achtungswerthe und geweihte Priesterin der Kunst und die enthusiastische Anerkennung, welche ihr auch der richtige und geläuterte Takt des Wiener Publikums zollt, wird ihr kaum irgendwo versagt werden. Sie wurde mehrmals stürmisch gerufen und mußte fast jede Nummer wiederholen.

*** Die Sängerin Kathinka Evers,

welche vor einigen Jahren in Stuttgart ihre Laufbahn begann, und dann Mitglied der Hamburger Oper war, findet jetzt großen Beifall in Florenz, wo sie bis Ende Juni verweilen und von dort nach Livorno gehen wird. Für den nächsten Karneval ist sie für Rom und Venedig bereits gewonnen.

*** Nachdem das neue biblische Oratorium von David, „Moses auf Sinai," nicht angesprochen hat, weil „die Strenge des Gegenstandes, den der Künstler mit deutscher Nüchternheit behandelt hat, mit den in Frankreich herrschenden Ideen wenig sympathisirte," wurde in schneller, fast unmittelbarer Folge, auf derselben Scene, der italienischen Oper, Rossini's Stabat Mater gegeben, dazu drei religiöse Chöre: Glaube, Hoffnung und Liebe von demselben Meister, von der Grisi, der Brambilla, und den andern Sängern dieses Theaters ausgeführt.

*** Als neulich der Dichter Ponsard seine erste Tragödie „Lucrèce" in einigen Scenen tadelte, bemerkte einer der Anwesenden: Il ne dit pas ce qu'il pense, mais on pense ce qu'il dit. — Die zweite Tragödie desselben Dichters, Agnes de Méranie, wird so eben einstudirt. Die Proben werden fleißig gehalten, wenn gleich Madame Dorval, welche die Hauptrolle spielt, noch nicht daran Theil nimmt.

*** Der Stoff der Jeanne d'Arc ist in Frankreich sehr oft schon dramatisirt worden. Die ersten Tragödien von der Pucelle d'Orleans rühren von Mesnadiere und Benserade her und sind aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Mercier übersetzte Schillers Werk; hierauf brachte die Gaité eine Pantomime, die damit schloß, daß der Scheiterhaufen versank und einen Altar erblicken ließ. Als 1805 zu Orleans das Monument der Jungfrau wieder aufgerichtet wurde, gab man ein Trauerspiel in drei Akten von Dumolard. Von Dieulafoi existirt ein Vaudeville Jeanne d'Arc oder die Belagerung von Orleans. 1813 bemächtigte sich desselben Stoffes der Circus. Das Haus der Jeanne d'Arc hieß ein Lustspiel in 1 Akt, welches 1818 im Favarttheater gegeben wurde. 1819 gab das Theatre français d'Avrigny's Tragödie, in welchem die Duchesnois unübertrefflich gewesen seyn soll. 1821 sah man die Jungfrau in der komischen Oper, Text von Theaulon, Musik von Caraffa. 1825 erschien endlich die Tragödie von Soumet, die jetzt eben wiederholt wird, und in welcher damals die Georges, so wie jetzt die Rachel glänzte. Außerdem besitzt die französische Literatur noch drei Stücke von der Jeanne d'Arc, welche gedruckt und niemals aufgeführt wurden. Sie sind von Nancy (1818), Hedouville (1832) und dem Grafen de Puymaigre (1843). Trotz allen diesen Bearbeitungen erwartet dieser Stoff in Frankreich noch einen Corneille.

*** Die Cerrito, deren Triumphe wir so gern verfolgen, weil wir so glücklich waren, sie ihr vorausfagen zu können, als wir sie im Jahre 1838 als junges Mädchen in Mailand tanzen sahen, entzückt in diesem Augenblicke die Berliner. Ein dortiger Kritiker läßt sich so über diese Künstlerin als Gisella vernehmen: Wir glauben, unser Urtheil über Fanny Cerrito nicht besser zusammenfassen zu können, als daß wir sie die personificirte Grazie bezeichnen, wozu noch die ungemeine Natürlichkeit kommt, die selbst den überraschendsten und schwierigsten Leistungen der Tanzkunst einen Reiz verleiht, und den Karakter des Ballets selbst so vollkommen und sprechend wiedergibt. Nichts reizender, als das Spiel mit dem Buket mit ihrem Geliebten im ersten Aufzug, wo die Anmuth sich nicht schöner entfalten kann, als es hier geschieht, nichts rührender, als die Scene, wo Gisella ihren Geliebten von dem verderblichen Tanze mit den Wilis abzuhalten sucht. — Mit der Kunst des Tanzes hält aber auch die der Pantomime gleichen Schritt; man glaubt die Worte zu sehen, welche die Künstlerin ausspricht und wodurch sie ihre Bewegungen bezeichnet, und bedarf keines Programms, um die ganze Handlung zu verstehen. Aber auch der Gatte der Mlle. Cerrito Herr St. Léon, ist ein ausgezeichneter Künstler, der nicht allein in den gewöhnlichen und üblichen Leistungen seiner Kunst excellirt, sondern uns auch viele neue und schwierige Pas sehen ließ, bei denen wir eben so sehr seine Kraft, als seine Gewandtheit bewundern mußten, die bei dem, in vollkommenem Einklange ausgeführten pas de deux mit seiner Gattin besonders hervortraten. — Schon bei ihrem ersten Auftreten mit Beifall empfangen, verdoppelte sich dieser bei jeder einzelnen Leistung, ja, wir möchten sagen, bei jeder Bewegung der Künstlerin, und selbst die anspruchslose, bescheidene Art und Weise des Dankes, mit welchem Mlle. Cerrito die ihr dargebrachten, wiederholten Huldigungen des Publikums empfing, trugen nur dazu bei, diese zu verdoppeln. Der während des Spiels mehre Male erfolgte Hervorruf vereinigte sich am Schlusse des Stückes in einen allgemeinen stürmischen Ruf beider Künstler.

*** Es ist die Zeit der Blumenausstellungen; eine erfreuliche Sitte, die immer mehr in Aufnahme kommt. Paris sah seine Blumenausstellung in der Gallerie des Palastes Luxemburg. Die Kamelien trugen den Sieg davon. Die Sammlung von Kamelien des Abbé Berlèze wurde mit 30,000 Franken bezahlt. Die prachtvolle Blume Preniland, einem Herrn Sougnet gehörig, erregte allgemeine Bewunderung. Der Baron Salomon von Rothschild trug mit seinen Azaleen und Rhododendron den Sieg davon, oder vielmehr seine Gärtner. — In Stuttgart erhielten die schönen Exemplare Rhododendron, Kamelien und Azaleen des Herrn Grafen von Neipperg, des Herrn Buchhändlers Roth (Theilhaber der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) und des Herrn Sigmund Benedikt die ersten Preise.

*** In Venedig sind dreizehn Bilder von Rubens zu verkaufen. Die Besitzerin, eine Wittwe Lar (Palazzo Bollani) sagt, daß man im Jahre 1797 zehntausend Dukaten für die Sammlung geboten habe. Das wäre kein hoher Preis, wenn die Bilder wirkliche Rubens sind.

*** Joseph Haydn sagte, als er Weigl aus der Taufe hob: Möge mein Täufling dereinst ein großer Tonkünstler und Tonsetzer werden.

Das achte Modebild als artistische Beilage.

Ausgegeben am 6 April 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Digitized by Google

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. -- Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 17. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Berlin vor mehr als zwanzig Jahren. III. — Bilder vom kurischen Haffe und aus Litthauen. Von F. Marquard. — Randglossen.

Berlin

vor mehr als zwanzig Jahren.*

III.

Die Verehrung, ja Anbetung Goethe's, theilte Bettina mit Rahel, jedoch auf verschiedene Weise. Sie hing an ihm mit der Phantasie einer Liebenden, wie dann auch ihre Briefe an ihn den antiken Ergießungen der reinsten platonischen Liebe zur Seite gestellt werden können. Sie trug in ihrer Brust ein Ideal, das sie an Goethe verkörperte, oder vielmehr vergeistigte. Rahel dagegen erkannte Goethe aus seinen Werken, in die sie zuweilen noch tiefern Sinn legte, als der Dichter selbst. Davon zeugt die wunderschöne Stelle in Rahels Nachlaß, als sie aus Goethe's: Triumph der Empfindsamkeit, die Worte des Prinzen anführt: Ihr himmlischen Geister, gebt eurem folgsamen Sohn aus den Weiten der Welt, ein neues unbekanntes Glück!

Da sagt Rahel: der Prinz hat alles Glück verloren; er hat nur noch eine Seele, und diese unfähig, sich selbst ein neues Glück zu schaffen, fleht die Gottheit an, ihr solches zu verleihen.

Ob Goethe, der nur eine Thorheit seiner Zeit verspotten wollte, solchen tiefen Sinn in die Worte legte, wäre zu bezweifeln; aber manches tiefe Gemüth, das sein Lebensglück zu Grabe trug, hat Rahels Worte nachempfunden. In Bettina's Briefen findet sich eine Stelle von gleicher Tiefe und Unendlichkeit; die, wo sie von ihrer Großmutter, Frau von Laroche erzählt, daß sie wieder zum Kinde werde: Ich muß ja ein Kind werden, läßt sie die würdige Frau sagen, denn ich gehe in ein neues Daseyn über. — Beide Stellen sind voller Unsterblichkeitsgefühl.

Karl Immermann trat um diese Zeit als Dichter auf, und schickte seine ersten drei Dramen an Heine. Er fand großen Beifall im Kreise der Varnhagen, und wirklich waren: Ronzeval, Edwin, Petrarka, der Adlerflug eines mächtigen, sich plötzlich entwickelnden Genius. Von dem ersten gilt

* 16. Lief. S. 251.

daſſelbe, was über Heine's Almanſor hier geſagt wurde, auch Petrarka ſchließt ſich dieſer reinpoetiſchen Richtung an, Edwin hingegen ergreift ſchon die Zeit; man glaubte den Dichter La Motte Fouqué im Junker Dunſt perſiflirt zu ſehen. Gewiß that der Dichter wohl, ſeinem Genius Schranken zu ſetzen, der würde ſich ſonſt in's Unendliche verſplittert haben, und hätte nicht einen mächtigen und würdigen Einfluß auf ſeine Zeit gewonnen.

Im Petrarka fällt es dem denkenden Leſer auf, daß der Dichter ahnungsvoll ſeine eigene Zukunft malte. Liebe, Entſagung, Freundſchaft eines edlen weiblichen Weſens, bilden einen weſentlichen Theil vom Privatleben dieſes Dichters. Im Salon, einer leider früh untergegangenen Zeitſchrift, herausgegeben von Dingelſtedt, fortgeſetzt von Fr. Oetker, iſt eine dem Leben Immermann's ganz ähnliche Erzählung enthalten. Hat er über verſäumtes häusliches Glück getrauert, ſo konnte er ſich, wie Petrarka, damit tröſten, daß er eben durch dieſe Entbehrung und die innige Freundſchaft der Gräfin zum Dichter geworden iſt. Bei ihm trifft auch die bekannte Wahrheit ein, daß ein bedeutendes Talent durch eine edle Frau erſt ſeine Ausbildung erhält — Petrarka, Taſſo, Voltaire zeugen dafür. Bei der Derbheit, die Immermann eigen war, und die leicht hätte in Rohheit ausarten können, bedurfte er des feinſinnigen, ätheriſchen, hocharistokratiſchen Umganges, den die Gräfin ihm gewährte. Es iſt merkwürdig, daß, als der Dichter um das verſäumte häusliche Glück einzuholen, endlich jene Bande von ſich ſtreifte und in der Ehe mit einem jungen liebenswürdigen Mädchen Vaterfreuden fand, er ſogleich nach der Geburt ſeines Kindes die Welt verlaſſen mußte.

Ein Gegenſatz zu dieſen neuen Richtungen, lebte in Berlin: der Baron de la Motte Fouqué, Königlich Preußiſcher Major außer Dienſt, wie er auf ſeine Viſitenkarten ſetzen ließ, mit ſeiner Gemahlin, der Schriftſtellerin Karoline von Fouqué, geborene von Briest. — Legitimiſt mit Leib und Seele, von altfranzöſiſchem Adel, der Sänger des Freiheitskrieges, hatte er die größeſten Anſprüche auf Bevorzugung; aber man war in neuerer Zeit durchgängig lau gegen ihn geworden, und doch war er ein Dichter, aber ſeine Dichtungen gehörten einer untergehenden Zeit an. Von allen ſeinen Werken möchte ſich wohl Undine am längſten erhalten, weil das tiefſte Geheimniß des Daſeyns darin berührt wird, und was immer beſteht, kann nie veralten.

Fouqué war auch in ſeinen politiſchen Anſichten Poet; ſeine Königsliebe, Adelsehre, Ritterlichkeit, alles das waren Poeſien, die er nicht im Feuer der Wirklichkeit gehärtet hatte, und die darum leicht zerfielen. Er war dabei ein freundlicher, wohlwollender, demüthiger Menſch, ohne eine Spur von Adel- oder Dichterſtolz, chriſtlich fromm, und auch dieſe Frömmigkeit war Poeſie, mehr dem Himmel angehörend als der Erde, ohne Kraft zu Kampf und Sieg. Man bedauerte damals allgemein, daß Fouqué ſtarke Getränke liebe, und dieß Gerücht ſoll durch ſeinen Tod beſtätigt worden ſeyn. Frau Karoline von Fouqué, geborene von Briest, war früher an Herrn von Rochow verheirathet, ſo wie Fouqué auch früher an eine edle, liebenswürdige Frau. Beide Ehen wurden getrennt, weil die Liebenden ſich für einander beſtimmt glaubten und das Band der Kirche leicht getrennt wurde, wenn eine geiſtige Wahlverwandtſchaft die Herzen beſtrickte. In Berlin kamen ehedem dieſe Fälle ſo häufig vor, daß man beſonders in den höheren Ständen, in jeder Geſellſchaft getrennten und wieder verheiratheten Frauen begegnete. In der neuern Zeit gehörten aber Scheidungen nicht mehr zum guten Ton.

Frau von Fouqué hat ſehr viel Romane geſchrieben, die vor zwanzig Jahren häufig geleſen wurden; jetzt vermodern ſie in den Leihbibliotheken, ſo ſehr hat der Geſchmack ſich umgewandelt. Sie ſpielen meiſt in der Welt des Adels, an Höfen, auf Schlöſſern, auch wohl in Klöſtern, ohne jedoch das innerſte Leben der letztern zu berühren. Ihr Hauptthema iſt, wie bei allen Romanen jener Zeit, die Liebe und ihre Verirrungen. Menſchenkenntniß und Gefühl iſt ihnen nicht abzuſprechen, aber die Karakterzeichnung iſt faſt immer unbeſtimmt.

Frau von Fouqué war ſchon über fünfzig Jahre alt, beſaß aber eine unverwüſtliche Geſundheit und folgte im bunteſten Putz, künſtliche Roſen auf den Wangen, überall dem Hofe. Die Theilnahme der Prinzen und Prinzeſſinnen wußte ſie ſich dadurch zu

erwerben, daß ſie eine lebendige Chronik von Allem war, was in Berlin und in der ganzen preußiſchen Monarchie in der ſogenannten guten Geſellſchaft vorfiel, wovon natürlich Manches an das Niedrigkomiſche und Scandalöſe ſtreifte. Sie benahm ſich mit vielem Stolz und gehörte zu den Inacceſſibles und Superlatives, während ihr Gemahl mit allen Ständen verkehrte.

Frau von Helwig, geborene von Imhof, war auch eine Dichterin der untergehenden Zeit und mit Bettina innig befreundet, obgleich ihre Anſichten von denen dieſer ausgezeichneten Frau ganz verſchieden waren. Fräulein Imhof hatte früher am Hofe zu Weimar gelebt und im täglichen Umgange mit Goethe und Schiller. Der General Helwig, eben von einer Reiſe nach Griechenland zurückgekommen, ſah ſie in Weimar und wünſchte ſie zur Gattin. Sie war eine edle, ſittliche und geiſtreiche Frau, aber es ſchien, daß ihre früheren Schöpfungen: die Schweſtern von Lesbos u. a. m., durch den Umgang mit dem Genius mehr, wie durch ſein Weſen in ihr, erzeugt wurden; ſie ſind größtentheils farblos. Eine Novelle, die ſie in ſpäterer Zeit ſchrieb, und die in der Regierung der Katharina von Medicis ſpielt, bewegte ſich in dem engen Kreiſe des Hofes und der Liebe; ihre Ueberſetzung der Frithiofsſage iſt ſchön, obgleich nicht immer ſprachrichtig, aber der Duft des Nordens hat ſie durchdrungen, die Verfaſſerin lebte lange in Schweden. Zu bedauern iſt, daß ihre Briefe über dieß Land, an denen ſie in Berlin ſchrieb, nicht im Druck erſchienen ſind. Ihre Mußeſtunden wandte ſie damals mehr der Malerei, als der Poeſie zu, und ihre Zimmer waren mit gelungenen Kopien großer Meiſter geſchmückt. Mit weiblichen Handarbeiten beſchäftigte ſie ſich ſo wenig wie eine der genannten Dichterinnen; ich habe dieſe Zeitausfüllung immer ungern an einer Dame vermißt; ſie iſt ein Band, das ſie in den Gränzen ihrer weiblichen Beſtimmung erhält, in der Sorge für Zierlichkeit und Sauberkeit, mag der Geiſt auch noch ſo weit über den engen Kreis des Hauſes hinfliegen, was er ja am beſten kann, wenn die Hände mechaniſch beſchäftigt ſind.

Frau von Helwig iſt nicht alt geworden; man ſagt, ihr Leben war nicht beglückt. Berlin ſagte ihr weniger zu, wie ihrer Freundin Bettina; ſie mußte jedes Jahr, wenn es ihre Glücksumſtände nur irgend erlauben wollten, eine Reiſe machen. Gewöhnlich ging ſie nach Dresden, und malte dort in der Gallerie; durch die Gebirge kam ſie dann in langen Umwegen im Herbſt nach Berlin zurück, wo ſie ein ſehr theures elegantes Quartier bewohnte, aber übrigens mit ihrem Gemahl von dem Hofe zurückgezogen und einfach lebte.

Frau Helmine von Chezy, geb. v. Klenke, kam um dieſe Zeit nach Berlin, weil ſie die Sache des Kaufmanns Fonk, für die ſie ſich lebhaft intereſſirte, dort in den Journalen führen wollte. Als die Enkelin der preußiſchen Dichterin Karſchin und Führerin einer, wie man glaubte, gerechten Sache, hatte ſie dort Theilnahme zu finden gehofft, doch ward ihr ſolche nur beſchränkt zu Theil. Man tadelte die Trennung von ihrem Gatten, der als Profeſſor der indiſchen Sprachen in Paris eines bedeutenden Anſehens genoß, aber man bedachte nicht, daß auch er an dieſer Schuld Theil hatte, und es von wenigem Gemüth zeigte, daß er ſeine geiſtreiche Gattin und ſeine beiden hoffnungsvollen Söhne mit einer kleinen Penſion aus Frankreich verbannte. Später hat die franzöſiſche Regierung ſeinen Fehler verbeſſert, indem ſie ſeiner Wittwe eine anſehnliche Penſion zahlte. Die Nationalverſchiedenheit beider Gatten mochte großen Antheil an ihrer Trennung haben. Der Franzoſe legt großen Werth auf äußere Formen, und ſein größtes Lob einer Frau heißt: elle se met bien! Frau von Chezy aber übte eine großartige Verachtung aller äußern Formen aus. Sie mochte damals ungefähr vierzig Jahre alt ſeyn, war aber noch ſehr friſch und kräftig. Ihr geiſtreiches Geſicht zeigte zwar, daß ſie Wind und Wetter und geiſtigen Stürmen getrotzt habe, aber auch zugleich von ihrem Muth und ihrer Kraft. Ihre Unterhaltung erſchien höchſt belebt und geiſtreich; ſie war überall geweſen und kannte alle Menſchen von Ruf. Sie reiſte und wohnte immer mit ihren beiden Söhnen, nicht wie Georges Sand und Andere mit einem männlichen Genius. Die Berliner Aerzte wollten ihr nicht wohl, weil ſie in den Freiheitskriegen, wo der König ihrer Pflege die Hoſpitäler geöffnet hatte, unge-

gründete Beſchuldigungen gegen ihre Verpfleger ausgeſprochen haben ſoll; aber der Grund davon konnte auch nur eine zu weit gehende Fürſorge ſeyn. — Sie blieb nicht lange in Berlin und gehörte überhaupt zu den reiſenden Frauen. Ihre Gedichte, vorzüglich die Liebeslieder, wurden geſchätzt und auch in der Eurpanthe, einer Oper, die Weber komponirte und Helmine dichtete, kommt ein unübertrefflicher Ausdruck der Liebe vor:

Nimm hin die Seele mein,
Sauge mein Leben ein.
Laß mich ganz Du nur ſeyn,
Ganz bin ich Dein!

Ihre proſaiſchen Erzählungen wurden zu ſentimental für den Geſchmack des Zeitalters. In einem damals herausgekommenen Taſchenbuch waren vier Schriftſtellerinnen vereinigt, von denen zwei ſchon aus dem Leben geſchieden ſind. Der Kritiker bezeichnete ſie folgendergeſtalt: Helmine v. Chezy, heroiſch ſentimental; Eliſe v. Hohenhauſen, idealiſch ſtarr — ſie hatte eine Novelle aus der Römerzeit geliefert; Eliſe Erhardt, häuslich ſentimental; Johanna Schopenhauer, weltlich klug und fein.

Noch eine Dichterin und ſehr unglückliche Frau verdient hier Erwähnung, die ſich damals in Berlin aufhielt. Henriette von Montenglaut, geb. von Kronſtain, deren vor Kurzem in der Europa, unter den Mittheilungen eines berühmten Schauſpielers, öfter erwähnt wurde. Sie kann als Warnungsſpiegel für alle Frauen dienen, die Häuslichkeit und bürgerliches Leben der Schöngeiſterei zum Opfer bringen möchten. Von vornehmer Geburt, ſchön und geiſtreich und nicht ohne Vermögen, verließ ſie ein geachtetes bürgerliches Leben, Gatten und Kinder, um auf das Theater zu gehen, und da erging es ihr, wie Goethe's Wilhelm Meiſter; man fand, daß ſie kein Talent dazu beſaß, aber zur Häuslichkeit fühlte ſie keinen Beruf, führte darum lange auf den Brettern ein elendes Daſeyn, und verſuchte es noch einigemal mit der Ehe. Ihre Unruhe und Raſtloſigkeit nahm immer zu, dabei eine Sehnſucht nach Liebe, deren Befriedigung ſie überall vergebens ſuchte. Auf ſie waren die berühmten Worte der Frau von Stael anwendbar: „mit Liebe beginnt die Geſchichte unſeres Daſeyns, mit Liebe endet ſie.“ Dieſe Liebe war indeſſen nichts weniger als gemein ſinnlich; in ihrer Seele war wirklich ein Drang, eine Sehnſucht nach Schutz, Hochhaltung, Innigkeit und Treue, die leider zu den Idealen gehören, und die auch bei Frau von Montenglaut nie verwirklicht wurden.

Nach einem gehetzten Leben hatte ſie das Theater verlaſſen und war in Berlin Guvernante geworden. Sie ſprach ſehr gut franzöſiſch, und man war damals von der Thorheit geheilt, die jetzt hier und da, beſonders in kleinen Reſidenzen, wieder auftaucht, daß man ſeinen Kindern eine franzöſiſche Guvernante hält, damit ſie eine gute franzöſiſche Ausſprache erhalten, das erſte Erforderniß ſeiner Bildung und Sitte. Man hatte in Berlin zu viel von den Franzoſen gelitten, als daß man länger ihre Affen ſeyn wollte, und man bemühte ſich ernſtlich um deutſche Bildung. Auch bei Hofe wurde nicht mehr Franzöſiſch geſprochen.

Frau von Montenglaut war alſo Erzieherin und Lehrerin der franzöſiſchen Sprache. Man war zufrieden mit ihr und ſie wurde gut behandelt, aber ihr immer reger altadeliger Stolz wußte bald von tauſend Kränkungen, die gewiß nur in der Einbildung exiſtirten. Das regelmäßige Leben, die ſtrenge Ordnung der Zeit, die Entfernung von ſchöngeiſtiger Beſchäftigung, wurde ihr unerträglich; ſie gab ihre feſte Stellung auf und gerieth in tiefes Elend. In ein Dachſtübchen zurückgezogen, arbeitete ſie viel für Buchhändler, überſetzte auch mehre Romane Walter Scotts, bis ſie gefährlich erkrankte und nun Alles was ſie beſaß, auch ihren Shawl hingeben mußte, um ihr Leben zu friſten. Madame Sander, die ehemals ſchöne, geiſtreiche Frau eines Buchhändlers, die Jean Paul, Auguſt Lafontaine und andere Zeitgenoſſen in ihren Briefen erwähnen, nahm ſich der Unglücklichen, deren Landsmännin und Jugendfreundin ſie war, ſehr an. Eine verheirathete Tochter aus der erſten Ehe der Frau von Montenglaut, die in angeſehenen Verhältniſſen lebte, war immer ſehr bereit, ihre Mutter zu unterſtützen, aber dieſe wandte ſich, von Stolz und Schaam beſtimmt, ſelten an ſie. Abwechſelnd in Noth und Elend, oder in Abhängigkeit lebend, ſtarb Henriette von Montenglaut — nachdem ihr

das Glück noch einmal gelächelt hatte, als sie Henriette Sonntag, jetzt Gräfin Rossi, nach Paris begleitete — am Fuße der Karpathen als Erzieherin, über sechszig Jahre alt.

Ein dürftiges Leben war in Berlin doppelt drückend wegen der Theuerung der Lebensmittel und besonders der Quartiere. Die Gewerbtreibenden mußten viel darunter leiden, denn in ihrem Stadttheil waren sie am theuersten. Ein Buchhändler, der einen schönen Laden nach der Straße hin hatte, mußte in einer Stube, Kammer und Küche mit seiner Mutter, Frau und Kinder wohnen, und dafür 700 Thaler Gold zahlen. Die Vorkehrungen die man traf, um sich auf solche enge Räume beschränken zu können, machen dem Erfindungsgeist der Berliner Ehre, aber vermehren nicht den Comfort, der damals überhaupt wenig zu finden war. Die Höhe der Stube fand man gar oft in zwei Theile getheilt, und eine Leiter führte hinauf zu den Betten. Kleiderschränke enthielten Betten, die Abends herabgelassen wurden; die Divans in den Wohnzimmern waren zugleich Schlafstellen und Kleiderkasten. Oft wurden die Betten wie auf den Schiffen über einander angebracht und in der Küche befand sich gewöhnlich ein bei der dortigen Einrichtung unentbehrliches Möbel, und sie diente zugleich zur Wohn- und Schlafstube des Dienstmädchens. Der weiße Reibesand, der in andern Städten Treppen und Fußböden eine so hellleuchtende Reinlichkeit verleiht, wird auch in Berlin vermißt. Die vornehme Welt weiß das durch Teppiche zu ersetzen, und herrliche Blumen aus den Treibhäusern der Gärtner schmücken ihre Zimmer und verbreiten süßen Duft für eine geringe monatliche Miethe; aber die ärmere Klasse, die sogenannten kleinen Leute, müssen schmerzlich unter der Theuerung der Wohnungen leiden. Ein Kutscher, der mit seiner Frau in einem Hinterhause eine elende Stube und Küche bewohnte, mußte die erstere Abends mit einer Streu bedecken, um sie zur Schlafstelle für arme wandernde Gesellen zu machen, die einige Groschen dafür zahlten; er selbst mußte mit Frau und Kindern in der kalten Küche schlafen. Auf der Friedrichsstadt, wo die vornehme Welt wohnte, kostete ein mittelmäßig elegantes Quartier im ersten Stock 1000 Thaler, unter den Linden wohl das Doppelte; nur gegen das hallische Thor und die Lindenstraße hin war billiger wohnen. Solcher Theuerung erlag damals ein junger jüdischer Gelehrter, Namens Markus, den man in seiner Dachstube verhungert fand. Er hatte die Miethe nicht aufbringen können.

Eine große Verbesserung hatte Berlin durch die Erfindung eines Franzosen erhalten, die aber wahrscheinlich nicht vollständig ausgeführt wurde. Er war Herr de Fauche Borel, Freund des Geheimenraths Schöll, der früher Buchhändler in Straßburg, durch seine Anhänglichkeit an die Bourbons berühmt wurde, und jetzt zu den nähern Umgebungen des Staatskanzlers gehörte. Legitimist mit Leib und Seele hatte Fauche Borel sich dennoch am Hofe Ludwigs des achtzehnten nicht erhalten können, trat als Legationsrath unter Hardenbergs Vermittelung in preußische Dienste, und wollte eben zu seiner Bestimmung nach Neufchatel abgehen. Er erzählte, daß er sein ganzes Leben wie sein ganzes Vermögen dem Könige gewidmet, und auch seine Gunst besessen habe, als unglücklicher Weise Ludwig der achtzehnte, einst umringt von seinem Hofe, in den Wagen steigen wollte und eine seiner Stiefeletten aufgegangen sei. Der König litt bekanntlich am Podagra und mußte darum ganz besondere Fußbekleidung tragen. Er, Fauche Borel, sei hinzugesprungen und habe den Riemen befestigt. Diese Handlung nun hätte einen so außerordentlichen Neid unter dem Adel erregt, der darin nur ein Streben nach der Gunst des Königs sah, daß Ludwig zu ihm gesagt habe: Cher ami, nun darf ich Sie nicht anstellen. — Karakteristisch ist diese Anekdote — die Franzosen, auch der höhere Adel, wollte kein knechtisches Gebahren um seinen König, aber Fauche Borel hatte darin nur ein Zeichen seines dévouement sans bornes gesehen. Solche Märtyrer, die romantisch leidenschaftlich die Königswürde anbeten, und an den Orient und die Verehrer des Dalailama erinnern, sterben wohl nimmer mehr aus. O Henri, o mon roi! könnten indessen die Vendeer noch jetzt sagen. Fauche Borel tödtete sich bald nachher durch einen Sturz aus dem Fenster, vermuthlich aus Gram über die Entfernung von seinem Könige.

Derselbe nun hatte den Berlinern eine Erfindung mitgebracht, die unschätzbar wäre,

wollte man sie nur in ihrem ganzen Umfange anwenden. Damals nahmen bloß die Kasernen die trockenen, geruchlosen Latrinen auf. Dasjenige, was alle großen Städte verpestet, außer London, wo durch die Nähe der Themse und großartige Wassermaschinen Alles weggespült wird, — verwandelt sich durch Fauche Borels Erfindung in trockenes geruchloses Pulver, poudrette genannt, und kann als solches leicht als trefflicher Dünger in die Sandflächen der Mark Brandenburg versandt werden, statt daß es jetzt in flüssiger Gestalt die kleine, wasserarme Spree und manche Kanäle erfüllt. Friedrich Rückert hatte wohl ein Recht zu singen:

Weiß wie ein Schnee kommt sie herein,
Und fließt heraus, schwarz wie ein Schwein.

In manchen Gegenden Berlins ist die Spree zum völligen Kloak geworden, und doch müssen Bierbrauer und Wäscherinnen daraus ihren Bedarf schöpfen.

Wenn man an einem schönen Sommerabend unter den Linden spazieren geht, und ihren süßen Duft einathmet, wozu unzählige Nachtigallen schlagen, obgleich sie in Käfigen sitzen, so glaubt man in einem Paradiese zu wandeln; aber schon einige Schritte in die Nebenstraßen führen in den tiefsten Tartarus. Ein wahrer Pestgeruch weht uns entgegen, denn in Berlin besitzt kein Haus die Einrichtung, welche man Comodité nennt. Diese Scheuslichkeit ist hinreichend, um jede Eleganz der Reinlichkeit aus Berlin zu verbannen. Wie lange wird es noch dauern, ehe solche entsetzliche Dinge vernünftigen und menschlichen Einrichtungen Platz gemacht haben? Man sollte keine Paläste erbauen, ehe die geruchlosen Latrinen überall eingeführt wären, und diese Vorkehrung ist so einfach.

Eine lebendige Rüge aller Mißbräuche hatte damals Berlin an Hans von Held, der Verfasser des preußisch berühmt gewordenen schwarzen Buches und schwarzen Registers, welches 1800 erschien, vorzüglich gegen die damaligen Minister Hayn und Goldbeck gerichtet war, und auch den Titel führte: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate.“ Solche öffentliche Anklagen hochgestellter Männer waren damals etwas Unerhörtes; Held mußte sie mit Gefängniß, Verlust seines Dienstes und langjährigem Elend büßen; dennoch behauptet er, nichts Anderes damit gewollt zu haben, als dem Könige die Unzuverlässigkeit der Bürokratie, in Hinsicht des Wesens der Staatsverwaltung, zu beweisen. Held war rein monarchisch gesinnt; die konstitutionellen Richtungen, die in dieser Zeit auftauchten und um derentwillen Gefangene in Köpenik saßen, waren ihm völlig fremd und blieben seinem starren Felsensinne unzugänglich. Auch er vermochte es nicht, sich über seine Zeit zu erheben, und so sehr er ihre Laster und Thorheiten auch züchtigte, so konnte er sie doch wieder mit Gleichmuth, als etwas Nothwendiges, ertragen. Hierin sprach sich seine Aehnlichkeit mit Jean Jaques Rousseau aus, die Varnhagen öfter hervorhebt. Darum konnte er auch eine Outcast, wie die berüchtigte Gräfin von Lichtenau, oder Madame Ritz, die Mätresse des verstorbenen Königs, zur Pathin seiner neugeborenen Tochter wählen. Auch Rousseau huldigte ja der Frau von Pompadour und war überglücklich, als sie seine Opern anhörte. Held hatte sich überhaupt eigene Ideen über Keuschheit und Sittlichkeit gebildet, die wohl denen, die in Frankreich unter dem Regenten herrschten, und Früchte der Grundsätze der Encyklopädisten waren, ziemlich gleich kamen. So tadelte Held nichts mehr an der Gräfin Lichtenau, als daß sie während der Abwesenheit oder Untreue des Königs, Mutter von ihrem angetrauten Manne, dem Kämmerer Ritz, wurde, und erklärte das für den schwarzen Fleck in ihrem Leben.

Mit heftigem Eifer rügte Held immerfort den Luxus und die Unsittlichkeit der Beamtenwelt, die er bis in ihre kleinsten Details kannte. Besonders waren die reichen Zimmerteppiche ein steter Aerger für ihn, als Förderungsmittel von Staub, Schmutz und Ungeziefer. In seinem Hause durfte kein Luxus vorkommen, der Mühe und Qual des Lebens erhöhte, statt es komfortabel zu gestalten, und er kämpfte deßhalb oft mit seiner Gattin, die, eine edle liebenswürdige Frau und fleißige Hausmutter, manche kleine Eleganz wünschte, die er nicht gestatten wollte; dafür billigte er die Reinlichkeit, die im hohen Grade in seinem Hauswesen und unter seinen Kindern herrschte, und wußte nach seiner ersten unglücklichen Ehe, die Vorzüge seiner zweiten Gattin um so mehr zu schätzen. — Er lebte damals sorgenfrei als Salzfaktor

in Berlin, aber er hatte nicht den vollen Gehalt ſeines Vorgängers erhalten, weil dieſer ein natürlicher Sohn des Miniſters Schulenburg geweſen war. So ging es alſo auch in Preußen ſonſt her, daß die Kinder der Sünde, wenn die Macht auf der Seite der Väter war, auf Koſten redlicher, fleißiger Menſchen begünſtigt wurden. Dieß war auch eine Folge der Regierung des dicken Königs, und ſollte die Gegenwart zu der Erkenntniß bringen, welchen hohen Werth das ſittliche Leben der Könige für die Völker hat.

Held hätte leicht eine höhere Stellung erlangen können, aber er beſaß nicht den Ehrgeiz des Beamten und mochte lieber kontemplativ als regierend leben. Sehr richtig karakteriſirt ihn Varnhagen dadurch, daß er den gänzlichen Mangel an Geſchmack und äſthetiſchem Hochſinn an ihm hervorhebt. Es erſcheint das um ſo unbegreiflicher, als er wirklich ein Dichter von Talent war, der an Rammler, Gleim und deren Zeitgenoſſen erinnerte. Heine's Gedichte regten ihn zur ſtrengſten Kritik auf; beſonders ſpottete er über eins derſelben, worin die Strophen vorkommen:

Es ſagen die Roſen und Lilien
Sich duftende Mährchen in's Ohr.

Ueber den Unſinn! rief er aus, Roſen und Lilien können nicht ſprechen und haben auch keine Ohren! — Er dichtete nun eine Parodie darauf, worin zwei Knittel mit einander ſprechen.

Held war ſittlich und ein treuer Ehegatte, obgleich die Verläumdung auch ihn nicht verſchonte und er ausgezeichneten Frauen gern huldigte. Eine junge, geiſtreiche und wohlgebildete Frau war damals ein Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit und er begleitete ſie oft zu den Zelten im Thiergarten. Man konnte von da nach der Stadt zurück auf einem dunkeln einſamen Weg durch den Tannenwald, und auf der großen mit Wagen und Reitern angefüllten Straße gelangen. Held ſchlug jener Dame, deren Mann vorausgegangen war, den einſamen Weg vor, aber ſie wählte die große Straße, als Held in äußerſter Aufregung zu ihr ſagte: Denken Sie nichts Böſes von mir, ich bin nicht wie die Andern. Bei Gott und Ehre, ich verlange nichts von Ihnen, als Ihre Freundſchaft, Ihre Achtung und die Erlaubniß, Sie verehren zu dürfen. — Die junge, harmloſe Frau war ganz erſtaunt, denn ſie hatte den Waldweg aus keinem andern Grunde ausgeſchlagen, als weil die Luft ihr dort zu feucht und beſchränkt vorkam. Erläuterungen fanden ſtatt, und als Held die Unbefangenheit ſeiner Begleiterin erkannte, warnte er ſie, mit keinem Berliner Herrn, er möge ſo geiſtreich und gelehrt ſeyn wie er wolle, einen einſamen Pfad zu wandeln, oder in einem verſchloſſenen Wagen zu fahren. Sie ſind aus der Provinz, fügte er hinzu, als Berlinerin würden Sie ſchon wiſſen, daß Sie ſich auf dieſe Weiſe der empörendſten Gewaltthätigkeit ausſetzen, ſogar Kinder von vierzehn bis fünfzehn Jahren haben das erfahren. — Dieſer Zug mag das ſittliche Leben der höhern Welt in Berlin karakteriſiren. Die Liebe hatte ihre Seele verloren, ihr Unſterblichkeitsgefühl, und darum verwandelte ſie ihre Diener wie Circe die Gefährten des Ulyſſes, in Schweine, oder wie in Wielands Idris, die Fee in dem Zauberpalaſt, in Centauren. Guter Fouqué! da konnteſt Du lange von Frauen- und Minnedienſt ſingen, es verſtand Dich Niemand mehr.

Held endete im vier und achtzigſten Jahre ſein Leben durch einen Piſtolenſchuß in's Herz, weil ein durch Diebſtahl entſtandener Kaſſendefekt, den er erſetzen ſollte, ſein Alter noch einmal in Mangel und Sorge zu ſtürzen drohte. Es war ein Zögling der Alten, ein Römer; ſeine ſtarke Stirn und gebogene Naſe deuteten auf die Geſinnungen eines Caſſius und Cato, aber die geoffenbarte Religion achtete er wenig und hatte das Chriſtenthum nicht erkannt; darum fehlte ihm Verſöhnung, Glaube, Hoffnung und Demuth, ja, auch Lebensklugheit, denn da der Chriſt weiß, daß jeder Menſch ein Sünder iſt, ſo wird er auch in ſeinem Vertrauen und ſeiner Hingebung vorſichtig ſeyn. Held iſt das nie geweſen, und daraus entſtand zum Theil ſein Unglück. Den hohen, kontemplativen Sinn, der in ihm lebte, hatte er noch zuletzt in folgenden Strophen ausgeſprochen:

Seht das kleine Menſchenkind
An dem Ocean der Zeiten,
Schöpft mit ſeiner kleinen Hand
Tropfen aus den Ewigkeiten.

Seht das kleine Menschenkind
Sammelt flüsternde Gerüchte,
Trägt sie in ein kleines Buch,
Schreibt darüber: Weltgeschichte!

Es gab damals in Berlin Dichter von allen Arten. Jeden Sonntag wandelte unter den Linden eine lange dünne Gestalt mit veraltetem Gesicht und ergrautem Haare, in schwarzer, sehr abgetragener und staubiger Kleidung. Es war Julius von Voß, ehemals Offizier, jetzt ein beliebter Schauspieldichter, der im Magister Lämmermeier seines trefflichen Schauspiels: Künstlers Erdenwallen, sich selbst gezeichnet, und in dem Roman Ini, oder das neunzehnte Jahrhundert, viel Phantasie offenbart und manchen prophetischen Blick in unsere Zeit gesandt hat. Er lebte im Voigtlande — der ärmsten und schmutzigsten Vorstadt Berlins, in der merkwürdiger Weise auch von einem Weinberg, der nicht existirt, die Rede ist — war von der guten Gesellschaft gänzlich geschieden, voller Schulden und Elend, und suchte Beides in der Flasche zu vergessen. Auch diese Erscheinung gehört nicht mehr in unsere Gegenwart. Ein armer Dichter in Lumpen, betrunken in Schnaps, von der guten Gesellschaft geschieden, und dabei großes Talent besitzend, kommt nicht mehr vor; Balzac und Eugen Sue sind freilich in ihrem Reichthum Ausnahmen, aber auch in Deutschland erscheinen die Dichter jetzt äußerst anständig, und neuerdings liefert Franz Dingelstedt ein Gegenstück zu Balzac und Sue, in seinen lichtdurchströmten, kronprinzbegabten Sälen.

Eine ehrfurchtgebietende Erscheinung war damals der edle Chamisso, in seiner hohen, schlanken Gestalt, die ergrauten Locken um das schöne, regelmäßige, aber schon faltenreiche Antlitz wie ein deutscher Student tragend. Er ruhte als russischer Pensionär von seinen Reisen um die Welt in Berlin aus, wo er nach mancher Dichterinnenliebe sich mit einer jungen liebenswürdigen Frau verheirathete und Vater geworden war. — Seine Gedichte athmen, wie sein ganzes Wesen, tiefernste Melancholie, was bei ihm, dem geborenen Franzosen, doppelt auffallend ist. Peter Schlemihl, der Mann ohne Schatten, hat den Dichter berühmt gemacht; es liegt ein tiefer Sinn in dem Mährchen, aber Chamisso hat wohl selbst nicht gewußt, welchen Sinn er hineinlegen wollte, wie denn das Genie öfter unbewußt schafft.

Es lebten damals auch mehre Dichter in Berlin, die hohe Staatsämter bekleideten. Der Geheime Regierungsrath Streckfuß hat die ältern italienischen Dichter trefflich übersetzt, und auch eigene gelungene Poesien geliefert. Der Geheime Staatsrath v. Stägemann, damals Direktor im Büro des Staatskanzlers, gehörte zu Preußens vorzüglichsten Dichtern. In seinem Hause versammelten sich oft kleine Gesellschaften von Schöngeistern und Diplomaten. Seine Gemahlin Elisabeth, die er früher in petrarkaschen Sonetten gefeiert hatte, die er nach ihrem Tode herausgab, hatte von ihrer frühern berühmten Schönheit nichts als die majestätische Gestalt behalten, aber es war eine feinfühlende gebildete Frau, auch als Freundin des berühmten Genz bekannt, dessen Briefwechsel mit ihr auch im Druck erschienen ist. Sie bildete ein Trio talentvoller Malerinnen mit Frau von Helwig und der Gemahlin des Ministers v. Schuckmann.

Stägemann war ein heiterer Lebemann, der den Ausdruck des Genies in seinem Gesicht trug; seine Gestalt war nur unansehnlich und seine Füße standen einwärts. Er hat ein hohes Alter im Staatsdienst erreicht, in dem er sich auch nach dem Tode seines Gönners, des Kanzlers, behauptete.

Eine andere schöngeistige Gesellschaft bildete der General Graf Gneisenau, der ein wissenschaftlich gebildeter Mann mit liberalen Ansichten war. Als Gouvernör von Berlin besaß er eine glänzende Einrichtung, und seine reizenden Töchter bildeten den schönsten Schmuck seiner Feste. Hier erschien auch der liebenswürdige russische Dichter Schukowsky im Gefolge der Großfürstin Nikolaus, der deutschen, englischen und französischen Literatur vollkommen kundig, ein großer Verehrer Byrons, ist er zugleich einer der besten Originaldichter Rußlands; sein Auftreten war immer edel und bescheiden, mit einem Hauch von Sentimentalität. Hier erschien auch Fürst Pückler-Muskau, ein schöner Mann, damals in mittlern Jahren, aber noch nicht Verstorbener und Weltgänger, mit ächt aristokratischem, ja majestätischem Anstande, gütig, herablassend, geistreich und galant. Er erinnerte an den Fürsten von

Ligne, den Repräsentanten altfranzösischer Sitte und Galanterie; die Energie, mit der er später die Welt durchwanderte, hätte man ihm damals nicht zugetraut. Zu edel sich darstellend, um Roué zu seyn, erschien doch eine gewisse Lebensmüdigkeit, ja Schlaffheit in seinen schönen Zügen, so daß man ihn gewiß Blasé genannt hätte, wäre das Wort damals Mode gewesen. In seinen Ansichten über die Ehe gehörte er noch dem achtzehnten Jahrhundert an. Er vermählte sich mit der geschiedenen Gräfin Papenheim, der Tochter des Staatskanzlers, und diese Ehe wurde wieder getrennt, blieb aber Freundschaft. Zu Gneisenau kam auch der Freiherr von Steigentesch aus Wien, ein vollendeter Lebemann, der in der äußern Erscheinung an den alten Klingsberg von Kotzebue, oder auch an Genz erinnerte. Seine Gedichte und Lustspiele, die alle ohne Seele sind, hatte man längst vergessen. General Gneisenau war der freundlichste Wirth, und der heitere, geistreiche Konversationsabend wurde gewöhnlich mit einem fürstlichen Souper beschlossen, das dem Schriftsteller Clauren herrlichen Stoff zu einer seiner Eß-Novellen geliefert haben würde.

Franz Horn, der edle, gutmüthige, verständige Dichter lebte auch damals in Berlin, und gab Vorlesungen über deutsche Literatur und Poesie, ein Louisd'or der Kursus, die fleißig besucht wurden. Mancher Löwe holte sich hier den Stoff, um in seiner Abendgesellschaft zu glänzen. Franz Horn hat manches Schöne und Gute gesagt, besonders in seinen Erläuterungen Shakspeares, das mehr Eindruck gemacht haben würde, wenn es ihm nicht an Kraft des Ausdrucks gefehlt hätte, was wahrscheinlich durch sein Physisches bedingt wurde; er befand sich in einem beständigen Kampfe mit seinen Nerven und der Gicht, der bis zu seinem Tode fortdauerte.

Eine nachher sehr bedeutend gewordene Schriftstellerin lebte damals in stiller Zurückgezogenheit in Berlin: die Majorin Paalzow, nicht von Paalzow, wie so viele Blätter berichten, geb. Wach. Sie ist die Schwester des kürzlich verstorbenen allgemein geachteten Malers und Professors Wach, damals mit dem Major Paalzow verheirathet. Diese Ehe wurde getrennt, ohne daß man eigentlich wußte, warum? Das junge Ehepaar lebte früher in Preußisch-Minden, wurde dort in der Gesellschaft gefeiert und schien, nach seinem äußern Benehmen zu urtheilen, sehr glücklich. Die Majorin war eine völlig berliniſchästhetisch gebildete Dame, besaß eine reizende Gesangstimme und ein künstlerisches Urtheil über Malerei. Die Schriftstellerin ahnte damals Niemand in ihr, aber man achtete ihr lobenswerthes Bestreben, eine gute und fleißige Hausfrau zu werden, was sie überall zeigte. Eine große geistige Verschiedenheit zwischen ihr und ihrem Gemahl machte sich bald bemerklich, und ein Vereinigungspunkt, die Kinder, fehlten. Bei ihrem spätern Aufenthalte in Köln und Münster soll diese Verschiedenheit noch mehr hervorgetreten seyn, eine Trennung und kurze Wiedervereinigung erfolgte, um sich in ewige Trennung aufzulösen.

Die strenge Sittlichkeit und das moralisch-religiöse Pflichtgefühl der Majorin läßt ahnen, daß auf ihrer Seite keine Schuld, auch nicht die der Unduldsamkeit war. Ihr Gemahl mag zwar oft geseufzt haben, wie ich neulich in einer Novelle im hessischen Frauenalbum las: „Ach, ich habe Oberon's Titania gefreit, und in dem Feenschloß wird mir ganz unheimlich zu Muthe,“ — aber es war doch seine Schuld, daß er nicht prüfte, was seine Natur vertragen konnte. Trennung einer durchaus unpassenden Ehe hat selbst Jesus Christus erlaubt, aber keine Wiederverheirathung. Frau Paalzow ist diesem Ausspruch nachgekommen — obgleich ihr ernstschönes Aeußere und ihre Talente sie zu einer seltenen begehrungswerthen Erscheinung machten. Die von ihr überall verbreiteten Bilder sind ihr sehr ähnlich; sie hat schwarzes Haar, ernste, strenge Züge, hochgewölbte Augenbrauen, geistvolle Augen und eine edle, hohe Gestalt. Als Schriftstellerin besitzt sie eine seltene Objektivität. Nirgends in ihren Romanen ist ihre Individualität gezeichnet, und sie kann darum, und auch in anderer Hinsicht, mit Walter Scott verglichen werden. So wand das Schicksal, das ihr so manchen Kranz versagte, manchen zerpflückte, in ihren ältern Jahren noch eine liebliche Lorberkrone um ihr Haupt; ihre schwache Gesundheit hindert sie nicht an immer fortschreitenden Arbeiten.

Dem weiblichen Genius wird nicht sanft gebettet auf Erden, am wenigsten von deut-

schen Ehemännern, aber sie sollten ihn achten als einen Zeugen von Gottes Schöpferkraft, als seine Gabe, die er verliehen hat, wie Schönheit oder Häßlichkeit, Gemüth oder Verstand — warum denn ihn hassen und mit Füßen treten? Er ist ja gewöhnlich so gut und mild — aber warum auch verheirathet er sich immer, da Nichtheirathen doch besser ist? Wilhelmine Halberstadt in Kassel, die geniale Gründerin mehrer großartigen Anstalten zum Besten armer Jungfrauen, sprach immer mit tiefer Trauer von ihrem Geliebten, dem Königlich Preußischen Steuerrath Buchstädt, der, kurz vor ihrer Verheirathung mit ihm, durch einen plötzlichen Tod ihr entrissen wurde. Jetzt erfahren wir durch das Buch: Erlebtes, von Dorow, daß jener Buchstädt ein Unwürdiger war, der, um den Folgen eines ausschweifenden Lebens zu entgehen, seinen Tod in der Saale suchte und fand. Hättest Du das gewußt, gute Wilhelmine, Du hättest Freuden- statt Kummerthränen geweint, und Gottes Führung gepriesen, die Deinen Genius vor schmählicher Erniedrigung an der Hand eines solchen Mannes bewahrte.

Das Theater war von jeher ein Hauptvergnügen der Berliner, obgleich kein Volkstheater dort ist. Das Königstädtische, was damals eben begründet wurde, hat einen andern Gang genommen. Wie wohlthätig ein Volkstheater auf das Volk wirken könnte, hat man noch nicht genug eingesehen. Es erweckt die Phantasie und setzt dadurch den rohen Lastern ein Ziel. Die Liebe zur Tugend und Religion könnte durch zweckmäßig gewählte Stücke belebt werden; freilich dürften es keine solche seyn, die das verdorbene Leben der höhern Gesellschaft darstellen. Historische Darstellungen, Zaubermährchen, auch religiöse Vorgänge, würden passend für ein Volkstheater erscheinen. Berlin hat keinen Volksschauspieldichter erzeugt wie den trefflichen Raimund in Wien, der zugleich erheiterte und rührte. Wie Schade, daß er der Idee unterlag, vollkommen gute Menschen finden zu wollen. In seinem Alpenkönig und Menschenfeind hat er sich selbst geschildert. Als er in der Hütte der Armen auch überall Laster und Sünde findet, flieht er verzweiflungsvoll in einen dunklen Tannenwald. Ein Freund von ihm berichtet, daß er Raimund oft auf seinen Wanderungen in die Hütten der Armen, denen er wohl that, begleitet habe, und er sei immer ganz in Verzweiflung gewesen, wenn er dort auch Laster und Sünde gefunden habe. Raimund war ein sittlich edler, religiöser Mensch, aber wäre er tief in das Wesen des Christenthums eingedrungen, so hätte er von der sündigen Menschennatur keine Unmöglichkeit verlangt, und sich nicht selbst den Tod gegeben.

Außer Devrient und Wolf mit seiner Frau, war damals kein Künstler beim Theater. Ersterer spielte alle Rollen wie eigene Schöpfungen; er enthüllte erst dem Zuschauer die Absicht des Dichters. Wie Schade, daß bei einer solchen künstlerischen Selbstbeherrschung nicht auch die moralische war. Dem Trunk ergeben, von Schulden gedrückt, lebte Devrient ein elendes Leben, dem ein früher Tod folgte. Wolf und seine Gattin waren edle, verständige Menschen, aber die Natur hatte sie wenig begünstigt. Sophie Schröder kam als Gast nach Berlin und spielte Sapho-Isabella und andere ältere Rollen mit klassischer Kunst, aber der Beifall wandte sich bald der jungen und schönen Madame Neumann zu, um die sich eine Ehrengarde von lauter alten Herren bildete. Sittliche Vergehungen wurden damals unter den Schauspielern strenge gerügt, und eine sehr beliebte Heldin hatte alle Mühe, sich in der Gunst des Publikums zu erhalten, als in Folge eines zwischen ihrem Liebhaber und ihrem Gemahl statt gefundenen Streites Letzterer verwundet wurde. Eine königliche Kabinetsordre sprach harten Tadel über den Liebhaber, einen Offizier, aus.

Während meiner Anwesenheit in Berlin kam die jetzige Kaiserin von Rußland zum Besuch ihrer Familie. Ihr zu Ehren fand ein großer Maskenball und ein Aufzug ohne Maske im Schlosse statt. Leider fand man in deutschen Dichtern kein passendes Gedicht zu einer bildlichen Darstellung. Die bezauberte Rose, nur kurze Zeit berühmt, war von der höhern Gesellschaft mit Beifall in Dresden gegeben, bot aber zu wenig Wirksamkeit dar. Man wählte also Lalla Rookh, von Thomas Moore. Dazu wurden an Gästen aus allen Ständen eingeladen, was die weiten Räume des königlichen Schlosses nur fassen konnten. Schon bei Tage rollten die Wagen nach dem Schlosse. Der Hof und die vornehmsten Gäste befanden sich im

weißen Saale ohne Maske in größter Eleganz der Toilette. Berlin war auf einmal eine Königsstadt, ein Hof geworden. Mit orientalischer Pracht gekleidet, saß die Großfürstin in einem Palankin von Herren des Hofes getragen. Sie war die schönste orientalische Blume, die lieblichste Lalla Rookh; ihre hohe, schlanke, fast noch jungfräuliche Gestalt in sich zusammen geschmiegt, hatte etwas Aetherisches; ihr holdseliges Antlitz und das gesenkte Auge drückten eine liebliche Verschämtheit aus, so hoch gefeiert, so hoch getragen zu seyn. Bildhauer Wiehmann bildete nach diesem Aufzug eine gar liebliche Statue von der jungen Fürstin. Ihr Gemahl Nikolaus, einer der schönsten Männer in seinem Reiche, war der als Dichter verkleidete Prinz Feramow und folgte ihrem Palankin, um das Herz der Prinzessin zu gewinnen, deren Hand er als Schach von Persien erhalten sollte. Die Verkleidung hatte viel von der Wirklichkeit; ein persischer Schach ist einem Kaiser von Rußland verwandt, und der geliebte Dichter war auch der geliebte Gemahl der Prinzessin. Eine glückliche Ehe auf dem glänzendsten Throne von Europa, eine schöne, edle Kaiserin, beglückt durch eheliche Liebe, als Nachfolgerin Katharina der Zweiten, gehört unter die seltenen Erscheinungen, so war es kein Wunder, daß der Zauber der Wirklichkeit die Zuschauer ergriff, und nun folgten noch andere Erscheinungen.

Feramow sang seine Romanzen nicht, sie wurden in lebendigen Bildern gegeben. Der Vorhang eines goldenen Rahmens rollte empor, und man sah die phantasiereichen, die tiefsten Geheimnisse der Menschenseele feiernden orientalischen Mährchen des Dichters von Personen aus der Umgebung des Hofes, schönen sittsamen Frauen und schönen Männern dargestellt. Noch entzückender wäre der Anblick gewesen, hätte man statt einzelner Scenen oder Gemälde, in dem goldenen Rahmen den ganzen Gang der Romanzen pantomimisch dargestellt. — Der Prophet von Khorassan, die Gebern, das Paradies und die Peri, erschienen wie bunte Träume vor den Zuschauern, und diese Bilder wurden einige Tage später im Opernhause von den Schauspielern wiederholt, damit Alle, die der weiße Saal nicht fassen konnte, sie hier sehen sollten; auch wurden sie später von dem Maler Hensel gezeichnet, der durch sein Talent und seine kindliche Liebe die allgemeine Achtung erworben hatte, die ihn auch später, als er einen höhern Standpunkt erreichte, immer begleitete.

Das Fest dauerte bis nach Mitternacht, und die Masken verschwanden vor dem Souper, das, auf verschiedenen Buffets aufgestellt, an Speise und Trank wahrhaft königlich war. Im Allgemeinen herrschte Anstand, aber auch manche Freiheit wurde übersehen und belacht. So hatte sich ein junger Maler die Freiheit genommen, eine Flasche Champagner in die Tasche seines Domino's zu stecken, und der Pfropf sprang mit großem Geknall in der Nähe des Königs heraus, worüber der Monarch herzlich lachte. Ein brauner Domino stand unaufhörlich am Buffet und erregte durch seinen Appetit, der an Hans Nimmersatt in Grimm's Mährchen erinnerte, allgemeines Erstaunen, bis sich endlich ergab, daß alle wachthabenden Garde du Corps sich unter diesem Domino satt gegessen hätten.

Der König, in einen blauen Domino gehüllt, erschien von antiker Schönheit. Die Leiden und Erfahrungen seiner Zeit hatten aus diesem einst unbedeutenden Jünglingsgesicht, einen schönen, ausdrucksvollen Kopf gebildet, in dem sich Karakterfestigkeit, große Biederkeit und Muth im Unglück aussprechen. Auch ein Unsterblicher war in diesen Räumen zugegen, Friedrich der Große im Bilde, mit dem festen, eisernen Willen im Gesicht, gegen den Widerstand als Unmöglichkeit erschien, und der in dem flammenden, Welt und Leben überblickenden Auge, die Berechtigung zu solcher Unwiderstehlichkeit trug; man hätte unter dieß Bild setzen können: der Weltgebieter! — Der Kronprinz sah damals seiner verewigten Mutter sehr ähnlich, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte sprachen aus seinen Zügen und ein solches Uebergewicht von Geist, daß alle Leidenschaften und Neigungen darunter verschwanden. Aus solchem Geist wird der Karakter sich später erheben, als da, wo Leidenschaften ihn bestimmen. Ein langes Wählen und Prüfen muß vorher gehen, bis eine bestimmte Handlungsweise ergriffen wird, ja vielleicht erst durch das Unglück; aber gewiß muß sie sich in Klarheit und Wahrheit erheben und den Zeitgeist durch Umarmung bändigen. Der

Bestimmung gegeben, daß sie nicht über 100 Mann stark sein dürfe.

Die Kosten der Gendarmerie werden auf 1 Million 200 000 Gulden geschätzt.

Ausland.

Serbien. Rede des Königs Milan.

Am 15. d. M. wurde die Skupschtina in Belgrad durch den König Milan eröffnet. Die Thronrede lautet:

Meine Herren Abgeordneten!

Ich begrüße Sie mit Freuden in dieser Hauptstadt meines Königreiches, und ich bin überzeugt, daß Sie mit mir die Ansicht theilen werden, daß es nothwendig ist, daß Sie Ihre Sitzungen in Belgrad abhalten, damit Sie sich mit eigenen Augen von dem Fortschritte überzeugen können, welchen unsere Hauptstadt in der kurzen Zeit seit Ihrer letzten Anwesenheit gemacht hat.

Ich bin überzeugt, daß Sie mit Befriedigung die Fortschritte bemerken werden, welche unsere Hauptstadt in der kurzen Zeit gemacht hat, seit Sie sich hier nicht versammelt haben

mit Heftigkeit und einem unbeſchreiblich harten Ausdrucke um die Mundwinkel, an ſich: Herr, vor acht Tagen hatte ich noch drei, jetzt habe ich nur eines! und dieſe Frau war arm, ſehr arm. Es iſt wunderbar, wie gern die armen Leute leben, und das Leben lieben.

Ein drittes Mal war ſtrenger Winter. Es ging über das zugefrorene Haff. Die Riſſe kniſterten und knackten; aber wie ein Gedanke eilte der leichte Schlitten über das ſpiegelblanke Eis. Links und rechts eilten über die weite Fläche flüchtige Schlittſchuhläufer nach Hauſe. Dieſes iſt die gewöhnliche Manier, in welcher in jenen Gegenden der mannigfachſten Waſſerverbindung die entlegenſten Orte von Einzelnen oder Geſellſchaften beſucht werden. Es iſt ein wunderbares Schauſpiel, wenn man ſo ganze Dorfſchaften zu den Markttagen nach den Städten wie hinfliegen ſieht. Dann ſchiebt auch Einer oder der Andere einen kleinen Handſchlitten vor ſich hin, zur Aufnahme der Einkäufe; mit ſolchen Schlitten fährt der Litthauer „mit ſich,“ wie er ſagt. Meine Reiſe aber führte mich nach einem weit entlegenen Dorfe. Eine alte Frau war, einen Sack mit geſchenkt erhaltenen Kartoffeln auf einem Schlitten nach ſich ziehend, in dem Dunkel des Abends mit den Füßen in ein unbeachtetes Eisloch geglitten, und, wovon ſie leben wollte, hatte auf ihren Nacken den Tod geführt. Sie lag in der Scheune im ſchwarzen Sarge; der Tod hatte gewiß eine heitere und fromme Seele von ihrem Antlitze gelöſt. Man hatte ihr ein Gebetbuch unter das Kinn gelegt, eine alte Sitte. Möge ſie für den Fremden beten, der, nach ſeiner eigenen Mutter fragend, die er nie geſehen hat, ſich mit tiefer Wehmuth über ſie beugte.

Ich könnte von einem vierten, fünften, ſechſten und mehren Malen erzählen; aber mich graut vor den ſchwarzblutigen, verunſtalteten Geſichtern, vor den froſchartig verrenkten Geſtalten, den Armen in Todesruhe über den Kopf gebogen, den zuſammengekniffenen, ausgeſpreizten Fingern, dem dummen Lächeln der wie in jugendlicher Röthe blühenden Erfrorenen, deren Bilder die geſchäftige Phantaſie in trüben Stunden mir vorſpiegelt.

2.

Die Krugſtube.

Ich war einſt genöthigt, in einem Kruge am großen Friedrichsgraben zu übernachten. Das Eis dieſes Waſſers war durch Holz- und Steinfuhren durchgeſchlagen; es war nicht räthlich, in der Dunkelheit die Reiſe fortzuſetzen. Es war jener Krug einer der angeſehenſten in der ganzen Umgegend, eines wohlhabenden Beſitzers. Vor dem Eingange tragen rohgezimmerte Säulen einen Vorbau, um bei ſchlechter Witterung im Freien ſich aufhalten zu können. Im Hausflure iſt rechts die gaſtliche Stelle für die Thiere, links für die Menſchen. Hier iſt ein geräumiges Zimmer. An den Tiſchen ſaßen die „Weiber“ und riſſen Federn; an einem kleineren Tiſche getrennt ſaßen einige Männer mit gleicher Arbeit beſchäftigt. Einer oder der Andere mochte ähnliche anderswo wohl ſchon geübt haben. Am Schenktiſche waren die Töchter des Wirths, bereit ein belebendes Getränk zu ſpenden. In dem Zimmer iſt es da nun gerade hell, wo ein Talgſtumpf oder Kienſpan brennt; und deren ſind nicht viele, und ſie leuchten gerade nicht weit. Es iſt erſtickend heiß. Die Ausdünſtung ſo vieler, unreiner Perſonen, Branntweingeruch, der etwas leichenartiges an ſich hat, und die ſüßen Wolken des Fuſeltabaks erfüllen die Luft. Die Frauen fangen an, etwas erregt zu werden. Der Zuſchauer darf ſich über die Quantitäten Branntwein nicht verwundern, die ſie verzehren. Es iſt in dieſen Gegenden Litthauens nicht ſelten, daß ſich Frauen in einem Gaſthauſe ganz allein, und unter ihnen Mädchen von 18 bis 20 Jahren, zu einer ſogenannten „Schnapsbowle“ hinſetzen, einem Gemiſch von Kornbranntwein und Syrup, mit Brodſtücken darin, welches man mit Löffeln zu ſich nimmt. Jene aber begannen einen litthauiſchen Geſang. Bei aller Eintönigkeit der Melodie iſt die tiefe Trauer, die auf dem Grunde derſelben ruht, ſchwer zu beſchreiben. Aber er war nicht mehr modern; er gefiel nicht. Es befand ſich unter den Männern ein ſogenannter „zurückgebliebener“ Pole. Hei, wie die Herzen höher ſchlugen bei ſeinen Mazurka's und Polka's, die er abſchrillte. Das Moderne macht ſich auch am kuriſchen Haffe geltend. Nicht lange, ſo trat ein

homeriſcher Bettler herein, mit dem Querſacke auf der Schulter, der Petit-Maitre jener Gegend. Einige Gläſer geſpendeten Branntweines begeiſterten ihn zu Improviſationen, die alle den Stempel des Wahnſinns trugen. In dem ſtinkenden düſtern Zimmer das Geſchrei der Frauen, das Geleier des Polen, die mit affenartigen Gliederverrenkungen aufgeführten Darſtellungen des zerlumpten weißhaarigen Bettlers von verwitterter Phyſiognomie, die wie eine grobe Skizze eines menſchlichen Antlitzes ausſah; worüber kann ſich der Menſch in ſeinen Höhlen nicht beluſtigen! Der Spektakel wurde aber doch ſo arg, daß der Wirth Schluß anſagte. Man entfernte ſich. Später ergab es ſich, daß während jener Scenen der Mann einer anweſenden Frau vom Hofe ein Stück Holz hatte ſtehlen wollen, und auf einer Eisſtelle ausgeglitten, den Tod gefunden hat. Er hatte draußen, eine Leiche, nicht fünfzig Schritte von ſeiner betrunken raſenden Frau die Nacht über gelegen. Ob ſeine Seele gegenwärtig geweſen ſeyn mag, wie man ſagt? — Ich wurde in ein Zimmer gebettet, wo Mann, Frau, Kinder, Magd, Töchter, junge Katzen, Alles durch einander ſchlief. Gute Nacht denn. Die Ungenirtheit in manchen Lebensverhältniſſen geht dort überhaupt in's Unglaubliche. Sie iſt aber dabei nicht Keuſchheit. Goethe mußte auch einmal in Italien fragen: Wo denn? Man antwortete: Da, hier, wo Sie wollen. Dort zeigt man einem Fremden eine angebrachte Vorrichtung der Art mit Stolz. Weiter hinauf, in einem andern Kruge, am mächtig fließenden Nemonienſtrome, leben mehre Mädchen, Töchter eines wohlhabenden Mannes, dem Körper nach Zierden ihres Geſchlechts, Roſalinde und dergleichen benannt, die nichts Beſſeres kennen, als „wo Sie wollen.“ Das iſt aber: die täglichen Entblößungen bei der Fiſchereiarbeit, der häufige, unbeſchreibliche Schmutz in Folge der faſt jährlich ſich wiederholenden Ueberſchwemmungen; die Leute ſind nicht arm: ſie wollen aber, geradehin geſagt, wie gewiſſe Thiere leben; keine menſchliche Beſchäftigung macht indolentere, faulere und ſchmutzigere Seelen, als die Fiſcherei.

8.

Gilge.

Fährt man von Labiau aus den großen Friedrichsgraben entlang, ſo gelangt man in die Nemonien, einen breiten, gewaltigen Strom, der in das kuriſche Haff mündet. Seinen Lauf verfolgend, gelangt man an einen noch breiteren, der Gilge. Die Elbe iſt an vielen Stellen ein Kind dagegen. Aber wie riecht das während der Fahrt ſo abſcheulich? Das kommt von den Pukenietſchen, d. h. hölzernen Ställen, in welchen Stinkthran ausgekocht wird. Der Stint iſt ein Gedanke von einem Fiſche, Klein-Fingerlang, Stecknadellang; in Myriaden wird er jährlich im kuriſchen Haffe gefangen, wo ſein Hauptſitz iſt. Wenn der Fiſcherknecht auf ſeinem Seelenverkäufer auf das Haff zum Fange fährt, erhält er auf viele Tage, ja Wochenlang ein Stück Brod und ein Paar Zwiebeln zur Nahrung mit. Der rohe Stint und der an einem hölzernen Stecken lebendig in ſeinem Fett gebratene Aal, den er aber auch größtentheils roh verzehrt, iſt ſeine übrige Speiſe, die er ſich mühſam genug erwerben muß. Zwiebeln werden überhaupt in jenen Gegenden faſt allein künſtlich produzirt; ſie dienen dann dazu, das nöthige Getreide einzutauſchen. Tritt nun eine ungewöhnliche Ueberſchwemmung ein, daß dieſe Produktionen und die Heuernte, die einzigen Reichthümer, die jene Leute von dem feſten Lande erlangen, vernichtet werden, ſo iſt es ein Jammer, das klagende Brüllen des Viehs in den Ställen des Hungers zu hören, ein Jammer, wenn der ſchaffende Mann den Zuſtand ſeiner Familie ſchildert. Das Dorf Gilge, an der Mündung des Fluſſes gelegen, zählt über dreihundert Feuerſtellen. Jener Winkel des menſchlichen Lebens kann nur Dörfer erzeugen. Aber kommſt Du zu einem gerichtlichen Geſchäfte dorthin, ſo kannſt Du ſicher ſeyn, eine große Schaar der Nachbarn zugegen zu ſehen. Die zwingende Kraft der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit iſt nicht minder dort lebendig; es iſt keine Privatſache, es iſt eine Dorfsangelegenheit, welche verhandelt wird. Wenn aber überhaupt ſchon das moderne Gerichtsverfahren wenig bildet, mehr noch hängen jene Menſchen an den Geiſtlichen, aber in derſelben kindiſch-abergläubigen Weiſe, wie man ſie von den entfernteſten Gegenden berichtet hat — ſo kann

Die Kosten dieses Verfahrens sind nicht unbeträchtlich, da die Kosten für die Herstellung der Platten, für das Papier und für den Druck selbst in Betracht kommen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man sich bemüht hat, diese Kosten zu verringern. Dies ist dadurch gelungen, daß man die Platten nicht mehr aus Kupfer herstellt, sondern aus Zink. Diese Zinkplatten werden dann mit einer Kupferschicht überzogen, die sich auf galvanischem Wege leicht herstellen läßt. Die Kupferschicht ist so dünn, daß sie sich beim Drucken nicht abnutzt, sondern nur die Zeichnung, die in sie eingeritzt ist. Die Zinkplatten sind billiger als Kupferplatten, und das Verfahren ist daher wesentlich billiger geworden.

Ein anderes Verfahren, das sich in letzter Zeit eingebürgert hat, ist das Lichtdruckverfahren. Bei diesem Verfahren wird eine Platte aus Glas oder Metall mit einer lichtempfindlichen Schicht überzogen. Diese Schicht wird dann unter einem Negativ belichtet. Die belichteten Stellen werden dann entwickelt und fixiert. Die Platte wird dann mit einer fettigen Farbe eingerieben, die sich nur an den belichteten Stellen festsetzt. Die Platte wird dann auf das Papier gedruckt. Dieses Verfahren ist sehr schnell und billig, aber es hat den Nachteil, daß die Platten nicht sehr lange halten.

Die Geschichte der Buchdruckerkunst

Die Geschichte der Buchdruckerkunst ist eine Geschichte der Vervielfältigung von Schriften. Sie beginnt mit der Erfindung der Schrift selbst. Denn sobald es Schrift gab, gab es auch den Wunsch, sie zu vervielfältigen. Die ersten Vervielfältigungen wurden durch Abschreiben hergestellt. Dies war eine mühsame und zeitraubende Arbeit, die nur von wenigen Menschen ausgeführt werden konnte. Daher waren Bücher sehr teuer und nur für reiche Leute erschwinglich.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst wird Johannes Gutenberg zugeschrieben, der um 1450 in Mainz lebte. Er soll als erster bewegliche Lettern aus Metall gegossen haben. Diese Lettern konnten zu Wörtern und Sätzen zusammengesetzt und dann gedruckt werden. Das Verfahren war revolutionär, denn es ermöglichte die schnelle und billige Herstellung von Büchern. Die ersten gedruckten Bücher waren die Bibel und andere religiöse Schriften.

Die Buchdruckerkunst verbreitete sich schnell in ganz Europa. Sie hatte einen großen Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft, der Literatur und der Kultur. Sie ermöglichte es, daß Ideen schnell und weit verbreitet werden konnten. Sie war ein wichtiger Faktor für die Reformation und für die Aufklärung.

Heute ist die Buchdruckerkunst durch neue Verfahren wie den Offsetdruck und den Digitaldruck ergänzt worden. Aber sie ist immer noch ein wichtiges Verfahren für die Herstellung von Büchern und anderen Druckerzeugnissen.

Alles gethan zu haben glauben, wenn sie die dramatisirten Zeitungsartikel mit den angehängten Stichwörtern des Augenblicks zulassen. Rötscher spricht sich gegen diese Unform bei Gelegenheit der Aufführung der Zenobia auf dem Berliner Theater (nicht die große Calderon'sche Conception, sondern eine große Tragödie von Klein) so aus: Es ist nun endlich so überaus wohlfeil geworden, durch Schlagwörter, welche in der Zeitstimmung ihren Wiederhall finden, sich einen augenblicklichen Beifall zu erringen, daß es nun zur Ehrensache der jungen Dichter werden sollte, nicht mehr so wohlfeilen Kaufs sich die Sympathie der Hörer zu gewinnen, und das Publikum seinerseits hätte die Pflicht, sich durch Entziehung des Händezolls bei so unorganisch eingemischten polemischen Phrasen, als ein wirklicher Areopag der Kunst zu zeigen. Jetzt aber fangen in der That Dichter und Publikum an, zu wetteifern, wer am billigsten die Gunst vertheilt, oder gewinnt. Ja, haltet, wie es der größte Dichter will, der Zeit den Spiegel in euren Schöpfungen vor, werdet politische Dichter der Gegenwart, seid es durch organische Schöpfungen, wie es die großen Griechen, wie es Aeschylus in seinen Eumeniden war; nur werft nicht bloße Phrasen willkürlich in eure Dramen hinein, welche nicht zum Eingeweide desselben gehören!

*** Der vergangene Monat enthielt den Todestag von zwei großen Männern. Am 22 März starb Goethe, am 26 Beethoven. Den erstern Tag feierte man zu Berlin in einem größern Privatzirkel durch die Aufführung des Faust mit der musikalischen Ergänzung des Fürsten Radzivill; den letztern beging Herr Kapellmeister Nicolai zu Wien durch ein Konzert, in welchem die neunte Symphonie des Meisters ausgeführt wurde.

*** In Wien wird auf dem Josephstädt'schen Theater noch jetzt „der Wald bei Hermannstadt" aufgeführt.

*** Bei dem letzten Stiftungsfeste der philharmonischen Gesellschaft zu Berlin — eines gewiß ehrenwerthen und für die Tonkunst nützlichen Vereins — wurde ein Lied gesungen, dessen Schlußvers also lautete:

Anstrebend edler Meisterschaft,
Wenn Sang und Spiel sich einen,
Wird wahrer Tonkunst Macht und Kraft
In Allgewalt erscheinen:
Da schwebt vom Himmel nieder,
Die hehre Göttin nieder.
O bleib' uns ewig, ewig nah,
Hochheilige Cäcilia!

Welchen Sinn hat eigentlich diese Spielerei mit der heiligen Cäcilia, die hier in Berlin hochheilig und sogar Göttin genannt wird?

*** Il Signor Tamburini, kaiserl. russischer Hofsänger, gastirt diesen Augenblick in Berlin.

*** Die meisten der jetzt bekannten französischen Theaterdichter bekleiden Aemter. Mazeres ist Präfekt; Empis, sein Mitarbeiter, ist Direktor der Privatdomänen der Krone; Cové ist Direktor des Bureau des beaux-arts; Wailly, Chef in einem Bureau des Ministeriums des Innern; Dupaty ist Bibliothekar des Arsenals; Bonjour und Lafont sind Bibliothekare von Ste. Genevieve; Lédhuy ist bei dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts; Deschamps bei der Domänenverwaltung; Dumersan ist Inspektor des Medaillenkabinets; Leonce, Molerí sind bei dem Justizministerium; Lapa ist bei dem der Finanzen; Doucet arbeitet im Privatkabinet des Königs; bei dem Zoll ist Henri de Kock (Sohn von Paul de Kock) angestellt; Augier (Verfasser von la Ciguë) ist seit einigen Tagen Bibliothekar des Herzogs von Aumale u. s. w. Die Theaterdichter, welche bei Privatpersonen angestellt sind, aufzuzählen, würde zu weit führen. Den Vergleich mit unsern Verhältnissen überlassen wir den Lesern.

Der König der Franzosen hat für das historische Museum in Versailles ein Gemälde bestellt, welches „Une lecture au théatre français 1834" vorstellen soll, und dem Akademiker Heim übertragen ist. Es wird die Bildnisse aller dramatischen Notabilitäten enthalten, welche unter dem Kaiserreich, der Restauration und bis zum Jahre 1834 geglänzt haben. Die Scene ist das Foyer des genannten Theaters, wo die Dichter ihre Stücke lesen. Der Vorlesende ist Andrieux, rings um ihn sitzen Lemercier, Delavigne, Duval, Etienne, Picard, Soumet, Hugo, Ancelot, Dumas, Soulié u. s. w. Die Mars, Dupuis, Plessy, Samson, Firmin, Ligier und die übrigen Schauspieler reihen sich den Dichtern an. Es ist schön, daß der König auch dieser Glorifikation gedacht hat, und gibt uns wieder einigen Stoff zum Nachdenken.

*** Herr Martin, der Verfasser der poètes contemporains de l'Allemagne, bereist gegenwärtig im Auftrage des Ministers des öffentlichen Unterrichts Deutschland.

*** In der letzten Lieferung dieser Blätter erwähnte man zwar lobend der heutzutage Mode gewordenen Blumenausstellungen, die allerdings auf die Kultur dieses schönen Schmuckes unserer Gärten und Fluren einen ersprießlichen Einfluß ausüben und eine jener Liebhabereien ist, die zwar nicht Humanität befördert, das Gemüth veredelt, den Sinn erhebt, allein auch nicht den Menschen herabzieht und gewaltsame Leidenschaften in ihm erweckt, so lange sie in ihren gemessenen Schranken bleibt. Nur das ist zu bedenken, daß bei dem Hange zum „Wetten und Wagen, das Glück zu erjagen," zum Spielen, trotz aller vehementen Opposition gegen das Spiel, sich die unschuldige Liebhaberei bald in einer tollen Ausartung zeigen könnte. Als neulich irgendwo darüber Verwunderung gezeigt wurde, daß eine Kameliensammlung zu Paris für 30,000 Fr. verkauft wurde, verwunderte sich ein anwesender Franzose ganz ernstlich darüber, daß man sich verwundere und versicherte, das sei gar nicht einmal theuer. Andere stimmten ein. Wenn das so fortgeht, würden unsere „Blumenzüchter" bald den Tulpenzwiebel-Schwindel wieder herauf beschwören, über den wir so lange schon gelacht haben. Allein die Welt, wie sie ist, legt uns die Pflicht auf, ernst zu seyn und unsern Nachkommen das Lachen zu überlassen.

*** Schnorr zu München ist als Direktor der Gemäldegallerie nach Dresden berufen worden.

Literarische Anzeige von Emil Baensch in Magdeburg.

Ausgegeben am 13 April 1836.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

1 Thlr. 12 Sgr. Jährlich. 1 Rthl. 20 Sgr.

Der neue Curier.

Augsburger Tageblatt für Politik und Literatur.

1848.

Wien.

Wien, 15. Mai.

Die Wiener Zeitung vom 14. Mai enthält folgende Bekanntmachung:

Bekanntmachung.

Se. Majestät der Kaiser haben mit Allerhöchster Entschließung vom 13. d. M. zu genehmigen geruht, daß die Wahl der Abgeordneten zum Reichstage nach Maßgabe des Wahlgesetzes vom 10. April d. J. vorgenommen werde.

Wien, am 14. Mai 1848.

Kraus, Minister des Innern.

Wien, 15. Mai.

Die Wiener Zeitung vom 14. Mai enthält folgende Bekanntmachung:

Bekanntmachung.

Se. Majestät der Kaiser haben mit Allerhöchster Entschließung vom 13. d. M. zu genehmigen geruht, daß die Wahl der Abgeordneten zum Reichstage nach Maßgabe des Wahlgesetzes vom 10. April d. J. vorgenommen werde.

Wien, am 14. Mai 1848.

Kraus, Minister des Innern.

Die Ehe ist eine Verbindung zwischen Mann und Frau, die auf Lebenszeit geschlossen wird. Sie ist die Grundlage der Familie und steht unter dem besonderen Schutz der Gesetze. Die Ehe wird durch die Eheschließung begründet. Sie kann nur durch den Tod eines Ehegatten oder durch gerichtliche Scheidung aufgelöst werden.

Die Eheschließung erfolgt vor einem Standesbeamten. Sie ist öffentlich. Jeder kann sich über die Eheschließung informieren. Vor der Eheschließung müssen die Verlobten ihre Absicht, die Ehe zu schließen, dem Standesbeamten anzeigen. Sie müssen ihre Geburtsurkunden vorlegen. Der Standesbeamte prüft, ob Ehehindernisse vorliegen.

Ehehindernisse sind zum Beispiel: Verwandtschaft in gerader Linie, Geschwisterehe, Doppelehe, Geschäftsunfähigkeit. Liegt kein Ehehindernis vor, so fragt der Standesbeamte jeden Verlobten einzeln, ob er die Ehe mit dem anderen eingehen will. Wenn beide Ja sagen, erklärt der Standesbeamte: „Ich stelle fest, dass die Ehe geschlossen ist.“

Die Verlobten können einen Ehevertrag schließen. Darin regeln sie, wie ihr Vermögen während der Ehe und nach der Scheidung verteilt wird. Ohne Ehevertrag gilt der gesetzliche Güterstand: Jeder Ehegatte behält sein Vermögen, aber der Zugewinn wird ausgeglichen.

Die Ehegatten haben gegenseitige Rechte und Pflichten. Sie sind einander zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet. Sie müssen füreinander sorgen. Sie müssen einander unterstützen. Sie müssen einander Treue halten. Sie müssen einander achten.

Jeder Ehegatte kann seinen Namen behalten. Sie können auch einen gemeinsamen Familiennamen wählen. Wählen sie keinen, so behält jeder seinen Namen. Die Kinder erhalten den Namen, den die Eltern gewählt haben.

Die Ehe kann geschieden werden, wenn sie gescheitert ist. Sie ist gescheitert, wenn die Lebensgemeinschaft nicht mehr besteht und nicht erwartet werden kann, dass sie wiederhergestellt wird. Nach einem Jahr Trennung wird die Scheidung in der Regel ausgesprochen.

Bei der Scheidung wird der Versorgungsausgleich durchgeführt. Die Rentenansprüche, die während der Ehe erworben wurden, werden zwischen den Ehegatten aufgeteilt. Der Ehegatte mit den höheren Ansprüchen gibt einen Teil an den anderen ab.

Nach der Scheidung kann ein Ehegatte Unterhalt vom anderen verlangen. Das ist möglich, wenn er wegen Kindererziehung, Krankheit, Alter oder Arbeitslosigkeit nicht für sich selbst sorgen kann. Die Höhe des Unterhalts richtet sich nach dem Einkommen beider Ehegatten.

Die Ehe ist ein wichtiges Rechtsinstitut. Sie bietet Schutz und Sicherheit. Sie ist aber auch eine große Verantwortung. Wer heiratet, sollte sich dessen bewusst sein.

bermünzen und verließ das ungaſtliche Gaſthaus.

Alle Leute, denen er begegnete, wichen ſcheu vor ihm zurück und ſchlugen angſtvoll ein Kreuz über ihren ganzen Körper, ohne jedoch ſich enthalten zu können, ihn wie ein Ungeheuer anzuſtarren. In der That war es den unerfahrenen und abergläubiſchen Gebirgsbewohnern nicht ſehr zu verargen, wenn ſie Jack für einen Buſenfreund des Satans hielten. Seine Matroſenkleidung, die er noch immer trug (da er ſich geweigert hatte, von ſeinem hageſtolzen Herrn eine Livree anzunehmen), mit den breiten, rothen Streifen, die ſeltſam geformte Mütze, die rothe Schärpe, welche ſeine Lenden umgürtete, ein gewaltiger Stock (der Ueberreſt einer Segelſtange), ſein ſchwanker Gang, als ginge er über ein von Wellen überſchüttetes Verdeck, ſein ſchwarzes, zottiges Haupthaar, ſein furchtbarer Schnurrbart, unter welchem ſein von Krankheit gezeichnetes, braungelbes Geſicht mit den zornig rollenden Augen hervorragte, gaben ihm ein ſchreckbares Ausſehen. Er grinſte überdieß recht teufliſch vor Ingrimm und ließ hölliſche Verwünſchungen los, wenn die Leute bei ſeiner Annäherung mit dem Geſchrei: „Da Teifel!“ in das Innere der Hütten flüchteten, ja Jack hätte Manchen in der Wuth zu Boden geſchlagen, wenn er ſich nicht der fatalen Arreſtanten-Pantomime des Feren erinnert hätte.

Der Matroſe fühlte ſich erleichtert, als er nach einiger Anſtrengung das Dorf im Rücken hatte und von allen Gaffern befreit war. Er befand ſich nun am Fuße eines Berges; ein ſchmaler Pfad ſchlängelte ſich durch die Bäume und winkte dem Sohne Neptuns ihm zu folgen. Doch der Arme war ſo erſchöpft, daß er zur Erde ſank, unfähig einen Schritt weiter zu thun. Er fiel in tiefen Schlaf, der ihm wohl mundete, weil ihm duftiges Gras ein weiches Pfühl untergelegt hatte. Ein lebhafter Traum brachte Jack zu Schiffen, Ankern, Tauen, Grog, Zwieback und dem Meer in endloſer Ausdehnung. Beim Erwachen war er der feſten Meinung, er befinde ſich in der Kajüte des vor Kurzem verlaſſenen Kauffahrers. Mit Entſetzen wurde er ſeine wirkliche Lage gewahr, aus welcher ihm kein anderer Weg offen ſchien, als der, bei welchem er ſaß. Jack richtete ſich daher auf und begann die Wanderung, unterſtützt von dem Fragment der Segelſtange. Der Fußſteig führte bergauf, das war dem Wogenkind fatal. Unſer Held hatte zwar von Natur aus eine gute Lunge und ſich in ſeinem Lebenslaufe auf der See eine ungemeine Behendigkeit im Klettern eigen gemacht, doch das Bergſteigen war für ihn eine ganz neue Bewegung, welche ſich ihm in ſeinem jetzigen, ſchwächlichen Zuſtande als ſehr beſchwerlich darſtellte. Jack wußte nicht, wie er es anfangen ſolle, um mit geringer Anſtrengung über den Berg zu gelangen, der ruhig ſtehen blieb und nicht zuſammenſtürzte wie ein vom Sturme aufgethürmter Wogengipfel. Eigentlich hatte unſer Held das Gehen bereits vergeſſen, er konnte im geſunden Zuſtande nur mehr laufen, ſpringen und klettern, was ihm nun wenig half, weil er krank war und überdieß zu erfolgreichem Ueberſchreiten von Gebirgen ein gleichförmiges, mäßiges Fortſchreiten gehört. Er marterte demnach ſich ungemein, indem er die Höhe des Bergrückens auf dieſelbe Art erreichen wollte, wie er ſich zum Maſtkorbe hinaufzuſchwingen gewohnt war. Er lief einige Zeit aufwärts, mußte aber bald Einhalt thun, dann verſuchte er auf allen Vieren weiter zu klimmen, was ebenfalls ſehr ſchnelle Ermüdung herbeizog. Trotz der Schwierigkeiten, die Krankheit und Unerfahrenheit ihm in den Weg legten, kam Jack nach vielen Stunden dennoch auf dem Gipfel an. Seine Glieder waren wie gebrochen, und er lagerte ſich, ohne ſich weiter umzuſehen, auf der kahlen, mooſigen Spitze nieder, neue Kraft ſammelnd.

Die friſche reine Luft, die oben wehte, zeigte bald ihre wohlthätige Einwirkung auf Jacks Ermattung. Er fühlte ſich wie neu geboren. 'ne köſtliche Kühlte! rief er und ſetzte ſich halb auf, wie er es auf dem Verdecke zu thun des Morgens gewohnt war, wenn der Wind aus Oſten blies und die Sonne über die weite Meeresfläche emporſtieg. Doch wie ganz anders war der Anblick, den er nun hatte, gegen jenen auf dem Schiffe, als die endloſe Waſſerebene, undeutlich in der Ferne mit dem darüber gewölbten Firmamente verſchwimmend. Jack ſtarrte wie eine Bildſäule von ſeinem hohen Standpunkte himmel- und erdenwärts, denn eine ſolche Scene hatte er noch nicht erlebt. Er hatte wohl ſchon viel gehört von rieſigen

Gebirgshöhen, ja selber schon deren genug gesehen, allein niemals auf solchen sich befunden. Nun starrten ihn, wohin er blickte, eine unzählbare Menge wolkennaher Gipfel an, voll seltsamer Formen, mit Eis und Schnee bedeckt, an einander gereiht wie die Kügelchen des Rosenkranzes, den er bei sich trug. Vergebens suchte sein spähender Blick das Meer; ringsum schlossen aufragende Bergeshäupter den Gesichtskreis. Dem Matrosen ward bange, als er kein Tröpflein von jenem Elemente erschaute, mit dem er bisher so innig vertraut gewesen war. Nun meinte er verloren zu sein, denn aus diesen Felsenmauern gab es für ihn keinen Ausweg mehr. Und nirgends, nirgends zeigte sich der blinkende Meeresspiegel! Ihm ward, als müsse er hier oben sterben. Wenn er nur gewußt hätte, nach welcher Richtung hin das geliebte Meer läge, er hätte ruhiger seinem Ende entgegen gesehen, das Antlitz dorthin gewendet, wie ein Muselmann, der nach seinem Mekka schaut. Heulend vor Angst, wie es die Matrosen im tobenden Sturme zu thun pflegen, warf er sich zur Erde, fing zu beten an und schloß die Augen mit dem Vorsatze, an diesem Ort den Tod zu erwarten. Doch die zwei Quälgeister, Hunger und Durst, die Diener des Selbsterhaltungstriebes, rissen den kleinmüthigen Jack bald wieder aus seiner dumpfen Verzweiflung. Er sah ein, daß das langsame Herannahen des Todes mit vielen Mißlichkeiten verbunden wäre, und raffte sich auf, um einen Steig zu suchen, der ihn von der schauderhaften Höhe thalwärts leiten würde. Mühselig stolperte er eine rauhe Strecke abwärts und empfand nicht geringe Freude, als er wieder zu Niederungen kam und bebaute Felder das Daseyn von Anwohnern verriethen, so sehr er auch nebenbei Furcht hatte, mit denselben in Berührung zu kommen. Eine klare Quelle flüsterte neben ihm, auf welche er, gepeinigt von unerträglichem Durst und erdrückender Hitze losstürzte und in mächtigen Zügen trank, gleich einem Kameel, welches sich zum Gang durch die Wüste vortrinkt. Kaum hatte Jack seinen Durst gelöscht, als er von einem Taumel ergriffen wurde, Schauer rieselten durch sein Gebein und das Fieber packte ihn mit verstärkter Gewalt. Dennoch schleppte er sich noch eine Stunde weiter, bis endlich Sinne und Kräfte vollends schwanden und er ohnmächtig hinsank.

In diesem bewußtlosen Zustand lag er auf einem breiteren Weg, der nach einem Orte im Thale hinabführte. Nach geraumer Weile knarrte ein kleiner Karren mit Gras beladen, von Ochsen gezogen daher; hinter demselben schritt eine Dirne in der Landestracht, eine Geisel in der Hand schwingend. Als dieß Gespann den im Weg liegenden Seemann gewahr wurde, blieb es scheu vor dem fremdartigen Gegenstande stehen und erhob ein ängstliches Brüllen. Miatzl schrie einige aufmunternde Worte, um die Thiere wieder in Thätigkeit zu bringen, zum Nachdruck vereinte sie einige leichte Hiebe; doch da dieß nichts fruchtete, eilte sie vorwärts, um die Ursache dieses plötzlichen Ungehorsams zu erfahren. Nicht minder erschrack sie wie das Zugvieh, sobald sie den sonderbar kostumirten Mann erblickte. Wahrscheinlich wäre sie entflohen oder hätte den Karren seitwärts gelenkt, würde ihr scharfes Auge nicht den Rosenkranz entdeckt haben, der theilweise über Jacks linke Hand geschlungen war. — Das ist kein Türk, sagte sie für sich, es muß ein ehrlicher Christ seyn. Wer weiß, was ihm geschehen ist; wenn ich ihn nur auf meinen Wagen bringen könnte, wollt' ihn gern heimführen, daß er sich erholen könnte. — Sie bückte sich während dieser Worte mitleidig über ihn, so daß es ihr nicht entging, wie über seine Mienen ein schmerzliches Zucken fuhr. Doch die weichherzige Miatzl konnte nicht lange verweilen und wollte auch nicht den Bedauernswerthen hülflos liegen lassen, weßwegen sie Jack so lange rüttelte und anrief, bis er die Augen aufthat. Sie lud ihn ein, den Karren zu besteigen und unterstützte ihn dabei, denn der Matrose folgte mechanisch den Andeutungen der Dirne, welche ihn mit den nervigen Armen zu ihrem niedern Fuhrwerk hinleitete und hinaufschob. Jack lag prächtig in dem schwellenden Rasenbett und Miatzl ging zu dem Gespann, um es weiter zu treiben. So kam die kleine Karavane zu einer Wohnstätte, die am Eingange des Thales hingebaut war und bei welcher die Zugthiere ungeheißen still standen.

Ein alter Bauer saß außen, ein kurzes Pfeifchen im Munde, in lautlosem Schauen den Abend feiernd, der aus dem Walde kam

und zu den Bergen hinanklomm. Haſtig ſprang der Alte auf, als er die buntgekleidete Menſchengeſtalt erblickte, die regungslos auf dem blumenreichen Graskiſſen lag, und ſprach barſch zur Dirne, nachdem er das Objekt ſeines Befremdens näher betrachtet hatte: Gu blabi! Miatzl, was is denn das? Was is das für ein Kerl! Gleich werd' ich ein'n Steck'n hol'n und den Schwarz'n davon jag'n.

U wä nit dä! rief die Dirne ängſtlich, thut ihm nichts, Vater, er iſt ein ordentlicher Chriſt; ſchaut nur her, da hält er ja den Roſenkranz in der Hand, er hat g'wiß erſt g'bet't. Es muß was g'ſcheh'n ſeyn mit ihm; ſeht, er rührt ſich jetzt. — Mann, fuhr ſie fort, indem ſie ſich theilnehmend zu dem Matroſen neigte, was is Dir denn zug'ſtoß'n?

Jack ſtarrte das dralle Mädchen mit großen Augen an, ihre mitleidsvolle Miene flößte ihm Vertrauen ein und er ſtammelte: „Krank! Fieber! — Sein kaum erhobenes Haupt ſank ſchwer zurück.

Seht Vater, ſprach Miatzl, er is krank, er hat's Fieber. Helfen wir ihm, ſonſt muß er z'Grund gehen. Vorigen Sonntag erſt hat der Pfarrer auf der Kanzel vom barmherzigen Samaritaner g'predigt, thun wir jetzt auch ein gut's Werk an dem Fremden.

Nun ja, verſetzte gutmüthig der Bauer, komm und trag'n wir ihn herein.

Die wackeren Leute halfen Jack in die Hütte, und weil in den kleinen Abtheilungen kein paſſender Platz ſich fand, ſo richtete die Dirne im Stalle ein weiches Lager für ihn her, wo der Sieche die Nacht zubrachte.

Am frühen Morgen ſah Miatzl nach ihrem Pflegling, brachte ihm eine warme Waſſerſuppe mit Brod, die Jack gierig verſchlang und tauſendmal mit Dank! Dank! lohnte.

Die Ruhe, welche der Meeresſohn genoß, die einfachen Hausmittel, welche er zu ſich nahm, ſo wie ſeine abgehärtete, körperliche Beſchaffenheit beförderten die Geneſung des Kranken ungemein, und er wähnte, bald gänzlich hergeſtellt zu ſeyn, wenn er nur ein ſtärkendes Getränke erhalten könnte. Lange Unterhandlungen verbrachte er darüber mit ſeiner Wärterin, welcher er ſein letztes Silberſtück zeigte und ſie beſchwor, ihm Rum oder Grog zu bringen. Miatzl verſtand nicht, was das für Dinge wären, bis ſie endlich nach Aufzählung verſchiedener Flüſſigkeiten, als: Bier, Wein, Aepfelmoſt, Birnenmoſt auch Branntwein nannte, bei welch letzterem Worte Jack heftig mit dem Kopfe nickte und ſein Antlitz von Entzücken verklärt wurde, als hätte er nach einer langen Irrfahrt plötzlich Land erblickt. Die gute Dirne eilte, dem Kranken das Verlangte herbeizuſchaffen und kehrte nach geraumer Zeit mit einer Flaſche Branntwein zurück. Jack wollte ſeiner Wohlthäterin vor Freude und Dankbarkeit um den Hals fallen, doch dieſe wich unwillig zurück und las ihm ob dieſer Zudringlichkeit tüchtig den Text, wovon der Geſcholtene wenig begriff und ſich in der Fülle ſeiner Luſt das Auszanken nicht ſehr zu Gemüthe führte. Um aber die Zürnende raſch zu verſöhnen, bot er ihr zuerſt die Flaſche zur Benützung an, obgleich er vor Begierde nach einem Trunk „flüſſigen Feuers“ zitterte. Als ſein großmüthiges Anerbieten zurückgewieſen wurde, ſetzte er haſtig den Mund an die Flaſche und ließ ihn ſo lange an derſelben haften, daß Miatzl voll Erſtaunen die Hände über den Kopf zuſammenſchlug. Endlich überkam ſie die Furcht, der Trinker möchte dem Uebermaße des Genuſſes erliegen; ſie entriß ihm daher die Flaſche und nahm ſie in ihre Obhut. Das Getränk war nicht ſo ganz nach dem Geſchmacke des Seemannes, allein nach ſo langer Entbehrung, nach ſo vielem Mißgeſchick behagte ihm der „kleine Schluck“ eben ſo ſehr, wie der ſteiffſte Grog, den er ſein Lebtag gekoſtet hatte. Mit dem Ausdruck des höchſten Vergnügens ſah Jack eine Weile ſeine Pflegerin unbeweglich an, und lauſchte gleichſam, wie ſich der Trank wärmend in alle Adern ergoß. Dann ſtand er auf, als wäre er nun vollends geſundet und bat Miatzl, daß ſie ihn zum Kapitän (ſo nannte er den Beſitzer der Hütte) führen möchte, er wolle Eins mit ihm trinken.

Der Bauer ſaß eben bei ſeinem Jauſenbrode und wunderte ſich ſehr, den Fieberkranken, welcher noch den Tag zuvor hinfällig im Hofraume umherkroch, ſo kraftvoll eintreten zu ſehen; er nahm auch den Antrag des Meerſohnes fröhlich an, denn Branntwein war für ihn ein holdes Gewäſſer, aber ſeine geringen Geldmittel erlaubten ihm nur ſelten den Genuß deſſelben. Von beiden Theilen wurde dem ſogenannten „Schnaps“ mit edlem Wetteifer zugeſprochen,

und mancher Toast auf dauernde Gesundheit ausgebracht. Jack wurde gesprächig, erzählte vom Meer, von Sturm- und Windstille, von Schiffbrüchen, Untiefen, Sandbänken, Riffen, Hai- und Wallfischen, Seeräubern und Schmugglern und andern ähnlichen Dingen. Miatzl und ihr Vater horchten sprachlos, starr vor Staunen zu, und wenn sie auch nur den zehnten Theil der von Jack „gesponnenen Fäden“ verstanden, da sich dieser größtentheils der Schifferausdrücke bediente, so ward ihnen doch einleuchtend, daß ihr Gast ein äußerst merkwürdiger Mensch sei und gehörig respektirt werden müsse. Unter so günstigen Umständen wurde die Flasche bald ausgepumpt, und der Hauswirth bestand darauf, den Matrosen, mit dem er bereits dicke Freundschaft getrunken, nach seiner Krankenzelle zu begleiten, wornach sie sich unter zärtlichen Verabschiedungen trennten. Dieser Exceß schadete unserm Helden nicht, im Gegentheile erfreute er sich eines so festen und anhaltenden Schlafes, daß er am nächsten Tage zu später Stunde erwachte und sich so erkräftigt fühlte, als hätte er in einem stärkenden Seebade gelegen. Die Wassersuppe zum Frühstück mundete ihm jedoch nicht sehr, ihn verlangte nach einer Wiederholung der gestrigen heilsamen Arznei. Allein wie dieselbe bekommen ohne einen Heller Geldes? Jack stürzte, wendete und untersuchte seine Kleider, ohne die kleinste Münze zu finden, nur in einer Seitentasche steckten einige Papiere, die er unwillig wegwerfen wollte, dennoch aber näher besah. Hui! war das eine Veränderung in des Matrosen Antlitz! Erst Unmuth und Verzweiflung, nun diese überschwängliche Freude, als er die Pfundnoten entdeckte. Ha, Grog oder Schnaps! Ueberfluß! rief er aus, jauchzend und herumspringend in toller Fröhlichkeit.

Sein Lärmen zog Miatzl herbei, die durch das exzentrische Benehmen des Seefahrers so überrascht wurde, daß sie auf den Gedanken verfiel, ihr Patient sei von zu viel genossenem Branntwein närrisch geworden. Jack ließ sich in seinen Freudeäußerungen durch keinen Zuruf stören und die Dirne brachte ihren Vater als Sauvegarde, welcher den Tobenden packte, ihn auf die Lagerstätte niederdrückte und zur Erklärung seiner ungewöhnlichen Aufregung nöthigte. Der Matrose wies seine Papiere vor und schrie aus vollem Halse: Viel Geld! Englisch Geld! Gut leben! Viel Branntwein!

Der Bauer starrte die ihm gezeigten Dokumente lange an, dann schüttelte er den Kopf und sagte: Schanzli! das kenn' ich nicht und 's gibt Dir Niemand um einen Groschen Schnaps dafür.

Der Matrose sah den Alten verächtlich an und versetzte: Ist Grosch'n viel?

Nein, war die Antwort.

Aber Pfund sein viel und kriegt ein Mann dafür ganzes Boot Branntwein, sagte der Seefahrer, welcher den Werth des englischen Geldes gar wohl kannte. Wirth wechseln, fügte er hinzu und bat seine Pflegerin, die Flasche füllen zu lassen. Nach kurzer Frist brachte Miatzl die leere Flasche und die Kunde, daß der Wirth das Geld nicht kenne und keinen Tropfen Schnaps hergeben wolle. Jack ärgerte sich und schalt erklecklich auf den albernen Schenken, aber es half nichts, der reiche Jack mußte mit seinen armen Hausleuten früh, Mittags und Abends pures Quellwasser trinken. Die Banknoten wurden im Verlaufe des Tages vielen Dörflern gezeigt, doch entweder für ganz werthlos oder für falsches östreichisches Geld erkannt; Niemand gab einen Pfennig dafür, obgleich Jack in seinem gerechten Grimme bereit gewesen wäre, sie um jeden Preis umzuwechseln. Er übergab die verkannten Papiere der wackern Dirne zur Aufbewahrung, höchst mißvergnügt, daß er im Besitze einer großen Geldsumme gleich einem Bettler leben müsse von der Gnade anderer Leute.

Der Bauer, welcher den Matrosen bei den Wiederholungen seiner abenteuerlichen Erzählungen auf argen Widersprüchen ertappt hatte, begann endlich über die Aufrichtigkeit desselben einige Zweifel zu hegen, was besonders rücksichtlich des Geldes der Fall war, da Jack in seiner Unkenntniß der Landeswährung seinen Reichthum bald mit 1000, 2000, ja 4000 Gulden angab. Ueberdieß glaubte der alte Gebirgsbewohner, daß es nicht zur Christenpflicht gehöre, einen Müßiggänger in seiner kleinen Wirthschaft zu dulden, und er fragte daher seinen Gast, was er zu thun gedächte? Dieser erwiederte, daß er das Meer wieder suchen wolle, indem er ohne dieses zu Grunde gehen müsse. Als aber dieser Vorsatz näher erwogen wurde, zeigte sich bald die Unausführbarkeit desselben,

da Jack beifiel, daß er sich einer großen Gefahr aussetzen würde, als Flüchtling wiederholt sich dem Seedienste zu widmen. Es wurde demnach entschieden, daß Jack hier bleiben und die niederen Geschäfte des Hauswesens übernehmen solle. So ward also der Matrose eines Kauffahrers zum Knecht (nach seinem Ausdrucke: Maat) einer kleinen Gebirgswirthschaft gedungen. Er mußte Holz spalten, Bäume sägen, den Hofraum rein halten, was er „das Verdeck fegen“ nannte, und dergleichen Arbeiten mehr. Er that Alles gern und willig, denn Jack hatte, trotz seiner Rauhheit, ein dankbares Herz in seiner Brust und gab sich vollauf Mühe, der braven Miatzl ihre bisherige Last von Verrichtungen zu erleichtern.

Das Bergsteigen allein war eine Sache, der er keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte. Er nannte es „gegen den Wind segeln“ und „zog oft die Lucken ein,“ d. h. er rastete ungewöhnlich oft, wenn ihn ein Geschäft höhenwärts rief.

Diese einfache, genügsame Lebensweise, in welche sich Jack trotz dem erhebenden Bewußtseyn einiger Pfundnoten wider Willen „gepreßt“ sah, wandelte den wilden, trunksüchtigen Matrosen merklich um. Er wurde geduldig und enthaltsam, stellte das Fluchen nach und nach ein, da ihn Miatzl stets derb zurechtwies. Nachdem seine Matrosenkleidung den Weg alles Vergänglichen gegangen war, streckte er seine beweglichen Glieder in die engen Gewande der Landestracht, welche ihn Anfangs so sehr in allen Beschäftigungen, besonders im Schreiten hemmte, daß er immer „weit ausholen“ mußte, um vom Flecke zu kommen. Doch Jack hielt alle widrigen Winde muthig aus und steuerte unverdrossen fort, denn er hatte eine Prise im Auge, die er gern kapern wollte: Miatzl war es, die den Sohn Neptuns so zahm und geschmeidig gemacht hatte, und er wartete nun einen günstigen Augenblick ab, um sie zu „entern,“ d. i. mit einer Liebeserklärung ihr Herz besiegen zu können. Dieß gelang ihm bald: er hatte mit großer Selbstverläugnung den kargen Lohn, welchen er von dem alten Bauer erhielt, zusammengespart, um seiner Lebensretterin ein „Schönfahrsegel,“ d. i. Halstuch, kaufen zu können. Bei Ueberreichung desselben gab er seine Herzensordre von sich. Miatzl war dem Wasserhelden gleich Anfangs hold, der Vater gab seine Einwilligung und Jack jubelte laut durch die Berge, als er endlich „den schmucken Schooner aufgebracht hatte,“ d. i. Miatzl's Ehegespons geworden war.

Nun betrieb er die Verwerthung seiner englischen Noten neuerdings und durch Verwendung der Kreisbehörde geschah es, daß nach einiger Zeit aus der Hauptstadt ein ansehnliches Säcklein glänzender Thaler für Jack anlangte. Nun ging die Freude in der niedrigen Hütte erst vollends los, und Jacks Ansehen im Orte stieg außerordentlich.

Nachdem der greise Hüttenbesitzer sein kleines Besitzthum mit einem unermeßlichen vertauscht hatte, kaufte sich der braune Matrose bei einem großen See im Salzkammergute an und verlebte bei dieser „Hand voll Meer,“ wie er sich ausdrückte, den übrigen Theil seiner Lebensschifffahrt, wiewohl ohne großartige Abenteuer, doch froh und glücklich.

Berlin

vor mehr als zwanzig Jahren.*

(Schluß.)

Unter dem Gewimmel von Hoheit, Macht und Pracht, wandelte eine kleine schwarzgekleidete Männergestalt, ohne Orden und Bänder, einsiedlerisch umher, jeder Befreundung ausweichend, ganz in ernste Contemplation versunken. Es war der Gesandte von Frankreich, Chateaubriand, der Dichter von Attala, René, dem Geist des Christenthums und der Märtyrer; er in dieser Versammlung vielleicht der einzige — Christ, der mit dem Glauben und Enthusiasmus eines Apostels an seinem Erlöser hing. Von ihm sagt Frau von Stael: Il est ennuyant par imagination. So einsam und nachdenkend mochte er schon als Verbannter durch die Wüsten Nordamerika's gewandelt seyn, und sein fester, gottergebener Sinn hatte seine Seelenkraft so erhalten, daß auch sein Körper nicht unterlag und sein Haar noch

* 17. Lief. S. 257.

ungebleicht war. Als romantiſcher Legitimiſt konnte er ſich hier herzlich freuen über die Liebe und Verehrung, die ſich unverkennbar gegen den König und ſeine Familie ausſprach, ſelbſt bei denen, die die liberalſten Geſinnungen äußerten.

Ein Dichter iſt Chateaubriand, wie Frankreich ihrer wenige hatte. Seine Schöpfungen haben eine Seele, das heißt in der Sprache unſeres Jahrhunderts: ſie ſind voller Unſterblichkeitsgefühl, aber ſie tragen das Gepräge ihrer Zeit. So fällt René, der edle Jüngling, der vom Weltſchmerz ergriffen iſt, nicht durch ihn, — denn er hatte damals noch keinen Namen, und mußte darum unter einer auf etwas Irdiſches gerichteten Empfindung auftreten — aber durch eine verbotene Liebe, wie Werther, und da in Frankreich die Sittenverderbniß weit ärger war, wie in Deutſchland, iſt es nicht die Liebe zu einer verheiratheten Frau, ſondern die blutſchänderiſche Liebe zur eigenen Schweſter. Die neuern Dichter bringen uns ſolche Verirrungen nicht mehr vor, die aus der Ueberſättigung an gewöhnlichen Vergehungen entſpringen. So nimmt es ein Engländer dem ſonſt ſo ſcharfſinnigen Profeſſor Rötſcher ſehr übel, daß er, der Goethe's Wahlverwandtſchaften ſo geiſtreich beurtheilte, Byron beſchuldigt, daß Manfred ſeiner Schweſter Aſtarte mit ſtrafbarer Leidenſchaft naht. In Manfred's Seele konnte ſolche Leidenſchaft nicht Platz finden; er hatte keinen Zaubertrank genommen, wie Goethe's Fauſt, wodurch die im Forſchen nach dem Unſichtbaren erſtorbenen irdiſchen Neigungen wieder belebt wurden. Aſtarte ſtarb, indem ſie ſich aus aufopfernder Schweſterliebe den magiſchen Experimenten ihres Bruders Manfred hingab.

Chateaubriand, der ſich nie mit Napoleon befreunden konnte, mußte doch ſpäter einen ſeiner Lieblingsausſprüche an ſich erfahren: Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt. — Seine mittelalterliche Treue gegen die Bourbons, ſeine Verehrung der Herzogin von Berry, die er bei ihrem Zuge in die Vendee nur mater admirabilis nannte, und ſie ſogar mit der Mutter Gottes verglich, erhielt durch ihre Kataſtrophe den Schein des Lächerlichen. Es iſt unmöglich, die Geſtalten eines Jahrhunderts in einem folgenden zu verwirklichen, aber der Geiſt iſt ja ewig und muß immer neue Formen bilden, wenn die alten zerfallen.

Die Berliner thaten das in anderer Weiſe mit Napoleon. Kaum war ſeine irdiſche Hülle in Sankt Helena zerfallen, ſo feierte ſein Geiſt in Berlin eine wahre Apotheoſe. Alle Schmach, die er Preußen angethan, war vergeſſen, das Militär vergötterte ihn. Die ſchöngeiſtigen Damen kauften ſeine Büſte, ſchmückten ſie mit einem Lorberkranze und ſtellten ſie auf ihren zierlichen Schreibtiſch. Kunſthändler zeigten ſeine Wachsfigur in Lebensgröße auf dem Sterbebett, umgeben von ſeinen Getreuen und der ſchönen Madame Bertrand. Wo man hinkam, hörte und ſah man nichts wie Napoleon — es war die Verklärung ſeines Genius, und doch konnte dieſer auch nicht über ſeine Zeit; als er ſie nach monarchiſchen Ideen geſtalten wollte, vergaß er über ſie hinauszublicken und mußte ihr unterliegen, wie ſein Heer dem ruſſiſchen Winter unterlag, den er nicht hatte kommen ſehen. Mit wahrer Vergötterung wurden Heine's Kaiſerlieder aufgenommen; eine von der Erkenntniß Gottes abgewandte Zeit wendet ſich immer mit ihrer Anbetung der Kreatur zu, in der doch, wie hoch und herrlich ſie auch erſcheinen mag, nur immer die Allmacht verherrlicht wird.

Das Weihnachtsfeſt wurde in Berlin auf's Feierlichſte begangen, vielleicht feierlicher wie in allen andern deutſchen Städten. Aus allen Häuſern leuchtete, bis zu ihrem vierten Stock hinauf, der Chriſtbaum. Die Eltern ſchafften heimlich für die Kinder, die Kinder arbeiteten heimlich für die Eltern. Aber dieſer Tag, wo die Menſchheit aus Gottes Hand ein Geſchenk erhielt, größer als die Schöpfung: die Erlöſung, war nichts als ein Feſt des Luxus geworden, das Juden und Chriſten feierten, und des Erlöſers wurde nicht gedacht. Die Religion hatte ihre Seele verloren, ſie war zum gänzlichen Indifferentismus, zum Dahingeſtelltſeynlaſſen herabgeſunken, und Alles ſtrebte nach Genuß, aber dieſer befriedigte die Sehnſucht nicht, und ſie geizt nach ſtärkerer Koſt, nach Laſter und Leidenſchaft. So war es ſchon vor der franzöſiſchen Revolution, da kam Jean Jaques Rouſſeau und weckte die Seele der Menſchheit aus dem frevelhaften Schlummer des Genuſſes, und die Trugbilder verſchwanden, die Hoheit, Macht und Reichthum ihr

vorgezaubert hatten. Furchtbare Thaten waren die Folgen davon, denn im Sturm und ohne Chriſtus, ohne Liebe und Verſöhnung wollte nun die Welt gewinnen, was Er ihr verheißen hatte: Freiheit und Gleichheit — aber dieſe Zeit wird niemals wiederkehren, denn Fürſten und Völker ſind einander näher gerückt.

Der Schlummer der Deutſchen dauerte weit länger. Goethe, der ein lebendiges Abbild ſeines Jahrhunderts gibt, hat ſeine Seele eben dadurch eingeſchläfert. Wie damals aus dem Leben, iſt aus ſeinen Schöpfungen jedes erhebende Gefühl verbannt, ſowohl Schmerz wie berechtigte Liebe, Enthuſiasmus jeder Art. Laue Sittlichkeit, ſtrafbare Neigungen, jämmerliche Irrthümer, beherrſchen die Welt. Es iſt nur von dem Leben der Ariſtokratie und der Gebildeten die Rede, das Volk exiſtirt ſo wenig wie die Religion. Um von dieſer Zeit verſtanden zu werden, mußte auch Egmont, der treue Ehegatte einer fürſtlichen Gemahlin, der zärtliche Vater von acht Kindern, den ſeine Familienliebe hinderte, Brüſſel zu verlaſſen, durch Goethe zu einem Roué des achtzehnten Jahrhunderts gemacht worden, der ein edles Bürgermädchen verführt, ſie ihrem braven Bräutigam untreu macht und in einen frevelhaften Tod ſtürzt. Iſt Egmont's Geiſt nicht warnend erſchienen? Es iſt des Dichters erſte Aufgabe, ſeine Zeit darzuſtellen, und Heinrich Leo iſt darum als Kritiker von Eugene Sue zu tadeln, wenn er ihm die Immoralität, Halt- und Werthloſigkeit ſeiner Karaktere vorwirft. Eugene Sue mußte ſie aus der Gegenwart nehmen und ſie ſchildern wie ſie ſind. Goethe aber ging noch weiter, er geſtaltete die Vergangenheit nach der Gegenwart ſittenloſem Leben.

Es iſt indeſſen unverkennbar, daß Goethe gegen das Ende ſeines Lebens andern Ueberzeugungen Raum geſtattete; der Schluß des Fauſt, das veränderte Ende der Stella, eine ſeiner ſpätern Novellen, wo ein Jüngling die Liebe zu einer Fürſtin niederkämpft, ſprechen dafür. Sonſt ſah er in den menſchlichen Geſetzen nur Hemmungen des Glückes und der Freiheit, ſpäter nothwendige Bedingungen äußern und innern Glückes.

Seine frühern Ueberzeugungen konnten auch weder Glück und Frieden gewähren. Er hatte merkwürdiger Weiſe in ſeinen Darſtellungen des Lebens und des Menſchenherzens Eins vergeſſen: das Unſterblichkeitsgefühl. — Byron wurde darum mit ſolcher Theilnahme aufgenommen, weil er der Stimme, die in jedes denkenden und fühlenden Menſchen Bruſt nach Ausdruck rang, Geſtalt und Melodie gab. Ein unendlicher Schmerz war die Folge davon, Verachtung des Genuſſes und eine gottſuchende Verzweiflung.

Vergebens kehrte man zu der Einfachheit des Evangeliums zurück, der Glaube, von der Wiſſenſchaft vertrieben, war nicht mehr vorhanden. Ach, das Herz manches edlen Jünglings erlag dieſer Troſtloſigkeit, und alle religiöſen Kämpfe des Tages ſind die Folgen davon.

Die Vorträge Schleiermachers wurden zwar häufig beſucht, aber auch dieß war Modeſache, obgleich oft, beſonders am Weihnachtsfeſte, die Zuhörer bis vor der Kirche ſtanden. Man konnte aber auch nur von den Gebildeten Aufmerkſamkeit auf dieſe gelehrten Vorträge verlangen. Schleiermacher führte die Religion auf die Natur zurück und auf die Perſon des Stifters, und bewies, daß das Chriſtenthum von allen andern Religionen verſchieden ſei als teleologiſche Geſtaltung der Frömmigkeit. Alle andern Religionsſtifter ſind göttliche Werkzeuge. Chriſtus iſt die Quelle ſeiner Lehre, die Erlöſung wird durch ihn ſelbſt vollzogen, und iſt nicht bloß *durch*, ſondern auch *in* ihm für alle Zeiten gegeben, die von ihm vollzogene Erlöſung iſt eine ungehemmte, für die ganze Menſchheit genügende abſolute Erlöſung.

So lehrte Schleiermacher, aber man verſtand ihn nicht, war doch das Unſterblichkeitsgefühl im Menſchen noch nicht zum Selbſtbewußtſeyn *gekommen*, und darum zweifelte man an aller Offenbarung.

Damals lebte in Berlin ein Mann, philoſophiſch thätig und zurückgezogen von der Welt, der beſtimmt war, *der* Arzt des Weltſchmerzes zu werden: Hegel. Man kannte ihn kaum in Berlin, hier und da ſprach ein Student von ihm, der in ſeinen Kollegien Hefte geſchrieben hatte. Er war beſtimmt, wie der Gottmenſch, erſt nach ſeinem Tode, Alles neu zu geſtalten.

Episode

aus dem

Leben des klaſſiſchen Kammerdieners.

Mitgetheilt von C. W.

I.

Daß wir hier die kecke Ueberſchrift an die Stirne dieſes Aufſatzes ſetzen, das wird uns der freundliche Leſer gewiß verzeihen, wenn wir ihm den Namen Goethe nennen, dem der Verfaſſer des nachſtehenden Bruchſtücks eines Reiſetagebuchs lange Jahre treu gedient hat, bevor er, nachdem ihn noch ein Mal und zwar zum letzten, ein Sonnenblick des irdiſchen Glückes beſtrahlt hatte, zu neuem Ehrgefühl erwacht, verletzt in dieſem, ſich ſelber den Tod gab, ehe er nur ein einziges Mal die ihm von ſeinem Frankfurter Gönner zugeſicherte Lebensrente genoſſen hatte. Seine kurz und gut gefaßte Lebensgeſchichte gab Frau Doktorin Amalie Schoppe, geb. Weiſe, in dem vorletzten Jahrgang der von ihr redigirten, nun aufgegebenen Zeitſchrift: „Neue Pariſer Modeblätter. Verlag von S. H. Meldau in Hamburg,“ nämlich: „Die Lebensſkizze Stadelmanns, Goethe's einſtiger Kammerdiener.“

Wir geben hier ein Stück aus einem Reiſetagebuch, des nun in Gott ruhenden Mannes, und glauben, daß die Naivität deſſelben unſern Leſern einige Unterhaltung verſchaffen wird. Es mag zugleich als Beiſpiel dienen, wie ſelbſt die weniger Gebildeten, welche mit dem großen Dichter in näherer Berührung ſtanden, durch die Macht ſeines großen, einſt ſo unermüdlichen und gewaltigen Geiſtes, in ſeine Zauberkreiſe hereingezogen, ihren eigenen, beſchränkteren Ideenkreis zu durchbrechen ſuchten, und ſich nun eine gewiſſe Bildung mehr oder weniger aneigneten, und zu ihrem Vortheil auszubeuten wußten. So war es auch bei Stadelmann der Fall, der namentlich für Kunſtgegenſtände und für Gegenſtände aus dem Naturreiche ſich einen nicht unbedeutenden Scharfblick erworben hatte.

Bei der ſpeziellen Freundſchaft unſerer Eltern mit Goethe, kam es öfters vor, daß wir als Kind der Aufſicht des Kammerdieners anvertraut wurden, und bei ihm recht gut Belehrung für unſere damaligen Jahre auf dem Wege der Unterhaltung fanden. Aus alter Anhänglichkeit ſchenkte uns Stadelmann in ſpäteren Jahren das folgende, leider nicht ganz erhaltene Tagebuch ſeiner mit Goethe gemachten Reiſe nach Wiesbaden zum beliebigen Gebrauch, und nicht ohne einen kleinen Anſchein von literariſchem Selbſtgefühl.

Den 24 März 1815.

Des Morgens fünf Uhr fuhren wir von Weimar ab. Das Wetter war zweifelhaft, doch wendete es ſich zum Beſſern. Es war etwas kalt und windig, der Weg trocken und gut, und ſo gelangten wir gegen acht Uhr bei Erfurt an, wo Alles mit großer Thätigkeit an den Werken der Feſtung arbeitete. Wir bekamen ſtatt eines Pferdes, ein Maulthier, welches immer zurück wollte. Sobald aber die Stadt zurückgelegt war, haben wir noch nie eine ſo ſchnelle Fahrt gehabt, als dieſe; denn gegen elf Uhr waren wir ſchon in Gotha. Wir bekamen ſchnell Pferde und um drei Uhr gelangten wir in Eiſenach an. Der Brief, welcher unſere Ankunft melden ſollte, war noch nicht angekommen, aber wir trafen Alles in guter Ordnung. Der Schloßvogt war ſehr freundlich und hülfreich. Es wurde bald gegeſſen. Der Kommandant von E. machte ſeine Aufwartung. Ich ſprach viel mit dem Schloßvogt, beſonders aber von Revolution, daß dieſelbe durch Fehler der Großen immer bei dem Pöbel zuerſt ihren Anfang nimmt, bis ſich dann nach und nach größere Köpfe an die Spitze ſtellen, um das Feuer in ſeiner Glut zu erhalten, ja manchmal ohne daß ſie es merken laſſen wollen, noch vermehren. — Des Abends zeigte er mir die Bildergallerie des fürſtlichen Hauſes.

Den 25 Mai früh ſechs Uhr fuhren wir ab. Es war regnerigt und hatte bereits ſchon geregnet, ſchien ſich aber wieder zu beſſern. Wir fuhren auf der ſchönen Baſaltchauſſee ſehr ſchnell vorwärts, wobei eine Wolke ſo viel Regen fallen ließ, daß ich durch und durch naß wurde, welches aber den Tag über wieder trocknete. Dieſe Gegend iſt ſehr angenehm und beſteht abwechſelnd aus Wald

und Fruchtfeldern. Wir gelangten sehr bald in Berka an der Werra an. Ich trank einen Schnaps und hatte meinen Scherz mit den Waschweibern, über Regen und Sonnenschein. Der Herr von Th..., Konsistorialdirektor von E... war hier, und sprach mit meinem Herrn. Die Pferde waren vorgelegt und wir fuhren sehr gut, trotz der Berge, bis Bach. Der Weg ist durchaus sandig, weßwegen man diese Station nicht so schnell wie die übrigen, zurücklegen kann, auch ist der Weg nicht so gut zu verbessern, da in der ganzen Gegend nichts als Sandsteine brechen und diese als Chausseematerial immer wieder Sand geben. Einige tausend Schritte von Bach befindet sich ein Steinbruch, welcher mächtige Sandsteine liefert, die sich sehr gut zum Bauen eignen.

Wir kamen an die Stelle, wo am Wege sehr viel Sand aufgeworfen war. Ich glaubte, daß er aus dem Wege geschafft wäre, aber da ich mit der Postmeisterin über Verschiedenes sprach, so ergab es sich, daß der Sand von einem Stück Feld, welches ihr gehörte, war, welches durch den Regen vom Sande überschwemmt und dadurch die Saat vernichtet war.

Vor Kurzem war der Postmeister gestorben und die Frau ist Wittwe. Man hat von Glück zu sagen, wenn man in Bach gute Pferde bekommt. Es hat folgende Bewandtniß: Die Einwohner müssen der Reihe nach den Postwagen fahren. Nun sagen sie, müssen wir den Postwagen fahren, so wollen wir auch die Extraposten fahren. Das ist von der Behörde gebilligt worden, und nun fährt jeder der Reihe nach Post und Extrapost. Der Ort ist kurhessisch. Es war just Musterung der Pferde für die Kavallerie, wo an die vierhundert Bauernpferde auf dem Markt hielten; meistens junges und artiges Vieh. Die Herren gingen unter den Pferden herum und zeichneten die auf, welche sie behalten wollten. Da gab es frohe Gesichter bei denen, welche mit ihren Pferden wieder nach Hause geschickt wurden: Man sollte gar nicht glauben, daß so schönes Vieh auf dem Lande zu finden sei.

Gegen ein Uhr kamen wir in Buttlar an. Der schon bessere Weg ist an beiden Seiten mit Obstbäumen besetzt; nicht so bergig wie bei Eisenach, und der Ort, welcher im vorigen Jahr ein Schutt- und Aschenhaufen war, steigt neu, das erste Stock der Häuser massiv, von der Erde empor. Es stehen schon sehr schöne und geräumige Häuser unter Dach. Besonders ist das Post- und Gasthaus sehr groß und hoch. Das vorige Jahr, wo noch Alles von den Durchzügen der Franzosen auf ihrer Heimkehr in Schutt und Asche lag, da war es ein elender Aufenthalt für die Menschen, welche nur in Stroh- und Bretterhütten wohnten. Die Schmiede- und Schlosserwerkstätten waren damals nur mit einigen wenigen Brettern gegen den Regen geschützt. Da wandelten die Menschen wie Geister herum und suchten in den Schutt- und Aschenhaufen ein etwa noch erhaltenes Stück Geräthe, oder altes geschmolzenes Metall, verbranntes Eisen ꝛc., um nur ihr Leben durch dessen Verkauf auf einen oder mehre Tage zu fristen. Dieß waren Tage des Jammers, bis die Ernte kam. Jetzt wird man es nicht mehr so gewahr.

Es war der Tag des Fronleichnamfestes, wo Alles in Festkleidern ging und von den Wallfahrten zurückkam. Es war angesetzt, daß wir in Hünefeld zu Mittag essen sollten, als ich aber im Posthause in die Küche trat und nach dem Postmeister fragte, wurde ich Spargel gewahr, der so eben auf den Tisch spazieren sollte. Halt! dachte ich, das ist etwas für meinen Herrn! — geschwind am Wagen und die Nachricht gebracht! — Der Herr stieg aus und verzehrte dem Herrn Postmeister seinen Spargel, dann ging es weiter nach Hünefeld. Hier war Alles auch in Sonntagskleidern. Ich sah auch, daß vor der Thüre des Geistlichen der Boden mit Blumen bestreut war. Ich ließ daselbst die Schatulle öffnen, weil wir glaubten, daß der Schlüssel verloren gegangen sei. Von da ging es nach Fulda, wo wir des Abends sieben Uhr ankamen. Wir stiegen in der Post aus, wo der Postmeister eine große Freude hatte, uns wieder zu sehen. Wir bekamen unser altes Logis und da waren wir zu Hause. Ich sprach mit der Wirthin viel von Fulda, daß es der Großherzog (Karl August) ausgeschlagen habe, weil er fürchtete, daß die Großfürstin ihren Hof da halten würde, und er es nicht haben wollte. Das konnte die Wirthin nicht begreifen. Sie meinte, Fulda wäre doch so schön und das schöne Schloß würde ihm gewiß gefallen. Ich durfte nun freilich nicht

ſprechen, als wie ich es wußte, um ſie nicht zu beleidigen.

Fulda iſt allerdings ſchön und verdient einen guten und gerechten Fürſten, aber Fulda iſt arm durch die alles zerſtörende Zeit und durch ſchlechte Verwaltung. Die Fürſten von Fulda wurden aus den drum herum wohnenden Pröbſten zu Fürſten erhoben, welche nicht zu Fürſten geſchaffen waren, auch nicht erblich werden konnten. Daher ſorgte ein Jeder nach ſeiner Weiſe nur für ſich und Dasjenige, wozu er die größte Neigung fühlte, oder für das, was er leidenſchaftlich liebte. Da nun dieſe Herren alle geiſtlich waren, folglich eine entſchiedene Neigung zu Stiftungen für ihre untergebenen Seelſorger haben mußten, um in den größten Ruf der Frömmigkeit zu kommen und als gerechte und wohlthätige Fürſten ausgeſchrien zu werden, entſtanden eine Menge milde Stiftungen für die Geiſtlichen, welche alle von dieſem oder jenem Fürſten ſtammten und nicht umgeſtoßen werden konnten; ſo daß die Unterthanen nicht genug geben konnten und ihnen kaum noch die hölzernen Schuhe blieben, um ſo viele faule Bäuche zu ernähren. Hiezu kamen noch die Drangſale der Zeit und des Krieges. Woher nun dieſe ungeheueren Forderungen beſtreiten? — Hier ſah man kein anderes Mittel, als die Domänen, welche allenfalls dem Lande eine kleine Linderung ſchafften, zu verkaufen. Die daraus gelöſten Summen ſind zerfloſſen, die Domänen nicht mehr verhanden; die Geiſtlichkeit beſteht auf die ihnen von fürſtlicher Huld verſprochenen jährlichen Einnahmen, und keiner der neu gewählten Fürſten wollte hart gegen Diejenigen handeln, welche ihn durch ihre Zuſtimmung erſt zur fürſtlichen Würde verholfen hatten. Die ehemaligen Domänen beſitzen reiche Frankfurter Kaufleute, die Stiftungsurkunden die Klöſter und die Geiſtlichkeit. Wollte man nun den Geiſtlichen und Klöſtern etwas abziehen, ſo würden dieſe über Bedrückung klagen, welche man gegen Geſalbte und Geweihte der heiligen Maria verübte, und ſie würden es bei den noch jetzt verblendeten Schaafen, welche ſie zu hüten haben, bald genug zur Unzufriedenheit bringen! — Was würde ein Großherzog von Weimar thun? — Nichts Beſſeres, als weder auf Stiftungen noch ſonſt auf etwas anderes achten, die Klöſter von ihrem Inhalt leer machen, die Geiſtlichkeit dabei abſetzen, oder ihnen weltliche Aemter geben. Der übrigen Geiſtlichkeit im Lande mehr Arbeit geben, das heißt einem Geiſtlichen mehre Kirchen, wie es bei uns auch der Fall iſt, oder einer Kirche mehre Dörfer einpfarren. Die Geiſtlichkeit in und um Fulda und die dazu gehörigen Diener machen ein anſehnliches Perſonal aus, und warum das? — Eine oder zwei Kirchen ſind genug. Die Klöſter ſind zu reinigen; was ſind die Mönche nütze? — Sie müſſen der Welt wiedergegeben werden und arbeiten lernen. Die Gebäude müſſen zu nützlicheren Zwecken verwendet werden! — Wollte ein Großherzog ſo verfahren, und gewiß würde er das, was würden die frommen Fuldenſer dazu ſagen? — Sie würden den ſo ſehnlichſt erwünſchten Landesherrn gar bald in's Fegfeuer wünſchen und über ihn die ſchlimmſten Prophezeihungen ausſprechen! — Die Stiftungen würden ſämmtlich umgeſtoßen, ſo bald ſie nicht zur Unterhaltung der Kirchenbaue und Reparaturen beſtimmt ſind. Die Renten, die Zinſen, die Zehnten, alle dieſe Abgaben müſſen den Bewohnern des Landes erlaſſen und durch mäßige Steuern, welche am zweckmäßigſten an den Fürſten ſelbſt zu entrichten ſind, vertreten werden. Ferner müſſen alle Kloſterfrohnen den Unterthanen erlaſſen und auch einige Feſte eingeſtellt werden; denn bei den Katholiſchen vergeht kaum eine Woche, wo nicht neben dem Sonntag noch ein oder mehre Feſte gefeiert werden; beſonders da, wo viele Kapellen ſich befinden, wo die eine dieſem Heiligen, die andere jenem Heiligen geweiht iſt. Hätte ich dieß Alles der guten Wirthin geſagt, ſo hätte ſie Gift und Galle auf mich geworfen, daß ich ſo ein Entehrer des Heiligthums ſei; da dieſe Leute mit der einmal gewohnten Laſt, und wäre ſie auch noch ſo drückend, zufrieden ſind, ſo geht es einem andern auch nichts weiter an.

Gedichte

von

Raphael Weber.

1.

Ein Grab.

Du biſt vergeſſen, die Du hier begraben,
Kein Kranz umrankt mehr Deinen Leichenſtein,
Sie ruhen auch, die Dich betrauert haben,
Das Leben Dir bekränzet frühlingsrein,
Und noch im Tod mit Blumen Dich umgaben, —
Gebroch'nen Herzens ſenkte man ſie ein.

Die Bäume rauſchen in dem Abendwinde,
Erinn'rung hauchend trüb und wehmuthleis;
Einſt grub ich Deinen Namen in die Rinde
Mit feſter Hand, das Herz ſo liebeheiß;
Du lächelteſt gleich einem Himmelskinde, —
Du ſtarbſt, ich ging — und kehre nun als Greis.

Als ich Dich ſah, bekränzt die dunklen Locken,
Das ſchmerzliche verklärte Angeſicht,
Verſtummet Deiner Stimme weiche Glocken,
Erloſchen Deiner Augenſterne Licht —
Mein Blick war feſt und meine Augen trocken,
Ich war zerſchmettert, doch ich weinte nicht.

Du warſt begraben und ich bin gegangen,
Es duldete mich nicht an dieſem Ort,
An dem ich Dich geſeh'n im Jugendprangen,
Gelauſchet Deines Mundes ſüßem Wort;
Hab' an Dein Grab den Lebenskranz gehangen,
Den jäh zerriſſenen — und ſtürmte fort.

Umhergeſchifft auf Meer und Lebenswellen,
Nach langem Wandern komm' ich wieder her
Und ſammle die verſtäubten Immortellen,
Die leichten Blättchen — doch ſo centnerſchwer;
Es will im Herzen keimen mir und ſchwellen:
Du armes Herz, Dein Frühling kehrt nicht mehr!

Ich habe viel gewirkt im wilden Leben
Mit ſtolz emporgeraffter voller Kraft,
Und Frieden hat mir Werk und Zeit gegeben
Und Lebensmuth was ich ſo ernſt geſchafft.
Ernſt war mein Wollen und gekrönt mein Streben,
Und ich war ſtark, ich trug des Lebens Haft.

Jetzt iſt mir's wie ein wunderliches Träumen
Vom Leben und von einer dunklen Zeit,
Von Sturm und Tod und von der Wogen Schäumen,
Von tiefem, unberechenbarem Leid,
Und jetzt — und wieder unter dieſen Bäumen
Ein Ruhen nach dem jahrelangen Streit.

Hier will ich ruhen, wo die Luft verklungen,
Wo mich das Leben mahnend aufgeſchreckt,
Wo meiner Jugend Golderinnerungen
Der grüne eingeſunk'ne Raſen deckt,
Wo mich das Leben und der Tod umſchlungen,
Da will ich ſchlummern, bis Dein Kuß mich weckt.

— Er iſt entſchlummert. Gute Menſchen haben
Ihn neben ihr, die er geliebt, begraben.

2.

Habe Frieden!

Rothe Roſen, weiße Roſen,
Heiße Liebe, todtes Sehnen,
Wie der Weſt und Sturmestoſen
Sind ſie näher wie wir wähnen.
Glühend Herz, Du nimmer ſtilles,
Du bewegtes Meer des Lebens,
Habe Frieden, denn Gott will es,
Und Dein Klagen iſt vergebens.

Rothe Roſe meiner Wunde,
Die mein Herzensblut ergoſſen,
Solchem blutgetränkten Grunde
Iſt Dein dunkler Kelch entſproſſen.
Und es brennet und es glühet,
Will ſich nicht zur Ruhe geben,
Und was durch die Seele ziehet
Alſo heiß, das iſt das Leben.

Leben — Schmerz: ein ewig neuer,
Aufgewachſen aus dem alten,
Wie ſich vieler Roſen Feuer
Aus dem einen Stamm entfalten;
Wie in tiefen, ſtillen Meeren
Immer neue Perlen keimen,
Wie die Sterne ſich vermehren
In den unerforſchten Räumen.

Kleines Herz, vergiß Dein Klagen,
Um Dich her die freien Blicke!
Sieh, im Oſten will es tagen
Ueber dunklem Weltgeſchicke:
Morgenröthe will umkränzen
Schon die Stirn' von langen Nächten,
Ohne Sterne, ohne Glänzen
Freiheit aufgeh'n über Knechten.

3.

Phantaſie.

Es ſtürmt das Meer und ein erhaben Wort,
Emporgetragen aus der düſtern Tiefe,
Brauſt wild und hehr, ein mächtiger Accord,
Des Geiſt's geheimnißvolle Hieroglyphe.
Wie abgewehet von der Menſchheit Baum,
Hier, dort ein Blütenblatt in weiter Ferne,
Und d'rüber ſteht, ein heil'ger Himmelstraum,
Des Weltalls Blumenflor, das Heer der Sterne.

Ihr Gesicht, ihre Hände und ihre Füße sind weiß, ihr Leib ist mit Schuppen bedeckt, ihr Schwanz ist lang und ihre Augen sind rot. Sie ist sehr schnell und kann sich in Sekundenschnelle in jede beliebige Richtung bewegen. Sie ist sehr scheu und lebt in Höhlen und Felsspalten. Sie ist sehr selten und nur wenige Menschen haben sie jemals gesehen.

Der Drache

Der Drache ist ein großes, geflügeltes Reptil mit einem langen Hals, einem langen Schwanz und vier Beinen. Er hat eine dicke, schuppige Haut, die in verschiedenen Farben vorkommt, von Grün über Rot bis Schwarz. Sein Kopf ist groß und hat eine lange Schnauze mit scharfen Zähnen. Seine Augen sind groß und leuchten oft in der Dunkelheit. Er hat zwei große, ledrige Flügel, mit denen er fliegen kann. Seine Klauen sind scharf und kräftig. Er kann Feuer speien, indem er eine brennbare Flüssigkeit aus seinem Maul ausstößt und diese dann entzündet. Er ist ein sehr gefährliches Tier und sollte nicht unterschätzt werden.

Bestrafte und Strafen.

§. 1. Wer Jemanden vorsätzlich tödtet, soll mit dem Tode bestraft werden.

§. 2. Wer Jemanden aus Fahrlässigkeit tödtet, soll mit Gefängniß bestraft werden.

§. 3. Wer Jemanden vorsätzlich verletzt, soll mit Gefängniß bestraft werden.

§. 4. Wer Jemanden aus Fahrlässigkeit verletzt, soll mit Geldstrafe bestraft werden.

§. 5. Wer Jemanden vorsätzlich tödtet, soll mit dem Tode bestraft werden.

§. 6. Wer Jemanden aus Fahrlässigkeit tödtet, soll mit Gefängniß bestraft werden.

§. 7. Wer Jemanden vorsätzlich verletzt, soll mit Gefängniß bestraft werden.

§. 8. Wer Jemanden aus Fahrlässigkeit verletzt, soll mit Geldstrafe bestraft werden.

§. 9. Wer Jemanden vorsätzlich tödtet, soll mit dem Tode bestraft werden.

§. 10. Wer Jemanden aus Fahrlässigkeit tödtet, soll mit Gefängniß bestraft werden.

§. 11. Wer Jemanden vorsätzlich verletzt, soll mit Gefängniß bestraft werden.

§. 12. Wer Jemanden aus Fahrlässigkeit verletzt, soll mit Geldstrafe bestraft werden.

Lustspielpreisaufgabe bestimmt gewesen. Ein untergeordneter Beamter soll es für „zu ernsthaft" erklärt haben. Später machten die Preisrichter Laube den Vorwurf, daß er sein Werk nicht eingesandt habe. Keiner von denselben hatte Kenntniß davon genommen.

*** Eine Zusammenstellung, „Sonst und Jetzt" überschrieben, weist in der Spener'schen Zeitung nach, daß im Jahr 1824 unter Graf Brühl, vom 1 Januar bis zum 31 März in 48 Vorstellungen 20 Opern und 11 Operetten (nebst ihren Wiederholungen) gegeben wurden, während 1846 unter Herrn von Küstner in derselben Zeit nur 35 Vorstellungen, d. h. 14 Opern und 4 Operetten nebst ihren Wiederholungen statt fanden. Damals war Spontini, jetzt ist Meyerbeer an der Spitze. Opern wie die Hochzeit Figaro's, die Zauberflöte, Fidelio, Armide, Iphigenia in Tauris, Alceste, Axur, sind jetzt ganz vom Repertorium verschwunden. Seltsam trifft es zusammen, daß 1824 wie 1846, in denselben 3 Monaten, Don Juan 1 mal, die Vestalin 2 mal, der Freischütz 3 mal gegeben wurden. Für die damalige Prachtoper Nurmahal, welche 4 mal aufgeführt wurde, ward in diesem Jahre Ein Feldlager in Schlesien gleichfalls 4 mal gegeben. Jenes ein Werk Spontini's, wie dieses Meyerbeer's. Katharina Cornaro wurde gleichfalls 4 mal gegeben. 1824 sah man eine Nachtwandlerin 2 mal, von Karl Blum komponirt; 1846 die Nachtwandlerin von Bellini gleichfalls 2 mal. Dergleichen Zusammenstellungen, nach einem weitern Plane und nicht so willkürlich entworfen, könnten belehrende Ergebnisse liefern.

*** Ein französischer Schriftsteller. Alexander Dumas ist nun nicht allein Eigenthümer und Privilegiumsbesitzer des großen neuen Theaters, welches zu Paris unter dem Namen théatre Montpensier erbaut wird, sondern er hat sich auch am 13 Februar auf einundfünfzig Jahre in den Besitz des Erbpachts des Theaters zu St. Germain en Laye und seines Zugehörs gesetzt. Er hat in diesem Orte ein schönes Eigenthum, eine Villa, wohin er sich zurückzieht, um dem Lärm zu entfliehen. Man glaubt, daß die Scene von St. Germain von ihm dazu benützt werden solle, während seines Aufenthalts daselbst dramatische Feste zu seinem Privatvergnügen zu begehen.

*** Als die Rachel neulich Jeanne d'Arc gab, und eine überaus glänzende Damenreihe die Logenreihe füllte, bemerkte man eine junge schöne Frau, die sich wahrscheinlich nach der Vorstellung auf einen Ball begeben wollte, in einer sehr prächtigen Toilette, die sich aber noch besonders dadurch auszeichnete, daß Hals und Schultern überaus entblößt waren und der obere Saum ihres Kleides kaum bis an die Logenbrüstung reichte. Augenblicks waren alle bewaffneten und unbewaffneten Blicke auf sie gerichtet, da keine der anderen Damen ein so mythologisches Kostüm trug. Man konnte sie mit Venus vergleichen, die so eben aus dem Meere steigt, wie ein älterer Kenner behaupten wollte. Als im Zwischenakte der Gatte der Dame einen seiner Freunde im Foyer einlud, seine Frau in ihrer Loge zu begrüßen, antwortete dieser: Ich hätte es sehr gern gethan, wenn ich nicht fürchten müßte, den Anstand zu verletzen. — Wie meinst Du das? fragte der Mann. — Um mich Deiner Frau vorzustellen, muß ich doch wohl warten, bis sie angekleidet ist.

*** Die jetzige Gemäldeausstellung in Paris ist die neunundsechzigste in den Sälen des Louvre. Die erste fand im Jahre 1699 statt. Eine zweite folgte erst vor dem Tode Louis XIV im Jahr 1704. Unter der Regentschaft wurde keine angeordnet. Unter Louis XV gab es vierundzwanzig Ausstellungen von 1737 bis 1773; unter Louis XVI neun, von 1775 bis 1791. Unter der Republik, dem Direktorium und dem Consulat fanden acht Ausstellungen statt, von 1793 bis 1802, alle Jahre, mit Ausnahme von 1794. Bis dahin gab es keine Jury, welche über die Annehmbarkeit der Gemälde aburtheilte. Als jedoch am 18 Juli 1793 der Convent alle Akademien aufgehoben hatte und eine General-Commune der Künste an deren Stelle setzte, wurde auf Davids Antrag diese in eine Jury umgestaltet. In dieser, aus sechzig Mitglieder bestehend, finden sich unter Anderen folgende Namen: Hebert (père Duchesne), Fleuriot, Substitut des öffentlichen Anklägers, Roufin, General der Revolutionsarmee, der Patriot Hazard, eine Schuhmacher, die Celebrten Laharpe, Lebrün, Monge, die Schauspieler Monvel, Laya, Talma, Michaud, dann Maler und Bildhauer u. s. w. Der Convent forderte, daß jedes Mitglied seine Meinung schriftlich nebst den Gründen abgebe. Das Protokoll des ersten Jahres wurde gedruckt. In gegenwärtigem Jahr bestand die Jury aus zwanzig Mitgliedern der Akademie.

*** Die Herren, welchen die Entscheidung über die Annahme der Bilder zur Ausstellung im Louvre obliegt, haben viel zu leiden. Wer gekränkte Künstlereitelkeit kennt, wird wissen, welche Mittel hier in Bewegung gesetzt werden. So sah man neulich auf dem pont-royal einen großen leeren Rahmen so aufgestellt, daß er den Lauf der Seine und die schönen Baumgruppen einfaßte, welche sich nach der Seite von St. Cloud erstrecken. Unter dem Rahmen war ein Zettel angeheftet, welcher die Inschrift enthielt:

Paysage refusé par le jury.

Diese Verspottung war wenigstens nicht ohne Geist.

*** Als im Jahre 1815 Denon, als damaliger Direktor des Museums, Talleyrand bat, wegen der Zurückforderung der Kunstgegenstände bei den Verbündeten Schritte zu thun, damit die durch die Siege Napoleons vereinigten Schätze nicht wieder zersplittert würden, erwiederte der Staatsmann: Laissez aller les choses, toutes ces questions de tableaux à rendre ou à garder ne sont point une affaire. (In Vaulabelle's Histoire des deux restaucations.)

*** So wie früher die englischen Sandwiches, jene feinen, man könnte sagen, gemeißelten Butterbrödchen, die nebst ihrem ganzen Inhalt fast durchsichtig sind, die Pariser Theegesellschaften eingenommen hatten, so thut dieß jetzt der Savarin, eine Art von süddeutschem Gugelhupf, der mit Mandeln gefüllt und mit Rhum getränkt ist. Kein Raout, kein Thee, keine Soiree ohne Savarin.

Das neunte Modebild als artistische Beilage.

Ausgegeben am 20 April 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Digitized by Google

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. -- Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 19. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Episode aus dem Leben des klassischen Kammerdieners Mitgetheilt v. C. W. (Schluß). -- Politische Grillen. Von Fr. Gutzkow. — Rangeloſſen.

Episode

aus dem

Leben des klassischen Kammerdieners.

Mitgetheilt von C. W.*

(Schluß.)

Fulda ist schön, ansehnlich groß und hat sehr wohlgebaute Häuser, auch artige Anlagen, besonders beim Schloß und der Hauptkirche. Die Stadt hat aber nicht viele gerade Straßen, welche jedoch immer reinlich sind und ein gutes Pflaster haben. Die Umgebungen sind sehr schön. Es hat in einer Entfernung von einer Stunde und etwas weiter drei schöne Berge, auf welchen die Schlösser der Pröbste stehen. Ein schönes Schloß nebst einer großen Fasanerie, liegt in der nämlichen Entfernung, wo die Fürsten im Sommer residierten. Es befindet sich ein ansehnliches Stück Wald dabei, welches rings herum mit einer Mauer umgeben ist. Die Lage des Schlosses ist wie die von Belvedere bei Weimar, und kann sehr gut, bis auf die große Gärtnerei, damit verglichen werden. Diesen Sommersitz der Fürsten hatte Napoleon einem seiner Marschälle, ich glaube Duroc, geschenkt. — Eine Viertelstunde von Fulda ist der Johannisberg, einem Frankfurter Kaufmann gehörend, welcher da, wo sonst heilige Ceremonien verrichtet wurden, jetzt Tabak fabrizirt. Das Franziskanerkloster steht einen Büchsenschuß von Fulda auf einem schönen Hügel, von wo aus man die schönste Aussicht genießt und die ganze Stadt übersieht. Am Fuße des Hügels fließt die Fulda. In diesem Kloster sitzen noch Franziskanermönche.

Die zwei Mädchen im Hause waren sehr behülflich und munter; sie thaten Alles, was sie mir nur an den Augen absehen konnten, mit der größten Bereitwilligkeit. Sie waren höflich, scherzhaft und vergnügt, so daß mir das Wesen gefiel und ich die größte Zeit in der Küche zubrachte, wohin dann und wann auch die Töchter vom Hause kamen, und auch der Herr Postmeister, um sich an-

* 18. Lief. S. 282.

gelegentlich nach den Russen zu erkundigen, die sie in einigen Tagen erwarteten; oder vielmehr die man in den Zeitungen uns durch leere Gerüchte auf diese Straße nachmarschiren ließ, so daß die armen Leute vor Angst nicht wußten, was sie thun sollten. — Nicht weniger erschracken die Mädchen, als ich über eine Stunde schon da war und auf einmal ein Zimmer verlangte. Da machte Eine der Andern Vorwürfe und wollte sich Jede ausreden und mir nun Beide zugleich ein Zimmer anweisen. Ich sagte ihnen aber, daß es nun nicht nöthig wäre, denn ich hätte mich selbst einlogirt in das alte, wo ich schon zweimal logirt hatte. Da lachte Eine die Andere aus und freute sich. Nun, was wollte ich thun? ich lachte mit. Ich verlangte Bier, ehe ich mich es versah, kam Jede mit einem Kruge Bier. Jetzt hatte ich anstatt einem Krug, deren zwei. Hier gab es wieder etwas zu lachen, und so andere Dinge mehr. Ich unterhielt sie mit allerlei Possen, trotz dem Fronleichnamsfeste. Früh hatte ich zur bestimmten Zeit meinen Kaffee, was man sonst in einem Gasthof selten trifft. Nun so fuhren wir

am 26 Mai Morgens 5 Uhr

von Fulda nach Neuhof, vier Stunden von Fulda. Der Weg dahin führt über die Brücke, auf welcher die Bildsäulen von verschiedenen Bischöfen stehen, der Höhe zu, ungefähr eine Stunde von Fulda, von wo aus man die schönste Aussicht über die ganze Gegend in einem Umkreis von gewiß zehn Stunden genießt. Nur Schade, daß Fulda ganz in der Tiefe in einen leichten Nebel gehüllt war, der aus dem Flusse aufstieg und uns die Stadt nicht deutlich sehen ließ, welche doch eigentlich die Krone dieser Gegend ist; ja bei heiterem Wetter so ganz bezaubernd, daß man sich nicht satt sehen kann, denn manche Berge steigen gerade in die Höhe und oben auf liegt ein Schloß oder Kloster, welches einen angenehmen Eindruck macht, so daß einem der Wunsch entfährt, auch so zu wohnen, denn luftig und gesund muß solch ein Wohnsitz seyn und die Aussicht herrlich, ja himmlisch. Doch ist dieß ein Genuß, der wie jeder andere zum Ueberdruß, und am Ende nicht mehr in Betracht gezogen wird. In dieser Hinsicht gleicht der erwachsene Mensch dem Kinde, das nach Allem greift, was da glänzt, oder ihm sonst gefällt, es aber bald wieder auf die Seite legt und es überdrüssig hat. Diese Beobachtung mag hier einen Platz einnehmen, denn während man auf der Fahrt von einer Station zur andern nichts zu thun hat, so muß man sich wenigstens mit Denken beschäftigen. Der Bauer und der Fürst lebt; der Bauer bei schwarzem Brod und Wasser, im Schweiße seines Angesichts; der Fürst bei den köstlichsten zubereiteten Speisen und Getränken, welche er im kühlen Zimmer oder in wohlgeheizten Stuben in Ruhe und der angenehmsten Unterhaltung verzehrt; und Beide wünschen sich noch mehr! — Dem Bauer wäre es nicht zu verdenken, wenn er sich ein etwas bequemeres Leben wünscht, aber der Fürst, der von einem Vergnügen zu dem andern fliegt, dem Alles erfüllt wird, was er befiehlt, was bleibt dem zu wünschen übrig? — Gewiß nichts als thörichte Wünsche seines Uebermuthes, und doch hat er zu wünschen bis an sein Ende, und sollte es weiter nichts seyn als Vergrößerung seiner Länder, seiner Würde und seiner Titel. — Der Bauer wünscht ein bequemeres Leben. Ich gebe zu, daß er es durch Fleiß und Arbeitsamkeit erhält, daß er kein schwarzes Brod mehr zu genießen braucht, daß er bequemer wohne, als sonst; wird er, wenn er es eine Zeitlang genossen hat, glücklicher seyn als vorher? — Gewiß nicht! er wird nicht an das Vergangene denken, er wird sich der elenden Lage kaum erinnern und wird neue Wünsche haben, die er gern befriedigt sehen möchte und so wünscht er, und strebt nach einem immer Höheren und Besseren, bis der Sensenmann ihm die Kräfte raubt. Diese Betrachtung, so richtig als sie ist, so grundfalsch ist sie auch:

Was wäre das Leben
Ohn' Wünschen und Streben,
Was wäre die Welt
Wenn Wünschen ihr fehlt? —
Die Wünsche sind Federn
Zu den Rädern des Streben.
Das Streben sind Federn,
Die Welt zu beleben!

Denn ausgemacht richtig ist es, wenn wir nichts wünschen, würden wir nach nichts streben, und die Welt würde sammt allen ihren Schönheiten, die sie von Natur hat,

ſammt allen ihren Bewohnern ein todter Klotz ſeyn.

So wird man öfters in Gedanken in Labyrinthe geführt, aus denen man ſich nicht eher wieder findet, als bis die Reſultate derſelben von mehr als einer Seite zuſammentreffen, und das Ganze als Seifenblaſe vor uns ſchwebt und im Augenblick zerſpringt.

Der übrige Weg bis Neuhof war gut. Wir langten bei guter Zeit an und fanden bald andere Pferde. Im vordern Magazin hatte ſich etwas los gemacht, es kamen einige Papiere zwiſchen dem Deckel heraus, ich brachte es in Ordnung, bezahlte das Poſtgeld und vernahm von dem Poſtmeiſter die Furcht vor den Ruſſen, welche ſchon angekündigt waren, und hier wie an andern Orten durch voreilige Reiſende, die vermuthlich gern etwas erzählen wollten und nichts wußten, und ſo die Menſchen anderthalb Monate vorher in Angſt und Schrecken ſetzten. Ich ſagte, was ich mit gutem Gewiſſen ſagen konnte und beruhigte die Menſchen einigermaßen. Wir reiſten nach Schlüchtern ab; da kam uns noch ein Wagen hinterdrein, von dem wir aber keine Notiz nahmen. Ich hatte das Poſtgeld bezahlt, wir fuhren ab, doch mußte ich den Namen im Buche eintragen, das iſt ſo hier der Gebrauch, weil kein Militär in der Stadt war und am Thore Niemand fragte. Das hatte der Herr geleſen der in dem hintern Wagen ſaß, er kam uns aber immer erſt nach, wenn unſere Pferde ſchon vorgelegt waren und die Fahrt weiter ging. Unter der Zeit, daß wir da hielten, zeichnete mein Herr im Wagen, was es aber war, habe ich erſt in Wiesbaden geſehen: er hatte alle Häuſer nebſt Brücke, Ecken und Straßen, ſo weit er ſehen konnte, in einen artigen Umriß gebracht. In Wiesbaden hat er mit Tuſche, Schatten und Licht dem Ganzen gegeben, und es iſt nicht zu verkennen. Die Reiſe ging nach Saalmünſter, welches Bairiſch iſt. Mein Herr unterhielt ſich mit einem Dragoner von dem da ſich befindenden Militär. Ich beſorgte Alles im Poſthauſe und vergaß nicht, einmal zu trinken, denn ich hatte Durſt. Das war auch nothwendig.

Die Reiſe ging weiter nach Gelnhauſen. Der Poſtillion war einer von den Rechten. Durch Saalmünſter ging die Fahrt ganz langſam, auch ein Stück vor der Stadt, dann aber kam die herrliche Chauſſee, und mein Schwager ſchwang ſeine Peitſche, dann ging es wie ein Pfeil bis Gelnhauſen, ſelbſt Anhöhen hinauf. Ich fragte ihn darüber, er aber antwortete: ich kenne meine Pferde.

Kurz vor Gelnhauſen geht der Weg aufwärts an den Berg hin, bis zu einer ziemlichen Höhe, und es iſt eine entſetzlich enge Paſſage. Ich möchte wiſſen, wie es Napoleon zu Muthe geweſen ſeyn mag, als er erfuhr, daß die Baiern ſchon bei Hanau ſtanden; denn als er von Leipzig kam, — ei! ich wollte ſagen geſagt wurde, mußte er nothwendig dieſen Paß haben, ohne dem wäre er nicht nach Mainz und auch da nicht über den Rhein gekommen. Er hätte ſich bequemen müſſen, links nach Aſchaffenburg und Darmſtadt zu gehen, und wäre höchſtens bei Oppenheim oder bei Mannheim über den Rhein gekommen. Der Paß geht hoch am Berge und iſt ſo enge, daß an vielen Stellen eine ganze Strecke nur ein Wagen Platz hat. Das Thal zu den jenſeitigen Bergen, die auch ſehr ſteil ſind und ſich lang hinziehen, iſt mit lauter Waſſergräben durchſchnitten. Uebrigens Sumpf, wo der Kinzigfluß ſich durchwindet, der nach Hanau geht. Hätten die Baiern dieſen Paß beſetzt gehabt, ſo hätten ſie Napoleon auf einige Zeit können in eine verzweifelte Lage bringen; denn zwiſchen Bergen eingeengt, hätte er in Höllenangſt ſitzen und alle Augenblicke befürchten müſſen, die Baiern kämen von dieſer oder jener Seite und fügten ihm Schaden zu.

Ich erkundigte mich in Gelnhauſen und erhielt zur Antwort: daß die Infanterie wie Katzen durch die Weinberge geklettert wäre. Einen beſſern Begriff kann ſich Derjenige von dieſen Bergen machen, der die Sonnenberge bei Jena geſehen hat und ſich denkt, daß an der Hälfte des Berges zwiſchen zwei mannshohen Mauern der Weg nach Gelnhauſen führt. Mit zwei Kanonen wäre er hinlänglich beſetzt geweſen und mit zweihundert Scharfſchützen, welche die weggeblaſen hätten, die durch die Berge dringen wollten. Es war aber nicht geſchehen; die Baiern erwarteten ſie bei Hanau, und das war auch gut!

Mich traf ein dummer Fall daſelbſt; erſtlich war die eine Schraube und Schraubeneiſen zerbrochen am vordern Magazin, das mußte ich mit Bindfaden ſo gut als mög-

lich zu machen ſuchen, dann weiter hin, wo eine Anhöhe kam, wo ich zu Fuß hinauf ging, ſah ich nach dem Koffer und fand das Schloß aus allen Nägeln geriſſen und noch am Schloßhacken hängen. Ich ließ halten und band den Koffer mit Stricken zu, was auch recht gut war, und hing da eine Klappe von Leder über das Ding, ſo daß es kein Menſch gewahr wurde. Aber der Schloſſer, welcher den Koffer über acht Wochen gehabt und das Schloß ganz neu gemacht hatte, verdiente, daß man ihn nicht bezahlt hätte. Jedoch ich habe mir geholfen ſo gut es auf freier Straße ging, und es hielt auch bis Wiesbaden. — Weiter vorwärts blies der Poſtillion in's Horn, was es bedeuten ſollte, war mir bekannt, aber einem Betrunkenen war es unbekannt. Es kam ein Fuhrmann, der eine ungeheuer breite Spur am Wagen hatte. Nun war juſt auf der Stelle der Weg etwas breiter, als an anderen, aber doch kaum ſo breit, daß zwei neben einander vorbeifahren konnten. Unſer Wagen mußte ſo viel als möglich auf den Rand der Mauer fahren, und hing ganz ſchief zum Umfallen. Ich trat in den Tritt und hielt ſo viel als nur immer möglich für das Umfallen wieder. Der Wagen des Fuhrmanns ging ſachte heran; das Fluchen von beiden Seiten hörte auf und die guten Worte des betrunkenen Fuhrmanns machten, daß wir halfen, allein es war nicht zu hindern, das eine Rad kam in das andere von unſerm Wagen, und ſo war guter Rath theuer. Da kamen noch einige Karren mit Militär, halfen unſern Wagen noch ein wenig zurück heben, und ſo ging es dann wieder von ſtatten. Die Karren, welche nicht ſo breit waren, gingen beſſer vorbei. Wir fuhren nach Gelnhauſen ein, welches als Merkwürdigkeit einen Thurm mit zwei Spitzen beſitzt, wovon die eine ſchief hinaus läuft und man bewundert, daß es möglich iſt, daß er ſo lange Jahre ausgehalten und ſo lange Sturm und Wetter widerſtanden hat. Die Straßen ſind ſehr enge und ſchief. Es wohnen viele Juden in der Stadt, welche aber faſt Alle arm ſind. Wir aßen bei einem Juden zu Mittag, dem wir in die Hände gerathen waren. Ich band an dem Wagen, was loſe war, feſt, und ſo fuhren wir wieder weiter bis Hanau, welches ſieben Stunden von Gelnhauſen liegt. Auf halbem Wege hielt der Poſtillion ſtille, um ſeinen Pferden ein wenig Brod zu geben. Der Herr, welcher uns ſchon den ganzen Tag immer gefolgt war, kam uns hier nach, ſtieg aus und kam an unſern Wagen und grüßte den Herrn freundlich. Wer war es? — Der Herr Nikolaus Schmidt von Frankfurt am Main. Die Freude war groß und die Poſtillione benutzten die Zeit zum Trinken und Eſſen ſehr gut. Endlich fuhren wir nach Hanau, wo ſich ebenfalls Bekannte am Wagen einfanden, die ſich erboten, noch mehre zu holen. Aber der Herr bat, ſie möchten es nicht thun, da er dieſen Abend noch nach Frankfurt wolle. So ging es dann weiter. Ein kleines Stück vor Hanau wechſelten die Pferde. Wir bekamen ſtatt drei, zwei Pferde, aber noch nie ſind wir ſo ſchnell gefahren als hier, und kamen bei guter Zeit in Frankfurt an. Wir fuhren, da wir am andern Morgen ſo früh als möglich nach Wiesbaden abreiſen wollten, am Schwan an. Ich verſuchte den Paß viſirt zu bekommen, allein es war zu ſpät, die Herren waren ſchon nach Hauſe und wir mußten warten bis andern Morgens halb neun Uhr, ehe ich den Zettel zum Auslaſſen bekam.

Dieſen Abend ging ich noch zu Franz Bolongaro, um mir etwas Tabak zu kaufen, dann zu den Mädchen zu Schloſſers, welche eine ſehr große Freude bezeugten und tauſend Fragen thaten. Ich bat um die Adreſſe von einer und erhielt ſie auch augenblicklich von der Kammerjungfer Henriette Nebelſide. Ich eilte, als ich Abſchied genommen, auf die Poſt und beſtellte Pferde auf den andern Tag und befragte mich wegen dem Verhalten, um den Paß ſo ſchnell als nur immer möglich zu bekommen. Den andern Morgen, als ich Alles aufgepackt hatte, ging ich mit dem Paſſe nach dem Bureau, mußte aber fünf Viertelſtunden ſtehen, ehe ich ihn bekam. Während ich da lauerte, kam der Sohn und Kutſcher von Franz Brentano, welche mich grüßten, ohne daß ich ſie gewahr worden war. Ich erſchrack, weil mir verboten worden war, mich von Jemand erkennen zu laſſen, weil ſonſt Alles gelaufen gekommen wäre und wir dadurch aufgehalten worden wären. Ich erwiederte ihren Gruß höflichſt, befragte mich nach dem Befinden des Herrn Brentano und ſeiner Frau

und Geſchwiſter, wo ich zur Antwort vernahm, daß im Hauſe Alles wohl wäre, aber auch zugleich, daß ſie Trauer hätten, da die Frau von ſeines Vaters Bruder vor einigen Tagen geſtorben ſei. Ich bedauerte dieſen Verluſt ſehr, denn es war eine ſehr gute und rechtliche Hausfrau. Nachdem wir andere Sachen mehr mit einander beſprochen hatten, wollte er es ſeinem Vater ſagen, daß wir da wären, allein ich bat ihn, daß er es nicht thun möchte, da wir nicht länger hier bleiben, als bis der Paß viſirt wäre und ich den Auslaßſchein erhalten hätte, dann aber unverzüglich abreiſen würden. Ich empfahl mich ihnen beſtens, bat mich ſeinem Vater und Mutter mit der größten Ergebenheit zu empfehlen, dann ſagten wir uns ein Lebewohl. Endlich erſchienen die Herren vom Paßbureau und ich erhielt meinen Paß viſirt, mußte aber zu dem Kommandanten, um den Schein zum Auslaß zu erhalten. Dann ging ich auf die Poſt, gab den Schein ab und erhielt im Augenblick Pferde. Ich eilte noch zu Schloſſers, empfahl mich da, dann reiſten wir ab. Auf dem Wege begegnete uns ein blinder Katholik, welcher auf einer Wallfahrt begriffen, von einer Frau geführt ſein großes ſchweres Kreuz auf den Schultern trug und den hintern Theil deſſelben auf der Erde nach ſich ſchleppte. Da in unſerer Gegend ſo etwas nicht vorkommt, ſo will ich hier eine kleine Erklärung hinzu fügen: diejenigen Perſonen, welche durch irgend ein Unglück oder Krankheit ihrer Augen beraubt ſind, werden von den Geiſtlichen der katholiſchen Religion für große Sünder erklärt, denen nicht anders zu helfen, als wenn ſie ſich einer Wallfahrt unterwerfen, welche ſonſt immer nach dem heiligen Grabe zu Jeruſalem beſtimmt war. In unſern Zeiten werden ſie aber bloß nach demjenigen Orte beſtimmt, wo ſich die Gebeine desjenigen Schutzpatrons befinden, von welchem die Kirche, zu welcher ſie gehören, beſchützt wird, z. B. die Kirche hat den heiligen Rochus, oder Rupertus, oder Petrus Gregorius zum Schutzpatron, ſo muß er dahin, wo die Gebeine deſſelben als Reliquien bewahrt werden. Langt er daſelbſt an und die Anbetung des Schutzpatrons hat keine Wirkung, ſo wird er für einen der größten Sünder gehalten, den der Beſchützer der Kirche nicht erhören will, oder ihn, wegen der Größe ſeines Vergehens, nicht erhören kann. Er wird dann daſelbſt behalten bis an ſein Ende, wo er ſich mit nichts als mit ſeinem Unglück, es durch Gebet und Gottesverehrung zu lindern, und dann dereinſt noch in Gnaden aufgenommen zu werden, beſchäftigt. Dieſe Unglücklichen, behauptet man, zögen ſich ihr Uebel durch Verfluchung, Verwünſchung der Sinne anderer Perſonen zu, welche jedoch bei ihrem Schutzpatron mehr in Gnade ſtehen, als Diejenigen, welche ihnen einen ihrer Sinne verfluchen, was zugleich ein Anzeichen iſt, daß dieſe Menſchen von Natur boshaft ſind und daher nicht in Gnaden ſtehen können. Iſt die Reue aufrichtig und der Unglückliche ein nicht ganz verſchmitzter Sünder, ſo wird er oft ſchon beim bloßen Nähern der Kirche, durch inbrünſtige Gebete erhört, und er geht mit offenen Augen in die Kirche ein, thut ein Gelübde und kehrt geheilt wieder zurück. Wendet er aber ſogleich, wie ihm das Licht der Augen wieder gegeben iſt, um, ſo ſchließen ſie ſich auf ewig. Die Kreuze werden von Denen, welche durch aufrichtige Reue und treue Bekenntniß ihres Vergehens, ihr Uebel verlieren und dadurch und mit dem Himmel verſöhnt werden, in der Kirche aufgeſtellt, nebſt dem Namen des zu Gnaden Aufgenommenen, und als ein Heiligthum betrachtet.

Ich habe aber trotz dem, daß ich eine große Anzahl von katholiſchen Kirchen und Klöſtern geſehen habe, ſelbſt im Dom zu Frankfurt, Fulda und Köln, kein einziges Kreuz geſehen, wohl aber die Gebeine der Heiligen, ſchön mit gemachten Blumen, Gold und Silber geſchmückt, in Särgen, wo der Deckel mit Glastafeln verſehen war, auch in Mauerbehältern in offenen Särgen liegend und mit Glasthüren wohl verſchloſſen geſehen, zu welchem nur der Oberpfarrer die Schlüſſel hat. Folglich mögen dieſe Wallfahrten gemeiniglich fruchtlos ablaufen, oder die Pilger unterliegen der Laſt des Kreuzes und ſterben auf dem Wege, da es ohnedieß alte Männer oder Weiber ſind, die den Beſchwerlichkeiten eines ſolchen Unternehmens unterliegen müſſen.

Unſere Reiſe ging immer auf Wiesbaden los. Wir langten in Hattersheim an; der Poſtmeiſter, ein ſehr höflicher und beſcheidener Mann, ſprach ſo lange mit dem Herrn am Wagen und wehrte die Bettler ab, bis

die Pferde vorgelegt waren. Er urtheilte über die Verhältnisse der Einwohner sehr verständig, gab uns Nachricht von dem besten Gasthause in Hattersheim, wo man gut logire, allein so prächtig wie in Frankfurt nun freilich nicht, setzte er hinzu, dagegen ist es auch nur ein Dorf.

Wir reisten ab und kamen auf der Chaussee an Stellen, wo die Bäume beinahe blattleer waren und besonders die Nußbäume. Wir konnten im Anfang die Ursache nicht errathen, hernach aber zeigte es sich, daß es Maikäfer waren, welche diesen Schaden verursachten, und die Nußbaumblätter beinahe gänzlich verzehrt hatten. Auf der Höhe der herrlichsten Chaussee, welche man nur sehen kann, stieg der Herr aus und ließ halten. Die Aussicht ist hier wirklich schön, angenehm und ausgebreitet. Man sieht von hier das, in einer Weite von sechs Stunden liegende herrliche Frankfurt, von welchem sich der Domthurm besonders auszeichnet; das Uebrige ist, wenn es nicht von der Abendsonne besonders beleuchtet wird, kaum sichtbar und in einen Nebel gehüllt, welcher wohl von der Menge Schornsteine und einer sechsstündigen Entfernung herrühren mag. Gegen Südwest hingegen hat man einen herrlichen Anblick, welcher sich bis zur Bergstraße hinaufzieht. Vor sich in einer kleinen Tiefe liegt der so bekannte Weilbacher Schwefelbrunnen, dessen Wasser mit Milch getrunken wird, mit seiner majestätischen Einfassung von italienischen Pappeln, nebst dem schönen hohen Gebäude, von welchem man eine herrliche Aussicht hat, die ich das vorige Jahr mit Herrn Oberbergrath Kramer genoß. Ueber diesen Schwefelbrunnen sieht man nach Mannheim hin rheinaufwärts, alle die an den Ufern desselben gelegenen Orte; weiter gen Westen das schöne Mainz mit dem davor liegenden Castell und der Schiffbrücke, welche über den Rhein führt, nebst den Schiffmühlen und Schiffen, welche längst dem Ufer liegen. Die ganze Seite der Stadt hat hohe Häuser von ziemlicher Länge. Südwestwärts liegt überall Gebirge erhaben, der Donnersberg, welcher aber wegen seiner Entfernung nur wie eine Wolke betrachtet werden könnte, wenn ihn nicht seine scharfe Form als Berg bezeichnete. Wendet man sich noch mehr westwärts, so hat man die herrlichste Aussicht rheinabwärts bis Bingen. Der Fluß mit seinen schönen Inseln, am Ufer desselben die zahlreichen Ortschaften, welche in dieser Entfernung eine perspektivische Gestalt annehmen und gleichfalls als zusammenhängend erscheinen und eine sich fünf Stunden lang ausgedehnte Stadt zu seyn scheinen. Nach Norden hat man das Taunusgebirg, in welchem Schwalbach, Schlangenbad und Wiesbaden liegen, aber wegen ihrer Tiefe und der sich davor befindlichen Berge nicht sichtbar sind. Das ganze Gebirge ist mit Waldungen bedeckt, wo man nur einige Dörfer sehen kann. Von diesem Punkte aus sieht man die Platte, den Geißberg und den Wartthurm. Wendet man sich bei Wiesbaden nach Osten, so sieht man längs dem Gebirge hin den Feldberg liegen. Die Spitze desselben ist bei nicht hellem Himmel stets mit Nebel bedeckt. Die unter ihm liegenden Berge sind sehr anmuthig. Sie sind durch Dörfer verschönert, auch liegen an einigen Kapellen, die, da sie eine weiße Bekleidung haben, sehr in die Ferne schimmern und den Bergen ein gewisses Leben geben.

Wir stiegen, nachdem wir uns genugsam an der köstlichen Aussicht geweidet hatten, ein, und setzten die Reise ruhig fort bis Wiesbaden. Der Postillion wollte uns durchaus bereden, im Adler Logis zu nehmen, allein da wir die Wirthschaft vom vorigen Jahre zu gut kannten, so befahlen wir ihm, in Bären zu fahren.

Den 27 Mai um 2 Uhr kamen wir glücklich in Wiesbaden an. Als ich in die Küche trat, schrie Alles: der Karl, der Karl! Ich fragte hierauf, ob wir noch Platz fänden und da wohnen könnten? worauf man erwiederte: wir hätten die Wahl der Zimmer! Wir fanden das Haus gänzlich verändert. Die Säle waren zu Zimmer umgewandelt, die Gänge weiter und bequemer; alles schön angestrichen und gemalt. Wir waren die Ersten im Vordergebäude. Alles leistete hülfreiche Hand. Das Essen wurde bestellt, es erschien sogleich. Ich holte Wein im Adler, auch da war Freude über unsere Ankunft. So ging es fort bei Jedermann, der mich kannte, aber Alles fragte nach den Russen, die da kommen sollten.

Wir waren bald eingerichtet, da ich im Hause Alles gut kannte. Den andern Morgen (den 18 Mai) badete der Herr und aß auf dem Zimmer. Ich ging spazieren. Nachdem ich einen Brief an Herrn Fäbler ab-

gegeben hatte, besuchte ich zuerst den Kursaal, dann ging ich auf den Geißberg, wo sich eine Menge Menschen befanden, die entweder schon betrunken waren, oder sich betranken. Die Ursache war folgende:

Ich hatte den Morgen den Landsturm sowohl aus der Stadt als vom Lande ausziehen sehen, mich aber nicht darum gekümmert, was vorging. Ich glaubte daß es bloß, wie bei uns Sonntags, zum Exerzieren ginge. Gegen Mittag aber lief die böse Nachricht ein, daß es zwischen dem Landsturm und den Vorgesetzten, welches Herren von der Regierung, und zwar die ersten Räthe waren, Händel gegeben habe, wobei geschlagen, gestoßen und andere Mißhandlungen vorgekommen waren. Es mußte aber doch eine Ursache vorhanden seyn, warum dieß geschehen war. — Hierauf diente mir ein Mann, der selbst als Landstürmer dabei gewesen war. Der Landsturm sollte an diesem Tage schwören, und die Gesetze vernehmen. Da nun die Gesetze lauteten: sie sollten mit Pulver und Blei belegt werden; Sie sollten jedem andern Soldaten gleich geachtet seyn, einquartiert werden und den Strafgesetzen der Soldaten unterworfen seyn; Bei leichten Vergehen und grober Behandlung des Wirthes mit Arrest und Prügel bestraft werden; Wer etwas entwendete, Lebensmittel oder andere Sachen, sollte mit dem Tode bestraft werden; Dabei ward ihnen auch sogleich gesagt, es könnte seyn, daß sie bald über den Rhein gehen müßten, um Antheil an dem aktiven Krieg zu nehmen. Das war zu viel von einem Landsturmmanne verlangt, wovon die meisten Hausväter sind und aufgerufen waren, ihren eigenen Herd zu vertheidigen und das Vaterland. Ueber dem Rhein waren sie nicht mehr in ihrem Vaterlande und konnten ihren Herd dort nicht vertheidigen; auch konnten sie als Bürger und Hausväter das Gesetz der Todesstrafe nicht annehmen.

Nachdem alles vorgelesen, verlangte man die Eidesleistung zur Fahne. Mehre thaten es, aber die Bauern von Moosbach und Schierstein widersetzten sich den Eid abzulegen. Nun wollten die Herren Gewalt brauchen und den Schützen, welche den Eid bereits geschworen hatten, befehlen, daß sie die Andern zum Eide zwingen sollten. Dieß nahmen die Bauern ungnädig auf und brachen in heftige Worte aus, welche erwiedert und mit Drohungen verstärkt wurden. Endlich sollte man sie greifen und in's Zuchthaus werfen, allein man betrog sich. Die Polizeidiener waren gegen die Lanzen nicht gewaffnet und konnten nichts ausführen. Die Herren griffen selbst zu, und nun war es auf dem rechten Punkt. Die Bauern, welche keinen Spaß verstanden, prügelten alle tüchtig durch. Die Schützen, welche sich dazwischen legen wollten, wurden durch die Lanzen und Gewehre der Männer aus drei Dörfern abgehalten. Was war zu thun, daß sich hier nicht ein kleiner Krieg entspinne? — Man mußte den Weg der Güte einschlagen und ihnen Alles versprechen. Sie gingen Alle in Unordnung aus einander, ausgenommen die Schützen, welche die Geistlichkeit und die von der Regierung nach Hause geleiteten. Den andern Tag wurden die Anführer der Rebellen, wie man sie nannte, fünf an der Zahl, eingeholt und in's Zuchthaus geworfen. Hierdurch wurden die drei Gemeinden aufgebracht und rotteten sich zusammen, um ihre Kameraden aus dem Zuchthause zu befreien. Glücklicher Weise aber wurde der Herzog davon unterrichtet und ließ die Richter aus diesen Dörfern zu sich kommen, befragte sich bei ihnen, ob sie etwas von dem Vorhaben ihrer Gemeinden wüßten. Als sie es verneinten, sagte er es ihnen mit dem Anhang, daß wenn etwas vorginge und sie etwa glaubten, sie würden die Oberhand behalten, weil kein Militär im Lande sei und die Polizei zu schwach wäre, so wäre es ihm ein Leichtes, nach Mainz zu schreiben und sich ein oder zwei Regimenter Oestreicher auszubitten. Wer sie aber ernähren sollte, das wären sie. Uebrigens verlangte er von ihnen als Richter, daß sie für Alles verantwortlich seyn sollten, was geschähe. Hierauf blieb Alles ruhig und die im Zuchthause blieben stecken. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht.

Der größte Theil war auf den Geißberg gegangen, welches ein drolliges, buntes Gemisch war. Die Schützen hatten Scheibenschießen, alle Zimmer waren gedrängt voll, alle Tische voll Weinflaschen. Ein Singen, ein Jubeln, ein Schreien, ein Lärmen, Musik, kurz Alles im schrecklichsten Kontrast zusammen, nahm Einem allen Muth, hier länger

zu weilen. Ich ſuchte jedoch ein ruhiges Plätzchen, und fand es unter einem Baume, wo für Bequemlichkeit geſorgt war. Ich fand da einen Offizier, welcher die Thaten aus ſeinen Studentenjahren einem Mädchen erzählte, die er dadurch vermuthlich zu gewinnen glaubte. Sie nahm aber wenig Notiz davon, weil ſie ſeine Thaten ſo gut vor Lügen hielt, wie ich es überzeugt war. Dann verſuchte er es mit Wein, erhielt aber einen trefflichen Korb und mußte abziehen. Ich trank meinen Wein und ging ruhig nach Hauſe. Vom Geißberg aus genießt man eine herrliche Ausſicht über Mainz hin, den Rhein aufwärts bis zu den Gebirgen des Odenwaldes, an welchem die Bergſtraße hinläuft. Eine Entfernung von vierzehn Stunden; gegen Mitternacht ſieht man nur Wald und Berg an Berg.

Den 29ſten hat der Herr gebadet. Ich beſorgte was ich zur Wirthſchaft brauchte an Kaffee, Zucker ꝛc. Gegen Abend machten der Herr von Nauendorf, der Herr Major Luck aus Mainz und Herr Oberbergrath Kramer ihre Aufwartung.

Den 30ſten früh vier Uhr auf; von halb ſieben Uhr geſchrieben bis neun Uhr, dann hat der Herr gebadet. Ich hatte den Preis für das Logis mit dem Wirth abgemacht, und kam mit ihm bis auf ſechszehn Gulden die Woche überein, wobei wir aber noch verſchiedene Vortheile extra genoſſen, z. B. zwei Kamine zum Verſchließen, welche ganz vortrefflich als Keller zu gebrauchen ſind, da das Haus keinen kühlen Keller hat, denn das heiße Waſſer ſteht nur anderthalb Fuß tief unter der Erde, deßhalb iſt der Boden immer warm. Selbſt im kälteſten Winter liegt in einigen Straßen kein Schnee und Eis; daher auch keine Schlittenfahrten durch die Hauptſtraßen gehalten werden können. Des Mittags aßen der Herr auf dem Zimmer. Nach Tiſche habe ich einiges abgeſchrieben, als ich damit geendet, ging ich die Rechnung durch und fand einen Fehler von zehn Gulden, worüber ich gewaltig erſchrack, doch fand es ſich bei der nochmaligen Reviſion. Des Abends kam Kramer und nahm den Herrn mit in den Adler, und ich beſorgte einen Brief an den guten Major von Luck nach Mainz.

Den 31ſten, faſt wie geſtern; des Morgens und Mittags. Dieſen Tag zog der Landſturm nochmals aus, um ein großes Manöver zu machen, was ich aber nicht geſehen habe.

Den 1 Juni. Früh halb fünf Uhr auf. Der Herr trank Schwefelwaſſer mit Milch, von dem ſchon früher erwähnten Weilbacher Brunnen; dann habe ich geſchrieben bis neun Uhr. Der Herr ging ſpazieren und ich ging zum Frühſtück in ein Haus, wo Bier und Aepfelwein zu haben war. Ich kam mit einem Fremden in's Geſpräch. Unter andern kam die Rede auf Weimar. Unter der Zeit war ein Frauenzimmer herein getreten, welche ihre Zunge auf das Schnellſte in Bewegung geſetzt hatte und ein ſehr großes Gequäke machte. Sie hatte ſich auch an uns gewendet, und da wir von Weimar ſprachen, miſchte ſie ſich dazwiſchen und ſagte uns, daß ſie auch in Weimar geweſen wäre; daß ſie eine Tochter habe, welche bei der Frau Großherzogin geſungen habe. Die Frau Großherzogin habe dieſelbe ſehr gelobt und reichlich beſchenkt. Sie war auch mit der Frau von Heigendorf ſehr zufrieden, bei welcher ihre Tochter gleichfalls geſungen habe und ebenfalls reichlich von derſelben beſchenkt worden wäre. Sie kannte auch Herrn Strohmeier und mehre Schauſpieler, die ſie vermuthlich durch ihre unausſtehliche Zudringlichkeit und die Loslaſſung ihrer Zungenthätigkeit hatte kennen lernen. Jetzt kam der Diener von der Bibliothek, begrüßte mich und fragte, ob der Herr Geheimerath von Goethe aus Weimar, wieder hier angekommen ſei. Ich, nichts weiter ahnend, bejahte es. Sogleich brach die entſetzliche Schwatzhaftigkeit mit aller Gewalt in dem Frauenzimmer aus. Sie ſagte, ſie kenne den Herrn Geheimerath, ſie habe mit ihm geſprochen, ſie wünſche nur zu wiſſen, wo er wohne. Sie fragte, ob er nicht einen Bedienten bei ſich habe, mit dem ſie ſprechen könne. Hiermit zeigte Jener auf mich und ſagte, daß ich der Herr Kammerdiener ſei. Jetzt fing ſie gar an zu ſtürmen, fragte, zu welcher Stunde der Herr zu Hauſe ſei, ob Vormittag oder Nachmittag. Der Herr dürfte nur ihren Namen hören, ſo würde ſie ſogleich vor ihn kommen. Sie müßte für ihren Mann ſprechen, mit dem wäre nichts anzufangen. Nach langem Hin- und Herreden ſagte ich ihr dann, wenn ſie es probiren

wolle und kommen, so könnte es vielleicht seyn, daß sie der Herr annähme, es könnte aber auch nicht seyn, denn 1) hätte der Herr sehr viel zu arbeiten, 2) wäre er unbestimmt zu Hause. Ich empfahl mich und ging, da ich ihr Geplapper genug hatte; doch wußte ich bis jetzt nicht, wer sie war, und da sie gut deutsch sprach und auch nicht schlecht gekleidet war, so konnte ich im Voraus nicht so ganz rein von ihr urtheilen, doch zeigte Folgendes, wer sie war.

Ich war von da weggegangen und zu dem Hutmacher, um für den Herrn einen Hut auszusuchen. Ich hatte mit diesem Mann sehr lange gesprochen, besonders über den Landsturm und über dessen Nutzen und Schaden bei jetzigen und veränderten Umständen. Der Mann hatte einen Sohn, den er schon zweimal vom Militär losgekauft hatte, und jetzt war er wieder zur Reserve genommen worden.

Als ich diesen alten Greis verließ und an dem Hause einige Schritte gegangen war, so rief Jemand: Herr Kammerdiener! Ich sah in die Höhe, woher die Stimme kam, und sah eine Dame in einer sehr schönen Haube, oder vielmehr eine schöne Haube, welche mich bat, ein wenig zu ihr hinauf zu kommen. Ich hatte sie nicht erkannt und glaubte, es wäre eine Dame, welche mir vielleicht für den Herrn etwas zu sagen hätte. Ich sprang, ohne mich zu besinnen, in das Haus und die Treppe hinauf. Wie groß war aber mein Schrecken, als ich die Thür öffnete und Frau Schnips heraus trat und mich in ihrer Behausung willkommen hieß. Jetzt war ich gefangen und mußte mit dem größten Unwillen stille halten und dem unseligen Gewäsche, dem ich vor einer halben Stunde erst glücklich entwischt war, von Neuem meine Ohren hingeben. Sie erzählte mir viel von der Frau Großfürstin, dann rückte sie endlich mit ihrem ganzen Vorhaben heraus, da ich mich stellte, als wenn ich ihr sehr aufmerksam zuhörte und allen ihren nichtsbedeutenden Reden vollkommen Recht gäbe; und was war es? und was war sie? — Sie war die Frau Gemahlin des sich weit und breit berühmt glaubenden Herrn Stenz, Souffleur des Mainzer Nationaltheaters, welcher, als die Kaiser und die Könige in Mainz waren, ein Gedicht überreicht und auch der Frau Großfürstin ein Exemplar nach Weimar gesendet hatte, worauf keine Antwort erfolgt war. Der Dame Absicht war, durch den Geheimerath zu vermitteln, daß das Belobigungsschreiben noch an sie gelangen sollte und ihr Mann dadurch als Souffleur bei dem Theater in Weimar angestellt werden möchte. Als sie damit geendet hatte, klagte sie über ihren Mann, daß er sich bei solchen Gelegenheiten gar nicht thätig bewiese und nicht sprechen könne (d. h. er müßte so sprechen, daß niemand Anderes zu Worte kommen kann). Sie sprach noch manches Andere mit wirklich funkelnden Augen, als ein Eichhörnchen zum Fenster hereingesprungen kam, worüber ich sehr froh war und nun glaubte, das Gespräch sollte sich ändern. Ich nahm das Wort und hatte mich betrogen; denn kaum hatte ich einige Worte gesprochen und die Possierlichkeit dieser Thiere gelobt, als sie mir erzählte, daß sie es schon neun Jahre habe, und nun wäre es doch ein Männchen und litte große Schmerzen, da es im Leben kein Weibchen gehabt hätte. Wenn ich urtheilen darf, so glaube ich, daß es ihr eben so wie ihrem Eichhörnchen zu Muthe war. Das Eichhörnchen war mir aber um fünfzig Prozent lieber als das schwarze Rabenaas. Ich stellte mich, als ob ich ihre bezüglichen Reden durchaus nicht verstände und antwortete immer natürlich. Ich konnte jedoch das Ende nicht herbeiführen. Ich avancirte endlich während dem Gespräche nach der Thüre zu und machte Anstalt mich zu entfernen, denn von allen ihren Einladungen hatte, durfte und konnte ich keine annehmen und verstehen. Da sie mich nun für gar zu dumm fand, glaubte sie mir die Sache etwas mehr begreiflich machen zu müssen, und lud mich zum Kaffee ein, gar freundlich und versprach mir da gar manches Artige und Drollige zu erzählen. Ich sagte zu und dachte, du willst froh seyn, wenn du nur erst dießmal aus den Klauen des Drachen glücklich heraus bist. Es machte mir Spaß, daß ein Feuerofen mich Schneeballen nicht im Stande war zu schmelzen. Endlich, als ich mit Gewalt zur Entfernung mich bereitete, bat sie mich, sie doch ja recht bald wieder zu besuchen, wobei sie bemerkte, daß sie in einigen Tagen ein Paar recht schöne Mädchen bekäme, wenn ich etwa etwas brauchte. Ich verstand das Ding wieder

nicht und fragte was ſie verfertigten? — Ach, ſagte ſie, wenn die Herren mit liebeglühenden Herzen Sehnſucht empfinden, ſo brauchen ſie ſich nur an mich zu wenden, denn es ſind ein Paar allerliebſte Kinder.

Jetzt hatte ſich die Dame reine genug ausgeſprochen und ich wußte nun welches Geſchöpf ſie war. Ich verſprach alles friedlich, denn jetzt riß mir die Geduld. Ich empfahl mich auf's Beſte. Als ich nach Hauſe kam, erzählte ich gleich Alles in der Küche und ſagte Jedem, wenn ein Frauenzimmer käme und nach dem Herrn fragte, ſie nur jederzeit antworten möchten, er ſei ſo eben ausgegangen. Ich beſchrieb die Perſon förmlich ſteckbrieflich. Nachmittag drei Uhr erſchien ſie wirklich im vollen Glanze, das beſte Kleid an, die beſte Haube auf, den Sonntagsſhawl um, das Geſicht à la coquete, mit weiß und rother Schminke belegt, ſo daß ſie kaum kenntlich war. Zum Glück hatte ich einen andern Rock an und nicht die Livree und war im Ausgehen begriffen. Sie mochte mich nicht erkannt haben, da ich ein wenig im Finſtern im Hauſe ſtand. Sie fragte die eine der Töchter und erhielt zur Antwort: der Herr ſei ausgegangen; und ſo iſt ſie dreimal abgewieſen worden. Dann belagerte ihr Herr Gemahl das Haus, fragte mich, erhielt aber die nämliche Antwort und mußte abgehen. Er brummte zwar ein wenig, aber das thut nichts, wenn ein Sufflör brummt. Nachmittag kam er wieder und brachte ein großes Schreiben auf das herrlichſte und feinſte Papier gemalt, aber unverſiegelt mit den Worten: Geben Sie es dem Herrn, dann werde ich wohl Gehör finden. — Aber es war nichts. Der Herr las es und ſagte: wenn doch die Sufflörs nicht das Papier ſo muthwilliger Weiſe verdürben und überlegten, daß es theuer wäre!

Gegen Abend beſuchte den Herrn der Oberbergrath Kramer. Nachdem ſie mit einander ausgegangen waren, kamen die Töchter vom Haus und fragten, ob der Herr Geheimerathe Freude an Blumen hätte; als ich es bejahte, ſo brachten ſie Blumen in ſchönen Gefäßen, womit ſie das Zimmer ſchmückten. Das war aber noch nicht genug, ſondern es wurden noch ſehr ſchöne Stöcke im Garten ausgehoben und in Aeſche geſetzt und auf die Gallerie gebracht, ſehr geſchmackvoll arrangirt, ſo daß die Gallerie ein ſchöner Blumengarten war und dem Herrn viel Freude machte als er nach Hauſe kam, und die Veränderung ſah.

Den 2ten. Der Tag verging faſt wie der geſtrige, mit Schreiben, Milch- und Schwefelwaſſertrinken und Baden. Abends kam der Herr Oberbergrath Kramer wie gewöhnlich, um den Herrn zum Spazierengehen abzuholen. Ich habe bis Abends acht Uhr geſchrieben und mehre Kleinigkeiten beſorgt.

Den 3ten. Dieſen Tag beſchäftigte ich mich mit dem Reinigen unſeres Wagens und machte ihn zum Stadtwagen, wo Alles, was auf der Reiſe zum Packen aufgeſchraubt wird, wieder davon genommen wurde. Der neue Kaufmann, welcher im Hauſe wohnt, hatte ſich dieſen Tag viele Mühe gegeben und mit ſeiner Magd zwei Klafter Holz gelegt, welches aber, als ſie ſich ihres vollendeten Werkes freuen wollten, mit einem mächtigen Gepraſſel zuſammenſtürzte. Dieſer Kunſtgeſchicklichkeit halber erhielten ſie von mir den Namen der neuen Baumeiſter.

Den 4ten. Des Morgens gewöhnliche Verrichtungen. Gegen Mittag präſentirte ſich der Herr Major von R., welcher dem Herzog durch die Vermittelung des Herrn Geheimenraths, von dem Guvernör zu Frankfurt, Herrn Fürſten Reuß, anempfohlen war, damit er in Weimariſche Dienſte aufgenommen werden möchte, da er Güter in dem Theile des Fulda'ſchen Landes beſitzt, welches an den Herzog von Weimar nach dem Wiener Kongreß gefallen iſt. Er wurde ſogleich dem Herzog empfohlen.

Mittags fuhr der Herr nach Biebrich zur Tafel. Indeſſen ging ich am Rhein ſpazieren und ſuchte Steine am Ufer. Unter andern fand ich ein Stück, welches ein Gang aus dem bei Wiesbaden vorkommenden grünen Talkſtein zu ſeyn ſchien; doch wurde es im Waſſer violett, wie der Amethiſt. Ich zeigte es dem Herrn bei ſeiner Zurückkunft, und er meinte, es wäre Flußſpath. Der Herr ſprach deßhalb mit dem Oberbergrath Kramer, dieſer erklärte es für amethiſtartig. Durch weitere Proben ergab es ſich, daß es weder Amethiſt noch Flußſpath ſei, ſondern ein im Waſſer ſchön violett werdender gemiſchter Quarz.

Da ſich hier die Gelegenheit gefunden, von den Mineralien zu ſprechen, ſo will ich

kürzlich erwähnen, was mir bei Wiesbaden oft vorgekommen ist. Ohnweit von Wiesbaden, nach Biebrich zu, wird eine Art Sand und Kies gegraben, welcher zu den Gartenwegen benutzt wird. Dieser Sand besteht aus einem eisenschüssigen Sande und herrlichen weißen Kieseln, welche durch Rollen gesondert, einen sehr schönen Weg geben. Hat es geregnet und die Kiesel sind rein abgespielt, so gewährt ein solcher Weg einen sehr schönen und reinlichen Anblick. Auf solchen Wegen trifft man niemals Schmutz. Sind die Steine vom Regen noch naß, so findet man viele, welche halb durchsichtig sind und die Figuren wie Achat haben. Ich habe deren viele gesammelt und sie dem Herrn zugestellt. Dieser erklärte sie auch für weißen Achat und Amethist. Ich habe auch viele gefunden, wo man noch deutlich sehen konnte, daß sie aus Krystallen entstanden, welche gegenseitig in einander geschossen, eine feste Masse gebildet haben und durch die Gewalt des Wassers oder andere Zufälligkeiten losgerissen, nur durch das Wasser fortgeführt, zu kleine Kiesel gerollt und dann aufgeschwemmt worden sind. Ich habe sogar mehre sehr weiße, mit halbdurchsichtigen Streifen, dem sogenannten Festungsachat gleichkommende gefunden; auch eine Spitze von einer Krystallsäule, ungefähr ein Zoll im Durchmesser, welche aber an einem eisenhaltigen Ort gelegen, wovon die obern Theile gelb gefärbt worden waren. Der Bruch war schön hell und glasig. Sehr merkwürdig ist der Steinbruch hinter dem Klapperfeld, wo die obere Lage ebenfalls die schönsten Kiesel enthält, die aber so fest in eine Sandmasse verwachsen sind, daß weit leichter der Stein zerbricht, als daß man ihn, wie er eingekittet ist, herausschlagen kann. Die zweite Lage ist schon sehr fest verschmolzen und hat auf dem Bruche etwas Schimmerndes, was durchaus eine quarzähnliche Substanz seyn muß. Die dritte Lage ist eine Art Sandstein, an der man aber das körnige Wesen vermißt. Unter dieser Lage folgt der grüne Talkstein in unregelmäßiger Lage. — —

(Hier endet das Bruchstück des Tagebuchs.)

Politische Grillen.

von

Friedrich Giehne.

Bekanntlich ist es schauderhaft, wie man mit den sibirischen Sträflingen umgeht. Nach Sibirien abgeführt, — das ist so viel, als aus der Welt geschieden. Da war's, und weg ist's. Nun fährt man mit einem Schwamm über die Vergangenheit; es werden die Köpfe geschoren, und die Inhaber derselben aus dem Buche des Lebens gestrichen; den christlichen Namen sogar müssen sie von sich thun, und an dessen Statt eine Nummer annehmen, welche fortan die einzige Bezeichnung ihrer Persönlichkeit bleibt.

Ganz Deutschland entsetzte sich, als es zum ersten Male die Schilderungen dieses Verfahrens las. Und dennoch, in Deutschland selbst, im hellsten Lichte der Gegenwart, sehen wir eine ähnliche Erscheinung vor uns. Man schlage die Protokolle der bairischen Reichsräthe auf; — man blicke in die Verhandlungen preußischer Provinzialstände; — (kleinere Beispiele ungerechnet!) — — wo ist da „eines Namens Gedächtniß" zu finden? Verschwunden ist es; verweht als ein Spiel des Windes; hinweg geschmolzen wie fernduger Schnee; in Rauch aufgegangen, wie ein Stück Fidibus. Chamisso's Schlemihl hätte seinen Schatten eingebüßt; — den Rednern dort sind ihre Namen abhanden gekommen.

Ein Hr. Reichsrath Nr. 7 . . . . Ein Hr. Abgeordneter Nr. 34 . . . Ganz unhistorisch! . . . Insgeheim sollen es namhafte Männer seyn; allein so wie Einer den Mund aufthut, um das Wort zu nehmen, so ist er nur noch ein nummerirtes Individuum, und das Protokoll oder der Zeitungsbericht läßt Nichts als eine Ziffer von ihm übrig.

Nummerirt, wie in den uralischen Bergwerken . . . . Meine Herren, das ist schauerlich! . . . . Meine Herren, das ist sibirisch!!

* * *

An der Spree kann man sich Glück wünschen, daß Herr v. Rönne bloß ein Berliner ist; denn wenn er z. B. als Pariser in Frage stünde, so hätte es ein verteufeltes Aufsehen machen können.

Wie man weiß, ist er Präsident des preußischen Handelsamtes; was man nicht weiß, das ist, ob er es bleiben soll. In jener Eigenschaft nämlich gab er sich der üblen Gewohnheit hin, Opposition zu machen, wenn der Zollverein schief gewickelt ward; eine so oft kommende Opposition aber machte ihn auf die Länge unbequem. Ewig war er mit seinen Quängeleien bei der Hand. Ob Zoll- und Gewerbswesen, ob Handel, ob Schifffahrt, — von den geringfügigsten Dingen machte er Aufhebens, als ob es Interessen wären. Auch gibt man ihm arge Ketzereien schuld. Er soll weder an den Fluch eigener Industrie, noch an die Heiligkeit englischer Einfuhr geglaubt haben.

Daß ihm in Süddeutschland und am Rhein öffentliche Sympathien zur Seite standen, war um so verfänglicher. Als er nun gar vollends auf Differentialzölle und eine Navigationsakte drang, und in der Aussicht auf solche Neuerung die Hanseaten anfingen, dem Zollverein Blicke des Verständnisses zuzuwerfen, da trat es klärlich an den Tag, daß er fürohin nicht mehr zu brauchen sei. Man sprach laut von seiner Entlassung. Warum? Weil er ein Schwindler war, der den jungen Zollverein aus der Kanzleistube lassen wollte, um ihn auf die See zu liefern.

So stand die Sache vor drei Monaten; so steht sie noch. Schwebte in Frankreich eine gleichartige Frage ob, sie wäre längst bei uns zur Tagesdebatte geworden. Die französischen Blätter — wie natürlich — hätten die Frage erörtert; die deutschen „Journale" ihrerseits — wie herkömmlich — hätten diese Erörterungen übersetzt, — Tag für Tag, — Wochen lang, — Monate lang, — ein Jahr lang; — — so lang eben, als ihnen die Pariser Post solche Artikel gebracht hätte. Man nennt das die „referirende Tendenz" einer Zeitung. Darüber hätten sich dann deutsche Parteien gebildet, für Monsieur de Rönne oder contre ihn, und des »lebhaften Besprechens", wie der Kunstausdruck ist, wäre kein Ende gewesen. Ich sehe es vor mir, wie jetzo die Navigations- und Differentialquaestion durch unsre Journäler liefe. Sensation hätte es jedenfalls gemacht, ... selbst bis zur Aufregung hätte es kommen mögen ....

Jedoch glücklicher Weise war Herr v. Rönne bloß ein Berliner. Wo sollte man da ein Interesse hernehmen? Ueber ihn blieben die Pariser Blätter stumm; ein Stoff gleichsam war nicht dargeboten; die ganze Geschichte also ging ohne Eindruck vorüber.

* * *

Ja, wenn er eine neue Religion erfunden, oder eine Pulververschwörung angestiftet hätte, um die symbolischen Bücher in die Luft zu sprengen! .... Das hätte gepackt; .... daran hätte ein Verständniß gehaftet.

So aber handelte sich's lediglich um Schifffahrt und Seegeltung, um Nahrungsquellen und Absatzwege, um Schutz der Arbeit und Pflege der Industrie, — kurz, um jene Lappalien, welche eine Nation groß machen oder klein lassen, — welche über Armuth oder Reichthum entscheiden. Unphilosophisches Zeug! Es war gar nichts Berlinisches dran; — kein Thregup, — keine Dogmatik, — keine Aufklärung, — kein Spreewasser. Nationales Interesse vielleicht, ja ....; allein wie sollte ein so schwacher Stern sichtbar seyn neben den Lichtkreisen von Pömmelte und Quitzlequitsch?

* * *

Ein Franzose, der in deutscher Politik dilettirt, fragte mich um die Krisis des preußischen Handelsamtes; — um den Eindruck, den sie mache; — um die Stimmung, die sich in den öffentlichen Blättern kundgebe. Eine „Stimmung" darüber setzte er voraus, weil er ein Franzose war; überdieß, als ein Ungeweihter, schrieb er den philosophischen Regionen eine gewisse Tiefe zu. Das war nun freilich ein greller Abstich. Sollte ich ihm gestehen, daß vor lauter Tiefe kein Eindruck bemerklich, — ja, daß für ein derartiges Interesse kaum eine Stimmung vorhanden sei? Hätt' ich es gethan, so hätte er klein gedacht von dem »Lande der Denker"; der »Mittelpunkt der Intelligenz" wäre in seiner Schätzung bis unter Sitzhöhe gesunken. Möglich, daß er es gar in Paris weiter gesagt hätte. Um also den Schein zu retten, machte ich es, wie die Diplomaten, und gab eine ausweichende Antwort. Aus unsern Blättern, sagte ich, ersehe man derzeit wenig Haltbares; — in Deutschland überhaupt müsse man gar viele Blätter lesen, bis man den rechten Verstand ausfindig mache. Auch zu viel Tiefe werde ein Hinderniß. In diesem Augenblicke z. B. sei die „Intelligenz" vorzugsweise mit Theologie beschäftigt; — ganz tief; — fast ausschließlich. Für alles Andere nun, was noch daneben existire, scheine dadurch freilich das Verständniß entrückt, — das Licht abwesend, — das Salz dumm geworden; allein, gab ich zu verstehen, da liege es eben noch tiefer.

Gleich darauf ward mir ein Pack deutscher Zeitungen gebracht; — vorherrschend Journäler. Vielleicht doch eine Ausnahme darin? ... Ich schlug die Nummern auseinander; ich blätterte; ich suchte eine Tiefe zu ergründen. Und was las ich da? ... Von Herrn v. Rönne Nichts; vom preußischen Handelsamte — Nichts; von nationalen Interessen überhaupt — — Nichts .... Aber von irgend Etwas mußten sie doch zu sprechen wissen? .... Ei ja, von Dr. Rupp und Apotheker Freundt, — von Pastor Uhlich, — von Senior Krause, — von neuen und neusten Gemeinden, — vom Fortschritte des Zweckessens, — von der Geistigkeit unserer Schuldressur, — von dem Bedürfniß einer Reform des Taufaktes, — kurz, vom Lichte der Jetztzeit, von Aufklärung und Einfalt, und von theologischen Händeln in jeder Ecke.

Tiefe der Intelligenz! ... Kein Wunder, wenn das Ausland an solchen Müsterlein irre wird.

* * *

Und über dergleichen Salbadereien wird politisches und nationales Interesse vergessen ...

Die Krisis des Handelsamtes war eine Krisis des Zollvereins selber. Mit Herrn von Rönne dankte man natürlich auch seine Grundsätze ab; hierin aber lag nicht ein bloßer Amtswechsel, sondern ein Prinzip, — ein System, — eine ganze Zukunft von Fragen, welche ihrerseits wieder die Zukunft des Zollvereins ausmachen. Ich sollte denken, das wäre wichtig genug für ein Volk, das neben andern so Vieles, — so sehr Vieles nachzuholen hat. Und in all diesen Journälern nicht ein Anflug davon, als ob Etwas von Bedeutung vorgehe!

Licht über Licht, aber lediglich theologisches;

— vor lauter Licht waren sie auf beiden Augen schneeblind geworden.

Dieses Lichtgeschwätz in den politischen Blättern macht mir immer den Eindruck eines geistigen Armuthszeugnisses, — einer spezifischen Beschränktheit, — einer politischen Hungerleiderei .... Seltsamer Fortschritt! .... Vor Zeiten war Deutschland groß, einflußreich, seemächtig, und hatte einen Sinn dafür; — jetzt läßt es sich bald an, als ob die gesammte Nation in Pastoren und Schulmeister verwandelt wäre.

* * *

Wie? Spanien sollte keine Zukunft haben?... Ich glaube das Gegentheil. Dieses Land trägt noch ein Selbstgefühl in sich; in dem Volke lebt noch ein Nationalsinn, der sein kernhaftes Gepräge hat; selbst die bevorzugten Stände, sonst die am meisten verwischten, weisen noch Reste eines Karakters auf, der einst Spaniens Größe machte.

Noch hat Spanien sich selbst nicht verloren. Als unlängst Pariser Besuch am spanischen Hofe war, stellte es sich als Hinderniß der Unterhaltung heraus, daß der französische Prinz nicht spanisch gelernt hatte. Denn, wunderbar —

Mit Erstaunen und mit Grauen
Lasen's die Ritter und Edelfrauen —

sowohl Donna Isabella als Donna Luisa redeten spanisch; — weder die Königin noch ihre Schwester waren des Französischen mächtig genug, um darin eine „Konversation" zu führen.

Und daran hängt Vieles, — sehr Vieles. Sonst reist ein Franzose durch die halbe Welt, und spricht es als Bildung an, daß man seine Muttersprache mit ihm rede. Er selbst redet keine andere; — also muß die Welt eben französisch lernen. Was vollends etwas Vornehmes werden soll, das saugt die Franzosen gleichsam schon mit der Ammenmilch ein. In Spanien nicht; — sogar am Hofe nicht. Dieser Hof demnach wird nicht als französische Insel in Spanien liegen. Man wird da lieber gut spanisch reden, als schlecht französisch. Auch ein Großer des Reichs wird spanisch denken und spanisch fühlen können; er wird sich so zu sagen für einen Spanier ansehen; es wird ihm keine Schmeichelei seyn, wenn ein französischer Koch versichert, daß er fast einen Pariser Akzent habe. Wer weiß, — vielleicht kehrt man sogar zu der Nationaltracht zurück, (zu der Tracht, die dem Volke so hübsch läßt,) anstatt von französischen Schneidern und aus französischen Putzläden seine Ordonnanzen zu empfangen.

Nicht französisch können, — das ist großartig. Es gibt nicht-spanische Fürsten, an welche die Königin Viktoria kurzweg englisch schreibt, und die sodann einen Ehrenpunkt drein setzen, daß auch die Antwort englisch geschrieben sei .... In Madrid schätzt man sich höher .... Englisch hin, französisch her, — die Königin von Spanien ist im Stande, das bleiben zu lassen.

* * *

Eine deutsche Flagge, — Unsinn! ... Eine deutsche Schifffahrtsakte, — Träumerei! .... Eine nationale Zoll- und Handelspolitik, — böhmische Dörfer! ....

Leidiges Phantasiespiel ist es mit diesen Utopien, die man bei überspannten Nationen als Wirklichkeit vorfindet. Hingegen, was etwas Anderes heißen will, hat Oberflachsenfingen einen Handels- und Schifffahrtsvertrag mit der Königin von Saba abgeschlossen ... Das ist kanzleigerecht! ... Zwar gränzen Saba und Oberflachsenfingen weder zu Lande noch über See zusammen, — nicht bis auf hundert Meilen hin; auch können geruhig hundert Jahre vergehen, bis einmal zufällig ein Oberflachsenfinger mit einem Bürger von Saba in einem Handel zusammentrifft. Jedoch eben darin liegt es; denn um so leichter bleiben sie beiderseitig handelsfrei, und um so weniger demnach lag eine Verwicklung der Interessen vor, welche dem Vertrag Schwierigkeiten bereitet hätte.

Solches that Oberflachsenfingen. Durfte es allein stehen mit seinem Ruhm? ... Nimmermehr! ... Auch Mittel- und Unter-, auch Vorder- und Hinterflachsenfingen, benebst der gefürsteten Grafschaft Tripstrill, machten sich spornstreichs auf, und traten auch ihrerseits, ganz desselbigen gleichen, mit dem Königreich Saba in einen Schiffahrts- und Handelsvertrag. Dieß ist nun eine vollendete Thatsache, welche ihren Rang in der Geschichte einnimmt, und aus der sich bereits die gedeihlichsten Folgen entwickelt haben... Alles übrigens auf dem Fuße der Gegenseitigkeit. Denn so da, wie dort, so hier, wie drüben, hat man Präsidenten und Sekretäre, hat man Kammerherren und Geschäftsträger, hat man Legationsräthe und Ministerresidenten, — kurz, eine Reihe von Personen, welche dekorirbar sind. Und für was hätte die Königin von Saba ihren Salomonisorden? .... Also wog man sorgfältig seine Interessen ab, und sie wurden geschlichtet. Bereits hat ein lebhafter Austausch von Groß- und Kleinkreuzen, von Komthur- und Ritterschaften, von dunklen und hellen Bandschleifen stattgehabt, und es ist Hoffnung da, den Verkehr noch wachsen zu sehen.

In England hat man die Grille, nach Abschluß eines Vertrages keine Orden zuzulassen; — vielleicht deßhalb, damit man nicht meine, der Vertrag sei der Orden halber zu Stande gekommen. Allein man kennt ja die Engländer; .... sie verstehen ihren Vortheil nicht.

* * *

Wirthshausgespräch.

Nun, der Kaiser von Rußland reist in Italien ...

— So?

Freilich. Es kommt ja in allen Zeitungen.

— Ei!

Ja, sie rechnen ihm jede Stunde nach.

— Schau!

Nicht anders. Folgen ihm auf Schritt und Tritt.

— Hm!

Zuerst machte er einen séjour in Palermo...

— Auf der Isle de Sizilien?

Ganz richtig. In Neapel wurde er einmal Morgens um sieben Uhr in den Straßen gesehen.

— Schon in Uniform?

Ja. Als Kosakenhetmann. Sodann war er in Rom.

— Ich glaube davon gehört zu haben.

In der Kuppel der Peterskirche nahm seine Dienerschaft einen Imbiß ein.

— Etwa Häringsalat ohne Wasser?

Was denken Sie? Alles mit Wein.

— Aha!

In Florenz stieg er im Hotel d'Italie ab.

— Spricht man dort sächsisch?

Wie so, sächsisch?

— Ei, weil die Sachsen „hotellerisch" reden. Ein sächsischer Hof z. B. wird in dortiger Mundart Hotel de Sare genannt.

Wohl, aber das ist nicht bloß sächsisch . . .

— Nein, in Frankreich spricht man eben so.

In Berlin auch.

— Kleinstädtisch genug. Es schmeckt nach Lohnbedienten.

Geschmack des Publikums . . . Und wahrhaft kaiserlich fielen die Trinkgelder.

— An die königlichen Kammerherren?

An Jedermann. Dazu Orden in Hülle und Fülle . . . .

— Natürlich. Aber politisch genommen, was meinen Sie zu dieser Reise?

Ich finde, daß Sie Unrecht haben.

— Ich? Unrecht?

Unrecht, daß Sie sich über unsere Zeitungen lustig machen.

— Lustig machen?

Ja. Ganz mit Unrecht.

— Warum?

Weil eben diese Reise von unserer Presse politisch überwacht wurde, und zwar mit einer Spürkraft, mit einem Detalch . . .

— Mit was?

Mit einem Detalch . . .

— Ah, Détail meinen Sie. Détail auf sächsisch-französisch . . .

Auch auf berlinisch. Genug, unsere Blätter haben dabei einen Scharfblick entwickelt . . . .

— Meinethalben.

Haben beobachtet, kombinirt, divinirt, zusammengestellt, herausgefunden . . . .

— Was?

Alles. Gestehen Sie's ein. Weder englische noch französische Blätter waren so vollständig darüber.

— Das glaub' ich!

Randglossen und Anderes.

*** Charlotte von Hagn hat nun von der Bühne Abschied genommen, um sich in das Privatleben zurückzuziehen. Vor einem glänzend gefüllten Hause, in Gegenwart des gesammten königlichen Hofes, trat sie in der Rolle der Anna von Oestreich, von Charlotte Birch-Pfeiffer, zum letzten Male auf. Beim Hervorruf sprach sie folgende Worte: „Zum letzten Male stehe ich an dieser Stelle! — Lebewohl soll ich Ihnen sagen — ich soll es aussprechen, was mich bewegt im Augenblicke der Trennung von Ihnen, von meiner Kunst, von meiner zweiten Heimath, von würdigen Kunstgenossen und einer Anstalt, der ich treu gedient, und der dienen zu können, so lange meine Freude und mein Glück war! Mit Worten soll ich's! Doch wie arm sind Worte, wo alle Gefühle laut in uns sprechen! — Ich habe Ihnen — mit heißer Liebe für die Kunst, die mein Beruf war, durch Jahre mein Streben und Wirken mit Freudigkeit, und gewiß — mit nie erkaltendem Eifer geweiht, und eben so treu, eben so unermüdlich war Ihre Huld, Ihr Wohlwollen, und oft Ihre Nachsicht mit mir. — Ich danke Ihnen viel, ja Alles, denn Ihre immer gleiche Theilnahme begeisterte mich — Ihrer würdig zu seyn, war die Aufgabe meines Lebens geworden. Und drängte sich auch manche Wolke, mancher Schatten zwischen die Sonne meines Glücks und mich, nie vermochte er die Wechselwirkung zu stören, die zwischen Künstler und Publikum allein den Muth des Erstern — den Genuß des Zweiten bedingen und verbürgen. In diesem Augenblicke, wo ein neuer Abschnitt meines Daseyns beginnt, wo ich, aus freier Wahl, beglückt in den Privatstand zurücktrete, sage ich es mit Stolz und unauslöschlichem Dankgefühl: Ihre Gunst, Ihre Liebe hat sich mir bewährt bis zur heutigen Stunde! — Doch — es kommt und geht die Zeit, das Heute verdrängt das Gestern; neue Erscheinungen tauchen auf und nieder, und wenn im Einzelnen manche Erinnerungen nie verlöschen, das Ganze verfällt der Macht des Augenblicks. Bald — nur zu bald wird auch meine Spur auf diesen Brettern „die die Welt bedeuten" verschwunden seyn: „Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze." So sei denn der einzige Kranz, den ich zu hoffen wage, Ihr Zeugniß, daß ich nie säumig war in der schönen Pflichterfüllung, mir Ihre Achtung zu erringen und heilig zu bewahren, daß ich muthig und unverdrossen mit allen Lebenskräften auf meiner Laufbahn nach dem Besten gestrebt und daß — wo es mir nicht gelang, das große Ziel zu erreichen — es nicht am redlichen Willen, wohl aber an der Kraft vielleicht gebrach. Darf ich hoffen, daß dieß Zeugniß mich begleite, so gesellt sich dem

Schmerz der Trennung ein Gefühl hoher Freudigkeit bei, dessen Nachklang durch mein ganzes künftiges Leben ziehen wird."

*** Eine Schauspielerin Wilhelmi gastirte neulich in Kabale und Liebe in Berlin und gefiel nicht. Folgendes Gedicht, welches einer ihrer Verehrer in die Spener'sche Zeitung rücken ließ, sollte sie trösten:

Wer in erster Jugendblüte
In der Kunst geheiligtem Gebiete
Lorbern reichlich sich erwirbt,
Hat den schönsten Kranz errungen,
Ewig sei sein Lob gesungen,
Lob, das ewig niemals stirbt.
Mächtig warst Du als Luise Miller
In Kabal' und Liebe von Schiller.

*** Auf Veranlassung der Frau Herzogin von Leuchtenberg wurde in München von dem höhern Adel eine dramatische Vorstellung im Odeonsaal zum Besten der Armen gegeben, welche an 3000 Gulden eingetragen hat. Ein Lustspiel von Alexander Dumas, welches nur von den Darstellern gehoben ward, Le mari de la veuve, in französischer Sprache, wurde vortrefflich und abgerundet gegeben, man könnte es von Künstlern vom Fach gar nicht besser sehen. Graf Mejan, Oberhofmarschall Ihrer Königlichen Hoheit der Herzogin von Leuchtenberg, Baron Bouteville, Gräfin Anna Tascher, Gräfin Otting-Kienze waren die Darsteller. Gräfin Anna Tascher hatte die Hauptrolle und zeigte sich als wahre Künstlerin. Stürmischer Beifall ward der edlen Darstellerin. Hierauf gab Herr Staatsrath v. Kobell, oberbairische und pfälzische Gedichte: „Der Doppili, der bisunderne Geist, die Farb', der Verliebte, und die Wein' un' der Bachus." Dem Dichter ward gleichfalls unendlicher Beifall, dessen naiv kernhafte Poesie bereits überall Anerkennung gefunden. Die zweite Abtheilung begann mit lebenden Bildern, in welchen die Schönheiten Münchens in all' ihrem Reiz glänzten. Das erste Bild aus dem Decameron, nach Winterhalter. Es sei erlaubt, die Darsteller zu nennen, welche einen unvergeßlichen Eindruck zurückließen. Die Gräfin Arco-Vallay, Gräfin Gumpenberg (Tochter Ihrer Königlichen Hoheit des Prinzen Karl), Gräfin Leiden, Baronesse Karg, Gräfin Bodmer-Hartman, Gräfin De Roi-Tascher und Gräfin Waldner-Tascher (Verwandte Napoleons durch Josephine), die Herren Graf Gumpenberg, Baron Bergheim und Herr v. Schüller. Zweites Bild: Scene aus dem griechischen Freiheitskriege, Gräfin Drechsel (Tochter des Prinzen Karl), Gräfin Anna Tascher, Gräfin Bergheim-Eichthal, Fräulein von Schlichtegroll, Baron von Karg, Herr von Ricciardelli, Graf Bassenheim und Gräfin Bassenheim (geborene Prinzessin Wallerstein), welche als Krone des Bildes in ihrer hohen Schönheit strahlte! — Drittes Bild: Der Improvisator. Die beiden Gräfinnen Baumgarten, Gräfin Karoline Tascher, Gräfin Stephanie Tascher und Gräfin Yrsch, Graf Castiglioni, Graf Gumpenberg und Graf Guillenström. Obgleich jedes Bild drei Mal den Zuschauern gezeigt ward, bedauerte man dennoch, es nicht länger vor Augen zu haben. Wie wir hören, waren diese vom Grafen Mejan arrangirt. — Das vierte Bild: eine Scene aus den Kreuzzügen (Marmorbild), war von H. H. v. Mayr, Kabinetsmaler S. K. H. des Herzogs Max in Baiern angeordnet.

*** In Stuttgart haben Dlle. Bröge von Karlsruhe und Dlle. Lebrün von Dresden in ihrem Gastspiele sehr gefallen.

*** Eine eigene Erscheinung bot das Gastspiel Karl's aus Wien, der bei gedrängt vollem Hause nur stets für die Armen spielte. Der unverwüstliche Humor dieses seltenen Komikers erregte Bewunderung. Mit ihm gastirte Madame Brüning, die als Schauspielerin eine originelle Erscheinung genannt werden kann und in jeder Hinsicht ausgezeichnet ist, obgleich in deutschen „Journalen" oft das Gegentheil über sie zu lesen ist. Wir wollen es nicht verhehlen, daß in diesem Bereiche leider nur zu oft Dünkel und Parteilichkeit sich der Gemeinheit und Feilheit zu bedienen verstehen, um ihr Opfer in der Meinung des Publikums zu stürzen.

*** Wir erwähnten neulich die Worte, welche Haydn ausgerufen haben soll, als er Weigl aus der Taufe hob. Hier geben wir, nach der Wiener musikalischen Zeitung einen Brief Haydn's, den er an seinen Pathen schrieb, als er dessen Principessa d'Amalfi gehört hatte: Liebster Pathe! Da ich Sie nach Ihrer Entstehung auf meinem Arme trug, und das Vergnügen hatte Ihr Taufpathe zu seyn, flehte ich die allmächtige Vorsicht an, Ihnen den vollkommensten Grad eines musikalischen Talents zu verleihen. — Mein heißer Wunsch wurde erhört. — Schon seit langer Zeit habe ich keine Musik mit solchem Enthusiast empfunden, als Ihre gestrige „La Principessa d'Amalfi." Sie ist gedankenreich, erhaben, ausdrucksvoll, kurz ein Meisterstück. — Ich nehme den wärmsten Antheil an dem gerechten Applaus, so man ihr gab. Fahren Sie fort, liebster Pathe, diesen ächten Styl stets zu beobachten, damit sie die Ausländer neuerdings überzeugen, was der Teutsche vermag.

Andey aber erhalten Sie mich alten Knaben in Ihrem Angedenken. Ich liebe Sie herzlich und bin liebster Weigl Ihr Herzensfreund und Diener Joseph Haydn m/p.

Von Haus den 11 Jänner 1794.

*** Weigl hatte keine Orden, wie so viele Musiker heutzutage. Das ist in Oestreich nicht üblich. Dafür hatte ihn der Rath der kais. kön. Haupt- und Residenzstadt Wien zu seinem Ehrenbürger (6 März 1828) ernannt, wie auch die Cäcilienakademie in Rom zum Ehrenmitgliede (23 Juni 1840), das Conservatorium der Musik in Mailand (1 September 1812), die Gesellschaft der Musikfreunde des österr. Kaiserstaates in Wien zum Mitgliede (26 Oktober 1826) und mehre Musikvereine der Provinzen zum Ehrenmitgliede.

*** Es ist lächerlich, in den Berliner Zeitungen stets zu lesen: Von unserm berühmten Landsmann Meyerbeer. Spricht denn der Namen nicht schon die Berühmtheit aus?

*** Herr St. Leon, der Gatte der Tänzerin Cerrito, der mit ihr als Tänzer glänzte, hat sich nun auch den Berlinern von einer neuen Seite gezeigt und nicht geringere Bewunderung erregt. Er spielte nämlich Violinkonzerte von seiner eigenen Komposition mit nicht geringer Meisterschaft,

die ihm die Prädikate eines Konzertmeisters der Herzogin von Parma und eines Mitgliedes der philharmonischen Gesellschaften von Rom, Florenz und Venedig verschafft hat.

*** Neueste Mode. Man sagt nicht mehr „komponirt" oder „in Musik gesetzt." In einer Wiener Anzeige lesen wir: „Abendgang, Lied von Scherer, betont von A. Khon." Auch gut!

*** In der Pariser komischen Oper wird „Ein Wittwer von Malabar" einstudirt. Wir wünschen dem Werke das Glück, welches im vorigen Jahrhundert die Wittwe von Malabar gemacht hat, die unter dem Titel „Lanassa" in Plümicke's Bearbeitung auch deutschen Augen unendliche Thränen entlockte.

*** Wenn man einem deutschen Dichter so auf die Sprünge käme! Racine, der klassische Racine, hat einen jetzt verschollenen Dichter, La Pinelière, fast Scene für Scene in seiner Phèdre nachgeahmt. Nur bessere Verse hat er gemacht und den alten Schwulst in schöne Rhetorik umgestaltet. Man höre einmal beide Erzählungen des Théramène.

Bei La Pinelière heißt es:

A peine ayant sorti de la côte d'Athènes,
Neptune nous vit-il sur le bord de ses plaines,
Où mon prince en son char, suivi de tous ses gens,
Souffrait que ses chevaux fussent moins diligens, . . .
Qu'enflant l'humide dos de sa vaste campagne,
Il fait de mille monts une seule montagne;
Et dedans un moment, s'échappant à nos yeux,
D'un humide baiser va saluer les cieux.

Bei Racine:

A peine nous sortions des portes de Trézène,
Il était sur son char; ses gardes affligés,
Imitaient son silence, autour de lui rangés:
Sa main sur ses coursiers laissait flotter les rènes . . .
Cependant, sur le dos de la plaine liquide,
S'élève à gros bouillons une montagne humide.

Ferner bei La Pinelière:

C'était un grand taureau de ces humides plaines,
Qui serait un géant, même entre les baleines;
Et sa tête et son col étaient du même teint
Dont des flots de la mer le vaste dos est peint.
Les fentes des naseaux sont largement ouvertes,
D'un rouge pâlissant ses côtes sont couvertes,
Et le reste du corps tout d'écailles semé.

Und bei Racine:

Son front large est armé de cornes menaçantes;
Tout son corps et couvert d'écailles jaunissantes;
Indomptable taureau, dragon impétueux,
Sa croupe se recourbe en replis tortueux.

*** Aus Scarron's Roman comique hat man jetzt ein Vaudeville gemacht, welches denselben Titel führt. Es sind bekanntlich die Abenteuer einer herumziehenden Komödiantenwirthschaft.

*** In London wird nächstens Verdi's neuestes Werk „König Lear" erwartet, welches der Komponist selbst dirigiren wird. Wir kennen von ihm bis jetzt nur den Nebucadnezar.

*** Jules Janin hat aus den vierzehn Bänden von Richardson's Clarisse den Extrakt in zwei Bänden gegeben. Er will so den alten sentimentalen Richardson für die Salons von Heute reproducirt haben. Wir würden es sehr beklagen, wenn man es unternähme, diese Arbeit Janin's in irgend einem „belletristischen Ausland" wiederzugeben. Wohl aber wäre es verdienstlich, das Werk für Deutschland neu zu bearbeiten. Natürlich mit starken Abkürzungen.

*** Der für St. Germain l'Auxerrois bestimmte neue Weihkessel ist von dem berühmten Jouffroy nach einer Zeichnung der Madame de Lamartine, Gattin des Dichters, gearbeitet worden. Besonders werthvoll ist eine symbolische Kindergruppe.

*** Felix Cottrau ist von der französischen Regierung nach dem Haag gesandt worden, um Rembrandt's berühmte Anatomie für das medizinische Kollegium zu Paris zu kopiren.

*** Ein Mann Namens Quoi wurde in Paris vor Gericht gefordert. Der Präsident fragt: Wie heißt Ihr? — Quoi, war die Antwort. — Euer Name? — Je nun, ich heiße Quoi. — Bei dieser Gelegenheit wird erzählt, daß der Huissier Herr Janvier einst zu dem Notar Herrn Fevrier kam, dort den königlichen Prokurator Mars traf, der einen Tischaufsatz bei Herrn Avril bestellt hatte, um ihn an Angelo Mai nach Rom zu senden. — Das geht noch über unsere deutschen Namenwitze, die wir vor Kurzem in den Blättern lasen.

*** Einer der reichsten Pariser Bankiers hatte einen neuen Hofmeister für seinen Sohn gewählt, und war bei dem ersten Examen, welches der Hofmeister anstellte, zugegen. Welcher Unterschied, fragte dieser, ist zwischen einer guten und bösen Handlung (action)? — Der Knabe besann sich nicht lange. Eine gute, sagte er, ist eine Action (Actie) der Nordeisenbahn, eine schlechte eine nach Straßburg. — Da glänzte des Vaters Auge vor Freude und der Hofmeister bemerkte dieß kaum, als er sagte: Das Kind scheint mir sehr weit zu seyn, so weit, daß ich nicht einmal selbst zu entscheiden wage, ob es recht mit seiner Behauptung hat. Sie würden mich verbinden, wenn Sie mich in den Stand setzen wollten, darüber urtheilen zu können.

*** Zu den Zeichen der Zeit sind auch die Judenlieder von Janßen zu zählen, welche daran mahnen, daß die Emancipation eben so wohl in den Händen der Juden als der Christen liege.

Ausgegeben am 27 April 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. -- Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 20. Lieferung. — Artist. Beil. XII.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Ein Beitrag zur Geschichte des Hamburger Stadttheaters. Von August Lewald. — Das Künstlertreiben in München. Von J. v. W. — Aus Hamburg. — Aus Berlin. — Kunzglossen.

Ein Beitrag zur Geschichte des Hamburger Stadttheaters.

Von

August Lewald. *

Bei der Aufmerksamkeit, welche in unsern Tagen der dramatischen Kunst von manchen Seiten her zugewendet wird, mag es nicht auffallend erscheinen, wenn ein in Bezug auf die hamburgischen Theaterverhältnisse neuerlich einwirkendes Ereigniß auch in weitern Kreisen Berücksichtigung fand und sogar neben den wichtigsten Tagesfragen in den Spalten der politischen Blätter abgehandelt wurde. Die bisherigen Direktoren des Stadttheaters zu Hamburg, welche bei den Aktionären, denen das Haus gehört, um eine Ermäßigung der Pachtsumme eingekommen waren, hatten gedroht, im Verweigerungsfalle dieses Gesuches von der Direktion abzutreten. Später nahmen sie diese Aufkündigung zurück und wollten zu Gunsten dessen abtreten, der ihnen das Inventarium zu einem von ihnen bestimmten Preise abkaufen würde; wenn diese Bedingung aber nicht sich erfüllte, die Direktion in der frühern Art fortführen.

Das Komité der Aktionäre wollte jedoch zu einer Ermäßigung des Pachtes sich nicht verstehen und die Kündung wurde angenommen. Man schrieb das Theater aus und es soll an Liebhabern zu der Unternehmung nicht gefehlt haben. Nun begannen Umtriebe, Parteikämpfe; es erneuerten sich Scenen, wie sie wohl seit den Zeiten Schröder's nicht mehr stattgefunden hatten, obgleich die Verhältnisse und Persönlichkeiten vollkommen verschieden waren. Doch konnte der Eine der ausscheidenden Direktoren, wenn er auch niemals eine solche Bedeutenheit wie Schröder für Hamburg und die deutsche Kunst in Anspruch nahm, dennoch als ein früher beliebter Sänger und tüchtiger Opernregisseur auf eine besondere Theilnahme rechnen. Als die Aussicht, das Direktionsscepter zu behalten, den Direktoren entschwunden war, wollten sie wenigstens ihr Kapital retten, welches sie ihren Vorgängern bezahlt hatten und bildeten

* Wir entnehmen diesen Artikel der Bremer Zeitung, da er im jetzigen Augenblicke wohl auch in andern Leserkreisen Interesse erregen dürfte.
D. H.

hiezu ihnen zusagende Kombinationen. Allein Alles schlug fehl; es schien nicht in den Sternen, aber bei einigen Aktionären fest beschlossen, eine neue Wahl zu treffen. Diese Herren wußten sich leicht in den Besitz vieler Aktien zu setzen und schafften mithin ihrer Ansicht die Majorität. Die bisherigen Direktoren, die Herren Cornet und Mühling, führen noch ein Jahr das Theater fort, dann treten an ihre Stelle die Herren Maurice und Schneider. Aus diesem Wechsel wollen nun Manche den Verfall des Hamburger Stadttheaters vorhersagen, jener deutschen Bühne, welche einst Allen vorleuchtete, und wie dieß in Hamburg bei dergleichen Gelegenheiten, ja bei Allem, was sich nur auf das Theater bezieht, der Fall ist, wird auch hier der Name Schröder gemißbraucht, von Leuten gemißbraucht, die sich von dem Theater Schröder's gar keinen rechten Begriff zu machen im Stande sind.

Das erste Erscheinen Schröder's in Hamburg fällt mit dem Zeitpunkt zusammen, in welchem die deutsche Bühne überhaupt anfing sich zu bilden; während der dreißig Jahre seines eigentlichen Wirkens veränderte sich aber die Konstellation so sehr, daß er mit Ueberdruß sich der Ausübung der Kunst entzog. Ueberall traten ihm früher unerhörte, das Neue fordernde Anmaßungen entgegen; überall entdeckte er plumper, oder feiner angelegte Intriken; seine Absichten wurden verdächtigt; man entblödete sich nicht, dem verehrten Künstler, dem Manne, welchem man eine treffliche Kunstanstalt dankte, Pasquille in das Haus zu senden und, wo es nur anging, Verdruß zu bereiten. Schröder trat zuerst als Schauspieler zurück; dann übergab er die Direktion in andere Hände, und als hier seine Bühne so zu sinken begann, daß laute Klagen zu ihm drangen und ihn „wach riefen", um sich seines schönen Werkes wieder anzunehmen, entschloß er sich noch einmal, die Zügel der Verwaltung selbst zu ergreifen. Es waren aber seitdem dreizehn Jahre verstrichen und überall hatten sich die Zustände geändert.

Das Theater, wie es Schröder begriffen hatte und zu führen gewohnt war, war bereits damals, nach erst dreizehn Jahren, und den gefeierten, noch im vollsten Tone nachklingenden Namen an der Spitze, eine Unmöglichkeit geworden, und 60,000 Mark Verlust und ein noch weit drohenderer Verlust an Gesundheit zwangen Schröder schon nach einem Jahre, sich abermals von den Geschäften zurückzuziehen. Das eigentliche Schröder'sche Theater ist seitdem in Hamburg nicht mehr gewesen und eben so wenig der Schröder'sche Geist, und was man in Hamburg so zu nennen beliebte, bezog sich lediglich auf die Beobachtung gewisser Anstandsregeln, einiger scenischen Gebräuche, auf die Gesetze, welche Schröder gab und die jetzt zum Theil nicht mehr passen wollen u. dergl. Bei jedem Direktionswechsel schwand jedoch immer mehr von diesem Allen, und was noch auf Traditionen beruhte, ging mit dem Aussterben der alten Schauspieler verloren, welche jene Zeit noch gesehen hatten. Mit dem Tode derselben verlor sich aber auch, und das ist gewiß das Beklagenswertheste, die gute alte Art des Konversationsspieles, die jedoch nicht bloß Schrödern, sondern der früheren Bühnenepoche, aus hier nicht zu erörternden Gründen, angehörte, und die nur mit Mühe durch eine Menge von Konzessionen und Aufopferungen, die der heutige größere Raum vor Allem bedingte, aus dem alten Theater am Gänsemarkte, Schröder's eigentlichem Werk, in das neue Schinkel'sche Theater in der Dammthorstraße zum Theil gerettet worden war.

Ein Schröder'sches Theater ohne einen Schröder an der Spitze, ist nicht zu denken, und es ist leeres Geschwätz, heute noch immer das Stadttheater in Hamburg mit seinem Namen in Verbindung zu bringen. Eben so lächerlich wäre es, wollte man bei dem Theater des Hrn. Generalintendanten v. Küstner an Iffland's Bühne denken, oder bei dem heutigen Theater zu Weimar an seine Zeit unter Goethe und Schiller. Ich gehöre nicht zu Jenen, welche in der alten hingeschwundenen Bühnenwelt nur das Vortrefflichste erblicken, weil es eben die Jugenderinnerungen sind, die sich damit verknüpfen, sondern ich will mit jener Behauptung nur andeuten, daß große Künstler allein es vermögen, einer von ihnen geleiteten Bühne den Stempel ihrer eigenen Vortrefflichkeit aufzudrücken,

* Neuern Nachrichten zufolge trat Hr. Schneider zu Gunsten Hrn. Batson's zurück. D. H.

und daß man nur unter der Bedingung die Bezeichnung einer Bühne nach einem großen Namen zulässig finden kann.

Schröder's eigentliche, glorreiche Direktion währte in Hamburg von 1786 bis 1798, nachdem er von Reisen dorthin zurückgekehrt war. Im Jahr 1795 hatte sich der Ueberdruß schon so sehr seiner bemächtigt, daß er als Schauspieler nicht mehr auftreten wollte, und nur die laute Klage des Publikums um seinen größten Künstler, der noch in vollster Manneskraft war und seine eigene Einsicht von dem Verluste, den die Kasse erlitt, da die Bühne viele ihrer besten Schauspieler eingebüßt hatte, bestimmte ihn noch einmal auf der Bühne zu erscheinen. Dieß geschah in dem letzten Jahre seiner Führung, im Winter auf 98, während welcher Zeit er 33 Mal auftrat. Von seinem zweiten Versuche die Bühne zu lenken, der im Jahre 1811 von ihm unternommen wurde und so unglücklich ausfiel, kann nicht mehr die Rede seyn, wenn man von Hamburgs Glanzperiode der Bühne sprechen will, die sich mithin, so weit sie mit Schröder's Namen in Verbindung steht, auf zwölf Jahre beschränkt, die noch in das vorige Jahrhundert fallen, als die Wirkungen der französischen Staatsumwälzung ihre Aeußerungen über die deutsche Gesellschaft noch kaum erstreckt hatte, als unsere klassische Literatur eben erst aufgetreten war und ihre schönsten Werke noch nicht Eingang gefunden hatten.

Unter diesen Umständen war es einem Manne wie Schröder vorbehalten, Großes zu wirken. Ohne Bildung aufgewachsen; ein enfant de troupe im eigentlichsten Sinne; von seinen Eltern hülflos verlassen, als sie sich einer bessern Existenz wegen von Königsberg nach Rußland wandten, dann hier und dort herumstreichend, Handlungs-Lehrling, Tänzer, Sänger — so war Schröder von frühester Jugend an auf sich selbst gewiesen und lernte bald auf eigenen Füßen stehen. Durch die zweite Verheirathung seiner Mutter, mit dem würdigen, durchaus wackern Ackermann, ward er in eine Stellung gebracht, in welcher er seine glücklichen Anlagen gut und leicht ausbilden konnte und als Theilnehmer an dem Direktionsgeschäfte, welches er nach dem Tode seines Stiefvaters, mit der Mutter führte, konnte er die mannigfachen Erfahrungen seines Jugendlebens früh in Anwendung bringen. Durch diesen Wechsel seiner Glücksumstände hatte er sich schnell zu einem festbestimmten Karakter ausgebildet. Er fühlte sich und wußte das ihm von Natur verliehene Uebergewicht an Geist und Talent auf seine Umgebung manchmal in mehr als erlaubtem Maße geltend zu machen; er besaß den edlen Ehrgeiz auch außer den Brettern, welche die Welt bedeuten, etwas bedeuten zu wollen; er wollte vornehm und angesehen und — was in Hamburg so sehr den Ausschlag gibt — auch reich werden. Um das Erstere zu erreichen, verfiel er oft in die Schwächen aller Emporkömmlinge, in Bezug auf das Letztere kann man ihn nicht von Eigennutz freisprechen. Dennoch aber verschwand dieß Alles vor der Bedeutung seiner übrigen Persönlichkeit, vor seiner Künstlergröße, vor seiner Rechtlichkeit, vor seinem Geiste, der seine Stellung ganz zu begreifen vermochte, daß er berufen sei, dem deutschen Vaterlande durch seine Kunst zu nützen und diese selbst auf ein ihrer würdiges Piedestal zu erheben, von welchem sie weithin durch das Land und durch die Zeiten leuchten könne. Er war ein Künstler im Lessing'schen Sinne.

Schröder's Bühnenführung war eine autokratische, oder wenn man will, eine patriarchalische. Er selbst leitete Alles; die faulen Knechte (hier im besten Sinne verstanden), die Regisseure, kannte er nicht. Er überließ nur sogenannten Wöchnern die Inspizirung der von ihm bis in das Kleinste ausgegangenen Anordnungen. Von seinem Machtspruche fand keine Appellation statt; daher häuften sich denn auch die grellsten Widersetzlichkeiten so sehr, daß sie oft die Vorstellungen störten, Aufführungen, zu welchen das Publikum schon durch die Zettel eingeladen war, unmöglich machten und der ganzen Anstalt Gefahr drohten. Blieb ihm dann kein Mittel, die Widerspänstigen zur Ordnung zurückzuführen, so wandte er sich persönlich oder in Pamphleten an das Publikum mit Anklagen oder Drohungen. Seine Schauspieler waren seine Schüler. Aus unscheinbaren Anfängern wurden sie seine besten Mitglieder; Zulagen, die sie erhielten, betrachtete er förmlich als Gnadensachen. Wer von den Frauen in einem so glänzenden Reifrock, wie die Frau Direktorin, erscheinen wollte, erhielt Stoff und Flittern und durfte die Nadel in die Hand nehmen, um ihn

ſich ſelbſt zu ſticken. Allein damit war's nicht genug. Zum Dank mußten die Frauen auch noch zur Frau Direktorin gehen und bei einer Taſſe Kaffee Thronhimmel und andere Prachtrequiſiten durch ihrer vereinten Hände Arbeit erſchaffen. Nur den Begünſtigten, die es durch ihre Folgſamkeit verdient hatten, wurde dieſe Auszeichnung zu Theil; als ſolche ſah es Schröder ſelbſt an. Daher klagt er beſtändig über ſchwarzen Undank; daher ſpricht er von Verletzung der Dankbarkeit, wenn eine junge unverheirathete Schauſpielerin einen Fehltritt begeht, die er früher der Ehre hatte theilhaftig werden laſſen, in den Kreis der Frau Direktorin aufgenommen zu werden. In dieſer Beziehung zeigte Schröder ſich von einer unerbittlichen Strenge, die in der damals noch ſo vogelfreien Stellung des Schauſpielerſtandes und in ſeinen daraus entſpringenden diſſoluten ſittlichen Verhältniſſen und laxen Begriffen, wohl ihre Rechtfertigung findet, allein doch von ihm manchmal zu weit getrieben wurde und nach unſern heutigen Anſichten nur Aergerniß geben dürfte.

Das Schröder'ſche Theater war, wie es ſich dem aufmerkſamern Forſcher darſtellt, eine Anſtalt, welche die hohe Achtung verdient, die ſie ihrer Zeit genoß. Getragen und gehalten von Schröder's Perſönlichkeit, mit ſeinem Namen eng verbunden und von ſeinem Künſtlerglanze überſtrahlt, zeigt ſie ſich uns im Beſitze bedeutender, wohl größtentheils richtig verwendeter Kräfte; im Beſitze eines Repertoriums, welches das Vortrefflichſte enthielt, was damals erſchienen war und durch Schröder's ſchriftſtelleriſche Bemühungen vor allen andern Bühnen mit neuen Werken ſtets voran war; im Beſitze von Dekorationen und Koſtümen, die wenigſtens in Hamburg nie glänzender und ſchöner da geweſen waren, wenn ſie gleich von der Pracht der Theater eines Herzogs von Würtemberg oder eines Markgrafen von Baireuth keine Spur zeigten.

Als Schröder abzutreten ſich entſchloß, ſah er bereits, daß ſeine Art, die Direktion zu führen, ihre bedeutende Schwierigkeit hatte; er würde ſonſt, der energiſche erſt fünfzigjährige Mann nicht von Ueberdruß geſprochen haben. Er übergab das von ihm angelegte Werk ſeinen Jüngern; allein er vorbehielt ſich noch immer Vaterrechte. Die Uebernehmer, fünf an der Zahl, mußten ihm geloben, ganz in ſeinem Sinne zu verfahren und ſich ſeiner Kontrole, ſeinen Ermahnungen, ſelbſt ſeiner Beſtrafung zu unterwerfen. Dafür aber bedung er ſich, trotz ſchwerer gewordenen Zeitläuften, bei eingetretener Konkurrenz mit einem in Hamburg entſtandenen franzöſiſchen Theater, zwölf Procent von der Einnahme aus, ferner eine Summe für die Ueberlaſſung des Inventars und alles von den neuen Direktoren nachgeſchaffte Material zum Eigenthum. Er glaubte gewiß, daß ſeine Nachfolger dennoch würden beſtehen können, da er das Geſchäft zu gut kennen mußte.

Allein kaum war Schröder entfernt, ſo war auch der Nimbus von der Anſtalt gewichen. Die Umgeſtaltungen der bürgerlichen Geſellſchaft, die überall ſich hebende Bühnenkunſt, junge Künſtler, welche ſich frei entwickelten, und keinen Dalai Lama anerkennen wollten; in Hamburg ſelbſt Vergleiche der deutſchen Kunſt mit der Kunſt der Franzoſen, die ſo leicht und anmuthig in heitern Stücken ein Leben abſpiegelte, welches ſchon an und für ſich in höherm Glanz und Freiheit als das unſrige ſich bewegte; dieß Alles mußten die armen Nachfolger Schröder's bald zu ihrem Schaden inne werden. Wollten ſie die ihnen von dem Altmeiſter noch immer zugehenden Verhaltungsbefehle in Anſehen erhalten, ſo ſtießen ſie auf Unfolgſamkeit; erlaubten ſie ſich davon abzuweichen, ſo drohte vollſtändige Anarchie einzureißen. Was man unter Schröder ſich gefallen ließ, um ihn, den großen Künſtler, ſich zu erhalten, der jeden Augenblick mit Fortgehen drohte, das wurde jetzt ſtreng gerichtet, da Schröder endlich ſeine Drohung erfüllt hatte. Man nahm ihm dieß übel, nannte ihn jetzt auch undankbar und machte es ihm zum Vorwurfe, daß er ſich in Hamburg Vermögen erworben hatte, ſich jetzt nicht mehr um das Publikum kümmere und in Rellingen ſitze, um ſich in Ruhe noch mehr zu bereichern, und während Alles klagte und die Kunſt zu Grunde ging, ſeine reichen Zehnten einſtreiche. Es regnete Pasquille der gemeinſten Art, in jetziger Zeit eben ſo unmöglich, wie das Schröder'ſche Theater. Damals wurden ſie beachtet, gekauft, widerlegt; Pasquille ohne Geiſt und Styl, von Sprachfehlern wimmelnd und unorthographiſch, im

gemeinſten Hamburger Gaſſendeutſch, das ſich jedoch allen Ernſtes dabei in die Bruſt warf. Dazwiſchen tönten aber auch andere Schlachtrufe; Schröder wurde zum Erwachen aufgefordert; mit einſchmeichelnden Komplimenten ſagte man ihm bitter ſeyn ſollende Wahrheiten, die immer wieder nur auf ſeine zu frühe Zurückgezogenheit ausliefen. Schröder erließ zwei Schreiben an die Direktoren; ernſte Mahnungen, ihren übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, Androhungen, ihnen die Verlängerung des Kontraktes zu entziehen. Zwiſchen beiden Schreiben lag eine Jahresfriſt; — er hatte unterdeß Alles vorbereitet, was ihm zum Wiederantritt der Direktion nothwendig ſchien, hatte etwa zwölf Stücke nach dem Engliſchen und Franzöſiſchen ſelbſt bearbeitet, um ſie auf ſein Repertorium zu bringen, und endlich einige neue Koſtüme anfertigen laſſen, von denen er ſonſt der Wirkung gewiß war. Aber wie ſehr hatte er ſich verrechnet! Mit den Schauſpielern konnte er nicht mehr auskommen, die Stücke mißfielen,* und die Koſtüme, die ich ſelbſt noch in Hamburg unter der Benennung Salisbury-Kleider (weil ſie in Adelheid von Salisbury zum erſten Mal erſchienen) zu ſehen bekam, konnten mit dem, was ſeither in Berlin von Iffland und an anderen Orten in dieſer Art gebracht worden war, keinen Vergleich aushalten. Unter vergrößerter Mißſtimmung trat Schröder nunmehr zum zweiten Male vom Schauplatze ab und blieb ihm fern bis zu ſeinem 1816 erfolgten Tode.

Die Hamburger Bühne blieb zwar noch immer eine ausgezeichnete und hatte ſeither ihre erneuerten Glanzepochen, aber ſie war, wie Alles mit ihr und um ſie, in eine neue Phaſe getreten. Dennoch gab es ſtets Unzufriedene, welche ihr die Schröder'ſche Zeit vorhielten, und von dem Augenblick ſeines Zurücktritts den Verfall der Kunſt und der Bühne in Hamburg herſchrieben. Neben dieſen aber gab es eine Art von ſtabilen Enthuſiaſten, welche für das Hamburger Stadttheater immer eine Art von Excellenz anzuſprechen gemuthet waren und ihm den Titel »Schröder's Theater« zuerkannten. Was den erſten Vorwurf betrifft, ſo habe ich ſchon meine Anſicht erklärt, daß ohne einen Schröder, eine Leitung wie die ſeinige, niemals genießbare Früchte getragen haben würde, daß aber, bei der veränderten Lage der Dinge, eine Leitung, wie er ſie im vorigen Jahrhunderte für ſeine Verhältniſſe als dienlich erachtete, jetzt ſchon längſt nicht mehr beſtehen könne.

So lange das Stadttheater ſeine Vorſtellungen noch auf dem Gänſemarkte, in dem alten, von Schröder erbauten und eingerichteten Hauſe gab, mochte die Benennung »Schröder'ſches Theater« noch im gewiſſen Sinne dafür paſſen. Die Schauſpieler, wenigſtens ein Theil derſelben, hatten noch unter ihm geſtanden; mehre nannten ſich ſeine Schüler; die Traditionen wehten noch in den alten Räumen; die Scenirungen wurden noch nach ſeinen Regiebüchern beſchafft; man ging noch zu ihm nach Rellingen, um ihn zu befragen, um ſich Raths zu erholen, und er ſtreckte wie ein unſichtbarer Oberer ſeine Hand über das Ganze. Nach ſeinem Tode fielen mit dieſen Obſervanzen ſchon viele altherkömmliche Dinge, und der »Schröder'ſche Geiſt«, wenn von ihm geſprochen wurde, bezog ſich höchſtens nur noch auf das gut in einander greifende Konverſationsſpiel, welches ſich in Hamburg lange erhalten hat, allein eben ſo wohl von dem Beiſpiel der dort einheimiſch gewordenen franzöſiſchen Schauſpieler ſich manches angeeignet, als von Schröder's Einfluß geerbt haben mochte. Im Uebrigen ſchritt die Hamburger Bühne auf der Bahn aller Andern; die Oper fing bereits an, einen großen Boden für ſich anzuſprechen und ihre Ausſtattung an Künſtlern ſo wie an Dekorationen, Koſtümen und dergleichen griff ſtets weiter um ſich. Des alten Hönike's Orcheſter, wie es unter Schröder war, und ſeine großartige Ausſtattung würde man damals ſchon verlacht haben, und doch war die Stumme von Portici noch lange nicht da.

Als nun aber um die Mitte der Zwanziger Jahre einige »reiche und vornehme«

* Er hatte ſie en bloc anderen Bühnen zum Verkaufe angetragen, weil er ſie nicht einzeln abgeben wollte. Allein nur Iffland war ſo rückſichtsvoll, auf den Vorſchlag einzugehen und ſoll ihm 500 Thaler dafür gezahlt haben, obgleich er wenig davon benutzte. Keines der Stücke machte Glück; ſelbſt das ſchöne Stück le Glorieux von Destouches, von Schröder „der Ruhmredige« und ein anderes: „Adelheid von Salisbury«, von welchem er große Hoffnungen hegte, erhielten keinen Beifall.

Familien, wie sie in den damaligen Verkündigungen genannt wurden, ihre Ketzerei so weit trieben, mit dem bescheidenen Schröder'schen Musentempel auf einem Hofe am Gänsemarkte Unzufriedenheit an den Tag zu legen und davon sprachen, ein schönes, den Ansprüchen einer Stadt von Hamburg's Reichthum und Bedeutung entsprechendes Theater aufzubauen, da erhoben sich viele Stimmen und proklamirten wieder den Verfall der Kunst und riefen wieder Schröder's Geist herbei, und die altgewordenen Jünger Schröder's stimmten mit ein und schrien Zeter über alle Neuerungen und beriefen sich dabei auf den ihnen vom Altmeister überkommenen Adelsbrief, den sie um keinen Preis den modernen Kunststürmern opfern würden.

Die Wittwe Schröder's und seine übrigen Erben suchten diesen Widerspruch natürlich zu unterstützen, da sie bei dem Handel nicht unbedeutend betheiligt waren. Die alten Stipulationen, wie sie Schröder selbst festgesetzt, bestanden noch fort, und die Direktoren mußten von der Einnahme zwölf Procent an die Erben und acht Procent an die Armenkasse zahlen; das Haus war nur klein und dennoch häuften sie recht ansehnliche Ersparnisse.

Die, welche die Erbauung eines neuen Theaters beabsichtigten, liefen, wenn sie sich nicht mit den Erben vereinigten, große Gefahr, denn diese waren im Rechte, in ihrem kleinen Hause Komödie fortspielen zu lassen, das wenigstens für einige Zeit noch die Gewohnheit alter Theaterbesucher befriedigt und beliebte Mitglieder besessen haben würde. Diese so wie jede Konkurrenz wurde aber in Theaterangelegenheiten gefürchtet und diese Furcht scheint in diesem Augenblick wieder den Ausschlag gegeben zu haben. Auffallend in der That in Hamburg, wo fast bei der Ausbeutung eines jeden Geschäftes die Konkurrenz nicht ausgeschlossen ist.

Als der Plan zu dem neuen Theaterbau gereift war, als man unter gar mancherlei Einsprüchen und Abänderungen endlich Schinkel's Entwurf angenommen hatte, verständigte man sich mit den Schröder'schen Erben, deren Haus zu Privatwohnungen eingerichtet wurde, und miethete auch noch, um jede Konkurrenz in der Nähe aus dem Wege zu räumen, das ehemalige französische Schauspielhaus, damit es an einem Lokale gebreche, im Falle eine zweite Gesellschaft jemals autorisirt werden würde. In diesem Monopole glaubte man sich nun von beiden Seiten gesichert, sowohl die Direktoren als die Aktiengesellschaft der Erbauer des neuen Theaters. Man wußte, daß eine Stadt wie Hamburg einem Theater die erforderlichen Mittel wohl reichlich zufließen lassen würde, sich sogar glänzend zu behaupten, um so mehr, da man statt der bis dahin den Direktoren von Schröder auferlegten Lasten, die, gelinde ausgedrückt, ein wenig habsüchtig aussahen, bloß eine Pachtsumme für das Haus festsetzte.

Mit dem Einzuge in die neuen Kunsthallen veränderten sich aber sofort die bis dahin an dem Hamburger Stadttheater bestandenen Verhältnisse gänzlich. Man mußte die große Bahn betreten, welche nur noch zum Ziele guter Einnahmen führte. Die Ausgaben steigerten sich; Gehalte, Ausstattungen wurden übertrieben; mit dem alten Repertorium langte man nicht mehr aus; das Konversationsstück war fast vernichtet in dem weiten Raum, wo Niemand mehr die feinen Mienenspiele wahrnehmen, die gehauchten „bei Seite's“ hören konnte und das klanglose Organ eines Schmidt zu keines Menschen Ohr drang. Der treffliche Schwarz mußte verabschiedet werden, wenn er schon im alten Hause noch für einige Zeit tauglich gewesen wäre. Allein auch das übrige Spiel mußte umgemodelt werden; die kleinen Bewegungen verloren sich zu sehr im großen leeren Raum; mit den trippelnden Schritten konnte man die Hintergardine gar nicht mehr erreichen; es entstanden Pausen, der Tod des Lustspiels.

Jetzt wurde von den alten Anhängern — Reinhold, Meyer lebten noch — der Untergang des Schröder'schen Theaters proklamirt, und wer sich noch der Täuschung hingegeben hatte, daß in dem, was bis dahin in Hamburg bestanden, einige Spuren Schröders vorhanden gewesen waren, mußte jetzt in jene Meinung ohne Rückhalt einstimmen. Es war fast ein Menschengedenken seit Schröder's erstem Abtreten (1798 bis 1827) entschwunden; eine große Umgestaltung aller Verhältnisse war eingetreten; die sogenannte Restaurationsperiode nahte sich ihrem Ende und in Literatur und Kunst er-

schallten frische Rufe von allen Seiten. In der Schauspielkunst hatten sich auch große Veränderungen gezeigt. Durch Eßlair und Sophie Schröder war eine großartigere Form für die Tragödie eingeführt, durch Wolff in Berlin eine idealere Auffassung, als bisher; Graf Brühl hatte dem historischen Kostüme zu seinem Rechte verholfen; überall schafften geschickte Maler und suchten den historischen Theil ihrer Aufgabe gewissenhaft zu erfüllen, wovon ihre Vorgänger fast keine Ahnung gehabt hatten; die große Oper nahm eine Masse von Kräften in Anspruch; der Chor, die Komparsen, das Ballet wollten anders und umfassender bedacht seyn, und alles dieß verlangte in Hamburg gebieterisch seine Berücksichtigung, wenn die weiten Räume des neuen Hauses eben so gefüllt seyn sollten, wie das Theater auf dem Gänsemarkt es zu seiner Zeit gewesen war. Die Direktoren überzeugten sich hiervon und wurden von den einfachen Schülern Schröder's (namentlich nahm F. L. Schmidt diese Ehre in Anspruch) sündhafte Weltkinder wie die andern Direktoren und Intendanten auch. Man gab das, wovon man sich Einnahmen versprach, man fröhnte dem Pomp und Luxus; die alten Mitglieder wurden stumpf, wurden pensionirt oder starben, und das Personal rekrutirte sich so gut es ging, bald aus Norden, bald aus Süden, und Jeder brachte mit seinem Dialekte auch seine eigene Art und Weise auf die Bretter des Hamburger Theaters, und von Schule im eigentlichen Sinne, so wie von einem patriarchalischen Verhältnisse, konnte keine Rede mehr seyn. Statt Schröder's Diktatur war das Gegentheil erschienen; die Direktoren mußten nach der Pfeife der Künstler und des Publikums tanzen.

Dieß Verhältniß bestand gleichmäßig fort, da die Grundbedingung, auf welcher es beruhte, keine Konkurrenz, fortbestand. Sobald die Besorgniß einer Konkurrenz eintrat, schwankte jedoch Alles; die Direktoren mußten dann größere, gewagte Anstrengungen machen, um ihren Gegner aus dem Felde zu schlagen; die Aktionäre sahen sich durch die in Zweifel gestellte Lage der Direktoren in ihren Interessen bedroht. Es mußte daher beiden Theilen daran liegen, den bisherigen Zustand der Dinge aufrecht zu erhalten und ihren Einfluß dazu zu verwenden. Die kleinen Theater auf dem Hamburger Berge und in St. Georg thaten dem Stadttheater keinen Eintrag; allein in Hamburg selbst bestand ein Privilegium, welches den Betheiligten stets eine Sorge machte. Dieses Privilegium besaß die Wittwe Hantje, welche in der Steinstraße ein Wirthshaus hielt; die Franzosen hatten es während der Occupation ertheilt, als ihre Landsleute in Hamburg spielten, und eben auf dieses Privilegium hin war das deutsche Apollotheater errichtet worden, dem mancherlei Intriken ein schnelles Ende bereiteten. Das Apollotheater war von der Stadttheaterdirektion jetzt gepachtet, um es leer stehen zu lassen, und mit der Hantje sollte ein stillschweigender Vertrag geschlossen worden seyn, mit ihrem Privilegium nicht aus der Steinstraße sich zu begeben, wo sie in ihrem Wirthshause es auf mehr als bescheidene Weise ausbeutete. Dort bestand nämlich in einem Saale den Winter hindurch ein kleines erbärmliches Theater, welches den Namen „Theater in der Steinstraße“ führte.

Im Sommer gingen die Schauspieler desselben ihren Handwerken nach, da sie größtentheils in Hamburg wohnten und eine Art von bezahlten Dilettanten waren.

Mannigfache Versuche wurden gemacht, der Wittwe Hantje das Privilegium wegzukapern, allein sie war nicht zu bewegen, sich desselben zu entäußern. Nur in ihrem Lokale durfte es benutzt werden; allein dort war kein ordentliches, nur einigermaßen anständiges Theater einzurichten, und selbst zum Ausbau war die Möglichkeit abgeschnitten, da keiner der Nachbarn sich zur Abtretung von Grundstücken verstehen wollte, und Niemand zwischen den eng zusammen gebauten Häusern eine so feuergefährliche Anstalt eingekeilt sehen mochte. Die Sachen lagen also sehr zufriedenstellend für die Lenker und Eigenthümer des Stadttheaters. Da ließ sich der eine der Direktoren, der leidenschaftliche Schmidt, zu einem übereilten Schritte hinreißen, dessen Folgen ihm sein Lebensende verbitterten und seinen Nachfolgern bedeutenden Schaden zufügten. Er dankte plötzlich einen langjährigen Angestellten des Theaters, den Theatermeister ab, der ein Schwiegersohn der Wittwe Hantje war und nun bei ihrem Theater seine gewohnte Beschäftigung in Ausübung brachte

und demſelben damit nicht nur allein ſchon weſentlichen Vortheil zuwandte, ſondern noch Combinationen damit verband, die bald an's Licht treten ſollten.

Die Anweſenheit der Franzoſen, ſo verderblich ſie in politiſcher Beziehung für Hamburg geweſen iſt, ſo belebend wirkte ſie doch auf manche innere Zuſtände, die früherhin einer ſo reichen Weltſtadt wie Hamburg nicht angemeſſen waren. Unter den verſchiedenartigſten Anſtalten zum Vergnügen des Publikums, die oft nur eben auftauchten, um ſchnell wieder zu verſchwinden, waren auch zwei ſogenannte Tivoligärten von Franzoſen eröffnet worden. Die eine dieſer Unternehmungen mußte bald geſchloſſen werden, die andere war glücklicher. Herr Maurice, der zugleich eine Likörfabrik gegründet hatte, war ein unternehmender und einſichtsvoller Mann. Sein Tivoli hatte großen Zulauf, weil er ſtets auf neue Unterhaltung für ſein Publikum bedacht war. Rutſchberge, Maſtenklettern, Konzerte u. ſ. w. fanden bei ihm ſtatt; allein die Leute wollten in Athem erhalten ſeyn. Da kam er auf den Einfall, die Schauſpieler des Steinſtraßentheaters, die im Sommer ihre Kunſt nicht übten, für ſein Tivoli zu werben und ein Tages- oder Gartentheater zu errichten. Die Sache war im erſten Sommer erbärmlich genug; das was ſich im Winter bei unſaubern Talglampen nur ſcheu zeigen durfte, ſollte jetzt an das helle Sonnenlicht, in die ſchöne Natur gezogen werden. Man lachte über den Einfall; man lief aus Neugierde hin; allein Hamburg und Altona nebſt den Vorſtädten zählen viele Einwohner, und wenn da einmal etwas die Neugierde erregt und von ſich ſprechen macht, ſo trägts etwas aus. Es war übrigens kein Tagestheater, wie man ſie in Italien kennt; man befand ſich nicht in einem abgeſchloſſenen Raum ohne Dach, auf beſtimmte Plätze wie in einem Schauſpielhauſe beſchränkt. Die günſtige Lage des Tivoli lieh ſich einer andern Einrichtung her. Von der Höhe des Hauſes erſtreckte ſich der lange Garten in ſanft abwärts gehenden Terraſſen bis zu einem Plateau, auf welchem das Theater errichtet war. Das Publikum ſaß ohne Unterſchied auf den Terraſſen bei Speiſe und Trank, während die Schauſpieler unten ihre Späße machten. Von den entfernter Sitzenden verſtand freilich Niemand ein Wort, und wenn die unten überlaut zu lachen anfingen, ſo fragten die oben: „Wat heb hei geſecht?“ und konnte die Kette es bis zu ihnen hinauf gelangen laſſen, ſo war's gut, ſonſt lachten ſie auch mit, ohne zu wiſſen weßhalb. Es war gerade wie bei den franzöſiſchen Schweizerregimentern, wo der ſogenannte Loustic, der Generalſpaßmacher des Regiments, im erſten Gliede marſchierte; ließ er nun einen Scherz los, ſo lachten nicht nur die, welche ihn verſtanden hatten, ſondern die ganze Kolonne wieherte mit, bis zum letzten Mann. Fragte man nun einen ſolchen, warum er lache, ſo lautete die Antwort: „Le Loustic qu'être là-haut, l'avre tit que'que-chose te pin choli!“ *

Das weite Tivoli faßt mehre tauſend Perſonen, und obgleich der Eintrittspreis niedrig geſtellt war, ſo war die Einnahme den Sommer über doch bedeutend, und das was die Zuſchauer an ſoliden Nahrungsmitteln verzehrten, warf einen anſehnlichen Profit ab. Der umſichtige Herr Maurice ſah, daß ſich dieſe Spekulation erweitern laſſe und wohl gar noch zu etwas Anderm führen könne. Als er im nächſten Jahre ſein Sommertheater wieder eröffnete, hatte er es ſchon bedeutend verſchönert und ſogar von Lübeck und andern Städten Schauſpieler kommen laſſen, um den Künſtlerſtamm der Steinſtraße zu veredeln. Er ſetzte auch beſſere Stücke auf das Repertorium und wählte vorzüglich ſolche, die für einen Schauplatz, wie der ſeinige war, geeignet ſchienen. Er verbannte die abſurden alten Zaubermährchen und die rohen Ritterſtücke, die bis dahin von dem Steinſtraßenperſonal mit Vorliebe dargeſtellt worden waren. Da es an Originaldichtern fehlte, die ſich ſeinem Zwecke hergeliehen hätten, ſo wählte er unter ältern und neuern Pariſer Sachen das Paſſende heraus und übertrug es Händen, denen er Geſchick zutraute, um es für Hamburg zu lokaliſiren. Mit den Bearbeitern zeigte er ſich coulant. Seine großen Einnahmen ſetzten ihn in den Stand, verhältnißmäßig die leichte Waare, die er brauchte, ſo gut wie das Stadttheater zu honoriren, und da er öfter wie dieſes — bei dem beſtändigen

* Der Loustic, der dort oben iſt, hat etwas ſehr Schönes geſagt.

Wechsel seines Publikums — Wiederholungen ansetzen konnte, so verstärkte er das Honorar noch durch eine kleine Nachzahlung bei jeder Wiederholung. Etwas, das später „Tantième“ benannt worden ist und wozu der wackere Herr Maurice, der seinen Vortheil wie seine Stellung richtig begriffen hatte, schon vor zehn Jahren den ersten Anstoß gab.

Nachdem unter diesen Verhältnissen das Tivolitheater mehre Sommer hindurch bestanden hatte, und die Theilnahme nicht nur nicht daran abnahm, sondern vielmehr im Wachsen war, glaubte der Unternehmer, um den steten Wechsel seines Personals zu vermeiden, es auch für den Winter beibehalten zu können, wenn er das Theater in der Steinstraße zu Vorstellungen miethete. Er ließ es, so klein es war, durch seinen nunmehrigen Theilnehmer am Geschäft, den durch Schmidt entlassenen Theatermeister, recht anständig dekoriren und die Winterbühne wurde eröffnet.

Zu allen Zeiten hatte das Stadttheater seine Gegner, und diese unterstützten nun mit allen Kräften Herrn Maurice. Die Konkurrenz war einmal da; in dem kleinen Saale, wo sonst nur die erbärmlichste Pfuscherei getrieben wurde, wo Alles so schmutzig und finster war, daß man in einer Kneipe zu seyn glaubte, sah man jetzt reinliche, hübsch geordnete und beleuchtete Logen, und was die Vorstellungen betraf, so zeigten sich jugendliche Talente, frische pikante, größtentheils heitere Stücke, und was man anspruchlos auf diese Weise bot, konnte selbst ein gebildetes Publikum hinnehmen. In der That blieb dieses nicht aus. War irgend etwas Neues da, was Beifall fand, so wurden die wenigen Logen oft wochenlang von der ersten Gesellschaft Hamburgs in Beschlag genommen, und der alte Schmidt, wenn er davon hörte, pfiff durch die Zähne, wie er zu thun pflegte, wenn er verdrießlich war und brummte: Dat duhrt nich lang! In dieser Voraussetzung täuschte er sich aber. Was würde er nun wohl sagen, wenn er sähe, daß sein so lang von ihm gepflegtes Werk, jenes Theater, das er noch aus Schröder's Händen überkommen hatte, dem er sein ganzes Leben mit Aufopferungen aller Art und mit einer wahrhaften Wärme für die Kunst, gewidmet, nunmehr jenem Direktor des Steinstraßentheaters zugefallen ist, dem er im übermüthigen Stolze keine lange Dauer prophezeihte.

Aus dem alten kleinen Lokale erhob sich das neue freundliche Thaliatheater, das jetzt schon als gefürchteter Rival seit einigen Jahren dem Stadttheater zur Seite stand. Herr Maurice, seinem früheren Prinzipe treu, setzte sich mit schriftstellernden Talenten in Verbindung, und da er sie fortwährend beschäftigte und reichlich belohnte, so blieben sie ihm treu und halfen ihm ein eigenthümliches Repertorium bilden, wie er es für seinen Zweck brauchte. Es waren freilich größtentheils nur Bearbeitungen aus dem Französischen, zu welchen namentlich Herr Friedrich die ansprechendste Geschicklichkeit zeigte; allein war Maurice, oder ist irgend Jemand im Stande, Originaldichter zu schaffen? Dabei war die große Oper und das höhere ernste Drama von seiner Bühne ausgeschlossen und wenn hie und da etwas Heiteres, etwa von Feldmann, Benedix oder einem Andern auftauchte, so gab er es, wenn es ihm nämlich eingesandt wurde; denn es ist auch darauf Gewicht zu legen, daß viele deutsche Theaterdichter ihre ältere Verbindung mit dem Stadttheater nicht aufgeben mochten.

Blieben nun aber die deutschen Originalstücke von dem Repertorium des Herrn Maurice fort, so suchte er dafür deutsche Künstler ersten Ranges anzuziehen, und sowohl Berlin als Wien sandte die glänzendsten Repräsentanten ihrer Hofbühnen, um auf dem Thaliatheater Gastrollen zu geben. Wenn ich nun dieses Letztere als eine Thatsache anführe, die der umsichtigen Geschäftsführung des Herrn Maurice alle Ehre macht, so kann ich doch nicht mit jenen Künstlern einverstanden seyn, die in einer Stadt an einer zweiten Bühne gastiren, und sich einem Publikum nur in unbedeutenden Stücken zeigen, während es ihnen vergönnt wäre, ihre Kunst in Meisterwerken im strahlendsten Lichte auf der ersten Bühne glänzen zu lassen.

Das

Künſtlertreiben in München.

Anfang März.

Unbeſtritten den lebendigſten und geiſtig wie körperlich hervorragendſten Theil der ganzen Bevölkerung Münchens, bilden die vielen alten wie jungen Künſtler, welche mehre hundert an der Zahl, aus allen Gegenden Deutſchlands, ja Europa's, dort zuſammengeſtrömt ſind. Will man ſchöne, kräftige Geſtalten, ausdrucksvolle, lebendige Köpfe, jugendliche Heiterkeit, friſchen Humor und ſprudelnden Witz vielfach vereint ſehen, dann beſuche man die Orte, welche denſelben gewöhnlich nach des Tages Mühen und Laſten, am Abend als Vereinigungspunkte ihrer heitern Luſt dienen, und man wird ſich ſelten getäuſcht finden. Beſonders iſt es das karakteriſtiſche Lokal „zum Stubenvollbräu“, was jeden Abend eine geſchloſſene Geſellſchaft junger und alter Künſtler, unter denen ſich Namen von großer Bedeutung befinden, in ſich vereinigt. Abgeſehen von der lebendigen Geſellſchaft, die im Winter dort ihren Sitz hat — in den ſchönen Sommermonaten locken die nahen Hochalpen die meiſten Künſtler auf ihre grünen Matten und in die lieblichen Thäler — verdient ſchon das im ſtrengſten mittelalterlichen Geſchmack, der ſich bis auf Ofen, Leuchter und Stühle erſtreckt, durchgeführte Aeußere des Zimmers, mit braun getäfelten Holzwänden, an den Decken die Wappenſchilder ſämmtlicher Bundesſtaaten, verziert durch ſehr hübſche Statuen berühmter Künſtler auf Poſtamenten an den Wänden, und einer in ihrer Art eigenthümlichen Pokalſammlung, geſehen zu werden. Jeder Fremde, der München beſucht und mit einem der dortigen Künſtler bekannt iſt, oder ſich ſonſt lebhaft für die Kunſt intereſſirt, verſäume es daher nicht, an einem Abend dieſe Künſtlerſtube zum „Stubenvollbräu“ (Name des Brauhauſes am Anger, wo dieſelbe ſich befindet) zu beſuchen. Er wird ſicher ſeyn, mit liebenswürdiger Gaſtlichkeit und freimüthiger Ungezwungenheit dort aufgenommen zu werden, und gewiß einen angenehmen und bleibenden Eindruck wieder mit fortnehmen.

Geht es nun ſchon im gewöhnlichen Lauf der Dinge dort munter und lebendig zu, und muß die ſchlanke „Theres“, die hübſche Kellnerin daſelbſt, oft die Gläſer füllen, um den Farbenſtaub des geſchäftigen Tages am freien Abend hinweg zu ſchwemmen, ſo erhöhen beſondere Gelegenheiten dieß noch bedeutend. Wenn irgend ein Feſt zu Ehren eines berühmten durchreiſenden Künſtlers ſtatt findet, wenn größere Aufzüge oder Feierlichkeiten vorbereitet werden ſollen, dann iſt wirklich das Leben und Treiben ſo eigenthümlich, wie man es ſonſt wohl nirgends geſehen hat. In dem nicht übermäßig geräumigen Lokal werden ſcherzhafte Fackelzüge angeſtellt, Alt und Jung, bis ſelbſt auf die hochbetagte Mutter der Wirthin, nimmt ein dünnes Stück Wachslicht in die Hand, und zieht nun Paarweiſe auf Tiſch und Bänken, unter dem Geſange eines eigenthümlichen Liedes im Zimmer herum, und aus dem einen Fenſter hinaus auf die Gaſſe, und zum andern wieder hinein. Gewöhnlich wird bei ſolchen Gelegenheiten in einem Winkel ein eigenes Puppentheater arrangirt, und eine ungemein komiſche Parodie der Ahnfrau, die mit einer allgemeinen Metzelei endigt, aufgeführt. Die Geſichter der Puppen ſind aus Kartoffeln und Rüben geſchnitzt, oft aber von draſtiſcher Wirkung, das Koſtüm iſt phantaſtiſch aus bunten Geldbörſen und Schnupftüchern zuſammen geſtellt, das Ganze wird aber von dem genialen Maler Böhm aus Hamburg, mit ſolch reichem Humor und glücklicher Geſchicklichkeit durchgeführt, und enthält oft ſo viel ſchlagenden Witz, daß wir offen bekennen, ſelbſt bei den Darſtellungen der berühmteſten Komiker nicht ſo herzlich gelacht zu haben, als bei dieſer Gelegenheit.

Das bunte Treiben des Karnevals gibt aber vor Allem den Künſtlern Gelegenheit, ihrer Laune und ihrem ganz eigenthümlichen Talent im Arrangiren freien Lauf zu laſſen. Schon in früheren Jahren hatten dieſelben einzelne Feſtzüge, die ſich durch geſchmackvolles Arrangement, ſinnreiche Anſpielungen und Gelungenheit in jeder Art auszeichneten, gehalten, ohne jedoch das größere Publikum dadurch zu einer eigenen Maskerade mit zu vereinigen. In dieſem Jahre aber ward an einem ſchönen Abend im „Stubenvoll“ zuerſt die glückliche Idee angeregt, eine größere Maskerade nach Art und Weiſe wie ſie in Mainz und Köln ſtatt finden, zu arrangiren, und den gebildeteren Theil des Publikums

Ausdruck, wie man ihn in der Mathematik gebraucht, ist nicht vorhanden. Wenn man sagt, die Kraft ist gleich der Masse mal der Beschleunigung, so ist das nur eine Abkürzung für den Satz, daß die Kraft, welche einer Masse eine Beschleunigung erteilt, dieser Masse und der Beschleunigung proportional ist. Wenn man sagt, die Kraft ist gleich der Masse mal der Beschleunigung, so ist das nur eine Abkürzung für den Satz, daß die Kraft, welche einer Masse eine Beschleunigung erteilt, dieser Masse und der Beschleunigung proportional ist. Wenn man sagt, die Kraft ist gleich der Masse mal der Beschleunigung, so ist das nur eine Abkürzung für den Satz, daß die Kraft, welche einer Masse eine Beschleunigung erteilt, dieser Masse und der Beschleunigung proportional ist. Wenn man sagt, die Kraft ist gleich der Masse mal der Beschleunigung, so ist das nur eine Abkürzung für den Satz, daß die Kraft, welche einer Masse eine Beschleunigung erteilt, dieser Masse und der Beschleunigung proportional ist. Wenn man sagt, die Kraft ist gleich der Masse mal der Beschleunigung, so ist das nur eine Abkürzung für den Satz, daß die Kraft, welche einer Masse eine Beschleunigung erteilt, dieser Masse und der Beschleunigung proportional ist. Wenn man sagt, die Kraft ist gleich der Masse mal der Beschleunigung, so ist das nur eine Abkürzung für den Satz, daß die Kraft, welche einer Masse eine Beschleunigung erteilt, dieser Masse und der Beschleunigung proportional ist.

Wenn man sagt, die Kraft ist gleich der Masse mal der Beschleunigung, so ist das nur eine Abkürzung für den Satz, daß die Kraft, welche einer Masse eine Beschleunigung erteilt, dieser Masse und der Beschleunigung proportional ist. Wenn man sagt, die Kraft ist gleich der Masse mal der Beschleunigung, so ist das nur eine Abkürzung für den Satz, daß die Kraft, welche einer Masse eine Beschleunigung erteilt, dieser Masse und der Beschleunigung proportional ist. Wenn man sagt, die Kraft ist gleich der Masse mal der Beschleunigung, so ist das nur eine Abkürzung für den Satz, daß die Kraft, welche einer Masse eine Beschleunigung erteilt, dieser Masse und der Beschleunigung proportional ist. Wenn man sagt, die Kraft ist gleich der Masse mal der Beschleunigung, so ist das nur eine Abkürzung für den Satz, daß die Kraft, welche einer Masse eine Beschleunigung erteilt, dieser Masse und der Beschleunigung proportional ist. Wenn man sagt, die Kraft ist gleich der Masse mal der Beschleunigung, so ist das nur eine Abkürzung für den Satz, daß die Kraft, welche einer Masse eine Beschleunigung erteilt, dieser Masse und der Beschleunigung proportional ist.

kein angenehmes, und es gehörte der gute Wille, zur Förderung des Ganzen beizutragen, dazu, sich demselben zu unterziehen. Wir glauben hier nur im Sinn aller Anwesenden des Balles zu handeln, wenn wir mit gerechtem Dank die Namen der Komitémitglieder, welche ihre Zeit und Kräfte während vierzehn Tagen fast lediglich dem Unternehmen widmeten, was bei einem Künstler, der größtentheils auf den Ertrag seiner Arbeit angewiesen, kein kleines Opfer ist, der Oeffentlichkeit übergeben. Es waren die Herren Schneider, Kreling, von dem der Entwurf und die Ausführung der genialen Narrenburg herrührte; Teichlein, der das Programm des Festes mit vielem Geschick entworfen hatte; Schön, der ritterliche Anführer der Narrengarde; Lange, Schmolz, Schiller, Folz, Klotz, Eberhardt und Lochner.

Wir wollen nun zu der kurzen Schilderung des Festabends selbst, denn derselbe verdient eine solche in diesem Blatte, da er in seiner Art einzig war, übergehen. In dem in jeder Weise vollkommenen, ungeheuern Festsaal des Odeons, eigens zu dem Zwecke solcher großen Feste gebaut, war die mit ungemeiner Genialität entworfene und sorgfältig ausgeführte Narrenburg erbaut. Gegen sieben Uhr füllte sich der ganze Saal mit der Zuschauermasse, Gelehrte und Militärs, hohe Staatsbeamte und junge Aspiranten, Gesandte und Zeitungskorrespondenten, Alle sich durch die bunte Narrenkappe auf dem Haupt, für den Abend als gleiche Diener der Narrheit erklärend, standen eng gedrängt neben einander, dazwischen der reiche Flor schöner Damen, an denen München so reich ist, und die im größtentheils bunten, geschmackvollen Kostüm und mit vor Freude und Erwartung glänzenden Auge heute im vermehrten Glanze erschienen.

Ein großer Vorhang verbarg geheimnißvoll die Burg, und ließ kaum errathen, was hinter seinem Schleier vorgehe. Gegen acht Uhr erschien der ganze königliche Hof mit Gefolge und ward von einigen Deputirten der Künstler empfangen und zu den Ehrenplätzen im Vordergrund hingeführt. Eine Trompetenfanfare schmetterte durch den Saal, der Vorhang rauschte aus einander und den überraschten Zuschauern zeigte sich die Narrenburg in ihrem vollen Glanze, so daß unwillkürlich ein lautes „Ah“ der Bewunderung durch den ganzen Saal ertönte. Auf den amphitheatralisch aufsteigenden Stufen derselben lag in malerischen Gruppen geordnet, das zahlreiche Gefolge des Prinzen Karneval, Knappen, Fackelträger, Pokalträger, Oberjägermeister und andere hohe Hofchargen, Ritter verschiedener Art mit ihren Edelfräulein, letztere von jungen, unbärtigen Künstlern dargestellt. Auf der höchsten Stufe ruhte er selbst im reichen königlichen Schmuck an der Seite seiner schönen Gemahlin. Unten in der Burgküche war das Küchenpersonal, unter dem sich besonders die sehr glücklich durchgeführten Masken der verschiedenen Getränke, als Rheinwein, Champagner, Bier, Kaffee, Thee, Punsch und das Wasser auszeichneten, versammelt. An den Stufen der Burg kauerten die Widersacher des Karnevals, die ihn im Bann hielten, als der Kastengeist, das Philisterium, der Hochmuth, der Gelddünkel, der Gelehrtenstolz, die Arroganz, die Faulheit, die Schlafmützerei und die Censur. Die an achtzig Mann starke Narrenhorde, alle reich im mittelalterlichen Geschmack, doch jeder Einzelne besonders gekleidet, führte nun auf der Vorbühne, nach dem Takte einer vollständigen Orchestermusik, die von dem genialen Chordirektor Kuntze eigens dazu komponirt war, mehre Schwenkungen aus, und versuchte dann mit Gewalt zu wiederholten Malen die Narrenburg zu stürmen und den Prinzen Karneval zu befreien. Doch vergebens, die Widersacher trieben sie immer wieder mit ihren Schildern zurück, und sie mußten endlich ermattet vom Kampfe abstehen. Da erschienen die Genien des Gesanges, dargestellt von den sechs ersten Sängerinnen der Hofbühne, und flehten in einigen sehr hübschen Strophen den Karneval an, sein Reich zu Freude Aller wieder anzutreten. Ihrem Zauber konnten die Feinde nicht widerstehen, scheu verkrochen sie sich, der Bann war gelöst, der Prinz Karneval erhob sich mit seinem ganzen Gefolge, trat vor, ergriff einen großen Pokal mit schäumendem Champagner bis an den Rand gefüllt, und hielt mit laut vernehmlicher Stimme folgende Thronrede, die wir ihrer Originalität halber hier mittheilen wollen:

Prinz Karneval Wir von Gottes Gnaden,
Beherrscher der flüchtigen Sohlen und Waden,
Beschützer der wirbelnden Brauseköpfe,
Erzfeind aller schlafmützigen Tröpfe,

Prinz Karneval lebt und frei und frank
Aufathmend ſagt er, Getreue, Euch Dank,
Die Ihr mit den alten frohen Geſängen
Des Zauberꝛ Bande wußtet zu ſprengen.

Doch da wir nun feiern das Feſt der Befreiung,
So werde auch unſeren Feinden Verzeihung.
Euch aber, Ihr Andern, Ihr trefflichen Narren,
Die Ihr ſie getrieben zu einem Barren,
Euch ſei dieß Panier, mit der Liebe Tand
Durchwoben von unſerer Frauen Hand,
Euch gelte begeiſtert der erſte Pokal,
Auf daß nun alljährlich im feſtlichen Saal,
Zu ſeines heitern Thrones Füßen,
Prinz Karneval möge ſein Volk begrüßen.

Darauf verließ der Prinz mit ſeinem ganzen Gefolge die Burg, und unter dem Vorantritt von Herolden und der Begleitung der Narrengarde, ging nun der Zug durch alle Zimmer und den ganzen Saal, und bot ſo den Zuſchauern erwünſchte Gelegenheit, die ſchönen maleriſchen Koſtüme und die blühenden kräftigen Geſtalten vieler jüngeren Künſtler, die gewiß an dem Abend heiße Sehnſucht im Herzen mancher Dame entzündeten, auch in der Nähe zu beſehen. Wir ſind überzeugt, daß ein ſo bis in die kleinſten Nüancen vollendet ſchöner Zug nur in München, wo einige hundert Künſtler alle ihre Kräfte und ihre reiche Phantaſie und geläuterten Geſchmack demſelben gewidmet hatten, zu Stande kommen kann, ſonſt aber in keiner zweiten Stadt Deutſchlands. Viel Heiterkeit erregte auch die Maske der Cenſur, obgleich ſie dem Aeußern nach eine der unſcheinbarſten war. Sie war nach der Zeichnung eines Malers dargeſtellt als alte gebückte Frau mit einer Brille, das Geſicht durch eine Kapuze halb verborgen, und auf dem Kopf ein rieſiges Tintenfaß mit Schreibfedern, in der Hand aber eine ungeheuere Scheere, womit ſie Zeitungen durchſchnitt. Das Gewand war vorne in ſeiner ganzen Länge mit den Titeln unſchuldiger Bücher und Zeitungen, als: „Der vollkommene Rindvieharzt,“ „die Kunſt zu ſtricken,“ die „Preußiſche allgemeine Zeitung,“ die „Wiener Zeitung,“ der „Bairiſche Landbote,“ u. ſ. w., hinten aber mit liberalen, arg zerſchnittenen Blättern eng beklebt; auf dem Rücken trug ſie einen Papierkorb, angefüllt mit Nummern freiſinniger Blätter, die während des Feſtes aber von neugierigen Händen entwendet wurden.

Nach Beendigung des Zuges ward nun das Tanzen begonnen, wozu Anfangs die Narrengarde nur mit Mühe den nöthigen Raum verſchaffen konnte, was aber ſpäter mit dem Eifer, der Münchens Jugend hierin auszeichnet, bis zum frühen Morgen fortgeſetzt wurde. Was aber mit vollem Rechte an dem ſonſt ſo ſchönen und reichen Feſte zu tadeln iſt, war die geringe geiſtige Theilnahme, welche das Publikum im Allgemeinen dabei hatte. Alles ſah zwar vergnügt und heiter aus, tanzte fleißig und trank viel Champagner, ließ es dabei aber bewenden. Von dem allgemeinen Humor, von dem neckenden Witz, von dem ſcherzhaften Eingehen in die Bedeutung des Feſtes, wie es z. B. am Rhein bei ſolcher Gelegenheit der Fall geweſen wäre, bemerkte man nur vereinzelte wenige Spuren. Der große geiſtige Indifferentismus, der leider Münchens männlicher wie weiblicher Bevölkerung ſo ſehr anklebt, trat hier im Gegenſatz zu dem luſtigen, an Witz und Humor reichen Treiben vieler Künſtler, recht grell und doppelt unangenehm hervor. Trotz ihrer bunten Narrenkappen und ihres phantaſtiſchen Anzuges waren die Leute eben nicht viel anders, wie auf jedem andern Ball. Wir hörten z. B. wiederholt, daß hervorragende Perſönlichkeiten des Zuges, als der Prinz Karneval ſelbſt, nicht mit der ſcherzhaften Anrede „Durchlauchtigſte Narrheit,“ oder auf ähnliche Weiſe, wie es ſich doch jedenfalls gepaßt hätte, angeredet wurden, ſondern „Guten Abend Herr B.! ach, was haben Sie für einen wunderhübſchen Anzug,“ und ſo ging es in gleichem Tone fort. Es war dieß ein großer Schade für das ganze Feſt, was ſonſt entſchieden noch an Mannigfaltigkeit, Lebendigkeit und Erregtheit gewonnen hätte. Wir wollen hoffen, daß im nächſten Karneval, denn die Künſtler haben beſchloſſen, dieß jedes Jahr fortzuſetzen, auch hierin ſchon von Seiten des Publikums ein größerer Fortſchritt bemerkbar werde. Zu rühmen aber iſt die große Ordnung und Harmonie, welche den ganzen Abend durch keinen einzigen Fall geſtört wurde, und Zeugniß für den derartigen Sinn aller Theilnehmer abgibt.

Ein großer Theil der Künſtler hat am frühen Morgen noch einen Zug nach der „Menterſchwaige“, einem beliebten Vergnügungsort, zwei Stunden von München, unternommen, und dort den ganzen Tag ge-

schwärmt. Wir sahen am späten Abend noch Einige, die ihren Harnisch, der ziemlich schwer war, in sechs und dreißig Stunden nicht abgelegt hatten, was für ihre Lebenslust und Rüstigkeit sehr zeugt.

Aus Berlin.

17 April.

†† Auf unserm königlichen Theater herrscht in diesem Augenblick ein buntes Geschwirre von Gästen, die aus allen Himmelsgegenden zusammengetroffen sind, und im Drama wie in der Oper die Lücken ausfüllen wollen, welche Charlotte von Hagn und Jenny Lind hier zurückgelassen haben. Dlle. Antonie Wilhelmi, jetzt beim Stadttheater in Hamburg, hat es uns durch ihre Gastspiele am meisten fühlbar gemacht, wie schwer die genialen Darstellungen einer Charlotte von Hagn durch ein neues Talent ersetzt seyn werden. Dlle. Wilhelmi besitzt das, was auf der deutschen Bühne jetzt sehr selten geworden, nämlich Jugend. Es ist bemerkenswerth, daß es in keiner Kunst so sehr an jugendlichem Nachwuchs fehlt, wie in der Bühnenkunst, wenigstens was die weibliche Hälfte derselben anbetrifft: ein Beweis, daß die Emancipationsbestrebungen der Gegenwart nicht eben dazu beigetragen haben, dem Theater weibliche Talente zuzuführen. In frühern Zeiten waren es besonders die relegirten Studenten, aus denen sich der beste und begabteste Theil der deutschen Schauspieler rekrutirte. Heutzutage ist auch diese Zufuhr für das deutsche Theater mehr verstopft, aber wenn es auch an bedeutend begabten Schauspielern zu fehlen anfängt, so hat sich dieser Mangel doch noch bei weitem nicht so auffallend herausgestellt, wie der Mangel an jungen deutschen Schauspielerinnen, die jetzt oft schon deßhalb auf Beachtung rechnen können, weil sie überhaupt da sind. Je mehr die weibliche Bildung in unserer Zeit an allgemeiner Bedeutung zugenommen, um so mehr scheint das Talent der Frauen von dem Betreten der Bretter sich zurückzuhalten. Ueberhaupt kann man sagen, daß der Schauspielerstand in unserer Zeit, während er auf der einen Seite an socialer Geltung gewonnen, doch auf der andern nicht nur an künstlerischer Bedeutung verloren, sondern auch die glänzenden Lockungen seiner Verhältnisse weniger anziehend als sonst für begabte Naturen erscheinen läßt. Die ideellen Richtungen unserer Zeit sowohl als die materiellen, scheinen gleichmäßig als die Ursache dieser Veränderung betrachtet werden zu können.

Doch wir haben ganz vergessen, daß wir von Dlle. Antonie Wilhelmi sprechen wollten, an der wir, unter den Leichen und Trümmern unseres dramatischen Personals, wenigstens die Jugend anzuerkennen hatten. Dieß ist aber auch Alles, was wir dieser Schauspielerin nachzurühmen vermögen, da uns der ihr von kleinern Bühnen vorangegangene Ruf über ihre künstlerische Begabung und Bildung durchaus getäuscht hat. Wir sahen sie hier bisher als „Luise Müller," „Anna von Oesterreich," „Maria Stuart," aber in allen diesen Rollen zeigte sie sich auf einer gänzlich untergeordneten Stufe der theatralischen Darstellung, die bei ihr nicht auf Natur und Wahrheit, sondern auf eine gänzlich verschrobene Manier, auf das gezierteste Pathos und auf die entschiedenste Unfähigkeit geistiger Auffassung und künstlerischer Gestaltung gestellt ist. Uns ist nicht leicht eine Schauspielerin auf der deutschen Bühne vorgekommen, die so verbildet in allen ihren Mitteln wäre, und der wir, bei ihren geschmacklos pathetischen Deklamationen, nicht nur alle Natur, sondern fast auch allen Verstand und jedes höhere geistige Leben absprechen müssen. Dieß Urtheil kann hart erscheinen, aber es enthält nur eine Anklage für Diejenigen, welche durch ihre unverständigen Lobhudeleien ein junges Talent dermaßen verzerren und entstellen halfen, daß es für die edleren Aufgaben der Kunst, die nur in der Natur und in der Wahrheit liegen können, durchaus unbrauchbar geworden. Diese Wirkung sprach sich auch unzweideutig genug bei unserm Publikum aus, das eigentlich Viel ertragen kann, aber dieser krankhaften Sentimentalität und larmoyanten Ziererei, in welche Dlle. Wilhelmi alle ihre Rollen eintaucht, doch sich nicht hinzugeben vermochte.

In der Berliner Literatur, in der man sich sonst eben nicht über zu großen Zündstoff beklagen konnte, hat doch eine Feuersbrunst großen Schaden angerichtet. Dieselbe ist nämlich in der hiesigen Sittenfeld'schen Buchdruckerei ausgebrochen, und hat mehre zum Druck bestimmte Manuscripte, von denen die Verfasser keine Abschriften weiter zurückbehalten, rettungslos vernichtet. Darunter befindet sich leider auch der neue Roman von Willibald Alexis: „Die Hosen des Herrn von Bredow," der nun der Lesewelt für immer entzogen bleiben dürfte, was unsern schwachnervigen Berliner Damen, die schon bei der vorläufigen Notiz von diesem barbarischen Titel Ohnmachten bekommen haben, zum Theil nicht schwer zu verschmerzen seyn wird. Der fleißige und betriebsame Willibald Alexis, der jetzt am besten in Braunkohlen spekulirt und als Direktor eines derartigen Bergwerkvereins den in seinen buchhändlerischen Geschäften erlittenen Schaden wieder ersetzt, wird auch den Lesern seiner Romane gewiß baldigen Ersatz schaffen.

Die deutsche Romanliteratur steht jetzt ärmer und verlassener als je da. Die Zerstückelung des deutschen Schriftwesens in Zeitungsartikel und Tagesbroschüren, aber auch die ungebührliche Eindrängung französischer Lektüre, deren sich der gemeinste Leseschlendrian und die unpatriotische Gewinnsucht der deutschen Buchhändler gleichmäßig bemächtigt haben, trägt die hauptsächlichste Schuld davon. Selbst in der Zeit, wo Lessing sich als einen wahren Nationalhelden darin bethätigen konnte, daß er die Keule seiner Kritik gegen den Gallizismus warf, waren wir Deutschen weder auf der Bühne noch in unserer Literatur so einfranzösirt, als wir es gegenwärtig an uns nicht in Abrede stellen können. Hier in Berlin hat das Lesen französischer Romane so überhand genommen,

daß daneben kaum noch für die Erscheinungen der deutschen Literatur eine Aufmerksamkeit übrig geblieben ist. Wären diese neuesten französischen Romane von edlerer und höherer Bedeutung, so würde die Klage darüber zu mäßigen seyn, aber da wir darin größtentheils nur abgelegte und entwerthete Stoffe unserer eigenen Literatur neu aufgebeizt oder in einer äußerlich verfeinerten Form erhalten, so ist die Leseliederlichkeit der heutigen Deutschen, die alles nationale Ehrgefühl eingebüßt, dabei vornehmlich zur Verantwortung zu ziehen. Diese für die Kultur des deutschen Geistes wichtige Angelegenheit verdiente einmal gründlicher vorgenommen zu werden. Dazu kommt, daß unsere deutschen Romandichter in der That in der letzten Zeit nachgelassen haben. Ein neuer Roman der Gräfin Ida Hahn-Hahn: „Clelia Conti," der hier bei Alexander Duncker erschienen, zeigt ebenfalls eine durchaus erschöpfte Ader. In diesem Roman fehlen selbst die kleinen aristokratischen Nipps in Bemerkungen und Einfällen, durch welche sonst die Verfasserin ihren Figuren einen eigenthümlichen Reflex zu geben versteht. Clelia Conti ist nichts als eine abgestandene und neu aufgegossene Faustine und wie die andern Romane der guten Gräfin heißen mögen. Der aristokratische Socialismus, aus dem sie eine halbe Poesie gemacht hat, endigt in Leerheit und Langeweile, in der er sich selbst wiederkäut. Dieß war schon der Karakter der „Zwei Frauen." — Eine neue Romanproduktion von einer weiblichen Feder, die jetzt unter der Berliner Presse befindlich, ist: „Ein Roman in Berlin," von L. Mühlbach. Die Verfasserin entrollt darin einen Cyklus von Berliner Zuständen und Persönlichkeiten, die sämmtlich aus dem Leben gegriffen sind und darum vielfache Beziehungen und Interessen berühren werden.

Aus Hamburg.

Im April.

Maulbeer- und Mandelbäume würden bei uns an der Elbe blühen, wüchsen sie hier; statt ihrer sind Aprikosen-, Kirsch- und Aepfelbäume mit Blüten übersäet. Dem milden Winter ist ein milder Lenz gefolgt, er umlagert die Thore und alten Stadtwälle, innerhalb deren auch die Kunst vom Frühling ergriffen zu seyn scheint, denn es knospet und blühet aus ihrem Schooß manche Lenzpracht hervor. Das Neueste und nicht das Unwichtigste, was Ihnen zu melden, ist: daß unsere Theaterfrage, dem Stein des Sisyphus gleich, von der Höhe ihres Kulminationspunktes wieder herabgerollt und abermals zum Tagesgespräch geworden ist. Herr Schneider in Berlin kann sich von der Lindenstadt nicht trennen; die Berliner wollen ihn gar zu gern behalten. Hoch- und höchstgestellte Personen sollen ihm den Wunsch ausgedrückt haben, ihn in der preußischen Residenz für Zeit seines Lebens verharren zu sehen. Schneider kann sich in der That von den vielen Fäden, mit denen er als Künstler, Redaktör, Schauspieler u. s. w. in Berlin angeknüpft ist, nicht so leicht lösen; und schwerlich würde ihm Hamburg vollen Ersatz für die Opfer bringen, die mit seiner Uebersiedelung hierher für ihn selbst verknüpft seyn würden. Es ist wohl begreiflich, daß Schneider nach reiflicher, ruhiger Ueberlegung den Entschluß gefaßt hat, auf die ihm angetragene Stelle eines Hamburger Theaterdirektors zu verzichten. Dieß hat er gethan und zwar zu Gunsten eines Künstlers, gegen den, als Stellvertreter, gewiß nicht allein nichts einzuwenden ist, sondern dessen Eintritt in die aufgegebenen Rechte zu vielen freudigen Hoffnungen Anlaß geben wird. Baison hat die von L. Schneider ihm gemachten Anträge angenommen und sich mit Herrn Maurice bereits dahin vereinigt, daß sie beide die Direktion der beiden Theater künftig übernehmen werden, vorausgesetzt, daß das Komité der Aktionäre des Stadttheaters ihre Einwilligung dazu gebe. Diese zu verhindern wird es nicht an Versuchen fehlen, die hoffentlich ohne Erfolg sind. Wenn einmal die Theaterdiktatur eintreten soll, so ist es wünschenswerth, daß sie solchen Händen überantwortet werde, die dem Publikum Beweise ihres Talents und guten Willens abgelegt haben. Maurice ist populär, und Baison hat die gebildetere und selbst die sogenannte feine Welt für sich. Der Erstere ist der Mann für den technischen Theil, der Andere für die intelligente Seite des Geschäfts, das allerdings ein wichtiges zu nennen ist, aber von einem kräftigen Doppelschultervaar getragen, dennoch zu bewältigen seyn wird. Diese Angelegenheit bringt gegenwärtig eine neue große Aufregung hervor, die uns aber nicht hindern soll, einen Gang in die Hallen der Börsenarkaden zu machen, wo es sich gegenwärtig ebenfalls um Kunstsiege handelt. Die hier angeordnete Ausstellung von mehr als vierhundert sehenswerthen, theils höchst kostbaren, berühmten Gemälden, zieht täglich von ein bis vier Uhr eine Menge Schaulustiger, Kenner und Nichtkenner, an. Für heute hier nur einige Notizen in Bausch und Bogen. Theil nahmen an der Ausstellung, außer den Holländern, Belgiern und Parisern: Düsseldorf, München, Berlin, Dresden, Rom, Genf, Frankfurt, Kassel, Altona, Wien, Leipzig und Hamburg. Unter den Einsendern sind die vorzüglichsten Namen: Gudin, Dreipholz, André, Lecamus, Scheffer, Adams, Cogels, Rottmann, Backhuysen, Correns, Deventer, Koekkoek, Verboekhoven, Achenbach, Dahl, Sonderland, Bottomley, Earl, Flor, M. Gensler, M. Haeselich, R. Pardorf, W. Hottenroth, H. Kauffmann, Begas, Seefisch, Krause, Goldstein, Rethel, Oppenheim, Maes und einige Andere. Besonders treffliche Landschaften, Seestücke und Thierstücke sind vorhanden, die wenigen historischen Gemälde sind von geringerer Bedeutung. Manierirt sind besonders die Münchener Lichteffektstücke. Katholisches ist fast gar nicht da. — Nächstens mehr und Details über diesen Gegenstand, von dem ich für heute lasse, um noch ein Paar Worte von namhaften Gästen zu sprechen. Emil Devrient hat seine Gastrollen auf dem Thaliatheater mit stürmischem Willkomm begonnen, und weiß den Applaus und seinen Ruhm zu rechtfertigen; Jerrmann gibt auf dem Stadttheater den Nathan und

noch zwei andere Rollen; die Hamburger wissen es zu schätzen, daß er von Wien kommt dreier Rollen wegen. Jerrmann ist noch kunstjung und kräftig, viele unserer jungen Liebhaber werden sich nicht so lange jung erhalten, wenige im Karakterspiel das leisten, was er noch bietet. Die kleine Lebrün hat die ewig lächelnde Wilhelmi abgelöst. Der famose Sänger Tichatscheck hängt daguerreotypirt neben Baison-Hamlet. An den Straßenecken liest man eine polizeiliche Warnung vor dem An- und Verkauf von Baumwolle, welche den Daguerreotypisten (ein schrecklich Wort — wie hat man auf die Idee kommen können, ein Journal darnach zu benennen!) beim Putzen ihrer Platten gedient hat. Von dieser Baumwolle, die Quecksilber enthalten mag, sollen mehre damit angefertigte Matratzen vergiftet seyn. Was die Polizei noch zu verbieten haben wird, ist: der Handel, den der hiesige Censor mit den censirten Blättern treibt; er verkauft dieselben an die Kramladen als alt Papier. So kommen die schrecklichen Dinge, an denen die Censorscheere geschnitten, von Zeit zu Zeit als Umschlag zu Häringen, Käse, Butter ꝛc. in's Publikum.

Randglossen und Anderes.

*** Wir am Rhein haben ein eigenes Unglück. Sonst kamen uns die guten Sänger aus Wien, jetzt ziehen sie von uns dorthin. Früher als unsere Zerr, kaperte Wien den herrlichen Bassisten Formes, der in Köln, Mainz und Mannheim war, und von dem wir kürzlich in einem Wiener Blatte lasen: „Es wird sich wohl selten ein Sänger finden, der neben so hervorleuchtenden Gesangsmitteln, ein Schauspielertalent besitzt, das Manchem, welcher sich dem rezitirenden Schauspiele gewidmet hat, zu wünschen wäre.“

*** Der Wiener Volksdichter Friedrich Kaiser, ein glücklicher Nachtreter Raimunds, erhielt nach seiner Genesung von schwerer Krankheit durch den Direktor Pokorny den Ertrag einer Einnahme im Theater an der Wien. Das dazu gewählte Stück war „der Krämer und sein Commis“ von Kaiser, von welchem es heißt: „es sei an Witz so überreich, daß es fast wie ein mit diesem Artikel beladener Frachtwagen erscheine.“ Ei, solch ein Dichter verdient schon eine Einnahme; allein die Handlung des Herrn Pokorny verdient auch immerhin lobende Erwähnung.

*** Mozart's Don Juan wurde in den ersten zehn Jahren in Prag, wo er bekanntlich zuerst auf die Scene kam, 116 Mal italienisch gegeben. Von 1799 — 1806 35 Mal italienisch. Von 1807 — 1825 116 Mal deutsch. 1825 zum ersten Mal böhmisch. In Wien wagte man erst 1792 nach Mozart's Tode zum ersten Mal den Versuch, diese Oper deutsch aufzuführen, der nicht günstig ausfiel. Italienisch wurde sie schon früher gegeben, ohne allgemein anzusprechen. Der erste deutsche Bearbeiter des Don Juan war der damals beliebteste Romanschreiber Spies zu Prag, der zu dem Titel noch den Zusatz machte: „oder die redende Statue.“ Die Personen hießen: Don Juan, ein ausschweifender, junger Edelmann; Don Antonio, Kommandant der Festung Pedrazza; Donna Anna, seine Tochter; Don Gonsalvo, mit der Donna Anna verlobt; Donna Laura, eine junge Dame aus Burgos; Francesco, Bedienter des Don Juan; Pedro, Clara, verlobte Brautleute.* Man kann daraus schließen, daß die Namen zu ungewöhnlich waren, und man sie dem Publikum mundrechter machen zu müssen glaubte.

*** In einer biographischen Skizze des Bildhauers David von Alphons Esquiros, die im Uebrigen nicht ohne Verdienst ist, heißt es von David's Aufenthalt in Weimar. „Im Jahr 1829 lebte David vierzehn Tage in dem Hause des Verfassers des Faust selbst. Während des vertrautesten Umgangs unternahm er es, die Büste von Wolfgang Goethe zu modelliren. Die titanischen Gewohnheiten des Modells, welches alle Viertelstunde einen großen Pokal Rheinwein leerte, seine bald heitern, bald erhabenen Gespräche, die gigantische Anschauungsweise dieses Genius in einem cyklopischen Kopfe, Alles dieses trug dazu bei, die Augen des Künstlers zu blenden und ihn seinen Helden in fabelhaften Umrissen erblicken zu lassen. Als es an Thon fehlte, um die Büste zu vollenden, kaufte David von einem obscuren Bildhauer des Ortes ein angefangenes Werk, welches er zerstörte, um den Grundstoff besser anzuwenden. So ging endlich Goethe's Büste aus des Künstlers Händen hervor und war kolossal.“ Die Schilderung der Persönlichkeit und Lebensweise unseres großen Dichters bei Seite, welcher Vandalismus, welche eines wahrhaften Künstlers unwürdige und schnöde That wäre es gewesen, das Werk eines Andern zu zerstören, und nicht lieber zu warten, bis man frischen Thon ihm gebracht hätte!

*** Die trefflichen Fabrikübersetzungen französischer Romane mehren sich täglich. Neulich soll man in einer solchen „il s'est brulé la cervelle“ mit „er ist hirnverbrannt“ übersetzt gefunden haben.

*** In Hermannstadt (Siebenbürgen) erscheint eine belletristische Zeitschrift unter dem Titel: „Der Straßburger Gänserich.“

* Der Zettel befindet sich in der Sammlung des Herrn Alois Fuchs zu Wien, nach seiner Mittheilung in den Sonntagsblättern.

Das zehnte Modebild als artistische Beilage.

Ausgegeben am 1 Mai 1848.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Digitized by Google

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. -- Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 21. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

La Decima Corrida de Toros. I. — Eine Nachtwächtergeschichte. Von A. Kaufmann. — Randglossen.

La Decima Corrida de Toros.

I.

Es scheint sonderbar, vorgängig einer Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Tauromachie in Spanien, den Ursprung derselben und die allmähligen Modifikationen anzuführen, welche einen gefährlichen Zeitvertreib zu einer wirklichen Kunst (el arte de toreador) erhoben haben; eine Kunst, welche, gleich dem Tanze und dem Fechten, ihre Vorschriften, ihre Grundsätze und ihr Gesetzbuch hat. Vielleicht kann ich für diese Untersuchungen einiges Interesse gewinnen durch die Bemerkung, daß sie zum Theil einem Buche entnommen sind, verfaßt von dem berühmten Francisco Montes selbst,* dessen literarisches Talent meines Wissens noch von Niemanden gewürdigt, oder auch nur bemerkt worden ist.

Nach dem Dafürhalten des ersten Matadors dieses Jahrhunderts — und schon diese Meinung allein wird uns von dem Mann einen neuen Begriff geben — muß man den Ursprung der Stiergefechte bis auf die Zeit der römischen Herrschaft in Spanien, und weiter noch, zurückführen. Kämpfe zwischen Menschen und wilden Thieren waren bekanntlich ein von den Römern leidenschaftlich geliebtes Schauspiel, und es beweisen die Ehrfurcht gebietenden Ruinen der Amphitheater von Toledo, von Merida, daß sie in keinem Theile der Welt mit größerem Aufwande jene »barbarischen und grausamen« Feste feierten; — so urtheilt Montes, und ich hebe dieß ausdrücklich hervor. Jedenfalls ist gewiß, daß selten oder niemals Stiere im Cirkus vorkamen; meistens waren Löwen oder Tiger die Gegner der Kämpfer; und die blutigen Schauspiele des herrschenden Volkes brachten dem spanischen Volke den Geschmack an den Kämpfen der Arena bei, ohne indessen die Tauromachie zu begründen, deren erste, noch ein gutes Theil ältere Idee, wenn

* Tauromaquia completa, ó sea el arte de torear en plaza, escrita por el celebre lidiador F. Montes. Madrid, 1836.

wir unſerm Autor glauben, dem Vater Adam ſelbſt zugeſchrieben werden muß. Eine der erſten Beſtrebungen des neu erſchaffenen Menſchen mußte die Zähmung des ihm unentbehrlichen Stieres ſeyn; dazu mußte er alle ſeine Verſtandeskräfte aufbieten; Gewandtheit war der rohen Stärke entgegen zu ſetzen; daraus entſtand die Tauromachie, und Adams Söhne waren die erſten Toreros. — Ich will mich nicht länger mit Montes bei den vorſündflutlichen Zeiten aufhalten; bloß auf den emphatiſchen Ton wollte ich aufmerkſam machen, der die erſten Seiten dieſes merkwürdigen Buches karakteriſirt, und breche ab, wohl wiſſend, daß man ein großer Matador ſeyn muß, um ſich in der Literatur dergleichen Freiheiten zu erlauben. Doch möchte ich nicht, daß meine Kritik einen allzu ungünſtigen Begriff von der Tauromaquia gäbe. Dieſes Werk, im Ganzen genommen, iſt unterhaltend, iſt wohl geordnet, und ſo weit ich darüber urtheilen kann, gut geſchrieben. Der techniſche Theil iſt klar und einfach, und die Feierlichkeit des Einganges iſt einem Schriftſteller zu verzeihen, der mit gerechtem Grunde von der Erhabenheit ſeiner Kunſt eingenommen iſt.

Wir übergehen die Sündflut und ſelbſt den Zeitraum der römiſchen Herrſchaft, und langen, wie es in Spanien natürlich, beim Cid an. Die allgemeine Sage lautet in der That, daß der berühmte Ruy oder Rodrigo Diaz del Vivar, der Cid genannt, der erſte geweſen, der die Stiere zu Pferde bekämpft hat. Dieſe aus der außerordentlichen Tapferkeit eines ſo wunderſamen Helden hervorgegangene That ſtiftete den Urſprung eines neuen Schauſpiels, welches von jenem Zeitpunkt an für immer begründet, und durch den Ruhm des Cid und der ihm nachahmenden Ritter in Kurzem berühmt geworden iſt. Dieſe Kämpfe, lange Zeit hindurch ein Vorrecht des Adels, wurden unerläßlich bei allen öffentlichen Feierlichkeiten. Barden beſangen die Thaten der Kämpfer, und manche Bücherfreunde unſerer Tage würden mit Gold ein kleines Gedicht aufwiegen, worin (1124) das berühmte Stiergefecht gefeiert wird, welches bei der Vermählung Alfons VII mit Berenguela la Chica, Tochter des Grafen von Barcelona, ſtatt gefunden. Dieſes bis dahin ausſchließlich Spanien angehörige Schauſpiel wurde im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Italien eingeführt, mußte aber bald wieder verboten werden; denn ob es das Verhängniß ſo mit ſich brachte, oder ob es Ungeſchick der Kämpfer war, oder ihr Mangel an Uebung: faſt jedesmal gingen die Stiere als Sieger aus dem Kampf hervor. So waren nur allein im Jahre 1332 neunzehn römiſche Herren im Cirkus umgekommen, wie die Chroniken verſichern, unbekümmert, wie ſich von ſelbſt verſteht, um die Zahl der Leute aus dem Pöbel, denen im Gefolge der Ritter der Leib aufgeſchlitzt wurde. Es iſt bemerkenswerth, daß in Spanien, wo die Stiere eine ſo unvergleichbare Kühnheit und Stärke beſitzen, dergleichen Unfälle ſich nur in großen Zwiſchenräumen ereignen, ſo groß iſt, folgert der Verfaſſer, die ſpaniſche Gewandtheit und Stärke!

Die Leidenſchaft für die Stierkämpfe blieb alſo im Steigen, und Juan's II Herrſchaft, wo die ritterliche Galanterie den Höhepunkt erreicht hatte, verſchaffte der Tauromachie einen neuen Reiz; die ſpaniſchen Ritter machten ſie ſich zu eigen, als eine Art von Turnier; und anſtatt eine Lanze in geſchloſſenen Schranken mit einem eiſengepanzerten Gegner zu brechen, ward es in Spanien zum Gebrauch, in Verwegenheit »auf dem Platze« zu wetteifern, und im ſeidenen Kleide der Wuth eines tollen Stieres Trotz zu bieten, dem Lächeln einer Dame zu Gefallen. Noch im ſechszehnten Jahrhundert beſtand dieſe Mode; denn ich erinnere mich, irgendwo geleſen zu haben, daß Ferdinand Cortez, damals noch ein Jüngling (wahrſcheinlich gegen 1500), eines Tages bei einem ſehr mörderiſchen Kampfe zugegen war, wo ein furchtbarer Stier alle ſeine Gegner, einen nach dem andern, zerfleiſcht hatte, und nun eine Dame, der ohne Zweifel ein Anrecht auf das Herz des künftigen Eroberers von Mexiko zuſtand, der raſenden Beſtie ihren Blumenſtrauß unter die Füße warf. Der Tod war beinahe unvermeidlich; dennoch ſprang Cortez auf ein ihm gegebenes Zeichen mit unvermindertem Muthe in die Schranken, hob den Strauß zwiſchen den Hörnern des Ungethüms auf, und warf ihn der Dame in's Geſicht, ihr ſo zu gleicher Zeit ſeinen Gehorſam als Ritter und ſeine Verſchmähung als Liebhaber zu erkennen gebend.

Die Suveräne erhöhten durch Theilnahme

an diesen Kampfspielen ihren Werth noch mehr, als das Lächeln der Damen vermochte; was sie indessen völlig zum höchsten Glanz der Ehre emporhob, war die gegenseitige Eifersucht zwischen den spanischen Rittern und den mohrischen Edeln, von denen mehre, z. B. Malique Alabez und Muza y Gazul in den Annalen der Tauromachie ihren Ruhm behauptet haben. Diesem Aufschwunge that Isabella die Katholische Einhalt; sie liebte die Stiere nicht, wie man in Spanien sagt. Sie hatte einem dieser schon so volksthümlich gewordenen Feste beigewohnt, und gab zu verstehen, daß sie im ganzen Königreiche sie untersagen wolle. Der junge Adel war in Trauer versetzt, man beschwor die Königin, man ließ auf jede Weise Vorstellungen an sie gelangen, sie war unerbittlich; endlich verhieß man, den Stieren die Hörner mit ledernen Wulsten zu verwahren. Diesem Auskunftsmittel, wodurch die schweren Verwundungen viel seltener werden mußten, verdankte Spanien die Erhaltung seines Lieblingsschauspiels; man kämpfte einige Zeit hindurch mit **Toros embolados**; dann, nachdem die Königin ihr Verbot vergessen hatte, oder es vergessen zu wollen schien, ließ man die Wulste hinweg, und gab den Kämpfen ihre mörderischen Wechselfälle, das heißt ihr größtes Interesse wieder zurück. Auf die Dauer würde jedoch der geheime Widerwille der Königin, den zu theilen mehr als ein Hofmann sich das Ansehen gab, der Tauromachie verderblich geworden seyn; und es war die höchste Zeit, daß ein mächtiger Beschützer sie zu ihrem früheren Glanze erhob. Karl V war der Mann. Verkünden wir es zum ewigen Ruhme der Stierliebhaber, Karl V war ein vollendetes Muster des Aficionado. Nicht nur, daß er unablässig durch seine Gegenwart, seinen Rath und Beifall das männliche Schauspiel unterstützte, sondern er erschien öfters in Person auf der Arena, und der Herr eines Reiches, »in dem die Sonne niemals unterging,« erstrebte und erwarb sich den Ruhm eines kühnen Torero. Und nicht bloß eine Jugendlaune war es; lange Zeit blieb er dieser Neigung und diesen Gewohnheiten treu. Die Geschichte erzählt, daß er zur Feier der Geburt seines Sohnes Philipp II (er war damals sieben und zwanzig Jahre alt) auf dem Platze von Valladolid einen prachtvollen Stier aus Ronda erlegte. Von diesem Zeitpunkt an wollte eine Menge berühmter Helden ihm nachahmend sich einen Ruhm »auf dem Platze« erwerben, und es haben die tauromachischen Annalen die Namen Pizarro (fast eben so berühmt durch seine Estocados, als durch die Eroberung von Peru), König Sebastian von Portugal und Ramirez de Haro, des trefflichsten von Allen, glorreich eingezeichnet. — Der finstere Philipp II gefiel sich in der thebaischen Wüste, rings um des Escurials düstere Mauern her, besser als bei öffentlichen Vergnügungen, der Cirkus von Madrid kümmerte ihn wenig; doch Philipp III ließ ihn wieder aufrichten, und Philipp IV kämpfte selbst darin. Unter seiner unglücklichen Herrschaft wurden zuerst die Regeln der Tauromachie im Drucke aufgelegt. Nach diesem kleinen, uns übrig gebliebenen Codex zu urtheilen, hatten die Stiergefechte jener Zeit mit denen unserer Tage ganz und gar keine Aehnlichkeit. Man bekämpfte die Stiere zu Pferd und mit der Lanze; dieß war die einzige Weise, welche die Edelherren beobachten durften, die aus kühnem Muthe oder Vergnügens halber in den Cirkus stiegen, ohne ein ausschließliches Studium aus dieser Unterhaltung machen zu wollen. Auf einem guten Pferde und die Lanze in der Faust den Angriff eines Stieres auszuhalten, dazu bedarf es nur vielen Muthes und vieler Stärke; um dagegen von vorne, zu Fuß, wie die jetzigen Toreros, und mit dem Degen in der Hand ein Thier anzugreifen, das seinen Gegner erwartet und beobachtet, dazu gehört mehr als Stärke und Kaltblütigkeit, dazu wird Wissenschaft erfordert, eine schwierige Wissenschaft, wie wir bald sehen werden, und eine Gewohnheit, die sich nur durch fast unausgesetzte Uebung und durch viele Wunden erwerben läßt. Uebrigens kannten schon unter Philipp IV die Regeln keine Barmherzigkeit; jeder zur Erde geworfene Kämpfer mußte allein, ohne Beihülfe, den Kampf fortsetzen, und verließ er den Cirkus, ohne den Stier erlegt zu haben, so war sein Ruf zu Grunde gerichtet. Wenn seine Lanze gebrochen war, aber auch nur dann, durfte er des Schwertes sich bedienen, und Quevedo erzählt, daß bei einem solchen Vorfalle Don Menrique de Lara die That Pipins des Kurzen erneuerte, und mit einem einzigen Streiche dem Stiere den Kopf ab-

schlug. Ich würde versucht seyn zu glauben, daß Pipin so wenig als Don Menrique dergleichen gethan hat; doch hat man im Orient mich versichert, daß der Hals eines Büffels so leicht zu spalten sei, wie ein Apfel, wenn man nur eine geübte Hand und einen Damascener von einer gewissen Härte habe. Wie gefährlich die Lage eines Hofherrn Philipps IV uns scheinen mag, der, vom Pferde herabgeworfen und allein stehend im Cirkus, genöthigt war, den Stier lediglich mit Hülfe seines Schwertes zu erlegen, so ist dieß doch nichts in Vergleichung mit der Lage des modernen Matadors in den Augenblicken, wo die letzte Fanfare ertönt; denn jener Herr stieß zu, wo er konnte, hinterwärts, von der Seite, nach den Flanken, nach dem Herzen; er befreite sich von seinem Feinde, wie es gehen mochte; dieß aber wäre ein kindisches Spiel für den Lidiador unserer Tage, der, wie gesagt, von vorn angreifen und gerade aus stoßen muß, auf eine bestimmte Stelle, den Arm zwischen beide Hörner ausgestreckt. Der erwähnte Quevedo erzählt von einem berühmten Gefechte, welches gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts zu Saragossa statt fand, in Gegenwart Don Juans de Austria. Hier zeichneten sich der Marki von Mondejar und der Herzog von Medina-Sidonia aus, die, wie die Geschichte sagt, so rüstige Kämpfer waren, daß sie sich gar nicht darum kümmerten, ob ihr Pferd gegürtet sei; die beste Gurte, versicherten sie, seien die Beine des Reiters; ein Umstand mehr, der mich in Quevedo einen schlechten Spaßmacher vermuthen läßt, der in seinem Leben kein Pferd bestiegen hat. Das Gefecht von Saragossa war eines der letzten dieser Gattung. Philipp V ergriff dabei ein solcher Abscheu gegen die Stierkämpfe, daß ihm zu Gefallen die Kirche sie verbot, den Opfern des Cirkus ein christliches Begräbniß versagte, und der auf eine Zeitlang in Schrecken gesetzte Adel auf seine Lieblingsunterhaltung verzichtete. Das Volk dagegen leistete keinen Verzicht, es hielt fest darauf, und die Stierkämpfe lebten fort, trotz dem königlichen Zorne. Nur veränderten sie ihren Karakter; der Adel, sein Vorrecht aufgebend, überließ das Feld einer andern Menschenklasse, welche die Tauromachie zu ihrem ausschließlichen Gewerbe nahm, und sie in eine wirkliche Kunst umwandelte. Bald trat Francisco Romero von Ronda auf, der zuerst den Stier gerade gegenüberstehend erlegte, mit einem einzigen Stoß, ohne andere Waffe als den Degen und die Muleta. — Von diesem Zeitpunkt an nahm die Liebhaberei der Stiergefechte einen unerhörten Schwung, spottete aller Verbote, ward nationell, und Ferdinand VII bestätigte sie in späterer Zeit, indem er zu Sevilla eine Schule der Tauromachie stiftete.

Dieß ist in der Kürze die Geschichte der Stierkämpfe, ihr Ursprung und die allmähligen Modifikationen, welche die Umstände herbeigeführt haben. Um einen Begriff von dem zu geben, was sie heutzutage sind, will ich versuchen, die schönste Corrida, bei der ich zugegen war, die zehnte nämlich der letzten Saison, zu beschreiben.

Im Mai des vorigen Jahrs war ich von Paris nach Madrid gereist; eine bloße Spazierfahrt; nach fünf Tagen, zu der Stunde, wo ich den Platz St. Madelaine verlassen hatte, fuhr ich durch die Puerta del Sol ein. Madrid ist nach meinem Geschmack eine traurige Stadt, prosaisch gelegen, mitten in einer Einöde von Getreidefeldern, auf hundert Stunden kein Schatten, oder richtiger kein Baum. Die unbelebten Straßen sind ohne großartigen Karakter. Man sieht darin einige häßliche Fuhrwerke, häßlicher sogar als sonst irgendwo; die vorübergehenden Männer sehen fast gerade so aus, wie sie stündlich unter unsern Fenstern sich herumtreiben, die Frauen tragen allerdings keine Hüte, sondern eine schwarze Mantille, und haben fast immer das Ansehen, als ob sie auf den Ball der großen Oper gehen wollten. Die Häuser sind zart rosenroth, seladongrün oder aprikosengelb angestrichen, und von allen Seiten hört man den Schlag der Wachteln, die über den Thüren der Häuser in Weidenkäfigen aufgehängt sind. Ich war an einem Freitag, einem Unglückstage, angekommen, es regnete in Strömen, und geraume Zeit hindurch ließ der spanische Himmel, unbekümmert um seinen Ruf, schreckliche Wassergüsse auf meinen kleinen Balkon der Fonda de Paris herabfallen. Mein erstes nach meiner Ankunft war, mich nach dem Tage des Stiergefechts zu erkundigen; es war, wie ich vernommen, der Montag; jeden Montag Abends um fünf Uhr, wenn das Wetter es erlaubt (si el tiempo lo permite), und ich

war voll Besorgniß, das Wetter möchte eines der lebhaftesten Vergnügen, das ich mir versprochen hatte, in's Unendliche verzögern. Zum Glücke war es damit nichts. Am besagten Tage erhob die Sonne sich strahlend an einem heitern Himmel, und ich ging am frühen Morgen, mir ein Billet auf dem Büreau der Puerta del Sol zu holen. Mit aller Mühe der Welt verschaffte ich in dem unmäßigen Gedränge mir ein Billet auf den Palco und einen Zettel. Dieß Billet des ersten Ranges kostet in Madrid 14 Realen (ungefähr 3 Franken 50 Cent.), in Sevilla das Doppelte. Mein Platz war auf der Sonnenseite, aber das kümmerte mich wenig, mein Billet sollte mir nur zum Eintritte dienen; ich wurde in einer vortrefflichen Loge erwartet, und hatte Freunde in Madrid, die sehr begierig waren, welch ein Gesicht ich bei den ersten Hörnerstößen machen würde. Der Zettel, wie mir Alvarez, mein spanischer Bedienter sagte, enthielt eine trostlose Nachricht; Juan Leon und Guillen, sollten an diesem Tage nicht »tödten«; sie waren abwesend, und von acht Stieren, sollten vier ganz allein von J. Redondo, zubenannt el Chiclanero, und die vier Uebrigen durch Ueberzählige (sobresalientes) erlegt werden; das Gefecht würde mithin armselig ausfallen, meinten die Liebhaber, sie betrogen sich aber, es war das schönste der Saison, und niemals habe ich, weder in Madrid noch in Andalusien, ein so schreckliches mit angesehen.

Der Cirkus (la plaza de Toros) liegt neben dem Prado, außerhalb der Stadt, etwas links von dem Thore. Von der Mittagsstunde an halten eine Menge Corricoli, denen von Neapel ähnlich, und unmäßig große Omnibus, mit zwölf bis vierzehn schellen- und troddelnbehängten Maulthieren bespannt, auf der Plaza del Sol. Die Kutscher laden mit großem Geschrei die Vorübergehenden ein, und die Vorübergehenden, die man zu übertheuern versucht, schimpfen die Kutscher mit aller Kraft ihrer Lungen. Um vier Uhr stieg ich in eines dieser Fuhrwerke, und ward mit schauderhafter Geschwindigkeit durch eine unübersehbare Menschenmenge hindurch nach dem Thore von Alcala geführt. Madrid, diese gewöhnlich todte und stille Stadt, erwacht urplötzlich am Montage, zieht ihre festlichen Kleider an, und drängt sich ganz und gar in diese lange, mit kleinen Bäumen besetzte Allee, die zum schönsten Thore der Stadt hinführt. Die kleinen, auf närrische Weise bemalten Wagen, die brausenden Maulthiere, die andalusischen Pferde mit eingeflochtenen Mähnen, die gestickte Jacke, das eng anschließende Beinkleid, die fein ausgenähten Kamaschen des Majo, die räthselhaften Señoras mit ihren dunkeln Mantillen und ihren funkelnden Augen, die wohlbespannten Kaleschen einiger Anglomanen und Dandies, das Geschrei, der Staub, zwischen allem diesem der Sonnenschein, bilden für den neu angekommenen Reisenden, der schon zum Voraus aufgeregt ist von dem, was er sehen wird, das karakteristischste Schauspiel, was er in der Hauptstadt finden kann. Nachdem die Barriere zurückgelegt ist, sieht man die große Umfassungsmauer des Cirkus, eine Menge Fuhrwerke drängt sich um die Zugänge, eine Abtheilung Reiterei ist dem Haupteingange gegenüber aufgestellt. Die Menge strömt mit reißender Geschwindigkeit in den Platz hinein, doch in Ordnung, ohne Tumult und Lärm. Die Männer stellen mit aller spanischen Artigkeit sich auf, um die Frauen vorüber zu lassen, man drängt und stößt sich nicht unnützer Weise herum, wie es anderswo zu geschehen pflegt.

Der Cirkus im Innern ist von imposanter Größe, kreisrund, auf die Dauer erbaut und ohne Dach, wie das Koliseum. Sein Gewölbe ist die blaue Himmelsdecke, und die Sonne, dieser prachtvolle Kronleuchter, wirft seine Lichtströme auf die zwölftausend Zuschauer, die sich auf den Stufen aufstellen. Die Arena ist von einer dicken, sechs Fuß hohen, dunkelroth angestrichenen Holzwand umgeben. Hinter dieser Schranke befindet sich ein ziemlich breiter, mit Dielen verschlagener und frei gelassener Weg; das ist die Kulisse dieses Theaters. Jenseits dieses Weges erheben sich die Stufen, und über letzteren die Logen, welche zum größten Theil jahrweise vermiethet, auf gefällige Weise ausgeschlagen und möblirt sind.

Als ich ankam, hatte die Menge bereits den Cirkus überströmt, und ergötzte sich lustig unter einander in Erwartung des blutigen Schauspiels. Zwischen den Logen und den Stufen erhob sich förmliches Kreuzfeuer, von Späßen und Orangenschalen unterhalten.

Man ſagte ſich Schimpfreden mit vieler Laune und Fröhlichkeit, und darunter waren die Einfälle der Manolas (Griſetten) nicht die am wenigſten pikanten. Die Arena war leer, bloß drei bis vier Spritzfäſſer, mit magern Pferden beſpannt, wurden zur Befeuchtung des Sandes herumgeführt. Punkt fünf Uhr verſchwanden ſie beim Schall einer Fanfare, und eine Abtheilung eleganter blauer Jäger vom Regiment Baylen (die ſpaniſche leichte Reiterei iſt ſehr ſchön), angeführt von einer Art Polizeikommiſſär in ſchöner Uniform, umkreiſte im Schritte die Arena. Dann öffnete ſich beim Schall einer abermaligen Fanfare eine zweite Thür, und es traten die Kämpfer ein. Dieſer Einzug nimmt ſich vortrefflich aus. An der Spitze marſchiren die drei Picadores, bewaffnet mit langen Lanzen auf engbrüſtigen Pferden, und in einem Koſtüme, ſehr ähnlich dem der Raffinés aus der Zeit Ludwigs XIII. Die Kopfbedeckung ein breiter, grauer Filz mit flachem Rande, die Kleidung eine goldgeſtickte Jacke und ein Beinkleid von gelbem Dammhirſchleder, unter dem eine eiſerne Beinſchiene verborgen iſt, um das rechte Bein gegen die Hörnerſtöße zu ſchützen. Die Lanze iſt keine Waffe, ſondern ein Stachel, das Eiſen kaum einige Linien lang, und ſoll den Stier reizen, ohne ihn zu verwunden. Ein Picador wird zuweilen getödtet, er ſelbſt tödtet niemals. Hinter ihnen marſchiren die Matadores oder Espadas (Degen), das heißt, die Tödter, und nach dieſen etwa zwanzig Chulos und Banderilleros, auf gleiche Weiſe gekleidet, die, was man ihre Quadrille nennt, ausmachen: ein gut gewähltes Wort, denn ihrem Koſtüm nach ſollte man eher meinen, daß ſie ein Ballet aufführen wollten, ſtatt ein ſo ſchreckliches Gefecht zu liefern. Es ſind ſchöne junge Leute in zierlichſter Figarokleidung: Jacke und Beinkleid von himmelblauem oder roſenrothem, blaßgrünem oder blaßgelbem Atlas, prächtig mit Silber geſtickt, ſeidene Strümpfe, Escarpins mit Roſetten, ein Haarbeutel von Bändern am Hinterkopfe, einem weiblichen Chignon ähnlich, eine kleine, ſchwarze Mütze auf einem Ohre; dieß iſt ihr reizendes Koſtüm, was wenigſtens zweitauſend, zuweilen fünftauſend Franken koſtet. Statt aller Waffen tragen ſie über dem Arm einen kleinen Mantel von leichtem Stoffe, blau, roth oder gelb, mit Silber bordirt.

Nachdem die Picadores in Sätteln, wie jene der Ritter des Mittelalters eingerahmt, mit eingelegter Lanze, je zwanzig Schritte von einander, längs der Schranke hin ſich aufgeſtellt, und der Schwarm der Chulos in der Arena ſich zerſtreut hatte, war jeder Mund verſtummt, jedes Auge unverwandt auf einen Punkt gerichtet. Nun begrüßte ein Alguazil zu Pferde, in der Tracht der Molière'ſchen Criſpine, einen Federhut auf dem Kopfe, den Präſidenten des Kampfſpiels, und erbat ſich den Schlüſſel zum Toril; der Schlüſſel wurde ihm zugeworfen, und er eilte, ihn dem Hüter zuzuſtellen, worauf er ſeinem Pferde die Sporen in den Leib ſetzte, und ſich in Sicherheit brachte, unter dem höhnenden Geſchrei des Volkes, das alles mögliche aufbietet, das Pferd ſcheu zu machen, in der Hoffnung, daß der Stier den Alguazil erreiche, was ein unſäglicher Jubel wäre. Wirklich that ſich auch hinter ihm die Thür auf, und ein prächtiger Stier kam mit tollen Sprüngen in die Arena geſtürzt. Es war ein ungeheures Thier, faſt ganz ſchwarz, jede Bewegung verrieth in gleichem Maße ſeine wundervolle Kraft, wie ſeine ſtaunenswerthe Leichtigkeit. In der Mitte des Cirkus hielt er, wie geblendet, glotzte die Menſchenmenge an, ſtampfte den Boden, und erhob in die allgemeine Stille hinaus ein ſchreckliches Brüllen. Fünf bis ſechs Chulos flogen herbei, und ſchwangen um ihn her ihre Capa oder ſeidenen Mäntel. Der Stier nahm einen Anſatz und verfolgte einen der zierlichen Tänzer mit ſo reißender Geſchwindigkeit, daß ich ihn für verloren hielt; der Chulo aber, an die Schranke gelangt, ſetzte mit der Leichtigkeit eines Clown hinüber, und der Stier that, etwas tiefer als deſſen Beine, einen ſo wüthenden Stoß mit den Hörnern, daß die dicken, eichenen Bohlen, durch und durch gebohrt, in Stücke ſplitterten.

Auf dieſelbe Weiſe rettete ſich ein zweiter Chulo; dieſes Mal aber machte der Stier, ſtatt mit geſenktem Kopfe nach der Wand zu rennen, einen kurzen Anhalt, that einen mächtigen Sprung, und ſetzte über die Schranke. Dieß mag einen Begriff von der Kraft der Kampfſtiere geben, denn die Schranke war, wie geſagt, ſechs Fuß hoch,

und kein Pferd würde einen ſolchen Satz thun können. Dieſer oft vorkommende Fall verurſacht indeſſen nur ſelten ein Unglück. Jenſeits des Geländers fiel der Stier in den ſchon gedachten Hohlweg hinunter, die darin befindlichen Perſonen wichen ihm aus, und retteten ſich eiligſt in den Cirkus, und nun kehrte das von allen Seiten gereizte Thier in vollem Trab in die Arena zurück durch ein Thor, das man vor ihm aufthat. Erſt jetzt kamen ihm zum erſten Male die Picadores vor Augen. Beim Anblick des erſten dieſer Reiter, der ihn mit eingelegter Lanze unbeweglich erwartete, hielt der Stier einen Augenblick an, dann mit geſenktem Kopf auf ihn zurennend, und alsbald von einem Pikenſtoß getroffen, nahm er ſich die Bruſt des Pferdes zum Ziele; ſein langes Horn drang wie ein Dolch in den Leib des unglücklichen Thieres ein. Jetzt erhob er den Kopf, und damit zugleich mit unbegreiflicher Kraft das ſterbende Pferd und den feſt im Sattel ſich haltenden Reiter, und ſchleuderte ſie gegen die Schranke hin, wo ſie über einander zur Erde ſtürzten. Hier rieſelte mir ein Schauer durch alle Glieder, ich fühlte, daß ich mich entfärbte. Allerdings hatte ich ein ernſtliches Gefecht erwartet, aber eine ſo durchdringende, von der Erregung des Theaters ſo gänzlich verſchiedene Erſchütterung, war unmöglich vorauszuſehen, wie ſie das Anſchauen dieſes vor unſern Augen aufgeführten wahrhaften Drama's erweckt. Meine Freunde rauchten indeſſen und beobachteten lächelnd meine Faſſung; ich nahm deßhalb wacker mein Augenglas wieder vor. Der Mann war unter dem Pferde ſo völlig verſchwunden, daß ich ihn platt gedrückt und zerſchmettert glaubte; dieß iſt aber eben die Weiſe, wie ein Picador fallen muß; ſein Roß dient ihm zum Schilde, und ich ſah bald die Nothwendigkeit davon ein; der Stier kehrte wüthend zurück zu dem niedergeworfenen Thiere, und bohrte ihm auf's Neue die Hörner in den Unterleib, wo dann augenblicklich die Eingeweide auf die Arena hin hervordrangen. Die Chulos eilten heran und lenkten das Thier ab, auf ſich, während man den unter dem todten Pferde ſteckenden Picador hervorzog; der Stier aber, den zweiten Reiter wahrnehmend, kehrte ſich weg von den zierlichen, ihn wie Bienen umſchwärmenden Tänzern, und rannte auf den Picador los. Vier Schritte vor ihm hielt er an, wie um ſeinen Poſten zu wählen; der Reiter war Juan Gallardo, der tapferſte aller Picadors Spaniens. Statt den Stier zu erwarten, trieb er ſein Pferd gegen ihn an. Das Thier ſetzte ſich auf die Kniebuge, um beſſer zu ſpringen. Der Mann ſenkte die Lanze, es war ein Moment der ſchrecklichſten Beklemmung. Mit einer raſchen Bewegung prächtiger Verwegenheit ſtieß Gallardo mit der Lanzenſpitze ſeinem Feinde in die Naſenlöcher, und raſend ſtürzte der Stier auf ihn los; Gallardo legte die Lanze unter der linken Schulter ein, und hielt mit ſolcher Kraft Stand, daß die Beſtie bei ihrem Anlauf die ſtarke eſchene Stange wie einen Bogen krümmte, und wie eine Binſe knickte, dann bohrte ſie das Horn dem Pferd in die Seite, warf es ſechs Fuß vorwärts zu Boden nieder auf den Reiter, ſetzte über die beiden Opfer hinüber und rannte auf den dritten Picador los, deſſen Pferd in einer Sekunde mit aufgeſchlitztem Bauche in der Arena lag. — **Bueno toro!** bueno toro! heulte das Volk.

Gallardo war vor mir niedergefallen. Halb erdrückt unter ſeinem Pferde, hatte er die Farbe nicht verändert, und noch ehe er losgemacht war, dankte er mit der frei gebliebenen Hand der Beifall klatſchenden Menge. Dieſe Männer müſſen von Eiſen ſeyn. Ihr rechtes Bein iſt allerdings mit Eiſen gepanzert, allein ſie fallen jedesmal links auf den nur mit Sammet bekleideten Arm. Bei jedem Sturz fällt ihnen auf die mit Atlas bedeckte Bruſt ein verendendes Pferd mit ſeinem hölzernen Sattel, und ihr entblößter Kopf prallt zuweilen mit ſolcher Heftigkeit gegen die Schranke, daß er ertönt, wie von einem Keulenſchlage getroffen. Der geringſte Sturz dieſer Art, ſagt man in der Halbinſel, und ich bin es überzeugt, würde jeden Andern, als einen Spanier, tödten, und ſelbſt die Spanier, wie hart ſie ſeyn mögen, halten es nicht allemal aus; die Picadors, obgleich ſelten vom Stiere verwundet, ſterben doch faſt Alle an den Folgen irgend eines verderblichen Sturzes. Ich habe ſowohl in Madrid als in Andaluſien mehr als zwanzig Corridas beigewohnt, und nie eine ſo unblutige geſehen, wo man nicht einen bis zwei Picadores nach dem Krankenhauſe brachte.

Der Stier war wirklich einer von den

Bedeutung und Wichtigkeit der Sache, sowie die Schwierigkeit der Lösung der Aufgabe, welche sich die Gesellschaft gestellt hat, erfordern es, dass sie ihre Thätigkeit nicht auf einen kleinen Kreis beschränke, sondern dass sie sich mit allen Kräften, welche sich ihr anschliessen wollen, verbinde, um ihr Ziel zu erreichen. Sie wird daher nicht nur Mitglieder, sondern auch Correspondenten aufnehmen, welche sich mit Beiträgen zu ihren Arbeiten betheiligen wollen.

Die Gesellschaft wird ihre Arbeiten in einer Zeitschrift veröffentlichen, welche in Heften von mindestens 6 Bogen in Octav erscheinen soll. Ausserdem wird sie Separatabdrücke einzelner Aufsätze herausgeben, welche sie für besonders wichtig hält.

Die Gesellschaft wird ihre Arbeiten in einer Zeitschrift veröffentlichen, welche in Heften von mindestens 6 Bogen in Octav erscheinen soll. Ausserdem wird sie Separatabdrücke einzelner Aufsätze herausgeben, welche sie für besonders wichtig hält.

Die Gesellschaft wird ihre Arbeiten in einer Zeitschrift veröffentlichen, welche in Heften von mindestens 6 Bogen in Octav erscheinen soll. Ausserdem wird sie Separatabdrücke einzelner Aufsätze herausgeben, welche sie für besonders wichtig hält.

die Mütze abnahm unter dem Toben eines Sturmes von Beifallklatschen.

Die Banderillos setzen ist keine leichte Sache. Man muß den Stier heran locken, ihn erwarten, und wenn er den Kopf senkt, um den Gegner zu durchbohren, ihm unter einem Seitensprunge über dem Halse die zierlichen Wurfpfeile anbringen, deren angelförmige Spitze kaum die Haut durchdringt, das daran befindliche hin und her schwankende Holz aber das Thier bis zum Aeußersten aufreizt, das sich in allen möglichen Sätzen versucht. So nach einander mit drei Paar Banderillos gespickt, läßt der Zustand seiner Aufreizung nichts mehr zu wünschen übrig, und man schrie von allen Seiten: „Tödtet ihn! tödtet ihn!“ — Der Präsident winkte mit dem Schnupftuche, und es erklang eine Fanfare. Hierauf trat der Chiclanero (d. h. aus Chiclana gebürtig), der junge Mann, der eben dem Gallardo das Leben gerettet hatte, vor die Loge des Präsidenten. Der Chiclanero, Neffe und bester Zögling des großen Montes, ist ein hübscher Bursche von fünf und zwanzig Jahren, von schlankem Wuchse. Er trug ein elegantes Kostüm von grünem Atlas, ganz mit Silber gestickt, rosenrothe seidene Strümpfe, Mechelner Spitzen, tadellose Escarpins; in der einen Hand hielt er einen langen bloßen Degen, und einen scharlachenen Schleier (Muleta) in der andern. Ich habe einen Matadordegen zu handhaben versucht. Die Klinge ist vom besten Toleder Stahle, gerade wie ein Kürassierpallasch, eben so lang und schwer, nur schmäler und von einem Ende zum andern zweischneidig; das Stichblatt bildet ein Kreuz, und der sehr kurze mit Blei beschlagene und mit rothem Tuch bedeckte Griff ist wie ein Ring zugerundet, um dem Ballen der Hand einen Stützpunkt zu geben. Unter der Loge des Präsidenten stehend, erbittet der Matador die Vergünstigung, den Stier zu tödten im Namen der Freiheit, der Königin, der Konstitution oder sonst einer gleich verehrungswürdigen Sache. Nach ertheilter Genehmigung wirft er seine Mütze (montera) in die Höhe, und mischt sich unter die Banderilleros, welche fortwährend das Thier aufreizen. Beim Anblick des scharlachrothen Schleiers, der ihm ganz besonders verhaßten Farbe, rennt der Stier gewöhnlich auf den Matador los, die Chulos treten zurück und der Zweikampf beginnt; für den noch uneingeweihten Zuschauer ist dieß ein Moment der heftigsten Erschütterung, kaum zu ertragen; an diesem Tage bebten aber die abgehärtetsten der regelmäßigen Besucher so gut wie ich, und nicht ohne Grund, wie wir gleich sehen werden.

Die Tauromachie ist auf die Dummheit des Stieres gegründet, und ganz besonders auf die Weise, wie bei ihm die Gesichtsorgane angebracht sind. Da ihm die Augen zu beiden Seiten des Kopfes stehen, so sieht der Stier einen Gegenstand zur Rechten oder zur Linken sehr gut, auch gerade vor sich, wenn er so weit entfernt ist, daß beide Sehwinkel auf dem Gegenstand zusammen treffen; aber einen in geringem Abstande vor ihn hintretenden Menschen kann er nicht gerade anschauen, und hat von ihm nur ein unbestimmtes Bild. Wenn der Espada geradezu auf den Stier losgeht, und ihm auf drei Schritte den rothen Schleier vorhält, so bringt er ihn leicht von der Spur ab, und wendet seinen Angriff nach den wehenden Falten der Muleta, lenkt ihn so von seiner Person ab, und springt auf die Seite.

Die Muleta ist also ganz eigentlich eine Augentäuschung. Der Matador hält in der Rechten den Degen, in der Linken die Muleta, er stellt sich in geringer Entfernung rasch, ehe der Stier ihn bemerkt hat, ihm gegenüber, und geht mit vorgehaltener Muleta auf ihn los; der Stier stürzt mit gesenktem Kopfe schnaubend auf den Schleier zu, und rennt in seinem Sprunge dem Manne rechts vorüber, fast unter seinem Arme durch, so nahe, daß das Horn das Kleid streift, und wohl auch zuweilen das ihm zur Hälfte aus der Tasche hervorhängende Schnupftuch mitnimmt, was ein sehr beliebter Zufall ist. Ergrimmt über den verfehlten Stoß, erneuert der Stier den Angriff, und wie das vorige Mal, entschlüpft der Matador. Beim dritten und nothwendig letzten Gange macht der jetzt kühler und folglich gefährlicher gewordene Stier vor dem Torero mit gesenktem Kopfe Halt, und scheint seinen Sprung zu berechnen. Der Matador tritt dann vor ihn hin, die Brust zurückgezogen, die Kniekehle angespannt, den Degen gegen den Stier gesenkt. Menschen und Thier messen sich in stillem Grimme. In diesem Momente hämmert uns das Herz in der

Bruſt, und ſtockt der Athem. Plötzlich erhebt ſich der Stier, der Mann fällt aus, es erfolgt der Stoß, ein Blitz leuchtet, und wenn der Stoß richtig geführt iſt, ſo birgt ſich die lange Klinge bis an's Stichblatt zwiſchen der Kehle und dem Nacken des Stiers, der auf die Knie niederſtürzt, oder blöckend ſich überſchlägt.

So verfährt der Espada immer mit einem muthvoll ohne Falſch (claro) angreifenden Stiere; nicht alle Stiere ſind aber von gleichem Karakter oder von gleicher Sehkraft, und es gehört zur Wiſſenſchaft des Matadors, ſeinen Gegner alſogleich zu beurtheilen. Von einem tückiſchen Thiere, welches Hinterliſt mit Stärke verbindet, welches, ſtatt wuthentbrannt darauf loszuſtürzen, abwartet oder zurückweicht, vor einem Stiere, der ausnahmsweiſe gut vor ſich hinſetzen kann, und ganz beſonders vor einem feigen Thiere, das vor dem Degen flieht und deſſen Gänge durch ſeine Furcht eine andere Wendung nehmen, wird die Rolle des Matadors in einer andern Weiſe erſchwert.

Der Stier, den wir vor Augen hatten, war der gefährlichſte, der ſeit lange auf dem Platze von Madrid vorgekommen war. Er war aus dem Stierſtalle des Don Pinto Lopez hervorgegangen, eines der Zeit ſehr geſchätzten Züchters; denn die Aficionados nehmen Partei, die Einen für die Stiere des Don Pinto, die Andern für die des Don Elias Gomez, gleich den Sportsmen bei den Pferderennen.

Wie der Chiclanero ſeinem Feinde die Muleta vorgehalten hatte, ließ der Stier den trügeriſchen Schleier bei Seite und griff den Mann an. Der flinke Matador rettete ſich durch einen gewaltigen Seitenſprung, aber man hörte ein Murmeln der Beſorgniß von allen Stufen. Abermals machte der Stier einen Anhalt, und der Chiclanero beobachtete ihn als ein Mann, der die Gefahr erkennt. Er hielt ihm auf's Neue die Muleta vor; um aber das Unglück vollſtändig zu machen, mußte in dieſem Momente der Entſcheidung ſich ein Wind in der Arena erheben; der geringſte Hauch, der in dieſem Augenblick den Schleier des Matadors bewegt, und die rothen Falten auf ihn hinweht, vergrößert die Gefahr auf die furchtbarſte Weiſe. Der Stier, ſtarr auf die Kniebeugungen geſtützt, erwartete, die blutigen Hörner ſchüttelnd, ſeinen Feind. Die Stiere, welche erwarten, ſind die ſchlimmſten; denn der Matador, der ihrem Angriff nicht begegnen, und ſie nicht in den vorgehaltenen Degen einrennen laſſen kann, muß angreifend ſich auf ſie werfen; und wie ſoll er ſeinem Stoße Sicherheit geben, wenn das Thier den Kopf in der Weiſe wendet, daß es im Vorüberſpringen mit dem einen Horne den Arm des Matadors treffen und aufſchlitzen kann? Alle Augen waren ſtarr geworden, die Menſchenmaſſe wie verſteinert. Der Chiclanero wollte ein Ende machen, er näherte ſich mit dem Degen in der Hand dem Ungethüme, welches immerfort den Kopf drehte, ohne von der Stelle ſich zu rühren. Gib Acht! gib Acht! ſchrie es von den Stufen herab. Er wird den Chiclanero tödten, ſagte man in den Logen, und plötzlich ſtimmt ein Theil des Volkes ein Todtenlied an. Dieſes Klaggebet, von ſechstauſend Stimmen gemurmelt, machte dieſen Augenblick zu einem entſetzlichen. Der Matador, bleich wie eine Bildſäule, mit der Degenſpitze dem Stier nach der Schulter zielend, bereitete ſich, ihn à suela pies, d. h. ſich auf ihn werfend, anzugreifen, ſchritt vor, machte einen Ausfall, und wollte den Stoß führen; aber, was man befürchtet hatte, geſchah: ſein Arm wurde geſtreift, der Degen glitt über die Haut hin, und der Mann fiel wehrlos dem Stiere zwiſchen die Hörner, der nun wüthend den Kopf erhob. Der Chiclanero flog in die Luft, drehte ſich um ſich, wie ein geſchleuderter Ball, und fiel auf den Rücken nieder, mit aufwärts gekehrtem Geſichte, regungslos. Die zwölftauſend Zuſchauer fuhren gleichzeitig von ihren Sitzen empor: er iſt todt! er iſt todt! ſchrie Alles. Die herbeigeeilten Chulos wendeten den Stier ab. Der Chiclanero war nicht todt, er ſtand wieder auf, unter allgemeinem Beifallklatſchen. Sein Erſtes war, mit der Hand unter die Kleider zu fühlen, um ſeine Wunde zu unterſuchen; zum Glück war das Horn am glatten Atlas abgeglitten, und nur die Haut war geritzt. Er raffte alſo ſeinen Degen ſogleich auf, prüfte die Spitze mit dem Zeigefinger, und trat dem Stier entgegen. Der Kampf währte nicht lange. Der Mann war blaß vor Zorn und ergrimmter als die Beſtie. Er trat hin vor den Stier mit erhabener Kühnheit. In dieſem Momente ſchien es mir, als wenn die Ehre des ganzen Menſchengeſchlechtes beim

Siege des Chiclanero betheiligt sei, und das Herz schwoll mir vor Enthusiasmus beim Anblick des tapfern, und so zierlich tapfern Mannes. Der Stier, als ob er seinen Feind wieder erkenne, stieß ein langes Brüllen aus, und that einen wüthenden Sprung; der Matador, unbeweglich mit zurückgebogener Brust, der Körper auf die eisenfeste Kniekehle gestützt, hielt unerschüttert den Stoß aus, und der Stier stürzte auf die Knie, Ströme Blutes aus den Nasenlöchern von sich speiend. Von dem langen Degen war nur die kleine blutige Spitze zu sehen, die aus der Haut hervordrang. Auf einen kunstgerechten Degenstoß darf kein Tropfen Blut fließen; in dieser Lage der Dinge aber war der Stoß vortrefflich.

Nichts kann einen Begriff von dem Beifallsdonner geben, der von allen Seiten zugleich losbrach, jede für den Augenblick zurückgedrängte Stimme machte mit einem Male sich Luft; es war ein wahnsinniges Geschrei, ein rasendes Fußstampfen; alle Taschentücher flogen in die Luft, ein Regen von Hüten, von Cigarren und Cigarrenträgern fiel in die Arena herab, welche der Chiclanero rund umkreiste, mit Anstand dem Publikum dankend. Er warf den Zuschauern die Hüte zurück, die man ihm als Zeichen der Freudigkeit zugeworfen hatte, raffte die Cigarren auf, schwang sich über die Schranke hinüber, und begann mit seinen Freunden im Außengange zu rauchen, als wenn ihm nichts Außerordentliches begegnet wäre. Bald sollte man seiner von Neuem bedürfen; denn das zweite Gefecht übertraf das erste noch an Gräßlichkeit. Der Stier war inzwischen aufgestanden und that auf Gerathewohl einige schwankende Schritte, sich einen Ort zum Sterben suchend. Nach einem seltsamen Instinkt, der sich fast bei allen zum Tode verwundeten Stieren kund gibt, schleppte er sich zu einem der Pferde hin, die aufgeschlitzt da lagen, umkreiste den Körper, legte sich darauf, und verendete an der Seite seines Schlachtopfers. Sogleich kamen im Galopp vier Maulthiere, wunderlich bedeckt mit Schellen, mit gelben Tüchern und rothen Troddeln in die Arena, und zogen in einigen Minuten den Stier und die vier Pferde, die man eines nach dem andern an das Zuggeschirr spannte, hinaus; dann kam ein Mann, und überstreute die Blutlachen mit Kleie. Der in kurzer Zeit wieder geordnete Cirkus wurde abermals geschlossen, und ein zweiter Stier kam herein gerast. Dieß Schauspiel hat keinen Zwischenakt.

Eine

Nachtwächtergeschichte.

(Bruchstück aus einem komischen Roman.)

Von

Alexander Kaufmann.

. . . Das Gut meines Vetters lag auf weitschauender Anhöhe und besaß den freiesten Ausblick auf den weiten, wallenden Strom, von dessen Fluten wir oft ganze Tage nicht wegzubringen waren. Eine glückliche, lustige Zeit! Auf einen leichten, fröhlich bewimpelten Boote, das ganz nach unserer Bequemlichkeit eingerichtet war, schweiften wir wie die Piraten umher und machten Jagd auf die Wasservögel; unsere Flagge — sie war gelb und blau — dünkte uns die erste der Welt. Dabei arbeiteten wir, besonders zu Anfang unserer Schifferlehrzeit, mit einem solchen Lärm, daß man es in der stillen, einsamen Gegend, wer weiß bis in welche Entfernung hin, hören konnte; „Schreien," sagten meine Vettern, „gehört zum Handwerk." Als wir aber in der Kunst weiter kamen, erwies sich die Falschheit des Satzes, und wir lernten nun bald, erprobten Schiffleuten gleich, ruhig und sicher den Strom mit seinen Buchten zu befahren. Eine dieser Buchten, welche sich wohl eine halbe Meile weit in's Land erstreckte und nach einem bedeutenden Fischerdorfe führte, lockte uns vor allen andern durch den Reiz ihrer eigenthümlichen fabel- und feenhaften Natur, und ich kann mir noch jetzt kaum etwas Schöneres denken, als eine Kahnfahrt auf dem grünen, stillen Gewäss-er, wo die Weiden oft wie ein schattendes Gewölb über dem Nachen zusammenschlugen und die Wasserlilien, welche von den kühlen Fluten in reichlicher Menge erzeugt wurden, den buntesten, duftigsten Teppich wirkten; es war eine Gegend, in welcher man die wunderbarsten Mährchen, Sagen von Elfen und Wasserniren nicht allein dichten, sondern auch glauben konnte. An ihren Ufern war die Bucht vom dichtesten Walde begrenzt; die tiefe Einsamkeit, die sie vor der Welt verhüllte, wurde bisweilen durch die Fahrten der Fischer, welche ihre Beute nach der Stadt führten, unterbrochen. Außer der Schönheit de

Natur fesselte uns aber noch ein ganz anderer Umstand an die bezaubernde Stelle. Wir waren nämlich durch unsere häufigen Besuche mit den Einwohnern jenes Dorfes in mannigfaltige Berührungen gerathen; bei unserem Uebermuthe konnte es nicht fehlen, daß es endlich, da sich die Bauern unsere Neckereien und losen Streiche nicht gefallen ließen, zu ernstlichen Streitigkeiten kam. Der Hauptanlaß derselben war, daß wir die kleinen Tonnen, in welchen die Fischer ihre Gefangenen zu bewahren pflegen, uns zum Ziele erlasen, um die Direktion des Kahns auf einen bestimmten Punkte zu erlernen. Daß wir dabei den Tonnen die Bäuche einrannten, kümmerte uns wenig. Zuletzt wurde es jedoch mit diesen und ähnlichen Ungezogenheiten so arg, daß sich Schöffe und Vikarius des Ortes an den Vetter wandten und ihn höflichst ersuchten, dem Unwesen der Herrn Junker ein Ende zu machen, widrigenfalls sie die Bauern nicht länger abhalten könnten, sich mit der Kraft ihrer Fäuste Recht zu verschaffen. Der Vetter war zu gutmüthig, uns ernstlich zur Rede zu stellen, und schien fast Spaß zu haben an den ritterlichen Thaten seiner Nachkommenschaft; wir aber wurden durch die Anklagen auf der einen, und das stillschweigende Zugeständniß auf der andern Seite erst recht gereizt und suchten nun auch Gelegenheit, die Würdenträger des Ortes, welche unserem bisherigen Streite fern gestanden, in denselben hineinzuziehen.

Der Schöffe, ein junger Mann von dreißig Jahren, war eben erst in seinen wichtigen Posten eingetreten. Er hatte sich etwas in der Welt umgesehen und dabei manche neue Idee aufgefaßt, von welcher die übrigen Menschenkinder der Gegend noch wenig oder gar nichts wußten. Seine Reformationssucht machte sich in dem neuen Wirkungskreise bald auf erschreckende Weise geltend; viele alte Mißbräuche wurden abgeschafft, natürlich unter beständigem Widerspruch der Bauern, welche grade daran am meisten hingen. Endlich ging der Schöffe gar so weit, das alte, geheiligte Institut der Nachtwächter für unvernünftig, unsittlich und den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprechend zu erklären, es befördere den Diebstahl, erleichtere nächtlichen Unfug und sei kurzum mit Stumpf und Stiele auszurotten. Was er an die Stelle setzen wollte, erinnere ich mich nicht mehr. Das Dorf gerieth in größten Aufruhr. Der Klerus, welcher in dem noch jungen, aber schon ziemlich beleibten Vikarius bestand, vereinigte sich mit der weltlichen Obrigkeit, um, wie die Bauern behaupteten, die Frühmesse besser verschlafen zu können. Der Schulmeister, der beständige Antipode seiner Vorgesetzten, schlug sich zu den Nachtwächterfreunden, wie Schöffe und Vikarius ihm vorwarfen, seines Wandeltisches willen. Die Gewalthaber drangen jedoch durch, und zwei Nächte lang war das Horn zum größten Jammer der Dorfbewohner nicht mehr erschollen.

Es ging gerade um die Zeit, da sich die Buben der Gegend große Maihörner aus Weidenrinde zu machen pflegen, die ein so entsetzliches Getöse hervorbringen, daß sie füglich ein Nachtwächterhorn ersetzen können. Solch ein Maihorn suchten wir uns zu verschaffen, um es als Werkzeug lang brütender Rache zu benutzen. Und als es Nacht wurde — es war eine schöne, warme Mainacht — und die Bauern alle in Ruhe lagen, rückten wir in tiefster Stille in das ungefähr anderthalb Stunden von uns entlegene Dorf, grade vor das Haus des Schöffen, und bliesen plötzlich so gewaltig in unser Horn, als wäre der Dietleib aufgestanden, um wieder in das furchtbare Instrument des Sintram zu stoßen — zwölf fürchterliche, lange, gezogene Töne. Kaum merkten wir jedoch, daß es im Hause lebendig wurde, als wir uns eiligst aus dem Staube machten und nach dem entgegengesetzten Ende des Dorfes eilten, wo der Vikarius wohnte — nochmals dieselben Töne, dießmal aber so grausenhaft, als wäre der Geist des vernichteten Nachtwächterhorns zurückgekehrt und stieße die gräßlichsten Laute der Rache und Verzweiflung aus. Unterdessen war es im Dorfe rege geworden, Lichter bewegten sich hin und her, an den Fenstern erschienen Laternen, welche die vorwitzigen Nasen der alten Weiber schaurig beleuchteten, die Männer eilten nach der großen Linde, wo man sich bei jedem außerordentlichen Ereigniß zu versammeln pflegte, die Sturmglocke läutete, dazwischen schrien die Kinder, durch die Töne unseres Hornes unsanft aus dem Schlafe aufgestört. Wir aber hatten uns unterdessen weggemacht und waren nach einem Versteck geeilt, den wir uns vorher schon auserlesen,

um der nun folgenden, höchſt ergötzlichen Scene unbemerkt zuſehen zu können. Unter der Linde wurde die Verwirrung immer größer; Keiner wußte was der Auflauf und namentlich der fürchterliche Hörnerton zu bedeuten hatte; Viele ſchliefen noch bei wachen Augen. Endlich erſchienen Schöffe und Vikarius, ſchäumend vor Wuth, ſo daß ſie kaum ein Wort des Unwillens hervorzubringen wußten. Als ſich aber der innere Sturm etwas gelegt und die Beſinnung zurückgekehrt war, ging es an eine Unterſuchung, von wem denn eigentlich die entſetzliche That ausgegangen ſei. Als der Schulmeiſter ſich gereinigt, fiel der Verdacht auf den um ſein Brod gekommenen und nicht eben glänzend penſionirten Nachtwächter, welcher freilich die Wahrſcheinlichkeit in hohem Grade gegen ſich hatte. Wie der Schöffe ſehr richtig bemerkte, erhebe der kräftige und geübte Ton, mit welchem das Inſtrument geblaſen worden, ſo wie der Umſtand, daß ſich das verabſchiedete Horn ja noch im Beſitz des Inkulpaten befinden müſſe, die Sache beinahe zur Gewißheit. Zitternd betheuerte der unglückliche Mann ſeine Unſchuld, vergebens! Der Vikar hielt eine lange, auch mit Anſpielungen auf die andern Bauern reichlich beſpickte Strafpredigt, der Inkulpatus in dumpfer Verzweiflung zuhörte, und dann diktirte der Schöffe, wegen beabſichteter nächtlicher Ruheſtörung und angemaßter Amtsausübung acht Tage langen ſtrengen Arreſt. Durch die Reihen der Bauern ging Murren der Unzufriedenheit, Worte der Mißbilligung wurden laut, ſchon ſpuckten die muthigſten Raufer ſich in die Hände und warteten nur auf einen Wink des Schulmeiſters, um loszubrechen — da wurden wir plötzlich, weil wir das Lachen nicht mehr zurückhalten konnten, in unſerem Verſteck bemerkt, und nun war es gerathen, den Weg zwiſchen die Beine zu nehmen. In einem Nu waren die beiden Parteien verſöhnt und im Begriff, mit vereinten Kräften gegen uns zu Felde zu ziehen. Wir hatten jedoch für den Fall der Entdeckung Pferde in Bereitſchaft, und ſo gelang es uns, für dießmal mit heiler Haut zu entkommen.

Die Geſchichte machte auf den benachbarten Dörfern und Edelhöfen viel Gerede, ſo daß wir es erſt nach einigen Tagen wieder wagten, eine Kahnfahrt in unſere Bucht zu unternehmen. Wir hatten kaum den Eingang derſelben gewonnen, als ein anderes Boot in gerader Richtung auf uns losſteuerte. Zu unſerer großen Verwunderung ſahen wir darin den dicken Vikarius, ſeine breite Unterlippe trotzig auf ein großes ſpaniſches Rohr geſtützt. Er hatte ganz die Miene eines Mannes, welcher das Aeußerſte zu wagen im Stande iſt. Zwei tüchtige Ruderknechte lenkten ſeinen Kahn. Wir hielten den unſrigen ſogleich an und drehten ihn ſo, daß die Gegner, wenn ſie in die Bucht wollten, mit ihrer Flanke unſere Spitze paſſiren mußten. Als der Vikarius dieſes Manöver ſah, ließ er halten und überlegte, ob er die Durchfahrt wagen ſolle oder nicht. Plötzlich aber ließ er alle Riemen zu Bord legen und ſegelte mit ſolcher Haſt an uns vorbei, daß unſer Vorhaben, ihn zu faſſen und in Grund zu bohren, an der unerwarteten Raſchheit ſeines Entſchluſſes ſcheiterte. Wir verfolgten ihn nun aus Leibeskräften, und da unſere Hitze mit jedem Ruderſchlage zunahm, bemerkten wir nicht, daß wir uns plötzlich im Bereich der ſämmtlichen Dorfkähne befanden. Nun kam die Reihe der Flucht an uns. Sobald die Fiſcher unſere Ankunft bemerkt, eilten ſie nach ihren Fahrzeugen, und nun kam es von allen Seiten auf uns los, mit dem entſetzlichſten Geſchrei, der Vikarius triumphirend voran. Wir beſaßen, da wir raſch gedreht, einen kleinen Vorſprung, aber der rettete uns nicht. Die Fiſcher fuhren ſchneller, weil ſie mit ungeſchwächten Kräften arbeiteten. Schon ſchnappten ihre Haken nach uns, da drehten wir plötzlich den Kahn ſo, daß er die Breite der an dieſer Stelle ziemlich engen Bucht völlig einnahm, und ſprangen in's Waſſer, um uns, bevor die Gegner den feſt eingerannten Kahn wieder weggeſchoben, durch Schwimmen zu erretten. Allein auch das half nichts, unſer vermeintliches Hinderniß war bald beſeitigt, und ſo wurden wir in kürzeſter Friſt von den Gegnern erreicht. Hohnlachend ergriff mich der Vikarius beim Schopf und zog mich an meinen langen Haaren in ſeinen Nachen, die Bauern bemächtigten ſich meiner Vetter, und ſo ſaßen wir denn in Erwartung der härteſten, don-quixotiſchen Prügel. Dieſe kamen jedoch nicht, unſere Gegner ließen es beim Schimpfen bewenden, brachten uns an's Land und bald reſidirten wir

als Gefangene in einer nicht eben reizenden Stube der Schöffenwohnung, unsere Kleider triefend von Wasser. Auf dem Hausgange marschirte eine Wache von sechs alten Hildebränden, mit urweltlichen, bedeutend rostigen Spießen bewaffnet. In einem andern Zimmer, von dem unserigen durch den Gang getrennt, saß der Rath und überlegte sehr tumultuarisch, was mit den Delinquenten anzufangen sei.

Hätten wir unsere Einkerkerung nach Hause melden können, so wäre uns wohl bald geholfen worden, aber wo einen dienstbaren Genius aufbringen, der uns diesen Liebesdienst erwiesen hätte? Die sechs Spieße standen drohend zwischen uns und der Menschheit. Um die Langeweile zu vertreiben, suchten wir mit den Wachen ein Gespräch anzuknüpfen, aber sie wandelten im Gefühl ihrer Bedeutung, wie bleierne Soldaten, stumm an uns vorüber. Wir erschlugen die Fliegen, deren es eine reichliche Menge in unserem rauchigen Kerker gab, aber der Vorrath ging zu Ende, und noch hatte sich nichts in unserer Lage geändert. Da hören wir plötzlich im Hausgange eine uns bekannte Stimme, mit der Wache werden leise Worte gewechselt, eine kleine Debatte schien zu folgen, dann wieder Stille, und herein tritt der Schulmeister des Ortes, Herr Jonathan Schaafnase.

Der lange Mann mit den entsetzlichen, rosigbesäumten Nasenflügeln schloß die Thüre vorsichtig hinter sich zu und begann darauf mit halb zugekniffenem Auge, wie folgt:

Leise, leise, meine Herren! Ich komme als schützender Engel, Ihnen Rettung zu bieten vor unseren gemeinsamen Unterdrückern, die ich hasse, wie den Tod. Nur eine kleine Bedingung, meine Verehrtesten, eine kleine Bedingung: Ein Dienst ist, wie das Sprichwort sagt, den andern werth. O, wenn Sie wüßten, was ein strebender Geist, welcher sich regt zu höheren Flügen, von diesen prosaischen, nüchternen, gemeinen Seelen, von diesem Vikarius, diesem Schöffen zu dulden hat! An alles Heilige und Poetische legen sie die frevelhaften Hände, an jedes Alte, Ehrwürdige, den Vätern Entstammte legen sie ihre möderische Art. O, es ist gräßlich, gräßlich!

Hier machte der Schulmeister eine kleine Pause, wischte sich den Schweiß von der Stirne und fuhr dann fort:

Ich kann nicht von Ihnen fordern, daß mein Geschick, welches mich diesen Menschen als Spielball zugeworfen, Ihnen Mitleid mit meiner geringen Persönlichkeit einflößen soll; das aber glaube ich von Ihrer Großmuth hoffen zu dürfen, daß Sie einem Manne, welchem bei seiner Geburt die Muse mit weihendem Blicke gelächelt, Mittel und Wege zu schaffen suchen, der gesunkenen Literatur auf die Füße zu helfen.

Himmelsakrement, fuhr ich los, was haben wir denn jetzt mit der Literatur zu schaffen?

Nicht so laut, meine Herren, nicht so laut! erwiederte der Schulmonarch und zog ein enormes Heft aus der Tasche. Wie, wenn Sie Diejenigen wären, welche die Stunden meiner Muße zuerst mit Ihren Namen beehrten, wenn Sie zuerst auf die Erlebnisse und Ergebnisse meiner Vigilien subscribiren wollten? Lesen Sie den Titel: „Poetische Windharfe des Schulmeisters Schaafnase.“ Und dieser Schaafnase, setzte er lächelnd hinzu, dieser Schaafnase bin ich!

Mit Vergnügen, sagte ich, wenn ich zuvor nur wüßte —

Wie meine Gedichte beschaffen sind? unterbrach mich die Schaafnase und ihr Auge leuchtete plötzlich in wunderbarem Glanze. Wie meine Gedichte beschaffen sind? Glauben Sie ja nicht, daß ich Ihnen Zwang anthun, daß ich aus Ihrer Lage Vortheil ziehen will! Nein, ich will Ihre Namen nicht eher, als bis Sie dieselben mit vollster Ueberzeugung unterschreiben!

Und nun begann der unselige Jonathan Schaafnase eine Vorlesung aus seiner Windharfe, welche fast zwei Stunden dauerte. Die meisten der Gedichte waren dabei so langweilig und mittelmäßig, daß man auch nicht über ein einziges herzlich lachen konnte. Als der verrückte Schulmeister geendigt, sagten wir ihm einige Schmeicheleien, setzten unsere Namen auf seine Liste und kamen nun erst auf unsere Angelegenheit zu sprechen. Des Dichters Plan war wider unser Erwarten recht wohl überlegt.

Kaum eine Viertelstunde hatte der Schulmeister uns verlassen, als mit einem Mal das Horn von Uri wieder erscholl. Die Wache im Hausgang horchte auf — ein

zweiter Stoß — ein dritter! Die Thüre des Rathszimmers ſpringt auf, ein entſetzlicher, wildbrauſender Menſchenknäul wälzt ſich aus demſelben hervor und ſtürzt der Straße zu, mitten darin ſtoßend und geſtoßen, fluchend und ſchreiend, aber von der Gewalt des Stromes fortgeriſſen, Schöffe und Vikarius. Das Haus war plötzlich geräumt, von der Gartenſeite her erſchien unſer Freund Jonathan, wies uns raſch durch ein Hinterpförtchen in's Freie, und auf einem ſicheren Umwege, welchen uns der Schulmeiſter noch angab, gelangten wir zum Waſſer; an der Stelle, wo ſich die „Schlacht bei den Schiffen“ zugetragen, fanden wir unſer Boot noch vor. Wir beſtiegen es eilig und fuhren im raſcheſten Fluge die Bucht hinunter. An dem Geſchrei, welches vom Dorfe her in die ſtille Gegend ſcholl, merkten wir, daß es toll hergehen mußte. Als wir uns in Sicherheit befanden, fuhren wir langſamer. Es war tief in der Nacht, eben ging der Mond auf. Die Luft war milde, kein Lüftchen regte ſich, die Waſſerlilien bewegten kaum ihre Kronen; jedem Ruderſchlage folgte ein Goldſtreif, den das Mondlicht auf dem Waſſer zog. Das eine Ufer lag im tiefſten Schatten, das andere im hellſten Lichte; an der düſteren Seite ſchauten nur die Weidenſtämme geſpenſtig, bleich aus der Waldesnacht hervor. Zu jeder andern Zeit würde die Stille und der ganze Zauber der Umgebung den tiefſten Eindruck auf uns gemacht haben. Es gingen ſo viele Sagen von Elben und Geiſtern, welche den Wald bewohnen ſollten, und noch ganz vor Kurzem wollte man das ſchöne Mädchen, welches vor einem Jahre ertrunken war, auf einer Landſpitze geſehen haben. Aber die Geiſter kümmerten uns dießmal wenig; wir waren froh, als wir uns endlich zu Hauſe in unſern Betten befanden.

Den folgenden Tag hörten wir von der Scene, welche durch abermalige Wiederkehr des Horns herbeigeführt worden. Der Leſer wird ſchon bemerkt haben, daß der Schulmeiſter und ſeine Partei das Ganze eingeleitet. Eine gewaltige Prügelei war die nächſte Folge geweſen, das Endreſultat aber, daß Schöffe und Vikarius zu Kreuze krochen, und durch Reſtitution des alten Nachtwächters dem verderblichen Interregnum ein Ende machten.

Was nun die poetiſche Windharfe betrifft, ſo haben wir zwar unſere zwei Gulden bezahlt, das verſprochene Werkchen aber niemals geſehen. Vermuthlich haben ſich nicht Subſcribenten genug gefunden, und ſo fordern wir denn unſere poeſieliebenden Leſerinnen auf, die wahrſcheinlich noch kurſirende Liſte zu füllen. Es wäre jammerſchade, wenn des Schulmeiſters Jonathan Schaafnaſe poetiſche Windharfe aus Mangel an Unterſtützung nicht in den Druck käme.

Randgloſſen und Anderes.

*** Ein Neffe Meierbeer's, Julius Beer, hat als Komponiſt debütirt. Eine Barcarole von ihm, „der venetianiſche Gondoliere,“ wurde in einem Konzerte zu Danzig vorgetragen. Dies war die erſte öffentliche Kunde, die uns über ihn zukam.

*** Aubers erſtes Werk, Emma, iſt in dieſen Tagen wieder in Paris auf die Scene der komiſchen Oper gebracht worden und hat außerordentlich angeſprochen. Die Oper iſt in Deutſchland nicht bekannt worden, bis auf jenen allerliebſten Walzer der Emma, der vor 25 Jahren in allen Salons geſungen wurde und durch und durch von dem anmuthigen und melodiöſen Geiſt durchweht iſt, der die ſpätern Singſpiele dieſes Komponiſten auszeichnet. Der Stoff iſt einfach und rührend von Planard.

*** Die jungen franzöſiſchen Dichter flüchten aus den wilden Gehegen ihrer Romantik zu dem geregelten Pathos ihrer Alten. Nach Lucrèce kam Virginie, jetzt erſcheint la Veſtale, die ſchon von Spontini ſo meiſterhaft beſungen wurde. Man ſieht, es ſind rückwärtsſtrebende Neuerer, die in dem Aufſuchen ihrer Stoffe nicht eben ſehr wählériſch ſind. Gibt es denn nichts Anderes für Euer Talent, als entehrte Weiber? Die ſtrengen Herrn Poeten, die eine heilige Scheu vor den Regeln haben und die drei Einheiten nicht entweiht ſehen wollen, zeigen dem Publikum nur Frauen, die anders als dieſe Einheiten behandelt wurden.

*** Der berühmte Schauſpieler Joanny nahm kürzlich Abſchied von ſeiner Bühne, dem Theatre français. Joanny war ſein „Nom de guerre“ wie es bei den Franzoſen heißt, ſein rechter Name war Jean Bernard Briſebarre. Er wurde 1775 geboren. Zuerſt war er Trompeter und bei der Maison du roi in Verſailles angeſtellt, dann wurde er Maler, während der Revolution diente er als

Freiwilliger und erhielt drei Wunden; einen Hieb in die Hand, einen in den Arm und eine Kugel in den Kopf. Plötzlich kam ihm die Lust zur Dichtkunst und mit ihr die Neigung, Schauspieler zu werden. Er wählte den Namen Joanny zu seinen Antrittsrollen, den er seitdem beibehalten hat. Die Saînval, ein Stern erster Größe an der Bühne von damals gab ihm Unterricht; dann wurde Talma sein Freund. Er war einer der trefflichsten Helden der tragischen Scene.

*** Der italienische Sänger Moriani hat von der Königin von Spanien das Ritterkreuz Isabella's der Katholischen erhalten.

*** In Palermo hat eine neue Oper von Coppola „die Guelfen-Waise" großen Succeß erhalten. Eine Sängerin Gazzaniga errang großen Beifall.

*** Am 13 April wurde am Hofe zu Madrid das Oratorium „die sieben Worte" von Haydn aufgeführt, das er bekanntlich ursprünglich auf einen spanischen Text, für Cadix, komponirt hat. Der Herzog von Rianzares wird unter den Mitwirkenden genannt. Die Königin selbst trug nach dem Oratorium einige italienische Gesangstücke vor und spielte mit ihrer Schwester einige vierhändige Phantasien auf dem Flügel. Die Kinder von Don Francisco und die Königin Mutter ließen sich auch in diesem Konzerte hören. Es herrscht, wie man sieht, viel Harmonie am spanischen Hofe.

*** Das sind doch noch conservative Leute! Im Bremer Stadttheater führten sie auf: am 19 April Parteienwuth, oder die Kraft des Glaubens von weiland Zieglern; am 20 April: Die unterbrochene Whistpartie von weiland Schall und Schülerschwänke von weiland Angely; am 21 April: Jakob und seine Söhne, oder Joseph in Aegypten, von weiland Mehul. Man kann nicht eben sagen, daß die Stücke schlechter seien als manches von den heutigen, und von der Oper muß man anerkennen, daß sie ein Meisterwerk sei, allein drei Tage ohne einen Lebendigen, ohne ein Jesuiten-Autodafe auf der Bühne, ohne eine „Zeitfrage," das müssen altmodische Leute seyn, die Bremer, oder der Direktor ist ein Obscurant.

*** Der Herr Major von Fraps, der einige Jahre Intendant der Münchener Hofbühne war und wegen seiner Führung sehr gelobt wurde, obgleich er früher sich um das Theaterwesen wenig bekümmert haben soll, hat seine Entlassung nachgesucht und der Herr Graf von Joner soll ihm folgen. Das wären dann schon drei Intendanten nach Herrn von Küstner in etwa eben so viel Jahren.

*** Eine kroatische Originaloper wurde in Agram von Dilettanten aufgeführt. Eine Gräfin Esterhazy sang die Hauptpartie. Die Oper heißt „Ljubav i zlooba", der Dichter Demeter, der Komponist Kratoslav Lisinsky. Wir bedauern, den Titel nicht übersetzen zu können.

*** Durch alle Blätter läuft es, daß Heine den Auftrag erhalten habe, für London ein Balletlibretto zu verfertigen. Bei dieser Gelegenheit macht man sich die Freude, ihn „den Dichter des Ballets Giselle" zu nennen. Bekanntlich gab Heine's Erzählung von den Willis die Veranlassung zu diesem Ballet. Wie wir Heine kennen, so „fertigt er auf Bestellung" weder Ballete noch sonstiges.

*** Der Rachel ist in Paris auf dem zweiten Theater français eine Rivalin erstanden. Es ist eine Novize, Namens Araldi, die zuerst als Phädra, dann als Camilla in den Horaziern, sehr gefiel und große Anlagen entwickelte. Sie erregt die größte Aufmerksamkeit; kommt ihr die Kritik geschickt zu Hülfe, so könnte sie ihrer Vorgängerin in den Meisterwerken des „alten" Repertoires gefährlich werden. Bis jetzt ist man so klug, sie zu loben, ohne irgend einen Vergleich mit der Rachel zu wagen. Allein der Vergleich liegt auf der Hand, da sie ja in den Lieblingsrollen der großen Künstlerin auftritt.

*** Die Genien der Kunst konnten zu allen Zeiten den von ihnen geschaffenen Denkmalen einen Karakter verleihen, welcher zugleich der Karakter der ganzen Epoche genannt wurde. Woran liegt es, daß unsere Zeit, in der so viel geschaffen wird, noch immer vergeblich nach solchem Ausdruck ringt und daß wir die Künstler immer bestrebt sehen, ihre Inspirationen aus früheren Jahrhunderten zu holen? Bald sehen wir eine Kirche gothisch, bald byzantinisch, bald griechisch entstehen. Ueberall kann man beten und andächtig seyn, hört man heutzutage wohl sagen, allein warum, bei dieser weltlichen Ansicht, dann nun die Gotteshäuser nach den alten Mustern aufführen? Sollte man nicht glauben, ein geheimnißvoller Zug führe dazu? Die Form erweckt Erinnerungen, und diese Erinnerungen beleben den Glauben. Möchte daher in diese neu-alten Kirchen, der gute gläubige Sinn wieder einziehen.

*** In einem norddeutschen Blatt lesen wir ein Schreiben aus Köln, in welchem berichtet wird, daß der Bildhauer Friedrich von Straßburg dem Kölner Steinmetzen, Johann Hüls, ein Denkmal in Köln errichten will. Dabei wird bemerkt: „Die Stadt (Köln nämlich) wird durch dieß Denkmal die erste öffentliche Zierde erhalten." Unpatriotischer Kölner! oder fremder Scribler, der wieder einmal in die Welt schreibt, was ihm einfällt! Wir bekommen doch kuriose Dinge zu lesen.

*** Eine der edelsten und hochsinnigsten deutschen Frauen, die Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, Prinzessin Wilhelm von Preußen, ist am 14 April zu Berlin im 61sten Jahre gestorben. In den Zeiten des Unglücks war sie gleich der ihr vorangegangenen Königin Luise, das erhabenste Bild von ungebeugter Fürstengröße und hoher Frauenschönheit, die selbst dem frechen Feinde Achtung abnöthigte. Während der Kriege ward sie durch ihre aufopfernde Mildthätigkeit der Stern, dem Alle nacheiferten. Sie blieb diesem schönen Berufe getreu, und die zahlreichen Wohlthaten bezeichnen den Lebenslauf der Fürstin bis zu seinem Ende.

Ausgegeben am 11 Mai 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 22. Lieferung. — Artist. Beil. XIII.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Der sonderbare Flüchtling. Von Julius Eysen. — La Decima Corrida de Toros (Schluß). — Der Kriminalist wie er seyn soll. Von Wilh. Wicke. — Gedichte v. A. Doerr. — Gerichte v. Wilh. Wicke. — Aus Berlin. — Randglossen.

Der sonderbare Flüchtling.

Von

Julius Eysen.

Jeanot, sagte die Frau Kleinberger zu ihrem Ehegemahl, dort drüben in des alten Professors Hause muß etwas ganz Besonderes vorgefallen seyn; ich stehe schon lange Zeit hier am Laden und sehe hinüber, ohne dahinter zu kommen. Geh doch hin, Lieber, und erkundige Dich einmal bei der Haushälterin.

Ach, laß doch! murmelte der Angeredete in seinem Sessel und machte ein verdrießliches Gesicht.

Jeanot, lieber Jeanot! (sie holte ihm die Pelzmütze herbei) — aber der Alte wollte immer noch nicht. Da stellte sich Frau Kleinberger vor ihn hin, hob den Finger auf und rief in einem veränderten Ton: Jeanot! worauf der Herr Gemahl denn sogleich ihrem Wunsche entsprach.

Sie stand wohl eine halbe Stunde auf der Lauer und brannte vor Neugier. Endlich kam Kleinberger zurück, zerstörten Aussehens, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und schrie: Ach, daß Gott erbarm! das ist ja ein entsetzliches Schicksal! meint man denn, daß es menschen-möglich wär'? So ein Mann!

Nun, nun, so erzähl' doch nur!

Ach, der Herr Professor drüben ist ja ein Narr geworden!

Wer, der Herr Breivogel?

Ei, wer denn sonst, Liebe! Ach, wenn so ein Mann den Verstand verliert, was soll's mit uns schwachen Leuten geben.

Jeanot, sagte Frau Kleinberger, indem sie ihr Halstuch umwarf und eine andere Haube aufsetzte, man muß nie zu gering von sich selber denken; in der Sprache bist Du kein Held, wenn Du aber die Feder in die Hand nimmst, so kommt Dir Keiner gleich. Bleibe jetzt nur ganz ruhig — —

Du willst doch nicht zur Haushälterin hinüber, die schrecklich über Dich räsonnirt hat?

In solchen Fällen vergißt man kleine Beleidigungen; man muß seinem Nebenmenschen auch verzeihen können, und außerdem kann

Bestimmung, so kann es Platz für Platz verkauft werden. Wenn aber Jemand einen Platz für sich und seine Familie gekauft hat, so kann er ihn nicht ohne Zustimmung der Familie verkaufen.

Wenn Jemand einen Platz

Mr. Speaker, in the Bill now before the House, I am glad to see that the Government have not followed the example of the Government of Ireland Act, 1914, in which the Irish Members were deprived of the right of voting on the Second Reading of the Bill. I am glad to see that the Government have not followed that example, and I am glad to see that the Irish Members will have the right to vote on the Second Reading of this Bill. I am glad to see that the Government have not followed that example, and I am glad to see that the Irish Members will have the right to vote on the Second Reading of this Bill. I am glad to see that the Government have not followed that example, and I am glad to see that the Irish Members will have the right to vote on the Second Reading of this Bill.

mir nämlich nach und nach eine ausgemachte Wahrheit, daß meine ganze Umgebung, die ganze Welt mit ihrer Herrlichkeit nichts sei, als ein Eindruck, ein Bild, unsern Sinnen aufgeprägt von Geburt an — daß also dieses Alles gar nicht existire. Die Gewohnheit allein hatte es zu einer Wirklichkeit gemacht. Je länger ich diesem thörigten Glauben in meinem Hochmuthe anhing, desto lieber wurde er mir, und am Ende ging es wie ein Licht in meiner Seele auf: es existirt wahrlich Nichts, gar Nichts, außer mir; bloß das Ich ist vorhanden; es ist die Sonne, welche den finstern Weltraum erleuchtet, ihn mit Gedanken und Erscheinungen anfüllt, und jeden Augenblick die ganze Welt aus sich erzeugt. Ich fühlte mich sehr glücklich in dieser thörigten Ueberzeugung von meiner alleinigen, übergewaltigen Geisteskraft. Aber dieß sollte nicht lange währen. So wie der Zweifel, dieser Höllendrache, der aus dem Uebermuth geboren wird, mir die Welt verschlang, so rückte er meinem eigenen Ich immer näher und näher und drohte auch mich, das einzige Wesen, was mir übrig geblieben war, zu vertilgen. Eine unbeschreibliche Pein, die Angst der Verzweiflung packte mich, wenn ich allenthalben das Ungeheuer mit lauernden Augen auf mich anrücken sah. Endlich war's ihm gelungen und ich erlag der Krankheit (so nannte er seinen Wahnsinn), die Du kennst: ich hatte mich selbst vernichtet, ich war für mich verloren gegangen, ich existirte nicht mehr. Die Angst der Hölle packte mich und ich mußte in einem fort vor mir selber durchgehen. Was mich in helleren Augenblicken besonders ängstigte und dann von Neuem wieder in den Abgrund des Todes stürzte, war der Umstand, daß ich über die zwei Wesen, nämlich: 1) das, was meine Existenz bezweifelte, und 2) das, dessen Daseyn eigentlich bezweifelt wurde, nicht einig werden konnte. — Es gab nur ein Heilmittel für mich; das war der Wein. Durch ihn stellte ich mir nach und nach die breite und bequeme Grundlage des Daseyns, auf welcher tausende ihr Leben lang arglos und ungefährdet einher wandeln, wieder her. So wie gesunden Menschen durch den übermäßigen Weingenuß der Boden unter den Füßen zu wanken und zu schwinden scheint, so gewann ich dadurch erst wieder Raum zu stehen und zu existiren. Wenn ich mir durch meine Grübeleien die ganze Welt und Alles, was darinnen und darüber ist, verdampft und in die Luft verpufft hatte, so zog auf den goldenen Wogen des Weins das Leben, wie ein lieblicher Traum, wie eine aufgehende Sonne, mit all' seinen Erscheinungen und Entfaltungen, mit seiner bunten Farbenpracht in rauschender Bewegung in die öde, kalte, leere Seele wieder ein.

Dieß ist die Erzählung von meiner Schuld und meiner Strafe. Ich weiß, daß ich nicht mehr lange zu leben habe und verordne in Form Rechtens, daß meine Leiche für diejenigen meiner Verehrer (mein Onkel war sehr eitel), welche mich im Leben nicht persönlich kannten, wohl erhalten werde. Zu dem Ende soll mein Körper in eine Kupferauflösung gelegt und mittelst des bekannten galvanischen Prozesses ganz mit dem Metallniederschlag überzogen, alsdann aber in einem Glasschrank aufgehoben werden.

Da er diese Verfügung wirklich machte, und nachweislich ganz bei Besinnung war, so wurde sein Befehl erfüllt und sein körperliches Ich, das der Nachwelt nun so leicht nicht mehr abhanden kommen kann, wie ihm einst sein geistiges, steht verkupfert hinter Glas in der untern Stube rechts, wenn man herein kommt.

Es ist doch schrecklich, sagte der Freund, daß es gewissen Gedanken und Meinungen gestattet ist, von unserm ganzen geistigen Seyn Besitz zu nehmen und uns mit uns selber in Widerspruch und Zwiespalt zu bringen.

Aber diese Fälle, bemerkte der Neffe, sind bei weitem nicht so selten, als man glaubt. Vorurtheile und Ansichten, die sich unaustilgbar in der Seele festgesetzt und eingenistet haben, führen zwar nicht immer zur Tollheit, aber doch zum Halbwahnsinn, zur Tyrannei, zum Fanatismus, der die Menschheit drückt und ganze Jahrhunderte knechtet und niederhält.

Man findet, sagte der Andere, jene fixen Ideen nicht allein bei gemüthvollen und phantasiereichen Menschen, wie gewöhnlich behauptet wird, sondern auch eben so oft bei den einseitig verständigen, überhaupt da, wo eine vorherrschende Geistesrichtung die andere erdrückt, den Organismus des Ganzen stört und damit die geistige Gesundheit gefährdet. Das Radikalmittel gegen alle diese krankhaften

Bestimmungen des Artikels 10 Absatz 2 und 3 der Verfassung.

Artikel 11. Die Bestimmungen des Artikels 11 der Verfassung finden auf die Mitglieder des Hauses der Abgeordneten keine Anwendung.

Artikel 12. Die Bestimmungen des Artikels 12 der Verfassung finden auf die Mitglieder des Hauses der Abgeordneten keine Anwendung.

Artikel 13. Die Bestimmungen des Artikels 13 der Verfassung finden auf die Mitglieder des Hauses der Abgeordneten keine Anwendung.

Artikel

Ich will Ihnen einen Rath geben. Sie sind ein Mann von Welt, Sie haben Geld, Sie können sich Alles verschaffen, was Sie wollen. Gehen Sie nach Paris, und suchen Sie sich dort eine Frau. Sie werden dort Alles finden, was Sie wünschen, und Sie werden Ihr Glück machen.

war ein entſetzliches Schauſpiel, ich ſehe noch immer den leichenblaſſen Menſchen vom Horn des Stiers an die Holzwand angedrückt, einen halben Fuß über der Erde, mit ſteif herabhängenden Füßen, denen durch eine in ſolchen Fällen allemal vorkommende Nervenkontraktion die Schuhe abgefallen waren. Augenblicklich warf der Chiclanero ſich auf den Stier, faßte ihn beim linken Horn, zwang ihn abzulaſſen, und kehrte ſo ſeine Wuth auf ſich; dann raffte er Degen und Muleta auf, und nach zwei Sekunden war der Banderillero gerächt. Man trug den Sobreſaliente hinaus; nicht ein Tropfen Blut floß ihm aus dem Schenkel; das Horn des Stiers iſt ſo glühend heiß, daß es im Einbohren die Wunde ausbrennt, wie man verſichert, und dieß iſt es, was dergleichen Wunden ſo gefährlich macht. Wie ich den ohnmächtigen Banderillero hinwegtragen ſah, war all mein Blut in den Adern erſtarrt, und ich fragte mich, ob es nicht irreligiös und unmenſchlich ſei, dergleichen Schauſpiele durch ſeine Gegenwart zu unterſtützen. Zu meinem großen Erſtaunen theilten meine Nachbarn mein Entſetzen keineswegs. So ſehr die Gefahr des Chiclanero beim erſten Gefechte das Volk ergriffen hatte, ſo gleichgültig blieb es bei der Verwundung des Sobreſaliente. Wozu hat er ſich eingemiſcht? rief man, es war ſeine Sache nicht, er mag Schneider oder Schuſter werden, oder ſein Geſchäft beſſer lernen! Neben mir war eine junge Frau mit großen ſchwarzen Augen, „bleich wie ein ſchöner Herbſttag,“ die mit ihrem Glaſe mehr nach den Zuſchauern, als nach dem Schauſpiel ſah. Que tontito (welch ein Schwächling)! ſagte ſie, und unterdrückte ein zierliches Gähnen mit der Fächerſpitze.

Der Chiclanero erlegte die vier folgenden Stiere mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß man ihn als den zweiten Torero Spaniens ausrief. Seitdem iſt ſein Ruhm ſtets im Wachſen, und ich kenne mehr als einen Aficionado, der ihn mit dem großen Montes vergleicht, und im Geheimen ſelbſt vorzieht; doch es zu ſagen, wagt Niemand, das Volk läßt ſich ein neues Talent nur ſchwer aufdringen, es opfert lange Zeit jeden neuen Ruhm dem älteren bereits verdienten auf. Jedenfalls ſteht dem Chiclanero, wenn er auch nicht die volle Erfahrung des Montes gewonnen hat, doch der Vorzug der Jugend, größerer Zierlichkeit und Stärke zur Seite. Selten mißlingt ihm ein Stoß, ſein von einem ſtählernen Arme geführter Degen durchbohrt ziſchend den Stier, wie ein glühendes Eiſen in kochendes Waſſer getaucht, während die Fauſt des Montes mehr als einmal erlahmt und bereits geſchwächt ſeiner Geſchicklichkeit nicht ſelten untreu wird. Ueberdieß hat Montes mit den Jahren Gewohnheiten angenommen, die den ächten Aficionados vielen Kummer machen. Er wohnt in der Gegend von Xeres, und die topasfarbenen Weine, welche die Küſten ſeines Landes erzeugen, ſollen ihm, verſichert man, gar nicht zuwider ſeyn. Er hat jene orientaliſche Mäßigkeit verloren, die er ehemals anrieth, und ohne die es keinen guten Matador gibt. Ein Espada, um ſeines Armes und ſeines Blickes ſicher zu ſeyn, darf nichts als Waſſer trinken, und muß, um die Biegſamkeit ſeiner Glieder zu erhalten, täglich, wie die Tänzer, eine regelmäßige Uebung vornehmen. Auch muß ich ſagen, daß der Chiclanero beſchuldigt wird, ſich zu wenig an ein anderes Verbot zu kehren, welches man ehemals den Athleten auferlegte. Man ſpricht viel von ſeinen Eroberungen, die ihm ſeine Tapferkeit erwirbt, und man erzählt in dieſer Beziehung eine luſtige Geſchichte von einem Poeten, ſeinem Nebenbuhler, den er kürzlich aus dem Fenſter warf, wie eine Orange, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern. Uebrigens ſind die Toreros zu jeder Zeit in Spanien ſehr in Mode geweſen, und im letzten Jahrhundert überließen die Damen des Hofes ſie nicht, wie in unſern Tagen, den eleganten Schauſpielerinnen. Sie bilden übrigens eine beſondere und viel angeſehenere Klaſſe, als man glauben ſollte. Ueberaus ſtolz auf die Achtung, die ſie ihrem Muthe verdanken, werden ſie von den jungen Männern der vornehmſten Familien, die bei ihnen Unterricht in der Tauromachie nehmen, ganz vertraulich behandelt. Es iſt in der Halbinſel gebräuchlich, dieſe gefährliche Kunſt zu erlernen, wie man das Fechten lernt, und die Unterrichtsſtunden werden nicht mit Geld, ſondern mit Cigarren und mit Diners vergütet. Der ſchöne Herzog von Oſuna, deſſen früher Tod überall eine ſo ſchmerzliche Ueberraſchung verurſacht hat, war ein guter Matador. Junge Männer der höchſten Ariſtokratie erſcheinen

bei Privat-Corridas, wo gewöhnlich ein Prinz vom Geblüte den Vorsitz führt. Niemand findet dagegen etwas zu erinnern; in Madrid erscheint ein Caballero, der den Degen eines Torero erprobt, nicht verwunderlicher, als ein Pariser Gentleman mit der Reitpeitsche eines Jockey, und Sport gegen Sport gehalten, läßt sich am Ende wohl begreifen, daß man eben so gern einen gewandten und kraftvollen Mann einen Stier angreifen sieht, als einen Gentleman rider sich abmühen, ein mageres Roß über den Graben von Berny setzen zu lassen.

Die Toreros von Gewerbe, um auf diese zurückzukommen, verdienen und verthun vieles Geld. Montes, der ausnahmsweise Ersparnisse macht, hat, wie man sagt, mehr als 30,000 Livres Rente. Man sieht sie im Prado auf hübschen Pferden spazieren reiten, in der Oper haben sie ihre auf das Jahr gemietheten Sperrsitze, man erkennt sie an ihrer andalusischen Tracht, und besonders an einer kleinen Haarflechte, die über den Kragen ihrer Weste herabhängt, und die sie am Hinterhaupte wachsen lassen, um an den Tagen des Gefechts den unerläßlichen Haarbeutel daran zu befestigen. Sie unterhalten sich mit der glänzenden Jugend der Vorderscene ohne Verlegenheit.

Endlich, um einen Begriff von der Achtung zu geben, worin sie stehen, wird es genügen, anzuführen, daß, als Montes vor einigen Jahren im Cirkus zu Aranjuez verwundet wurde, der König jeden Tag einen seiner Kammerherren sandte, um sich nach ihm zu erkundigen. Man wundere sich also nicht, wie man gethan hat, wenn dieser Montes in den neuesten Tagen dem Herzog von Nemours für eine Diamantnadel ein prächtiges Matadorkostüm als Gegengeschenk gesendet hat.

Das von mir erzählte Gefecht war eines der schönsten, die mir vorgekommen sind, hauptsächlich aber war es für mich das erste. Es hatte mich außerordentlich erschüttert, und doch, soll ich es gestehen? ich verließ den Cirkus mit einem schwer zu beschreibenden Hochgefühle. Ich hätte gewünscht, morgen den Kampf wiederholt zu sehen. Ich bin nicht blutgieriger als ein anderer: allein die Stiergefechte haben nichts Zurückstoßendes; sie erheben im Gegentheil die Phantasie, und vor der Größe der Gefahr verschwindet der Abscheu. Die Reisenden jedes Alters, jedes Karakters lieben sie in Kurzem bis zur höchsten Leidenschaft, selbst junge Frauen, wenn sie das erste Widerstreben überwunden haben, werden die wärmsten Verehrerinnen dieses Schauspiels, dem ich von Niemanden Uebles habe nachreden hören, als höchstens von einem jungen Pariser, dem beim ersten Hörnerstoß übel geworden war. Bloß die verwundeten und sterbenden Pferde können einem gefühlvollen Herzen wehe thun, und sie würden vielleicht das Mitleiden rege machen, wäre man nicht ausschließlich von der unausgesetzten Gefahr ihres Reiters befangen. Die Ermordung der unschuldigen Pferde hat Anlaß gegeben, die Aficionados der Grausamkeit anzuklagen; wirklich mit Unrecht; es ist ja nicht grausamer, die Pferde in den Cirkus als auf den Rasen zu führen; und ist es nicht besser, daß ein zum Tode bestimmtes Pferd edler Rasse im Kampfe unter rauschendem Beifallklatschen sterbe, als schmählich unter dem Messer des Abdeckers? Eben so will ich die Stiere lieber auf der Arena als auf der Schlachtbank sehen. Die Liebhaberei der Corridas gewährt auch noch überdieß ein treffliches Ergebniß für den Feldbau; sie erregt den Eifer der Viehzüchter, für deren Ställe sie einen gewinnreichen Absatz eröffnet. In keinem Gefechte werden weniger als sechs Stiere getödtet, und ein fünfjähriger Stier kostet 800 bis 1000 Franken. Ich weiß einen spanischen Granden, dem sein Kampfstierstall jährlich über 400,000 Realen (100,000 Franken) einträgt. In England und Frankreich wählt man bekanntlich zu Zuchthengsten diejenigen, die sich beim Wettrennen am meisten hervorgethan haben; man setzt mit Grund voraus, daß sie ihren Nachkömmlingen ihre Stärke mittheilen werden. Eben so verfährt man in Spanien mit den Stieren. Wenn ein solches Thier von außergewöhnlicher Kraft und unbezwingbarem Muthe im Cirkus das Außerordentliche geleistet hat, so verlangt das ganze Volk seine Begnadigung, der Präsident genehmigt sie zuweilen, und der Stier kehrt auf seine Fluren zurück, und hat auf voller Weide keinen andern Beruf mehr, als, so viel an ihm ist, die Stierrasse der Halbinsel zu veredeln, ohne Widerspruch die schönste in Europa. Im vorigen Jahre, hat man mir gesagt, ging solchergestalt ein begnadigter

Stier siegreich aus dem Cirkus von Sevilla hervor; und im Vertrauen muß ich hinzu setzen, daß dem Vernehmen nach das Madrider Volk dieselbe Gunst für einen andern Stier begehrte, dessen einziges Verdienst war, auf seinem Wege in der Runde einen Stadtsergeanten verwundet zu haben. **Viva el toro! viva el toro!** schrie man von allen Seiten. Der Präsident gab ein Zeichen des Unwillens. Da fingen alle Anwesenden an, wechselseitig im Chor fragend und antwortend zu singen: **Quien es el presidente? — Un perro sinó un burro** (Was ist der Präsident? — Ein Hund, wo nicht ein Esel)!

Das spanische Volk, welches den tapfern Stier geehrt wissen will, verlangt dagegen auch, daß der Feige gestraft und mit Verachtung behandelt werde. Ein Thier, das nicht wagt, auf den Picador loszugehen, wird des Degens des Matadors nicht würdig gehalten. Man läßt Hunde darauf los, die es an den Ohren fassen, und ein Torero geringerer Klasse gibt ihm hinterrücks den Stoß. Zuweilen haut man ihm die Kniesehnen durch mit einem halbmondförmigen Messer an langem Stiel, **media-luna** genannt. Dann ist das Schauspiel empörend, und wird zu einer wahren Schlächterei. Wo die Gefahr hinwegfällt, tritt Ekel ein. Ist der Stier kalter Natur, ohne feige zu seyn, und bedarf der Anreizung, so versieht man die Banderillas mit Petarden (**banderillas de fuego**), die ihn in's Fleisch brennen, und zu verzweiflungsvollen Sprüngen antreiben.

Dieses Schauspiel, die Zwischenfälle abgerechnet, die sich in großer Mannigfaltigkeit ereignen, ist stets dasselbe, und wird doch niemals eintönig. Man wird es nicht überdrüssig; es erhöht sich im Gegentheil der Enthusiasmus bei jedem neuen Kampfe. Das Drama wird vom höchsten Interesse belebt, darum, weil es der Wirklichkeit angehört; es ist ein Menschenleben, um das wir spielen sehen. Eines Tages, wo Montes mit einem furchtbaren Stier im Gefechte war, rief ihm ein berühmter Komiker von Granada zu: Du wirst blaß, Montes! — Ganz recht, erwiederte der Torero, hier werden nicht Lügen vorgestellt, wie bei Dir, Señor Mayquez, hier ist Wirklichkeit! — Dieß Wort erklärt das Interesse an den Stierkämpfen. Die Blässe des Torero wirkt ansteckend, weil sie nicht wie auf dem Theater angeschminkt ist, und seine Aufregung reißt uns hin, weil sie keine erkünstelte. Wenn man am Abend eines Stiergefechtes, wie es in Madrid oft der Fall war, einem Drama oder einer Oper beiwohnt, so lassen die schauderhaftesten Katastrophen uns auffallend kalt, und Ronconis Stimme schien uns ihren mächtigen Ton verloren zu haben. Es ist auch nicht außer Acht zu lassen, daß zwei Stunden einer so intensiven, so ununterbrochenen Aufregung eine große Abspannung zurücklassen.

Wenn ich sagte, daß der Verfolg der Corridas immer der nämliche sei, so bin ich doch zu weit gegangen, und ich will eine Thatsache erzählen, die mir von Augenzeugen bestätigt worden ist. Vor einigen Jahren lasen die Sevillaner mit Ueberraschung auf dem Anschlagzettel den ungewöhnlichen Nachtrag: „Wenn der dritte Stier mit den Picadoren gekämpft, und drei Paar Banderillas empfangen hat, so wird ein junger Hirte, der ihn auferzogen, auf dem Platze erscheinen. Er wird sich dem Stiere nähern, ihn liebkosen, ihm die Banderillas eine nach der andern abnehmen und sich ihm dann zwischen die Hörner legen.“ — Die Ankündigung eines so ungewohnten Zwischenspiels zog eine unzählbare Menschenmenge in den Cirkus. Der dritte Stier erschien, es war ein vollkommen wohlgehörntes und sehr tapferes Thier; er schlitzte in vier Sätzen vier Pferde auf, empfing die Banderillas und hob zu brüllen an. Nun traten gegen den Grbrauch alle Lidiadores ab, und der in der Arena allein gelassene Stier trabte ohne Unterbrechung darin umher, die blutigen Wurfpfeile auf seinem Nacken schüttelnd. Plötzlich ließ ein lang anhaltendes Pfeifen sich vernehmen; der Stier hielt an und horchte. Auf ein zweites Pfeifen kam er auf die Schranken zu. Im nämlichen Augenblicke sprang ein als Majo gekleideter junger Mensch in die Arena, und rief den Stier bei seinem Namen: Mosquito! Mosquito! Das Thier erkannte seinen Herrn und kam liebkosend und beruhigt auf ihn zu; der Hirte gab ihm seine Hand zu lecken, und kratzte ihm mit der andern hinter den Ohren auf eine Art, die das arme Thier sehr zu erfreuen schien, dann nahm er ihm vorsichtig die Banderillas weg, ließ ihn auf die Knie sich niedersenken und legte sich ihm auf den Rücken, den

Kopf zwiſchen ſeine Hörner. Der dankbare Stier ſchien mit Behagen ein ländliches Liedchen anzuhören, welches der Hirte ihm vorſang. Die bis dahin von Erſtaunen gefeſſelte Bewunderung des Volkes brach mit ächt andaluſiſcher Heftigkeit aus; ein Freudengeſchrei, von dem man ſich keinen Begriff macht, wenn man keine Plaza de Toros geſehen hat. Bei dieſem Beifallsſturme, der der Begleiter aller ſeiner Schmerzen geweſen war, ſchien der bis jetzt wie von einem Zauber befangene Stier zu erwachen, und in die Wirklichkeit zurückzukehren. Er fuhr in die Höhe und ſtieß ein Gebrüll aus. Der Hirte wollte ſich eiligſt entfernen, aber es war zu ſpät. Das Thier, gleichſam über den geübten Verrath ergrimmt, ſchleuderte den jungen Menſchen mit einem Stoß ſeines Kopfes in die Höhe, fing ihn mit den Hörnern auf, durchbohrte ihn, trat ihn mit Füßen, und zermalmte ihn trotz allen Anſtrengungen der Chulos. Die Corrida wurde unterbrochen und eine unerhörte Erſcheinung in Spanien, das beſtürzte Publikum räumte in tiefer Stille den Platz.

Ich darf zum Schluſſe nicht übergehen, daß in Madrid wenigſtens die Stierkämpfe durch einen milden und durchaus menſchlichen Zweck wieder vergüten, was ſie nach der Meinung bedenklicher Menſchen Grauſames haben mögen. Die Hoſpitäler in Madrid ſind Eigenthümer dieſer Schauſpiele, und überlaſſen ihre Privilegien einem Unternehmer gegen einen Jahrespacht von 60,000 Franken. Man gibt jährlich acht und zwanzig Gefechte,* deren jedes etwa 16,000 Franken Einnahme erträgt. Die Koſten ſind bedeutend, es müſſen ſechs bis acht Stiere, fünfzehn bis zwanzig Pferde bezahlt werden, ungerechnet die Unterhaltung und Verwaltung des Cirkus, die Reitknechte, die Stierwärter, Zimmerleute, Sattler ꝛc., ſelbſt den Wundarzt, der ſtets in Bereitſchaft iſt, die Verwundeten im Hoſpital zu empfangen, während die Sterbenden ein Prieſter in der Kapelle erwartet. Ueberdieß kann man leicht denken, daß die Schauſpieler ihre gefährliche Kunſt nicht unentgeldlich ausüben. Montes erhält für jeden Kampf 1500 Franken, der Chiclanero beinahe 1000 Franken, jeder Picador eine Unze (80 Franken), jeder Banderillero eine halbe Unze, die Chulos einen Napoleon.

Wie induſtriell unſere Zeiten auch ſind, ſo wäre dieß Schauſpiel, trotz dem ungeheuern Erfolge, den es haben würde, in Frankreich wohl nicht einzuführen. Es würde faſt unmöglich ſeyn, ſich die Kampfſtiere zu verſchaffen. Die wildeſten, in Frankreich geborenen Beſtien dieſer Gattung, ſind wahre Lämmer gegen die ſpaniſchen Stiere, die ſich nicht in weite Entfernung transportiren laſſen; denn ſo ſchrecklich ſie ſind, wenn ſie im wilden Zuſtande auf ihren Steppen herumſchwärmen und von den ſaftvollſten Kräutern ſich nähren, ſo verlieren ſie doch, den Menſchen nahe gebracht, ihre Wildheit, und magern bei veränderter Fütterung ab. Auch beſtehen die Corridas nirgends als in Spanien. Die in Mexico ſind erbärmlich, die in Liſſabon ſcheußlich. In der Halbinſel muß man ſie ſehen, und es wäre allen Flaneurs, die der Boulevard langweilt, der Rath zu geben: geht nach Madrid, Ihr werdet Eure Reiſe nicht bereuen. Wenn Ihr nächſten Donnerſtag abreiſet, ſo trefft Ihr am Montag ein, noch vor der Stunde des Gefechts.

* Die Stiergefechte finden nur im Frühjahr und Herbſte ſtatt. Im Winter ſind die Stiere zu zahm, und im Sommer herrſcht im Cirkus eine ſo glühende Hitze, daß es die Zuſchauer nicht aushalten könnten.

Der Kriminaliſt wie er ſeyn ſoll.

Von

Wilh. Wicke.

Adolf Stahr legt in ſeinem Denkſteine Theodor von Kobbe das ſchöne Lob bei: „er war ein Apoſtel der Liebe“; ein gewiß ſehr gerechtes Lob. Kobbe fand, und das mehr und mehr, je näher er ſeinem Ende kam, ſeine größte Freude, ſeine liebſte Zerſtreuung darin: Elend zu mildern, Menſchenglück zu mehren, armen verlaſſenen und gefallenen Mitmenſchen beizuſtehen und zu helfen. Nicht allein mit troſtſprechenden Worten ging er umher, nein! er war ein Mann der That; thätige Menſchenliebe, das eben war ſein

Ideal, dem er mit jedem Tage mehr zu genügen strebte. Er war es, der in Oldenburg zuerst die Idee zur Gründung eines Vereins zur Besserung entlassener Sträflinge aussprach und ausführte, eine Idee, die zu ihrem Träger kein rüstigeres Werkzeug hätte finden können. Unermüdlich war er für die Wirksamkeit des Vereins; er brachte dem Kinde seines liebevollen Herzens wahrlich keine geringe Opfer, bei aller Geldnoth, in der er sich öfters befand. Besonders wenn das liebe Weihnachtsfest heran kam, schlug sein Herz für seine Sträflinge, die er stets als seine Brüder ansah und als solche behandelte. Dann schrieb er rührende Bittschriften an seine Freunde, oder auch an solche, denen er fremd war, die aber wohl, weil sie genug hatten, den Armen mittheilen konnten und von denen er wußte, daß ihre Herzensgüte ihn keine Fehlbitte thun ließ. Selten fanden seine Worte einen unfruchtbaren Boden; vielmehr schickten ihm mitleidige Seelen Kleidungsstücke, Nahrungsmittel, Geld in reichem Maße zu, so daß er am Weihnachtsabend eine ansehnliche Sammlung von allen diesen Sachen besaß. Seine Sträflinge, oder seine Orden, wie er sie, hatten sie sich gebessert, nannte, waren auf fünf Uhr zu ihm bestellt. Auch mich hatte er, der Feier der Bescheerung beizuwohnen, auf diese Stunde zu sich eingeladen. Ich ging natürlich gern hin. Als ich bei ihm eintrat, war noch keiner der Erwarteten da gewesen; er hatte aber schon Alles in Ordnung gebracht und weidete sich nun, trunkenen Auges und seligen Herzens, an dem Anblick der wohlgelungenen Vorbereitungen. Und wahrlich, so wie diese getroffen waren, fühlte auch ich mich tief ergriffen.

Die ganze Stube war festtäglich aufgeputzt, die größte Ordnung, die sonst ein fremdes Mädchen in seiner Haushaltung war, waltete, wohin man sah. Die Fenstergardinen versperrten der scheidenden Sonne den Zutritt in's Zimmer, dessen Dunkelheit aber durch viele Kerzen sonnenlicht erhellt war. Auf jedem Tische standen eine oder mehre derselben; auf einem großen Tische aber, mitten in der Stube, begegnete das Auge mit Wohlgefallen einer allmächtigen Schüssel, deren hoch aufgetempelten Kaffeekuchenstücke unwiderstehlich zu näherer Bekanntschaft einluden. In einer Ecke des Zimmers, halb sichtbar nur, weil der Torfkasten sie versteckte, stand eine Reihe Flaschen aufmarschirt, die Achtung einflößten. Ihre Bestimmung ahnte ich wohl. Sie waren ihm ohne Begleitschreiben, wie von Gott gesendet, in's Haus geflogen. Er glaubte dem Guten, der sie ihm geschickt, keinen größeren Gefallen erweisen zu können, als wenn er sie zum Opferwein bei dem Liebesfeste, das er begehen wollte, bestimmte.

Jetzt klingelte die Thür — es klopfte. Ein junger Sträfling trat herein, der durch wiederholte Diebsvergehungen sich harter Strafen schuldig gemacht hatte. Was wäre wohl aus ihm geworden, hätte nicht Kobbe sich seiner angenommen, nicht dafür gesorgt, daß er zu einem ordentlichen Meister in die Lehre gekommen, der ihn zu einem nützlichen Menschen zu machen sich bemühte. Kobbe bekümmerte sich um den Schwachen, wie um seinen Sohn. Selten verging ein Tag, daß er ihn nicht besuchte, ihn ermunterte zum Fleiß und Gehorsam gegen seinen Meister, zum Verharren auf dem wiedergefundenen Weg der Tugend. Gute Zeugnisse von seinem Lehrherrn belohnte er dann nicht selten mit nützlichen Geschenken. Dadurch hatte der vorher so leichtsinnige Knabe sich gehoben gefühlt und setzte nun all sein Vertrauen in seinen Retter und Berather, dem er dann und wann ein Pröbchen seines Fortschritts zeigte und auch wohl verehrte. Auch jetzt brachte er zwei Lineale, die er anzunehmen bat. Kobbe that's, bezahlte ihm aber die Stücke und knüpfte nun mit ihm ein freundliches Gespräch an, worin er sein besonderes Wohlgefallen für ihn an den Tag legte.

In der Brust des Knaben fing's ordentlich an lebendig zu werden. Röthe der Schaam und der Freude färbten seine Wangen. Bald blickten seine Augen nieder, bald hob er sie vertrauensvoll zu Kobbe empor. Jetzt holte dieser für ihn die ihm zugedachten Geschenke herein: Rock, Weste, Beinkleid. Rock und Weste mußte er gleich anziehen, worauf Kobbe ihn von allen Seiten beleuchtete und sagte: das Zeug sitzt Dir doch wie über den Leib gegossen; wobei er, in seiner humoristischen Weise eine Sache zu besprechen, allerhand Bemerkungen machte. Nachdem dieß beendet, fing der zweite Akt

der Feierlichkeit an. Kobbe führte den, über die Maßen Frohen zu Tiſch, präſentirte ihm ein Stück Kuchen, nahm ſelbſt auch eins und holte darauf eine Flaſche hervor. Die Gläſer klangen hell an einander. Der Trinkſpruch hieß: Auf den guten Wandel..., daß er treu, ehrlich, brav, mit einem Worte ein brauchbarer Menſch werde. Der Knabe war tief gerührt. Die Thränen perlten ihm in dicken Tropfen aus den Augen. Auch Kobbe war tief ergriffen. Er drückte dem Knaben warm die Hand, und nicht viel fehlte, ſo hätte er ihn geküßt.

In ähnlicher Weiſe behandelte er auch die übrigen Sträflinge. Doch ließ er Keinen herein, wenn nicht der Andere ſchon wieder fort war. Nur Einer von der Schaar, ein alter grauer Sünder, der einzige Unverbeſſerliche unter den Vielen, ging leer aus. Wein und Kuchen bekam er auch; Weſte, Beinkleid und Tücher aber bloß zu ſehen. Er mußte ſich erſt lobend darüber ausſprechen, daß die Hoſe von einer ganz neuen wenig abweiche, daß an der Weſte, was Tuch und Arbeit anbeträfe, nichts auszuſetzen ſei. Als er aber glaubte, nun ſei des Lobes genug, vielleicht ſich einbildete: er habe durch dieß ſchon genugſam die Geſchenke verdient, da legte Kobbe dieſe wieder weg mit der tröſtlichen Bemerkung: Erſt beſſere Dich, dann komm wieder.

Als das Feſt zu Ende war, äußerte Kobbe: da habe ich 'mal wieder eine rechte Freude gehabt. Dergleichen ergötzt mich mehr, als wenn ich zwanzig Jenny Linds ſingen höre.

Ich habe Kobbe nie ſo glücklich geſehen, als an dem Abend. Ueber ſein Geſicht lag eine wunderbare Milde und Sanftmuth ausgegoſſen, und ſeine Augen ſtrahlten, als wäre die ewige Sonne darin untergegangen. Es war das letzte Weihnachtsfeſt, das er hier feierte. Jetzt liegt er auf dem „grünen Hinterhof des Lebens“ und — ſchläft. Noch oft ſieht man ſeine zahlreichen Freunde zu ſeinem Hügel pilgern, die in der ſorgfältigen Erhaltung deſſelben der Freundſchaft über's Grab hinüber den ſchuldigen Tribut zollen. Sie haben die liebe Stätte mit einem Stein bezeichnet, auf dem die Worte, welche Kobbe bei der Nachricht von Immermann's Tode niederſchrieb: „O wie viel Urſach' hat man nicht, ſich lieb zu haben, ſo lange es tagt“ — eingegraben ſind. Oben aber erblickt man die „Zeichen ſeines Jugendfreundſchaftsbundes“: Roſe, Weinlaub und Jasmin.

Gedichte

von

Adolf Doerr.

1.

Todesblick.

Der Abend nahte. Ueber'm fernen Walde
Schwamm bleiches Gold um ſeine dunkeln Wipfel,
Glänzt ſo am Katafalk ein Kerzenmeer?
Ein langer Streif von mattem Roth umſtrahlte
Gleich wie zerfloſſen Blut der Dächer Gipfel,
Der Himmel drüber glänzt hellblau und leer,
Vom Wald weh'n Schauer her.
O wie dieß Roth ſo herbſtlich, tödtlich iſt,
O wie die Wolken, die empor jetzt glimmen,
Vom Todesengel ſcheinen angeküßt,
Selbſt mag er ob der Stadt empor nun ſchwimmen,
Und Wen wird wohl hier unten er erreichen
Mit langer Wolkenhand, der gold'nen, bleichen?

2.

Ahnung.

Vielleicht bis ſeinen Reichthum es enthüllet,
Daß ſich die Welt, doch nicht es ſelbſt d'ran freuet,
Wird dieſes Herz, vom Schwert durchbohrt, noch dauern.
Der Roſe gleich, die ihren Lenz erfüllet,
Und ihrer Blätter Glanz und Duft verſtreuet,
Verſinkt es, wenn des Herbſtes Wolken trauern,
Lautlos in Todesſchauern.
Zu Wenig ward vom Leben mir gegeben,
Nur Leben kann den ſpäh'nden Tod beſiegen,
Du aber biſt mir, o mein ſüßes Leben,
Wie eine Wolke glänzend, ſtets entwichen.
Woher? Ich weiß, aus Armuth, Schmerz und Reue.
Wohin? Sprich Aug' es mir, voll Himmelbläue.

3.

Dichterliebe.

O ſieh, wenn wirklich ich ein Dichter bin,
So liebe mich, o Zarte, zart und innig,
Noch mehr, als wenn ich ſonſt ein Erdenſohn.
Ich lehne träumeriſch zu Deinen Knien,
Verſunken leſ' ich Räthſel ſüß und ſinnig
In Deinem Antlitz, meiner Seele Thron; —
Leis klingt der Harfe Ton.
Kein Glück, um nur mit Lächeln uns zu ſchmücken,
Ein Glück, um das man betend liegt und weinet,
Kein Bund, worin die Hände nur ſich drücken,
Ein Bund, der ſchweſterlich die Seelen einet.
So will ein Dichter, und in Deiner Reine
Vermochteſt Du zu denken nur dieß Eine.

Gedichte

von

Wilhelm Wicke.

Am Morgen.

Am Morgen ſteh'n die Blumen auf,
Erheben friſch die Köpfe;
Friſeur iſt Meiſter Morgenwind,
Der ſtriegelt ihre Zöpfe.

Der Blume Morgenbrod iſt Thau,
Wie Silber, und noch heller,
Den Mama Nacht hat hingeſtreut
Auf ihre grünen Teller.

Reiterbild.

Auf den allerhöchſten Roſſen
Reitet doch der Tannenbaum;
Denn es iſt ſein Thier der Felſen
Mit dem weißen Quellenſchaum.

Und das Moos ſein weicher Sattel.
Seine Ferſen eingezwängt
Hat er in die ſtarken Muskeln,
Ueber denen Schlingkraut hängt.

Zwanglos, wie ein Circusmeiſter,
Ohne Zügel, feſt und kühn,
Freundlich nicken auf den Reiter
Sterne, die vorüberzieh'n.

Aus Berlin.

2 Mai.

†† Unſere königliche Bühne hat jetzt das Luſtſpiel: „Gottſched und Gellert" von Heinrich Laube mit glücklichem Erfolg zur Aufführung gebracht. Nach den früheren Beanſtandungen, welche dies Stück bei uns erfahren, hätte man eine kühne und außerordentliche Compoſition erwarten können, aber wir fanden dafür nur eine gegen die beſtehenden Theaterzuſtände durchaus nachgiebige und gefallſame Harmloſigkeit, die es mit den Mitteln der Wirkung nicht ſo genau nimmt, hier und da manchen friſchen und glücklichen Zug hervorbringt, im Ganzen aber auf höhere künſtleriſche Formung und Bedeutſamkeit, wie überhaupt auf poetiſchen Werth leicht verzichtet. Bei den Beſchränkungen, welche dem Stück für die hieſige Aufführung haben auferlegt werden müſſen, mag allerdings im Einzelnen mancher leckere und bedeutendere Moment eingebüßt worden ſein, wie auch die gänzliche Beſeitigung der Perſon des Prinzen Heinrich, in deſſen Hände eigentlich die an ſich ſchon weſenloſe Kataſtrophe des ganzen Stücks hineingelegt iſt, und ſeine Erſetzung durch den General Seidlitz ſtörend in den Organismus dieſes Luſtſpiels eingegriffen haben, wenn wir uns bei einer ſo leicht zuſammengeſtellten Arbeit noch des vornehmen Worts: Organismus bedienen dürfen. Gottſched und Gellert, die beiden Hauptfiguren dieſes „Charakterluſtſpiels," die zugleich durch die Verſchiedenartigkeit ihrer Naturen einen intereſſanten Gegenſatz bilden ſollen, ſind mehr in Bezug auf dieſen Contraſt gezeichnet, als daß ſie in ihrer perſönlichen Charakteriſtik tief und eigenthümlich genug ergriffen wären. Gottſched iſt hier in literariſcher Hinſicht, im Guten wie im Schlimmen, keineswegs zu ſeinem Recht gekommen; die Großartigkeit ſeiner Pedanterie, der Fanatismus ſeiner Correctheit hätten mehr in thatſächlichen Momenten vorübergeführt werden müſſen, während ſie im Stück nur nebenher und zufällig beſprochen werden, wie z. B ſein Feldzug gegen den Hanswurſt u. a. Auch die „Gottſchedin," die gute Luiſe Adelgunde Victorie, die geiſtig hoch über ihrem Gemahl ſtand, wie namentlich aus ihren trefflichen Briefen hervorgeht, iſt vom Dichter ſehr vernachläſſigt worden, der ſie eigentlich nur als ein ganz gewöhnliches und unbedeutendes Weib erſcheinen läßt. Beſſer iſt er mit Gellert verfahren, in dem er den heimlichen deutſchen Gelehrtencharakter von den höheren Blitzen des Genius und der Vaterlandsliebe trefflich durchleuchtet zeigt. In des Verfaſſers Erfindung gehört der als Bedienter verkleidete Friedrich von Rothenhain, der, in perſönlicher Hinſicht wunderlich geſtellt und nicht hin-

länglich klar motivirt, als Träger der nationalen und patriotischen Pointen erscheint und in dieser Beziehung gewisse in die Gegenwart hineinreichende Schlagwörter mit Glück debitirt. Zu diesen gehören besonders auch die Provocationen für die Einheit Deutschlands, ein früher mit der Festung und Verlust der Nationalkokarde gleichlautendes, jetzt aber sonderbarer Weise selbst dem Theaterenthusiasmus freigegebenes Thema. Diesen Herausforderungen des deutschen Nationalgefühls hat aber das Laube'sche Stück hier wesentlich seinen günstigen Erfolg zu danken, da es sonst, wegen seines Mangels an einer eigentlich dramatischen Handlung und Entwickelung, und wegen der Dürftigkeit seiner poetischen und ideellen Ausstattung, keineswegs einen außergewöhnlichen Eindruck machen würde. Eine sehr stark abgenutzte Bedientenkomik hat der Verfasser als humoristischen Hebel wohl etwas zu reichlich angewandt. Das Stück fand auf unserer Bühne übrigens eine sehr gelungene und abgerundete Darstellung, wozu namentlich die Herren Rott (Gottsched), Hoppe (Gellert) und Hendrichs (Cato) mitwirkten.

Gestern beendete Fräulein Wilhelmi als „Jungfrau von Orleans" ihre Gastspiele auf unserer Bühne. Dieß Prachtstück der Schiller'schen Rhetorik gehörte von jeher zu den Lieblingsstücken des Berliner Publikums und galt namentlich an den Sonntagen als eine Zugvorstellung, welche jedesmal das Haus überfüllte. Diese alte Anziehungskraft hat das Stück auch gestern wieder ausgeübt, wo in dem großen Opernhaus kein Platz unbesetzt blieb. Doch fühlt sich gerade an diesem Stück heraus, wie groß allmählig die Kluft wird, die unsere Zeit und ihre Anforderungen von jener transcendenten, alle Wirklichkeit überfliegenden Poesie trennt. Der Drang unserer Zeit geht nach einer neuen Poesie der Realität, in der die Wirklichkeit selbst unmittelbar Poesie wird. Solche aus der Wirklichkeit und Natur herausfallenden Erscheinungen, wie die Jungfrau von Orleans, werden uns bald gar nicht mehr als Poesie gelten können. Die sich mehr und mehr vollbringende Trennung der Deutschen von ihrer vergangenen Poesie und Literatur macht sich in der That bereits auf eine beispiellose und bei keiner andern Nation ähnlich vorgekommene Weise geltend. Dieß ist die Bemerkung einer Thatsache, die sich uns gestern vor Schiller's Jungfrau von Orleans entschieden aufdrängte, und die einen um so empfindlicheren Bruch der deutschen Nationalbildung anzeigt, als wir neuen großen Gestaltungen unserer Nationalpoesie noch ebenso fern stehen, als den neuen Gestaltungen unserer politischen und socialen Wirklichkeit.

Was Fräulein Wilhelmi anbetrifft, deren Talent wir jetzt in einem Cyclus von Darstellungen seinen Umfang und seiner Bedeutsamkeit nach überblicken können, so zeigte sie auch in ihrer letzten Rolle, wie in allen ihren frühern, eine gänzliche Verbildung schöner Mittel, eine manierirte Verkünstelung aller Natur und Wahrheit, und darum ein gewissermaßen absichtliches Verfehlen aller höheren Aufgaben und Wirkungen der Schauspielerkunst. Dieser jungen begabten Schauspielerin wäre nur eine ernstliche Umkehr auf dem von ihr betretenen Wege anzurathen. Zu diesem Zweck müßte sie eine Zeitlang nur in dem natürlichen Dialog des Conversationsstücks spielen, aller bloßen Declamationsrollen aber, durch die sie zu diesem hohlen, natur- und verstandlosen Pathos verführt wird, sich enthalten. Die Zeit der pathetischen Declamation ist überhaupt auf der deutschen Bühne vorüber, sie ist mit Madame Crelinger, der größten Declamationsschauspielerin, die aber nichts als dies war, zu Ende gegangen. Jetzt kann man nur noch mit Charakter, Natur und Wahrheit etwas auf dem Theater ausrichten.

Unsere Regierung hat jetzt die Concession zu einer neuen politischen Zeitung ertheilt, deren Redaktör ein höherer Beamter des Cultusministeriums, Geheime Rath Brüggemann, (Katholik, und durch eine frühere diplomatische Sendung nach Rom in der Sache der damaligen Kölner Wirren bekannt) sein wird. Es soll dies eine Regierungszeitung im größten Styl und aus umfassenderen Quellen, als die Allgemeine preußische Zeitung ist, werden. Auch zu einer literarischen Revue, die ein durch Anfertigung kirchenstatistischer Landkarten bekannter Literat, Namens Kutscheid, herausgeben will, ist eine Concession ertheilt worden. —

Randglossen und Anderes.

Entgegnung aus Berlin.

In diesen Blättern, 1r Bd. 12te Lf., werden mehre Nachrichten gegeben, die einer Berichtigung bedürfen. Die erste dieser Nachrichten besagt: „Nach der Weserzeitung sollen die scharfen Theaterkritiken in der Allgemeinen Preußischen Zeitung Herrn von Küstner veranlaßt haben, sich nach dem Namen des Kritikers zu erkundigen. Die Redaktion willfahrte diesem Ansinnen nicht, und der General-Intendant entzog ihr hierauf die bisherigen Freibillets. Die Erstere war in ihrem besseren Rechte, als der Letzte." Diese Nachricht ist eine irrthümliche und unrichtige.*

Die erwähnte Differenz zwischen der General-Intendantur der Königlichen Schauspiele und der Redaktion der Allgemeinen Preußischen Zeitung, (die sich übrigens zur öffentlichen Besprechung

* Diese Nachricht fließt aus zuverlässiger Quelle.
Anmerkung der Redaktion.

wenig eignete) entſtand keineswegs aus der angeführten Urſache, ſondern vielmehr in Folge einer von der höhern Behörde genehmigten Beſchränkung mehrer freien Eintritte und wegen eines von der Redaktion eingeräumten Mißbrauches des dem Herrn Korreſpondenten der Allgemeinen Preußiſchen Zeitung für ſeine Perſon verwilligten freien Eintritts, der übrigens nach wie vor beſteht.

Es wird ferner in der eben angeführten Lieferung dieſer Blätter die Klage darüber laut, daß der Intendanz des Hoftheaters zu Berlin das Recht zuſtehe, jedes Stück, welches ſie auf das Repertorium ſetzen wolle, dem Königsſtädter Theater durch ſechs Monate zu entziehen, ohne es ſelbſt geben zu müſſen; nun aber ſetze Herr von Küſtner Alles auf das Repertorium, was in Deutſchland an Gutem und Schlechtem erſcheine, bloß damit es an der Königsſtadt nicht gegeben werden dürfe, und es ſei kein Stück zu ſchlecht, um nicht zu der Ehre zu gelangen, auf dem proviſoriſchen Repertorium des Hoftheaters zu figuriren, welches Verfahren einer Königlichen Anſtalt, wie des Herrn von Küſtner, ſehr unwürdig ſei.

Ganz dieſer Nachricht entgegen, war es vielmehr eine der erſten Bemühungen des Herrn von Küſtner, die ſeit der im Jahre 1824 ſtatt gehabten Eröffnung der Königsſtädter Bühne eingeführte Maßregel als eine beiden Theatern nicht förderliche zu bezeichnen, und um deren Aufhebung zu bitten. Geleugnet kann hiebei nicht werden, daß beide Bühnen dadurch von ſelbſt darauf hingewieſen ſind, um ſich ihr Vorzugsrecht zu ſichern, alle Stücke, welche an andern Orten gegeben, ohne ſie einmal zu kennen, auf ihr Repertorium zu bringen. Iſt dieſe Maßregel nun eine nicht zweckmäßige, ſo kann weder der Königlichen noch der Königsſtädter Bühne dieß zum Vorwurf gereichen. Nicht allein, daß Herr von Küſtner angelegentlichſt bemüht geweſen, dahin zu wirken, daß die in Rede ſtehende Maßregel aufgehoben werde, darf auch nicht verſchwiegen bleiben, daß er es ſich hat angelegen ſeyn laſſen, ſelbſt mit Hinwegſetzung über alle finanziellen Vortheile, allein im Intereſſe der wahren Kunſt zu vermitteln, daß eine Trennung der verſchiedenen dramatiſchen Gattungen für beide Bühnen eintreten möge. Demnach ſollten dem Königlichen Theater ausſchließlich die höhern dramatiſchen Gattungen der deutſchen Literatur, ferner die zur Aufführung in deutſcher Sprache beſtimmten Opern und Singſpiele und das Ballet zur Darſtellung verbleiben; dem Königsſtädter Theater aber eben ſo zum ausſchließlichen Beſitze die Stücke niederer Gattung, als: Poſſen, Lokalpoſſen, Melodramas, Traveſtien, Vaudevilles, die italieniſche Oper und die Pantomime, dagegen ſollten beide Theater die Dramen ausländiſchen Urſprungs gemeinſchaftlich beſitzen, mit alleiniger Ausnahme der Stücke, die auf dem Theatre français in Paris gegeben werden

Daß dieß ein frommer Wunſch geblieben, iſt nicht die Schuld des Herrn von Küſtner, eben ſo wenig wie, daß ſein Vorſchlag bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen iſt, die Oper von dem rezitirenden Schauſpiel zu trennen, und beide unter eine von einander abgeſonderte Verwaltung zu ſtellen.

Beide erwähnten in dieſen Blättern gegebenen Nachrichten gehören ſonach zu den vielen, die Unkunde oder Unwohlwollen gegen Herrn von Küſtner verbreiten.

*** Die Wiener wollen den Berlinern zeigen, daß ſie den Italienern näher ſind, als die in Berlin. Zwar haben ſie keine philoſophiſche Analyſe der Lind'ſchen Norma, wie die von Herrn Rötſcher gebracht, allein dafür ſah man es doch ſchon der Begrüßungsſalve an, worauf es abgeſehen war; wie oft die Sängerin hervorgerufen wurde, iſt nicht zu zählen; Gedichte flogen auch; aber als man endlich mit Gewalt die Pferde von ihrem Wagen ſpannen wollte, um Jenny Lind nach Hauſe zu ziehen, da war kein Zweifel mehr, daß der Enthuſiasmus der Berliner gegen den der Wiener unter dem Gefrierpunkt ſteht.

*** Herr Wild ſingt jetzt noch den Don Juan. Das Wagſtück verſtimmte das Publikum des Theaters an der Wien. Es iſt traurig, wenn ein Künſtler nicht Abſchied zu nehmen weiß und ſich damit nicht begnügt, auf den wohlerworbenen Lorbern auszuruhen.

*** In Wien gab neulich Jemand zu ſeinem Benefiz: „Den Blaubart" von Lewald. Eine Jugendſünde, zu welcher den Verfaſſer eigenthümliche Verhältniſſe verlockten: Die Anſtellung an dem Iſarthortheater, die Verpflichtung eine Anzahl von Stücken zu liefern, der Wunſch einer Schauſpielerin, die im Naiven wie im Tragiſchen glänzen wollte, der Wunſch der Direktion, durch einen glänzenden Brautzug und ein Kampfſpektakel, wozu der Stoff die Veranlaſſung gab, dem Publikum zu imponiren. Jetzt bliebe das Ganze beſſer der Vergeſſenheit überantwortet, und der Verfaſſer fühlte ſich durch dieſe Erweckung faſt erſchreckt.

*** Die große Oper zu Paris bringt jetzt „den Förſter" von Flotow.

*** Die Schauſpielerin Roſe Chéri ging zu einem Gaſtſpiele nach London. Ihr letztes Auftreten war in der beliebten Rolle der Geneviève von Scribe, welche jeden Abend zwiſchen drei bis vier tauſend Franken einträgt. Am Ende der Vorſtellung begaben ſich Scribe und viele Andere zu der Künſtlerin und bedauerten es, daß die Direktion es verſäumt habe, ihr den Urlaub abzukaufen, um dem Publikum das Vergnügen und der Kaſſe die gute Einnahme zu erhalten. „Mein Direktor, antwortete die Künſtlerin, hat mir viel mehr geboten, als ich in London erhalte, allein trotz meines eigenen Wunſches, darf ich doch meine Abreiſe nicht um einen Tag aufſchieben, denn ich habe mich für London nur auf mein Wort verbindlich gemacht." Die Herren ſchwiegen voll Achtung vor dieſer „logique de l'honnêteté," wie die Franzoſen ſagen, und bewunderten dieſe Vereinigung von Talent und Rechtlichkeit. Iſt's ſo bei uns? Was ſind Verträge, Verbindlichkeiten — und vollends Worte?

*** S. K. H. der Herzog v. Montpenſier hat den Titel eines Ehrenpräſidenten der Geſellſchaft dramatiſcher Künſtler anzunehmen geruht. Wie ſteht's bei uns?

Mr. Lowndes's Report of the Debate in the House of Commons, on the Bill for the Abolition of the Slave Trade.

Mr. Lowndes said, that he had not intended to trouble the House with any observations on the present occasion, but that he felt himself called upon to say a few words, in consequence of the manner in which his name had been introduced into the debate. He had been accused of having misrepresented the evidence which had been given before the Privy Council, and of having misquoted the authorities which he had cited in support of the opinions which he had delivered. He was ready to admit, that he had not read the whole of the evidence which had been given before the Privy Council, but he had read a great part of it, and he had read it with attention. He had also read the whole of the authorities which he had cited, and he had read them with attention. He had not misrepresented the evidence, nor had he misquoted the authorities. He had stated the evidence fairly, and he had quoted the authorities correctly. He had done so to the best of his ability, and he was ready to submit his statements to the judgment of the House.

He had been accused of having misrepresented the evidence which had been given before the Privy Council, and of having misquoted the authorities which he had cited in support of the opinions which he had delivered. He was ready to admit, that he had not read the whole of the evidence which had been given before the Privy Council, but he had read a great part of it, and he had read it with attention. He had also read the whole of the authorities which he had cited, and he had read them with attention. He had not misrepresented the evidence, nor had he misquoted the authorities. He had stated the evidence fairly, and he had quoted the authorities correctly. He had done so to the best of his ability, and he was ready to submit his statements to the judgment of the House.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 23. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Memoiren der Großmutter, Tochter und Enkelin. Mitgetheilt von Sidonie, Baronesse von Seefried. — Sendschreiben an Rachel. — Randglossen.

Memoiren

der

Großmutter, Tochter u. Enkelin.

Mitgetheilt von

Sidonie, Baronesse v. Seefried.

Unsere Zeit ist reich an mitgetheilten Memoiren, Briefen und Bekenntnissen, und man wirft ihr eine Indiscretion vor, die bis in das Innere der Familiengeheimnisse dringt, allein welche Vorrechte sollte das Schicksal Einzelner vor dem Schicksale der Nationen und ausgezeichneter, durch ihre Bestimmung hervorragender Menschen haben, die der Geschichte anheim fallen? — Alles was das Gute fördern hilft, sei es zur Belehrung, Warnung oder Nachahmung, Alles was Seele und Welt wahr und ohne Trug abspiegelt, gehört der Mittheilung an Andere, so wie Niemand Schaden dadurch erfährt und kein Lebendes und keine Pietät gegen Verstorbene verletzt wird. Könnten wir die Menschen nur alle aus ihren Briefen, ihren Memoiren, ihren Tagebüchern kennen lernen, wir würden nicht so lieblos und gleichgültig auf die menschliche Gesellschaft sehen. Wir kennen nur die äußere Geschichte unserer nächsten Bekannten; ihre innere bleibt uns meist fremd, daher irren wir lange durch das Leben ohne Menschenkenntniß, in Illusionen; offenbart sich uns aber auch nur eine Seele ganz und wahr in Briefen oder Tagebücheern, so finden wir plötzlich den Schlüssel zu so vielen Räthseln im eigenen und fremden Herzen; so haben Rahels Briefe, dieser Triumph der weiblichen Seele, noch mehr genützt durch ihre große Wahrheit, als durch alle die Fälle der Erkenntniß und der glänzenden Gedanken, die sie so genial und ungewöhnlich erscheinen läßt.

Diese Memoiren sind nur die Erziehungsgeschichte von drei Frauen, aus drei Generationen. Sie haben kein anderes Verdienst, als ihre Wahrheit, keinen andern Zweck, als drei verschiedene Epochen in ihren Vortheilen und Nachtheilen treu zu schildern und vorzüglich die Fehler der Erziehung, und zwar der weiblichen, aus jeder Zeit und ihren Prinzipien hervorgegangen, unverhüllt zu

zeigen; aber auch in gleicher Weiſe den einen und ewigen Leitfaden zu geben, der Mutter und Erzieher das Unmögliche möglich macht. Dieſe ſichtbaren Hüter der Kinder können es nie verhindern, daß Zeit und Leben an ihren Erziehungstheorien ändern, einreißen; ſie können nun und nimmer das Leben der ihnen Anvertrauten, dem allgemeinen Strome entziehen. — Man wünſcht gewöhnlich die Menſchen zum Glücke zu bilden, zu dem äußern Fortkommen in der Welt; das gelingt und gelingt nicht, je nachdem der Zufall, oder wie wir beſſer glauben, eine höhere Fügung dazu hilft. Alles gilt es aber, die Entwickelung des innern Lebens zu fördern, und dafür gibt es keine Anweiſungen, keine Theorien, keine Erfahrungen an eigener und fremder Erziehung, die wir umzuſtoßen hoffen; ein Kern muß in das kindliche Herz gelegt werden zum Aufkeimen, Aufblühen und Frucht bringen; in der Erde wurzelnd, nach Jenſeits aufſtrebend, unter allen Zeiten, unter allen Stürmen der ewige, feſte, ſichere Stamm des Lebens, und dieß iſt der Glaube, iſt die Religion. Dieſe in den Herzen der Kinder tief, unverwüſtlich, unaufhörlich, gepflanzt, gepflegt, gehütet, und keine Erziehung mit allen ihren unvermeidlichen Fehlern wird mißglücken. Aus den Trümmern des irdiſchen Glückes hebt ſich die Seele reicher, freier, edel empor — und das iſt die Frucht ſolcher Erziehung!

I.

Die Großmutter.

Mein Vater iſt zu G. im Leiningen'ſchen den 20 Januar 1711 geboren; ſeine Taufpathen waren die damalig Gräflich Leiningenſchen Herrſchaften; wer ſeine Voreltern geweſen, können Sie aus dem beiliegenden Stammbaum ſehen. Seine rechte Mutter, Anna Beata, geborne von B., ſtarb Anno 1714, alſo verlor er dieſe ſchon in ſeiner zarteſten Jugend und bekam eine Stiefmutter aus bürgerlichem Geſchlecht. So wenig dieſes ſeinem Adel ſchaden konnte, ſo gab es doch zu der bekannten Rede Anlaß, daß er nicht recht von Adel ſei; beſonders als er ſich einmal empor geſchwungen und ſich etwas Vermögen und auch Feinde errungen, wie Sie bald hören werden. Doch um wieder auf ſeine Jugend zurückzukommen; er hatte ſchon im vierten Jahr immer einen Antrieb zur Frömmigkeit, und auch noch im ſiebenten, achten und neunten Jahr mehr Luſt zur Theologie, als zu andern Wiſſenſchaften; aber der Stolz und die Luſt, etwas in der Welt zu werden, überwog dieſe Triebe; er war kaum zehn Jahr, ſo verlor er auch ſeinen Vater. Man kann ſich vorſtellen, daß von dem Wenigen, was ſein Vater hinterließ, wenn eine Stiefmutter und ein Vormund da iſt, nicht viel übrig bleiben wird; ich will zwar Niemand beſchuldigen, dem ſei wie ihm wolle, meinem Vater blieb nicht viel. Er kam nach Magdeburg zu ſeinem ſeligen Onkel, Juſtus Gottlieb, Pastor primario in der Neuſtadt daſelbſt; er war ſechs Jahre in Magdeburg und rühmt viel Gutes von ſeinem ſeligen Onkel genoſſen zu haben; er kam 1728 nach Halle auf die hohe Schule und von da 1729 nach Tübingen, allwo unſere Familie ein Stipendium hat. Dieſes kam ihm ſehr wohl, weil er nicht viel hatte. Seine Brüder ſtarben alle bald hinweg, und es blieb ihm nichts als eine recht fromme Schweſter. Dieſer ihr Exempel gab ihm öfters einen rechten Zug und Luſt zur Frömmigkeit an's Herz; beſonders Anno 1731, und es reute ihn ſchier, daß er ſich nicht doch der Theologie wie ſein Onkel gewidmet hatte. Anno 1732 wurde ihm das Würtembergiſche Legationsſecretariat zu Regensburg zu Theil. Damals war es, als er anfing, ſich eine Gattin zu wünſchen, und da er immer einen Zug zur Frömmigkeit hatte, ſo bat er Gott, als er einſtens auf dem Felde ſpazieren ging, er möchte ihm doch Diejenige zeigen, die er ihm zur Gattin beſtimmt habe. Nach dieſem Gebet ging er voll Vertrauen auf Gott in eine Geſellſchaft noch den nämlichen Tag, und traf daſelbſt meine Mutter an; ſie war eine geborene F. v. K. Ihr Adel iſt noch älter und beſſer als der ſeinige; ſie hat auch ſchönere Dokumente als er. Ihre Mutter war eine von H., ihre Großmutter eine von S. von Koburg. Meine Mutter hat auch einen Adelsbrief von Anno 1400 ungefähr; ich weiß es nicht mehr recht auswendig, ſie ſchließt Alles ſo ein, ich kann nichts zu Händen bekommen; doch habe ich ihn ſchon geleſen; es hat ihn ein F. bekommen, der die Stadt Bamberg vom Feind errettete.

Die Großeltern meiner Mutter waren sehr reich; aber sie liehen dem Kaiser Joseph I 80,000 Gulden in der Hoffnung, dieses würde ihnen, weil ihr Großvater sehr wohl bei dem Kaiser gelitten war, reichlich ersetzt werden und das Glück bahnen. Es wäre auch geschehen, aber der Kaiser starb nach einer kurzen Regierung; und man sagt an Gift. Da war nun meiner Voreltern Glück auch abgestorben. Sie konnten von dem nachfolgenden Kaiser ihr Geld nicht bekommen. Nach Ableben ihres Großvaters hoffte doch der Vater meiner Mutter etwas zu bekommen; er erhielt aber den förmlichen Ausspruch von des Kaisers Majestät: daß sie nicht schuldig wären, die Schulden ihrer Vorfahren zu bezahlen. Ueber dieß entsetzte sich ihr Vater so sehr, daß er vor Schrecken starb; seine Frau hat ihn vermuthlich sehr geliebt, weil sie ihn nur acht Tage überlebte. Da waren nun acht vater- und mutterlose Waisen, welche alle noch so klein waren, daß man sie, wie man im Sprichwort zu sagen pflegt: „unter eine Wanne zusammen stürzen konnte.“ — Dieses erbarmte den kaiserlichen Hof und er gab doch den Kindern zusammen, denken Sie wie viel — achthundert Gulden. Da kam halt hundert Gulden auf ein Kind, statt daß eines zehntausend hätte bekommen sollen. Es waren in Regensburg (da waren sie als ihre Eltern starben) doch mitleidige Leute, welche sich der Kinder annahmen und aus Mitleiden eines oder das andere zu sich nahmen. Unter diesen war auch die Fürstin von Nieder-Münster (Nieder-Münster ist ein katholisches Stift in Regensburg). Die Fürstin wird Aebtissin gewesen seyn. Diese schickte hin, man solle ihr ein Kind von den Kindern schicken, welches selbst zu ihr wolle.

Meine Mutter war damals acht Jahre alt und schrie gleich: ich will zu ihr! und ob man zu besorgen hatte, die Fürstin, welche sehr eifrig auf ihre Religion war, möchte sie katholisch machen, so war man doch froh, daß wieder ein Kind von den achten untergebracht war.

Meine Mutter wurde zu der Fürstin in das Stift gethan, und von derselben sehr geliebt und auch von ihr im Nähen, Malen und Sticken unterrichtet; es ist schade, daß sie Alles so vergessen hat; ich habe schon Malereien von der Mama gesehen, welche so fein Miniatur waren, daß sich der beste Meister nicht schämen darf, sie gemalt zu haben. — Meine Mutter sagt auch, daß ihr die Fürstin niemalen im geringsten, nur angerathen katholisch zu werden, sondern sie des Glaubens halber frei gehen lassen, obgleich die Fürstin für sich selbst so andächtig war, daß sie alle Nacht statt im Bett, auf einer härenen Matte geschlafen und eine eiserne Kette um den Leib getragen.

Bei diesen Umständen werden Sie sich nicht wundern, daß, als die andern Schwestern meiner Mutter ja auch nichts hatten, sie sich an Bürgerliche verehelichten. Die Aelteste nahm einen Kanzlisten Herrn D., welcher auch arm war und nun gestorben ist. Die Frau aber lebt noch mit ihrem dreißigjährigen Sohn und es geht, da der Sohn keinen Dienst hat, Beiden sehr hart. Die andere Schwester nahm einen Kaufmann, Namens Herr R. Diese ist aber recht reich und lacht die Mama aus, welche nichts von ihr wissen will. Der Bruder meiner Mutter mußte ganz geringe Dienste nehmen, von welchem Ihnen noch mehr soll gemeldet werden; die andern Geschwister werden frühzeitig gestorben seyn, denn ich habe sonst keine gekannt.

Doch um wieder auf meine Mutter zu kommen. Diese kam, als die Fürstin starb, wieder aus dem Stift, und da war es, daß sie mein Vater in einer Gesellschaft sah; sie war erst siebenzehn Jahr alt und soll schön gewesen seyn. Mein Vater traute dießmal der Führung Gottes doch nicht recht; er konnte nicht glauben, daß weil sie arm war (ob er es gleich auch war), daß ihm Gott diese bestimmt habe; er wagte es also, sich von Gott ein gewisseres Zeichen als nur das Sehen der Person, und bat sich von Gott aus, daß Diejenige, welche ihm „ein geistliches Brautlied, welches von der Hochzeit des Lammes handle,“ übergebe, Diejenige sei, welche er ihm zugedacht habe. So sonderbar auch dieses Begehren war, und er selbst nicht einsehen konnte, wie ein lediges Mädchen ihm ein solches Lied überreichen könne, desto mehr war er betroffen, daß (da er unterdessen gar nichts mehr von meiner Mutter gehört und gesehen) er mit ihr auf einer Hochzeit zusammen kam, wo meine Mutter die Hochzeits-Carmina auszutheilen hatte, und ihm dann auch eines überreichen

mußte; aber noch mehr verwunderte er sich, als er es las und fand, daß es ganz geistlich gemacht war und von der Hochzeit des Lammes handelte. Er zweifelte nun nicht mehr, daß ihm diese von Gott ausersehen sei; sie gefiel ihm überdieß auch wohl und er gewann sie lieb; doch schienen ihm immer viele Hindernisse im Weg zu stehen, zum Exempel sein und ihr weniges Vermögen ꝛc. Dennoch wagte er es, um sie zu freien; aber sie wollte ihn nicht; wie sie schon mehrmalen selbst zu mir gesagt hat, daß ihre Verwandten erstaunlich in sie gedrungen, daß sie ihn durchaus nicht nehmen wollen; endlich gab sie nach und versprach sich mit ihm den 12 Oktober 1734; vielleicht bewog sie am meisten weil er doch von Adel war und ihre Schwestern sich an Bürgerliche verheirathen mußten, daß es ihr, wenn sie ihn ausschlüge, auch noch so gehen möchte.

Meine Mutter wirthschaftete gleich sehr und mein Vater hatte in diesem Stück nichts zu bereuen, daß er sie genommen hatte; sie gebar ihm auch Anno 1736 einen Sohn, welcher gleich nach der heiligen Taufe starb. Anno 1737 wieder einen Sohn, welcher deßgleichen starb. In diesem Jahre wurde mein Vater auch von Regensburg nach Stuttgart berufen als Regierungsrath. Den 10 August 1739 wurde Sabina Magdalena, die jetzige Frau von M. geboren. Diese war sieben Jahr lang das einzige Kind, und da man glaubte, sie werde es bleiben, so liebte man sie um so mehr und wendete so viel man konnte auf ihre Erziehung, nämlich sie gelehrt und galant zu machen, aber nichts auf ihr Herz. Die Bosheit und Verstellung wuchs mit der Klugheit; man hielt ihr von allen Arten Meister, sie im Zeichnen, Rechnen, Schreiben, Geographie, Historie, Musik, vornehmlich auch im Französischen, noch mehr aber sie im Lateinischen zu unterrichten; man konnte es um so mehr thun, da mein Vater immer Neben-Commissionen von Zeit zu Zeit bekam, welche ihm ziemlich eintrugen.

Meine Mutter gebar darauf doch wieder eine Tochter, welche Dorothea hieß; da diese aber auch wieder starb und die Frau von M. immer das einzige Kind blieb, so ging es immer so fort; sie wurde, weil sie ein artiges, schönes und überaus munteres Kind war, von der verstorbenen Herzogin von Würtemberg (Mutter des jetzigen Herzogs) für ihre Prinzessin, die jetzige Fürstin von Taxis, welche damals in gleichem Alter mit der Frau von M. war, zugegeben. Sie hielt sie mit der Prinzessin gleich, ließ sie gleich mit ihr kleiden. Die Frau von M. befliß sich auch, die Prinzessin im Lernen zu übertreffen und besser lateinisch zu argumentiren als dieselbe. Da sieht man aber, daß wenn das Herz bei den Kindern in der Jugend nicht gebessert wird, oder sich nicht von selbst gut macht, alle Wissenschaften und alles Lernen und alle Klugheit umsonst ist; denn nun weiß sie von Allem was sie damals gelernt, nichts mehr, aber ihr Herz hat sie noch und die Untugenden desselben haben das Andere verdrungen; und diese läßt sie in Ewigkeit auch nicht mehr.

Doch um wieder auf die Geschichte zu kommen. Anno 1745 wurde mein Vater Titular-Rath und Präsident. Anno 1748 den 28 April gebar meine Mutter die jetzige Frau von S., Dorothea, Maria, Magdalena, vermuthlich zum größten Leidwesen der Frau von M., wie man allen Handlungen derselben gegen sie schließen muß; denn sie suchte es nur dahin zu bringen, daß die Eltern dieses Kind nicht sollten leiden können, sondern sie gab ihr alle Tage zwei- oder dreimal unschuldige Schläge; ja ich kann mir noch wohl erinnern, daß, als ich schon auf der Welt war, und es nicht leiden wollte wenn man dieser so hart begegnete und zu weinen anfing, man mich in den Garten tragen ließ, auf daß man diese recht peitschen konnte, ja sie brachte es endlich so weit, daß sie nur sagen durfte: die Dorothea ist unartig! die Mutter gleich kam und die Dorothea schlug, ihr auch, wenn der Papa verreist war, oft ein Paar Tage nichts zu essen gab, ohne zu fragen, was sie gethan hatte, da es doch unter Geschwister, besonders wenn sie noch klein sind, öfters Streit gibt, beide Theile anzuhören und sie beide zu Friede und Einigkeit anzuweisen. Ich besinne mich noch gar wohl, daß wenn der Papa zu Hause war und sie gar keine Ursache hatte, der Dorothea Schläge zu geben, sie allerlei Sachen auf sie log und ihr allerlei Streiche spielte; ich will nur eines anführen, denn ich weiß deren gar viele, indem kein Tag verging, da sie nicht auf was bedacht war.

Zum Exempel sie wußte, daß meine Schwe-

ſter Schläge bekam, wann ſie ihre, von der Mama aufgegebene Arbeit nicht gänzlich, wie es aufgegeben, fertig hatte, oder eine Stricknadel verlor. Hier ſuchte ſie ihr nun die Stricknadeln zu ſtehlen; durch dieſes konnte ſie auch ihr Geſtrick nicht fertig bringen und bekam Schläge, ja oft vier Tage nur Waſſer und Brod; nach dieſem überreichte ſie ihr die Stricknadeln, ich hab' es mit meinen Augen geſehen, mit dem Bedrohen, daß wenn wir das Geringſte den Eltern ſagen würden, ſie uns ſchon dafür recht Schläge machen würde und es uns eintränken wolle. Es war auch wahr; ſie konnte es wenn ſie nur wollte durch ihre Lügen, und uns wurde nicht geglaubt; wir fürchteten ſie daher ärger als den — —, und wenn wir ein Geſchenk oder etwas bekommen hatten, ſo durfte ſie nur ſagen: ſie mache uns Schläge, oder wir ſollen geben, ſo gaben wir ihr Alles, was wir hatten; darauf lachte ſie uns aus, nahm es und ging und ſah dennoch wie ſie Schläge bewirken könne. Mir ſelber hat ſie zwar über zweimal von meinen Eltern keine Schläge gemacht und ich glaube, daß ich ſie damals verdient hatte, aber ſie ſelbſt hat mich oft unſchuldiger Weiſe geſchlagen, um mich, glaube ich, in Furcht zu ſetzen, daß ich der Frau von S. nicht wider ſie beiſtehe und bei den Eltern die Wahrheit ſagen möchte; denn dieſe wurde ſehr übel traktirt und dadurch auch ganz leutſcheu und ſtill gemacht. Mir konnte nicht ſo viel geſchehen, weil ich erſt vier Jahre alt war, als ſich die Frau von M. ſchon fort verheirathete. Von ſelbigem Tag an war Ruhe, denn ich und die Frau von S. hatten nie Streit mit einander; ja meine Eltern werden nicht ſagen können, daß jemals eines (wie es doch unter Kindern öfters zu geſchehen pflegt) das andere zu verklagen gekommen wäre, wie zwar auch keines von uns die Frau von M. niemals verklagt hat, ſo daß ſich mein Vater ſelbſt einmal wunderte, daß ſie immer zu klagen kam und wir ſie doch niemals verklagten, und er nicht begreifen könne, daß die immer ſo recht haben ſolle und ſich nie verfehle, oder uns nicht beleidige; daß es recht ſchön ſei, daß wir ſo geduldig ſeien. Dieß Lob feierte uns nur an, noch mehr geduldig zu ertragen, doch viel mehr noch die Frau von S., denn dieſe war nun elf Jahre alt und hatte es viel härter wie ich.

Ich ſchreibe Ihnen nur dieſes, auf daß ſie ein wenig einſehen können, wie es zugegangen, daß die Frau von S. das gute und die Frau von M. das böſe Gemüth bekommen.

Jetzt will ich wieder einige Jahre zurück zu der Geſchichte kehren. Anno 1749 wurde mein Vater nach Regensburg geſandt, anfangs als Regierungsrath, nachmals als Geſandter, wie kommen wird. Anno 1752 wurde er an den König von England nach Hannover geſandt, 3 April Abends zwiſchen acht und neun Uhr, unweit Nordheim brach er den rechten Arm auf ſelbiger Reiſe, und als er zurück nach Regensburg kam, wurde ihm das Mömpelgardiſche Reichstag-Votum in Regensburg von dem Herzog gnädigſt aufgetragen. Den 9 Juli deſſelbigen Jahres wurde er an die Kurfürſten von Köln und Baiern geſchickt. Den 3 Oktober kam er zurück; er wurde auch einmal an den König von Polen nach Dresden geſandt und an die Churpfälziſchen und Braunſchweig-Wolfenbüttel'ſchen Höfe; doch weiß ich den Jahrgang nicht mehr; aber dieſes weiß ich, daß ich den 30 Juli 1755 geboren wurde und daß an dem Tage meiner Taufe, da ich den Namen Beate Louiſe bekam, mein Vater ſo krank war, daß Alles auf ſein Ende wartete; er ſegnete mich noch ein und ſchrieb mir folgende Verſe mit ſchwacher Hand:

Beate Louiſe, Du ſeliges Kind,
Heut helle gewaſchen vom Unflath der Sünd'
Im Blute des Lammes, im ewigen Bade
Der innig erbarmenden göttlichen Gnade;
Nun haſt Du, woran Dir auf ewig genügt,
An Gott einen ewigen Vater gekriegt,
Dem ſeyeſt von mir auf ewig ergeben,
Beate Louiſe, dem ſolleſt Du leben.

Gott wollte aber mir meinen Vater nicht ſo jung wegnehmen, und er erholte ſich, dem Höchſten ſei ewig gedankt, wider aller Menſchen Vermuthen wieder, wurde geſund und noch daſſelbige Jahr ihm die Kreisgeſandtſchaft nach Ulm auf den Convent aufgetragen. Den 13 Februar 1758 wurde er Geheimer Legationsrath und auch in dem nämlichen Jahrgang nach Nürnberg geſchickt; er mußte darauf wieder nach Ulm und hatte damals ganz beſondere Aufträge zu beſorgen und einen gefährlichen Poſten, beſonders da er gewiſſe Feinde hatte, welche ich Ihnen lieber mündlich als ſchriftlich nennen will.

Als er zu Ende April zurückkam, erhielt er wieder einen ganz besondern Auftrag von dem Herzog. Er hatte gefährliche und böse Zeit bis im Oktober, da ihm aber Gott, welchen er anrief, beistand, so gelang ihm Alles und der Herzog erkannte seine treuen Dienste und ernannte ihn, ohne daß er darum angesucht hätte, zum Geheimerath 1759.

Ich schreibe Ihnen mit Fleiß, wie er nach und nach gestiegen, damit Sie sehen, daß er sein Vermögen nicht auf unrechte Weise erworben. Es erhellt klar, daß er immer mehr Besoldung bekommen und daß seine Reisen ihm auch viel eingetragen. Wenn der Herzog von Würtemberg Jemand verschickt, so ist er nicht so geizig wie der König von —. Er bezahlt nicht nur Alles, sondern er bezahlt auch noch so viel, daß man zufrieden seyn kann und gewiß keinen Schaden hat; auch trug ihm die Kreisgesandtschaft, weil damals Kriegszeiten waren, jedes Jahr zwanzigtausend Gulden. Die Mama war sehr stolz geworden und reiste mit auf die Kreistage, um recht Figur zu machen; während ihr armer Bruder, der eine Stelle als Hausvogt in einem Gesandtenhause bekleidete, indeß die Mama an der Tafel bei den hohen Herren und Grafen saß, um den Tisch ging und die Tafel besorgte.

In diesem Jahr vermählte sich die Frau von M. Sie liebte vorher einen Baron von B., oder vielmehr er liebte sie und sie ging falsch mit ihm um.

Er war ein rechter artiger, kluger und rechtschaffener Mann. Dieses beweist, weil er nun Oberhofmeister bei dem Erbprinzen von Braunschweig ist und eine tugendhafte und vernünftige Frau hat. Er war damals Hauptmann bei dem Herzog zu Würtemberg und hatte keinen Fehler, als daß er nichts im Vermögen hatte, als er meine Schwester, welche damals nicht nur die Schönste von uns Schwestern, sondern die Schönste in ganz Stuttgart war, liebte. Sie erlaubte ihm, aber ja nicht bälder als bis er Major sei, um sie anzuhalten bei ihrem Vater; unterdessen kam der Herr von M. Dieser war schöner und reicher als der Herr von B. Der Herr von B. wußte noch nichts davon und kam eben als er Major worden war, sie zu fragen: ob er jetzt um sie anhalten solle; sie sagte ja und verschwieg ihm, daß sie sich schon mit einem Andern versprochen hatte, sondern ließ ihn anlaufen. Mein Vater sagte ihm zwar, daß seine Tochter schon mit Herrn von M. versprochen wäre und bezeigte ihm sein Herzeleid, daß er nicht bälder gekommen wäre; er ging in großem Zorn, nicht über meinen Vater, aber über meine Schwester.

Der Herr von M. war auch vorher versprochen mit einem sehr reichen, schönen und vernünftigen Fräulein in Wien. Sie bekam nicht nur gleich ein paarmal hunderttausend Gulden Heirathsgut mit, sondern hatte auch noch ein ansehnliches zu hoffen, nach Ableben ihrer Eltern. Ihr Vater versprach auch bei seinen Lebzeiten ihr, so oft sie einen Sohn bekäme, noch zehntausend Gulden auszuzahlen, welches sie auch (da sie nunmehr mit einem Andern verheirathet ist) schon öfters richtig erhalten hat; so viel ich gehört habe.

Aber der Reichthum war das Wenigste (nach des Herrn von M. eigenem Ausspruch). Was an ihr zu schätzen war, war ihr angenehmes Wesen im Umgang und ihr Verstand, welchen sie, da sie nichts that als immer lesen, sehr verbesserte. Sie war schön schlank gewachsen und sehr weiß und zart von Gesicht, und manchmal bekam sie auch (wie er sagt), aber nur ein klein wenig, angenehme Röthe auf den Wangen; — man hört ihm öfters mit Vergnügen zu, wenn er erzählt, wie angenehm und klug sie ihn unterhalten, und wie sinnreich sie war, Veränderungen zu erdenken, um sich ihm immer gefällig zu machen, und seine Liebe ganz bezaubert von Zeit zu Zeit zu erneuen; er beklagt es auch öfters, daß er dieses Glück so muthwillig verscherzt. Es waren nur noch wenige Tage bis zur Hochzeit. Die Eltern hatten schon die Ausstattung, welche er nicht kostbar genug beschreiben kann, angeschafft, und die Anstalten zur Vermählung wurden nun auch gemacht. — Aber in Wien gibt es schöne Komödiantinnen. Der Herr von M. ist kein Verächter, das wissen Sie wohl. Er konnte nun nicht so lange warten, bis er verbunden gewesen wäre, und alsdann hätte er ja allemal die schöne Mode, die Komödiantin zu lieben und die Frau zu verachten, nachmachen können; aber so lange konnte er zu der Fräulein ihrem größten Glück nicht warten. Sie erfuhr es und sagte ihm auf, und so sehr ihre Eltern auch

zuredeten, ſo war doch kein Menſch vermögend, ſie auf andere Gedanken zu bringen. Der Herr von M. bezeugt, daß er gewiß wiſſe, daß ſie ihn recht gern gehabt hätte, und er habe ſie auch geliebt; es habe ihn auch nicht wenig geſchmerzt, als ſie mit ihm gebrochen, als ſie ihm aber alle von ihm empfangene Sachen ſammt ſeinem Porträt zurück geſchickt, ſei er auch zornig geworden und habe ihr auch Alles wieder geſchickt, was er hatte von ihr, ſei von Wien abgereiſt nach Stuttgart. Allda hat er ſich mit einer Jungfer verſprochen; nachmals iſt ihm eingefallen, daß er ſeine jetzige Frau einmal geſehen und daß ſie ſchön war. Er bewarb ſich um ſie, ließ der Jungfer ſeinen Ring wieder abfordern und gab ihn in der nämlichen Stunde meiner Schweſter. Da er ſich aber förmlich und gültig mit der Jungfer verſprochen hatte, mußte er ihr Zehntauſend Gulden Abtrag geben.

Sehen Sie, man weiß oft nicht, warum Gott dieſem oder jenem ein Kreuz geſchickt; Jedermann wird vielleicht Mitleid mit dem Herrn von M. jetzt haben, und weiß nicht, daß er es verdient hat.

Niemand hätte gedacht, daß es noch ſo bös mit dieſem Paar gehen werde, und ob er gleich ſchon am Anfang ſeiner Frau ungetreu war, ſo ſuchte er es doch zu verbergen und that ihr immer recht ſchön, ja man kann ſagen, daß ſie kein böſes Wort von ihm erhielt. Sein Vermögen, als er ſich mit ihr vermählte, beſtand aus 90,000 Gulden. Er hatte, weil damals Krieg war, eine erhöhte Gage. Die Frau von M., welcher ihr vornehmſter Zweck bei ihrer Verheirathung war, eine Frau zu ſeyn um recht Staat machen zu können, welches gemeinlich die Hauptabſicht der Jungfern und Fräuleins bei ihrer Verbindung iſt, beſonders wenn die Mutter es vorher nicht leiden wollen, hauste nun als ein eitles Weib recht unverſtändig darein und glaubte, ſie hätte Moguls Schätze. Der Herr von M. hatte ſelbſt ein Wohlgefallen an der Ueppigkeit und überlegte nicht, daß es zu böſen Häuſern gehen könne. Seine Frau hängte das ganze Hausweſen an das Geſinde, weil ſie ſahe, daß ſich die Mama zu Hauſe oft unnöthige Geſchäfte machte, ſo wollte ſie es ſich bequemer machen und hielt es für eine Schande für eine ſo reiche Frau, wenn ſie ſich mit der Haushaltung abgebe: weil ſie wußte, daß die Mama ihres Argwohns halber getadelt wurde, ſo traute ſie den Leuten zu viel und ließ ſie thun was ſie wollten, ließ ſich lieber betrügen, um ja nicht argwöhniſch zu ſcheinen. Weil ſie wußte, daß der Mama ihre Sparſamkeit getadelt wurde, ſo mußte bei ihr Alles vollauf ſeyn. Sie hatte ſo wenig Glauben an das was die Mama that, daß ſie ihre Ausſteuer, welche ſie mitbekommen hatte, und welche in der That nicht karg ausgefallen war, ſondern recht ſchön und koſtbar, ihrer Kammerjungfer ſchenkte, darauf ſich Alles neu anſchaffte. Weil ſie nun auch hörte, daß man die Frömmigkeit, welche in unſerm Haus obwaltete, mißbilligte, ſo fing ſie auch an über die Bibel zu läſtern, alle Gottesfurcht zu verlachen und hielt es ſich für eine Schande, fromm oder gottesfürchtig zu ſeyn. Sie war es zwar zu Hauſe auch nicht; nur konnte ſie jetzt öffentlich ſeyn, was ſie zu Hauſe heimlich war. Kurz, es ging nun herrlich und in Freuden; man ging nicht nur in alle Geſellſchaften, wo es luſtig zuging, hin, und raffte alles Vergnügen auf, als wenn es einem entlaufen wollte, und jagte ihm nach, wo eines zu erhaſchen war, ſondern ihr eigenes Haus war auch der Sammelplatz für alle Luſtbarkeiten.

In dieſem Taumel der Freuden hatten ſie Beide nun nicht Zeit, bös mit einander zu leben; ſie waren zu ſehr beſchäftigt, dem Vergnügen nachzujagen, und weil dieſes nach beider ihrem Geſchmack war, ſo vertrugen ſie ſich ziemlich gut, bis von ungefähr der Frau etwas nicht nach dem Sinn ging, ſo raſte ſie zornig, wobei ſie mich vier- oder fünfjähriges Kind, wenn ich zum Unglück zugegen war, und in aller Unſchuld ganz ſtill auf der Bank ſaß, beim Flügel nahm und im Zorn bis mitten in die Stube warf, bloß aus der Urſache, weil ſie über ihren Mann böſe war. Der Herr von M., welcher kein Freund von Zank und Verdruß war, und nicht nur allein um eines ruhigen und friedlichen Lebens willen, ſondern auch ſein Vergnügen, welchem er allenthalben nachjagte, nicht zu Hauſe durch Zank und Verdruß verbittert haben wollte, gab ihr nie kein böſes Wort. So war ungefähr ihre Ehe anfänglich. Mit Papa und Mama reiſten ſie nach Augsburg und ich auch mit.

Ich bekam daſelbſt die Blattern, machte mich zum Tod bereit, beſtellte meinen Leichentext und die Lieder, welche man ſingen ſollte, und wünſchte mir zu ſterben. O wäre es doch geſchehen! Doch Gott wollte nicht und hat mich vielleicht zu mancherlei Leiden aufbehalten! Ich muß es mir gefallen laſſen! Wer will mit ihm rechten? Ich bin's zufrieden; er führe meine Sache wie er will! — In Augsburg traf auch zur nämlichen Zeit das Wiener Fräulein mit ihrem Vater ein. Sie logierte dem Herrn von M. gegenüber; man ſah ſie immer leſen, aber auch weinen, beſonders wenn der Herr von M. ſeiner Frau recht ſchön that. Vermuthlich mag ſie es damals gereut haben, daß ſie gebrochen; aber nun reut es ſie gewiß nicht mehr; denn ſie lebt, ſo viel ich weiß, recht vergnügt mit ihrem jetzigen Mann, und wenn ſie erfährt wie der Herr von M. jetzt mit ſeiner Frau lebt, ſo wird es ſie gewiß nicht reuen.

Die M. reiſten jetzt wieder nach Ulm, wo ſie ſich aufhielten, und wir reiſten nach München. Damals kam ich auch nach Nymphenburg, wie ich Ihnen ſchon oft erzählte.

Ich weiß nicht, wie ich öfters damals ſo geiſtliche Gedanken und Ausdrücke hatte, welche ich mir noch gar wohl erinnere, da ich doch von Niemand im Chriſtenthum unterrichtet wurde, ja ſelbſt in meinem zwölften Jahre weder das Vater unſer kannte, noch wußte, was die zehn Gebote ſind. Denn mein Vater hatte zu viel Geſchäfte, um ſich mit mir abzugeben, und meine Mutter hatte als Geſandtin immer zu viel Aſſembleen zu halten und beizuwohnen, in Augsburg und München nach Hof zu gehen; ſie konnte alſo nicht auf die Erziehung ihres Kindes ſehen. Ich bekam ſie auch den ganzen Tag nicht zu Geſicht, als wenn man mich in die Aſſemblee abholte um den Leuten Räthſel aufzugeben und Kartenkünſte zu machen; und in dieſer nützlichen Wiſſenſchaft nahm ich ſehr zu. Ich hatte anfangs nur ein Paar Räthſel und Kartenkünſte von dem Herrn von M. gelernt. Wann ich nun dieſe in der Geſellſchaft anbrachte, ſo lernte mir ein Jedes aus derſelben neue; man lobte mich als ein recht munteres Kind; man ſcherzte gern mit mir und ſagte ich ſei artig. Dieſes machte mich beherzt und auch eitel, ſo daß ich, die ich ohnedieß längſt meine Spielſachen fortgeworfen, auch mich ſchämte mit Kindern umzugehen, mir nur die Geſellſchaft großer Leute wünſchte, oder vielmehr um von ihnen meines Witzes halben (denn ich war eitel genug dieſes von mir zu glauben) bewundert zu werden. Ich ſtrengte daher alle meine Kräfte an, und es gelang mir ziemlich. Ich muß mich noch wundern, wann ich zurückdenke, was für ein Stolz damals in meinem kleinen Herzen war; aber wie konnte es anders ſeyn; ich ſah und hörte damals nichts anders und das Lob, welches man mir beilegte, machte mich auch eitel. — Doch muß ich Ihnen auch ſagen, daß ich meine Ehrſucht nie auf den Schaden oder Schande Anderer gegründet habe, zum Exempel nie geſucht, daß andere Kinder neben mir ſollten verachtet werden, und ich auf Unkoſten ihrer gelobt, oder mich gefreut, wenn jene Fehler begangen! Es freut mich noch jetzt, daß ich bei meiner großen Eitelkeit doch dieſes Fehlers mich nicht ſchuldig gemacht habe; dieſes iſt mein Troſt! — Das Verlangen nach dem Beifall Anderer iſt zwar einem jeden Menſchen eigen; daher kann man es nicht leiden, wann man von den Leuten verachtet wird, es ſpornt auch zu guten Handlungen an; nur muß dieſes Verlangen nicht zu ſtark ſeyn, und man muß die guten Handlungen nicht um des Beifalls willen, ſondern ohne Abſicht auf denſelben thun, ſonſt verliert die beſte Handlung ihren Werth; folgt aber der Beifall nach, ſo gereicht es unſtreitig zu meiner Beruhigung, wenn rechtſchaffene Leute mich werth ſchätzen; erhalte ich aber auch dieſes nicht, ſo iſt das innere Gefühl, welches meine Handlungen abwägt und mir Beifall zuſpricht, der einzige Lohn, welchen die Tugend auf dieſer Welt hat, und dieſes innere Bewußtſeyn iſt keine Eigenliebe, noch Stolz; man muß es haben wann man auf ſich und ſeine Handlungen Achtung geben und ſich bemühen will recht zu handeln. Es iſt die Zufriedenheit und Ruhe des Gewiſſens. So gut dieſes mir ſagt wenn ich unrecht handle, ſo gut gibt es mir Beifall wenn ich recht handle. Aber ſo war meine damalige Begierde nach Beifall nicht; es war Lobſucht; und ich that ja auch nichts Gutes, noch Nützliches, ſondern Eitles, Kindiſches, Thörichtes. Aber aus eben dem Grund als ein Feldherr Kriege führt und

viele tausend Menschen tödtet aus Stolz! Doch war mein Herz nicht bös und auf dieses bin ich jetzt noch stolz, daß ich kein böses Herz habe.

Anno 1760 wurde immer noch gereist; Anno 1761 kaufte mein Vater ein Landgut, auf dem er jetzt noch lebt. Er war immer noch bei dem Herzog in Diensten und nahm allezeit nur auf einige Monate Urlaub. Nun muß ich Ihnen auch sagen, daß ein gewisser Favorit des Herzogs damals meinem Vater heimlich feind wurde, weil mein Vater nicht nach seiner Pfeife tanzte. Mein Vater glaubte zwar, daß, da er mit einem brennenden Eifer dem Herzog treu zu dienen beflissen war, er würde ihm nichts anhaben können, doch sah er, daß ihm allerlei Fallen gelegt wurden. Die Freunde meines Vaters wurden gestürzt, worunter auch der Herr von R. und der Herr von M., welche so lange auf der Festung sitzen mußten.

Alles fiel nun dem neuen Liebling zu (denn mein Vater war ein älterer Diener dem Haus Würtemberg) und mein Vater bekam immer noch mehr Feinde, als der v. P., v. M., v. O. u. s. w. Aber das ganze Land liebte meinen Vater!

Meine Mutter, welche nun bös und auch eifersüchtig auf den Favoriten des Herzogs war, zog in allen Gesellschaften öffentlich unvorsichtiger Weise über ihn los und verschonte selbst den Herzog nicht. Dieses machte den Favoriten nur noch mehr erbittert; der Herzog war aber zu großmüthig, es meinem Vater entgelten zu lassen, weil er wohl wußte, daß er nichts davor konnte und in Ansehung seiner langen und treuen Dienste, überhäufte er ihn noch mit Gnade und bezeigte sich stets recht gnädig und freundlich gegen ihn, bis auf eine kleine Strafe, welche er der Mama anthat. Sie ging, wie ich Ihnen schon sagte, dem Herzog jetzt nicht mehr an Hof; ließ auch keines ihrer Kinder mehr hin, aus Aerger über den Favoriten. Dieß mußte den Herzog verdrießen, und da sie sich nun einfallen ließ, als eine Hoftrauer einfiel, dieselbe mitzutragen und doch nicht nach Hof ging, so schickte er ihr den Hoffourier und ließ ihr die Trauer verbieten; weil sie nicht nach Hof gehe, solle sie auch nicht mittrauern. Dieser Spott war für der Mama Hochmuth zu groß und sie verfiel aus Aergerniß in eine schwere Krankheit.

So geschickt war der Herzog, die Frau zu strafen, ohne es dem Mann entgelten zu lassen; dann gegen meinen Vater bezeugte er sich zu nämlicher Zeit recht gnädig und bezeugte ihm sein Wohlgefallen über seine Dienste in den gnädigsten Ausdrücken. Die Feinde aber meines Vaters wurden desto grimmiger, und legten ihm noch mehr Fallen, in welche er Gottlob in keine ging; doch da der Favorit (sein Mitbuhler um die Gunst des Herzogs) immer mächtiger wurde, und wieder ein Paar treue Diener gestürzt hatte, und selbst zu meinem Vater sagte: „ich kann keinen neben mir leiden, den ich nicht alle Augenblick gänzlich zu Grund richten kann,“ so entschloß sich der Papa, ihm zu weichen, und sich von seinem verdrüßlichen und gefährlichen Posten in Ruhe auf sein Landgut zu begeben, und da er nun so viel hatte, daß er leben konnte, sein Leben in der Stille zu beschließen. Er wartete nur auf eine Gelegenheit, wann ihm der Herzog wieder recht gnädig seyn würde, seine Dimission zu suchen, auf daß sie im Guten von einander kämen; und man ihn nicht statt der Dimission festsetzen möge unter dem Vorwand, er habe viele Sachen unter Handen gehabt und man besorge, er möchte dem Hause Würtemberg schaden, wann er außer Eid und Pflichten wäre.

Anno 1762 hatte er noch ein hartes Jahr zu dienen, bis er Anno 1763 endlich die erwünschte Dimission erhielt. In diesem Jahr bekam ich auch eine Mademoiselle, welche mich nur allein im Französischen, aber nicht im Christenthum unterrichtete. Mein Vater verlangte erst die Dimission von dem Herzog, als er vorher ein gnädiges Schreiben erhielt, darin ihn der Herzog versicherte, wie er bedacht seyn wolle, seine treuen Dienste zu belohnen.

Auf dieses Schreiben begehrte er seinen Abschied. Der Herzog, welchen dieses sehr befremdete, wollte ihm diesen nicht geben, sondern verlangte zu wissen, wer ihm denn etwas zu leide gethan habe — er solle es ungescheut sagen! — oder ob ihm sein Gehalt zu gering wäre? oder ob ihm sein Titel zu schlecht sei, ob er gern noch mehr wäre? Der Herzog wolle Alles thun, er darf es sicher sagen! Aber mein Vater blieb darauf: er wolle sich zur Ruhe setzen. Der Herzog schickte dann allerlei Leute, die ihn fragen

ſollten, als er aber ſah, daß er nichts ausrichtete und mein Vater nur immer den Herzog auf's Neue um ſeine Dimiſſion bat, und ihm keine Ruhe ließ, ſo gab er ſie ihm endlich in den gnädigſten Ausdrücken, mit dem Verlangen, daß er noch einen Kreistag dableiben möchte.

Dieſes that er auch und dieſer letzte Kreistag trug ihm wieder ſehr viel ein. Niemand konnte begreifen, daß der Papa, da er mitten im größten Glück ſaß davon ging und andern dieſen vortheilhaften Poſten überließ. Der Herzog wollte ihm auch noch eine lebenslängliche Penſion geben, wenn er verſprechen wollte, keine andere Dienſte mehr anzunehmen, welches er aber ausſchlug; — — denn er ging, als er den 13 April 1763 ſeine Dimiſſion erhalten, nach Berlin, und wurde den 5 September dieſes nämlichen Jahres vom König zum Miniſter ernannt. Weil er aber wirklich der vielen Geſchäfte überdrüßig war, und ſich zur Ruhe begeben wollte, ſo nahm er keinen Gehalt an, und nun hat er auch nichts zu ſchaffen, als des Jahres ein Paar Briefe zu ſchreiben und ein Paarmal nach Berlin zu reiſen.

Anno 1764 verlor ich auch meine Mademoiſelle wieder. Unterdeſſen fing die Mama ihre großen Bauereien auf unſerm Gute an, und als der Papa im folgenden Jahr von Berlin, wo er eine große Krankheit gemacht, zurückkam, wurden ich und meine Schweſter Dorothea am kalten Fieber krank. Sonſt iſt dieſes Jahr nichts Merkwürdiges vorgefallen. Anno 1765 fuhr die Mama mit ihrem Bauweſen fort, und ich, die ich zu meinem Glück auf's Land gekommen, weil ich ſonſt eine rechte Weltdame geworden wäre, verfiel, weil ich Langeweile hatte (und man mich wie einen Pudel laufen ließ), auf das Leſen! Jetzt war es ein großes Glück für mich, daß ich vorher ſtolz und eitel erzogen war, denn ſonſt wäre ich nicht auf dieſe Beſchäftigung verfallen, ſondern hätte mit den Bauernmädeln im Dorf herum geſpielt.

Ich danke Gott, daß er das, was zu meinem Uebel hätte ausſchlagen können, doch noch zu meinem Beſten gekehrt. Ich las zwar keine geiſtlichen, dennoch aber gute, moraliſche Bücher, aber ich blieb immer noch ſehr ſtolz und eitel. Im Schreiben hat mich auch kein Menſch unterrichtet; ein einzig Mal hat mir die Frau von M. eine Vorſchrift gemacht und auch meine Schweſter Dorothea mir das A B C auf ein Blatt vorgeſchrieben und mich dann frei gehen laſſen, ohne mich zum Schreiben anzuhalten. Wenn ich nun Luſt hatte, ſo ſchrieb ich für mich allein danach, daß es Niemand wußte; hatte ich keine Luſt, ſo ließ ich es bleiben, daher ſchreibe ich auch ſo ſchlecht, wie ſie hier ſehen.

So ging es auch Anno 1765. Da kam der Herr von H. mit ſeinem Sohn hieher; da wurde alle Tage im Pavillon getanzt. Damals konnte ich recht ſchön tanzen (jetzt kann ich es nicht mehr ſo ſchön), aber vom Chriſtenthum wußte ich nichts! —

Anno 1765 ſprach auch der Papa den jetzigen und den verſtorbenen Kaiſer zu C., als ſie nach Frankfurt zur römiſchen Königswahl reiſten. Anno 1766 herrſchten rechte Uneinigkeiten in unſerm Hauſe, da die M. kamen und ſich bemühten, den Papa gegen die Mama aufzubringen. Bei ſolchen traurigen Umſtänden wandte ich mich doch immer in meinem Herzen zu Gott, ob ich gleich noch im geringſten nicht in der chriſtlichen Religion unterrichtet war, ſo hatte ich doch immer ein lebendiges Gefühl von ihm in meinem Herzen. Darum weiß ich nun recht was auch in der Schrift ſteht, daß ſein Wort einem jeden Menſchen in's Herz geſchrieben iſt. Ich betete in allen Anliegen zu ihm, ohne ihn zu kennen, und er erhörte mich auch ſtets.

Unter dieſen Umſtänden kam das 1766er Jahr herbei.

Noch habe ich vergeſſen zu ſagen, daß mein Vater 1765 den Brandenburgiſchen Rothen Adlerorden erhielt und auch in dieſem Jahr eine Reiſe nach München gethan hat, um dort zwanzigtauſend Gulden zu erheben, die er in einem Prozeß gewonnen.

Anno 1766 meldete ſich der Herr von J. um meine Schweſter Dorothea. Dieſe, ob ſie gleich keine ſonderliche Neigung zu ihm hatte, war den Augenblick entſchloſſen, ihn zu nehmen; nicht aus Liebe, ſondern weil ſie das harte tractament, mit welchem ihr die Mama immer begegnete, nicht mehr ertragen konnte, denn da meine ältere Schweſter hierher gezogen war, ſo fuhr ſie fort, Dorothea auf alle mögliche Weiſe zu plagen, obgleich dieſe nun erwachſen war, und ob-

ſchon die Mama die Bosheit der Frau von M. jetzt einſah, ſo beſſerte dieß das Schickſal der Dorothea nicht im geringſten. Die Mama fuhr immer in ihrer alten Gewohnheit fort. Da nun der Herr von J. kam, ſo beſchloß die Dorothea ihn ſogleich zu nehmen, um aus einem ihr ſo verdrüßlichen Hauſe zu kommen, in dem die Frau von M. nun allerlei Verwirrungen anfing; nur wollte ſie, ehe ſie ſich fort verheirathete, die Einigkeit meiner Eltern wieder hergeſtellt wiſſen. Da ſie nun ſahe, daß den Eltern die Verbindung mit dem Herrn von J. recht lieb war, weil das Gut A. eine ſo große Herrſchaft iſt, und daß ſie ein rechtes Verlangen bezeugten, ſie mit ihm verbunden zu ſehen, ſo ſagte ſie, ſie würde ſich nicht eher entſchließen ihn zu nehmen, bis ſich Papa und Mama ausgeſöhnt hätten; bei ſolchen Umſtänden könne ſie an keine Vermählung denken.

Da nun alle Beide dieſe Verbindung gern haben wollten, und der Beding, welchen meine Schweſter darauf ſetzte, gar nicht unbillig war, ſo ſöhnten ſie ſich auch wieder aus. Sie vermählte ſich alsdann mit Herrn von J., und die Hochzeit wurde mit größter Pracht vollzogen. Man ließ Köche und Konditors von A. verſchreiben, man machte auch Feuerwerke und Illuminationen, und alle Stück wurden abgefeuert; die Luſtbarkeiten dauerten bei acht Tage; nach dieſen der eben ſo prächtige Einzug in A.

Die M. begleiteten die Braut aber nicht, ſo wie alle andern Hochzeitsgäſte thaten, ſondern blieben hier zurück und machten ſich auf ihren Abzug nach D. geſchickt; denn Frau von M. bezeigte öffentlich Neid über die Heirath der Dorothea, obgleich ſie die junge Frau gar nicht zu beneiden hatte, bei welcher ſchon den andern Hochzeitstag die Verdrüßlichkeiten mit ihrem Mann anfingen, und die ihre unglückliche Wahl nur allzuſehr, aber allzuſpät zu bereuen hatte.

Ich kann Ihnen unmöglich beſchreiben, wie ſchwer mir der Abſchied von A. fiel, da ich nicht nur meine liebſte Schweſter zurücklaſſen mußte, ſondern auch wußte, daß ſie unglücklich vermählt war. Es war mir überdieß auch ziemlich ungewohnt, daß ich jetzt auf einmal ganz allein war.

Indeſſen hatte ich, ob ich gleich erſt elf Jahre alt war, die ganze Hauswirthſchaft zu beſorgen. Mein Amt beſtund aber darin, daß ich erſtens des Morgens in aller Früh aufſtehen, mit der Viehmagd in den Stall gehen mußte. In dem Stall mußte ich da bleiben bis die Magd ihr Vieh gefüttert hatte und gemolken und auf die Weide gelaſſen. Alsdann meine Milch erſt aufheben, abrahmen und was dabei noch mehr gibt zu beſorgen; da ich auch, wenn ausgebuttert wurde, mich keinen Augenblick von Anfang bis zu Ende von dem lieben Butterfaß entfernen durfte, auf daß ja nichts geſtohlen wird. Wenn ich von meinem Stall zurückkam, hatte ich achtzig junge Welſche zu füttern, wovon vierzig alle Stunde und die andern vierzig des Tages dreimal mußten gefüttert werden. Was dieſes beſchwerlich machte iſt dieſes, daß ich, ſo lang die jungen Welſchen gefreſſen haben, dabei mußte ſtehen bleiben, bis ſie fertig waren, worauf auch über eine halbe Stunde darauf ging, und in der andern halben Stunde, bis ſie wieder gefüttert wurden, hatte ich genug zu thun, das Futter, welches aus gehackten Eiern, gekochter Hirſe, geriebenem Brod und gehackten Schafgarben beſtand, zuſammen zu machen, weil es keines thun durfte, als ich, auf daß ja nichts vorging. Ich wußte öfters nicht, wo ich nur die Zeit hernehmen ſollte, daß ich der Köchin, welcher ich aus Keller, Speiskammer und Kaſten nicht nur Alles herausgeben, ſondern auch dabei ſtehen mußte, bis die hergegebenen Sachen an das Eſſen gekommen, die täglich zum Kochen benöthigten Sachen geben ſollte. Mir blieb ſelten Zeit nur zum Eſſen übrig; ja ich kam manchmal gar nicht zur Tafel. Und ſo ging es den ganzen Tag fort, da ich auch Wein und Bier aus dem Keller zu holen hatte, und den Fruchtboden und Garten unter mir. Nur ſpät Abends kam ich wohl manches Mal dazu, für mich zu ſchreiben und zu leſen.

(Die Fortſetzung folgt in den Memoiren der Tochter.)

Sendschreiben an Rachel.

Ein französischer Schriftsteller, Herr Marc Fournier hat folgendes Schreiben an die berühmte Schauspielerin gerichtet, welches wir unsern Lesern mittheilen wollen. Es enthält Vieles, was unsere vollkommene Beistimmung erhält und manche Wahrheit, die auch auf unsere Verhältnisse Anwendung finden kann.

* * *

Schöne tragische Muse, fängt er an, Sie debütirten im Jahre 1838, also nicht weniger als vor acht Jahren. In dieser Zeit, die Ihnen Reichthümer und Siege im vollsten Maße brachte, spielten Sie zwei und zwanzig Rollen. Mein Gedächtniß ist vielleicht nicht sehr treu, allein wenn ich einige Ihrer Schöpfungen auslasse, so sind es gewiß nicht die wichtigsten. Ich nenne unter diesen zwei und zwanzig Stücken die Horazier, Cinna, Bajazet, Andromache, Phädra, Iphigenia, Polieuct, Mithridat und den Cid. Ich füge noch Maria Stuart hinzu, die wohl auch einiges Recht hat, auf dem alten Repertorium zu figuriren; Maria Stuart, das Werk eines unserer Dichter, der für Schiller das war, was Ducis für Shakespeare, und ich beschränke mich auf diese zehn Rollen, welche den besten Theil Ihres Schatzes ausmachen.

Vorher habe ich Ihnen nun eine Bemerkung über diese zehn Tragödien zu machen, die man sich vielleicht noch nie gegen Sie erlaubt hat. Ich gestehe Ihnen nämlich, wenn ich gleich das Uebermaß von Glanz und Leben, welches Sie den Werken zu geben wußten, vollkommen anerkenne, daß eben dieses Leben und dieser Glanz unnütz verschwendet wurden und nur ein negatives Ergebniß zu Tage förderten. Das Talent, welches man auf das alte Repertorium verwendet, ist rein verloren. Dieses Repertorium existirt dennoch, ganz unabhängig von seinen Darstellern; es lebt das Leben der Todten, es ist unsterblich. Man gab die alten Tragiker vor Ihnen und man wird sie nach Ihnen geben, und in welcher Weise man sie auch geben mag, es werden stets die alten Tragiker seyn und bleiben. Allein ich gehe weiter; das alte Repertorium soll nicht „gegeben" werden, in der künstlerischen Bedeutung des Worts. Es soll einfach bloß «gezeigt" werden. Das „Geben," das „Spielen" versteht sich von einer Kunst, welche die äußere Bewegung des wirklichen Lebens nachahmen soll. Wenn Sie diese Bewegung auf die Tragödie anwenden, so beweisen Sie damit, daß Sie weder die Tragödie noch ihre Aesthetik begreifen. Zwischen der Tragödie und dem wirklichen Leben gibt es keine Beziehung; die bewegende Kraft der einen hat mit der andern nichts gemein, und aus der Vermischung Beider erwächst ein Widersinn. Deßhalb fürchten kritische Köpfe nichts mehr als „die gespielte Tragödie." Nehmen Sie ein Weib, das noch niemals einen Fuß auf die Bühne setzte, die jedoch eine reine, wenn gleich kalte Schönheit ist, mit einer reinen Aussprache begabt, besonders von der stolzen Dummheit der Schönheit erfüllt, von der Schönheit, die sich für bedeutend genug hält, um den Geist geringschätzen zu dürfen, werfen Sie ihr ein Stück weiße Leinwand über die Schultern, lehren Sie sie zehn wohlgemessene Schritte von der Hintergardine bis zur Rampe machen, und dann von ihren Lippen die Rolle der Monime fallen zu lassen, dann werden Sie das Rechte haben — das will sagen, daß sie alsdann der Nothwendigkeit des Falschen gehorcht haben werden, welche erheischt, daß Nichts diesem Falschen gegenüberitrete, was die Lüge deutlich hervorhebt. Um dem Falschen Anerkennung zu gewinnen, muß man es von der Wahrheit streng gesondert halten. Je mehr Wahrheit Sie in die Tragödie bringen werden, desto mehr werden Sie der Tragödie schaden.

Ich trete nun geradesweges einem Einwurf entgegen, der sich aus der Thatsache ergibt. Dieser Einwurf ist der ungeheuere, unläugbare Erfolg, den Sie, Mademoiselle Rachel, dadurch erzielten, daß Sie Melpomenen Thränen und menschliche Töne entrissen haben. Die Beseitigung dieses Einwurfs ist leicht.

Die Macht, welche Sie über die Menge ausübten, war eine Ueberrumpelung; Ihr Wunder war eine List. Dieß ist so richtig, daß wenn eine fremde Macht Ihnen nicht zu Hülfe gekommen wäre, der Beifall der Menge sich Ihnen bald entzogen hätte. Die Macht der Gewohnheit stand Ihnen bei. Dieß ist eine Erscheinung der moralischen Welt. Die Todten, mit denen unser Geist in häufiger Beziehung steht, hören auf für uns todt zu seyn. Sie vermischen sich mit uns, wir uns mit ihnen, bis daß wir ihnen etwas von der Wärme unserer Seele einhauchen; wir leihen ihnen unsere Sprache und wir nehmen dann bei ihnen Das für Leben, was doch nur eigentlich der Widerschein unseres eigenen Lebens ist. Dieß ist das ganze Geheimniß. Unter den todten Werken des abgeschiedenen Repertoriums gab es viele, die durch unsere Erziehung, durch Tradition, durch die Gewohnheit endlich, mit der Masse in Rapport geblieben waren; diese durfte man nur gehen lassen, und das Volk glaubte sie wirklich auferstanden. So oft Sie daher diese Operation mit bekannten Tragödien vornahmen, blieb das Mirakel niemals aus; allein jedesmal, wenn Sie dieser mächtigen Hülfe der Gewohnheit sich entschlagen zu dürfen glaubten, und an minder bekannten Todten ihren Hauch versuchten, blieben der Leichnam wie das Publikum, beide starr und kalt. Esther, Berenice, Tancred, Nismed, Ariane, Fredegunde, Don Sancho, Orest, sind eben so viele Niederlagen. Daraus schließe ich, daß Sie das Publikum nicht beherrschen, weil dasselbe, sobald es von der Tra-

dition befreit und seinem eigenen Urtheil zurückgegeben ist, Ihnen seinen Beifall entzieht. Woraus ich ferner schließe, daß ein Talent, welches sich dem alten Repertorium zugewendet, ein verlorenes sei, und daß Sie Ihre Aufgabe verfehlten, als Sie das Ihrige daran verschwendeten.

Ich kümmere mich hier durchaus nicht um die administrative Frage. Ich ziehe hier nur die Kunst in Betracht und nicht das Theatre français. Ich richte Sie im Namen der Kunst; mag das Theatre français sie im Namen der Kasse freisprechen, das ist seine Sache. Was mich betrifft, so kümmere ich mich nicht darum, daß das Theatre français Geld mache oder nicht.* Für uns ist das Theatre français die Bühne des Staates, und der Staat ist Frankreich für die Kunst verantwortlich. Der Staat zahlt die Subvention seinem ersten Theater, damit das Theater der Kunst, und nicht der Industrie angehöre. Stünde es so, so hätten die Gobelins das Recht, Bettvorlagen zu verkaufen, und die Fabrik von Sevres Teller von Pfeifenthon. Deßhalb, sage ich Ihnen, kümmern wir uns nicht darum, wir Männer dieses Jahrhunderts, Künstler der Zeit, Arbeiter des Tages, ob das alte Repertorium Geld mache oder nicht, ob man es mit Ihnen oder ohne Sie gebe, allein wir wollen, daß eine Schauspielerin, die wir schön, jung und mit einem hohen Talente begabt, unter uns entstehen sahen, nicht den Todten, sondern den Lebenden angehöre.

Diese Lebenden figuriren aber nur mit drei Werken in Ihrem Rollenverzeichnisse. Diese Werke sind Judith, Katharina II und Virginia.

Von der Judith will ich nicht sprechen; ich will in diese Discussion nicht den Namen einer Frau mischen, die zu viel Geist und Geschmack besitzt, als daß sie wünschen sollte, daß die Kritik der Arbeit ihrer Mußestunden eine Wichtigkeit beilege, welche nie in ihrer Absicht lag. Aber zu allen Zeiten hatten die großen Schauspieler das ruhmwürdige Verdienst, die Dichter zu Arbeiten anzuspornen, und so wurden sie das magnetische Centrum, zu welchem alle Inspirationen hinneigten. Man hat für Champmeslé, Lecouvreur, Lekain, Talma und Frederic Lemaitre gedichtet. Diese großen Bühnenberühmtheiten erscheinen mit andern Berühmtheiten verbunden; man nennt sie mit Racine, Voltaire, Delavigne, Victor Hugo. Ihren Namen nennt man mit Herrn Romand und Latour de St. Ybars. Diese beiden Tragödiendichter gehören Ihnen; sie sind Ihre Dichter, wie Sie ihre Muse. Fragt man Sie, wodurch Ihr schönes, unnachahmbares Talent der Literatur genützt habe, wozu es die zeitgenössischen Dichter angefeuert, so werden Sie antworten: Herr Romand und Herr Latour de St. Ybars.

Man forscht, was das unerwartete Feuer dieses bleichen Mädchens, mit der strengen Bewegung, mit dem stolzen und finstern Auge, schöner als die Schönheit — man fragt, was dieses zur Kunst berufene Kind, dem die Menge entgegenjauchzte, zur Entwickelung der Geister beigetragen, welches Licht es verbreitet, welche Poesie es entwickelt, und man findet — die Herren Romand und Latour de St. Ybars.

Damit ist Alles gesagt. Wenn Sie die Erste unter den Größten sind, wenn das Ministerium, wenn Frankreich, wenn das Budget, wenn wir Alle jährlich 20,000 Thaler Ihnen zu Füßen legen, außer dem Zoll unseres Lobes und Ihres Urlaubs von drei Monaten, so ist es den beiden Dichtern zu lieb, wie Sie wissen.

Aber nicht wahr? Ich glaube, daß Sie denn doch manchmal Ihren Ruhm gefragt haben, warum nach achtjähriger Bewunderung und dem Zulauf der Menge, sich dennoch nichts für Sie finden ließ, als eine Katharina II und eine Virginia? Ja, es überraschte Sie, daß von all den Dichtern und Schriftstellern, von all den stolzen Federn, all den jungen Geistern, allen den in Arbeit begriffenen Seelen, von all der wackern Literatur, der Tochter der Zeit, Ihr Ruhm nichts anzuziehen vermochte, als zwei Schriftsteller, Männer von Talent zwar, allein doch nur arme Ueberläufer, welche im Schutze ihres tragischen Mantels Ihren Triumph theilen durften.

Haben Sie sich wirklich diese Frage gestellt, so will ich Ihnen darauf antworten: Ich will Ihnen sagen, warum Sie außer Herrn Romand und Latour de St. Ybars sich Niemand erobert haben.

Der Effekt, den Ihre erste Erscheinung machte, war eine Bewegung. Es gibt Wirkungen, welche man erwartet, und andere, welche unerwartet kommen. Diese erwartete man nicht. Hätten Sie, anstatt im Tancred zu debütiren, Marion de Lorme erwählt, und würden Sie im Drama ebenso, wie in der Tragödie gefallen haben, so würde die Wirkung ebenso groß, ebenso wunderbar gewesen seyn, allein sie hätte das nicht hervorgebracht, was ich „Bewegung" nenne. Sie hätten gesiegt, ohne eine Umwälzung in den Ideen hervorzurufen.

Bei dieser Umwälzung blieben Einige stehen, die eben im Gehen begriffen waren. Furchtsamere kehrten um. Die Nachzügler liefen zusammen, das wurde ein Haufe; aus diesem Haufen entstand eine Gruppe, die zur Coterie wurde, und diese Coterie will heute eine Schule bilden.

Wohin streben diese Menschen? Nach einer literarischen Reaction? Keineswegs. Man reagirt nicht gegen ein Jahrhundert, welches seinem Weg folgt, wie ein Strom seinem Lauf; das wissen Jene. Was sie wollen? je nun, aus Ihnen so viel als möglich Nutzen ziehen. Sie haben begriffen, daß der Genre, in welchem Sie glänzen, von Allen derjenige ist, der am geduldigsten mittelmäßige Schriftsteller erträgt. Das ist ihnen

* Bei uns stellt man jetzt die Finanzfrage voran, und das bei Theatern wie das Berliner.

willkommen. Ebenso haben sie begriffen, daß, wenn sie Sie an die Tragödie „nageln", sie auch zugleich die Nothwendigkeit herbeiführen, in Ermangelung von Besserem, ihre Tragödien aufzuführen. Das ist nicht dumm. So beschränkt sich der ganze Plan der kleinen Coterie auf zwei einfache Kunstgriffe: der erste, Sie zu überzeugen, daß außer der Tragödie kein Heil zu suchen sei; der Zweite, recht viel Tragödien zu machen.

Ich gehe nicht über diese Thatsachen hinaus. Ob Sie die Sklavin oder die freie Gebieterin dieser Minorität sind, ob Sie sie beherrschen oder ertragen, das beschäftigt mich nicht. Ich habe Ihnen erklärt, wie diese Minorität Ihnen zu Theil ward; jetzt will ich Ihnen sagen, weßhalb dieß bei der Majorität nicht der Fall war.

Zuerst deßhalb, weil sie Sie nicht für eine Schauspielerin nahm. Man hat Sie poetischer Weise „die Tochter der Todten" genannt, und man lief hin, Sie wie eine Kuriosität zu betrachten. Nichts aber konnte Ihnen verderblicher werden. Man wurde mit dem Gedanken vertraut, daß Sie nicht von Fleisch und Bein wären. Einige behaupteten, daß sie Ihre Schulter berührt hätten, und daß sie Aeginetischer Marmor sei. Da war man allemein verblüfft über das Wunder, daß ein Basrelief sprechen könne. Aber es kam Niemand in den Sinn, das rhetorische Kunstwerk ernsthaft zu nehmen, diese Prosopopöie mit dem menschlichen Antlitze, welche die Arme bewegte und Verse hersagte. Man lief in das Theatre français wie man sich in das Museum gedrängt haben würde, wenn ein Gelehrter aus den Ruinen von Theben das Meisterwerk irgend eines Vaucanson aus den Zeiten des Rhamses mitgebracht hätte. Hatte man die Merkwürdigkeit gesehen, so blieb es dabei. Anzunehmen, daß unter diesem von Phydias selbst drapirten Peplum ein Herz schlage, mit unserm Leben erfüllt, daß unter diesen Haarflechten ein Hirn sei, welches von unsern Ideen sich belebe, das fiel Niemand ein. Und deßhalb haben die Dichter, welche wollen, daß die Kunst dem Leben ähnlich sehe, sich von Ihnen entfernt gehalten, wie von einer Chimäre, und deßhalb sind Sie, einsam und verlassen, dem Herrn Latour de St. Ybars zur Beute geworden.

Allein das ist noch nicht Alles. Man ist von einem Irrthum zurückgekommen und will sich nun rächen, ihm verfallen gewesen zu seyn. Nach der Verblüffung gelangte der prüfende Verstand zu seinem Rechte. Man entdeckte, daß dieses künstliche Götzenbild nicht so leblos sei, als man anfänglich glaubte. Man gewahrte aber auch, daß dieses Leben sich an Flammen entzündete, welche auf verrufenen Altären heimlich brannten. Man begann zu ahnen. Das, was man anfänglich ganz einfach für einen archäologischen Schatz hielt, wurde nun näher untersucht, wie man einer Gefahr oder Drohung näher zu Leibe geht. Denn es war wohl eine Gefahr; es war wohl eine Drohung.

Man sah, daß die Statue ihre Kraft aus der Negation unserer Macht schöpfte, ihr Leben aus der Negation unseres Lebens, daß sie sich wie ein Protest, wie eine Anklage uns entgegen stellte. Auf solche Weise störte sie die Arbeit der Epoche, säete Zwietracht unter die Arbeiter und den Zweifel in das öffentliche Bewußtseyn. Um Alles zu sagen: jene Verachtung, welche Sie stets von unseren Arbeiten und Ideen fern hielt, jene Verachtung, welche Sie taub und stumm mitten durch die Lebenden trieb, welche die Todten verhöhnten, die Sie hinter sich herzogen, jene Verachtung enthielt eine Art von stolzer Herausforderung. Man nahm sie an. Man überließ Sie Ihren eigenen Kräften, auf die Sie so stolz waren. Was man früher aus Täuschung gethan, that man jetzt in feindlicher Absicht. Es war keine Isolirung mehr, es war eine Blokade. Man schloß Sie ein mit Ihren todten Autoren und Ihrem lebenden Autor, und jetzt, da Sie von Hungersnoth getrieben, Orestes und Jeanne d'Arc verschlungen haben, zwei Thaten der Verzweiflung — nehmen Sie sich in Acht, daß nicht die Reihe an Herrn Latour de St. Ybars kommt, Sie zu verschlingen!

Ich versprach Ihnen, die Gründe zu enthüllen, weßhalb Sie so verlassen da stehen; ich habe es gethan. Da Ihre Feinde schweigen, müssen Ihre Freunde sprechen, und mit ihnen Jeder, der es müde, im Halblicht der Zweideutigkeit zu leben. Man mußte es Ihnen endlich sagen. Aus der Arbeit von acht Jahren besitzen Sie nichts als allgemeines Mißtrauen, eine Anhäufung von Niederlagen und ein armseliges Repertorium. Von Voltaire fielen Sie Herrn Soumet heim; wem werden Sie von Herrn Soumet zu Theil werden? Und dann, unter jenem Mißtrauen ruhen Zweifel, welche kränkender sind, als das Mißtrauen. Man fängt an, zu glauben, daß es mehr die Ohnmacht als der böse Wille sei, der sie beherrsche. Man kommt mehr als je auf die plastischen Scherze zurück, mit deren Hilfe Sie Diejenigen loben, welche Sie nicht loben wollen. Selbst das Publikum, der gute Mann, der sich manchmal über die Bedeutung der Worte täuscht, und der „Wunder" sagt, wenn es „Ausnahme" heißen sollte — fängt schon an, Sie auswendig zu können, und Sie wissen, daß es Ihnen gern entschlüpft. Die Kritik endlich — das müssen Sie ja bemerken — fällt in ein schwebelndes Lob, in verzwickte Phrasen, die nichts Gutes bedeuten. Vielleicht sieht sie mit Schrecken den Augenblick sich nahen, in welchem Sie, um Ihnen eine letzte Kränkung zu ersparen, Herrn Latour zu einem Gotte erheben müßte. Das ist hart.

Dieß ist, bis auf den Esprit, den ich nicht hinzuzuthun im Stande bin, das Wenige, was ich an einem schönen Tage dieser schönen Melpomene zu sagen haben würde, um ein Ende herbeizuführen; und weil ich Sie für ein erhabenes Gemüth, für eine der Kunst ergebene Seele halte, würde ich dabei die Hoffnung hegen, Sie von Ihrer Bahn abzulenken, Sie zu vermögen, die Tunika Phädra's mit dem weißen Kleide Marion's vertauschen zu sehen. Allein wohin verirre ich mich? weshalb verliere

ab in und Hause mit blutigen Köpfen, wo sie von ihren Frauen und Kindern mit Jammer empfangen wurden. Ein Theil der Gefangenen wurde nach Kaschau geführt, wo sie in Ketten und Banden schmachten. Zwei der Gefangenen, Graf Nikolaus Forgach und Graf Franz Nadasdy, wurden nach Wien gebracht, wo sie in Ketten und Banden schmachten. Graf Nikolaus Forgach starb nach einigen Jahren im Gefängnisse, Graf Nadasdy wurde nach Verlauf von 3 Jahren, nachdem er seine Güter, Schlösser und Besitzungen, sein ganzes Hab und Gut, seine Frau und Kinder verloren hatte, auf Fürbitte seiner Verwandten, Freunde und Diener, die ihm treu geblieben waren, in Freiheit gesetzt, und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er aber nur wenige Jahre lebte, und starb in Armuth und Elend. Die Gemahlin Graf Nadasdy's, Elisabeth Bathory, die Nichte des Königs Stephan Bathory, wurde in ihrem Schlosse Csejthe in Ungarn eingekerkert, wo sie bis an ihren Tod, 4 Jahre lang, schmachtete. Ihre Kinder wurden ihr genommen, und sie sah sie nie wieder. Ihre Diener wurden gefoltert, und mit Ausnahme einiger alten, welche verbrannt wurden, wurden sie enthauptet. Ihre Güter wurden eingezogen, und sie selbst starb nach 4jähriger Gefangenschaft, ohne ihre Kinder wieder gesehen zu haben, in Armuth und Elend.

Bei und bei Gyöngyös, wo das Gefängniß, in welchem Elisabeth Bathory starb, noch zu sehen gewesen sein soll, wurde ein Schloß gebaut, welches seinen Namen Csejthe noch heute trägt, und von Herrn Graf Anton Csaky bewohnt wird. Dieses Schloß, in welchem die Gräfin Elisabeth, wie es heißt, ihre Verbrechen verübte, und wo sie auch gefangen gehalten wurde, ist noch ganz wohl erhalten, und in seinem Innern noch ziemlich wohnlich. Der Eingang ist durch eine Zugbrücke, und an der Seite, wo der Graben ausgefüllt ist, durch eine Mauer geschützt. Ueber der Mauer sieht man noch die Ueberreste von Kanonen, welche in das Thor hineinschießen. Ueber dem Thore ist ein Gemach, welches noch ziemlich wohnlich ist, und in welchem, wie es heißt, die Gräfin gefangen gehalten wurde. Ueber diesem Gemache befindet sich ein Gefängniß, welches ist, wie man sagt, das eigentliche Gefängniß, in welchem sie starb.

Die Gräfin, und sie mag noch so hohen Standes, noch so reich und mächtig gewesen sein, hatte ihre Strafe verdient, und sie hat sie auch erhalten. Ihre Leute, welche sie gefoltert, und, wie Sie sagen, gemartert haben, sind nicht minder gestraft worden, als sie selbst.

Ich schließe diesen in Ihrer Beschwerde, Graf Jacky betreffend, mit meiner Empfehlungsformel meine

Neuigkeiten und Anderes.

— Wir bitten in dieser Angelegenheit noch einen offenen Schritt thun zu dürfen. Es ist nämlich in Ihrer Beschwerde, Herr Graf, die Behauptung aufgestellt, daß Sie nicht nur Ihr Vermögen, sondern auch Ihre Kinder verloren haben. Wir sind nun in Besitz einer Urkunde, aus welcher hervorgeht, daß Ihre Kinder Ihnen nicht geraubt wurden, daß sie Ihnen nicht verloren gingen, sondern daß Sie selbst dieselben Ihrer Gemahlin, welche Sie, wie Sie sagen, gefangen gehalten haben, zur Erziehung übergeben haben. Diese Urkunde ist ein Schreiben, welches Sie selbst an Ihre Gemahlin geschrieben haben, und welches wir gerne veröffentlichen würden, wenn Sie uns nicht ausdrücklich verbieten würden. Wir bitten um Ihre Antwort.

— Ein Schloß und Gut in Ungarn, welches Graf Jacky besessen hat, ist Ihnen Gegenstand meiner

Digitized by Google

Man sagt, daß Hebbel sein Drama „Magdalene“ für die Aufführung einrichten will. Wir freuen uns darauf von ganzem Herzen.

*** Ein Ueberschwänglicher schreibt aus Wien über Jenny Lind: „Die Kritiker blicken an ihr, wie an einem Obelisk empor, und können den Standpunkt entweder gar nicht finden, oder verfehlen ihn. Daß aber erbitterte Todfeinde sich während der Darstellung einer Lind von Herzen versöhnen können — das versichert und empfindet X.“ Dieser X. ist ein Berliner, der sich nach Wien verirrt hat, das behaupten wir und würd' er unser Todfeind, mit dem uns nur der Gesang der Lind und sonst nichts auf der Welt versöhnen können.

*** Ein neues Stück im Odeon heißt: „Die schöne Herzogin, oder Schach und Matt.“ Es wird gelobt.

*** Im Haag soll eine Oper von dem Prinzen von Oranien unter dem Titel: „Der Sclave des Camoens,“ mit Beifall aufgeführt worden seyn. S. K. H. der Kronprinz von Hannover, S. K. H. der Prinz von Oranien, S. H. der Herzog von Koburg, S. D. der Fürst von Hohenzollern-Hechingen, zeichnen sich als Komponisten aus. Diese Liebe für die Tonkunst bei fürstlichen Personen und das Talent sie zugleich auszuüben, so wie die Lust sich einer so beschwerlichen und anhaltenden Beschäftigung zu unterziehen, wie das Ausarbeiten von Partituren, das Instrumentiren u. s. w. erfordert, ist gewiß ein merkwürdiges Zeichen der Zeit.

*** Scribe, der seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Italien macht, hat ein fertiges Gedicht für Rossini im Portefeuille, um mit dem Meister die Anordnungen wegen der Komposition zu treffen.

*** Die zwei und vierzig bisherigen Vorstellungen der Oper: „Les mousquetaires de la Reine“ trugen der Kasse der Opéra comique 226,360 Franken ein. Der Erfolg ist jedoch noch nicht erschöpft.

*** Ein Benefiz! Madame Boulanger, die Veteranin der komischen Oper zu Paris, zieht sich zurück. Ihre Benefizvorstellung bestand aus Folgendem: Ein Akt aus den Mystères de Paris; ein Akt aus den Krondiamanten; ein Akt aus der alten Oper Ma Tante Aurore, in dem sie selbst auftrat; Riche d'Amour, Vaudeville; Musikalisches Intermezzo: Bolero auf dem Violoncello von Offenbach; Arie der Madame Dorus aus Lucia, das Rendez-vous, Komposition aus 1740, Arie aus dem Pferd von Erz; Tanz: Steyrisches Pas, la Gitana, der Walzer aus Faust; ein Akt aus Don Cesar von Bazan. Das Alles sehen und hören und nicht verrückt werden! Es wird doch überall selbst dem gesündesten Magen zu viel zugemuthet.

*** Der verdient's! Der Vaudevillschreiber Dupin erhielt kürzlich das Kreuz der Ehrenlegion. Er schrieb 2 Stücke für das Theatre français, deren jedes mehr als 100 Vorstellungen erlebte, mit Scribe verfertigte er 60 Stücke, 25 schrieb er allein und etwa 100 mit andern Vaudevillisten.

*** Wie Dumas, so hat jetzt auch Victor Hugo sein Haustheater, wo sie ihre Stücke zuerst aufführen lassen. Diese französischen Schriftsteller werden doch immer mehr große Herren. Man muß selbst bei der besten Anerkennung unserer „Glas-Wasser-Fabrikanten“ gestehen, daß wir zurück sind und nur nachhinken. Wir stehen jetzt erst bei der Tantième, welche die Franzosen schon vor siebenzig Jahren durch Beaumarchais erhielten und bei den Vorschlägen zu Allerlei. Wann kommen wir einmal dazu, uns unsere unsterblichen Werke in unserm Salon zuerst vorstellen zu lassen? und sind wir einmal so weit, wo werden dann schon die Andern seyn? Vielleicht schreiben sie dann gar keine Stücke mehr und haben Ministerportefeuilles.

*** In einem Briefe des Grafen Segur an Madame Mansley, der so eben veröffentlicht wird, schildert derselbe eine Theatervorstellung, welcher er im Jahr 1786 in Trianon beiwohnte. Man gab den Barbier von Sevilla von Beaumarchais. Maria Antoinette war Rosine, der Graf Artois (Ludwig XVIII) Figaro, Graf von Vaudreuil Almaviva, Fürst Esterhazy Bartholo. Später sah er dasselbe Stück in Malmaison, wo Bourienne den Bartholo, die Königin Hortense Rosine, Prinz Eugen Figaro gaben. Er gibt diesen letztern Schauspielern den Vorzug und führt an, daß sie Talma's und Michaud's Unterricht genossen. Welche Schicksale erlebten diese erlauchten Schauspieler? welches Schicksal hatten Ludwig XVI und Napoleon, denen die Stücke vorgespielt wurden? Von Napoleon bemerkt Segur, daß er herzlich (de bon coeur) gelacht habe.

*** Nirgends findet sich wohl die Unsitte häufiger, französische Worte, selbst manchmal auf widersinnige Weise, in die deutsche Rede zu mischen, als eben in der „Hauptstadt der deutschen Intelligenz.“ Wir führten neulich einmal an, daß dort Jeder der ein Entreebillet löst, ein Souvenir als Cadeau erhält. Heute lesen wir, daß ein Garçon (nicht einmal Kellner ist damit gemeint) zwei Thaler für das Abonnement zu zahlen hat. Widersinnig ist es aber noch dazu, wenn der Chapeau mehr zahlt, als die Dame, eine Chaise mit vier Pferden bespannt wird, und eine Stellage zu verkaufen ist. Das ist nicht einmal französisch.

Ausgegeben am 25 Mai 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 24. Lieferung. — Artist. Beil. XIV.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Memoiren der Großmutter, Tochter und Enkelin. Mitgetheilt von Sidonie, Baronesse von Seefried. II. — Hamburger Gemäldeausstellung. — Noch ein Ausflug in die Hud. — Aus Berlin. — Randglossen.

Memoiren

der

Großmutter, Tochter u. Enkelin.

Mitgetheilt von

Sidonie, Baronesse v. Seefried.*

II.

Die Tochter.

Meine Mutter wurde auf dem Lande erzogen, wie man aus ihren Erinnerungen sieht. Ihr Geist, früh-gereift, bildete sich durch zweckmäßige Lektüre; tiefe Frömmigkeit wurde ihr von meinem Großvater durch Lehre und Beispiel eingeprägt, und so war sie in ihrem achtzehnten Jahre nicht allein eins der schönsten, sondern auch der geistreichsten und gottesfürchtigsten Fräulein jener Gegend. Mein Vater, der Graf S., warb um ihre Hand, erhielt sie und Beide fanden die glücklichste Ehe durch eine innige Liebe. Meine Mutter folgte ihrem Gemahl an den Hof des Markgrafen von A. Hier erhielt sie als Mitgabe und Belehrung für ihre neuen Verhältnisse jenen merkwürdigen Brief meines Großvaters, den wir noch in unsern Familienpapieren bewahren und der so lautet: *

Vous vous trouvez donc heureuse, ma chère fille; très heureuse comme vous dites dans les bras de l'amour de votre cher epoux! — Voilà tous mes voeux accomplis!

Vous rendre heureuse, et vous encore voir devenue heureuse, c'étoit le seul souhait, c'étoit le seul but de mes soins paternels et de mes prières au Dieu, Père protecteur de ma maison, avant de finir le peu de reste de mes jours.

Beni soit ce Père Eternel, qui à daigné exaucer mon coeur, le suppliant jour et nuit pour votre Salut. Oui, ce coeur tendre, qui ne discontinuera pas ses prières pour l'affer-

* 23. Lief. S. 353.

* Ich gebe diesen Brief in französischer Sprache, wie er geschrieben wurde und wie in der damaligen Zeit Eltern aus höherm Stande mit ihren Kindern korrespondirten.
Anm. d. Herausgeberin.

missement de votre bonheur, jusqu'à la dernière haleine.

C'est à cette heure, ma chère fille, que vous allés entrer dans le monde. Jusqu'ici vous avez vécu et consumé votre premier age dans l'obscurité et dans la solitude. Les lettres faisoient votre conversation, la vertu étoit votre gouvernante et la sagesse votre précepteur.

Ne les congediéz pas, tant que vous vivrez. Vous aurez besoin de leur secours et de leur conseil dans votre carrière presente, plus que dans l'autre que vous venez de changer.

L'oeil de l'Eternel guidait et protegait l'innocence de vos pas, et de ce bon coeur, dont il vous a doué, pour faire en son temps la felicité d'un homme unique, et c'est avec lui que vous partagerez à l'avenir les douceurs et les amertumes de votre nouvel état, avec qui vous allez changer la vie tranquille de campagne avec le tumulte de la ville.

Voilà un theatre nouveau, pour y jouer un rôle interessant et de consequence, en plusieurs regards.

Quant à l'état de mariage, que vous venez embrasser, je suis sur que votre vertu en surpassera tous les devoirs qui y sont attachés, et le bon coeur de votre incomparable époux m'est un gage plus que suffisant, qu'il l'adoucira de tout son possible. Il vous aime tendrement et vous emploierez toutes les forces d'amour pour conserver et attiser de plus en plus les flammes de ce feu, qui s'éteigne et se laisse refroidir facilement, quand on se delaisse à le nourrir à tout moment; mais qui prend des nouvelles forces par les plus petites bagatelles employées soigneusement à son entretien. L'amour en est un inventeur impuisable. C'est l'amour parfait et solide de qui je parle. Les mariages, qui faillent au plutôt, sont ceux, qui s'acheminent par les desirs amoureux. Il y faut des fondements plus réels et plus constans.

Quant à la ville:

Ici vous monterez sur un theatre ou vous aurez bien besoin d'un Directeur et d'un Soufleur tel que votre epoux. Laissez le diriger votre bouche, vos oreilles, vos yeux, vos mains et vos pieds.

On vous y regardera comme un oiseau étranger; on louera, on blamera vos plumes et vos ramages. Que tout cela ne vous embarasse pas! Ne cherchez qu'à plaire à votre mari; ne craignez de déplaire qu'à lui! — Soyez affable, humble et complaisante, mais enveloppez-vous dans votre vertu. Le nom et la reputation d'une Dame retirée, modeste et vertueuse, vaut mieux que la renomée d'une femme galante.

Ceux qui vous blament et se moquent de vous ne sont pas toujours si perilleux, que ces flatteurs et cajolateurs qui vous louent. Les premiers vous serviront à corriger vos defauts, ceux-ci vous renfermeront les yeux, et ne feront qu'à enorgueillir votre coeur.

Gardez-vous bien de vous familiariser avec aucun homme et surtout avec les amis les plus intimes de votre mari. Vous ne sauriez vous assez dire et redire cette regle.

Gardez-vous aussi de trop frequenter les cercles; restéz chez vous tant qu'il est possible, sans faire tort à la bienséance.

En absence de votre mari, je vous recommande la vie d'une Religieuse.

Gouvernez soigneusement votre oeconomie et ne fiez-vous pas trop à vos domestiques. Une femme menagère enrichit plus son mari, qui si celle lui apporteroit le plus grand dot, avec un esprit depensier.

Les depenses, les plus à éviter d'une femme, consistent dans les habits superflus, des bijoux inutiles, et de toutes ces petites bagatelles, qui n'ont rien de réel, mais qui font souvent la ruine des maisons.

Gardez-vous, tant que vous aimez votre salut de vous charger de dettes. Payez, ce que vous avez à payer sans délai.

Ne faites jamais quelque chose à l'insçu de votre mari, ni contraire à sa volonté. Etudiez ses inclinations et tachez en égaliser les votres.

Sur toutes choses, ma chère fille, priez, craignez Dieu! Aimez-le, imitez-le, et representez-vous en tout lieu sa presence.

Il sera avec vous, il vous tiendra lieu de père, quand il rappellera de ce monde

Votre très fidèle père.

Daß meine Mutter dieſe Lehren befolgte und wie glücklich ſie ſich mit ihrem Manne fühlte, beweiſt ein Journal, das ſie für meinen Vater führte. Sie ſchreibt:

„Ich weiß Ihnen keinen beſſern Beweis, daß ich ſtets, daß ich unaufhörlich an Sie denke, zu geben, als durch dieſes Journal! Jede Minute, welche ich erhaſchen kann, ſei

dazu gewidmet, daß ich Ihnen ſage, wie theuer Sie mir ſind, — wie ſehr ich Sie liebe! Dieſes Wort iſt ſchon ein ſo altes, deutſches Wort, iſt ſchon ſo verderbt und ſo grauſam verunſtaltet und entweiht, daß ich kaum das Herz hatte, es niederzuſchreiben. Zwar es wird jetzt Mode, alte Wörter, welche beinahe ſchon verloren wären, wieder einzuführen, wie wäre es, wenn ich das Wort Liebe aus dem Schutt von Thorheiten, worunter es ſchon ſehr lange begraben liegt, hervorſuchte? — Verdiente ich nicht größern Ruhm als Einer, welcher auf einer zerbrochenen Urne den Namen eines Cäſar's mühſam entdeckt?« —

Nachts 11 Uhr.

»Ich erhielt heute keine Briefe von Ihnen und — es war Poſttag! Ich bin ein wenig verdrüßlich, — unruhig wollte ich ſagen! Sagten Sie nicht, Sie wollten zweimal die Woche ſchreiben? oder irre ich? — Ja, mich dünkt, Sie ſagten's. Jetzt bin ich in Sorgen, in großen Sorgen! Ich weiß nicht, warum mich der ſchwarze, traurige Gedanke überfällt — vielleicht iſt Julius krank? Dieſesmal befürchte ich ſelbſt ſchreckhafte Träume! Ich habe nicht das Herz, mich niederzulegen. Angſt, Angſt, zehnfache Angſt quält mich! Alles ſchläft um mich her! Schauervolle Ebenbilder des Todes! — Ich wache, fliehe den Schlaf! und er flieht mich! Wie brauſt und tobt nicht die ſtürmiſche Luft! Welch ein Windesrauſchen! Alles zittert! Alles bebt! Gewiß eine ſchauervolle, eine fürchterliche Nacht! Mich dünkt, es hat ſich die ganze Natur verſchworen, meine namenloſe Bangigkeit noch zu vermehren. Nun will ich, um mich ſo viel als möglich aufzuheitern ſuchen, alle Briefe, die ich von Ihnen habe, durchleſen.«

12 Uhr.

»Ich habe ſie geleſen, alle geleſen; mich dünkt, ich bin ſchon etwas fröhlicher! Die allzuſchreckhaften, ängſtenden Gedanken verlieren ſich ein wenig! — So werde ich es immer machen, ſo oft ich keine Briefe von Ihnen erhalte. Da werde ich allezeit, um mich zu tröſten, die alten Briefe hervorſuchen.«

Den 27 November 1771.

»Man muß manchmal betrübt ſeyn, um manchmal die Freude deſto ſtärker fühlen zu können, das erfahre ich. Großer Gott! wie verdrießlich war ich dieſe acht ſchrecklichen Tage, da ich keine Zeile von Ihnen ſah, und nun ein Brief von Ihnen! Zehnfache, zehnfache Freude. Auch die verdrießlichen Tage müſſen ſeyn! Sie ſind gleichſam das Gewürz dieſes Lebens! So folgt ein angenehmer Frühling auf den ſtürmiſchen Winter, und wir empfinden das Glück der frohen Jahreszeit um ſo mehr, weil wir das Ungemach der entgegengeſetzten empfunden. Noch nie that ich den thörigten Wunſch: Wenn nur ein ewiger Frühling wäre! noch nie! und eben ſo wenig den: daß mich kein Unfall treffen ſoll! Das hieße Roſen ohne Dornen verlangt. Gib mir, Gott, was mir gut iſt, Glück oder Unglück, frohe oder traurige Tage! Was verſteh' ich's? Du, Du nur weißt, was mir gut iſt! —

»Das iſt Ihrer Beata Gebet; aber das wünſchte ich mir oft, daß ich am Ziel meiner Wallfahrt wäre, und iſt dieß einem Reiſenden zu verdenken? Soll er nicht wünſchen, ſeine Reiſe bald vollendet zu haben? — Ja, es iſt doch nicht recht, es iſt Ungeduld! Was iſt's, ob ich noch zwanzig oder dreißig Schattenjahre länger hier träumen muß? — Sie gehen auch vorbei! Dann ſink' ich lächelnd in die Arme des Todes! Schlafe? — Nein! Erwache, erwache! Ja, wie wohl, wie wohl wird es mir ſeyn! — Beſter Julius, was haben Sie für einen Lärm in Ihrem Brief? als ob ich Sie vergöttert hätte!

Sagte ich nicht, Sie wären ein Sterblicher? ein Menſch? und mit der Idee Menſch verknüpfe ich keinen Halbgott, noch weniger ein moraliſches Ungeheuer, welches ich zwar bewundern, aber nicht lieben könnte! — Ich vermeinte nur ſo viel, daß Diogenes die Laterne würde ausgelöſcht haben, wenn Sie ihm begegnet wären! Auch rede ich nicht von dem, wie ſie einſt waren, ſondern wie ſie jetzt ſind! Es iſt eine grauſame Unbarmherzigkeit, die Leute nach ihrem vergangenen Karakter zu beurtheilen. Gewiß die meiſten Handlungen der Menſchen werden ſchief betrachtet. Oft rechnet man Einen als einen tugendhaften Mann, weil man keine Laſter von ihm erzählen kann. Er ſei es, ich will es ihm nicht abſprechen! aber ein Anderer wird als grauſam verdammt, weil er einige Thorheiten begangen, und im Grund, welcher iſt wohl von Beiden der Beſte?

Können des Ersten Handlungen nicht mehr die Folgen des Temperamentes, der Umstände und Situationen, in welchen er sich befindet, als des guten und tugendhaften Herzens seyn? und vielleicht ist der Andere durch andere Neigung, andere Umstände zur Thorheit verleitet worden, und doch im Grunde tugendhafter als der Erste? —

„Oft nennt man eine Person tugendhaft, vielleicht weil sie nie in Gefahr war, lasterhaft zu werden. Ist aber eine solche Tugend nicht noch zweideutig? Ich möchte um aller Welt willen nicht Jemand anders als Ihnen diese Gedanken sagen. Leute, von allgemeinem Wahn und Vorurtheilen eingenommen, würden mich als eine recht ketzerische Moralistin verdammen.“

Den 4 Januar 1778.

„Schon lange dachte ich, daß das Glück, einen Mann, dessen Herz so ganz nach meinem Sinn und Wünschen ist, in Ihnen gefunden zu haben, für mich viel zu groß wäre, daß es durch eine Wolke getrübt werden müsse. Zwar dieses war ja nur ein Wölkchen, aber ich weiß es schon, daß sich an dem Himmel hier in A. noch mehre über mich zusammen ziehen werden; es ist nur, bis ich den Einstand gegeben habe. Ich werde noch manchmal sagen können:

Die Damen stoßen sich daran,
Und zwingen sich zu lächeln;
Sie zischelten und fingen an
Satyrisch sich zu fächeln,
Bis Eine ganz vernehmlich sprach:
(Und Eine sprach's der Andern nach)
Seht doch vom Land die Zofe,
Was will denn die bei Hofe?

Doch ich lache schon zum Voraus über die witzigen Anmerkungen, die man mir zu Ehren und um die Feinheit seines Verstandes dabei zu zeigen, machen wird. Wäre ich satyrisch, könnte ich wieder Verse dagegen machen. Mich dünkt, es würde mir an Stoff dazu nicht fehlen. Aber so ist dieß meine Sache nicht, weil ich weiß, daß Gott mir meine Zunge dazu nicht gegeben und die edle Zeit nicht dazu erschaffen hat.

Leben Sie wohl, Theuerster, ach, wie kann ich es Ihnen genug sagen, wie ich Sie liebe!“

Dieses vollkommene Glück der innigsten Liebe sollte aber nicht lange währen. Meine Mutter erwartete ihre Entbindung, und das Vorgefühl eines nahen Todes spricht sich rührend in einem Gedichte aus, das sich in ihrem Nachlaß fand:

An den Forst zu W.

Ihr steht entblättert da, ihr jugendlichen Wälder,
Von Boreas des grünen Schmucks beraubt!
Da liegt die Zierde welk! bedeckt erstorb'ne Felder
Die kürzlich noch belaubt!

Wird Euch mein Auge wohl in dem erneuten Schimmer,
Im grünen Kleid des Lenzes wiedersehn? —
Bei Philomelens Lied lustwandelnd oder nimmer
In Euerm Schatten gehn?

Schnell streift des Todes Hand vielleicht von dieser Wange
Den Frühling ab! — leicht, das sie mich ergreift,
Eh' hier der rauhe Nord die Blättchen, die noch hangen
Von Euern Zweigen streift! —

Es sei! ich lächle ihm! blick' heiter ihm entgegen,
Dem guten Freund! — wie wenig fürchterlich
Ist er der Trauernden! — ja komm! — mein ganzer Segen
Freund Hain erwartet Dich!

Was soll hienieden denn die weichgeschaff'ne Seele?
Dieß fühlbar Herz? zu fühlbar für die Welt! —
Empfindsam nur zur Pein, — daß sie sich sehnend quäle
Und Schwermuth sie befällt? —

Denn dieser heil'ge Zug, der mächtigste der Triebe,
Dieß Feuer hier, das meine Brust erfüllt,
Der Durst nach Lieb'! bedarf ein Meer von Gegenliebe,
Das dieses Sehnen stillt.

Drum Heil dem Wonnetag, Heil jenen Augenblicken,
Wo im Triumph sich fesselfrei mein Geist
Dem Reich der Liebe zu, mit himmlischem Entzücken
Der niedern Welt entreißt!

Meine Geburt kostete meiner armen, noch so jungen Mutter das Leben. Ach! diese Sehnsucht, in dem Gedichte ausgesprochen, die Prophezeihung eines herannahenden Todes wurde nur zu bald zur Verzweiflung eines geliebten Gatten, zu dem Unglück eines armen, verlassenen, nun mutterlosen Kindes erfüllt.

Meines Vaters heißester, innigster Wunsch war ein Sohn, und da dieser Wunsch durch

meine Geburt nicht erfüllt wurde, glaubte meine Mutter, die Liebe meines Vaters würde ſich nun vermindern, ſie wollte mich nicht ſehen, wünſchte auf's Neue den Tod — und ſtarb ſechs Tage nach meiner Geburt, den 12 Februar 1779. Meiner Tante von S., die ſie vor ihrem Tode noch beſuchte, empfahl ſie mir Mutter zu ſeyn.

Vor ihrem Tod ließ ſie mich auf ihr Bett bringen und ſegnete mich. Ihr Segen lautete ſo:

„Sei geſegnet im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, Gott Vater, Sohn und heiligen Geiſt. Sei fromm und tugendhaft, lerne fleißig und Du Kind ſei die Stütze Deines Vaters in ſeinem Alter.“ —

Der Schmerz meines Vaters ließ ihm nicht zu, bei ihrem Tode zu ſeyn, ſie befahl alſo den Umſtehenden, ihm zu ſagen, daß er ſie lieb behalten möchte, daß ihr Andenken ihm unvergeßlich ſeyn ſolle.

Acht Tage war ich alt, als man mich von A., meinem Geburtsort, in dem erbärmlichſten Zuſtande nach dem Gute meiner Tante brachte. Dieſe meine zweite Mutter und die verehrte Frau Geheimeräthin von S. retteten mir durch ihre mehr als mütterliche Sorgfalt durch des Höchſten Hülfe das Leben. Der Zuſtand, in dem ſie mich fanden, war erbärmlich; mein ganzer kleiner Körper war blauſchwarz, und Jeder, der mich ſah, glaubte mich ohne Rettung verloren. Mein Vater, der über den unerſetzlichen Verluſt einer ſo geliebten Gattin in Verzweiflung war, hielt die Ueberzeugung feſt, nun auch mich zu verlieren und bat, mich begraben zu laſſen, ohne es ihm zu ſagen.

Jedermann ſah meine Erholung als ein Wunder der göttlichen Allmacht an, und ich wurde in kurzem ein geſundes und fröhliches Kind. Meine Tante hatte damals zwei Kinder: Clemens, einen Knaben von vier Jahren, den ſie einſt für mich beſtimmte und mich ſchon in der Wiege mit ihm verſprechen wollte, und Karl, nur zwei Monate älter als ich.

Da Karl und ich von einem Alter und einer Größe waren, ſo ſpielten wir auch immer zuſammen und waren ſehr verträglich und wie mir meine Tante von unſerm damaligen Charakter erzählte, ſo war Karl ein wenig genau und ich ſehr gut. Karl ſpielte den Herrn und ich gehorchte. So lebte ich in ruhiger, ſchuldloſer Unbefangenheit, und obwohl ich keine Erinnerung mehr davon habe, waren doch gewiß dieſe Jahre die glücklichſten von meinen achtzehn nun verfloſſenen Lebensjahren. —

Mein Vater hielt ſich in A. auf, von wo aus er mich öfters auf dem Gute beſuchte. Nach zwei Jahren lernte er in A. ein Fräulein von N .... kennen, mit der er ſich bald nachher vermählte und mich zu ſich nahm. Meine Tante übergab mich den Händen meiner zweiten Mutter, nachdem ſie ihr das feierliche Verſprechen geben mußte, mich gleich ihren eigenen Kindern zu lieben und für meine Erziehung zu ſorgen, welches ſie ihr auch heilig ſchwur.

In den erſten Jahren, als ſie noch ſelbſt keine Kinder hatte, liebte und ſorgte ſie für mich mit mütterlicher Zärtlichkeit; aber als eigene Kinder kamen, fühlte ich nur zu ſehr, daß man mich gleich einem fremden Kinde, das von Anderer Gnade leben mußte, behandelte; meine Bildung wurde dem Geſinde überlaſſen und dieſes, welches glaubte, ſich durch üble Behandlung gegen mich und Verläumdung einſchmeicheln zu können, dichtete mir alle möglichen Bosheiten und Unarten an, indem ſie meine Geſchwiſter bis in den Himmel erhoben und raubten mir endlich gänzlich die Liebe meiner Mutter.

Da man mich nicht im Guten ziehen könne, hieß es, ſo müſſe man ſtrenge Mittel gebrauchen. Ich mußte von meinem vierten Jahre an unaufhörlich ſtricken, bekam täglich ein Penſum auf und hatte ich dieſes nicht fertig, ſo bekam ich nichts zu eſſen. Beging ich ſonſt eine Unart, ſo wurde ich Tage lang mit meiner Arbeit eingeſperrt und bekam nichts als Waſſer und Brod. Ueberall ſah ich meine Geſchwiſter vorgezogen. Die durften überall meine Eltern begleiten, indem ich zu Hauſe arbeiten mußte. Ich war oft recht froh, wenn ſie mir die Schelfen ihres Obſtes gaben.

Da ich es nach und nach gewohnt wurde, ſo war ich mit meinem Schickſal zufrieden und froh, wenn mir nur einiges von dem Geſinde wohl wollte, die denn endlich doch Mitleid mit mir hatten und mir meinen Hunger ſtillten. Erſt neulich erinnerte mich ein Bauer daran, wie er, da ich einmal eines begangenen Fehlers wegen einen ganzen Tag eingeſperrt war und nichts zu eſſen

bekam, wie er da aus Mitleid Brod und Erdbeeren an einen Faden gehängt, auf einer Hopfenstange in das Fenster reichte.

Durch ein solches Betragen wurde natürlich mein Herz ganz von meiner Mutter abgewandt, und anstatt meine Unarten zu bessern, wurde ich noch mehr erbittert. Sie bestrafte mich nicht aus Haß, sondern sie glaubte nun wirklich, daß ich ein boshaftes Geschöpf sei, welches diese Behandlung verdiene; aber im Grunde hatte ich ein gutes Herz, welches sich auch selbst in meinen Unarten zeigte. Zum Exempel: ich erbrach einst meiner Mutter eine Schublade mit dürrem Obst, leerte sie ganz aus; nicht um damit meinen eigenen Hunger zu stillen, sondern ich warf Alles von dem Fenster herab, armen Bauernkindern zu, die eben so hungrig waren, als ich. Ich schenkte ihnen das Meiste meines wenigen Weißzeuges, und würde Ihnen Alles geschenkt haben, hätte ich mich nicht vor Bestrafung gefürchtet. Hätte man mich mit Liebe gezogen, so würde ich mit Freude jede meiner kindlichen Pflichten erfüllt haben; aber durch Härte und Strenge wurde endlich mein Herz verstockt und für jedes kindliche Gefühl, ja sogar für jede Strafe unempfindlich. Das einzige Gefühl, das mir jeder Zeit meine Strafe erhöhte, war die Schaam, die ich gegen Andere fühlte, wenn ich bestraft wurde. Ich konnte sodann oft Tage lang Niemand ohne Erröthen ansehen.

Meinen Vater liebte ich mit der kindlichsten Zärtlichkeit von früher Jugend an; doch er konnte sich nicht um meine Erziehung bekümmern, wußte nichts von meiner Behandlung, da er meistens verreist und stets mit Geschäften überhäuft war. Alles indeß, was er mir sagte, war mit Liebe gesprochen. Ich wollte ja nichts als Liebe; von der frühesten Kindheit an athmete ich nach Liebe; ich wäre so glücklich gewesen, wenn ich von denen, so mich umgaben, geliebt worden wäre; aus Liebe hätte ich Alles gethan.

Meine moralische und geistige Bildung wurde ganz versäumt; zum Glück konnte ich schon im vierten Jahre lesen, und zu lesen war schon da mein einziges, größtes Vergnügen, und ich las mit einem tiefern Gefühl, als gewiß selten ein Mädchen von siebenzehn Jahren liest. Jedes Thier, so ich leiden sah, rührte mich bis zu Thränen. Es war schon damals ein trauriges Anzeichen, daß mein Herz für unangenehme Eindrücke zu empfänglich ist, daß mein Gefühl schon damals zu hoch für diese unvollkommene Erde war.

Da ich in meinem zehnten Jahr noch beinahe nichts von dem Daseyn eines höchsten Wesens, nichts von Tugend und Laster wußte, so waren also meine guten und bösen Handlungen bloße Instinkttriebe, und ich unterließ das Böse bloß aus Furcht vor Strafe. Uebrigens richtete ich mich nach dem Beispiel Anderer, und da ich immer in der Gesellschaft des Gesindes war, bei ihnen schlief und meistens mit ihnen aß, und unter denen es meist sehr verworfene Geschöpfe gibt, so wurde endlich jeder Keim von Tugend in meiner Seele erstickt, und ich war nahe, ein Geschöpf dieser Art zu werden. — Ich, ein noch unerfahrenes, unerzogenes Kind, würde durch gute Beispiele eben so wohl gut geworden seyn, als mich böse verderben mußten. Meine Behandlung wurde danach härter, als sie je war. Ich hatte kaum Kleidungsstücke, um mich vor Kälte zu schützen, und mußte den ganzen Winter in einer gepflasterten, kalten Küche bei der Magd schlafen.

So erreichte ich mein zehntes Jahr und hatte noch nichts von den sorglosen Freuden der Kindheit genossen. Furcht, Angst vor Strafe, Thränen, waren meine Gespielinnen gewesen. Ich kannte keine Freude und hatte noch keine Bildung des Herzens noch des Geistes erhalten, als die wenige, die ich durch mein Lesen bekam, und ich fühlte, daß eine Unwissenheit der Art nicht meine Bestimmung sei. Mein Gefühl war tief, aber unausgebildet; ich fühlte einen Drang in mir, mich mehr zu erheben, aber ich allein hatte nicht Kraft genug; ich sank wieder in mein Nichts zurück.

Fremde Personen, die ingeheim Gelegenheit hatten, die Art meiner Erziehung zu beobachten, schrieben an meine Großmutter mütterlicher Seite, die Ministerin von .... und beschworen sie, mich zu sich zu nehmen.

Meine Großmutter faßte nun den Entschluß, mich abzuholen, und da sie wußte, daß man mich ihr nicht freiwillig geben würde, kam sie einst nach N. (wo mein Vater Kreisgesandter war), als sie wußte, daß mein Vater eine Geschäftsreise unternommen hatte, und forderte von meiner

Mutter, mich ihr nur auf acht Tage mitzugeben. Meine Mutter, ohne etwas Arges zu ahnen, hatte es ihr kaum zugestanden, als sie sich wieder sogleich in die Chaise setzte und so geschwind als möglich davon fuhr.

Meine Großmutter führte mich auf ihr Gut, wo nun auch meine Tante von S. bei ihr lebte, da mein Großvater inzwischen gestorben war. Meine Tante S. hatte nun sechs Kinder, vier Söhne und zwei Mädchen. Clemens war Page bei dem König von Preußen, und die übrigen fünf Kinder waren zu Hause. Die Haushaltung meiner Tante und die meiner Großmutter bestand in einer. Die Familie meiner Tante bewohnte die Hälfte des Schlosses, die Großmutter mit mir und ihrem Dienstpersonale die andere. Die Tante führte die Oekonomie und wir speisten zusammen. Ich war also eben so gut bei meiner Tante, wie bei meiner Großmutter. Und nun, ehe ich mich in meiner neuen Lage zeige, will ich nach meinen Kräften den Karakter der Personen schildern, die nun alle meine Vorgesetzten waren.

Meine Großmutter, damals in ihrem drei und siebenzigsten Jahr, war das sonderbarste Weib auf Erden; man könnte ein Buch von ihrem Karakter, ihrem Leben und ihren sonderbaren Einfällen schreiben. Sie hatte Verstand, aber keinen gebildeten Geist; sie hatte Talente, sie konnte was sie wollte; vieles was sie that, war lächerlich, vieles zeigte Verstand. Sie war stolz, im höchsten Grade hartherzig, ohne das geringste Gefühl, noch Mitleid. Beides war ihr unbekannt. Gebieterisch, in manchen Sachen geizig, gastfrei um zu glänzen, vorurtheilvoll. Sie konnte hassen, Liebe kannte sie nicht. Sie war immer geschäftig; beten war ihr Hauptgeschäft, ohne daß sie jemals empfand noch ausübte, was sie betete. Sie las nie ein anderes Buch, als ein Gebetbuch, und hielt Jedes, so weltliche Bücher las, für Kinder der Hölle. Sie handelte stets nach ihrem eigenen Kopf und tadelte Andere unaufhörlich; sie zankte immer; nichts konnte man ihr recht thun. Sie war äußerst ordentlich, pünktlich; ich höchsten Grade reinlich und fleißig.

Dieß waren die Hauptzüge in dem Karakter meiner Großmutter, der meine Erziehung nun anvertraut war.

Meine Tante v. S. war zwei und vierzig Jahre und war in erster Ehe sehr unglücklich an Herrn von J. verheirathet. Als dieser starb, heirathete sie den Baron von S., und fand ein wahres und stilles Glück in ihrer zweiten Ehe. Sie war ein wahrhaft frommes, häusliches und tugendhaftes Weib; nur hatte eine leidenvolle Kindheit den Hang zur Schwermuth und eine große Reizbarkeit des Gemüthes in sie gelegt. Sie hatte Verstand, Genie zur Dichtkunst, war immer thätig, Mutter ihren Kindern, freigebig; sie hielt ihre Dienstboten gut, zankte nie, und war von dem ganzen Hause geliebt.

Mein Onkel S., nahe an fünfzig Jahre, hatte ein gutes Herz; doch war er leicht aufbrausend und jähzornig. Er sagte Jedem, was er dachte, fluchte auch wohl manchmal, was meiner frommen Tante jedesmal wie ein Dolchstich durch die Seele ging; aber er konnte es nun einmal nicht ändern, so gut er auch war. Auf einem Auge blind, bestand seine Beschäftigung meist nur in der Aufsicht über Oekonomie und Feldbau, in der Abrichtung seiner Hunde und Fütterung seiner Tauben. Seine Erholungsstunden füllte das Dambrettspielen aus. —

Hofmeister W., Lehrer der Kinder und auch mein verehrungswürdiger Lehrer, war ein Mann von geprüfter Tugend und unbestechlicher Rechtschaffenheit, von aufgeklärter Frömmigkeit und Gottesfurcht; er war Muster und Beispiel seinen Zöglingen, er belehrte mit Wärme und Nachdruck, er war streng und gut, wir liebten und fürchteten ihn; er vergab sich nie etwas an seinem Ansehen; ein unzufriedener Blick von ihm schmerzte uns Kinder mehr, als zehn Ohrfeigen der übrigen.

Er gehörte zur Familie und das Einzige, was man ihm zum Fehler anrechnen konnte, war eine Art Herrschaft im Haus, die er sich durch den hellern Blick in die Angelegenheiten der Familie und dadurch, daß man zu jeder Sache seines Rathes bedurfte, zugeeignet hatte.

Diesem verehrungswürdigen Manne habe ich Alles mein weniges Gute zu danken; ewig werde ich ihm dankbar sein. Ohne ihn wäre ich jetzt verloren, ein gesunkenes Wesen; er prägte meinem Herzen Liebe zur Tugend ein, lehrte sie mich kennen. Gott was wäre

ich ohne ihn geworden. Nur Jenseits werde ich ihm danken können!

So hing ich nun jetzt von dem Willen dieser vier Personen ab, deren Karakter meist verschieden, und die in ihren Meinungen selten einig waren. Meine Lage war nicht die beste; gehorchte ich dem Willen des Einen, so übertrat ich leicht den Befehl des Andern, wurde ich von Diesem gelobt, tadelte mich Jenes.

Im Anfang meiner neuen Lage glaubte ich mich nun im Himmel; ich wurde ganz neu gekleidet, hatte zu essen, so viel ich nur wollte. Ich war in der Gunst meiner Großmutter, sie erfüllte jeden meiner Wünsche und zog mich merklich ihren andern Enkeln vor. Meine Glückseligkeit sollte nicht lange dauern; denn eben diese ausgezeichnete Gewogenheit meiner Großmutter bereitete mir mehr traurige Stunden, als glückliche. Meine Tante glaubte ihre Kinder zurückgesetzt, man dachte höchst ungegründet, ich erzähle der Großmutter, was sich bei der Tante zutrüge, und Alles was Jene wußte, mußte ich gesagt haben, so herrschte eine Kälte und Zurückhaltung, so oft ich bei der Familie war, die mich tief schmerzte.

Nie konnte die Großmama Jemand lange in ihrer Gnade behalten; so genoß z. B. jede neue Kammerjungfer immer vier Wochen eine außerordentliche Gewogenheit. Mit dem Reize der Neuheit verlor sich auch diese, und sie mußte dann einen unweit stärkern Haß empfinden, so ging es auch mir; doch war ich so glücklich, eine Gnade von ungefähr drei Monaten zu besitzen.

Sobald ich nicht mehr den Vorzug der Großmama hatte, nahm die Liebe der Andern zu. Man fand bald, daß mir Erziehung nöthig war. Ich hatte noch nichts gelernt, außer dasjenige, was ich mich durch Lesen selbst lehrte. Was meiner Großmutter am Schrecklichsten schien, war, daß ich nicht einmal ein Vater unser beten konnte. Mich fleißig beten und viele Gebete auswendig lernen zu lassen, war ihre erste Sorge. Ich war sehr unartig und eigensinnig und jede Strafe machte mich noch hartnäckiger, weil sie meinen Stolz empörte; eine liebreiche Ermahnung konnte Alles bewirken; aber man kannte mich nicht.

Wir Kinder hatten alle Tage bei Hofmeister W. von früh acht bis Mittag zwölf Uhr, und von Nachmittag zwei bis Abends sechs Uhr Lehrstunden. Mittwoch und Sonnabend kam Nachmittags öfters ein benachbarter Cantor, der Karl und mich im Klavierspielen unterrichtete; kam er nicht, so hatten wir frei, und dieß waren meine einzigen Spielstunden.

Unser Lehrer lehrte uns Religion, Schreiben, Vorlesen, Geographie, Naturgeschichte, Seelenlehre, die Geschichte, etwas Rechnen und Briefe schreiben. Sein Religionsvortrag und seine Lehren zur Tugend waren so rührend, daß ich nie ohne Thränen zuhören konnte, und ich immer mit heißem Gebet und dem festen Vorsatz, recht gut zu werden, die Stunde beschloß.

Ja, ich kann mir hier eine Zeit meines Lebens und meiner Kindheit zurückrufen, die ich nie bereuen werde, in der ich wirklich recht gut war. Jeden Abend prüfte ich mein Innerstes, bereute meine Fehler und bat mit heißem Gebete die Vorsehung um Vergebung und Kraft zur Besserung. Jeden Morgen erwachte ich mit dem ernstlichen Vorsatz, diesen Tag mich keines Fehlers schuldig zu machen; oft schwor ich dem Allmächtigen, tugendhaft zu werden, ihm mein ganzes Daseyn zu weihen. Möchte der, dem ich dieß noch jetzt gelobe, der in die Tiefen meines Herzens blickt, und noch jetzt mein Bestreben, meinen Wunsch nach Veredlung sieht, möchte er mir die öftere Brechung meines Gelübdes vergeben; vergeben wenn Leichtsinn und Jugend mich irre leiteten; möchte er mir Kraft verleihen, es von nun an desto vollkommener erfüllen zu können.

Meine Lage war hart, härter als die der übrigen Kinder. Ich hatte kein Vergnügen, keine Zerstreuung. Waren meine Lehrstunden aus, so mußte ich bei meiner Großmutter seyn, wurde gezankt oder mußte beten, indeß die Uebrigen spazieren gingen oder spielten.

Oefters machte W. mit seinen Zöglingen, wobei auch meine Tante und Oheim waren, kleine heitere Partien auf nachbarliche Oerter, wo ich dann bei der Großmama bleiben mußte, um mich schmählen zu lassen. Konnte ich auch manchmal einige Augenblicke erhaschen, mich zu zerstreuen, oder spazieren zu gehen, oder hatte ich es auch irgend einmal dahin gebracht, einer kleinen Landpartie der Andern beiwohnen zu dürfen, so geschah es mit einer solchen Aengstlichkeit, da ich

überzeugt war, Verdruß jedesmal zu bekommen, die mir mein Vergnügen sehr verbitterte. Diese beständige Furcht und Aengstlichkeit blieb von hier an ein unglücklicher Zug meines Karakters, der mich noch jetzt oft sehr unglücklich macht, und der mich kein Vergnügen ohne eine gewisse ängstliche Unruhe genießen läßt. Ich sah Alles um mich glücklicher als ich; es war daher nicht zu verwundern, wenn ich bei meinem, nach meinem Alter schon zu gefühlvollen Herzen und etwas empfindlichen Karakter, mich höchst unglücklich dünkte! —

Hamburger Gemäldeausstellung.

Unsere Kunstausstellung ist seit einiger Zeit der Sammelpunkt der beau monde, der Künstler, Literaten und Kunstfreunde.

Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim zu der steilen Höhe,
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,

erquickt ihn die Nähe viel schöner Gestalten und einer Natur, die hier in allen Formen ausgebeutet und nachgeahmt von ihrer friedseligen und stürmischen Seite erlauscht und sogar »idealisirt« ist. Es ist keine leichte Arbeit, sich durch diese Masse von Bildern durchzufinden, sie nach ihren Gegenständen einigermaßen zu klassifiziren und die Zahl der besseren und besten Gemälde von den mittelmäßigen und unbedeutenden zu trennen. Versuchen wir wenigstens diese Aufgabe zu lösen, so weit es auf wenigen Spalten möglich ist. Gehen wir zunächst die vorzüglichsten Landschaftsgemälde, See- und Thierstücke durch, an denen die Ausstellung ziemlich reich ist. Von Jules André in Paris ist ein mittelgroßes Bild eingereicht, das eine Ansicht bei Vincennes auf der Straße nach Paris darstellt; eine treue, fleißige Kopie der Natur, aber auch nicht mehr. Im Wald- und Pflanzenleben, in Luft und Duft herrschen Klarheit und Ruhe, sie ziehen das Auge zu sich. Die Gegend an und für sich bietet aber wenig Interesse dar, man denkt unwillkürlich an schönere Plätze. J. Backof in München hat unter andern eine schöne Waldlandschaft geliefert; er erstrebt aber in seinen Bildern einen überspannten Lichteffekt, man meint, man sähe durch ein Prisma, wenn man auf diese Regenbogenfarben sieht. Einer Mondscheinlandschaft von Begas in Berlin fehlt der Himmel, denn diese beutelartig herabhängende Wolke ist nicht geschaffen, sich über der Erde zu halten. Die Ansicht von Syrakus und eine Gegend am Anio aus der römischen Campagne, von dem verstorbenen Carl aus Hamburg, zeichnen sich durch den schwülen, südlichen Ton aus, der über ihnen lagert. Die Farbengebung ist dabei glänzend und tritt in ihren verschiedenen Tönen je nach der Tiefe und Entfernung der Partien harmonisch zusammen. Im nordischen ernsten Karakter ist eine schöne, ruhige Landschaft von C. Dahl in Düsseldorf gehalten, und der norwegische Wasserfall von Professor Dahl in Dresden ist feucht und flüssig. Eins der schönsten Bilder ist das von dem bekannten, verstorbenen norwegischen Landschaftsmaler Th. Fearnley aufgehängte; am Habitus der ganzen hier entfalteten botanischen Welt, an der Nässe und dem schäumigten, bewegten Leben des Wassers, an der Verduftung des Hintergrunds und der kräftigen Behandlung der vordern Felspartien erkennt man sogleich den Meister. Auch Th. Goldsteins in Dresden Ansicht vom Montblanc gehört zu den vorzüglicheren Bildern dieser Gattung, die riesige Alpenwelt mit ihren wunderbaren Glanzlichtern, ihren Tinten und ihren üppigen, farbensaftigen Thälern heimelt uns an und umweht uns mit Bergesfrische. Einige treffliche Landschaften sind von M. Haeselich in Hamburg. Mondschein und Nachtstille athmen in dem kleinen Bilde von C. Hazen in Harlem. Hellemans in Antwerpen hat eine vortreffliche Waldlandschaft in Abendbeleuchtung geliefert. Auch Immenzeels Mondlandschaft ist ein gutes Bild. W. Klein's in Düsseldorf Landschaft im Karakter der Eifel ist voll Innigkeit und Ruhe, voll Abstufung der verschiedenen Höhenpartien und Tiefe der Fernsicht. Ein großes (dem Umfange nach das größte) Landschaftsgemälde ist von G. Lange in Düsseldorf; es stellt eine waldige und sumpfige Gegend dar und hat besonders in den mittleren Baum-

partien viel Kräftiges und Mildes. Der Boden ist für einen Eichenwald zu locker und sumpfig; ein Lichtblick, der durch die Waldschlucht fällt, dagegen gut gehalten. Von F. de Leuw in Düsseldorf ist ein kleines Gemälde eingeliefert, das sich durch Einfachheit und Wahrheit auszeichnet; es stellt Tannen im Mondlicht und Schnee vor. Ein glänzendes Gemälde ist eine sicilianische Landschaft am Meere von C. Rottmann in München; der Luftton und die Klarheit der Landtschaftstinten sind köstlich. Eine Landschaft im Karakter des Rheins, von L. Scheins in Düsseldorf hat besonders guten Vordergrund; die hintern Partien sind dagegen monoton und ohne Tiefe. Von H. Bürkel in München, der sich als Staffagemaler auszeichnet, sind mehre treffliche Bilder ausgestellt, unter denen hier der Friedhof zu Salzburg Erwähnung verdient. Eins der vorzüglichern Bilder ist auch G. Morgenstern's in München Partie am Starenberger See. Frisch und herrlich erleuchtet. C. Reinhardt's in Dresden Landschaft ist gut gemalt, aber unnatürlich aufgefaßt. Der Föhn, von welchem diese düstere Landschaft durchtobt wird, ist karikirt. Es fehlt dem Ganzen an Leben trotz des aufgewühlten Karakters. Die Winterlandschaften von N. J. Roosenboom in Amsterdam sind dagegen desto wahrer, und trotz der Eiskälte und Frostglätte, die auf ihnen herrscht, lebenswarm. Besondere Aufmerksamkeit erregt der Schreinersthurm zu Amsterdam, von dem Genannten. An Miniaturbildern und Seestücken ist kein Mangel. Zwei originelle kleine Bilder von zwei verschiedenen bekannten Meistern hängen zusammen, ein Seestück von O. Achenbach und ein Seesturm und gestrandet Schiff von Th. Gudin in Paris. An den kühnen, flüchtigen Pinselstrichen, die dick auf der Leinwand liegen und nicht ohne Koketterie und Affektation sind, erkennt man allerdings das Genie, doch muß man es tadeln, wenn es sich in solchem genialen Farbengekleckse ergeht. van Deventer in s'Gravenhage hat sich's auf seinem hübschen, kleinen Bilde, das ein gestrandetes Schiff vorstellt, nicht so bequem gemacht. W. Dreibholz daselbst ist als Wassermaler bekannt. In seinem »Stilles Wasser« ist Durchsichtigkeit und flüssiges Farbenspiel; ein Gegenstück dazu ist von W. Gruyters jun. (in Amsterdam) geliefert, auf dessen Bilde die Bewegung des Wellenelementes treu wiedergegeben ist. Von dem bekannten R. Hardorf in Hamburg sind zwei Seestücke aufgestellt, von denen der Seesturm am Felsen von Ravenswood die Aufmerksamkeit mit Recht besonders auf sich zieht. Der Felsen ist zu gegossen und steif, während das wilde Wasser durch und durch flüssig erscheint. Auch von A. Hulk (Amsterdam) sind mehre gute Seebilder ausgestellt; H. Koekoek jun. daselbst, hat die Sammlung durch ein ebenfalls vorzügliches Marinegemälde bereichert. W. Krause's (in Berlin) Seestück ist in der Wellenpartie sehr gelungen. Der Moment des Ueberstürzes der brandenden Woge ist kühn und kräftig hingestellt. Ein morgenhelles duftiges Strandbild ist die von L. Meyer (in Paris) gemalte Einfahrt in den Hafen von Marseille. Aechtes Geschäume und Gewoge ist auf den von P. J. Schotel (in Medenblick) gelieferten zwei Bildern.

Unter den Thierstücken kommt viel Treffliches und Ausgezeichnetes vor. A. Adam (in München) hat vier Gemälde geliefert, unter denen das verlassene Schlachtfeld von Mosaisk sich durch eine ausdrucksvolle Pferdegruppe auszeichnet, die einen eigenthümlich wehmüthigen Karakter hat. Die beiden Thiere, von denen das Eine tödtlich verwundet am Boden liegt, während das Andere vor ihm steht und es zu beklagen scheint, sind ganz so edel gedacht, wie es sich für edle Thiere eignet. Eine holländische Landschaft, auf der sich das Vieh durch treffliche Zeichnung bemerkbar macht, hat van de Sande Backhuysen (in s'Gravenhage) geliefert. W. Bottomley's (in Hamburg) kämpfende Stiere und Ziegen liefern sprechende Beweise von den Fortschritten, die dieser talentvolle Künstler in den letzten Jahren gemacht hat. Heinrich Bürkel ist bereits erwähnt, ein Pferdemarkt in einem bairischen Dorfe von ihm ist ein tüchtiges Bild, und seine zu verschiedenen Gemälden gelieferten Staffagen verdunkeln hie und da die Bilder selbst. Ein karakteristisches Bild ist das von Rob. Eberle (in München) gemalte »Einschlagende Gewitter.« Es stellt eine Heerde Schafe vor, deren Hirt eben vom Blitz getroffen an den Boden gesunken ist. Der Aufruhr und die Angst, welche unter den

wehrloſen Thieren herrſcht und das inſtinktartige Zuſammendrängen ſind Momente, welche nur ein Meiſter ſo erlauſchen und ſo wiedergeben kann. Den erſten Rang unter den ausgeſtellten Thierſtücken nimmt Eugen Verboekhoven's (in Brüſſel) Bild „Schafe und Federvieh“ ein. In den Geſichtern liegt Sprache und Karakter, und die Stellungen ſind der Natur der Gattungen angemeſſen. Der techniſche Theil des Gemäldes iſt mit großer Meiſterſchaft behandelt.

An Genrebildern iſt kein Mangel. Einige ausländiſche Stücke erregen viele Theilnahme, aber auch von deutſchen Künſtlern iſt viel Treffliches gegeben. Duval Lecamus in Paris führt uns eine Scene aus dem Familienleben des Volkes vor, in das die nationalen und ſtaatlichen Verhältniſſe einwirken; Matroſen kehren in ihre Heimath zurück, einer derſelben iſt dekorirt, der ganze Strand iſt mit Schiffen und Schiffern belebt, Alle haben Theil an der Freude des Alten, dem der Sohn entgegen geht, hinter welchem eine ehren- und gefahrvolle Laufbahn liegt, die er im Gefühl ſeines nationalen Bewußtſeyns glücklich und nicht ohne Anerkennung zurückgelegt hat. Nur inmitten einer ungetrennten, einigen und großen Nation können dem Volksleben ſolche Momente abgelauſcht werden. Unter den von Cretius in Berlin eingelieferten drei Bildern iſt wohl der Scene in Auerbachs's Keller (aus Goethe's Fauſt) der Vorzug zu geben; obgleich man ſich an dieſen Dingen à la Retſch nachgerade ſatt geſehen haben dürfte. Ein ſinniges Bild iſt das von Th. Doſe in Hamburg gelieferte, auf dem eine am Spinnrade entſchlummerte Alte in häuslicher Umgebung ſitzt. Die Gegenſtände im Vordergrunde ſind ungezwungen und ſo behandelt, daß ſie ſich von der Fläche lebhaft abtrennen, die Gruppe im Hintergrunde dagegen hätte minder hart und ſteif ſeyn können. Im alten holländiſchen gewänderſteifen Styl ſind mehre Konverſationsſtücke, an denen faſt durchgängig die Stoffe gut behandelt ſind, von Holländern und Belgiern geliefert. Der bekannte Genfer Hornung hat einen Savoyardenjungen aufgeſtellt, der ſich das Schornſteinfegergeſicht vor einem Stück Spiegelglas abwäſcht. Der kleine ſchmierige Menſch ſieht ſo ſchelmiſch und ſeelenfroh in das Glas, daß man ſich mit ihm freut über den Sonntag, den er nach einer arbeitvollen Woche in Ruhe und zur Pflege ſeines rußigen Leibes zubringen wird. Hermann Kauffmann, von dem drei Bilder ausgeſtellt ſind, ſcheint auch nicht immer den gehörigen Fleiß auf ſeine Gemälde verwenden zu mögen, den ſie verdienten. Die Mutter an der Wiege ihres Kindes und der heimkehrende Pflüger ſind bei weitem ſauberer und beſſer behandelt, als das größte von den dreien: eine norwegiſche Bauernhochzeit, auf der die Gruppirung etwas Dichtgedrängtes und Unmotivirtes hat, das durch die bunte Farbengebung noch ſtörender wird. Ein Frühſtück auf dem forum romanum von Maes in Rom zeichnet ſich durch edle Kompoſition und Zeichnung aus; auch von H. Marr in München ſind ein Paar Scenen aus dem Leben lebendig und voll Ausdruck hingeſtellt. Eins der beſten Bilder iſt P. M. Molyn's in Antwerpen Seiltänzer- und Muſikantenbande; hier ſind die zahlreich verſammelten Perſonen nach einem leitenden Gedanken, aber ohne alle Einſeitigkeit, ohne allen Zwang gruppirt; jede einzelne Figur hat ihre Eigenthümlichkeiten, es iſt nichts Ueberflüſſiges und ein großer Reichthum in dem Gemälde, die Conturen ſind reich, die Zeichnung iſt leicht und die Vertheilung des Lichtes ſehr zweckmäßig. In der Tiroler Familienſcene von Moſt in Stettin ſind die Umgebung und die Umriſſe der Figuren etwas hart, ſonſt aber lebt das Bild und iſt geſchloſſen und hübſch komponirt. Eine Winterſcene von L. Somerd in Antwerpen iſt ein gutes Bild, in welchem beſonders die Geſichter voll Ausdruck ſind, was auf einem andern Gemälde von demſelben Künſtler, „Rückkehr von der Jagd,“ nicht der Fall iſt. J. B. Sonderland's Koſaken, bei einem Gelehrten einkehrend, von dem es viele Kopien zu geben ſcheint, iſt voll Humor. Eine köſtliche Bauernſcene, Kartenſpieler, iſt von H. Vennemann in Antwerpen. Die Dummheit, der naive Ausdruck in der Alten, die eben ausgeſpielt hat, ſind unübertrefflich. Ein vorzügliches Gemälde iſt die Weinprobe von P. Schwingen in Düſſeldorf; auf dem Hofe eines Winzers ſteht um eine Tonne Wein eine Gruppe von drei Männern, von denen der Eine eben das Glas abgeſetzt hat und in Mienen genug ausſpricht, wie wenig der genoſſene Wein allen Anforderungen ent-

ſpricht, die er an dieß edle Gewächs ſtellt. Dieſer Kerl iſt in ſeiner nachläſſig angelehnten Haltung, und ſeiner angenommenen Wichtigkeit in den Mienen ſo recht aus dem Volksleben herausgegriffen, wie auch ſein Gaul ganz ſo derb und kräftig daſteht, als er ſelbſt. Der Maler verſteht jedoch noch nicht ganz die Kunſt, ſeine Zeichnung von der Fläche zu löſen. Die Beleuchtung auf dem Bilde, das in allen Winkeln voll Poeſie und gut gezeichnet iſt, hätte weit günſtiger gewählt werden können. Die Franzoſen in Cairo von F. Slingeneyer in Antwerpen, ſind Soldaten, wie ſie nur die Kaiſerzeit ſchuf, man ſieht ihnen an, wie viel Pulver ſie gerochen, und wie groß das Stück Menſch und Nation iſt, das ſie in ſich tragen. Ein Gemälde von Th. de Smith in Antwerpen hat gute Gewänder, aber Verwirrung in der Kompoſition; es iſt als hätten Rubens Familie expreß um dem Maler zu ſitzen, Toilette gemacht, ſo ſteif und gezwungen iſt dieß Atelier des großen Künſtlers. Ganz originell und den Gedanken des Malers deutlich veranſchaulichend, iſt das kleine von A. Klein in München gelieferte Bild, das zwei vor einem Pfluge ſcheu gewordene Bauernpferde vor der vorüberraſenden Lokomotive die Flucht ergreifend ſehen läßt. Mögen unſere Maler das Ihrige thun, um die Natur feſtzuhalten, die uns durch die Induſtrie oft genug vertreten wird. Eine volksthümliche Scene hat H. Ritter in Düſſeldorf gemalt: Ein Fiſcher, der der Frau ſeines Freundes die Nachricht von dem Tode ihres Mannes bringt. Schmerz, Kampf, Schrecken in den Geſichtern, ſind pſychologiſch treu; das Ganze ſinnreich und in Ausführung nicht minder bedeutend als im Gedanken. Eine ländliche Scene von von der Embde in Kaſſel wird ebenfalls viel betrachtet, des allerliebſten, kindlichen Mädchens wegen, das im Vordergrunde ſteht, aber alle Aufmerkſamkeit des Künſtlers von der Umgebung abgelenkt hat. Vielen großen Bildern macht ein kleines von de Brupker (in Antwerpen) gemaltes Genrebild den Vorzug ſtreitig, das das Innere einer holländiſchen Küche ſo einladend, ſonntäglich ſchön, ſauber und licht darſtellt, daß man in jedem Winkel derſelben Platz nehmen möchte. Ein wohlgruppirtes Gemälde von Robert Reinick in Dresden, iſt der erzählende Pilger. Der Ausdruck in den Geſichtern und die Drapperie ſind ſehr gelungen.

Die Zahl der allegoriſchen, hiſtoriſchen, mythologiſchen u. ſ. w. Bilder iſt klein. Ein ernſtes edles Bild iſt der von C. Wolff in Altona gemalte ſchlafende Barbaroſſa. Die Zuſammenſtellung des rothen Barts und des Purpurmantels zeigt, daß der Künſtler ſich vor den Farbenſchwierigkeiten nicht ſcheut. Der Faltenwurf iſt reich und zwanglos, der Kopf des bekrönten Kaiſers voll Majeſtät. „Was würde er wachend ſeyn“ — denkt man vor dieſem Bilde — „da er ſchlafend ſchon ſo mächtig ſcheint!“ — Aber was ſoll uns der ſchlafende Kaiſer? Macht Deutſchland mit Euern Farben lebendig, weckt es aus dem Schlaf, lullt es nicht ein. Die Vorleſung eines Urtels von M. Artaria (in Mannheim) iſt ein wohlkomponirtes Gemälde. Die armen Hugenotten, welche hier aus dem kalten Munde ihr Todesurtheil vernehmen müſſen, erwecken unſer hohes Mitleiden. Eine von L. Aſher in Hamburg gemalte Cäcilie hätte etwas minder derb von Fleiſch ſeyn können; ſie ſieht zu materiell und zu wenig verklärt aus; es ſpricht ſich in ihr die ſinnliche Seite der Muſik aus. Auf dem von F. Correns (in Antwerpen) gelieferten Bilde: „Anna Boleyn vor dem Könige Heinrich VIII ſingend“ ſind die Stoffe glänzend behandelt, aber des Königs Beine ſind hölzern und die Hunde am Boden ſteif. Ein gutes Bild iſt A. Henning's (in Berlin) Abandonnata. M. Genſler's (in Hamburg) betender Johannisritter erinnert zu ſehr an's Aktzeichnen. Die Umgebung iſt gut und einfach, die Hauptfigur aber zu unbedeutend. Oppenheim's (in Frankfurt) bibliſches Stück: „Abraham die Engel ſpeiſend,“ findet ganz und gar keine Theilnahme, und verdient ſie auch nicht. Man hält hier überhaupt von den Herren Malerprofeſſoren nicht viel; die von den Titelloſen eingereichten Stücke laſſen die ihrer gelehrten Herren Kollegen in der Regel weit hinter ſich zurück. Eins der erſten Bilder auf der ganzen Ausſtellung iſt das von H. Scheffer (in Paris) gemalte „Chriſtus, Maria und Martha.“ Die Gruppe iſt edel gedacht und meiſterhaft gezeichnet, die Gewänder umfließen die Geſtalten, und die prunkloſe, faſt zu beſcheidene Farbengebung läßt die großen Schönheiten

des Ganzen noch mehr hervortreten. In der Stellung verfehlt iſt dagegen der Beſuch Gottfrieds von Bouillon im Jeruſalemer Hoſpital, von van Vereydt in Amſterdam. Manche Vorzüge hat „die Erziehung des Jupiter“ von Hermann Steinfurth, einem Hamburger in Düſſeldorf; in dieſen nackten Figuren liegt viel Keuſchheit und die Gruppe iſt trefflich komponirt; aber die Fleiſche ſind zu roth behandelt und der kleine Jupiter hätte etwas von einer jungen herkuliſchen Natur haben können. C. Vogel von Vogelſtein's chriſtliche Märtyrin mit ihrem Kinde vor einem Gitter erregt ebenfalls Aufſehen. Die Mutter iſt aber kalt und ihre Stellung zu wenig natürlich; das Licht iſt effektreich und der Ton des Ganzen ſchön. — Unter den architektoniſchen Bildern zeichnet ſich Ludw. Hermann's (in Berlin) Dogenpalaſt in Venedig vortheilhaft aus; unter der Reihe von Stillleben ſind einige nicht minder werthvolle Beiträge.

Noch ein Ausflug in die Hub.

Wer ſich noch eines Aufſatzes erinnert, dem der Herr Herausgeber eine Stelle in der Europa einräumte, verlangt gewiß keine Wiederholung, und nimmt es für bekannt an, daß dieſer Badeort der lieblichſten einer in allen deutſchen Landen, und die Sehnſucht nach kühlen Schatten, grünen Wieſen, friſchen Quellen, die jeder heiße Sommer weckt, nirgend angenehmer befriedigt wird, als hier. Nun aber hat jeder Badegaſt, der nicht halb todt in eine Anſtalt kommt, noch eine Menge anderer Sehnſuchtstriebe, alle die billigſten von der Welt, ſie alle finden hier Befriedigung; der neue Badwirth, Herr Schremp, hat den frühern, den Königlich Preußiſchen Leutnant Herrn Fries, der, bei der damaligen ungünſtigen Abgelegenheit der Hub erſchöpfende Opfer — vergebens — brachte, weit überboten. Die ſchon damals wohl eingerichteten 62 Zimmer, ſind wiederum friſch und ſehr geſchmackvoll dekorirt. Sie bieten von allen Seiten des freundlichen Hauſes Sonne, Luft, anmuthige Ausſicht dar. Von den Corps de Logis für Familien, deren es nur zwei gibt, iſt ſchon eines für dieſen Sommer weggenommen. Im dritten Stockwerk hat man weßlich die ſchönſte Ausſicht nach den Vogeſen hin. Die Gaſttafel iſt eine der ausgeſuchteſten, denn die wackere Hausfrau läßt es an Aufſicht nicht fehlen, und die Eiſenbahn verſtattet ſchnelle Beſorgung der vorzüglichſten Vorräthe aus Straßburg und der Umgegend. In einer halben Viertelſtunde fliegen des Hausherrn muthige Pferde mit der leichten Kaleſche nach Ottersweier an den Bahnhof, um nach Straßburg oder Offenburg zu reiſen, oder in zwanzig Minuten nach Bühl, um von dort mit den Höllenroſſen* Karlsruhe zu erreichen. Der kühle, hohe Weinkeller iſt mit den edelſten Sorten einheimiſchen Markgräflers, Affenthalers, und der beſten ausländiſchen, wie Rheinweine angefüllt. Im Forellenbehälter ſchwimmen zwar keine Ungeheuer, aber die beſcheidenen, zarten Miniaturforellen, die das Netz herauf befördert, haben auch ihren Werth, eben ſo ſind die Weiher mit andern guten Fiſchen bevölkert. Die ſtattlichen Schweizerkühe und Ziegen in den Ställen, wohlverſorgt durch die duftenden, kräuterreichen Wieſen, geben Milch und von dieſen Molken, die denen der Alpen wenig nachgeben. Doch der Menſch lebt nicht vom Eſſen und Trinken allein, ſondern auch vom Wort, die Hub hält Journale, hat ein Konverſationszimmer mit Pianoforte, und die intereſſantbewohnteſten Landſchlöſſer** um und um, ſelbſt im Winter fehlt es ihr nicht an bleibenden Gäſten. Die ſchöne Jahreszeit ruft ganze Schwärme aus dem Elſaß und allen Nachbarſtädten um und um, am Sonntag beſonders, hierher. Es gibt einen Schlag Men-

* Wenige Landleute laſſen es ſich ausreden, daß der Teufel in der Lokomotive ſitz. Ein Bauer ſoll geſagt haben, das ſähe man ja ſchon an der Unbarmherzigkeit, womit die Stehwagen, die gleichwohl ſehr theuer, eingerichtet ſeien. — Wird denn Brentano's, des edeln Abgeordneten herzergreifendes Wort für menſchliche Einrichtung und Bedeckung des Stehwagens in den Wind verfliegen? — Auch den häufigen Regen ſeit 1842 meſſen die Landleute dem vielen Dampf bei, von dem immer dichter gewobenen Eiſenbahnnetz, Dampfbooten und andern rauchenden neuen Erfindungen.

** Z. B. das romantiſche Schloß Aubach, ſo wie das nahgelegene Beſitzthum des Herrn v. Harder, in entzückender Lage, eine halbe Stunde von der Hub auf einer Anhöhe. Hubwalden, dicht an der Hub, die reizendſte Villa, die ich weiß, mit eigenem Wäldchen, von deſſen allmählig aufſteigender Anhöhe die wunderreichſte Ausſicht ſich öffnet, mit einem angeſehenen Weinberg, angepflanzt mit den edelſten Sorten und in günſtiger Lage, mit trefflichen Kornfeldern, umgeben von einem ländlichen Garten, den eine ſtrömende Quelle belebt, mit Oekonomiegebäuden und allen erſinnlichen Bequemlichkeiten für den häuslichen Comfort ausgeſtattet. Die Erbauerin, Gräfin Julie von Mantenfel, lebt ſeit einem Jahr in Rom, wird wahrſcheinlich dort bleiben und Hubwalden verkaufen.

Eine warme Quelle, von demſelben Gehalt wie die Quellen von Baden, lockt manchen Gaſt hieher, dem der ſtillere Aufenthalt mehr behagt. Die Kaltwaſſerbäder, Douchen u. ſ. w. waren ſchon zu Zeiten des Inhabers, Herrn Fries, unübertrefflich, zu großem Theil auf deſſen eigene Koſten eingerichtet. Auch damals ſchon nahm ſich Herr Doktor Schmidt aus Bühl mit preiswürdiger Einſicht und Liebe der Anſtalt an. Die Koſten des hieſigen Aufenthalts ſind billig, nicht hier muß man, wie an manchem Ort, das Waſſer mit Gold aufwiegen. —

schen, der gar nicht zu verachten, von der eigensinnigsten Art, die wollen sich nur unter ihres Gleichen vergnügen, ländlich geschmückt, harmlos gesinnt; können kein Spielergericht leiden, wollen von keinen Wahlverwandten des grünen Teppichs wissen, als da sind — nun, man kennt sie ja! Solche Familien führen die blühende Jugend ihrer Angehörigen nach der Hub zum Sonntagsball, wahrhaftig sie haben Recht! Zu Engländern sind sie verdorben, denn sie wollen am Sonntag Musik und Freude. Der Sonntagstanz in der Hub gemahnt mich wie der anspruchlose sittige Tanz der muntern Pariser Jugend und der lieblichsten Töchter des Thals von Montmorency zu Napoleons Zeit, unter den hundertjährigen, ächten Kastanienbäumen auf der weitumschauenden Höhe von Montmorency, die ich seit fünf und vierzig Jahren nicht wieder besucht. Vieles war von dort zu sehen, selbst das Mene Mene Tekel Upharsin, das die warnende Hand des Schicksals mit den Flammen des fürstlich Schwarzenberg'schen Festpavillons an jenem unvergeßlichen Abend 1810 in Feuerzügen, unleserlich doch nicht unverständlich, in die stillen Lüfte schrieb. Die Tanzenden auf der Anhöhe, umkreist von bunten Lampenguirlanden, die im Kreis um die uralten Bäume gereihet waren, sahen die Flammen und walzten unbekümmert fort, hielten sie wohl für ein ausgeartetes Feuerwerk zur Lust der allerhöchsten Gäste? Wir sahen sie auch von unsern Fenstern, indeß drüben vom Tanzplatz einzelne Töne der Flöten und Geigen zu uns herüber irrten, und die Gruppen der fröhlichen Jugend wie Schatten in dem feurigen Zauberkreis schwebten, der jede Sorge fern gebannt hielt. Erst in der Morgenfrühe erklang die Schreckensbotschaft durch das stille Thal, wir fuhren nach Paris, und begegneten nur todten, blassen Gestalten, Ahnungswolken lagerten auf allen Stirnen — warum muß mir das jetzt einfallen? Hier unter säuselnden Wipfeln, wo die hellen Fluten unter Blumen durch die Wiesen eilen? Ist nicht Alles um mich her Lieblichkeit und Frieden? Ach! wer kann der tragischen Gewalt furchtbarer Erinnerungen widerstehen! — Eben recht erscheint eine freundliche, wohlbekannte Gestalt in den Baumgängen, Hofmaler von Helmsdorff, auch im Winter ein bleibender Bewohner der Hub, und führt mich nach Norwegen, Italien, Schweden, Dänemark, nach den wonnigsten Thälern, auf die entzückendsten Höhen — in seiner Werkstatt, wo die Fragmente aus des Vielgereisten Tagebuch nicht mit Worten geschrieben stehen, sondern mit Strahlen, Wolken, Fluten, Sturm und Flammen! Der schlechte Künstler ist ein umgekehrter Pygmalion, statt die Bildsäule zu beleben, nimmt er ihr die Seele; der treffliche ruft ihre Seele vor das Auge: den Gottesgedanken, der sie durchweht! Dies that ein Ruisdael, ein Claude Lorrain, ein Friedrich! Dieß thut ein Dahl, dieß Helmsdorff! Ich habe nicht Alle genannt; Pouffin, Ferdinand v. Olivier, gehören nicht eigentlich in diese Reihe; manchen Meister ruft der Genius, Andere rufen Ihn, Preis Jedem, dem Er sich in Liebe neigt!

Lange verweilt ich vor dem Bild einer uralten Eiche, einige Stunden von Ettlingen steht sie, gepriesen als die Herrlichste im deutschen Land. Hier auf Helmsdorff's genialem Gemälde sah ich sie umstürmt, bei Gewitterregen, Sonnenblicken, auf abgestorbenen Aesten, und auf dem frischen Maigrün, das ihr letztes Lebensmark treibt. Der Stamm ist hohl, ein Hirt leitet die wollige Heerde in den sichern Raum, und blickt besorgt nach dem flammenden Wetterstrahl drüben im Thale. Tausend Jahr und drüber sind über ihren Wipfel hingeflogen, ein Theil des Stammes ist verwittert — ist das nicht Deutschland?

Opitz's Linde, unweit Heidelberg, sank vor ungefähr vierzig Jahren unter den Schlägen der Habgier, kürzlich auch traf ein gleiches Loos den herrlichen Nußbaum vor dem Hause, das Luther auf der Flucht beherbergte, auf dem Weg nach Handschuchsheim; dieß lebendige Monument mußte Kartoffeln Platz machen. Eine vielhundertjährige weitumschattende Buche in voller Kraft, unweit der berühmten Eiche bei Ettlingen, wurde gefällt, noch eh' der wackere Oberförster es wußte und hindern konnte; auch Deutschland hat seine Bande noire, so gut wie die in Frankreich, allem Großen feind! Ja! die Heidelberger Schloßruine sollte abgetragen werden, es sind nun auch gleich fünf und vierzig Jahr, sie war schon auf Grund und Boden nach dem Kubikfuß angeschlagen und verschachert, als Karl Friedrich's Verbot den Handel zerschlug. Der Nothruf für das Heidelberger Schloß war aus Kotzebue's Brust zu dem hochherzigen Fürsten hin erklungen. Karl Friedrich war es auch, der seinen greisen Neckarschiffern Gehör gab, und die Felsen im Strom, ihrer seit Menschengedenken berühmter Kunst weiser Umschiffung Denksteine, zu sprengen verbot. Nun aber kamen unsere Tage mit ihren Dampfbooten, und die Felsen mußten weichen — Felsen wachsen nicht wieder, das hat unsere Zeit vergessen!

Helmine v. Chezy, geb. v. Klencke.

Aus Berlin.

16 Mai.

†† Die berlino-hellenischen Theatervorstellungen sollen auch für die staunende Nachwelt ihre Verewigung finden, und zwar durch eine Sophoklesmedaille, welche hier, auf Befehl und zum Theil nach der Angabe des Königs selbst, geschlagen worden. Auf der einen Seite erblickt man den so hoher Gunst theilhaftig gewordenen Herrn Sophokles selbst, auf der andern aber die beiden Köpfe von Ludwig Tieck und Felix Mendelssohn-Bartholdy, zugleich mit einem Genius, der vor einem Altar opfert, einem Dionysos als Vater der griechischen Tragödie und einer Sirene. Es ist ohne Zweifel eine große Ehre für die Herren Tieck und Mendelssohn, daß sie sich durch diese Zusammenstellung zu einer Congenialität mit dem großen tragischen Dichter des Alterthums erhoben sehen, wenn auch bei dieser Gelegenheit eigentlich nur ihre Dienste, die sie als Helfer und Vermittler der Sophokllesdarstellungen

durch Musik und scenisches Arrangement geleistet, belohnt werden sollen. Was den Dichter Ludwig Tieck anbetrifft, der gegenwärtig eine Besoldung von 4000 Thalern jährlich vom preußischen Hofe bezieht, so hat ihm der Sophokles hierselbst zu der Rolle des „Rathgebers" verholfen, den er in seinem Blaubart als humoristischen Karakter so unübertrefflich vorgezeichnet hat, indem er damals gewiß nicht ahnte, daß er den Fußstapfen dieses Humors einmal in Person nachwandeln würde. Tieck hat in Berlin nicht einmal ein gesellschaftliches Verhältniß gewinnen können, wie er es in Dresden so glänzend behauptet hatte, und eben so wenig hat seine Stellung in der Literatur hier an größerer Bedeutung und durchgreifenderer Anerkennung gewonnen. Um so erfreulicher ist diese reichliche und sorgenfreie Existenz, welche jetzt dem hohen Alter seines Dichterlebens gegönnt ist. Nur steckt darin auch wieder der wehmüthig ironische Stachel, daß Tieck seinen eigenen dramatischen Bestrebungen, auf die er so viel gegeben, niemals die Anerkennung verdanken konnte, welche er jetzt als bloßer Rathgeber und ästhetischer Handlanger bei den berlinischen Hof-Sophoklesdarstellungen so leicht errungen. Und wenn es noch Shakspeare wäre, mit dem jetzt der Ruhm seines Namens auf diese Weise für die Nachwelt vergesellschaftet würde, Shakspeare, der Hort seiner strebenden literarischen Jugend, zu dessen Verständniß er in Deutschland dichterisch und kritisch so unendlich viel gewirkt! Aber auf dieser Sophoklesmedaille nimmt sich uns der Kopf Tieck's nicht so aus, als wenn sein wahres Verdienst damit belohnt würde. Es ist der Hofpensionär Tieck, der uns in diesem Zusammenhang daraus entgegenblickt. Mit Herrn Mendelssohn ist es schon eine andere Sache. Er ist hier ganz an seinem Platz, da in dieser dienstlichen Hofbeziehung, in der er allein in ein Verhältniß zu Sophokles gestellt werden kann, schon ein großer und vielleicht der größte Theil seines Künstlerruhms und Künstlerwerths ausgedrückt liegt.

Auf der königlichen Bühne hat gestern Herr Emil Devrient aus Dresden seine Gastdarstellungen mit dem Marquis Posa begonnen. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser begabte und denkende Schauspieler sich vor den meisten andern Bühnentalenten der Gegenwart durch eine feine Begränzung seiner Darstellungen, wir möchten sagen, durch eine geistige Oekonomie, in der er eine ungemein richtige Vertheilung seiner Mittel und eine harmonische Abrundung seiner Aufgabe hervorbringt, auszeichnet. Herr Devrient beweist dies namentlich auch in seinem Marquis Posa, dessen berechnete Schwärmerei er in einem vortrefflichen Karakterbild wiederzugeben versteht. Die Wirkungen dieses Schauspielers, die auch hier bei seinem ersten Gastspiel bedeutend zu nennen waren, sind um so reiner und geistiger, da sein theilweise sehr volles und schönes, theilweise aber auch leicht zu derangirendes, zum Ueberschreien und zur Heiserkeit gereiztes Organ ihm Manches verdirbt, außerdem aber auch nicht selten eine Manieritheit bei ihm sich vordrängt, die für uns wenigstens keine angenehme Beigabe seiner Leistungen ist. Sein Gesicht, das immer nach einem karaktervollen Ausdruck strebt und darin besonders durch ein bedeutsames Auge unterstützt wird, ermangelt doch auch wieder einer großen Beweglichkeit und fixirt sich leicht, wie es ihm namentlich als Marquis Posa geschieht, zu einer gewissen Starrheit. Doch sind die wirklichen Vorzüge dieses Künstlers, vornehmlich in einer Zeit der deutschen Bühne, wie sie jetzt ist, nicht genug zu schätzen und wir sehen deßhalb mit Vergnügen einer Reihe anregender und erfreulicher Leistungen auf unserer Bühne durch ihn entgegen. Die gestrige Darstellung des Don Carlos war, um dem Gaste Raum zu geben, in ihren übrigen Partien auf eine zum Theil sehr bedenkliche Weise zusammengestoppelt worden. So gab Madame Crelinger bei dieser Gelegenheit wieder einmal die Prinzessin Eboli, in der sie allerdings vor 30 Jahren alle verführerischen Reize ihres Organs und ihrer Deklamation entfaltete. Wir gehören nicht zu Denen, welche gern auf eine geniale Künstlerin, wenn es nicht nöthig ist, das Gewicht ihrer leiblichen Jahre zurückschleudern. Eine Schauspielerin hat immer nur die Jahre, die man ihr ansieht, wo sie dieselben aber nicht mehr bergen kann, da hat sie auch unerbittlich ihr Recht auf die Jugend verloren, besonders in Deutschland, wo Schauspielerinnen nur höchst selten das äußere Geschick und die innere Elasticität besitzen, um über eine gewisse Gränzline siegreich hinauszukommen. Eine Matrone, wie Madame Crelinger, sollte ihre eigene künstlerische Vergangenheit zu lieb haben, um dieselbe in einem solchen Bild zu persiflliren, wie gestern ihre Eboli war, die wie eine traurige Karikatur aller Jugend und Liebenswürdigkeit uns ansah. Auch sollte das Gefühl des Publikums billig mehr geschont werden, da eine Erscheinung, welche uns nur das graue Gesetz des ewigen Verwelkens in dem hier herausgeforderten Kontrast repräsentiren kann, in dieser Weise weder in das Kunstwerk, noch in den Kunsttempel hineingehört.

In dieser stillen Theaterzeit hat unser Repertorium unerwartet einen sehr lebendigen Aufschwung genommen, und der unermüdlich schaffende und sorgende Herr von Küstner benutzt diese Zeit, wo die Modesaison keine Anforderungen mehr geltend macht, um uns die klassischen Meisterwerke der dramatischen Poesie, so gut wir dieselben jetzt hier darstellen können, vorüberführen zu lassen.

Die Schriftstellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn, deren Bücher keine Leser mehr finden, verweilt seit einiger Zeit wieder hier, und wird in gesellschaftlichen Kreisen mit einem Trauring am Finger gesehen, woraus man auf ihre seit einiger Zeit geschehene Verheirathung mit ihrem Freund und Reisegenossen, Herrn v. B., die auch von ihr eingestanden werden soll, schließen will. Sie wird jedoch fortfahren, ihren bisherigen Namen zu führen, wozu Familien- und Vermögensverhältnisse sie aus sehr dringenden Gründen veranlassen.

Randglossen und Anderes.

Entgegnung.

Mein „Beitrag zur Geschichte des Hamburger Theaters," den ich kürzlich den Lesern dieser Blätter mittheilte, hat in einer zu Hamburg erscheinenden Zeitschrift: „Die Jahreszeiten" eine Erwiederung hervorgerufen, die sowohl meinen Standpunkt, wie meine Absichten zu entstellen und zu verrücken sucht. Der Verfasser jener Erwiederung scheint hauptsächlich von dem Gedanken geleitet, als habe ich durch meinen Beitrag eine Anstellung bei dem Hamburger Theater gesucht; als habe ich die Aufmerksamkeit der neuen Direktion durch den Artikel auf mich hinlenken wollen. Ich bekenne jedoch offen, daß mir es nie in den Sinn gekommen ist, eine Anstellung bei dem Hamburger Theater nachzusuchen, noch daß zwischen der neuen Direktion desselben und mir auch nur ein Schritt geschehen wäre, der darauf hinzielte. Ich habe bis zu dieser Frist weder mit dem Herrn Maurice, noch mit dem Herrn Schneider nicht einmal einen Briefwechsel unterhalten und eine solche Uebersiedelung würde meinen persönlichen Verhältnissen nach eben so wenig möglich, als eine solche Anstellung meinen Neigungen und Zwecken entsprechend sein. Diese Beruhigung fühle ich mich veranlaßt, dem Herrn, der sich in den Jahreszeiten vernehmen lassen, zu ertheilen, weil man seiner Entgegnung es sogleich ansieht, daß es sich dabei um ganz specielle Interessen handeln mag. Ursprünglich sollte mein Artikel nur die richtige Ansicht über das Schröder'sche Theater, wie ich sie zu besitzen glaube, für das große Publikum vermitteln und war lediglich auf das Interesse berechnet, welches die historische Forschung stets für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Daß ich sie in eine Weise kleidete, die dem Leser Unterhaltung zu gewähren im Stande ist (wie mein Herr Gegner selbst einräumt), und daß ich sie an einen Vorfall knüpfte und einen Mann, nach meiner persönlichen Bekanntschaft zu schildern versuchte, der in der letzten Zeit oft genannt und noch öfter verunglimpft wurde, schien mir für den Ort, wo meine Skizze erschien — das Feuilleton der Bremer Zeitung — eben zulässig zu sein. — Schließlich möge mein Herr Gegner, der sich das Vergnügen macht, mich auf der einen Seite mit unverdientem Lobe, auf der andern mit eben so wenig verdientem Tadel zu überschütten, nun auch mir erlauben, ihm unumwunden zu gestehen, daß ich ihm eine Einsicht in die Kassenverhältnisse der jetzigen Direktion und in das, was man unleidlicher Weise den Geschmack des Publikums nennt, allenfalls einräume, ihm jedoch, nach dem was er über meinen Artikel vorzubringen wußte, durchaus keine Kompetenz zutraue, über geschichtliche Darstellungen ein Urtheil zu fällen.

Baden. Mai. A. L.

*** Die Mode (ein Leipziger Blatt) erzählt nach der Pannonia, daß „neulich" ein zerstreuter Briefträger einen an ihn selbst adressirten Brief stundenlang herumtrug, ohne die Wohnung des Adressaten finden zu können. Wir lassen das Interessante dieser Mittheilung ganz bei Seite gestellt, bedauern aber nur, daß sie hier so gewissenhaft die Quelle derselben nennt, während sie bei einem unmittelbar vorherstehenden, nach Inhalt und Wortlaut uns angehörenden Feuilletonartikel, ein R. K. unterzeichnet hat. Dieser Nachdruck ohne Quellenangabe bringt den Zeitschriften, die nachgedruckt werden, mehr Nachtheil als man glaubt.

*** Zur Nachahmung für die „Mode." Die von August Schmidt redigirte Wiener allgemeine Musikzeitung enthält nachstehende Anekdote: Kaiser Joseph II schätzte vorzüglich Mozart's Opern. Es war daher für diesen Fürsten sehr unangenehm, zu hören, Mozart habe unter sehr vortheilhaften Bedingungen einen Ruf nach Berlin erhalten. In der nächsten Audienz rief er dem Künstler zu: „Wie Mozart, Sie wollen mich verlassen? Ich werde nun selten eine Oper mehr hören." Gerührt küßte Mozart die Hand des gütigsten Kaisers und sagte: „Euer Majestät! ich bleibe." — „Warum hast Du nicht", sagte dann einer seiner Bekannten zu ihm, dem er diese Unterredung erzählte, „sogleich eine namhafte Vermehrung Deiner Besoldung verlangt?" — „Wer kann in dem Augenblicke", erwiederte Mozart, „wo der Kaiser so liebreich spricht, an einen solchen Bettel denken?"

*** Das Geld welches in Camenz zur Bestreitung der Kosten eines Denkmals in Lessings Geburtsort zusammenfloß, wurde auf Antrieb eines gemüthlichen Arztes zu einem Hospital verwendet. Ein ähnlicher Versuch zu einem Lessingdenkmal in Braunschweig scheiterte ebenfalls an den überhand nehmenden philantropischen Stimmungen. Das eingesandte Geld soll zur Errichtung eines Stiftes dienen. Hospital und Stift mit Lessings Name in Verbindung gebracht, wirkt lächerlich. Wenn Einer das Denkmal aus Erz verdient, so ist es der gesunde kräftige Geist, der rüstige Vorkämpfer, der unserer Literatur den Weg zur allgemeinen Anerkennung bahnte.

*** S. M. der König von Preußen hat sich von dem Schauspieler und Theaterdichter Herrn L. Schneider sein neuestes Schauspiel aus der Brandenburgischen Geschichte „die Quitzow" vorlesen lassen, dem Verfasser viel Schmeichelhaftes über sein Werk gesagt und die erbetene Erlaubniß zur Aufführung demselben ertheilt. Glücklich der Dichter, der nicht den bei Kunstanstalten beliebten Bureauschlendrian durchzumachen hat, sondern sein Werk gleich zur Entscheidung der höchsten Instanz bringen kann, wenn sie wie hier auch zugleich so erleuchtet im Kunstbereiche erscheint.

*** Lafon, Talma's glänzender Nebenbuhler, starb in der Zurückgezogenheit zu Bordeaux am 9 Mai.

Das zwölfte Modebild als artistische Beilage.

Ausgegeben am 2 Juni 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Une mère Empire

Digitized by Google

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 25. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Memoiren der Großmutter, Tochter und Enkelin. Mitgetheilt von Sidonie, Baronesse von Seefried. III. — Skizzen aus dem Norden. — Gedichte vom Amerikaner W. C. Bryant. Uebersetzt von M. F. — Aus Berlin. — Randglossen.

Memoiren
der
Großmutter, Tochter u. Enkelin.

Mitgetheilt von

Sidonie, Baronesse v. Seefried.*

Die Großmama hörte nie auf zu zanken; alle meine Bemühungen, ihren Willen zu erfüllen, waren vergeblich; nichts konnte ich ihr recht thun. Wenn ich dann traurig und mißmuthig in die Stube meiner Tante kam, um Trost zu suchen, empfing mich diese kalt und mit Ironie, wodurch sie meine kleinen Fehler zu bestrafen glaubte; aber nichts konnte ich weniger vertragen, als Ironie. Ich weinte tagelang. Nun hieß es, ich habe Launen; man suchte mich durch Gleichgültigkeit und Hohn zu heilen; nun fühlte ich mich noch unglücklicher. Ich fing schon damals an zu glauben, ich sei bestimmt, nie glücklich zu werden. Die Zukunft wird zeigen, ob ich mich irrte. — Ich liebte Kinderspiele, mußte aber auch meine Spielstunden mit der größten Aengstlichkeit erhaschen. Dann war ich jedesmal die Erfinderin und Angeberin unserer kindischen Spiele. Ich behielt mir immer die Hauptrolle darin vor; ich liebte stille und häusliche Spiele, wo ich jedesmal die Frau des Hauses vorstellte. Puppen liebte ich sehr und Komödie zu spielen, verkleidete mich gern, konnte ausgelassen lustig seyn und hatte einen Grund von Heiterkeit und Vergnügen in meiner Seele, der nur mit Gewalt daraus gerissen werden konnte, und der sich in jeder ruhigen Minute zeigte, aber jedesmal gleich wieder unterdrückt wurde.

Ich lachte viel und gern; die Großmutter durfte nicht wissen, daß ich andere als geistliche Bücher las; ich mußte viel heimlich lesen; natürlich, daß ich auch oft Bücher in die Hände bekam, die bei meinem ohnehin weichen Herzen Gefühle erweckten, die noch Jahre hätten schlummern sollen. Ich war in der wirklichen Welt nicht glücklich, träumte mir ein Glück aus Büchern, ohne eigentlich

* 24. Lief. S. 369.

zu wiſſen, worin dieß Glück beſtünde, träumte mir ſchon ein Glück in der Liebe, ohne noch zu wiſſen, was Liebe ſei.

So war ich in meinem elften Jahre eine vollkommene Romanheldin; meine Phantaſie war immer geſchäftig und es fehlte nur noch ein Gegenſtand, um die Liebe in der Wirklichkeit kennen zu lernen und ihr Glück zu erproben.

Dieſen Gegenſtand glaubte ich plötzlich gefunden zu haben.

Ein Vetter meines Lehrers, ein junger Menſch von ſechszehn Jahren, war einige Zeit auf Beſuch da. Er unterrichtete uns Kinder im Tanzen und war vorzüglich artig gegen mich und meine Couſine Jeanette. Dieſen jungen Mann liebte ich, oder glaubte ich zu lieben; es zeigten ſich wenigſtens alle Merkmale der Liebe. Ich hörte gern wenn man von ihm ſprach und erröthete, wenn ich ihn nennen hörte; ich war gezwungen in ſeiner Geſellſchaft, war ſogar ziemlich eiferſüchtig auf meine Couſine Jeanette, hob jede Kleinigkeit von ihm Jahre lang wie eine Reliquie auf, überhäufte ſie mit Küſſen und benetzte ſie mit Thränen.

Das folgende Jahr kam er wieder, und es war noch immer das Nämliche.

Liebe athmete mein junges Herz von dem Flügelkleide an; ich liebte Alles, wollte nur geliebt ſeyn, und mein größtes Unglück war, mich nicht immer ſo geliebt zu ſehen, wie ich es zu ſeyn wünſchte.

In der Einſamkeit, bei einer zu früh erwachten, immer regen Imagination, bei einem nur Liebe athmenden Herzen, bei einem in dieſem Alter ungewöhnlichen Reichthum von Gefühlen, war es nur durch eine meinem Herzen tief eingeprägte Liebe zur Tugend und Religion möglich, nicht irre geleitet zu werden.

Mein vieles Leſen entwickelte einen großen Reichthum der Ideen in meiner Seele. Ich ſchrieb ſchon in meinem elften Jahre theatraliſche Aufſätze. Es wurde einſtens ein kleines Theater aufgerichtet, und wir Kinder führten an meinem zwölften Geburtstage eines meiner kleinen Schauſpiele auf. Ich hatte einen außerordentlichen Hang, meine Ideen und meine Phantaſie auf das Papier überzutragen; ich ſchrieb bis in mein ſechszehntes Jahr Erzählungen und Schauſpiele, die ich aber meiſt nur halb endigte. Jetzt las ich aber Campen's „Väterlichen Rath“, und von dieſem Augenblick nahm ich mir vor, nie mehr ſo etwas zu ſchreiben. Der Juli 1791 brachte Trauer und Thränen in unſer Haus; meine gute Tante verlor den einzigen Troſt, die größte Freude ihres Daſeyns, den geliebteſten, hoffnungsvollen, älteſten ihrer Söhne. Mein Vetter Clemens wollte ſich mit ſieben andern Pagen bei Charlottenburg baden, kam auf Triebſand und ertrank in ſeinem ſechszehnten Jahre. Er war der hoffnungsvollſte Jüngling, geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten; ſelbſt geliebt von Friedrich Wilhelm, der mit dem Verſprechen für die übrigen Söhne meines Oheims zu ſorgen, ihm ſchrieb: Der Tod Eures Sohnes geht mir ſehr nahe! — Der Schmerz meiner Tante war unbeſchreiblich, und von dieſem Augenblick an blieb ſtets ihre innigſte Sehnſucht bald zu ihrem geliebten Sohn zu kommen.

Wir beſitzen noch in unſern Familienpapieren ein Gedicht, das ſie ſpäter ihrem Liebling Clemens widmete, und das die tiefſte und rührendſte Trauer in wahrhaft erhabener Poeſie ausdrückt.

Im Mai 1792 reiſten wir ſämmtlich nach O...., wo mein Vetter Karl und ich konfirmirt werden ſollten. Wir wurden Beide von dem daſigen Pfarrer examinirt, und den 13 Juni legten wir mit vieler Rührung öffentlich in der Kirche unſer Glaubensbekenntniß ab.

Vorher ging die gute Tante mit uns in ein einſames Zimmer, warf ſich auf die Knie, betete, ermahnte uns zur Tugend und ſegnete uns Beide; dann erhielt ein Jedes ein von ihr ſelbſt verfertigtes Gedicht. Auch unſers Hofmeiſters Segen und Ermahnungen waren rührend; auch die Großmutter und mein Onkel ſegneten uns. Nie, nie werde ich dieſe rührende Scene vergeſſen; nie mich des Gebetes, des Segens dieſer Guten unwürdig machen.

Ich war damals dreizehn Jahre, völlig erwachſen, Jugend blühte auf meinen Wangen; Tugend, Unſchuld und Liebe waren in meinem Herzen.

Friedrich Wilhelm, König von Preußen, kam um dieſe Zeit nach A. Da unſer Gut nur vier Stunden von A. entfernt war, ſo fuhr die Tante mit ihrer Familie dahin, um des Königs Einzug zu ſehen. Da ich immer

bei ſolchen Gelegenheiten allein bei der Großmama bleiben mußte, ſo war es auch dießmal der Fall.

Ach! in dieſe Tage fiel eine Epoche meines Lebens, deren Erinnerung ewig theuer meinem Herzen iſt.

Liebe hatte ich zwar ſchon geahnet, nun lernte ich ſie aber kennen.

Die älteſte Tochter meiner Großmutter war mit Herrn von M. vermählt. Sie hatten elf Kinder, welche alle, bis auf Karl, ihren jüngſten Sohn, ſtarben. Sie hatten Beide ein unermeßliches Vermögen, verſchwendeten aber Alles und ſtarben bald in den verzweiflungsvollſten Umſtänden, hinterließen Schulden und ein unerzogenes Kind.

Karl wurde auf einer Akademie erzogen, worauf er würtembergiſcher Offizier wurde. Er genoß einer ausgezeichneten Gnade des Herzogs und hätte gewiß mit der Zeit ſein Glück gemacht, hätte nicht ein nie befriedigter Ehrgeiz und ſeine ſtürmiſche, leidenſchaftliche Jugend ihn mit Gewalt in das Verderben gezogen. Er verließ die Dienſte des Herzogs, der ihn wie einen Sohn liebte und zeitlebens für ihn zu ſorgen verſprach, und ging in kaiſerliche Dienſte. Hier glaubte er Befriedigung ſeines Ehrgeizes zu finden. Er machte den ganzen Türkenkrieg mit und zerrüttete gänzlich ſeine Geſundheit.

Die Großmama, die aufgebracht, daß er den würtembergiſchen Dienſt verlaſſen hatte, ihm unverſöhnlichen Haß ſchwur, war grauſam genug, ihm alle Unterſtützung zu entziehen. Ohne Vermögen, ohne Eltern, verlaſſen von Freunden und Verwandten, in einem fernen Lande, den Tod im Auge, war dieſer Unglückliche öfters der Verzweiflung nahe.

Er durfte nach dem Kriege die Großmama nicht beſuchen, ſie wollte ihn nicht ſehen. Als er aber eben in den franzöſiſchen Krieg zu gehen A. paſſirte, nahm ihn die Tante heimlich mit auf das Gut, wo ſie dann die Großmama zu ſeinem Empfang vorzubereiten und zu verſöhnen hoffte.

Karl von M. war ein ſchöner Jüngling von drei und zwanzig Jahren; ſein Wuchs war ſchlank und groß, ſeine Geſichtsbildung edel, in ſeinen großen, ſchwarzen Augen lag ſanfte Schwermuth. Er kam, wir ſahen uns, er liebte mich. Ich liebte ihn mit der ganzen Fülle meiner erwachenden Gefühle, mit der ganzen Innigkeit eines liebeſehnenden, ſchuldloſen Herzens. O dieſe, dieſe Zeit kann nichts aus meinem Andenken vertilgen; laſſe ſie mir noch einmal ganz in mein Gedächtniß zurückrufen jene glücklichen Tage, ganz der ſüßen Erinnerung meiner erſten Liebe mich überlaſſen.

Es war eines Morgens nach M.'s Ankunft (von der ich, da er in der Nacht kam, noch nichts gewußt hatte), als ich gerade vor ſeiner Thüre mit Jemand ſcherzte, ſehr luſtig war, er heraus kam und mich mit Heftigkeit und den Worten: Iſt dieß meine Couſine? (denn wir hatten uns noch nie geſehen) in ſeine Arme ſchloß, und nachdem ihm dieß bejaht wurde, drückte er mich mit ungleich ſtärkerer Heftigkeit an ſeine Bruſt und küßte mich mit Ungeſtüm. Betroffen, mich noch ganz im Morgenkleide, in den Armen eines mir bis jetzt noch unbekannten Mannes zu ſehen, entfernte ich mich ſo bald ich konnte, kleidete mich an und wir gingen ſämmtlich in die Kirche.

Da ich bemerkte, daß M. oft nicht mitſang, ſondern ſeine Augen auf mir ruhten, glaubte ich, er könne den ſingenden Vers des Liedes nicht finden, und unter dem Vorwand, ihm dieſen zu zeigen, bekam ich meinen Platz neben dem ſeinigen. Da er immer den Vers verlor, ſo hatte ich ihn immer zu ſuchen, und ſo waren wir die ganze Kirche unabläſſig zuſammen beſchäftigt. Mir ſchien die Kirche nie ſo kurz geweſen zu ſeyn, wie dießmal.

Die Großmama verzieh ihm nach vielen Bitten, zeichnete ihm aber beinahe täglich mit ſo fürchterlichen Farben die Fehler ſeiner Eltern vor, daß ſie das Herz dieſes guten Jünglings zerriß. Sie rechnete ihm vor, was ſie Alles ſchon für ihn hätte thun müſſen, und ohnerachtet er gegenwärtig in der elendeſten, bedaurungswürdigſten Lage war, that ſie wenig für ihn.

Oft ſaß er neben mir, erzählte mir vom Türkenkrieg, war dann wieder ſtille, ſah mich ſtarr an, hielt meine Hände, Thränen glänzten in ſeinen Augen, und wenn ich ihn mit Herzlichkeit fragte, was ihm fehle, wendete er ſich und ſchwieg. Auch meine Thränen drängten ſich dann mit Gewalt hervor, ich weinte mit ihm und er ſchloß mich mit Innigkeit an ſeine Bruſt, drückte ſeine Lippen auf die meinigen und ſagte:

Wird Luiſe auch um mich weinen, wenn ich nicht mehr bin?

Wie wohl war mir bei ihm; eine halbe Stunde von ihm entfernt, welche Marter! Ich liebte ihn mit einer unausſprechlichen Innigkeit; er gab mir von ſeinen Haaren, ich ihm von den meinigen.

Er ſagte mir nicht, daß ich geliebt wurde, aber ich fühlte es. Seine Blicke, ſeine Umarmung, ſie ſagten mir es nur zu deutlich. Ach! ich ſah ihn nur acht Tage, und dieſe blieb er um meinetwillen. Mit Zittern dachte ich an ſeinen Abſchied; er verſprach mir zu ſchreiben, bat die Großmama, daß auch ich ihm ſchreiben dürfe — er mußte fort! Ich zitterte, wagte mich nicht von ſeiner Seite, unendliche Mal ſchloß er mich in ſeine Arme, und als er den letzten Kuß auf meine Lippen drückte, durchbebte mich ein banger Schauer; ich dachte: Es iſt der letzte! — und er war es. —

Er ſchwang ſich auf ſein Pferd; noch einmal blickte er nach mir und ſprengte davon. Mit ſtarrem, thränendem Blick folgten ihm meine Augen, ſo weit ſie ihn erreichen konnten. Mir war es, als ſei die kalte Hand des Todes über mir, ich ahndete ihn nie mehr zu ſehen, und ich ſah ihn nie mehr! Halb leblos eilte ich auf mein Zimmer. Der Schmerz ewiger Trennung wüthete in meinem Herzen, bis endlich Thränen und ein trügeriſcher Schimmer von Hoffnung Balſam goß in mein verwundetes Herz.

Wir kehrten in Kurzem von dem Gute der Tante nach D. zurück, dem Gute der Großmama. Ich war froh; dort waren für mich keine Freuden mehr. Ach! ich wußte nicht, wie viel Tage der Leiden meiner noch warteten!

Sobald ich nach D. kam, erhielt ich von einem alten Unterthanen, Namens Matheus, ehemaligem Kutſcher, einen Brief nebſt einem Stückchen Siegellack von M. geſchickt, worin er mich bat, ihm öfters zu ſchreiben und meine Briefe dieſem Menſchen zu geben. Ich bekam auf dieſe Art und dann auch durch die Fräulein von B. öfters Briefe und Gedichte. Auch ſchickte er mir ein Stammbuch, in welches er ſich zweimal eingeſchrieben hatte.

Einige Briefe ſchloß er auch an die Großmama ein, aber ohnerachtet ihrer ſchon gegebenen Erlaubniß, fand ſie es dennoch für mich nicht ſchicklich, ihm zu ſchreiben. Die Briefe, die er an die Großmama einſchloß, waren aber auch ungleich kälter geſchrieben.

Auch hatte die Tante ſchon etwas gemerkt und die Großmama davon unterrichtet. Mir that es wehe, ihm nicht ſchreiben zu dürfen, und mein zartes Gewiſſen verbot mir, ungeachtet M.'s dringenden Bitten, ihm heimlich zu ſchreiben; denn mein Gewiſſen ſchlug ſchon ſehr, daß ich heimlich Briefe von ihm erhielt, und ich zitterte ſchon ſehr, wenn mich nur eines meiner Vorgeſetzten ſtarr anſah. Einmal ſiegte jedoch die Liebe; ich ſchrieb Karl, bat ihn mir nicht mehr heimlich zu ſchreiben, weil es wider meine Grundſätze ſei, heimlich Briefe von einem Manne zu erhalten, und ich um deßwillen ſeinen nächſten Brief meiner Tante oder meinen Lehrer ſehen laſſen müßte; ich verſicherte ihn jedoch meiner innigen, warmen Freundſchaft. Noch hatte er mir ſeine Liebe nicht deklarirt; nun ſtand es nicht lange an, ſo erhielt ich einen Brief, worin er mir ſagte, daß er meinen Brief erhalten, er ſolchen auf ſeiner Bruſt trage, und eine Kanonenkugel nur dadurch den Weg zu ſeinem Herzen finden könne und entdeckte mir ſeine Liebe mit folgenden Worten:

„Nein, Luiſe, es iſt nicht bloße Freundſchaft, es iſt Liebe, die unſchuldigſte, reinſte Liebe! — Darf ich Gegenliebe hoffen? Mit einem Wort ſprechen Sie mein Urtheil: Ja oder Nein! aber bedenken Sie, daß mich das Letzte ewig unglücklich machen würde!“ —

Ich benetzte dieſen Brief mit heißen Thränen, aber nun hatte ich keine ruhige Minute mehr. Der Gedanke, meine Vorgeſetzten zu hintergehen, beunruhigte mich auf's Aeußerſte. Ich entdeckte Tante und Lehrer Alles. Sie behandelten mich mit ſehr viel Güte und Schonung, aber meine Tante war ſehr aufgebracht über M. Sie ſagte, daß er ehedem eine Intrike gehabt habe mit einem Fräulein von N., wo ſie die Briefe zu beſorgen hatte, und nun bekäme das Mädchen ſchon ſeit langer Zeit keine Zeile mehr von ihm, unerachtet ſie ihm unaufhörlich ſchreibe und faſt in Verzweiflung wäre. Meine Tante ſchrieb an M. und machte ihm die bitterſten Vorwürfe, daß er jenes Mädchen verließe und mich zu geheimem Briefwechſel verführen wolle. Er antwortete, daß er mich unaus-

ſprechlich liebe und daß er nie Neigung für jenes Mädchen gehabt hätte, daß ſie ſchon in die dreißig ſei, ihm ſonſt ſehr viele Avancen gemacht habe und als er einſt krank war, ſehr viele Sorge für ihn getragen hätte. Die Dankbarkeit hätte ihn zu ſolcher Korreſpondenz verleitet, da er aber ſähe, daß ſie dieſe zu ernſtlich nähme, ſo hätte er ſolche unterbrochen.

M.'s Briefe waren immer ſehr traurig geweſen. Er hatte zwei Pferde und ſeine ganze Bagage verloren, war öfters dem Tode nah, ſtürzte in Valenciennes vom Pferde und verletzte ſich auf der Bruſt. Er kam in das Lazareth nach Tournay, wo er uns noch ſchrieb, daß die Aerzte ihm wegen ſeiner Jugend Hoffnung zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit gäben. Er konnte auch bald wieder geneſen, die Schlacht bei Bergen mitkämpfen — wir hörten lange nichts von ihm. Eines Tages kam ein Brief von fremder Hand — eine Schreibtafel im Einſchluß — man erkannte M.'s zitternde Schrift! — Das Gedicht war überſchrieben:

In der Nacht vor der Schlacht bei Bergen.

Schwermuthvoll und traurig ſind jetzt die Gefühle
Dieſer finſtern Mitternacht!
Ringsum herrſchet wildes, tobendes Gewühle,
Alles rüſtet ſich zur Schlacht!

Traurig bergen ſich des Mondes Silberſtrahlen
In der Wolken Schoß,
Und die Götter wägen auf den Todesſchalen
Schon der Opfer Loos!

Soll das Schickſal denn auch mich erkieſen
Als ein Opfer in dem Streit,
O ſo iſt es mir nur um Luiſen
Wenn ich falle, leid!

Einſt vereint in Liebe mit ihr leben,
War für mich ein ſüßer, ſchöner Wahn! —
Nun ſo will verklärt ich ſie umſchweben,
Will ſie ſchützen auf der Lebensbahn! —

Das Schickſal hatte ihn erkoren! — Karl war in der Schlacht geblieben — der letzte Hauch ſeiner Lippen, ſchrieb ſein Freund — war: Luiſe!

Von nun an ward für mich unſer Haus ein Haus der Thränen, des Unglücks und der Trauer. Meine Leiden häuften ſich ſtündlich und erreichten einen ſolchen Grad, daß ich noch jetzt erſtaune, wie ich bei meinem reizbaren, empfindſamen Nervenſyſtem als ein junges, immer kränkelndes Mädchen nicht zu Grunde gegangen bin.

Die Großmama fing nun auch an zu kränkeln, ihr übler Humor nahm zu, ich durfte ſie nie mehr verlaſſen; ſie zankte beſtändig, ich weinte immer und täglich wurde meine Geſundheit mehr zerrüttet.

Welche Veränderung der Tod meiner Großmutter in meine Lage brachte, weißt Du. Ich kam wieder in das Haus meines Vaters, wo mir eine liebevollere Begegnung von Seite meiner Mutter wurde, die mich nun nicht mehr verkannte, und ſomit ende ich die Geſchichte der Tage meiner Kindheit, die ich erſt kaum überſchritten habe, die um ſo trauriger war, da ſie noch jetzt die unglücklichſten Folgen für meine irdiſche Glückſeligkeit hat und immer haben wird.

Aus meinem Beiſpiel kann man ſehen, daß die Tage der Kindheit und der Erziehung auf unſer ganzes Leben, auf unſere ganze künftige Glückſeligkeit den größten Einfluß haben. — Man ſagt: Leiden ſind die Schule der Tugend. Wohl mag das im ſpätern Leben wahr ſeyn; aber die Jahre der Kindheit unter immerwährenden Kränkungen hinbringen, verſtimmt unſere Seele, verſchließt unſer Herz dem Wohlwollen gegen unſere Mitmenſchen, wir erhalten eine große Empfänglichkeit für unangenehme Eindrücke; wir werden zu jedem Genuß und jeder Freude des Lebens unfähig. Unſere Seele, frühe ſchon von den Stürmen dieſes Lebens zu tief erſchüttert, verſagt uns Gleichmuth und innere Ruhe. Immer behalten wir auch in glücklichen Tagen eine gewiſſe Aengſtlichkeit, die keine Freude gedeihen läßt.

Doch meine theure Mutter ſagte: Glück oder Unglück, frohe oder traurige Tage, was verſteh' ich's! Du, nur Du, mein Gott, weißt was mir gut iſt!

III.

Die Enkelin.

Zwei Stunden von B., an einem Fluſſe, liegt ein Schloß wie angelehnt an den grünen Hügel, rings von ſchattenden Bäumen umgeben, mit der entzückenden Aus-

ſicht auf die jenſeitige Gebirgskette und die alte Burg, den Stern des Landes.

Vom Schloſſe ſchlängelt ſich ein ſchmaler Fußweg hinab in den Fluß, der hier bei der Ueberfahrt ſtets belebt und befrachtet mit Kähnen iſt. Längs dem ſandigen Ufer zog ſich einſt ein kleines Wäldchen hin mit Anlagen, Tempeln und Mooshütten.

Dieſes Schloß, das Weidengebüſch, der Fluß, ſind meine erſten Erinnerungen. Die Beſitzung gehörte meinem Großvater, dem Grafen von S., der als Staatsmann und Dichter gleich ausgezeichnet, ſich in ſeiner Zeit Ruf erworben hat. Hier in dieſes Aſyl zog er ſich zurück, nachdem er dem preußiſchen Staate zuletzt gedient, lebte nur den Wiſſenſchaften und ſeinen poetiſchen Arbeiten, ſchien aber wie menſchenfeindlich und in tiefer Trauer über die Unterdrückung Deutſchlands durch die Fremdenherrſchaft, in tiefer Einſamkeit, entfernt von der Welt ſeine Tage beſchließen zu wollen. — Seine ganze Liebe beſchränkte ſich jetzt nur noch auf meine Mutter, die dieſe Abgeſchiedenheit mit ihm theilte. Meine Mutter, eine ſchöne, ſchlanke trauernde Geſtalt, fand ihre Welt nur in uns, ihren Kindern. Ich hatte vier Jahre, meine Schweſter war um zwei Jahre jünger. Meine erſte Erinnerung von ihr iſt, wie ſie nach einer langen Trennung von uns in das großväterliche Schloß zu B. in das Zimmer im Reiſekleide trat. Sie wußte unſere Anweſenheit nicht; man hatte uns in den Alkoven verſteckt; plötzlich zieht die Großmutter den Vorhang, die Mutter ſieht uns, ſinkt zuſammen und ruft, auf den Knien liegend: Gott, o Gott! meine Kinder! — Man führte uns beide in ihre Arme, und damals ſah ich ſie zuerſt mit dem Bewußtſeyn, daß dieß meine Mutter und die höchſte Liebe für mich ſei!

Sie hatte eine traurige Jugend, wie man dieß aus ihren Erinnerungen ſieht. Die ſchroffen Eigenheiten der Großmutter wirkten höchſt nachtheilig auf ihr Gemüth, das vielleicht in ſo zarter Jugend dem Druck erlegen wäre, ohne die milde und religiöſe Erziehung des Hofmeiſters W.

Ihre Großmutter, die Wittwe des Miniſters von P., hatte einen unbeugſamen Stolz, und ſo vortrefflich und hervorragend unter allen Männern ſeiner Zeit ihr würdiger Gemahl war, ſo ſehr fürchtete und tadelte man ſeine ſtolze und übermüthige Frau, deren gute Eigenſchaften und hohe Sittlichkeit durch Hochmuth und Geiz ſehr verdunkelt waren. Eine furchtbare Krankheit warf die ſtolze Frau, die ſich kaum vor Gott demüthigen wollte, auf ihr Sterbebett. Niemand durfte ſie pflegen, wie meine Mutter. Nur das arme Kind mußte die ekelhaften Hülfeleiſtungen thun, und jeden Abend ſchickte die unbarmherzige Frau das junge Mädchen in das Todtengewölbe, das unter der Kapelle im Schloſſe war, um nach ihrem Sarg zu ſehen; denn zu den Eigenheiten der Frau von P. gehörte auch, daß ſie ſich ihren Sarg ſchon ſeit vielen Jahren hatte verfertigen laſſen und immer in der Furcht lebte, er möchte ihr geſtohlen werden, daher mußte ihr die Enkelin den täglichen Bericht erſtatten, daß er noch an ſeiner Stelle im Todtengewölbe ſei.

Dieſe ſeltſame Frau hatte ſich auch einen großen eiſernen Käfig machen laſſen. In dieſen ſperrte ſie ſich in heißen Sommertagen. Er wurde mit Tüchern behängt und meine Mutter mit einem Fliegenwedel davor geſtellt, damit ja keine Mücke der Großmama nahe. — Endlich, nach dem ſchmerzlichſten Krankenlager, befreite der Tod die Leidende und ihre noch unglücklichern Umgebungen. Sie ſegnete noch meine Mutter, die nie ohne Thränen der Rührung, ſo ſehr ſie auch gelitten, von dem Segen ihrer Großmutter ſprechen konnte! — Später, als ſie mich das erſte Mal in dieſes Schloß führte, kniete ſie auf der Stelle mit mir nieder, wo ſie dieſen Segen erhielt.

Mich intereſſirten damals vorzüglich zwei rieſengroße Heiducken, die an die Thüre des Zimmers meiner Urgroßmutter gemahlt waren. Die Mutter erzählte mir, daß Frau v. P. nach dem Tode ihres Gemahles, nicht mehr reich genug geweſen, um ſich Läufer oder Heiducken zu halten, dahier ließ ſie aus Stolz dieſe in das Vorzimmer malen!

Sogleich nach dem Tode ihrer Großmutter wurde meine Mutter von ihrem Vater, der preußiſcher Kreistag-Geſandter in S. war, dahin abgeholt. Ihre Stiefmutter nahm ſie liebevoll auf und zeigte ſich von jetzt nur als eine wahre, mütterliche Freundin gegen ihre Tochter. Sehr jung verheirathet und von ausgezeichneter Schönheit, mag ſie in frühern Jahren, zu ſehr mit ſich beſchäftigt, ihre

Pflichten als Stiefmutter nicht erkannt haben. Später erwarb sie sich die ganze Liebe und das volle Vertrauen ihrer Tochter.

Im väterlichen Hause trat nun meine Mutter in eine sehr geräuschvolle Welt. Mein Großvater versammelte durch seinen literarischen Ruf beständig Künstler und Gelehrte um sich und als Gesandter war sein Haus der Mittelpunkt der eleganten Welt, für die er Soiréen und Diner's gab. Seine Frau, durch Schönheit und Welton glänzend, war stets von einem Kreis von Verehrern umringt, die nun auch der Tochter huldigten.

Nach dem Bilde, das ich noch aus jener Zeit von meiner Mutter besitze, und nach der Erzählung ihrer Zeitgenossen, muß sie ein äußerst hübsches und liebliches Mädchen gewesen seyn, ohne Regelmäßigkeit der Züge; aber große, blaue geistige Augen, blonde Haare, ein wundervoller Teint und der Ausdruck reinster Güte gaben ihrer Erscheinung etwas sehr Interessantes. Auch gefiel sie allgemein und war umringt von Freiern, schon als reiche Gräfin S.

Ein früheres Verhältniß mit ihrem Vetter, Baron M., löste der Tod, da er in der Schlacht bei Bergen fiel. Der Name meiner Mutter war sein letzter Lebenshauch!

Unter ihren vielen Freiern nannte sie nur einen Baron L., für den sie sich mehrere Jahre lebhaft interessirte, den aber Verhältnisse von ihr trennten und den später ein seltsames Schicksal nach Wien führte, wo er in nahe Verwandtschaft zu dem Fürsten M. kam, der seine schöne Tochter zur Gattin wählte.

Endlich verlobte man sie mit meinem Vater, dem Baron **, der unter dem Adel der Gegend durch seine glänzenden Vermögensverhältnisse eine bedeutende Stellung einnahm.

Meine Mutter, eines der edelsten Wesen, war nie ganz glücklich. Eine harte Jugend hatte ihre Gesundheit frühzeitig untergraben; eine unzweckmäßige Lektüre, die man dem jungen Mädchen in dem Hause ihres Vaters in die Hände gab, ihre Forderungen an die menschliche Vollkommenheit überspannt. Sie selbst war das Ideal eines Weibes, wollte aber diese hohe Vollkommenheit auch in andern finden. Nach einigen Jahren, in denen sie vergebens nach Glück gerungen, wurde ihre Ehe getrennt; einige Zeit waren auch wir von ihr entfernt; endlich erkaufte sie uns mit dem Opfer ihres ganzen Lebensglückes. Von nun an hatte sie abgeschlossen mit der Welt, mit dem Leben; nur eine Idee beschäftigte ihre ganze Seele: ihre Kinder! Mit diesem festgestellten Lebensplan, nur für uns, nur in uns zu leben, zog sie sich auf das Land zu ihrem Vater in die Einsamkeit zurück und von nun an bis zu ihrem Tode war jeder Gedanke, jede Stunde, jedes Streben nur Liebe, die aufopferndste Liebe für uns.

Meinen Großvater, den geistreichen und berühmten Mann, sah ich gewöhnlich nur in seiner Bibliothek, oder am Schreibtisch. Er hatte einen ernsten, Ehrfurcht gebietenden Ausdruck der Züge und schneeweißes Haar, obgleich noch nicht im hohen Alter. Seine Stimme war sanft und liebevoll. Nie hörte ich ihn zanken, nie ein rauhes Wort an seine Untergebenen richten. Der Zorn schien mir in meiner Jugend etwas Unbegreifliches, da ich nie weder meinen Großvater, noch meine Mutter zornig sah. Bei dem Großvater war diese Tugend des Gleichmuthes die größte Selbstbeherrschung und erworbener Grundsatz, da seine lebhafte Phantasie und sein reizbares Gemüth ihn zu jeder Leidenschaft geneigt machten. Aber Ruhe und Haltung im Aeußern wie im Innern, schien ihm die erste Bedingniß aller irdischen Glückseligkeit. Schmerzliche Erfahrungen hatten ihm die verheerenden Folgen jedes Ausbruches der Leidenschaft gezeigt.

Ich besuchte ihn oft, da er uns Kinder liebte, aber es war mir nicht wohl in dem dunkeln Zimmer, unter den bestaubten Büchern. Ich konnte mich lange von der Idee nicht losſagen, daß ein Gelehrter sehr unglücklich sein müsse in seinem finstern Zimmer; denn dies letztere schien mir eine nothwendige Zugabe für jeden berühmten Mann. Während nun aber auch der Großvater so düster und einsam seine Tage zubrachte, die Mutter trauernd, immer in Thränen, waren wir Kinder allein glücklich!

Meine schönsten Stunden brachte ich in dem Wäldchen am Flusse zu. Da lernte ich jede Aufgabe und strickte (der Abscheu aller kleinen Mädchen) so lange es die Mutter wollte.

Da ich alle meine Umgebungen nur im-

mer trauernd ſah, ſo dachte ich mir: dieß wäre nun einmal ſo auf der Welt, die großen Leute weinen und die Kinder ſind glücklich. Ich verlangte daher gar nicht groß zu werden.

Indeß muß ich auch Zeuge von leidenſchaftlichen Scenen geweſen ſeyn, ohne daß ſie meine Erinnerung aufbewahrte; denn nur ſo läßt ſich erklären, wie ich als Kind von fünf Jahren eines Fehlers ſchuldig und von meiner Mutter bedroht: ſie entzöge mir ihre Liebe, raſch mich aus ihren Armen riß und ihr heftig ſagte: „Nun, wenn Du mich nicht mehr liebſt, ſo ſtürze ich mich in das Waſſer,“ und im Nu den kleinen Fußpfad an den Fluß hinabeilte. Die Mutter, ſehr erſchrocken, erhaſchte mich noch und umarmte mich ohne weitere Strafe. Von jenem Augenblick bin ich mir aber einer leidenſchaftlichen Aufregung meines Gemüthes bewußt: ich hatte die Möglichkeit kennen lernen, von meiner Mutter nicht mehr geliebt zu werden, wie ſie mir vorgeblich drohte, um mich zu ſtrafen. Ich ſelbſt war mir aber immer der gleichen Liebe für ſie bewußt, ſah, wenn ich fehlte, da ich ſie ja nicht kränken wollte, ſondern nur aus Uebereilung meine kindiſchen Fehler begangen hatte. Es ſchien mir alſo eine Härte meiner Mutter, mich in der Welt ohne ihre Liebe ſo allein zu laſſen. Von dieſem Augenblick ward ich ſtets aufgeregt durch leidenſchaftliche Hingebung an meine Mutter und meine Umgebungen, oder ſtarre Verſchloſſenheit, im unglücklichen Gefühl des Verlaſſenſeyn's, wenn ich die Liebe Anderer für mich gemindert glaubte.

Dieſer, in mir durch einen einzigen, in meiner Erziehung begangenen Fehler, nun feſtgeſtellte Karakterzug erſchwerte meiner Mutter dieſe Erziehung ſehr. Eltern ſind für ihre Kinder die Gottheit auf Erden; wie dieſe müſſen ſie ſtrafen, aber nie mit dem Verluſt ihrer Liebe drohen, die ja dem Kinde der einzige Halt ſeiner kleinen, unbedeutenden Exiſtenz iſt. Nie darf ein Kind von dem Mutterherzen, aus den Vaterarmen zurückgewieſen werden, ſei auch die Strafe noch ſo hart und wohlverdient.

So war es gewiß ein Fehler der Erziehung meiner vortrefflichen Mutter, daß ſie ſtets nur mit ihrer Liebe belohnte und beſtrafte. Sie machte ſich dadurch zwar zur Gottheit für uns, regte aber das Gefühl ſo gewaltig auf, daß ſelbſt dem kindlichen Herzen jedes Gleichgewicht verloren gehen mußte.

Und dann war dieſe Mutterliebe durch vieles Unglück ſo leidenſchaftlich, ſo gereizt! Eine kleine kindiſche Unbeſonnenheit konnte ſie tödtlich betrüben. Ich ſah gar nicht ein, wie ich alles vermeiden wolle, um die geliebte Mutter nicht zu kränken und da man eine Vollkommenheit von mir verlangte, die ich nicht zu erreichen fähig war, fühlte ich mich wie gelähmt in allen meinen beſten Beſtrebungen.

Manchmal kamen Freudentage für uns. Eine Stunde von unſerm Schloſſe, gerade gegenüber, lag das Gut meiner Großeltern väterlicher Seite. Hier machten wir von Zeit zu Zeit Beſuche, fanden immer eine große, ſehr muntere Familie, ich meiſtens an meinen Vettern und Couſinen kleine Spielgefährten, und war auch als Liebling des Großvaters, der Vorzug der ganzen Familie. Gewöhnlich mußte ich ein kleines Gedicht, irgend ein Verschen ſagen; dann führte mich der Großpapa in eine lange Stube, wo an den Wänden viele Koffer aufgeſtellt waren. Er öffnete mir alle dieſe Schätze und wie erſtaunte ich über die Pracht der Stoffe, die hier aufgehäuft lagen und die er zu Geſchenken beſtimmte. Er ließ mich ein Kleid oder Tuch wählen, öffnete den großen, eichenen Schreibkaſten und gab mir immer noch einige Dukaten für meine Spaarkaſſe. Obgleich ich den Werth des Goldes nicht kannte, gaben mir dieſe Geſchenke doch immer einen hohen Begriff von dem Großvater. Die Freude des Schenkens dachte ich mir herrlich! So allen meinen Dorfkindern ſchenken zu können! Der Kaiſer und der Großvater waren für mich gleich bedeutend, da man mir einmal erzählt hatte, der Kaiſer trage eine Krone, um allen Leuten zu ſchenken, nur die Krone darf er nie verſchenken, die wäre ein heiliges, ihm von Gott anvertrautes Gut. „Und was darf der Großvater nie verſchenken?“ fragte ich weiter. „Nicht ſein Schloß und ſein Gut und alles was ihm Gott zu verwalten gegeben für ſeine Nachkommen,“ antwortete mir meine Mutter.

Die Mutter fand wenig Freude an dieſem lauten, fröhlichen Leben in B. und ſehnte ſich immer wieder in unſre Einſamkeit. Ich war es auch zufrieden, da ich ſeit einiger Zeit in der Studierſtube des Großvaters einen

Schatz an Büchern entdeckt hatte mit schönen Kupfern. Dies erregte meine Wißbegierde und ich bat die Mutter dringend, mich lesen zu lehren. Da ich von Morgen bis Abend meine Buchstaben studirte und keine Ruhe fand, bis ich alle Geschichten zu den Kupfern lesen konnte, lernte ich es unbegreiflich schnell.

Nun gab es aber auch keine andere Freude mehr für mich. Mein Vater, den Geschäfte in einer entfernten Stadt fixirten, schickte mir ein Kinderbuch »den goldenen Spiegel.« Von Morgen bis Abend sah ich in diesen goldenen Spiegel und eine Geschichte von einem kranken Knaben, der durch seine Krankheit abgehalten, an einem Freudenfeste Theil zu nehmen, durch diese Schickung vom Flammentode errettet wurde, der allen Gästen des Festes zu Theil wurde; — diese Geschichte machte den tiefsten Eindruck auf mich und gründete eine der besten Eigenschaften meines Gemüthes: Ergebung in jeden versagten Wunsch, in jede aufgegebene Freude, mit der Ueberzeugung, daß solche Fügung zu meinem Besten geschehe.

Diese ersten Eindrücke berücksichtigt man immer noch nicht genug bei Kindererziehung. Auch meine im spätern Leben nie zu bekämpfende Furcht vor Einbruch und Räubern war die Folge einer Geschichte aus diesem goldenen Spiegel.

In unserm ländlichen Asyl, unter der Aufsicht meiner Mutter, und nur von ihr den ersten Unterricht erhaltend, wurde ich acht Jahre. Der Großvater lebte mehr für seine literarischen Arbeiten und Reisen auf seine verschiedenen Güter und bekümmerte sich daher wenig um unsere Erziehung, obgleich er uns sehr liebte. Nie sah ich eine so umfassende Thätigkeit, wie jene meines Großvaters. Nicht allein, daß er die Verwaltung seiner fünf Güter leitete, (beinahe jedes in einem andern Lande gelegen) beschäftigte er sich noch mit jeder Gattung von Poesie, dichtete Drama, Idylle, Epos, schrieb Romane und ein wahrhaft klassisches Werk über Staatswirthschaft, leitete mehrere Kunstanstalten, führte eine ausgebreitete Korrespondenz mit geistreichen Männern und Frauen und malte in seinen freien Stunden noch in Miniatur. Dann lag auf seinem Arbeitstisch jede Sendung der Buchhändler, Alles was die Literatur Neues brachte, wurde ihm zur Prüfung zugeschickt. Zu dieser Lektüre verwandte er gewöhnlich die Nachtstunden und las im Bette, oft noch bis vier Uhr Morgens. »Die Romane von Walter Scott,« sagte er mir ein Mal, »las ich die ganze Nacht, bis der Kaffee des Morgens gebracht wurde.«

Seine Gutsgeschäfte leitete er mit der größten Ordnung und hatte sich ein bedeutendes Vermögen erworben durch diese unbegreifliche Thätigkeit. Seine Familie stammte aus Hannover. Er war in seinem zwanzigsten Jahre nach A. gekommen, wo er von dem Markgrafen eine Anstellung erhielt. Sein Genie bahnte ihm den Weg zu den höchsten Ehrenstellen und seine Sparsamkeit erwarb ihm ein großes Vermögen. So war er von jedem Glück begünstigt; Glück, wie es die Welt nennt; aber sein inneres Leben war eine Kette von Unglück. Der frühe Verlust seiner ersten Frau, die später getrennte Ehe mit seiner zweiten und endlich die zerrütteten Verhältnisse des Adels damals in Deutschland, der Verlust so vieler Vorrechte, die Schmach, die Napoleon der deutschen Nation bereitete, dieß Alles war meinem Großvater ein tiefes, inneres Unglück, das ihm frühe die Haare bleichte. Er konnte sich nicht an die Umwälzung alles Bestehenden gewöhnen, nicht an die Unsicherheit jeder Existenz. Der Durchzug der fremden Truppen, wodurch auch unsere Häuslichkeit gestört war und kein Comfort des Lebens mehr bestehen konnte, blieb ihm stets wieder ein neuer Stachel in die Wunden seiner Seele.

Seit der Ermordung des unglücklichen Palm, wodurch eine militärische Censur in Deutschland eingeführt wurde, hielt sich auch mein Großvater als Schriftsteller nicht mehr gesichert. Jeden Augenblick mußte er fürchten, daß die gerechtesten Klagen, die leisesten Anspielungen den Tod herbeiführen würden, — und wer konnte dann schützen? — Nicht einmal der eigene Landesherr! — Ja, Deutschland war damals in seiner tiefsten Erniedrigung, und Du, unglücklicher Palm, bist ein Märtyrer dieses Wortes und dieser Wahrheit geworden; warum läßt Dir Deutschland kein Ehrendenkmal setzen? Gibt es eine höhere Tugend, als die jenes Mannes, der nicht aus Gewinnsucht, sondern nur um sein Vaterland zu retten, eine Broschüre verbreitet, die ihm den Tod bringen muß; und dann, wo es ihm nur ein Wort kostet, sich zu befreien und den Verfasser zu nennen, dieses

Wort selbst nicht spricht, als die Gewehre nach ihm zielten? — Die Franzosen zitterten, als sie nach ihm schießen sollten; ich glaube wohl, daß sie vor diesem Manne zitterten! — Aber warum nannte sich der Verfasser nicht, warum bot er nicht Alles auf, den Unglücklichen zu retten? Man entschuldigt ihn mit der Eile der Prozedur und dem Ende, das Niemand voraussehen konnte. Palm wurde den 9 August in Nürnberg festgenommen, fortgeführt, man wußte nicht wohin, und am 26 August in Braunau erschossen.

Es war damals eine Unruhe, eine Unsicherheit des Lebens, wie man sich jetzt keinen Begriff mehr davon macht. Die Schlösser wurden so armselig wie möglich eingerichtet. An Comfort war nicht zu denken; denn täglich mußte man den Durchzug fremder Truppen erwarten, Franzosen, Russen, Deutsche, Alles im bunten Gewirre! — Ich hatte immer große Furcht wenn die bärtigen Krieger angesagt wurden. Gewöhnlich mußten wir uns in ein ganz verstecktes, kleines Zimmer zurückziehen; alle Uebrigen wurden der Einquartirung preisgegeben. Kamen sie nun daher alle diese Offiziere und Soldaten, nur einige Stunden früher angesagt, so wollten sie sogleich essen. Dieß war aber auf einem so entlegenen Landgut, wie das unsrige, einige Stunden von der Stadt entfernt, eine Unmöglichkeit. Meine Mutter hatte daher immer einige Kammern mit gedörrtem Obst gefüllt. Diese wurden geöffnet, bis in den Kesseln gekocht war. Auf diese Berge von Obst lagerte sich nun die ganze Schaar und stillte ihren Heißhunger. Gewöhnlich waren sie, wie die Kinder, bis sie gegessen hatten, rauh und unhöflich; dann aber voll Aufmerksamkeit und artiger Zuvorkommenheit gegen die Mutter und uns, und trennten sich nach einigen Tagen, wie es schien immer mit wehmüthigem Gefühl von unserer kleinen, stillen Häuslichkeit. Die Russen besonders zeigten immer eine große Verehrung für meine Mutter in ihrem häuslichen Walten, sprachen mit Heimweh von den Ihrigen und nannten meine junge Mutter auf russisch: Ihre gute Mutter! — Der Name eines Einzigen dieser Fremden ist unserer Erinnerung geblieben, da wir ihn in den Bäumen des Gartens eingeschnitten fanden. Er hieß Danilowitsch und zeigte eine außerordentliche Liebe zu seiner Heimath und seinen Eltern. Er mag kaum zwanzig Jahre alt gewesen seyn. Was hat wohl sein Schicksal aus ihm gemacht? Ruht er in Frankreichs Erde, oder hat er seine geliebten Eltern wieder gefunden? —

Mein Großvater erhielt in diesen Zeiten auch keine Besuche von seinen literarischen Freunden, nur erzählen konnte er uns von ihnen. Am nächsten stand ihm wohl Zschokke, dem er mit wahrem Enthusiasmus zugethan war und ihn einen vollendeten Menschen nannte, der in sich den Christen und in diesem das Ideal des Staatsbürgers und Familienvaters ausgebildet habe. Hoffmann, der Verfasser der Phantasie- und Nachtstücke, der früher in der Nähe meines Großvaters lebte, sagte ihm wenig zu, da er sich mit seinem excentrischem Leben nicht befreunden konnte. Man erzählte sich auch viel von seinen in das Leben übergetragenen Phantasien, von einer bis zum Wahnsinn gesteigerten Leidenschaft für eine Dame in B., wo er dann wohl manchmal seine Freunde in Verlegenheit bringen mochte. Der arme Hoffmann, in einer kleinen Stadt, von Stadtgesprächen zerrissen und zermalmt, lernte hier leider nur die Nachtseite des Lebens kennen; dieß machte ihn zum Dichter der Phantasiestücke. In England als Lord geboren, wäre er vielleicht ein Byron geworden. — Die meisten literarischen Freunde meines Großvaters führten eine ununterbrochene Korrespondenz mit ihm, ohne ihn je gesehen zu haben. Bogenlange Briefe wurden über einen Vers geschrieben. Was hat Bürgers Leonore nicht für Briefe gekostet! Während man über den »sausenden Galopp« hin und her schrieb, galoppirten die Franzosen unbemerkt an der deutschen Lesewelt vorüber. Dieses Leben in und auf dem Papier gehört auch nur jener Zeit, wo es, wie es scheint, die einzige sichere Verbindungsbrücke war, die der Zug fremder Truppen nicht abschneiden konnte.

Da der Großvater so viel in seinen literarischen Arbeiten lebte, konnte er sich wenig um unsere Erziehung bekümmern; die Mutter erkannte daher, daß zu unserer Ausbildung Lehrer nothwendig wären und entschloß sich, einer Aufforderung der Gräfin G. zu folgen und nach E. zu ziehen, um uns dort gemeinschaftlich mit den Töchtern ihrer Freundin in einem berühmten Institute ausbilden

zu laſſen. Der Profeſſor P. hatte dieß Inſtitut nach Peſtalozzi's Anweiſung gegründet. Seine Lehrart war die Socratiſche, wie er ſie nannte. Er lehrte in allen Wiſſenſchaften nur mit Fragen, die ſeine Schülerinnen durch eigenes Denken beantworten mußten und übte daher vor Allem das Selbſtdenken. Auswendig zu lernen gab er wenig. Unter den Schülerinnen, die in dieſem Inſtitute gebildet wurden, nenne ich nur die bekannte Dichterin Adelheid von St. am Rhein.

Skizzen aus dem Norden.

Ein Schloß am Mälarsee.

Herniederſteigend von den kahlen und traurigen Hochebenen Dalarne's, eine lange Fahrt auf dem zerrädernden Karrenfuhrwerke ertragen, wie ſollte es nicht reizend erſcheinen, das Lächeln der ewig lieblichen Dal-Elf in Erinnerung eines ſchönen Sommertages, in Licht und Wärme den Mälarſee ſeine Wogen ziehen ſehend: das Land mit dem Waſſer zu vertauſchen? Alſo nur heran, Fährmann, wir wollen es verſuchen, mit der Art von Kinderwiege da, den widerſtrebenden See zu beſiegen. Es iſt in der That erſtaunlich, mit welchen elenden Mitteln weite und ſchwierige Reiſen dort zurückgelegt werden müſſen. Aber was haben wir da für einen närriſchen Kauz? Neugierig und redſelig ſind faſt alle ſchwediſche Land-Skjuts-Bonden; aber dieſer vom Waſſer übertrifft ſie Alle. Unaufhörlich rinnt ſein Geplauder daher, und in der harten und rauhen Ausſprache, als wenn ein Sturz Kieſelſteine von den Höhen poltert. Dabei mußte ſich der Reiſende eines alten Kriegers erinnern, den er einmal, auf einer Station des Nachts den Pferdewechſel erwartend, antraf, und der, mit lebendiger Geberde in dem halbmondſcheinhellen Zimmer erzählend, ſich mit dem deutſchen Worte „Thor“ abquälte, und es erſt mit einem ſechsfachen, entſetzlichen R herauszuſtoßen im Stande war. Doch nach mühſamem Lawiren gegen die mächtigen Wellen legen wir an das Land. Das Schloß Sko-Kloſter, dem Grafen Brahe gehörig, nach dem Muſter des Heidelberger erbaut, wird der Gegenſtand unſerer Neugier. Leer ſind die Hallen, öde die weiten Gänge, wo Dich Ritter und Frauen in verwitterten Gemälden verwundert anſtarren, und Du nicht minder ſie. Aber nun höre, was Dir der geſchäftige Führer in den aufgeſchloſſenen Gemächern erläutert. Becher des Kanzlers Oxenſtierna, Schreibzeug Ludwigs XIV, Verlobungsring von Ebba Brahe, eine zerſprungene Kaffeetaſſe Linnées, Nürnberger und Augsburger Geſchenke aus dem dreißigjährigen Kriege, vor Brand und Plünderung zu bewahren, Jagdflinte Ludwigs XVI, Schlafſchuhe der Königin Chriſtine, Runenſtäbe, indianiſche Pfeile, polniſche mit Edelſteinen bedeckte Schilde und Säbel, Stock Karl XII, deſſen Reitzeug von der Türkei nach Stralſund, Richtſchwert ſchwediſcher Barone aus der Zeit Karls XI, Bleifeder von dem gegenwärtigen ruſſiſchen Thronerben, niedergelegt zum Andenken an die **delicieuse partie de Skoklofter**, wie darauf verzeichnet ſteht, blutiges Hemd von Nils Sture, Lappen vom Kleide Guſtav Adolphs, aus ſeinem Grabe genommen, Bücherſammlung von 23,000 Bänden, Porträts von allen möglichen gekrönten und ungekrönten Häuptern des ſiebenzehnten Jahrhunderts, die wenigſtens das Alter für ſich haben, eine ganze Schaar aufgeſteckter Ritterrüſtungen, und immer mehr, und immer mehr, ſo daß es Dir auch wie ein Mühlrad im Kopfe umhergeht. Du haſt gar keine Zeit zu fragen: iſt dieß Alles wahr? Du glaubſt der allmächtigen Gegenwart und verfällſt dem Zauber eines wunderbaren Traums. Jene Rüſtungen greifen zu den Waffen, die ihnen gleich zur Hand ſind; Oxenſtierna trinkt den Kardinälen Mazarin und Richelieu aus ſeinem mit Granaten überdeckten Trinkbecher zu; Guſtav Waſa und Ebba Brahe betrachten wehmüthig ihren Verlobungsring; Karl XII nimmt ſein Reitzeug in die Hand und macht ein bedenkliches Geſicht; Albertus Magnus ſchlägt oben Bücher auf und zu; unten auf dem Hofe werden die Barone zum Schaffot geführt, und von dort überm See, von jenen herrlichen bewaldeten Ufern ertönt das Hallali der Jagd wieder, welches einſt dieſe Lüfte oft genug erſchüttert haben mag. So

träumend aus dem Schlosse getreten, kommt der allerdevoteste Fährmann entgegen, und spricht immer nur von dem Glücke, »den Herrn Baron oder Graf« zu fahren, wiewohl man doch gar nicht solche hohe Person ist. Man kann gar nicht erwachen; und um so mehr nicht, wenn man sich erinnert, die Fahrt gehe nach den Ruinen von Sigtuna. Da eingewiegt in das reine Licht und die tiefe Ruhe des friedlichen Sees, welche allein durchbrochen, und heimlich leise überfäuselt wird vom nachhallenden Rufe des Kuckuck, dem Gezwitscher der Waldvögel und dem Geplätscher der mit dem Gesteine kosenden Wellen, glaubt man in den waldleeren, sonnenhellen, grünen Uferabhängen, mit ihren unbeschreiblich still darauf ruhenden, rothen und weißen Häuserreihen selbst wie träumend aufzuschauen, und daß in dem prall abfallenden Gesteine, und dem dunkeln, voll aus dem Wasser aufsteigenden Gebüsche das eigene geheime tiefe Sinnen eingehüllt läge. So mit dem Ufer Hand in Hand gelangt man nach Sigtuna. Die Ruinen davon sind unbedeutend; nur das Andenken ist groß. Ein einzeln stehender Thurm ist noch am Besten erhalten. Er ist aber angefüllt mit Unrath und ein Lager von Schweinen geworden. So geht die Herrlichkeit der Welt vorüber. Den Reisenden aber winkte des Monds bronzene Scheibe zu gewohnter nächtlicher Fahrt weiter.

Ein Flottbro in Schweden.

Schweden hat kolossale Bauwerke aufzuzeigen. Die Trolhaettaschleusen sind eine zyklopische Felsenarbeit; das Schloß in Stockholm, die Kirche in Upsala, sind ewige Mauerwerke; die Brücke von Elf-Karleby ist mitten in dem Falle der an jener Stelle ungemein breiten Dal-Elf erbaut; die Pfeiler zittern und beben vor dem Andrange der Wogen und weichen doch nicht. Aber was soll man von den sogenannten Flottbro (Floßbrücken) sagen, die bestimmt sind, über die häufigen Seen eine Straße zu geben? Man möchte sie fast eine naive Art zu bauen nennen, so frappant ist namentlich der erste Anblick davon. Eine bedeutende Anwendung derselben findet man bei Hedemora, im Nordwesten von Stockholm. Diese Stadt liegt an den Abhängen eines umfangreichen Gebirgskessels, dessen Tiefe ein breiter See einnimmt, über welchen eine solche Brücke die Straße fortsetzt. Ihre Konstruktion ist im Allgemeinen diese. Die Querplanken der Brücke ruhen unmittelbar auf dem Wasser; kein eingerammter Pfeiler ist ihre Stütze. Nur Banden am Ufer, und Dreiecke, sich weithin über den See erstreckend, in welchen die Unterlagen zusammengefaßt sind, halten sie an ihrer Stelle fest, und machen ihre Verbindung. Ein Geländer bildet einen Schutz, und Längebalken, von beiden Seiten auf die Querplanken gelegt, geben einen trockenen Fußsteg. Auf dem mittlern Fahrwege quillt das Wasser durch die Zwischenräume der Planken empor. Eine solche Art über tiefe und breite Gewässer zu gelangen, muß, bei einem ersten Anblicke einen Fremden überraschen. Aber man gewöhnt sich bald daran und erkennt auch, daß eine Gefahr nicht vorhanden ist. Es ist nichts weiter, als ein festes Floß, welches beweglich den Uebergang über Flüsse vermittelt. Es ist eine stehende Schiffbrücke, die ein eiliges Heer auf Kähnen zu errichten pflegt und als Gepäcke mit sich führt. Diese Manier stimmt auch mit der ganzen naiven Art, dort zu reisen, überein, wo man Tage lang einen zweirädrigen Karren, mit einem Brette über die oberen Ränder als Gefäß, als Mittel einer Fortbewegung erhält.

Eine Nacht auf dem Meere.

Das Schiff lag vor dem Hafen; es lag stille, es hatte keinen Wind. Ein Gewitter stand am Himmel; die Erde wartete auf Feuer und Wasser, die Liebe des Himmels zu empfangen. Dem Schiffer scheint dieses Liebesehnen nicht angenehm zu seyn, besonders nicht die Liebesseufzer im Sturme. Die Segel werden eingerefft, das Schiff steht kahl und nackt da. Der Bräutigam läßt nicht auf sich warten; seine heiße Liebe treibt ihn an. Schon sendet er Stoß auf Stoß aus der hochklopfenden Brust; schon träufelt es hernieder; hoch richten sich die Wolken

auf. Die Erde zittert vor Verlangen, ihr feuchter Buſen ſchwillt, die Pflanzen ihres Schooßes ſtehen geſpannt. Warum bangt dem Schiffer? Es iſt die Liebe, die ihn geboren; geht er unter, ſo ſtirbt er in Liebe, er iſt nicht verloren. Der Schiffer und der Soldat haben in Gewittern des Sturmes und der Schlacht den ſeligſten Tod; Jener im liebevollen Umfangen von Erde und Himmel, dieſer in den Wehen der Freiheitsgeburt der Völker, der Geburt Gottes im Leben. Das iſt kein Unglück; dieſes iſt der gemeine Tod für das Bedürfniß und die Leidenſchaft. Furchtbar iſt der Tod der Krankheit, oft genug das Ende der Sünden; ſchön, wenn der bleiche, nie lächelnde Jüngling die Seele mit raſchem Finger bricht. — Die Liebe der Elemente raſ't immer höher und höher; der Himmel taucht ſich ganz in die Glut ſeines Feuers; die Wolken entladen goldenen, duftenden Regen, den die Erde fieberiſch zuckend empfängt. Werd' ich hinübergehen zu einem Jenſeits? Gibt es eine Unſterblichkeit? Oder iſt dieſe nur ein fürchterliches: Vielleicht? — Der Glaube! Aber, was iſt der Glaube, wenn er nicht mein Denken iſt? Im Leben ein Kleid, im Tode eine Illuſion, wenn jenes nicht in Lumpen zerfällt. Nur mein Denken gibt mir meine Wahrheit. Was bin ich denn aber? Ich, der ich jetzt zittere und zage? der den Tod nicht will? Ich bin das Seyn, weil ich das Wiſſen, als die Aktivität, die Seele des Seyns habe. Die Natur will ſeyn; der Wille geht dem Haben voraus. Aber ich will auch; ich will die Schönheit und Freiheit im Leben und finde ſie auf der Erde nie. Weil aber dem Willen das Haben folgt, ſo werde auch ich einſt jenſeits das Leben der Schönheit und Freiheit, das göttliche Leben haben, wenn ich es hier gewollt. So glaube ich denkend, und lege mich im Sturme ruhig ſchlafen. — Die Nacht auf dem Meere ging vorüber; der Tag auf, und mit ihm der ewige Wille in Seyn und Leben, bis die göttlichen Sterne des Todes leuchten.

F. Marquard.

Gedichte

von dem

Amerikaner W. C. Bryant.

Ueberſetzt von

M. F.

An den Abendwind.

Du Geiſt, der leis durch's Fenſter mir geflogen,
Der du des Tages lange Glut gekühlt,
So friſch kommſt du um meine Stirn geflogen,
Haſt draußen in der Tiefe wohl gewühlt,
Ritiſt wohl bis jetzt auf wilden blauen Wogen,
Haſt ſie geneckt und hoch den Schaum gewühlt,
Gebläht das weiße Segel? O, ich heiße
Dich froh willkommen nach der Meeresreiſe.

Doch ich allein nicht — denn dein lindes Hauchen
Für alle Pulſe neues Leben bringt,
Und jede Stirn will ſich in Nachtwind tauchen,
Deß Wehen wonnig jede Bruſt durchdringt,
Und ſchmachtend liegt das Land vor meinen Augen,
Als horcht' es, ob dein lieblich Flüſtern klingt.
So geh' zu zieh'n, wo ſich die Schatten breiten,
Als Gottes Hauch durch matte Welt zu gleiten.

Geh, kleine Vögel in dem Neſt zu wiegen,
Die Waſſer kräuſ'le, d'raus die Sterne glüh'n,
Weck' alle Wälder, die in Schlummer liegen,
Bis wunderbare ſüße Harmonien,
Die tief ihr Herz verbarg, emporgeſtiegen,
Und ſelig wirſt du durch die Schatten ziehn,
Wo Blumen ſelbſt im Schlummer ſich dir neigen
Und Bäche zieh'n, geküßt von grünen Zweigen.

Der Greis wird friſch ſein Silberhaupt erheben
Bei deinem Hauch. Du küßt das Kind zur Ruh,
Die Locken, die ihm feucht die Stirn umweben
Indeß es ſüß entſchlummert, trocknest Du.
Und ſie, die an des Kranken Lager beben,
Sie hören hoffend deinem Flüſtern zu,
Und leis für Dich das Fenſter ſie erſchließen,
Ihm Kühlung um die heiße Stirn zu gießen.

Geh! — doch es wird auf eig'nen flücht'gen Schwingen
Des Wechſel's ew'ger Auf- und Niedergang
Dich wieder zu der feuchten Wiege bringen,
Beladen von dem Lauf mit Duft und Klang.
Manch linder Hauch wird zu den Schiffern dringen
Mit Gruß vom Strande, wenn ſie heimathkrank
Sie hören, wie ſie deinem Flüſtern lauſchen,
Die Ströme ziehen und die Wälder rauſchen.

Lied von Pitcarn's Eilands.

Komm, nimm den Knaben, laß uns geh'n
Vor unsres Hüttchens Schwelle.
Die Winde bringen, wie sie weh'n,
Zu uns den Lauf der Welle,
Eh' singend ich ihn eingewiegt
Küß ich ihm, wie er vor mir liegt,
Die Augen blau und helle,
Sing Lieder dann dem holden Kind,
Die Dir, mein Herz, die liebsten sind;

Lern' Deine Sprache dann von Dir
Und stammle nach und sage,
Wie sie von süßerm Klange mir
Als meine Heimathsprache,
Denn Du sprachst in dem süßen Laut,
Als Du zuerst mich angeschaut
Im Aug' der Liebe Frage,
Als an Tahetas grünem Strand
Mein Blick zuerst den Deinen fand.

Du lobtest dunkler Augen Strahl
Und dunkler Locken Scheinen.
Ich aber dachte: tausendmal
Sind schöner doch die seinen.
Froh bin ich, daß mein Kind ich schau
Mit sonn'gem Haar und Augen blau,
So ähnlich ganz den Deinen;
Schau selig seine Wangen licht,
Sein rosig klares Angesicht.

Komm', sag' wie von Europas Frau'n,
Wie weiß, wie rosig alle,
Wohl schöner als im Meer wir schau'n
Die Perl' und die Koralle.
Gleich ihnen näh' ich mein Gewand,
Und wind' in's dunkle Haar das Band,
Daß ich Dir wohlgefalle.
Von Stroh ein Hütchen flecht' ich auch,
Wie's unter Euern Mädchen Brauch.

Komm', laß der Sonne letzten Schein
Uns schau'n, eh' sie entschwunden.
Wohl schöner als im Hüttchen klein,
Ist's bei den Blumen unten.
Dort dank' ich, wie Du mich's gelehrt,
Ihm, der die Heimath uns bescheert
Und alle sel'ge Stunden,
Der für uns schuf mit güt'ger Hand,
Dieß liebe kleine Inselland.

Aus Berlin.

24 Mai.

†† Wir haben jetzt auf der Königlichen Bühne ein großes märkisches Nationaldrama: „Die Quitzows", von dem vielgewandten und Alles versuchenden Herrn Louis Schneider verfaßt, gesehen. Es geht aber mit der „Geschichte" in unserer Mark noch viel schlimmer, als mit den „Musen und Grazien", die weiland einen so schlechten Ruf hier hatten! Die märkische Geschichte, deren poetische Quellen uns der Komiker Schneider aufgraben wollte, würde zu keinem Gegenstand der Erhebung und Begeisterung werden können, und wenn alle die Musen und Grazien, die Herrn Schneider nicht zu Gebote stehen, wirklich zu ihrer Verherrlichung und Verklärung aufgewandt worden wären. Es kann auch sowohl historisch wie poetisch nichts Trostloseres und Armseligeres geben, als diese alten märkischen Zustände mit ihrem wüsten Raubadel, ihrem kraftlosen und philisterhaften Städteleben, und ihren der wendischen Trägheit und Dumpfheit dahingegebenen Volksmassen. Man muß die grandiose Kühnheit des Herrn Schneider bewundern, der es unternehmen konnte, aus einem solchen Stoff ein „vaterländisches Drama" zu machen, und darauf eine patriotisch-theatralische Spekulation zu begründen, die von der bereitwilligen Intendantur durch eine dankenswerthe Veranstaltung mehrer neuen, das alte Berlin aus dem fünfzehnten Jahrhundert darstellenden Dekorationen unterstützt wurde. Die Kühnheit ist aber doch auch wieder nicht so groß, oder es ist vielmehr sehr leicht, so kühn zu seyn, wenn man es darauf ankommen läßt, ein schlechtes und triviales Stück zu schreiben, das einen so übeln Erfolg davon trägt, wie ihn das Schneider'sche beim hiesigen Publikum mit Recht gefunden. Das Publikum, das den schönsten Frühlingsabend an das Anschauen dieses jämmerlichen Machwerks vergeudete, verwandelte sein leises Stöhnen, mit dem es sich mehre Stunden hindurch vor überwältigender Langeweile hinwand, zuletzt in ein lautes Zischen, das den gleichwohl herausgerufenen Verfasser umfing. Denn das Ehrenzeichen des Herausrufens ist jetzt bei uns eben so stehend und bedeutungslos geworden, als in Wien, wo es eine Form ist, die das Publikum halb aus Höflichkeit, halb aus Humor, sich selbst schuldig zu seyn glaubt. Hätte der Verfasser „märkische Genrebilder" geliefert, in derselben Weise wie wir schon französische, spanische, venetianische, helgolandische u. s. w. von ihm besitzen, so würde er auch hier sein dankbares Publikum gefunden haben. Da er aber zugleich einmal dramatischer Poet seyn wollte, und nichts Geringeres zur Absicht hatte, als ein Drama wie Götz von Berlichingen oder Egmont zu schreiben, so konnte ihm nur dieß unglückliche Produkt unter den Händen entstehen, das eben so wenig Ansprüche auf Poesie hat, als es, bei seiner engen und kleinlichen Behandlung, national und patriotisch zu wirken vermag. Mit dieser Anregung des Berliner Patriotismus war es überhaupt hier eine eigene Sache, da jene wüsten und unerquicklichen Zustände der Mark, welche ihrer Erwerbung durch die Familie der Hohenzollern zunächst vorangingen, keineswegs als ruhmvolle und erfreuliche Nationaltraditionen angesehen werden können. Die auftretenden Persönlichkeiten selbst, namentlich der eigentliche Hauptheld, Dietrich von Quitzow, sind nicht im Stande, weder durch ihre in sich unwahre und unsittliche Lebensaufgabe, noch durch die Kraft, welche sie an ihre Kämpfe setzen, ein nationales oder überhaupt ein höheres menschliches Interesse zu erregen. Dietrich

von Quitzow wird zugleich als der „letzte märkische Ritter“ gefeiert. Diese Bezeichnung kann hier aber nur lächerlich seyn, da sein Ritterthum nur auf den gemeinsten egoistischen und materiellen Interessen beruht, und keinen höheren historischen oder menschlichen Gedanken in sein Bereich zu ziehen vermag. Auch werden die heutigen Abkommen des märkischen Ritter- und Junkerthums, die gern wieder „Ritter“ seyn möchten, schwerlich damit zufrieden seyn, daß das märkische Ritterthum für untergegangen erklärt wird. Was der Verfasser sonst noch zur Belebung und Effektuirung seines Stoffes hinzugethan, hat die Wirkung seines Stückes nicht erhöhen können. Das Volk selbst, namentlich der damalige Berliner, ist schlecht und nur in seinen gemeinsten Bestandtheilen gezeichnet.

Die hiesige Akademie der Wissenschaften ist durch eine ihr so eben zugegangene Kabinetsordre des Königs zu einer entscheidenden Behörde für alle neuen Verleihungen zu der Friedensklasse des Ordens pour le mérite gemacht worden. Es soll für diesen Orden, der eigentlich einen romantischen Geisterbund der wissenschaftlichen und künstlerischen Notabilitäten Europa's vorstellen sollte, künftig keine neue Ritterwahl getroffen werden, welche nicht vorher die Genehmigung der Akademie der Wissenschaften erhalten. Die letztere wird zugleich in jener Kabinetsordre aufgefordert, zur Vermehrung der ausländischen Ritter dieses Ordens (deren Zahl bekanntlich unbeschränkt ist) Vorschläge zu machen, und dabei besonders die neueren Koryphäen der „Dichtkunst und Beredsamkeit“ zu berücksichtigen.

Der bekannte französische Philantrop, Herr Appert, der in Angelegenheit des Gefängnißwesens und im Kampf gegen das Zellensystem noch immer hier verweilt, läßt jetzt in der hier herauskommenden Zeitschrift l'Abeille, eine Reihe von Artikeln über das System der einsamen Haft erscheinen, die sich durch eine freimüthige Sprache, durch Schlagkraft des Gedankens und durch eine wohlthuende Wärme des Herzens auszeichnen. Dr. Appert wird nächstens von hier eine Reise durch Sachsen, Baiern und Würtemberg antreten, um auch in diesen Ländern seine Studien und Bestrebungen fortzusetzen, und er hat in dieser Beziehung bereits von den Königen von Sachsen, Baiern und Würtemberg sehr anerkannte Zuschriften erhalten, worin ihm von den gedachten Monarchen angezeigt wird, daß er auf seiner bevorstehenden Reise jede Erleichterung seiner Zwecke finden solle, und daß die in seiner Schrift über Preußen niedergelegten Ansichten zur genauesten Prüfung empfohlen wären. Herr Appert will in jenen Ländern sowohl die nothwendigen Reformen des Gefängnißwesens, als auch den Zustand der verlassenen Kinder in den Hospitälern zum Gegenstand seiner Thätigkeit machen.

Die preußischen Festungen bevölkern sich jetzt immer stärker mit Literaten. Jevor Wehl hat jetzt auch in zweiter Instanz sein Urtheil wegen des von ihm in Hamburg herausgegebenen „Mephistopheles in Berlin“ erhalten, welches auf sechs Monate Festung lautet. Er wird in diesen Tagen nach Magdeburg abgehen. Unter den incriminirten Stellen der kleinen Dichtung ist es besonders der harmlose Witz: „daß der König auf der neuerbauten Terrasse am Schloß seine Ahnen vor die Thür setzen werde,“ welcher diese strenge Verurtheilung des Verfassers nach sich gezogen.

Randglossen und Anderes.

*** Herr Moritz, Regisseur des Hoftheaters zu Stuttgart, trat in Karlsruhe an vier Abenden mit entschiedenem Beifalle auf. Man sah ihn im Hamlet, in dem Ball zu Ellerbrunn, im Majoratserben, im jungen Ehemann und in den Drillingen. Dieser Künstler lieferte den Beweis, daß es noch möglich ist, dem Geiste den Sieg über Stimmmittel und große Kraftäußerungen zu verschaffen. Sein Spiel lieferte ein durchdachtes, in seinen Nüancen ausgeführtes Lebensbild, und das Publikum zeigte sich empfänglich dafür, und lohnte den Gast durch Hervorruf und Applaus.

*** L. Schneider's neues fünfaktiges Drama „die Quitzow“, nach seinem eigenen Roman bearbeitet, ist in Berlin gegeben worden. Wir geben hier das Urtheil des Herrn Rötscher, um es mit dem unseres Korrespondenten zu vergleichen: Wir haben zunächst unsere Anerkennung auszusprechen, daß der geehrte Verfasser sich an die Fundgrube der Poesie, an die Geschichte, gewendet und durch die poetische Behandlung derselben den Sinn für unsere vergangenen Zustände beleben will, indem er sie uns durch das Organ der Poesie näher bringt. Auch das ist anerkennungswerth, daß Herr Schneider die Geschichte nicht dem bloßen Belieben und der Willkür opfert, sondern von dem Gesichtspunkte ausgegangen ist, daß der dramatische Dichter die Geschichte und ihren Prozeß doch nicht überbieten könne, sondern nur ihre gehaltenen Gedanken herauslehren müsse, daß er sich ferner von dem Haschen nach den Stichwörtern der Zeit fern gehalten und es verschmäht hat, sie wie einen Lappen auf das Kleid seines Drama's zu setzen. Das Geschick des umsichtigen Darstellers hat sich auch in der Lebendigkeit, mit der viel Einzelnes aufgefaßt und geschildert worden ist, nicht verläugnet; er hat ein Streben nach Karakterbildung, nach Unterschiedenheit der Individualitäten an den Tag gelegt und nicht selten einen glücklichen Griff gethan, dem Ausdruck, so zu

sagen, die Farbe und Anschauung der Zeit zu verleihen. Aber alle diese, von uns gern anerkannten Eigenschaften machen noch kein dramatisches Kunstwerk. Fragen wir, wie es mit der künstlerischen Komposition der Quitzows als dramatisches Ganze steht, so müssen wir sie mit demselben Gerechtigkeitssinn für verfehlt erklären, mit welchem wir die eben gedachten Eigenschaften anerkannt haben.

*** Aus Paris schreibt man der Haude- und Spenerschen Zeitung, daß, als man in dem Konzerte des Musikvereins mehre Stücke aus der Vestalin machte, Spontini, welcher anwesend war, so lange von dem Publikum gerufen wurde, bis er an der Brüstung seiner Loge erschien, und daß diese Huldigung ihm Worte des Dankes entlockte, während welcher die Thränen ihm über die Wangen liefen. Der Berichterstatter setzt hinzu: „Ehre dem Genius, dessen Werke eine so lebhafte Bewunderung erregen, und Ehre dem Publikum, das diesen Genius anerkennt und ihm so überzeugende Beweise seiner Anerkennung zu geben weiß!" — Und wie gingen diese Berliner mit dem greisen Meister um, der ihnen die schönste Zeit seines Lebens geweiht hatte, und so manche schöne Stiftung auch neben seinem künstlerischen Wirken in das Leben rief (der Spontinifond zum Beispiel), die seinem Andenken Dauer sichert!

*** Eine junge italienische Tänzerin in Paris, von welcher viel Rühmens gemacht wird, heißt Mamsell Fuoco; sie soll sehr feurig tanzen.

*** Neue Stücke welche in Paris erwartet werden, sind: der Blutbrunnen und der Tempel Salomo's. In dem Letztern wird eine Mamsell Sem auftreten, eine nahe Verwandte von Ham und Japhet.

*** Es ist nicht mehr Sitte, daß die berühmten Sängerinnen auf ihren Reisen an den Wirthstafeln speisen. Sie sind zu vornehm geworden. Sonst war es anders. Sie verschmähten es nicht, sich den Gästen in vertraulicher Ungezwungenheit und geistreicher Unterhaltung zu zeigen, und das war für die Gasthofbesitzer, die sie mit ihrer Gegenwart beglückten, eine Quelle guter Einnahmen. Als die berühmte Bethmann einst an einer Wirthstafel speiste, wurde zum Dessert eine verdeckte Schüssel aufgetragen. „Das ist für Sie," sagte der Wirth. — „Für mich?" fragte die überraschte Künstlerin, „ich entsinne mich nicht, etwas Besonderes bestellt zu haben." Dabei hob sie den Deckel und erblickte eine Anzahl niedlich zusammengelegter Billets, gerade so viel, als Gäste bei Tische saßen. Es waren Liebeserklärungen. Das war der Styl damaliger Zeit Schauspielerinnen gegenüber. (Siehe Knigge's Umgang mit Menschen u. a. O.) „Das ist ein wenig komplicirt, sagte die liebenswürdige Künstlerin, „allein ich will Billets für Billets gewähren und doch keine Eifersucht erregen." Darauf legte sie eine gleiche Zahl Logenbillets zu ihrer Benefizvorstellung, welche den Abend statt fand, auf einen Teller und gab denselben dem Kellner, um ihn den galanten Herren zu präsentiren. Die alte gute Zeit!

*** Als Felician David seine neue Symphonie komponirte, störte ihn eine Pumpe im Hofe, an der fast unausgesetzt Wasser gepumpt wurde. Er legte die Feder nieder, allein das Pumpen wollte nicht aufhören. Endlich faßt er sich und trägt das unangenehme Geräusch selbst in seine Komposition über. Die Symphonie ist fertig und wird unter dem Titel: „Le cri de la pompe" aufgeführt werden.

*** Das in den Feuilletons der großen Pariser Zeitungen so oft geschmähte Vaudeville, hat jetzt in eben diesen Feuilletons Raum gegriffen, wo es zur Abwechslung zwischen den großen bändereichen Romanen erscheint. Gentil Bernard und la femme électrique kommen jetzt in die Spalten des Constitutionnel.

*** Man spottete neulich in Anwesenheit eines Ministers über die vielen Legionskreuze, die er vertheile. „Alles trägt das rothe Band," hieß es. — Alle verlangen es, erwiederte der Minister, es ist die ewige Klage. Stets verleiht man zu viel, aber immer nicht genug.

*** Ein Deutscher, Herr Lob, hat das Willert'sche Kräuteröl, die Pommade Dupuytren u. s. w. völlig ruinirt. Sein Eau de Lob läßt Haare in der flachen Hand und auf den Zähnen sprossen. Um seine Kunden sicher zu stellen, will er erst dann die Bezahlung, wenn die Haare gewachsen sind. Allein man muß dafür eine Summe im Voraus bestimmen, die man nach gelungener Kur bezahlen will. Kahle belieben in frankirten Briefen rue St. Honoré Nr. 281 in Paris ihre Wünsche zu offenbaren.

*** Curiosum. Der Kapuziner Cochem stellte die Behauptung auf, daß der im Propheten Daniel Kap. 5. V. 8. erwähnte Bock der Muhamed bedeute, weil der Bock Meck! Meck! schreie und Muhamed aus Mekka gekommen. Wie viele solche Behauptungen à la Cochem werden heute nicht unter die Leute gebracht?

*** In einem kulinarischen Artikel, der gerade so launig abgefaßt ist, wie es der Gegenstand erheischt, behauptet ein Franzose: der Engländer dinirt nicht, er ißt Braten. Ein ächter Engländer würde seinen Vater an den Spieß stecken. Der Deutsche hängt dem Braten mit gleicher Neigung an, allein er umgibt ihn mit Confitüren. Man hatte kürzlich vor allem Volke in einer sächsischen Stadt die Vermählung eines Kalbsbratens mit eingemachten Zwetschgen eingesegnet. Allein der Braten bezeichnet die Kindheit der Kochkunst; schon die Helden Homers aßen Braten, und sieht man einen Engländer mit einem Deutschen essen, so glaubt man Ajax und Agamemnon vor sich zu haben. Die Küche der Russen ist ganz unbeschreiblich. Man denke sich einen großen Kessel und darin Fische, weiße Bären, Ochsenhörner, blaue Füchse, Stiefel à la Suwarow und große Raubvögel. An Festtagen werden statt der Trüffeln junge Tannenzapfen hinzugethan. Nur die Franzosen besitzen eine auf wissenschaftliche Prinzipien gegründete Küche u. s. w. u. s. w.

Ausgegeben am 9 Juni 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben f. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

I. Band. 26. Lieferung. — Artist. Beil. XV.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Memoiren der Großmutter, Tochter und Enkelin. Mitgetheilt von Sidonie, Baronesse von Seefried (Schluß). — Skizzen aus dem baierischen Gebirgsleben von Karl Wilh. Vogt. — Die Retirade. Von Adolf Doerr. — Randglossen.

Memoiren
der
Großmutter, Tochter u. Enkelin.

Mitgetheilt von

Sidonie, Baronesse v. Seefried.*

(Schluß.)

Wir mußten also unser ländliches, kleines Paradies verlassen. Die Mutter litt am meisten bei dieser Trennung; auch der Großvater, der uns später nachzog, empfand sie schmerzlich. Dieser geistreiche Mann hatte schon das Kind verwöhnt, und mich durch seine Tischgespräche in Regionen gezogen, die mir die kindischen Wünsche und Unterhaltungen entfernt hielten. Die kleinen Kindergesellschaften langweilten mich tödtlich; nur meine Puppen hatte ich sehr lieb; mit ihnen konnte ich lange Stunden plaudern und gewöhnlich von sehr ernsten Dingen. Nur eine Freundin hatte ich mir erwählt in E., die jüngere Tochter der Gräfin G., Luise, die durch ihren Verstand und Vernunft damals meine Führerin und treueste Freundin wurde und es noch jetzt ist, nach allem Wechsel der Schicksale und einer langjährigen Trennung.

Daß der Großvater auch nach E. zog, war ein Fest für mich, um so mehr, da er mich einigemale in das Theater führte, das damals die ausgezeichnete Gesellschaft der Bühne in N. zeigte, vielleicht die besten Talente von ganz Deutschland. Das erste Stück das ich sehen sollte, war Schillers Don Carlos. Unbeschreiblich war der Eindruck, den im achten Jahre schon dieß Drama auf mich machte. Alle meine Puppen wurden nun gekleidet als König Philipp, Don Carlos, Marquis Posa und die Königin. Vorzüglich war Marquis Posa der Held meiner Begeisterung und so zu sterben in Aufopferung und Liebe für seinen Freund, schien mir das höchste Glück und war nun meines Lebens Ideal. An die Mutter schrieb ich alle Morgen Briefe und nannte sie meinen Marquis Posa, und wenn sie mir zürnte, machte ich ihr die größten Vorwürfe, daß sie unsere ewige Freundschaft so schnell brechen

* 25. Lief. S. 385.

könne. Die Mutter war sehr erschrocken über den leidenschaftlichen Ton und mein ganzes träumerisches Seyn, und bat den Großvater dringend, mich nicht mehr in das Theater zu führen. Er versprach es auch, nur sollte ich zuerst noch als niederschlagendes Mittel eine Oper: »Die unruhige Nachbarschaft« sehen. Diese unruhige Nachbarschaft erschien mir so unbeschreiblich gemein nach meinem Don Carlos, daß ich einen wahren Widerwillen gegen alle Opern damals bekam, so sehr ich auch die Musik liebte.

Von den vier Jahren, die ich in E. zubrachte, habe ich keine sehr freundliche Erinnerung. Nur unsere Wohnung, ein schönes Gartenhaus mit großem Garten, war mein Elysium. Aber sonst wurde ich arg mit Lernen gequält und Dingen, die mich so wenig interessirten, Rechnen, Mathematik in ihren Anfangsgründen, etwas Geographie, etwas Geschichte, Alles was das Gedächtniß schärft, die Urtheilskraft (selbst Algebra wurde im Institute gelehrt) aber die Phantasie lähmt. Gedichtet wurde nach aufgegebenen Reimen.

Ich glaube ich war manchmal eine der besten, manchmal eine der schlechtesten Schülerinnen, je nachdem ich lernen konnte, denn ich fühlte schon damals die zu große Anstrengung meiner Nerven und mußte oft tagelang weinend unthätig bleiben, was die Mutter sehr betrübte. Oft saß ich im Garten in einer Laube, in Verzweiflung über das Auswendiglernen. Der Kopf wollte mir zerspringen; ich zitterte am ganzen Körper vor Angst und Jammer, der Mutter Herzeleid zu machen und im Institut ausgescholten zu werden, und doch war ich so müde, so todtmüde! Wie war es aber auch anders möglich? — Um sechs Uhr des Morgens hatte ich Klavierstunde, von sieben bis acht Uhr Vorbereitung auf das Institut; von acht bis neun Uhr Zeichenstunde. Um neun Uhr wurden wir in das Institut geführt, um zwölf Uhr nach Hause. Nach dem Essen eine halbe Stunde Recreation im Garten, von zwei bis vier Uhr wieder in das Institut. Von vier bis fünf Uhr Klavierübung, von fünf bis sechs Uhr italienische Stunde, von sechs bis sieben Uhr Abends Vorbereitung für das Institut. Um sieben Uhr endlich wurde soupirt und wir hatten Freiheit, d. h. den tiefsten Schlaf, der sich aus Ermüdung unserer sogleich bemächtigte. Mittwoch und Sonnabend Nachmittag war das Institut geschlossen, und an diesen Tagen wurden wir zu einer Französin geschickt.

Nun denke man sich ein zartes, schwaches Kind, wie ich es war, dabei das Schmerzgefühl, meine theure Mutter immer krank und traurig zu sehen, so mußte dieß natürlich alle meine Nerven spannen und mir jede Lust zum Lernen rauben. Die gute Mutter suchte zwar stets unsere Munterkeit zu erwecken, zu erhalten; aber wie war dieß möglich, da jedes laute Wort, das wir Kinder sagten, ihr Kopfleiden vermehrte und ihr die heftigsten Krämpfe zuzog? — Wir waren also still, lernend und traurig den ganzen Tag! —

Ich sehe sie noch, meine edle Mutter, wie ungeachtet ihrer Kränklichkeit ihr ganzes Leben, Dichten und Trachten unserer Erziehung zugewendet war. Dabei schien sie die Poesie selbst, immer verklärt, immer edel in ihrem Thun und Wirken. Meist in weißem Kleide, die langen, blonden Locken unter einem feinen Spitzenhäubchen, sehe ich sie noch die dunkeln Bogengänge des Gartens durchstreifen, und uns von den Spielen zu den Lektionen hinwegrufen, die sie uns manchmal selbst im Garten gab. Ich hatte sehr große Freude an der Geschichte, und da diese nur oberflächlich in dem Institut gelehrt wurde, so gab sie mir selbst darin Unterricht und las die Biographien aus Lossius moralischer Bilderbibel mit mir und machte mir, ungeachtet ihrer heftigen Kopfleiden, Auszüge aus der englischen, französischen und russischen Geschichte (die deutsche lehrte man im Institut). Auch ihr Unterricht in der Botanik war mir sehr interessant. Sie lehrte mich die Blumen klassifiziren, ihre Linnée'schen Namen, und jede Blume, die ich so kennen lernte, mußte ich dann malen. Sie zeichnete selbst vortrefflich und wäre gewiß eine unserer ausgezeichnetsten Dichterinnen geworden, wenn sie ihr praktisches Talent mehr gepflegt hätte; allein nur an unsern Geburtsfesten und oft in ihren schwersten Leidensstunden trat es an das Licht und entzückte Alle, die diese seelenvollen, zarten Gedichte lasen, die aber sogleich wieder von ihr vernichtet wurden. Sie dichtete wie ihr Vater, ihr Großvater, ihre Mutter. Die Poesie

war das unbeſtrittene Erbtheil dieſer Familie. Sie entwickelte in ihren Verhältniſſen eine Feſtigkeit des Karakters, eine Geduld, eine Ausdauer, eine Milde und Liebe, die ſie den vollendetſten, weiblichen Idealen gleich ſtellen. Und ihr frommer Sinn, mit dem ſie jeden Morgen und jeden Abend an unſern Bettchen knieend mit uns betete, er ward unſer Schutzengel für das ganze Leben!

Ihr Leben war ein ſtetes Sorgen und Mühen für uns. Sie ſelbſt machte ſich die größte Sparſamkeit zur Pflicht, um unſerer Erziehung Alles zuzuwenden. Oft klagte ſie dann über unſern Leichtſinn, mit dem wir allzu lebhaften Kinder freilich ihre Kaſſe nicht ſchonten. Ich ſann oft ſtundenlang nach, wie ich wohl der Mutter von den ſchweren Sorgen helfen könne. Endlich glaubte ich es gefunden zu haben. In dem Hauſe eines Handſchuhfabrikanten ſah ich öfters Mädchen Handſchuhe für Geld nähen. Ich ſuchte mir nun ein Paar Dutzend Handſchuhe heimlich zu verſchaffen und nähte ſo fleißig als ich konnte, ohne Wiſſen der Mutter. Sie entdeckte aber doch bald meine neue Hülfsquelle, umarmte mich gerührt und erklärte mir, wie ſie deſſen nicht bedürfe, nur des Fleißes und Folgſamkeit von meiner Seite, um ihr kein finanzielles Opfer, das ſie unſerer Erziehung brachte, bereuen zu laſſen.

Meine Schweſter war ein äußerſt kränkliches, aber ſehr gutes und folgſames Kind. Meine Mutter ſagte oft, wie ihr dieſe Erziehung ſo wenig Mühe mache, im Vergleich mit der meinigen. Beinahe ein Jahr ganz blind, entwickelte in dieſer Zeit meine Schweſter poetiſche Anlage. Auch hatte ſie oft ſehr gute Einfälle und amüſirte durch ihren Witz die ganze Familie. Als ſie in ihrem ſechſten Jahre die Mutter fragte, warum man die Frauen „Frauenzimmer“ heiße und ihr geantwortet hatte: Wahrſcheinlich weil ſie ſich im Zimmer aufhalten; ach! ſagte ſie dann, liebe Mutter, ſo wollen wir die Männer „Männerluft“ nennen! — Da ſie ſehr kränklich war, ſo nahm ſie nicht alle Unterrichtsſtunden mit mir; im Inſtitut war ſie auch in der Klaſſe der Kleinern; aber wie ſie auch weniger an unſern Spielen Theil nahm und mehr mit der Mutter zuſammen lebte, reifte auch ihr Verſtand und der Ernſt des Karakters früher, als ſonſt wohl bei Kindern ihres Alters. Die Mutter lobte ſie immer, daß ſie mehr Ausdauer im Lernen habe, wie ich; an dieſem Mangel an Ausdauer war aber leider ſchon mein zu angeſtrengtes Lernen und eine große Nervenreizbarkeit ſchuld.

Die Perſonen, die am vortheilhafteſten auf meinen Unterricht und meine Erziehung wirkten, ſtehen mir noch lebhaft vor der Seele. Es war dieß zuerſt eine alte Franzöſin, Madame D., die früher ein Penſionat für adelige Fräuleins errichtet hatte. Ihre Familie war ſchon längſt aus Frankreich ausgewandert, doch ſprach ſie mit tiefer Sehnſucht immer von dem ſchönen Vaterlande, und ſie war es, die mir ſchon in früher Jugend den innigen Wunſch einflößte, Frankreich und Paris zu ſehen. In ihrem Zimmer waren die Wände mit den Porträts ihrer frühern Elevinnen geſchmückt; unter dieſen auch das Bild der Amalie von Imhof, der Verfaſſerin der Schweſtern von Lesbos. Oft zeigte ſie mir das Bild und ſtellte dieſe ihre geliebteſte Schülerin ſtets als Vorbild, als Ideal zur Nachſtrebung dar. Eine Dichterin zu ſeyn, ſchien mir daher ſehr preiswürdig, und in jene Zeit fielen meine erſten, kleinen poetiſchen Verſuche. — Mein Lehrer der Geſchichte war ein Herr W—elmi. Er war offenbar ein Italiener, denn er ſprach italieniſch viel beſſer wie deutſch, doch nannte er nie ſein Vaterland und hatte überhaupt in ſeiner ganzen Erſcheinung etwas Abenteuerliches und Unheimliches, was für mich äußerſt abſtoßend war, ſo daß ich in der italieniſchen Sprache keine großen Fortſchritte machte, wohl aber in der Geſchichte, die er intereſſant vorzutragen wußte und in Reimübungen, denn er war der privilegirte Gelegenheitsdichter in E., und ſeine Sonette haben alle einen ſüdlichen Schmelz und Wohlklang. Er hätte wohl als Dichter bedeutend werden können, wenn nicht ſein Karakter, wie mir jetzt ſcheint, alle ſeine Geiſtesanlagen paraliſirte. Wenigſtens ſah ich ihn nie unter geiſtreichen Männern bedeutend hervortreten. Eine gewiſſe Scheu hielt Alle von dem Abenteurer zurück; nur in dem Hauſe des Oberſten von M., der an einem langen Epos, Charlemagne, dichtete, war er längere Zeit als Hofmeiſter aufgenommen. Dieſen Oberſt

wählte sich auch mein Großvater meist zu seiner Gesellschaft, da er ein höchst geistreicher und welterfahrener Mann war. Sein Bruder hatte die bekannten »Lettres sur la Russie« geschrieben und die beiden Brüder waren daher aus Rußland verbannt und beschäftigten sich noch mit Literatur. — Signor Guglielmo, wie sich dieser Italiener auch nannte, wußte dem Gedächtniß auf eine eigenthümliche Art die Jahreszahlen in seinem Geschichtsunterrichte einzuprägen; so z. B. Gottfried von Bouillon im elften Jahrhundert: Denken Sie an Ihre Tasse Bouillon um elf Uhr u. s. w. So geheimnißvoll und unbeachtet wie er lebte, war auch sein Tod. Er zog später nach N., wo er Stunden in der italienischen Sprache gab. Eines Morgens fand man ihn todt im Bette. Die Behörde konnte nie erfahren, woher er war und wo noch seine Verwandten lebten; denn er hatte weder Korrespondenz noch Papiere sich zu legitimiren und lebte von einem Tag auf den andern. Er hatte von seiner Heimath nichts aufzuweisen als eine Brieftasche mit einer schwarzen Locke und den Namen Rosalie.

Professor P., in dessen damals berühmtem Institut für Mädchen wir unterrichtet wurden, gab seine Stunden alle, wie ich schon bemerkte, in sokratischer Manier durch Fragen und Antworten, und bildete uns dadurch zum Selbstdenken. Er hatte viel äußere Strenge, und daher mehr Furcht als Liebe von uns zu erwarten; allein später zollten wir Schülerinnen ihm alle eine unbegränzte Dankbarkeit, da wir die Vortheile seiner Lehrmethode für das ganze Leben anerkannten. Er behandelte uns nicht wie Kinder und Mädchen, sondern wie Schüler, die er sich zum Nachdenken und eigener Vernunft heranbilden wollte.

So sollte uns auch die Politik nicht fremd bleiben. Täglich kam er mit der Zeitung in der Hand in den Lehrsaal, betrat sein kleines Katheder und noch vor dem Unterricht begann er uns mit hochrothem Gesicht alle Nachrichten aus dem Befreiungskriege vorzulesen, und dann sprach er laut gegen den Tyrannen Napoleon, wie er den großen Kaiser nannte, und befahl uns Kinder, das Ungeheuer zu hassen. Einige Mütter, besonders die Gräfin G., beklagten sich bei der Behörde über die unvernünftige Weise, Kinder, und vorzüglich Mädchen, in die Politik des Tages einzuweihen und den sanften Herzen, wenn auch patriotische, doch leidenschaftliche Gefühle einflößen zu wollen.

Auf diese Klage ließ der erbitterte Lehrer den Müttern und Töchtern das Institut verweisen und es begann bald ein öffentlicher Kampf. Wir wurden nun auch von unsrer Mutter dem Institut entzogen, so leid es ihr war, da der Unterricht große Vortheile hatte, was sie stets dem würdigen Professor dankbar bezeugte.

Der arme, so mißhandelte Napoleon erweckte aber bei aller unserer Vaterlandsliebe in unsern weichen Herzen keinen Haß, im Gegentheil, nun, da er von unserm Lehrer so geschmäht wurde, erwachte unser Mitleid. Die Schülerinnen bildeten förmliche kleine Komplotte, um den furchtbaren Feind ihres Vaterlandes zu befreien, d. h. nur von seiner wüsten Insel, und ihn dann Wellen und Stürmen zu überlassen. Nach Deutschland hätte er sich nicht wagen sollen — nein! da standen wir wie eine feste Mauer zu jedem Kampf bereit; aber so traurig einsam, ohne seinen Sohn und seine Gattin konnten wir ihn doch nicht ohne Thränen denken! —

Mit schwerem Herzen trennte ich mich doch von dem Institute, und immer denke ich noch an den vortrefflichen Lehrer mit inniger Dankbarkeit. Er lebte so sehr seinem Berufe, daß er Gesundheit und jede Freude des Lebens opferte, ohne alle finanziellen Vortheile, nur aus Liebe zu der Wissenschaft, mit dem geringsten Einkommen sich begnügend, uns für das Leben zu bilden. Ein schöner Erfolg krönte auch seine Bemühungen, denn ich weiß auch nicht eine von allen meinen Mitschülerinnen, die er gebildet, die ihm verloren gegangen wäre, d. h. die nicht in der Selbstprüfung, zu der er uns stets aufforderte und in der Klarheit der Ideen, die er uns zu geben suchte, später eine sichere Stütze im Leben gefunden hätte.

Wir kamen nun nach A., wo mein Vater ein schönes Haus besaß und waren wieder mit ihm vereinigt. Hier wirkte ein großer

äußerer Wohlstand vortheilhaft auf die Entfaltung meiner geistigen Kräfte, die durch Sorge und Kummer, deren Zeuge ich schon im zarten Kindesalter war, niedergedrückt wurden.

Indeß fühlte ich doch, daß mein Gemüth litt in dem raschen Wechsel von einfacher und stiller Lebensweise zu diesem täglichen Treiben in Vergnügungen, Gesellschaften, Diners, Spazierfahrten, wie sie mein Vater liebte. Er war ein sehr geistvoller Mann, der durch seine Unterhaltung belebend in jedem Cirkel wirkte, daher auch in der Gesellschaft äußerst beliebt und ihrer bedürfend. Ein wahrer Meister auf dem Fortepiano, wurden auch von ihm viele Konzerte in unserm Hause veranstaltet und jedes musikalische Talent herangezogen.

Meine Mutter zog sich meist von den größern Gesellschaften zurück und lebte im Kreise einiger geistreichen Frauen. Zu diesen gehörte auch die Marksse von Villume, die Victor Hugo in einem Gedicht besungen, die so interessante, so unglückliche Mademoiselle de Sombreuil, die in der Revolutionsgeschichte ewig denkwürdig, das Blut ihres Vaters trinken mußte, um ihn von dem Schaffot zu retten. Seit jenem furchtbaren Moment war diese Frau immer bleich; keinen Schimmer von Röthe sah man auf ihren Wangen; stets erschien sie mir wie eine Marmorstatue auf einem Grabe. Sie hatte einen kleinen Sohn, den sie uns oft brachte. Dieser war ein äußerst lebhafter und geistvoller Knabe. Einmal schlief er auf dem Sopha ein, an einem heißen Sommertage. Mein Onkel tritt in das Zimmer, weckt ihn und ruft: Jules! tu dors? — Er springt auf und ohne sich zu besinnen antwortet er: **Et Rome est dans les fers!** sich an das bekannte: Brutus, Du schläfst? erinnernd. Durch diese Antwort hatte er meine ganze Zuneigung gewonnen. Ich sah in ihm schon den künftigen Helden, seinem berühmten Oheim Sombreuil nachfolgend.

In jene Zeit fiel mein Religionsunterricht bei einem der würdigsten Geistlichen, dem Dekan F. Was an Wärme des Glaubens in mein Gemüth drang, verdanke ich ihm und dem frommen Gebete meiner Mutter. Meine Konfirmation ward auf unserm Gute gefeiert. Unser Schloßprediger A., einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner, bereitete mich zu dieser ernsten und wichtigsten Feier vor.

Eine rührende und gehaltvolle Rede hielt er bei meiner Einweihung in das Christenthum.

Die kleine Schloßkirche war festlich mit Bäumen und Blumen geschmückt, meine schwesterlichen Freundinnen, die Gräfinnen G. gegenwärtig — und ach! es war die letzte, letzte Lebensfreude der theuern Mutter! Nie werde ich den Augenblick vergessen, wo sich mir ihre Arme öffneten um mich zu segnen; nie den Augenblick, als ich vor dem Altar kniete und nun durch das Gedränge der Leute, die beste aller Mütter krank und leidend vorüber schwebte, um mich auch in der Kirche zu sehen und zu segnen. Den nächstfolgenden Winter ward ich einige Male auf Bälle und in die Welt geführt, doch suchte die Mutter stets mich noch durch Stunden und Lektüre von allem zu geräuschvollen Leben abzuhalten. Im Frühjahr eilten wir wieder auf das Land, unser Gut B. Die Mutter erwartete ihre Entbindung. Sie brachte ein todtes Kind zur Welt, und bald folgte sie diesem nach, noch einige letzte Worte schriftlich an uns richtend, uns zur Tugend ermahnend. Verzweiflungsvoll knieten die Waisen vor ihrem Bette. Das Leben lag klar vor ihnen! — eine Mutter zu verlieren — in diesem Alter, — kein Glück war mehr zu hoffen! Nur das Schicksal, nur der Schmerz kann nun den edlen Keim reifen, den dieses Vorbild aller Frauen, dieses Ideal weiblicher Seelengröße, in die Herzen ihrer Kinder gelegt!

Durch diese Memoiren von drei Frauen aus einer Familie, in drei Generationen, zieht sich ein Faden des Unglücks hindurch, der nicht in besondern Schicksalen, nicht in der Erziehung (denn jede war eine verschiedene), nicht in dem Karakter liegt (denn auch dieser trägt jedesmal ein verschiedenes Gepräge), sondern in der Macht der Verhältnisse, dem Unbestimmbaren, dem Boden, worin alles menschliche Leben gepflanzt, gepflegt und zur Reife gebracht wird. Aber diesem Unabwendbaren, diesem Zufälligen, wie wir es nennen, vermag alle Erziehung, jede menschliche Klugheit nichts entgegen zu

ſetzen, als den einzigen ſichern Halt: die Religion!

Dann aber gibt es noch einen Standpunkt im Leben, wo alles Unglück, jedes äußere oder innere Leiden nicht anders erſcheint als wie in dieſen ſchönen Worten:

Das ſehen meine Augen deutlich, ſehen's
Unwiderleglich an dem Lauf der Welt:
Was Unglück ſei und was es ſoll! Es iſt
Das dunkle Labyrinth, worein ein Gott
Den Menſchen gnädig führt, damit ein Jeder
Sein Leben prüfe, daß der Böſe dann
Sein Böſes kennen und es abthun lerne, —
Und daß der Gute ſeine gute Seele
Erſt recht erfahre und genieße! Denn
Wir ſeh'n den Böſen beſſer aus dem Unglück
Hervorgeh'n, und den Guten freundlicher.
Wen aber hätt' ein Gott nicht Einmal doch
Geprüft? Denn welches ſeiner Kinder hätt'
Er nicht geliebt? Das denk' Unglücklicher! —

(Calderon.)

Skizzen

aus dem

baieriſchen Gebirgsleben

von

Karl Wilh. Vogt.

I.

Aus der Ferne.

Die ewige Roma hatte ich geſehen, Venedig hatte ich beſucht, in Sorrento's Heſperidenhaine hatte ich gelebt, des Aetna's, des Veſuvs, des ſtromboliſchen Vulkanes nächtliche Flammen hatte ich angeſtaunt; das Treiben des Weltmarkts hatte mich umbrandet am Blütenſtrande von Marſeille und in Klauſens von der Flüe Zelle hatte ich gebetet in Unterwaldens friedlichem Thale; hatte an des Oceans umſchäumter Küſte der Ebbe und Flut gelauſcht: dem Odem der greiſen Gigantin Gäa, und war von ihres Todes, ihrer allmähligen Erkaltung eiſigem Gruftbauche durchſchauert worden an den Firnen von Chamouni und Grindelwald, an denen er von Jahrhundert zu Jahrhundert ruckweiſe herabgleitet, alles thieriſchen und Pflanzenlebens langſamer aber unabwendbarer Vernichter. Aber ſtets führte, ſchönes verkanntes Hochland Baierns! in deine traulichen Thäler mich die Erinnerung ſchöner Stunden, da ich ferne, fern' von dir gelebt! Wie träumte ich mich aus den ſeligſten Fluren nach der Gmundfall heimiſchen Ufern zurück, nach Wagens niedlichem Landhauſe, dem vom Lattenzaune eingefriedeten Gärtchen, dem Röhrbrunnen im Lindenſchatten und der Bank im Buſche auf „der Ulm", die das am Abhange liegende Dörfchen überſchattet! Wie dachte ich deiner, friedlicher Weiler Bergham! auf deſſen Höhe wir an kühlen, duftigen Abenden ſaßen und das Glutmeer anſtaunten, das ſich herabgoß von den Felſenſchroffen der Gebirgsreihe, die von Lenggries nach Berchtesgaden ſich hinzieht! Wenn dann die kühlere Nacht heraufzog, das Rauſchen des Stroms vernehmbarer tönte und der Mond über den, ſich in den tiefblauen Aether tauchenden, feenhaft beleuchteten Bergen heraufſtieg und ſein zauberiſches Licht verbreitete, erſchien der am glänzenden Felſen hangende Waſſerfall als der Schleier der Nachtgöttin, Nebelgebilde huſchten im Thale und auf bethauten Fluren zirpte der Cicaden tauſendſtimmiger Chor. Im ſilberdurchblitzten Laubgewölbe flüſterte es von geheimnißvollen Sagen und alle dieſe Töne verſchmolzen in einen unausſprechlich ſüßen Schmerzklang des — Heimweh's. Sind ja doch die Mutter, die uns gebar, das Vaterland, welches uns ernährte, auf deſſen Fluren ſpielend wir heranwuchſen, unſeres Daſeyns ſüßeſte Erinnerung! Wie die düſtere Herrlichkeit dräuender Maſſen des Hochgebirges ihre brauſenden Gießbäche und hochaufrauſchenden Haine in den ruhig klaren Seen ſich ſpiegeln, ſo ſpiegelt in der Tiefe meiner Seele ſich die Schönheit meiner geliebten Heimath.

In den berühmteſten Landſchaften Europa's verweilend, ſchrieb ich meine Erinnerungen an dich nieder, baieriſches Hochland! das ſo rühmenswerth! — noch nicht berühmt, ſo poetiſch! — noch von wenigen begabten Dichtern beſungen ward.

Sind meine Schilderungen auch nur wie die ſpärlich duftenden Blumen auf den Felskulmen der Berge, ſo pflückt dieſe der Wanderer doch und bringt ſie ſeinen Lieben heim zum Andenken der entzückenden Fernſicht, welche er genoſſen.

Interlaken im Sommer 1845.

II.

Der Schlagbaum.

Einen Winter hatte ich in Nizza zugebracht. Es war Mai geworden und glühend heiß; Staub, Insekten, von den kaktusbewachsenen Felswänden rückprallende Sonnenstrahlen und die Erinnerung an das Blütenmeer, welches nun im baierischen Hochlande die grünen Thäler mit Duft erfüllte, zogen mich nordwärts, wohin die Schwalben und Singvögel vorausgeeilt waren. An den Bergen schmolz der Schnee und tränkte mit tausend silbern blitzenden Wasserfäden die sprießenden Blümchen und den hellgrünen Sammt der Alpenmatten oder rauschte in eben so vielen kleinern oder größern Katarakten durch die Rinnsale der Felsen, welche seine Vorgänger in vielen Jahren allmählig ausgehöhlt hatten. Man wird des lieblichsten Schauspieles in die Länge satt, wenn man es, tagelang vom Eilwagen durchrüttelt, genießt, und wir, ein liebenswürdiges junges Pariser Ehepaar, welches seine Honigmonate in Neapel verlebt hatte, meine Wenigkeit und ein Münchener Obsthändler, welcher Geschäfte im Etschthale gehabt, sich gewaltig auf den »Bock« freute, von den Reizen der Landschaft nichts merkte und außer dem Münchener »Tagblatte« und der »baierischen Landbötin« nichts gelesen zu haben schien, waren sehr stille geworden. Die Pferde trabten, der Wagen stieß, der im Sattel hüpfende Postillion knallte, Madame Boisset sah lächelnd in den Schooß, als wiegte sie einen kleinen Engel in demselben, Herr Boisset sah mit blinzenden Augen und der fidelsten Miene von der Welt um sich her, als ich plötzlich den weiß und blau angestrichenen Schlagbaum an der baierischen Gränze bei Mittenwald erblickte.

Herr Boisset mochte die Freude bemerkt haben, welche in meinem Auge blitzte, mein ganzes Wesen durchzückte, und äußerte sehr richtig seine Vermuthung hierüber. Ich aber stimmte ein mir von meinen Universitätsjahren her wohlbekanntes und stets theueres Lied an:

Ich kenn' ein Land, voll Segen der Natur,
Es grünt, es blüht die holde Frühlingsflur,
Der Segen kommt ihm aus der Vorsicht Hand,
Und dieses Land, es ist mein Baierland.

Ich kenn' ein Volk, Ein Herz nur will es seyn,
Die Donau kennt es und der Vater Rhein,
Es wohnt zufrieden an dem stillen Heerd,
Die Baiern sind es, ihres Landes werth.

Es blüht ein Stamm aus grauer Väterzeit,
Die Aeste grünen lieblich weit und breit.
Er beut dem Volk sein wirthlich stolzes Dach,
Und dieser Stamm, er ist mein Wittelsbach.

in welches der an meiner Seite schnarchende Obsthändler mit den Worten einstimmte: Johann! noh a Glasl!

III.

Das Raißen.

oder, wie der baierische Oberländer es ausspricht »Roaßen«, scheint in sprachlicher Verwandtschaft zu stehen mit dem mittelalterlichen Worte »Raisige« oder Reisige, kampffertige Männer bezeichnend. Das Auge des baierischen Hochländers flammt, wenn er es aussprechen hört, und diese aus dem Bewußtseyn gelenksamer Kraft hervorgehende Kampffreudigkeit ist Grund und Wirkung seines Mannessinnes zugleich. Wer von diesem durchglüht ist, wird sich nie zu Wortbalgerei herablassen, dem ist Verläumdung, Klatschsucht, alles Feige und Weibische, alles Unredliche unbekannt und fremd. Er ist bescheiden, treu, kurz in Worten, zur That rasch und kräftig, er beleidigt ungern, weil er selbst nie ungestraft sich beleidigen läßt.

Wie oft hörte ich in andern Gegenden in Wirthsstuben wortreiches Gezänke der Männer, wie oft sah ich einen Streitenden an des Andern Nase vorbei auf den Tisch schlagen! und sie zankten bis sie heiser waren oder aus Trunkenheit die Zunge nicht mehr heben konnten!

Anders, ganz anders ist es in dem Gebirgsstrich zwischen der Loisach und Salzach.

Wie der altbajoarische Gebirgssohn wenig redselig ist, aber gedrungen und gelenkig an Gliedern, belebt in den Zügen seines mit einem Schnurrbart gezierten und lebhaft gefärbten Antlitzes, malerisch in seiner Kleidung, voll Munterkeit und Leben, Rhythmus und Melodie in seinen Bewegungen, seinem Tanze, seinen gymnastischen Uebungen, seinem Jauchzen, Jodeln und Singen, voll Poesie in seiner ganzen Lebensweise, voll Romantik in seiner Gejaidlust, seiner Sinnlichkeit und bei den nächtlichen Besuchen bei schönen Alpenmädchen, so ist er es auch in seinem schnellen und kurzen Zorne, wie in seiner Schlagfertigkeit.

A Büchsei zon Schieße,
An Stoußring zon Schlage
Und a Deanei zon Liebe
Mueß a frischa Bue habe!

Derselbe Geist, welcher den baierischen Hochländer freiwillig zu den Waffen ruft für seines Vaterlandes und Fürstenhauses Ehre, welcher ihn antrieb, im deutschen Bauernkriege die aufgestandenen Rotten seiner Standesgenossen von Baierns Gränze ohne „höheres“ Geheiß blutig abzutreiben, im Schweden- und im spanischen, dann österreichischem Erbfolgekriege wie zur Zeit der Tiroler Insurrektion und bei hundert andern Gelegenheiten Leib und Leben mit einem größern Gleichmuthe d'ran zu setzen, als ein Spieler seine Scheidemünze — derselbe Geist treibt ihn auch (um in der ehrenhaften Studentensprache zu reden) „nichts auf sich sitzen zu lassen“ und seine Antipathien gegen Andere nicht mit vielen Worten auszudrücken, sondern rasch und edel im Faustkampfe zu tilgen.

Das ist kein Boxen des bulldoggischen Johnbull jenseits des Kanals, wobei um Geld gewettet wird.

Zwei Bursche eifern um ein Mädchen, um den Ruhm des „Haggmair“ oder besten Faustkämpfers der Umgegend, es gibt Streit im Tanze, bei Scheibenschießen oder Anderem, so nimmt der eine der Gegner den stolzen Gefiederschmuck, die „Scheere des Spielhahns“ (Birkhahns), von dem grünen spitzen Hute des Andern, und auf diese wortlose Herausforderung bilden die Anwesenden einen Zuschauerkreis. Stühle, Bänke, Tische und die Ofenplatte werden zum Amphitheater.

Nach geendetem Kampfe reicht man sich die Hand, trinkt aus einem Kruge und hält Frieden.

Das eben Geschilderte ist eben so wahr, als es romantisch klingt; die Polizeibehörden können aber freilich solche Romantik *ex officio* nicht dulden.

Daher rührt auch eine gewisse Bitterkeit des hochländischen Landmannes gegen Gendarmerie und subalternes, oft brutales Landgerichtspersonal.

Die Jäger haßt der Bergbewohner als geborener Wildschütz. Gegen die „Schreiber“ aber wendet er einen Sarkasmus an, welcher ihm bei seinem lebhaften Witze nur allzu bitter zu Gebote steht. Ich wüßte keinen blutigern Hohn, als der sich in seinen „Schnaderhaggen“, d. i. Trutzliedchen, ausspricht.

IV.

Das „Haberfeld.“

Es ist keine ökonomische Abhandlung, mit welcher ich Sie hier bedienen will; kein Bericht über den Bau des Pferdefutters im baierischen Gebirge, sondern die Schilderung einer uralt volksthümlichen Sitte der Gegend zwischen Isar und Inn, der Tirolergränze und Gmundfall, einer durch das Volk ausgeübten Vehme. Sie werden sich erinnern, daß Deutschlands großer Kaiser, Karl I, dieser den Geist seines Volkes und seiner Zeit so innig auffassende und mit hellem Scharfblick für das Leben benützende Heros, Rüge- oder Sendgerichte einsetzte und bestimmte: daß alljährlich die **Missi Regis** (der Bischof oder seine Stellvertreter) ihren Sprengel zur Ueberwachung der Sitten bereisen mußten, um durch Nachfragen das Betragen von Priestern und Laien, von Individuen und Gemeinden zu erforschen, und nach dem Ergebnisse der Untersuchung zu belohnen oder zu bestrafen. Wie aber Alles für *eine* Zeit gut ist, und für jede *andere* schlecht, so auch hier.

Die Rügegerichte entarteten, und Bosheit, Neid oder Rachsucht begannen ihre Rollen zu spielen, daher ein gleich hellsehender Regent, Kaiser Ludwig IV, jenes Institut aufhob. Der Richter verschwand, aber der Ankläger blieb. Statt des klagenden Einzelnen erhob sich in vorkommenden Fällen die Masse. Wenigstens geschah solches in dem alten Gerichte Aibling, jenem großen alpen-, obst- und waldreichen Gebiete, welches die Herrschaft Falkenstein am Inn, die baierische Zell an der Tirolergränze, die reichsunmittelbare Herrschaft Waldeck, die Grafschaft Vallei in sich schloß und an das Gericht Wolfrathshausen an der Isar gränzte. Bei diesem eben so kräftigen, als gewandten, lebensfrohen als arbeitsamen, witzigen und muthigen als treuen Völkchen ist die Liebe für alles Alte am regsten. — Hunderte von Männern guten Leumunds, dann hinreichenden Grund- oder Gewerbsbesitzes, Wirthe, Bauern und deren Söhne traten als Haberfeldgesellen zusammen, wählten zwölf Meister und verbanden sich durch einen schweren Eid zu Gerechtigkeit und

Verſchwiegenheit. Das Geheimniß wurde in den Schleier alter Sagen und des Aberglaubens gehüllt, die Meinung verbreitet: der in den ſalzburgiſchen Untersberg gebannte Erzkaiſer Karl Magnus mit ſeinen Kriegern ſeien die nächtlichen Beſtrafer der Unſitte und gegebenen Aergerniſſe.

Die der Vehme des Volkes Anheimgefallenen wurden zur Nachtzeit von einem an der Hausthüre oder dem Fenſter pochenden vermummten Haberfeldtreiber in Kenntniß von dem ihnen drohenden Gerichte geſetzt.

Acht Tage oder einige Wochen hernach, gewöhnlich an Vorabenden von Sonn- und Feſttagen, ſammelte vor der Mitternachtsſtunde ſich von verſchiedenen Wegen her die Menge der Haberfeldgenoſſen am beſtimmten Platze, ſtellte Wachen aus und zog vor das Haus des Vervehmten. Die Meiſter und Geſellen wurden dann nach ihren von Beamten, Pfarrern und Lehrern der Umgegend geborgten Namen verleſen, deren jedem ein witziges Epitheton oder eine ſarkaſtiſche Bemerkung beigefügt ward. Wohlweislich wurde dabei die Sage verbreitet und unterhalten, daß nach geſchehenem Verleſen immer noch ein Unverleſener, und zwar der Gott ſei bei uns ſelbſt übrig bleibe. Hierauf wurden die vervehmten Individuen auf die »Laabn«, d. i. die um das obere Stockwerk laufende Gallerie gefordert, und, wehe! wenn ſie nicht erſchienen wären. Das ganze Chor ſtimmte hierauf im Tutti an:

Der Kaiſer vom Untersberg ſchickt ſeine Leut',
Wo's a ſchandmäßigs Leben zum Strafen geut.

Nach verleſenem Sündenregiſter der Vorgeladenen wurden kurze, beißende Spottgedichte auf Leute, welche der Unſittlichkeit bezüchtigt waren, abgeleſen oder abgeſungen.

Als Schlußvers fiel das Geſchrei aller Stimmen, der Lärm eigens mitgenommener Windmühlen, auf den Boden gebreiteter Läden und darauf geſchlagener Dreſchflegel, das Zuſammenſchlagen kupferner und eiſerner Geräthe, das Ratſchen und das Losbrennen von hundert Gewehren, auf eine Weiſe ein, daß man den Tumult viele Stunden weit hörte, worauf dann Alle ſo ſchnell und ſpurlos verſchwanden, als ſie gekommen waren. — Dieſe Sitte erhielt ſich bis auf die neueſte Zeit, ungeahndet von den hohen Landesbehörden jenſeits der Hügelreihe, welche des Hochlandes Abgränze gegen das Flachland bildet.

Unterm 17 April 1833 belehrte ein Befehl des Königs die Kreisregierung ſogar dahin: »daß eine Einſchreitung gegen die alte Sitte des Haberfeldtreibens nur in ſo ferne ſtatt zu finden habe, als ſolches im Intereſſe der öffentlichen Ordnung abſolut nöthig iſt.«

In jenen Tagen hatten die franzöſiſche Julirevolution und die polniſche Inſurrektion eine allgemeine Gährung erregt. Aber der baieriſche Hochländer wünſcht eine Revolution eben ſo, als den Einſturz ſeiner Berge oder den Losbruch ſeiner Seen, und hält ſie in ſeiner Heimath für eben ſo möglich.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß der herrſchaftliche Jäger zu M..., einem nahe an dem Fuße der Alpen, aber jenſeits der Gmundfall gelegenen Schloß, einen Wilderer oder des Wilderns verdächtigen Bauernſohn erſchoß und heimlich im Walde verſcharrte.

Da Bitten und Drohungen fruchtlos waren, rückten bei nächtlicher Weile die Burſche aus des Gemordeten Heimath bewaffnet vor das Schloß M—, forderten unter Verwünſchungen und Drohſchüſſen den Leichnam ihres Freundes, um ihn in geweihte Erde begraben zu können; zogen aber unverrichteter Dinge und ohne eine Drohung zu erfüllen, wieder ab. Dieſe Burſche aber waren keine Haberfeldgenoſſen, ihr Beginnen war kein Haberfeldtreiben — doch gab es nun in gewiſſen Cirkeln Münchens hoch empor gezogene Augenbrauen; der Zorn- und Wehruf ländlicher, einfacher Burſche über einen ſchmählich hingemordeten Genoſſen ward dem Haberfeldtreiben zur Laſt gelegt, und man ſprach von dem Aufrechthalten einer uralten Sitte in einem Tone, welcher den Meutereien des Pariſer Vorſtadtpöbels in den 1780er Jahren gebührt hätte. Da wurde denn ernſtlich das Haberfeldtreiben verboten.

In ungefähr demſelben Jahre, an einem Sonntage im Sommer, lag die Gutsbeſitzerin von Vagen, Walburga Vogt, ſchwer erkrankt in ihrem Bette. Die Fenſter waren der Hitze wegen offen, alle Dienſtleute in der Kirche. Neben dem Bette ſaß eine Tochter der leidenden Hofmarksfrau, ihr aus einem Gebetbuche vorleſend. Da flog ein in Papier gewickeltes Steinchen durch das Fenſter. — Die beiden Frauen waren erſchreckt und entfalteten das beſchriebene Papier, welches die Worte enthielt:

„Gnä Frau!

„Wir müaßen heunt Nacht beim S— zu M— (eine halbe Stunde von Vagen) ins Haberfeldtreiben. Erschröthen Die daher nicht, wenn Sie den Lärm hören.

„Ihre dankbar geneigten Haberfeldtreiber.“

Das Gelesene sogleich verbrennen und sich über das Ganze Stillschweigen geloben, war der Leserinnen Beschluß.

Dieselbe Nacht ward das Haberfeld getrieben und der Lärmen fünf Stunden weit gehört. Die arme Leidende wäre vor Schrecken gestorben, hätte die zarte Aufmerksamkeit jener sonst so rauhen Naturmenschen sie nicht vorbereitet gehabt. Ist nun solche Handelsweise die von Meuterern, die sich gegen die höhern Stände, gegen die gutsherrlichen Rechte auflehnen?

V.

Sommervögel.

Also nennt der Fischer auf den oberbaierischen Seen die Besucher seines Alpenthales, und dünken ihm auch ihre städtischen Manieren „gespreizt“, ihr oft barokes Kostüm lächerlich (besonders der abscheuliche Frack!), so sind sie ihm doch des Fährlohnes willen, den er sich von ihnen verdient, eine liebe Erscheinung.

Am beliebtesten bei dem oberbaierischen Landmanne sind die aus München so zahlreich herziehenden Maler, da sie ihm treuherzig entgegen kommen und sich am Meisten in seine Denkweise einstudirt haben.

Hochberühmte Namen, wie z. B. Rottmann, hört man ihn mit naiver Unbefangenheit unter der Zahl seiner „guten Bekannten“ nennen, und die Erscheinung eines solchen Kunstheros ist den Wirthen ein erfreuliches Omen nächstjähriger reicher Ernte: denn ist ein Meisterwerk im Kunstvereine ausgestellt, dessen Idee, oder erstes Entstehen sich z. B. aus dem Mühlthale bei Vallei herschreibt, so darf man sicher seyn, daß nächstes Jahr zwanzig bis dreißig junge Leute im Mühlthale erscheinen, welche sich langes Haar und ein gläubiges Gemüth wachsen lassen, sehr bescheiden sich als „Künstler“ in das Fremdenbuch eintragen, zwar nicht viel arbeiten, aber doch sehr lustig sind, nichts Besonderes zu Stande bringen, aber doch Geld verzehren und getrosten Muthes der Hoffnung leben: im nächsten Winter nun auch ein so gutes Bild fertig zu machen, wie jenes war, zu welchem sich Heinlein oder Rottmann hier die Studien und die Begeisterung gesammelt.

Zu den drolligsten Exemplaren von Gebirgspilgern gehören Jene, welche die „Almen“ erotischer Abenteuer willen besuchen, und dann nach München zurückgekehrt, gewaltig mit der Seligkeit genossener Schäferstunden prunken. Ist der Landmann Vater eines schönen Mädchens, so überläßt er es aus begreiflichen Gründen nicht sich selbst in der Einsamkeit des Almenlebens und den verführerischen männlichen Besuchern, und ist eine Sennerin wirklich jung und hübsch, so ist sie nicht ohne einen rüstigen Auserwählten, welcher allwöchentlich von Sonnabend Nachts bis Montags Frühe bei ihr zu Gaste ist, dessen Putz, Manieren, Sprache und Zärtlichkeit ihr zusagen, während der Stadtherr, von ihr verächtlich „Frack“ genannt, seine Galanterien mit Hohn, wo nicht gar mit einer Tracht Schläge zurückgewiesen sieht.

Noch mehr Belustigung gewähren Reisende, welche noch nie einen Berg gesehen haben und aus Gegenden kommen, wo die kraftlosere Natur höchstens Hügel hervorbrachte.

Diesen fehlt das Augenmaß: ein Sinn, welcher zum Auffassen, Würdigen, und vollem Genusse der Alpennatur das unumgänglich Erforderlichste ist.

Solche Leute behaupten z. B., in der sogenannten sächsischen Schweiz eben so hohe Berge gesehen zu haben, wie in Werdenfels, oder sie finden es abgeschmackt, daß die Berge um Baierischzell nicht eben so leicht zu ersteigen sind, wie die Hügel ihrer Heimath.

Vor einigen Jahren kam ein Berliner brühwarm von den Theezirkeln der Spreestadt in das Allerheiligste des Alpentempels, in das Achenthal. Im „Wirthshause an der Kirche“ abgestiegen, bestellte er ein Diner von Gemswildpret, Birkhahnbraten und Forellen. Nachdem er die stattlich schöne Wirthin gefragt: ob er den Berg hinter dem Wirthshause indeß besteigen, und, bis das Mahl bereit, zurück seyn könne, welches Letztere bejahte, entfernte er sich.

Die gute Frau meinte, der fremde Herr

wolle den Hügel „bei der Pulvermühle“ beſuchen, nach welchem Reiſende der ſchönen Anſicht des See's und eines nahen Waſſerfalles wegen gewöhnlich zu promeniren pflegen, aber — die Forellen wurden zu Brei, der Birkhahn und Gemsziemer zu Kohlen, es wurde Nacht und Mitternacht und wieder graute der Morgen, bis der treffliche Berliner ohne Hut, mit Stiefeln ohne Sohle, zerriſſenen Inexpreſſibles, blutenden Händen und Knien, ganz zerſchunden und halbtodt vor Müdigkeit, Hunger und ausgeſtandener Angſt zurückkam. Er hatte ſich verſtiegen, als er — nicht auf den Pulvermühlhügel, ſondern auf den, allerdings auch hinter dem Wirthshauſe emporragenden, aber über 7000 Pariſer Fuß hohen „Unnüz“ promeniren gewollt.

Die Retirade.*

Gleich einem luſt'gen Banner flieht
Ein Staubgewölk am kahlen Rande
Vom Steppenfluß; ein Kriegsvolk zieht
Seltſam und bunt im Wüſtenſande;
Halb Europäer, halb Aſiaten,
Fußvolk gemiſcht und Reiter trabend
Schwankt es vorbei, lang warf den Schatten
Die Sonne noch zurück aus Abend.

Stumm wie die öde Steppe ſind
Sie hergenaht auf flücht'gen Bahnen;
Kein Laut, als wenn der Abendwind
Bewegte die zerriſſ'nen Fahnen;
Zuweilen im Vorüberfluge
Sie ſtreiften ſchwarze Heidevögel;
Die Wolk' am Himmel glich dem Zuge
Schnell fliehend, ein zerriſſen Segel.

Der Steppe Kinder trabt der Schwarm
Der bärt'gen Reiter und der Roſſe,
Die Zügel flatternd über'm Arm,
Am Rücken Köcher und Geſchoſſe;
Kaftane wehend, dunkelfarbig,
Lanzen und bunte Mützen nickend; —
Ein Reiter vornen, greis und narbig
Im Pelz des Hetman düſter blickend.

Ein finſter nordiſch Schlachtbild zog
Das Fußvolk. Seine blonden Haare
Gewölk von Staub und Dampf umflog
Des Kriegsgotts düſtere Tiare.
Blut ſeht Ihr auf den Bleichen kleben,
Den Stahl von ihren Waffen letzen,
Geſchwärzt die Fahnen trauernd ſchweben;
Der Leu der Schlacht riß ſie in Fetzen.

Doch iſt die Eile noch nicht Flucht
Mit feig verlaſſ'nem Schild und Speere,
Noch lenkt ſie edle Kriegerzucht
Und dräuend ſtarren die Gewehre,
Vom Kampfe Mann mit Mann gebogen,
Wie ſchmetternd ihre Kolben trafen,
Wie ſchrien zur Erd' am Schopf gezogen
Pardon die Moskowiter Sklaven.

Die Sonne glänzt mit flücht'gem Blitz
Auf dieſen Reſt von Heldenſchaaren,
Es weht von ihrem gold'nen Sitz
Herab wie Tauſende von Jahren,
Die als Siegsfackel einſt dem Griechen
Bis zu des Ganges Palmenborden
Geleuchtet, ſieht dem Feind erliegen
Den Alexander aus dem Norden.

Er winkt Mazeppa nun heran:
„Blick auf, wo dort am Horizonte
Erglüh'n, vom Abendgold umfah'n,
Die Minarets und halben Monde.
So lang in mir ein Hauch von Leben
Soll fort die Kriegesflamme zünden,
Und eh'r als mich dem Czar ergeben
Will ich dem Türken mich verbünden.“

Adolf Doerr.

* Karl XII auf der Flucht in die Türkei nach der Schlacht bei Pultawa.

Randgloſſen und Anderes.

*** Wir geben folgende Stelle aus einer Privatmittheilung in der Spieker'ſchen Zeitung, um der Verunglimpfung eines in der Kunſtwelt hochgeachteten Namens zu begegnen, die in letzter Zeit hie und da auftauchte: „Ueber die Berufung des Herrn Schnorr an unſere Akademie ſind in einzelnen Blättern falſche und zum Theil hämiſche Nachrichten verbreitet worden. Man hat insbeſondere die Schuld der langen Verhandlungen den Umtrieben der hierher überſiedelten Düſſeldorfer Maler zuſchreiben wollen, welche aus kleinlicher Eiferſucht den wackern Meiſter entfernt zu halten ſuchten. Es wurde insbeſondere auch Herrn Bendemann's Name dabei genannt. Allein an dem ganzen Gerücht iſt kein wahres Wort. Im Gegentheil hat Herr Bendemann ausdrücklich allen ſeinen Einfluß aufgeboten, um die Berufung des Herrn Schnorr durchzuſetzen, und der Grund der Verzögerung lag theils in finanziellen Rückſichten, theils auch in der Weigerung König Ludwigs, den Maler ziehen zu laſſen. Erſt in Folge eines eigenhändigen Schreibens des Königs von Sachſen iſt

die Entlassung bewilligt worden, jedoch mit dem Vorbehalt, daß Herr Schnorr einen Theil der nächsten zwei Jahre noch in München verweile und die Vollendung seiner Nibelungenbilder besorge."

*** In Burgschmiets Atelier zu Nürnberg ist das vierzehn Fuß hohe für Prag bestimmte Modell der Statue Karls IV, vom Prof. Hähnel in Dresden, aufgestellt. Der Kaiser ist dargestellt, wie er herablassend die Stiftungsurkunde der Universität Prag übergibt; Haltung und Kostüm sind nicht minder reich und historisch gewählt, als die Auffassung karakteristisch und edel; nach unserm Bedünken übertrifft diese Statue die in Bonn aufgestellte Beethovens. Hähnel erhält für die Statue, sammt dem reich verzierten Piedestale, beide in Bronze ausgeführt, 83,000 fl. Die Statue selbst wiegt, als Modell, 40 Centner, und so viel Metall wird auch ihr Guß erfordern.

*** Das Trauerspiel, welches Gutzkow während seines letzten Aufenthaltes in Paris geschrieben hat, soll nächstens in Dresden zur Darstellung kommen. Gutzkow's Stücke erfreuen sich in Dresden stets einer besonders guten Aufnahme, und die Hauptrolle, die fast immer in Emil Devrients Händen ist, trägt dazu wohl nicht wenig bei.

*** In Berliner Blättern verlangt Einer, daß die Dekoration zu der Zauberflöte streng nach den Zeichnungen, die wir von ägyptischen Gegenden und Bauwerken haben, gemalt werden sollen. Wir sehen dieß als einen Widersinn an; der weise Schikaneder hatte auch darin die rechte Einsicht und weist nirgends darauf hin, daß sein Drama wirklich in Aegypten spielt. Das Anrufen von Isis und Osiris hat bekanntlich eine andere Bedeutung. Wir glauben, daß zu dem barok-phantastischen Gedichte gerade die steife und ernste ägyptische Kunst am wenigsten paßt und daß durch dieses bestimmte Hinweisen auf ein bekanntes Land der mährchenhafte Reiz abgestreift wird. Aber der gute Mann geht noch weiter und sieht darin eine „Huldigung für den großen Dichter," wenn man Aranjuez und die andern Dekorationen treu 'nach der Natur zum Don Carlos malen lasse. Im Egmont müsse man den Markt in Brüssel zu sehen bekommen u. s. w. Man geht in diesen Kleinigkeiten schon ohnehin zu weit und nun wird gar noch mehr gefordert. Bedenkt man denn nicht, daß das Theater weder topographische noch ethnographische Studien unterstützen und eben so wenig den Genuß gewähren soll, den ein Bilderbuch gewährt?

*** Der König David, die neue Oper von Mermet, ist in Paris gegeben worden, ohne großen Effekt zu machen. Das Gedicht ist von dem Klassiker Soumet. Mallefille hat es für das Theater zurecht gemacht und endlich hat es Soumets Tochter, Frau von Altenheim, noch retuschirt. Die Direktion wehrte sich lange, das Werk zu geben, weil sie nur wenig Hoffnung des Gelingens hegte. Die Unterhandlungen dauerten schon seit Jahren.

*** Wer hätte nicht schon die reizendste venezianische Barcarole „La notte ze bella" gehört, und gewünscht, den Komponisten derselben zu kennen? Es ist Herr G. B. de Peruchini zu Venedig. Sein Lied ist schon seit einigen zwanzig Jahren zu einem Lieblingsgesange der vornehmen Zirkel, wie der Gondoliere, geworden und er gehört zu den ersten musikalischen Notabilitäten der Stadt. In diesen Tagen ist ihm die hohe Auszeichnung geworden, in einer besonderen Audienz von J. M. der Kaiserin von Rußland, zu ihrem und des Kaisers Alexander Andenken, dessen Cicerone per eccellenza er einst in der Lagunenstadt war, einen kostbaren Brillantring zu erhalten.

*** In Philadelphia lebt jetzt, nach amerikanischen Blättern, ein großer dramatischer Komponist, der erste der in den Vereinigten Staaten sich hervorgethan hat. Er heißt Fry und hat bereits ein Werk auf die Scene gebracht, welches den einstimmigsten Beifall erhielt. Der Satz soll die gründlichste Kenntniß der Harmonielehre bewähren. Nach neuesten Nachrichten ist Herr Fry in Paris angelangt.

*** Als bei der neulichen Abstimmung wegen der Subvention an die Theater Jemand sich darüber wunderte, daß Herr Baour-Lormian (Verfasser mehrer Theaterstücke zur Kaiserzeit) mit einer Pension von 6000 Franken verzeichnet stehe, erhob sich Lamartine und sagte, daß der alte Dichter blind und kränklich sei und sich von einem Knaben in die Sitzungen der Akademie führen lasse, daß er sonst nichts habe um leben zu können. „Dergleichen Unterstützungen, schloß er seine Rede, sind eine Pflicht, deren ein Staat wie Frankreich sich nicht entäußern darf gegen diejenigen seiner Kinder, die zu seinem Ruhme und seinem Vergnügen beitragen."

*** Die Franzosen fangen jetzt an, gleich uns, dramatische Gedichte ohne Berücksichtigung des Theaters, nicht zur Aufführung, sondern für die Lektüre zu schreiben. So ein Herr Jules de St. Felix, einen Nero, ein Herr Fontaine ein Drama „Une Adoption."

*** Schon im Jahre 1838 verlangte Jemand, daß das Tribunal zu Athen die Kassation des gegen Sokrates verhängten Urtheils kassire. Als er damit abgewiesen wurde, kam er bei den Kammern ein, damit eine Kommission ernannt werde, welche die Mittel erwäge, um eine Revision des Prozesses, der gegen den berühmten Philosophen verhängt war, zu bewerkstelligen.

*** Die einst so berühmte Sängerin der großen Pariser Oper, Madame Branchu, ist zu Orleans in der Zurückgezogenheit gestorben. Sie war eine Repräsentantin der ältern deklamatorischen Gesangsschule der Franzosen und excellirte besonders im Vortrage der Gluck'schen Werke.

*** Der letzte jener Sänger, welche einst so großen Ansehens genossen und ungeheuer bezahlt wurden, Girolamo Crescentini, ist in hohem Alter zu Paris gestorben. Seit dreißig Jahren sang er nicht mehr. Napoleon hatte den Sämmling zum Ritter der eisernen Krone ernannt; Rubini konnte nicht zu dem Bande der Ehrenlegion kommen.

Das dreizehnte Modebild als artistische Beilage.

Ausgegeben am 15 Juni 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Une mère Anglaise

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

II. Band. 1. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Herr Holzbacher. Von Julius Eysen. — Erinnerung an die Betrachtungen von Bendemanns Fresken im Dresdener Thronsaal. Von R. F. — Kunst und Dichtung. Von F. Marquard. — Kunstglossen.

Herr Holzbacher.

Von

Julius Eysen.

Es war vor drei Jahren bei den Herbstmanövern, erzählte der Rittmeister, daß ich in dem Städtchen B. in Quartier lag. Hier machte ich durch Zufall eine sehr merkwürdige Bekanntschaft. Das Auffallende und Ungewöhnliche von dem, was ich erzählen will, gibt mir aufs Neue einen Beweis für meine oft ausgesprochene Behauptung, daß in der gewöhnlichsten Alltäglichkeit Dinge von der tiefsten Bedeutung verborgen liegen. Wir gehen jeden Tag an ganzen Schätzen von Poesie und Romantik vorüber, ohne es zu ahnen; wir wandeln harmlos über ganzen Minen von Abenteuern, die aber nur dem glücklichen Sonntagskinde sichtbar werden, welches sie zu Tage zu fördern vom Schicksal bestimmt ist.

Ich sage es gleich zum Voraus, daß ich den Schlüssel zu dem Räthsel, welches ich vor den Augen der Gesellschaft entfalten werde, bis jetzt noch nicht gefunden habe, und glaube gerade hierdurch mich der Glaubwürdigkeit meiner Zuhörer am besten zu versichern. Ich gebe eine Erscheinung, ein Bild, wie ich es erlebte, keine abgerundete, wohl motivirte Erzählung, deren Wahrheit Sie, wie ich leider schon mehrmalen erlebt habe, hintennach in Zweifel ziehen könnten. — Es ist eine ungläubige Zeit, in der wir leben, fuhr der Rittmeister nach einer kleinen Pause fort, indem er sich den Schnurrbart strich, und man sollte lieber mit seinen Geschichten und Erlebnissen an sich halten, als sich bespötteln und bezweifeln lassen.

Nun, nun, rief das Fräulein von R., des Rittmeisters Cousine, nur nicht gleich allzu empfindlich, lieber Adolf. Bedenke, daß wir Dir schon viel, sehr viel ehrlich geglaubt haben. Warum sollten wir heute besonders ungläubig seyn? Fange getrost an und erzähle ruhig fort; wenn ich aber sehe, daß Dir die Nase wackelt, so wissen wir, was es zu bedeuten habe.

Meine Wohnung, begann der Rittmeister, war in einer ziemlich lebhaften Straße, einem

großen, breiten Hause gegenüber, das von Rauch und Alter geschwärzt war. Zu ebener Erde war ein sehr besuchter Kramladen; der zweite Stock schien unbewohnt, denn an den vier hohen Fenstern, welche nach der Straße gingen, waren den ganzen Tag über die Vorhänge sorgfältig zugezogen. Das Haus hatte etwas ganz besonders Anziehendes für mich. Dieses lag nicht allein in dem hohen Giebel, den finstern, altergrauen Dachluken und dem zierlichen Erker, die uns ein gothisches Wohnhaus mit seinen weiten Räumen so interessant machen, sondern in einer sonderbaren Wahrnehmung, die ich eines Abends machte, und die sich jeden Tag regelmäßig wiederholte. Schlag acht Uhr nämlich wurden die Fenster des zweiten Stockes sammt dem vorspringenden Erker hell erleuchtet, und ich bemerkte Jemanden hinter den Rouleaux mit großen Schritten in den Zimmern auf- und niedergehen. Zuweilen hörte man auch laut und anhaltend sprechen; dann war's wieder eine Weile still. Plötzlich erhob sich eine laute, barsche Stimme, und der Krämer — Niemand anders konnte es seyn — rief seiner Haushälterin allerlei durch ein Schiebfenster in den Laden hinab. Er schien dabei sehr zornig und ungeduldig, was mich um so mehr Wunder nahm, da der Mann den ganzen Tag über die Sanftmuth und Freundlichkeit selber war. Sobald Herr Holzbacher — —

Holzbacher? fragte einer der Zuhörer.

Ja, so hieß der Krämer. Kennen Sie ihn?

Ich kenne Jemand dieses Namens; sagten Sie vorhin nicht, daß er im Städtchen B. wohnte?

Allerdings.

Nun, dann kenne ich ihn sehr gut. Haben Sie nur die Güte fortzufahren.

Also sobald Herr Holzbacher vor acht Uhr seinen Kramladen geschlossen, d. h. die außen hängenden Schwämme, Zunderlappen, Leimplatten, das hölzerne Phantom des Zuckerhuts, die in der Luft fliegenden Stockfische und die hohe Rolle Tabak hinein gestellt hatte, machte er die innern Vorstelläden zu und stellte ein Licht auf die Theke. Diese Verrichtungen nahm er immer in eigener Person, und wie leicht zu sehen war, mit einem ganz besondern Wohlbehagen vor. Dann überließ er der Haushälterin den Laden, und war von diesem Augenblick an wie umgewandelt. Den Tag über ging er geräuschlos und vorsichtig ab und zu, sprach ruhig und gemessen, war die Ordnung und Regelmäßigkeit selbst. Am meisten mußte man seine Freundlichkeit und Leutseligkeit bewundern. Er wußte, so schien es, jedem Käufer, ohne Unterschied, vom ältesten Mann bis zum kleinsten Kinde herab, unter fröhlichem Händereiben etwas Angenehmes zu sagen; denn Niemand kam aus dem Laden ohne freundliches Gesicht, wenn er auch noch so gleichgültig oder mürrisch hinein getreten war. Am Abend dagegen und zwar von dem Augenblick an, wo der Krämer die Läden eingehängt und das Licht auf den Zahltisch gestellt hatte, war er plötzlich ein anderer Mann. Es schien ein fremder, wilder Geist in ihn gefahren zu seyn. Er rannte und tobte mit tönenden Schritten durch das Haus, stürmte scheltend Trepp' auf, Trepp' ab, bis er die Thüre des obern Zimmers mit Geräusch hinter sich zugeschlagen und wohl verschlossen hatte. Hier blieb er dann, abwechselnd bald laut lesend, bald schreibend, bald mit sich selber redend jeden Abend bis Mitternacht.

Was ich von meinem Hauswirth über den sonderbaren Mann, der äußerlich sehr fein und wohlgebildet aussah, erfahren konnte, war dieses. Er sei vor mehren Jahren, — woher war unbekannt, — in diese Stadt gekommen und habe den Kramladen angefangen. In kurzer Zeit habe er durch Fleiß, Sparsamkeit und solide Artikel, so wie durch seine gute Art, mit den Kunden umzugehen, seinem Hause großen Zuspruch verschafft und sich einen guten Namen erworben. Er thue den Armen viel Gutes, gebe aber nie einem Bettler etwas und habe mancherlei Wunderlichkeiten an sich. Was jeden Abend in den oberen Zimmern vorgehe, das wisse kein Mensch, auch frage Niemand mehr darnach, weil man's gewohnt sei. Die Meisten übrigens vermutheten, worin auch der Herr Pfarrer mit einstimme, daß er dort — Bücher schreibe.

All' diese Dinge vermehrten meine Neugier und trieben mich an, die nähere Bekanntschaft meines Nachbars zu suchen. Eines Nachmittags kaufte ich etwas in seinem Laden und versuchte, eine Unterhaltung mit

ihm anzuknüpfen. Allein er wußte so gewandt und geschickt meiner Neugierde auszuweichen, daß ich meinen Versuch aufgeben mußte. Uebrigens hatte ich durch meinen Besuch doch zweierlei erreicht. Erstlich lernte ich in ihm das Ideal eines Detailverkäufers kennen. Die Gewandtheit, Sicherheit und unverdrossene Heiterkeit, womit er seine Kunden, auch die zähesten und unverschämtesten, behandelte, war in der That bewunderungswürdig. Lange stand ich im Laden und sah und hörte ihm mit Staunen zu. Beim Weggehen begleitete er mich höflich bis an die Thür, und jetzt erst, nachdem es ihm gelungen war, mich vollständig mit meiner Zudringlichkeit zurückzuweisen, — er feierte diesen Sieg mit einem überlegenen, vornehmen Lächeln, — bat er mich, ihn doch des Abends nach acht Uhr zu besuchen. Den Tag über nehme ihn die gewissenhafte Besorgung seines Geschäfts allzu sehr in Anspruch; wenn ich ihm aber Abends die Ehre gönnen wollte, könnten wir in dem obern Zimmer ungestört beisammen seyn.

Gleich den folgenden Tag ging ich zur bestimmten Stunde hinüber. Als ich durch den Laden kam, von welchem die Haushälterin so eben Besitz genommen hatte, rief diese zu ihrem Herrn hinauf: Herr Holzbacher! Herr Holzbacher!

Ein ernsthaftes Gesicht fuhr durch das Schiebfenster. Kaum erkannte ich den Krämer wieder. Ein hellseidener Foulard war nachlässig um den Hals geschlungen, und wurde von einem strahlenden Brillant zusammengehalten.

Was gibt's wieder, rief er mit barschem Ton in den Laden hinunter.

Ob man das schmale blaue Band zu sechs Heller die Elle, geben könne?

Dummes Gewäsch! steht mich selber zwei Kreuzer im Stück; kostet drei, mindestens zwei ein halb und damit holla!

Er ließ den Schieber mit Geräusch herab fallen. Ich eilte die Treppe hinauf und stand bald erstaunt in dem hell erleuchteten Salon vor meinem Nachbar. Er war auf's Eleganteste in einen blauseidenen Schlafrock nach der neuesten Façon gekleidet. Seine stattliche Figur, seine edle Haltung, seine — ich kann's nicht anders ausdrücken — herablassende Freundlichkeit, seine geistvolle, etwas ernste Miene; die eleganten Möbel, die reiche Büchersammlung an den Wänden und der lange, schwer mit Literatur bedeckte Schreibtisch; dieß Alles überraschte mich so sehr, daß ich den Scherz und Vorwurf über seine Maskerade, den ich schon auf der Zunge hatte, wieder hinunter schluckte und schwieg.

Er nahm die goldgestickte Sammetmütze ab, und sagte, mich zum Sitzen nöthigend: lassen Sie sich's heute Abend bei mir gefallen, Herr Rittmeister. Ein Mann von Geist und Bildung ist in unserm abgelegenen Städtchen ein seltener Fund; und ich hatte in zwei Jahren keinen Gast, mit dem ich über Dinge, die über den Gesichtskreis hinausliegen, etwas Erquickliches reden konnte. Man verkommt und verkümmert in solcher einsamen Abgeschiedenheit. Bücher freilich, neue Bücher schickt man mir genug. Hier liegt — auf den Tisch deutend — wieder ein ganzer Stoß; allein wenn auch unsere moderne Literatur Besseres und Solideres leistete, als sie thut, so sind Bücher immer todte Gesellschafter. Da liegt nun der Eugen Sue — —

Hier mache ich eine Pause, sagte der Rittmeister, und lasse aus, was er über Eugen Sue sagte, weil ich meine schönen Zuhörerinnen durch Holzbachers pikanten Humor über ihren französischen Liebling nicht beleidigen will.

Wenn man, fuhr er nach einigen Bemerkungen über mehre bekannte Schriftsteller der Neuzeit fort, mir einen jungen Menschen von Talent mit dem sonderbar klingenden Antrage übergäbe, ihn in der Poesie zu unterrichten (wie der verstorbene Clemens Brentano von seinem Herrn Vater dem alten Hofrath Wieland zu gleichem Zwecke übergeben worden seyn soll), so würde ich zu ihm sagen: die erste Regel heißt *sehen und hören*, und die zweite eben so und die dritte wieder so. Darum thue allezeit Augen und Ohren auf. Hierdurch erlangst Du zuerst die Kenntniß von dem Allgemeinen einer Sache, sodann zweitens, was wichtiger ist, die Kenntniß des Individuellen und Karakteristischen und endlich drittens, die Gewandtheit und Leichtigkeit, aus der Fülle Deiner Anschauungen das Geeignete zusammen zu stellen und organisch zu gestalten; Du lernest mit einem Worte *schaffen*. Denn, so würde ich als Schulmeister weiter sprechen, im Grunde kommt Alles darauf

an, daß ſich jene Leben erzeugende Kraft, die Schöpferkraft, in Dir rege, mit der Du erſt zu ſchaffen und zu dichten anfängſt. Wo die nicht waltet, da gibt's nur gemachte, geſchnitzte und zuſammengeleimte Sächelchen, aber keine Werke, keine Thaten des inwohnenden Genius. Der Maler, der nur ein Schaf geſehen hat, kann kein Schaf zeichnen, und ob er noch ſo lange und noch ſo ſorgfältig die Natur nachahmte. Die größte Treue und der größte Fleiß würden hier ſein größter Feind; denn ſie führen zur Aengſtlichkeit, zum Sichverlieren im Einzelnen. Wer dagegen lange und oft ganze Schafherden betrachtet und nachzeichnet, der zeichnet endlich mit Gewandtheit und Leichtigkeit ein einzelnes; er zeichnet ein ſolches Thier mit einigen Strichen; ſeine Hand und ſein Auge ſind feſt und frei. Er weiß, was das Karakteriſtiſche iſt, worauf der Accent liegt, ohne gegen die allgemeine Form, gegen das Anatomiſche zu verſtoßen. Das Letztere gibt die Wahrheit, das Erſtere das Leben. —

So ſprach der Mann noch Mancherlei und — ich mußte ihn gewähren laſſen. Eine reich beſetzte Abendtafel und ein vortrefflicher Wein brachten die Unterhaltung in einen lebendigern Gang.

Die Kunſt und Poeſie der Griechen, begann Holzbacher bald wieder, an das Vorige anknüpfend, hatte mehr die Wahrheit, als das Leben. Die Wahrheit iſt für uns das Allgemeine, das Richtige, das uns nicht ſelten kühl und ſtarr erſcheint. Die Alten hatten in und um ſich Leben die Fülle; daher ihnen, das Leben darzuſtellen, kein Bedürfniß war. Im Gegentheil mußten ſie ſuchen, Ordnung und Symmetrie in ihren Reichthum zu bringen. Das Lebendige, das Karakteriſtiſche, das Geiſtige, oder um mit Hegel zu reden, die »Feuertaufe des Geiſtes« fehlt ihrer Kunſt. Nicht als ob dieſes nicht vorhanden wäre; für ſie war es darin; aber wir gewahren es nicht, weil nicht der Accent darauf liegt. Wir bedürfen das Individuelle, das Phyſiognomiſche, was die romantiſche Kunſt karakteriſirt. Damit will ich aber keineswegs das verkennen, was wir die »olympiſche Ruhe« nennen; und ich möchte mit dem Münchener Bildhauer nicht übereinſtimmen, der mir einmal ſagte: das iſt unſer Vorzug, daß wir die todte Steifheit der Antike zu beleben ſuchen. — Todte Steifheit! Herr Rittmeiſter; aber es war noch ein gar junger Menſch, der das geſagt hat.

Ich bemerkte — um doch auch etwas zu ſagen — zu Holzbacher, es ſei ſchwer, heutzutage dem Geſchmack des Publikums zu genügen und etwas zu geben, was Alle befriedige. Man weiß im Grunde nicht, fügte ich hinzu, was das Publikum von den Poeten verlangt.

Eigentlich, ſagte er, weiß man's doch ſo ziemlich. Sie verlangen zweierlei: entweder Handlung — gräuliche und abſcheuliche Thaten à la Sue; oder Worte, ſchöne Worte, große Worte, viele Worte, erhabene, harte, weiche und dunkle Worte. Am gerathenſten bleibt es übrigens, wie mir ſcheint, daß der Autor etwas Intereſſantes bringe.

Was iſt aber intereſſant? —

Das einfach Große, Bedeutende, oder etwas, das Jeden ſogleich zur regſten Theilnahme ſtimmt. Freilich kommt es hier viel auf den Bildungsgrad des Publikums an. Wer aber ſeinen Stoff in ſchön gegliederter Darſtellung, lebendig, überſehbar, in gefälligen Formen darbietet, der wird auch den Beifall gebildeter Leſer nicht entbehren. Mir fällt dabei immer das Bild eines ſtattlichen Baumes ein, der, mit all ſeinen mannigfaltigen Theilen, ein überſichtliches, gefälliges Ganze bildet. Freilich iſt nicht jeder Baum zum Zeichnen, ſondern nur die maleriſchen.

Gewiß haben Sie ſich, Herr Rittmeiſter, über die Gegenſätze in meinem Hauſe gewundert. Ja, ich ſehe, daß Ihnen die ganze Zeit über mehr als eine Frage auf den Lippen ſchwebt. Die Antwort auf Alles iſt kurz dieſe: Meine Verhältniſſe erlauben mir nicht, den ganzen Tag über meinen Neigungen zu leben; denn mit dem Honorar der Verleger allein kann ich nicht auskommen, ſchon darum nicht, weil ich bloß dann ſchreibe, wenn ich ganz beſondere Luſt dazu habe. So bin ich denn den Tag über Krämer, und am Abend Schriftſteller; Handwerk hat einen goldnen Boden.

Damit war ich, ſchaltete der Rittmeiſter ein, keineswegs befriedigt. Ich merkte wohl, daß Herr Holzbacher aus irgend einer Grille in dieſe untere Lebensſphäre eingetreten war. Da er aber nur kurz und haſtig, ja mit einer gewiſſen Bitterkeit jenen Punkt berührt hatte, wollte ich nicht weiter fragen.

Holzbacher fuhr ſpäter alſo fort: Sie können ſich leicht denken, daß ich in dieſen kleinen, engen Verhältniſſen wenig Anſchauungen finde, die mich bereichern, aber es fehlt nicht an Anregung zu poetiſchen Stimmungen. Dieſe kommen mir aus den Gegenſätzen. Sie verſtehen mich, Herr Rittmeiſter. Ich meine unter den poetiſchen Stimmungen jene glücklichen Augenblicke, in denen man etwas zu ſchaffen im Stande iſt. Jene ſeligen Momente, da man ſich frei fühlt und losgebunden von allem Irdiſchen, — ganz ſein eigener Herr! Da man dem ſüßen Drange ſich hingeben muß, das Geſchaute und Empfundene zu geſtalten, aus Gedanken und Gefühlen reiche Gemälde zu ſchaffen. Es ſind jene unbeſchreiblichen Situationen des Gemüths, Herr Nachbar, wo ſich plötzlich der Vorhang von ſelber hebt in der trüben und gedrückten Seele und wir auf einmal hinaus ſchauen in eine weite herrliche Welt, die ſich ausdehnt vor unſern Blicken, unüberſehbar und blitzt und funkelt im goldnen Sonnenſtrahl. Das iſt ein Glanz, eine Luſt und ein Leben! Denken Sie ſich nun das Seelenbehagen, Herr Rittmeiſter, mit dem ich am Abend den Laden ſchließe. Wenn ich mit der langen, mit einem Haken verſehenen Stange, die ausgehängten Waaren herabnehme, das Oellicht anzünde und aus dem ſtarken Duft des grünen Kaffees, des Zuckers, Pfeffers und der Gewürznelken hinausſchlüpfe, mit andern Kleidern einen andern Menſchen anziehe und ſtolz hinaufſteige in meinen Olymp, um zu ſchreiben und zu dichten, das iſt: ein göttliches Geſchäft zu treiben! Lohnt ſich's da nicht der Mühe, den ganzen Tag über ein Pedant, ein freundlicher, gewiſſenhafter Krämer zu ſeyn?

Der Mann kam mir immer wunderlicher vor. Ich ſprach den Wunſch aus, ſeine Geiſtesprodukte kennen zu lernen.

Aber er äußerte kalt: thut mir leid. Ich ſchreibe anonym. Ich halte es für ſchlimm, daß der Leſer den Autor perſönlich kennt. Dieß zerſtört die Illuſion, daher es auch kommen mag, daß ein Dichter nie oder zu allerletzt von ſeiner Frau geleſen wird.

Ungeachtet dieſer ſonderbaren Antwort waren wir den Reſt des Abends ſehr vergnügt und heiter. Ich beſuchte Herrn Holzbacher noch öfter, ohne dadurch etwas Näheres von ſeinem Geheimniß zu erfahren; aber ich kam immer auf's Angenehmſte angeregt und auf's Geiſtvollſte unterhalten aus ſeiner Geſellſchaft. —

Ich finde, nahm Frau von M. das Wort, dieſe ganze Sache doch etwas unnatürlich, und unſer Freund mag mir verzeihen, wenn ich vermuthe, daß er von der bei unſern Freunden eingeführten Erlaubniß, Erlebtes auszuſchmücken, einen etwas freien Gebrauch gemacht hat.

Es ſcheint mir, bemerkte ein anweſender Dichter, daß der Herr Rittmeiſter in dem dargeſtellten Bild uns einen ſeiner Freunde zeichnen wollte, der neben der Poeſie, die ſelten einträglich iſt, irgend ein ehrenvolles Amt bekleidet, das ſeinen Mann nährt, das er aber, der proſaiſchen Seiten wegen, ſchalkhaft unter dem Bild eines Kramladens darſtellte.

Sie vergeſſen, meine Verehrten, erwiederte der Rittmeiſter, daß ich zum Glück einen Zeugen für die Wahrheit meiner Erzählung hier in der Geſellſchaft habe. Jener Herr erwähnte vorhin, daß er Herrn Holzbacher in B. kenne.

Allerdings, nahm ich das Wort (nämlich ich, der Verfaſſer dieſes), iſt mir ein Mann ſehr genau bekannt, der unter jenem Namen in B. einen Kramladen hält, und ich darf ſogar, ohne indiscret zu ſeyn, bis auf einen gewiſſen Punkt, der Geſellſchaft Holzbachers Geheimniß anvertrauen.

Bevor wir weiter gehen, ſagte der Dichter, ſei es mir erlaubt, die Idee, welche der Erzählung des Rittmeiſters zu Grunde liegt, und die in der Figur Holzbachers ihre Form gefunden hat, auszuſprechen. Ich dächte, wir könnten ſie ſo ausdrücken: die Roſen der wahren Poeſie werden nur von Dornen gebrochen; die trüben und engen Verhältniſſe des Lebens geben dem Genius oft eine um ſo entſchiedenere Kraft, ſich zu den Sonnenhöhen der Dichtung empor zu ſchwingen. Denn wer den Jammer des Lebens nicht aus eigener Erfahrung kennt und die Wunden der leidenden Menſchheit im eigenen Herzen fühlte, wie will der ihr Arzt werden?

Bei alle dem bleibt es mir unerklärlich, ſagte die Baronin, wie dieſer Mann, den wohl irgend ein widriges Geſchick in dieſe untergeordneten Verhältniſſe brachte, ſich nicht daraus befreit und darüber emporhebt, da ihm bei ſeiner Bildung und ſeinen Kennt-

niſſen, wenn ſich's denn um den materiellen Erwerb handelt, noch manche andere Wege offen ſtehen, auf denen er in geeigneterer Weiſe ſeinen Zweck erreichen kann.

Hierauf glaube ich erwiedern zu dürfen, antwortete der Dichter, daß ihm gerade jene Lebensart für ſeine poetiſchen Produktionen förderlicher iſt, als er ſelber weiß, oder eingeſteht. Abgeſehen von dem Kontraſt zwiſchen dem Kramladen und ſeinem göttlichen Geſchäft, den er ſich ſelber täglich als Genuß bereitet, und der ihm beſtändig ein humoriſtiſcher Stachel zu einer endloſen Reihe von Gedanken, Empfindungen und Situationen iſt, — abgeſehen davon, hat er beſtändig die bequemſte Gelegenheit, Menſchen zu ſtudiren. In ſeinem Laden geben ſie ſich naiver und ungeſchminkter, als in der großen Welt, wo Jeder ſich beſtmöglich zu verbergen trachtet; hat er auch in ſeiner Sphäre keine großartigen Karaktere, keine auffallenden Handlungen und Begebenheiten, ſo hat er dafür deſto mehr friſche, unverdorbene Natur, und dieſe in der bunteſten Mannigfaltigkeit der Individuen, welche er in ſeinen Produktionen denken, ſagen und thun, laſſen kann was er will. Auf die Frage, warum er überhaupt in ſeinem Laden blieb, kann man ja, mit einer Hypotheſe der Erzählung jenes Herrn vorgreifend, etwa antworten: Er zog ſich im Anfang aus Grille in dieſe, ſeinem Innern ganz entgegengeſetzten Verhältniſſe zurück; um, nach der bekannten Weiſe, einen Schmerz mit einem größern zu vertreiben, ſein Leiden noch herber und bitterer zum empfinden. Später, als er ruhiger geworden, gewann er ſeine Umgebung, die ihm zum Troſt geworden war, lieb, und als er gar die Vortheile kennen lernte, die ſie ihm für ſeine Geiſtesthätigkeit gewährte, mochte er ſie um Alles nicht wieder aufgeben. Habe ich recht gerathen, mein Herr?

Sie haben die Sache beinah' richtig getroffen, erwiederte ich.

Ich kann den Herren immer noch nicht beiſtimmen, ſagte die Baronin kopfſchüttelnd; ich glaube, daß es einem fein gebildeten Manne zum Vorwurfe gereicht, wenn er ſich wie ein verwöhntes trotziges Kind, freiwillig dergleichen Mißhandlungen — anders kann ich's nicht nennen — vom Leben gefallen läßt.

Daß er ſich's gefallen läßt, meine Liebe, ſagte der Baron, dieß ſcheint mir eben ſo muthig als klug. Er wendet dadurch, wie durch einen Blitzableiter, die feindſeligen Eingriffe der Lebensproſa in ſein hohes, reines Geiſtesleben ab, und ſucht, wie Polykrates, durch freiwillige Opfer die neidiſchen Götter zu verſöhnen. Und müſſen wir uns denn etwa nichts gefallen laſſen? Kein Menſch iſt frei und unabhängig, keiner kann ſich dem Einfluß und der Einwirkung ſeiner Umgebung ganz entziehen. Die Reichen müſſen, wenn ſie nicht lauter niedrige Schmeichler um ſich ſehen wollen, den Umgang der Tüchtigen ſuchen und ſich in deren Beſonderheiten fügen. Andere müſſen ihren Vorgeſetzten, ihren Freunden, ihren Bekannten dienen, und dadurch, daß ſie ſich unabhängig machen, dem allgemeinen Geſetz entziehen wollen, machen ſie ſich oft nur noch abhängiger. Man muß ſich allerdings etwas gefallen laſſen im Leben, daß man durchkomme und beſtehen könne. Man muß von ſeinen Freunden, Nachbarn, ja von ſeinem Geſinde, oft manches kleine Unrecht dulden und ſtill dazu ſchweigen. Will man dieß nicht, ſondern nennt ein ſolches Benehmen etwa ſchwach, ehrlos, unmännlich, will man an die Vernunft, an die Gerechtigkeit appelliren, — ſo ſehe man nur einmal zu, was man dabei gewinnt. Jetzt läßt man Dich nicht mehr los, zerrt Dein ganzes Leben an's Licht, wiederholt all Deine Worte und Aeußerungen, und ſucht Anklagen daraus zu ſchmieden. Kein Menſch iſt ohne Fehler; wer hat nicht einmal etwas Unbedachtes gethan oder geſprochen? So lange Du Dich ruhig hielteſt, ließ man's gelten; nun aber wird Alles von allen Seiten betrachtet, und in's gehäſſigſte Licht geſtellt: Du ſchlugſt nach einigen Weſpen, und der ganze Schwarm fällt über Dich her. Darum dulde denn Jeder lieber ein kleines Unrecht und bleibe heiter und vergnügt bei dem Bewußtſeyn, daß er das Gute allezeit gewollt und was an ihm war, gefördert habe.

Es wäre in jedem Falle intereſſant, ſagte der Rittmeiſter, wenn wir den Mann, der unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt, aus ſeinen Schriften näher ſtudieren könnten. Denn ich bin keineswegs hierin ſeiner gegen mich geäußerten Anſicht, daß die Werke eines Schriftſtellers das Bild, welches man aus ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft hat, ver-

wirren, sondern glaube, daß sie es ergänzen helfen.

Auch ich stimme, sagte der Baron, dem Spruch des Franzosen bei: le style c'est l'homme même, und glaube, daß insonderheit ein Dichter nirgends seine ganze Persönlichkeit, das Resultat seines Lebens und die Blüte seiner Bildung gesammelter und entschiedener ausdrückt, als eben in seinen Schriften, so daß seine Werke für sein besseres Ich, für die wahrste und richtigste Erscheinung seines Geistes gelten können.

Ich glaube, sagte das Fräulein, daß man hierbei eine kleine Einschränkung machen darf, und ich thue dieses zu Gunsten des Herrn Holzbacher, dessen ganzes Thun und Denken mir sehr natürlich vorkommt und das ich ganz zu verstehen glaube, so wie ich, dem ironischen Lächeln des Herrn Rittmeisters zum Trotz, auch offen erkläre, daß mir jener Mann ausnehmend wohl gefällt. Meine Einschränkung ist nämlich diese: Der Satz, daß der Styl der Mensch selber sei, gilt nur für wenige Leser, für die größere Zahl nicht, daher er im Allgemeinen unwahr ist. Er gilt aber für die, welche wirklich zu lesen verstehen, die nicht nur auf das Was, sondern auch, und noch viel mehr, auf das Wie ihre Aufmerksamkeit richten. Wer bloß auf den Stoff sieht, seine Entfaltung, Verwickelung und Auseinanderwirrung, wer bloß wissen will, wie es ausgegangen, und wer dabei gewesen ist, der hat für den Autor selbst kein Auge und kein Ohr. Wer dagegen Acht auf die Art und Weise, wie der Dichter dieses und jenes dargestellt, wie er hier breiter und anschaulicher, dort kürzer und unfruchtbarer gewesen, wie ihm diese oder jene Situation geläufiger war, ob er stärker für das Große oder für das Edle und Schöne empfindet, ob er vor Allem gewöhnt ist, wahr zu seyn, oder ob er hohl und affektirt, dem Gehörten und Gelesenen nachschreibt in hergebrachter Weise; — wer auf dieß Alles geachtet und geübt ist, es überm Lesen wahrzunehmen, der allein lernt auch den Autor kennen, für den ist der Styl der Mensch selbst. Es wäre allerdings nun von großem Interesse, eins oder das andre von Herrn Holzbachers Büchern zu haben, und ich gestehe, daß ich für dieselben eine lebhafte Neugierde empfinde.

Diesem Wunsche, gnädiges Fräulein, sagte ich, kann ich leicht entsprechen. Ich bemerke im Allgemeinen, daß die Schriften meines Freundes wenig bekannt sind. Sie sind in einem vorherrschend humoristischen Tone gehalten, der nicht selten in die Satyre und zuweilen sogar in die unschöne Karikatur ausartet. Was man daran lobt, ist eine gewisse Frische und Wahrheit, die sie durchweht und interessant macht, ohne daß sie darum in der großen Flut der poetischen Erscheinungen unserer Zeit sich besonders hervorgethan hätten. Ich rede freilich nur von meines Freundes frühern Arbeiten. Die jüngsten kenne ich nicht. Aber es ist zu erwarten, daß er darin zu größerer Ruhe und Klarheit gekommen ist und damit seinen Produktionen eine vollendetere Form gegeben hat.

Um nun aber die verehrte Gesellschaft mit der Lösung des Räthsels nicht länger hinzuhalten, will ich erzählen, was ich darüber angeben kann und darf. Holzbacher ist ein Name, den mein Freund erst in B. angenommen hat. Mein Freund ist aus einer sehr angesehenen Familie, deren Namen ich in hiesiger Gegend noch nicht nennen hörte. Da ich nun nicht weiß, ob der ehemalige Gewürzkrämer, der übrigens seit einem halben Jahre vermählt, jetzt in den glücklichsten Verhältnissen lebt, sein Geheimniß bewahrt wissen will, so werde ich den angenommenen Namen in meiner Erzählung vorläufig beibehalten.

Holzbacher hatte bald nach Beendigung seiner akademischen Studien das Glück, eine sehr liebenswürdige Dame kennen zu lernen, die besonders wegen ihrer Heiterkeit und fröhlichen Laune allenthalben geliebt war. Der Verlobung des Paares stand nichts im Wege, da die Eltern der beiden jungen Leute seit Jahren befreundet und mit den Neigungen ihrer Kinder vollkommen einverstanden waren. Nun begann für die Verlobten eine schöne Zeit. Man war bald bei Holzbachers, bald bei den Eltern Amaliens — so hieß die Braut. Letztere hatten ein schönes Landhaus, wo in heiteren Gesellschaften die Bekannten von nah und fern im Laufe des Sommers sich zu vereinigen pflegten. Doch sollte dieses schöne Verhältniß nicht lange ohne Störung bleiben. Es offenbarte sich bald eine Mißstimmung zwischen den beiden jungen Leuten, die man vergeblich sich zu verbergen suchte, denn sie lag in Beider Temperament. Amalie hatte jenen guten

Humor, welcher der Schönheit und Jugend so trefflich steht, und der durch Witz, Muthwillen, Neckereien, heitere Einfälle, überall Wohlbehagen und Fröhlichkeit verbreitet. Holzbacher dagegen war ernst und ruhig. Er lebte schwerer, als andere Menschen. Schon auf der Hochschule wurde er wegen seiner ernsten Mienen oft mißverstanden und falsch beurtheilt. Er war einer von den Menschen, auf deren Gesicht die Natur mit schwerer Hand geschrieben hat. Er war treu, tief, beharrlich, aber ernst. Wenn er munter wurde, so merkte man's kaum, wenn man nicht auf sein glänzenderes Auge Acht hatte, wie denn überhaupt bei tieferen Naturen sich die Empfindungen mehr von der Fläche verlieren und desto entschiedener sich in das Innere zurückziehen. Diese Menschen sind in der Regel entschiedene Karaktere, denen jede Verstellung fremd ist. Man darf sie nicht verwechseln mit jenen verzärtelten Schooßkindern des Glücks, welche die Gunst der Verhältnisse verzogen, eitel und empfindlich gemacht hat — jene Menschen, welche die geringste üble Laune des Zufalls zur Verzweiflung bringt. Wie anders sind die Ernsten! Freilich ist es oft düster und trüb in ihrer Seele, ohne daß sie wissen warum, ein Regenhimmel hängt über ihrer Sonne, eine Wolke beschattet ihre Stirn. Aber sie lieben darum nicht weniger treu uud tief, als in heitern Tagen. Sie sind zuverlässiger als die Gesichter mit ewigem Sonnenschein.

Dergleichen Menschen sind nicht leicht zu behandeln, weil man sie jeden Augenblick mißversteht; sie bedürfen daher großer Liebe und Sympathie. Die heitere und leicht gesinnte Amalie war nicht im Stande, das Wesen meines Freundes zu fassen. Sie nahm seine Art oft für mürrische Launenhaftigkeit, die sie ihm wohl abgewöhnen müsse; dann dachte sie aber wieder, es werde sich in Kürze wohl von selbst geben. Allein es gab sich nicht; mein Freund blieb wie er war, oder wurde, nach Amaliens Ansicht, jeden Tag finsterer. Das fiel ihr schwer auf's Herz; sie fragte sich oft mit bangen Seufzern: wie wird meine Zukunft seyn? Sie zog ihre Mutter zu Rathe und man beschloß, den Freund auf »sein böses Gesicht« (so nannten sie's) aufmerksam zu machen. Dieß geschah auch; Anfangs im Scherz. Holzbacher, der nichts Böses dabei dachte, scherzte mit. Allein da die Verbündeten eines Tages mit Grillen, bösen Launen, Hypochondrie und Pedanterie anrückten, ward er plötzlich sehr ernst, — er hatte diese Worte noch nie so auf sich anwenden hören — und versprach, er wolle versuchen, sich zu ändern. Damit brach er die Unterhaltung kurz ab und lenkte das Gespräch auf andere Dinge. Einige Tage nachher kam er zu Amalien und entdeckte ihr, er habe einen Plan gemacht, wie er sich sein ernstes Gesicht — das er nun freilich schon sieben und zwanzig Jahre lang mit sich herum trage, — dennoch abgewöhnen wolle; er müsse sie aber auf einige Zeit verlassen.

Sie bat ihn mit vielen Thränen, das Gesagte und Geschehene zu vergessen, sie wolle ja nie wieder ein Wort über seine Launen sagen.

Gerade das Wort »Launen« beweist mir, daß Du mich nicht verstehst, vielleicht meine Art zu seyn, lange Zeit nicht fassen wirst, sagte Holzbacher. Warum soll ich Dich für Deine Zukunft besorgt machen, bevor ich versucht, dieses äußere Hinderniß, das Du in meinen ernsten Mienen findest, wegzuräumen?

Amalie suchte ihn nochmals mit den zärtlichsten Bitten von seinem Plane abzubringen und fragte hundertmal, wohin er denn gehen wolle; aber Holzbacher blieb fest bei seinem Vorsatz und versicherte sie, es sei zu ihrem und seinem Glück. Nur bat er sie vor dem Abschied, ihm doch zu sagen, was sie im Grunde unter seinen Launen sich dächte. Willst Du vielleicht, fragte er sie, damit sagen, daß ich das Leben ernster und tiefer nehme, als Andere, daß ich Dinge für bedeutend halte, welche Andere für gering ansehen und über Manches lache, worüber Andere sich kränken? Oder vielleicht, weil mich Lust und Schmerz stärker ergreifen als Andere, obgleich sich's nicht deutlich auf meinem Gesicht abmalt; weil manche Dinge, die man für Kleinigkeiten hält, mich empfindlich berühren und mir weher thun als anders Gearteten? Willst Du das Launen nennen oder nicht lieber etwa eine zärtere Organisation, die der Schonung und Liebe bedarf, nicht aber des Vorwurfs? Amalie antwortete ihm nicht, sondern weinte und verhüllte das Gesicht.

Holzbacher ließ sich die Bitten und Vorstellungen seiner Eltern, Bekannten eben so

wenig zurückhalten; er ging — Niemand wußte, wohin. Er ging, durch den Gedanken an Amaliens Liebe gestärkt und empor gehalten, er ging, um ihrer gemeinsamen Liebe seine gewohnte Geradheit und Unverstelltheit zum Opfer zu bringen. Das heitere Gemüth Amaliens konnte, wenn einmal das nächste Hinderniß weggeräumt war, die Dauer ihres gemeinsamen Glückes begründen. Denn die Bündnisse, da der eine Theil den andern ergänzt, das wußte er wohl, pflegen nach Ausgleichung der nächsten Gegensätze, die dauerndsten zu seyn. Sein Ernst, dachte er, würde ihrer Heiterkeit, wenn sie zu leicht oben schwimmen sollte, der nöthige Ballast seyn; während ihr Frohsinn seinem Ernste das Herbe und Schwerfällige benähme. Gleiches stößt sich ab, Ungleiches — wenn es nicht entschiedene Gegensätze sind — zieht sich an und vereinigt sich, da ein Theil den andern bedarf und verlangt, zum schönsten Ganzen. Holzbacher reiste in eine sehr entfernte Gegend und wurde — Krämer. Eine abenteuerliche Idee! Allein er glaubte in diesem Lebensverhältniß am bequemsten und sichersten seinen Zweck — die ernste Miene abzulegen — zu erreichen. Er blieb ein ganzes Jahr aus, ohne Nachricht von sich zu geben. Endlich kehrte er zurück mit triumphirender Miene: er hatte durch die Nöthigung, stündlich gegen Jeden freundlich und gesprächig zu seyn, über sein düsteres Gesicht den Sieg davon getragen. Aber er fand seine Braut mit einem Andern verlobt. — Er kehrte in seinen Kramladen zurück, halb aus Trotz gegen das Schicksal, halb aus Eigensinn. Es ging ihm, als ich ihn zum Letztenmale sah, leidlich gut und er war, seiner Versicherung nach, glücklich. Er schien versöhnt mit dem Leben und seinem Geschick, getröstet und beseligt durch das, was ihm von jeher für das Höchste und Trostreichste galt: durch die Poesie, die ihm zum göttlichen Geschäft geworden. Ich gestehe, daß ich nicht ohne die tiefste Rührung auf das Schicksal dieses wackern Freundes zurückblickte, der aber doch, nach den jüngsten Nachrichten, durch die Liebe einer vortrefflichen Frau erst seine rechte und würdige Lösung und Ausgleichung für ihn gefunden hat.

Erinnerungen

an die

Betrachtung von Bendemann's Fresken

im

Dresdener Thronsaal.

Wie wirksamste belebende Tränke und Säfte durch Aneinanderreiben, Mischen, Schütteln verschiedener Ingredienzien bereitet werden, so ist es auch mit den Gedanken. Auch sie müssen sich berühren, sich aneinander reiben, anziehen, abstoßen, um klarer lebendig wirkender zu werden; auch die tiefsten, bedeutendsten verlangen oft die Berührung eines unscheinbaren Gedankenbröckleins, um zum Wort sich zu beleben, so wie dort oft ein einziger Tropfe, ein kleines Körnchen dienen muß, die wirksameren Kräfte edlerer Stoffe anzuregen.

So mag denn wohl nicht bloß der, der selig fühlt, er hat wirklich Großes, Bedeutendes anzusprechen, das, was in ihm vorgegangen, Andern sagen, sondern auch der, den es nur drängt, auch einen Tropfen aus seiner Seele in das große Gedankenmeer zu gießen, um sich, ob auch nur für einen Augenblick als einen Theil der Flut zu fühlen, um ihn zwar versinken, doch durch ihn erregt, neue hellere aus der Welle aufperlen zu sehen.

Nur diese letzteren Gründe rufen die folgenden Erinnerungen an das Schauen der Kunstschöpfungen im Dresdener Thronsaal auf das Papier. Mich zu dieser Aussprache zu ermuthigen, wiederhole ich mir, was ich neulich während der Schilderung der Münchener Ausstellung sagte,* daß nichts wahrhaftig im menschlichen Gemüthe Vorgehendes unrichtig seyn kann und denke mir hinzu: daß die Gefühle und Gedanken des einzelnen Menschen über einen das Bedenken fordernden Gegenstand, wenn auch für sich allein unrichtig, doch bedeutungsvoll werden, wenn man sie betrachtet, als zur Ergänzung, Vollendung des Gedankens gehörend, den jener Gegenstand in der Seele der Menschheit werden würde.

* Abendzeitung Nr. 97—98.

So versetze ich mich, hoffend, daß auch Andere solche Ansicht vom Denken haben, noch einmal in den Thronsaal, doch zuerst vor denselben, in den alterthümlichen, kleinen Schloßhof, durch den die Menge aus allen Ständen und Altern gemischt, dem grauen Eckthurm zuströmte, aus dem sie zur ersehnten Herrlichkeit gelangen sollte. Galt dieses lebhafte Zudrängen auch nicht durchaus den Kunstwerken selbst, sondern großentheils auch dem Raum, den sie schmückten, so war doch aber die Betrachtung solcher allgemeinen lebhaften Theilnahme für den Ort, wo ein Volk dem angestammten Fürsten, der Fürst dem Volke, Beide dem göttlichen Gesetz, dem sie sich unterwerfen, Treue schwören, die passendste Vorbereitung zur Betrachtung eines Thronsaals.

Die Idee von der Heiligkeit des von Gott geweihten Verhältnisses zwischen Fürsten und Volk begleitet uns in den Raum, und welchen Tadel wir nun auch hier diese und jene aussprechen hören, ob diese den Gestalten der Bildwerke mehr dramatische Lebendigkeit, jene eine frischere Färbung wünschen, ob jene sich gestört fühlen durch die Niedrigkeit des nicht gewölbten Saales, durch das grell einfallende Licht, Andere den ungeschickten architektonischen Verzierungen, besonders der häufigen Wiederholungen der sächsischen Wappenschilder an der Decke zürnen, wir sind im ersten Augenblick von dem Gedanken ergriffen, den uns die Malereien zu verkörpern scheinen, vom Gedanken des aus der Geschichte des Menschen wie der Menschheit, der Gesammtheit wie jedes einzelnen Individuums auferstehenden Christusglaubens, der dem Leben einzelner Seelen wie dem ganzer Völker neue Gestaltung und Richtung, allen Verhältnissen eine höhere Weihe, dem Königsthum und Volksthum erst die rechte Bedeutung gibt.

Diesen Gedanken erfassen wir und denken ihn dem Künstler, der ihn darstellen durfte, nach, und vergessen über seiner Großheit und Wahrheit die Mängel des Materiellen, wie die Vergleichung mit ähnlichen Werken der Neuzeit, und ob wir erst vor Kurzem die feenhafte Pracht des Münchener Thronsaals mit den in Goldglanz strahlen Statuen der baierischen Fürsten — Schwanthalers treffliche Arbeit — bewunderten, ob wir entzückt vor Schnorrs großartigen, Deutschlands Geschichte verherrlichenden Fresken standen, doch denken wir jetzt nicht des kaum Geschauten, sondern versenken uns, wie es der Mensch immer soll, frisch in den gegenwärtigen Augenblick und in das Schöne, das er uns bietet und freuen uns, daß allüberall, da und dort die göttlichen Funken aus geweihten Menschenseelen sprühen, die die todten Stoffe beleben und das Geistige sichtbar machen. O, und wir freuen uns, daß der Funke, der einmal die Materie belebte, nimmer daraus weicht, sondern die eigene Zauberkraft hat, auch andere bewundernd wehende Seelen zu wärmen, zu entzünden, daß sie in die seelische Tiefe des Kunstwerks, ungeblendet von der Schönheit der Form und Farbe, oder ungeschreckt von ihren Mängeln einziehen und das Geistige, das sie durstend heraus schöpfen, nun im eigenen innern wachsen, verwandeln, ausbreiten lassen.

Was Du bewunderst, fühlst und liebst,
Verschmilzt mit Deinem eignen Seyn;
Der Klang, dem Du ein Echo gibst
Wird Dein, die ganze Welt wird Dein!

So nehmen wir denn auch Besitz von dieser schönen Schöpfung, indem wir in freudiger Hingebung dem Ideengange des Künstlers zu folgen suchen:

Vom Allgemeinen, der Geschichte der Menschheit, die der Fries in einigen Hauptentwickelungsmomenten der ihr innewohnen Idee darstellt, kommen wir zum Besonderen, der Geschichte der einzelnen Völker, die wir in den Gestalten ihrer großen Gesetzgeber und Regenten lesen, und endlich zum Individuell-Nationalen, zu den Hauptmomenten aus dem Leben Heinrichs des Voglers, des ersten deutschen Königs aus sächsischem Stamme.

Alle irdischen, weitumfassenden oder individuellen Verhältnisse, die uns diese verschiedenen Bildwerke so vor die Augen führen, sind vergeistigt, tragen eine höhere, über die Erde hinausgehende Bedeutung in sich durch den Gedanken an Gott, der sie alle durchdringt, der innerhalb dieser irdischen Umgränzungen sich zu dem Gedanken an den christlichen erlösenden, für neues Leben entfesselnden Gott erhebt.

So sehen wir in den lieblichen Bildern des Frieses den Menschen, durch mannigfachste Lagen und Verhältnisse der vollen Enthüllung

dieſes Gedankens entgegen reifen, oft ihn verdunkeln durch das traurige Erbtheil der Menſchheit, von dem uns das erſte Bild — der Sündenfall, die Verſtoßung aus dem Paradieſe — ſpricht, ſehen ihn endlich ihm ganz heimgegeben durch die Erkenntniß der eigenen Nichtigkeit, die in den pilgernden, betenden Büßern ſich ausdrückt, um ſo an der Hand deß, den er als einzigen Retter von Sünde und Tod erkannte, über das Grab empor zu den Himmelswohnungen eilen, wo am Brunnen des Lebens Engel und Heilige den Erlöſer empfangen.

So ſehen wir denſelben Gedanken in den Bildniſſen der Geſetzgeber uns entgegen treten; er ſpricht in ſeinem Urklang aus Moſes erhabener Geſtalt, deſſen tiefe, geheimnißvoll blickende Augen ſagen: wir haben Gott geſchaut, auf deſſen Lippen wir im Ausdruck ernſter Majeſtät die Verkündigung des einen Herrn Himmels und der Erde ſchweben ſehen; er ſpricht aus Davids begeiſterter Erſcheinung, der in Harfenklang und Lied ſeine frohe Hingebung an des Herren Willen ausdrückt, wie aus Salomo's ſinniger Geſtalt, der den irdiſchen Glanz abgeworfen hat und von der Krone zu ſeinen Füßen ſeine Blicke empor zu einer unvergänglicheren richtet; umhüllt, doch nicht verloren, erſcheint er in den Geſtalten des Zoroaſter, Lykurg, Solon, des Alexander und Numa, die eine Ahnung jenes Wortes auch unter ihren Völkern feſthielten und durch ihr Vorbild, ihre Gebote, ſie auf eine völlige Offenbarung vorbereiteten. Klarer tritt er uns entgegen im Konſtantin, der zuerſt das Kreuz zum Panier, zum Leitſtern der Herrſcher und Völker machte, bis er endlich in Gregors heiliger Geſtalt, in der tiefen Erkenntniß menſchlicher Sündhaftigkeit, in der Entäußerung aller eigenen Kraft, in der innigen Hingebung an die allein erlöſende heilige Macht — die dieſe Geſtalt ausdrückt, uns in ſeinem höchſten Begriffe erſcheint, worauf wir ihn in den folgenden Bildniſſen Karls des Großen, Heinrich I, Konrad II, Friedrich I, Rudolf von Habsburg, Maximilian I wieder in das irdiſche Leben treten und es in verſchiedenen Richtungen durchdringen ſehen.

So erkennen wir endlich in den vier großen Bildern an dem, dem Thron und den ihn umgebenden Geſetzgebern gegenüber liegenden Ende des Saales das Leben Heinrichs und ſeines Volkes dem Augenblick entgegen wachſen, wo beide den Gedanken, durch den allein ſie groß und ſtark geworden, ſo innig erfaßt haben, daß ſie ihn einem fremden Volke als ſchönſte Friedensgabe, als Theil ihres heiligen Eigenthums darbringen können. — Je länger man die Bilder betrachtet, je inniger fühlt man dem Künſtler das nach, was er da empfinden mußte, wo er jenen göttlichen Gedanken in ſeiner vollen Entfaltung darſtellen konnte, und mit beſonderer Liebe und Freude verweilen auch wir vor den Bildern, in denen wir den Chriſtusglauben als die herrlichſte Blüte aller menſchlichen Verbindungen und Thätigkeiten emporleuchten ſehen. War es unter den Geſetzgebern Gregor, deſſen Geſtalt ſich für immer in unſere Seele gegraben, ſo macht unter den Bildern gegenüber eben jenes letzte, wo Heinrich das Volk, das er beſiegt, nicht zur Unterwerfung unter ſeine irdiſche Herrſchaft, ſondern unter die des Evangeliums bringt, den begeiſterndſten Eindruck.

Schauen wir im erſten Bilde, wie der edle Fürſt die Bebauer des Feldes gleichſam dem Volksverbande einwebt, wie er ihre Beſchäftigungen und deren Erfolg unter ſeine beſondere Aufſicht und Beſchützung nimmt und ſie nöthigt, nicht für ſich allein, ſondern auch für ihre Mitbürger zu ſäen, zu ernten, — finden wir ihn im zweiten Bilde als Städtebauer, als Gründer des Bürgerthums, als Schutzherrn erblühender Kunſt- und Gewerbthätigkeit, ſehen wir im dritten den Ruhm des deutſchen Kriegerſtandes durch ihn begründet, durch die weiſen Einrichtungen und Uebungen, die ſtrenge Zucht, die er in's Leben rief, dieſen befähigt, den herrlichſten Sieg zu gewinnen, Deutſchland von ſchrecklichen Einfällen öſtlicher Barbaren zu befreien und den innern Frieden ihm zu geben, in dem allein die neu erwachte Kultur und ihre Wurzel, oder auch ihre herrlichſte Blüte, der Glaube, gedeihen konnte; ſo ſchauen wir endlich im vierten den großen Mann, wie er die ſchönſte Miſſion der Fürſten, die Beſchützung und Verherrlichung der Religion, erfüllt, wie er nicht als länderdurſtiger Sieger, ſondern als Bote des Heils die fremden Küſten betritt. War er in den übrigen drei Bildern die Hauptperſon, von der allein Anregung der Handlung, Schutz und Befehl ausging, ſo ſteht hier, ſeine Weihe gleich-

ſam weihend, ſein Wort bekräftigend, der Biſchof neben ihm, andeutend, wie der wahrhaft Hohe das ihm zu Häupten ſchwebende Höhere empfindet und es auch im irdiſchen Symbol verehrt, wie zu der Vollendung des Staatslebens die Kirche gehört als verbindendes Glied zwiſchen König- und Volksthum.

Mit beſonderer Liebe iſt dieß Bild gedacht und ausgeführt, und wohl möchte ich bei ihm vor allen beſchreibend verweilen: Wie ſchön iſt die ehrfurchtsvolle Scheu vor der noch kaum erkannten Heilsbotſchaft in der Geſtalt des Dänenkönigs ausgedrückt, der, ſeiner phyſiſchen Stärke, ſeiner irdiſchen Macht nicht mehr denkend, demüthig ſeine Knie vor ihren Verkündigern beugt. Derſelbe Ausdruck vom Gefühle eines höheren Einfluſſes, von Erwartung wunderbarer Ereigniſſe und Berührungen liegt in den Geſtalten der Königin und der übrigen Begleiter des Dänenfürſten; beſonders lieblich aber ſind die Knaben und Mädchen — ſeine Kinder oder Enkel die im Kahn dem Ort am Ufer ſich nahen, wo die Hauptperſonen ſtehen; jener Ausdruck, der auch in dieſen zarten Geſichtern vorwaltet, miſcht ſich mit der unſchuldigen Hingebung an das Neue, der kindlichen Freude daran, der bewußtloſen Empfänglichkeit für das Erhabene. Die Idee des Gebets — des Gefühls der Nähe eines höhern Weſens — ſpricht aus ihren ernſten, andächtigen Geſichtern, aber die Form, in der die Chriſten dieß Innere ausdrücken, iſt ihnen noch neu und gar reizend ſieht es aus, wie einer der geiſtlichen Begleiter Heinrichs jenem lieben, aufmerkſam zuſchauenden Knaben die Händchen falten lehrt.

Immer neue Gedanken und Beziehungen finden wir bei längerem Schauen in den Bildern. Fühlten wir zuerſt den Hauptgedanken, die Verherrlichung des Chriſtenthums, die aus allen verſchiedenen Miſſionen der Fürſten als die bedeutendſte hervortritt, ſtellt ſich uns die hohe Bedeutung des Königthums eben durch die ihm anvertrauten Miſſionen vor Augen, ſo laſſen ſie uns endlich in ein großes Volk hinein denken, das, wie es ein großer König emporhob, dieſen wiederum groß macht.

Wir ſehen in dieſen vier Bildern den Gedanken des Königs und den des Volkes in höchſter Potenz ausgedrückt, Beide eng in einander greifen, Keiner ohne den Andern beſtehen. Wir ſehen den Volkskörper in vier Hauptſtände zergliedert und können uns keines völlig entwickelte Exiſtenz ohne die des andern denken: Seine volle Bedeutung erhält der Landbebauer erſt, da er nicht mehr für ſein eigen Bedürfniß allein, ſondern für das Anderer ſchafft, da er einen Theil ſeiner Ernte in die Städte bringt. Nur durch dieß Schaffen des Ackerbauenden vermag der Bürger unbekümmert ſich in die neu erbauten Mauern einzuſchließen, der neu erwachten ſtädtiſchen Betriebſamkeit zu folgen. Jene Fluren und dieſe Mauern ſehen wir von der zerſtörenden Macht wilder Feinde befreit durch die Krieger, die ihrerſeits wieder der fleißigen Bewohner jener zur Abnahme mancher Lebensſorge bedurften, um für dieſe Erſtarkung ihrer Kampf- und Siegeskraft Raum und Zeit zu gewinnen. So hat ſich nun endlich höheres geiſtiges Leben aus dieſen vorbereitenden Kräften entwickelt, das, ob es in allen Gliedern des Staatsbürgers erwachen ſoll, ſich doch in höchſter Potenz in dem einen Stande repräſentirt, der — gleichſam die Wipfel des großen Menſchheitsbaumes — den Thau, die Strahlen des Himmels zuerſt empfängt und die belebenden Säfte, die ſie wirken, hinabſenden darf durch alle Adern und Faſern, durch Zweige und Wurzeln, daß dieſe, obgleich ſie nicht ſelbſt ſo hoch zum Lichte ſtreben konnten, doch durch ſeine Vermittelung jener Wunderkraft eben ſo theilhaftig werden.

Ja, die Betrachtung dieſer Werke erweckt von Neuem das Staunen über den großartigen Organismus, der der Idee der Menſchheit, die ſich auf Erden in Staaten, Völker, Stämme, in einzelne Stände und Individuen zergliedert, und doch immer ein großes Ganze bleiben ſollte, angeſchaffen iſt, und den aufzufinden, auszubilden, nicht zu erfinden, zu bilden die Miſſion aller jener Geſetzgeber war, deren Geſtalten dort oben vor uns traten und die ſie mehr oder weniger erfüllten, je nachdem ſie mehr oder weniger dem zur rechten Auffindung leitenden höheren Geiſte ſich unterwarfen.

Wenn wir nun gern unſern Geiſt in die Weite ausdehnen und uns freuen, wie auch die hier verlebten Momente des Schauens uns die Idee der Menſchheit in ihrer Zergliederung und in ihrem großartigen Zu-

ſammenhange in die Seele brachten, ſo lieben wir denn doch immer wieder vom Allgemeinen in's Beſondere zurückzukehren und auch in dieſen Bildern noch etwas unſer nationell-individuelles Ich eigen Berührendes aufzufinden, und ſo freuen wir uns denn, daß wir: die gewaltigen Manifeſtationen des Geiſtes der Menſchheit in den Gedanken des Volks- und Königthums, in dem Beide verbindenden reinigenden Gedanken der chriſtlichen Kirche — daß wir endlich den großartigen Staatsorganismus, den elementaren Boden, aus dem jene Ideen verkörpert emporwachſen — auch im Beſondern abgeſpiegelt ſehen, daß die Momente, die uns ſolche Gedanken zu ſinnlicher Anſchauung bringen, dem Leben einer einzigen Nation entnommen ſind, und daß dieſe Nation die deutſche iſt, daß wir Deutſche ſind, die nicht bloß in dieſen, die in tauſend Momenten der Geſchichte des Vaterlandes eine Verkörperung jener göttlichen Gedanken finden können, die von dem in und über den Menſchen waltenden, ſie für höhere Welten erziehenden Geiſte zeugen.

Wenn wir lange, den angeregten Gedanken hingegeben, vor dieſem und jenem der Bildwerke ſtanden, ſo ſchauen wir, ehe wir den Saal verlaſſen, noch einmal in die Runde. Noch einmal ſtreifen die Blicke über die lieblichen Bilder des Frieſes, die ſo leicht und flüchtig an einander gereiht ſind, als ſollte das Menſchenleben wie ein luftiger Traum an uns vorüberziehen, zertheilt in einzelne freundliche, ernſte, düſtere Scenen, deren jede irgend einen Anklang in der Seele der Schauenden wecken muß: das Gemach, wo der Mutter Freude und Schmerz dem Kind den erſten Gruß auf Erden gibt, der Frühlingsgarten, in dem unter frohem Spiel und Lernen die Kinder dem Ernſt des Lebens entgegen reifen, der Hochzeitzug mit ſeinen lieblichen Geſtalten, die Scenen aus dem Leben der Herrſcher, ihre vor allem geforderten Eigenſchaften der Gerechtigkeit, Weisheit, Tapferkeit verſinnlichend, die Momente aus dem geiſtlichen Leben, die Ausübung der Liebeswerke an Kranken und Verwundeten, endlich die lebensvollen Darſtellungen hauptſächlichſter menſchlicher Beſchäftigungen, der Meeresſtrand mit bunter Handelsthätigkeit, die ſtillen Zellen, wo die Wiſſenſchaft für das Wohl der Menſchen denkt und ſchafft, wo hier der Arzt in den kleinen Mooſen und Kräutern der Erde wunderbare Kräfte ſucht und findet, die dem körperlichen Theil des Menſchen neues Leben geben, wo dort der Aſtronom die endlichen Fernen des Himmels mißt und wie Jener die unſcheinbaren Mooſe, ſo Dieſer die ungeheuern Welten erforſcht, um den Menſchengeiſt auszudehnen — zu beſchwingen — der ſchneebedeckte Tannenwald ferner mit der Klauſe des Einſiedlers, der ſich zu ſtiller Betrachtung des Höchſten in die Waldeinſamkeit zurückgezogen, mit den Pilgern in Bußgewändern, die, einem heiligen Ziele entgegen wallend, den Schneeſturm und die Oede nicht achten, der aus dem Grabe Erweckte endlich, der an der Hand des lichten Führers neuem Leben entgegen geht — jedes dieſer Bilder iſt ein Gedicht. Sehen wir ſo hier oben die lyriſche Kunſt, dort in den vier hiſtoriſchen Darſtellungen die dramatiſche, — durch die hohen Geſtalten der Geſetzgeber, die uns von den Zeiten zu erzählen ſcheinen, welche die Kraft ihres Vorbildes, ihrer Gebote durchdrang — die epiſche repräſentirt, ſo haben wir auch die Allegorie in dem Bilde der Saxonia in der Mitte der Geſetzgeber über dem Thron, deren ernſtes, ruhig hoffnungsvolles Antlitz wohl den Geiſt, der im Hauptheil der Bevölkerung unſeres kleinen, glücklichen Vaterlandes lebt, verkörpert und in den Bildniſſen der Repräſentanten der vier Stände an der Wand gegenüber, kräftige Geſtalten und Geſichter, in denen die beſten Eigenſchaften der Deutſchen ſich ausdrücken: Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Unterthanentreue, Eintracht, Tapferkeit, Fleiß, Beharrlichkeit und wie die herrlichen Gaben alle heißen, die Gott dem Karakter dieſes Volkes lieh und die es ſich als ſchönſtes Erbtheil der Väter durch alle Zeiten bewahren möge!

Möchte nun auch bei dieſem letzten Umſchauen das Auge ſich noch mäkelnd an dieß und jenes haften, möchte es z. B. einen weniger modern ſentimentalen, mehr den kühnen Welteroberer darſtellenden Alexander wünſchen, vergegenwärtigt es ſich bei den Geſtalten Rudolfs von Habsburg und Barbaroſſa's unwillkürlich die ungleich erhabener erfaßten in Schnorrs Münchener Fresken, möchte es die Bauern und Bürger in den hiſtoriſchen Bildern weniger ernſt, ruhig, philoſophirend in Stellung und Ausdruck verlangen, ſcheinen ihm auch manche Figuren

im Fries etwas steif und leblos, so könnte doch nichts von diesem den großen Eindruck des Ganzen mindern.

Wie, wenn wir einmal das innere Wesen, die Quintessenz eines Menschen mit liebender Theilnahme erfaßt haben, kein einzelner Fehler uns das theuer gewordene Seelenbild verdunkeln kann, so vermag auch, hat uns einmal der Gedanke eines Kunstwerks gewaltig ergriffen, keiner seiner etwaigen Mängel, den ersten Eindruck zu rauben; ja entdecken wir solche, so rechnen wir sie mit zum Karakteristischen des Ganzen und möchten selbst sie nicht daran vermissen.

Also preisen wir Den glücklich, der so schöne Gedanken haben und sie so wahr verkörpern konnte, daß sie auch in Anderer Seelen noch einmal aufzuerstehen vermögen!

Kunst und Dichtung.

Von

F. Marquard.

Dem Kinde gefällt es in der Wiege, in der Stube nicht, auch nicht seine gewöhnliche Kleidung und Beschäftigung. Es kriecht umher, es setzt sich vor die Thüre; es macht sich eine Puppe; es spielt; es pflückt Blumen und beschattet mit Kränzen die fröhliche Stirne. Diese Handlungen sind bereits Kunst und Dichtung; sie bezwecken schon ein freies und schönes Leben. Dem Jünglinge gefällt nicht die alltägliche Rede, nicht alltägliche Gegenstände, nicht das friedliche Dahinleben in seinem Volke. Er greift zum Reime, zum Meißel und zu den Farben, um die Schönheit, er greift zu den Waffen, um die Freiheit in seinem Volke zu erwecken; er streut mit kühner Hand dunkelblutigen und helleuchtenden Saamen auf das Feld des Lebens seines Volks. Dem Manne gefällt es im Staate nicht, nicht unter einer Regierung, nicht in dem Elende und den Verbrechen des gewöhnlichen Lebens. Er will seine persönliche Freiheit, er will Schönheit der Personen im Staate. Der Greis ruht in ihm aus. Der Mensch stirbt. Wofür hat er gelebt? Wofür Kunst und Dichtung, Schönheit und Freiheit in das irdische, geschichtliche Leben durch seine Handlungen einzuführen gestrebt? Für ein zukünftiges Leben, für Gott, die Einheit und Wirklichkeit von Schönheit und Freiheit. Dieses Leben enthält den Willen als Saamen des zukünftigen göttlichen Lebens; die Handlungen der Geschichte sind Kunst und Dichtung, aus jenem Willen entkeimt. So werden sie durch den Geist erkannt und als Offenbarungen Gottes, als Mythen einer Religion, reproduzirt. Der Grieche betete sie an; der Christ will sie leben. Das ist die Bedeutung der christlichen Religion: Gott im Staate zu leben. Der Christ ist ein Mann.

Wenn nun aber so die Wellen der Geschichte ziehen, so hat auf ihrer abgeschlossenen Insel die Gesellschaft der Gegenwart sich der antiken Handlungen der Schönheit als Spielzeug des Vergnügens bemächtigt, sie als bunte Muscheln vom Strande aufleseud. Das Mittel ist das Handwerk. Daher haben Kunst und Dichtung auch diese Bedeutung. Sie erhalten verschiedene handwerksmäßige Namen; vorzüglich: Epos, Lyrik, Drama; Plastik, Malerei, Musik. Epos und Plastik sind die Körper dieser Arten gesellschaftlicher Kunst und Dichtung; Lyrik und Musik: die Seelen. Der geistige Verein ist Drama und Malerei.

In einer noch weiteren Entfernung vom göttlichen Mittelpunkte kreis't das Handwerk des Nutzens, der Industrie.

Diese Entfernungen können aber verschwinden, im Bewußtseyn, für den Staat zu arbeiten, der die Blüte der Kirche, der göttlichen Frucht, seyn soll. Dazu sollen die Arbeiter gebildet werden, zu dem Bewußtseyn, durch die Arbeit persönliche Freiheit und Schönheit im Staate sich zu erwerben. Daher nennt man die Arbeit einen Kultus.

Auf diese Weise können die entferntesten Nerven des Lebens das Gefühl des Nichtgefallens haben, und daher den Willen eines höheren Lebens, das kein anderes, als das in der Schönheit und Freiheit seyn kann.

Randglossen und Anderes.

*** Hebbel, ein wahrhaft bedeutender dramatischer Dichter, hat nunmehr Wien zu seinem beständigen Wohnort gewählt und sich dort vermählt. Die große Stadt mit ihrem bewegten Leben, wird dem Dichter frommen; die Anerkennung, die er dort findet, wird ihn heben. Der dramatische Dichter gehört in eine große Stadt hin, wo ihm eine Bühne zu Willen steht und Künstler, wie er sie braucht. Wenn man sagt: das Burgtheater ist schlecht und überall ist es nicht besser, so kann man seinen Grund haben, daß man das laut ausspricht, allein man wird sich heimlich gestehen müssen, daß das Burgtheater, wenn es auch Schwächen zeigt, denn doch auch noch Kräfte und namentlich Mittel besitzt, sich wieder zu seiner hohen Bedeutung für die Kunst zu schwingen. Wir sind begierig auf die Stellung, welche Hebbel zu dem Burgtheater einnehmen wird. Wir hoffen das Beste davon.

*** Des beliebten Tonsetzers Lortzing Werke sind bis jetzt: Ali Pascha von Janina, einaktige Oper; Der Pole und sein Kind; Der Weihnachtsabend; Andreas Hofer; Scenen aus Mozart's Leben (Singspiele); Musik zu Grabbe's Don Juan und Faust; Christi Himmelfahrt (Oratorium); Die beiden Schützen; Zaar und Zimmermann; Caramo oder das Fischerstechen; Hans Sachs; Casanova; Der Wildschütz; Undine; Waffenschmied von Worms, welche letztere Oper demnächst zum ersten Male in Wien zur Aufführung kommt. Eine tragische Oper: Die Schatzkammer des Inka, ist noch unvollendet. Zu allen genannten Opern hat Lortzing selbst den Text geschrieben.

*** Der Staat gibt den sogenannten königlichen Theatern in Paris eine Subvention von 1,184,200 Franken, welche auf folgende Weise repartirt werden.

Die Angestellten bei der Kommission des Konservatoriums und der königlichen Theater erhalten an Besoldung	5,200 Fr.
Der königl. Kommissär bei dem Konservatorium und den lyrischen Theatern erhält	6,000 „
Die große Oper	620,000 „
Das Theatre français . . .	200,000 „
Der königl. Kommissär bei dem Theatre français	6,000 „
Die komische Oper	240,000 „
Das Odeon	100,000 „
Als Indemnität dem Konservator des Odeon, für Baureparaturen ꝛc.	7,000 „
Zusammen	1,184,200 „

Die Budgetkommission hat verlangt, daß wie bisher das Odeon nur 60,000 Fr. erhalten und die Zulage von 40,000 Fr. gestrichen werden solle. Nach einer heftigen Debatte, während welcher sogar Einige darauf antrugen, daß dem Odeon jeder Zuschuß genommen und dafür dem Theatre français ein größerer bewilligt würde, damit es die edeln Traditionen der französischen Kunst zu erhalten im Stande sei, die immer mehr zu verschwinden drohen, erhob sich endlich Lamartine und sprach sehr beredt zu Gunsten des bedrohten Theaters, indem er darlegte, welche Dienste es der Literatur geleistet und wie oft es schon die Wiege der größten Talente gewesen. Hierauf ging der Antrag durch und dem Odeon wurden die 100,000 Franken ungeschmälert zuerkannt.

*** An den Uebungen und Traditionen des Theatre français wird wenig geändert und gerüttelt, dennoch hat man sich genöthigt gesehen, in Bezug auf das Lesecomité, welches über die Annahme neuer Werke zu entscheiden hat, eine Aenderung eintreten zu lassen. Dieses Comité besteht nunmehr aus zwölf Mitgliedern: aus sechs Societaires oder wirklichen Mitgliedern des Theaters, welche die Künstler selbst erwählen, aus zwei Schriftstellern, welche Mitglieder der Akademie sind, aus zwei Deputirten, den Herren Vitet und Vatout, aus zwei Redakteuren, Merle von der Quotidienne und Rolle von dem Constitutionnel. Wie ernst werden alle diese Suchen bei unsern Nachbarn genommen! Bei uns liest ein Regisseur, dem es in den meisten Fällen an der erforderlichen Bildung gebricht, die Stücke und verwirft sie oder empfiehlt sie dem Intendanten, je nachdem — das „Warum" wird oft nur dann offenbar, wenn die Todten auferstehen, oder wenn die Leichen in Scene gehen.

*** Rossini's Bildsäule, die man ihm jetzt in Paris errichtet, erregt Neid und Widerspruch. Man sollte es nicht glauben, daß die Franzosen auch darüber murren, daß dem Ausländer diese Ehre wird und dazu bei Lebzeiten. Aber Rossini hat beinahe seit zwanzig Jahren kein Werk mehr geschaffen; als Künstler hat er sich bereits überlebt und der Nachruhm hat für ihn begonnen. Ist er gleich Italiener, so hat sein großes Genie alle Nationen entzückt und die Repertorien ihrer Bühnen mit Meisterwerken bereichert. Oder wären Othello, Moses, Tell und der Barbier keine?

*** Herr Walther hat in der Wiener musikalischen Zeitung folgendes Gedicht veröffentlicht:

An Jenny Lind.

Ein deutsches Mädchen bist Du Lind,
Denn Teutsche sind auch Schweden;
Und wüßt' ich nicht woher Du stammst,
Ich dächt' Du kämmst von Eden,

Denn Du bist wohl von Gott gesandt,
Daß wir es klar erkennen,
Die Erd' sei unsre Heimath nicht,
Weil Gott wir Vater nennen.

Die Engel singen so wie Du,
Wenn sie den Schöpfer preisen.
Der weltlichste Gesang selbst wird
Durch Dich zu heil'gen Weisen.

O! singe fort Du Nachtigall
Aus Norden fernder Gleichen,
Wohin Du kommst im deutschen Land,
Dein ist ein Kranz von Eichen.

*** Als kürzlich wieder einmal auf einem Pariser Theater die Florkleider einer Tänzerin, die sich den Kulissenlampen zu sehr genähert hatten, Feuer fingen und das Mädchen in Lebensgefahr kam, brachte Jemand das alte Mittel in Erinnerung, die Lampen an jenen Kulissen, durch welche die Künstler aus- und einzutreten haben, mit einem Netze von Draht zu umgeben.

*** Dickens schreibt eine Geschichte von England! Er will wahrscheinlich den Beweis liefern, daß England das Vaterland der Karikaturen sei.

*** Albert Smith hat einen schlechten Roman in den üblichen drei Bänden in London vom Stapel gelassen, der die Giftmischerin Brinvillers zur Heldin hat. Wenn sie wirklich unschuldig gewesen wäre, wie schon manchmal behauptet worden ist, so ist es doch sehr hart, aus den Händen des Scharfrichters in die des Memoirenfabrikanten überzugehen, und endlich noch als schlechter Roman von der Kritik gerichtet zu werden. Sie wurde verbrannt, wie man weiß, und ihre Asche in den Wind verstreut, allein das schützt nicht einmal, nochmals gemordet zu werden.

*** Auch die alte Lady Esther Stanhope ist nach ihrem Tode wassersüchtig geworden. Früher waren es ihre endlosen Gespräche, jetzt kommen ihre dicken Reisen an die Reihe. Ihre Dankbarkeit treibt sie dazu, ewig von ihrem Onkel Pitt zu sprechen. Man könnte zu der Frage verleitet werden, ob sich das Alles auf einen und denselben Pitt beziehe, oder ob sie mehre gleichnamige Onkels besessen habe? Dieß erinnert uns an den Arlechino des italienischen Theaters, der in einem Stücke keine Rede vorbringt, ohne sie mit einer Erinnerung an seinen Vater zu würzen. Pantalone, der davon gelangweilt wird, fragt zornig: „Aber wie viele Väter hast Du denn?“ — „Ach, lieber Herr, erwiedert Arlechin, ich bin ein armer Kerl und besitze nicht die Mittel, mehre Väter zu haben.“ — Diese Antwort Arlechino's gefällt mir mehr, als die sechs Bände der Lady Stanhope.

*** Abschiedsgruß eines Aegyptiers an Steiermark. Vor mehren Jahren wurden neun Aegyptier nach Oesterreich zu ihrer Ausbildung gesendet; der letzte von ihnen, Mustafa Salomony, scheidet jetzt mit folgenden Worten in der Zeitschrift „Stiria“: „Ich scheide als der letzte jener neun orientalischen Zöglinge, welche die ägyptische Regierung im Jahre 1836 bestimmte, in Oesterreich ihre Bildung zu finden — scheide aus Steiermark, aus dem schönen Lande, das Gott und Menschen zu einem Paradiese machten, — scheide mit jenen Gefühlen, die nur die Heimath in der Brust zu entzünden, zu bewahren, zu ewigen Flamme zu fördern vermag. Wie ganz verschieden sind die Bilder, die bei diesem Abschiede vor meiner Seele vorüberziehen, von jenen, die meinem kindischen Sinne vorschwebten, als ich beim Beginne des Jahres 1836 Kairo mit Alexandrien, Beiruth mit Smyrna und Tarsus, Ancona mit Triest vertauschte, als mir und meinen jungen Gefährten nach sechs Monaten dortigen Aufenthaltes das Loos beschieden wurde, in jahrelangem Verweilen nicht bloß in Sprache und Sitte, in Wissenschaft und Bildung, sondern in das höhere Heiligthum der Freundschaft, in den Zauber einer nie gekannten Heimath eingeweiht zu werden. Der 15 November 1843 brachte mich zu weiterer praktisch-technischer Ausbildung auf die Glasfabrik in die Lobnitz nächst Marburg, und neuerdings ward mir die stille Ueberzeugung, daß es allüberall gleich sei im schönen Steierlande. Ein verschleiertes Bild war für mich der höhere Zweck des Lebens, als ich Aegypten verließ; mit einem Blicke in das göttlich schöne Antlitz der Kultur und Sitte, welche auf Steiermarks Boden mir den Schleier lüftete, kehre ich heim an den Nil, in jenen Segen einstimmend, welchen meine bereits vorausgegangenen Gefährten dankbar vom großen Gotte aller Völker, von ihm, dem Einzigen und Ewigen, auf diesen herrlichen Boden und seine unvergeßlichen Bewohner in jeder Ferne herabflehen, von jenem Streben entflammt, das als großes Vorwärts dem Abendlande die Herrschaft der Welt sichert. Vor allem möge Gratz, die im ewigen Jugendschmucke blühende Hauptstadt der Steiermark und ihre liebenswürdigen Bewohner, die Versicherung des wärmsten Dankes nehmen, und mehr denn Einer, deren verehrtes Andenken mich in den fernen Süden begleitet, möge sich freundlich erinnern des hier heimisch gewordenen Aegyptiers.“

(Aus den Wiener Sonntagsblättern.)

*** Als man Cornelius in Berlin, bei seiner Rückkehr aus Italien ein feierliches Ständchen brachte, sprach er die Worte: „Der Platz, auf dem die Feier statt findet, heißt der Exerzierplatz, auf ihm hätten sich die Krieger in den Waffen geübt, um die auf dem Thore prangende Victoria zu befreien, jetzt beginne die neue Uebung, um die in Fesseln schmachtende Victoria der Kunst zu befreien. Er (Cornelius) sei ein Marschall der Kunst, welche des Königs Gnade zum Kampfe erkoren. Fünf Male habe er die Alpen, fünf Male die Apenninen überstiegen, um dem Vaterlande das Beste zu holen. So freue er sich denn dieses Empfanges und spreche gern und laut seinen Dank dafür aus.“ Die Worte mögen improvisirt gewesen seyn und wir wollen mit dem Künstler, der mit dem Pinsel gewiß besser improvisirt, nicht rechten, daß ihm hier nichts Besseres eingefallen ist. Der „Marschall der Kunst“ wird ihm übrigens in dem militärischen Preußen übel genommen werden. Rittmeister oder Major wäre genug; aber gleich Marschall! Doch auch ohne das ist es gewiß, daß die Reden des Dr. Wöniger und die „eingesandten“ Artikel von Bülow, Benda, Civis, Scenophilus u. s. w. in Berlin mehr Anklang finden, als die Bilder des großen Meisters.

*** Zwei sehr gelehrte Männer lagen in stetem Hader. Der Eine von ihnen sagte sehr bescheiden: „Ich habe viel studirt, aber Alles was ich gelernt habe, ist, daß mein Gegner nichts weiß.“ — Als man dem Andern diese Aeußerung hinterbrachte, rief er aus: „Wie kann man sich täuschen! Bis jetzt war ich immer der Meinung, daß mein Gegner etwas Vernünftiges gelernt habe.“

Ausgegeben am 22 Juni 1845.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

II. Band. 2. Lieferung. — Artist. Beil. I.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Chelles. — Rubens in Flandern. — Das Haus in der Einöde. I. — Aus Berlin. — Aus Kassel. — Randglossen.

Chelles.

Die Geschichte dieses französischen Schlosses oder dieser Abtei ist vergessen, und doch war hier der Schauplatz großer Leidenschaften. Viele zartfühlende und schwache Herzen schlugen hier in dieser Landschaft zwischen einem Walde und einem Strome, seit Fredegunde, Königin von Frankreich, bis auf Luise von Orleans, Aebtissin von Chelles; jener schönen und furchtbaren Gemahlin Chilperichs, und dieser schönen und lieblichen Tochter des Regenten. Die Geschichte beginnt unter Fredegunde und endet unter der Regentschaft; das Trauerspiel vor der Komödie.

Chelles war das Landhaus der Könige der ersten Rasse; Chilperich, der die Jagd liebte, hatte sich dort mit Fredegunden zurückgezogen. Man weiß, daß Fredegunde in Chelles einen Sohn Chilperichs ermorden ließ. Nachdem Chlodowig während drei Tage gemartert worden war, erhielt er auf Befehl der Königin einen Messerstich und wurde in die Marne geworfen, „damit er, wie sie sagte, niemals wie ein Königssohn begraben werden könne.“ Allein diese Barbarei, welche selbst des getödteten Feindes nicht schonte, blieb unerfüllt; ein Fischer fing den Leichnam mit seinen Netzen auf, und erkannte sogleich den Prinzen an seinen langen Haaren. Von Liebe und Trauer durchdrungen, trug er den Körper auf das Land und begrub ihn unter Rasen, so daß er den Platz wieder erkennen konnte und bewahrte das Geheimniß, aus Furcht, daß es ihm Verderben bereiten könnte. Als später König Guntram, tief betrübt über den gewaltsamen Tod seines Bruders Chilperich und seiner Neffen Meroveus und Chlodowig, darüber klagte, daß er den beiden jungen Fürsten nicht einmal ein ehrsames Grab geben könne, trat — nach Gregor von Tours — ein Landmann vor den König und sprach: Wenn es mir keinen Schaden bringen soll, so will ich entdecken, wo der Leichnam Chlodowigs sich befindet. Der König schwur dem Manne, daß er ihn belohnen wolle, wenn er die Wahrheit spräche.

„König, was ich spreche, ist die Wahrheit, sagte der Mann; Fredegunde ließ ihn in die Marne werfen, damit der durch sie

Ermordete nicht einſt entdeckt und mit Ehren beſtattet werde; ich fand ihn in meinen Netzen, denn mein Geſchäft iſt Fiſche zu fangen. Ich wußte anfänglich nicht, wer es ſei, allein an den langen Haaren erkannte ich den Prinzen. Ich lud ihn dann auf meine Schultern und trug ihn an das Ufer, wo ich ihm ein Grab aus Raſen bereitete.

Der König that, als wolle er auf die Jagd gehen, und ließ ſich von dem Fiſcher zu dem Raſenhügel geleiten. Man fand Chlodowigs Leichnam, auf dem Rücken liegend, und auch der König erkannte ſeinen Neffen an den herabhängenden Locken. Er ordnete ein prächtiges Begräbniß an und er ſelbſt führte den Zug bis nach St. Germain des Pres. Gregor von Tours berichtet ferner, daß er durch die Stadt, deren Biſchof er war, den Schatzmeiſter Chlodowigs habe zum Tode führen ſehen, das heißt vor den Richterſtuhl Fredegundens. Aus Mitleid gab Gregor den Begleitern des Gefeſſelten ein Schreiben für die Königin mit. Als Fredegunde dieſen Brief las, den Derjenige ihr geſchrieben hatte, den ſie gegen ihren eigenen Willen verehren mußte, in welchem er ſie um Gnade für einen ſchon Verurtheilten bat, da glaubte ſie das Wort Gottes zu vernehmen und ſchenkte dem Gefangenen Freiheit und Leben.

Vielleicht hätte Fredegunde in ihrer Liebeswuth und ihrem Blutdurſt den König Chilperich verſchont, wenn er nicht ſo unglücklich geweſen wäre, die Königin in ihren Liebeslaunen zu belauſchen. Eines Morgens trat er in Fredegundens Zimmer und ſah die Königin, wie ſie gar anmuthig gekrümmt, ihr ſchönes Geſicht wuſch. Der König verſetzte ihr einen leichten Schlag mit ſeiner Gerte, und ſie, welche ihren Liebhaber für den Thäter hielt, ſprach, ohne ſich umzuſehen: „Warum ſchlägſt Du mich, Landry?“ Da keine Antwort erfolgte, wandte ſie den Kopf und erblickte nun ihren Gemahl. Sie ward verlegen und wußte nichts zu ſagen; der König eilte fort zur Jagd. Sobald er fort war, ließ ſie Landry kommen und erzählte ihm den Vorfall. Landry ſoll darauf geſagt haben: das iſt ein Schlag mit der Gerte, der zwanzig Meſſerſtiche eintragen ſoll. Die Königin war derſelben Meinung. Da ſie einſahen, daß der König ſich rächen würde, kamen ſie ihm zuvor.

Chilperich war der raſendſten Eiferſucht preisgegeben und auf's Höchſte erbittert über die unzähligen Erniedrigungen, die er unter dem ſchmachvollen Joch dieſes Weibes zu ertragen gehabt hatte; dieſes Weibes, das er dennoch liebte; in dieſer Stimmung ritt er durch das Gehölz von Noiſy, ohne an die Jagd zu denken, nur mit dem Gedanken an eine eines Königs würdige Rache beſchäftigt. Erſt mit Einbruch der Nacht kehrte er nach Chelles wieder zurück; allein als er vom Pferde ſtieg, überfielen ihn die Trabanten Fredegunden's und durchbohrten ihn mit zwanzig Dolchſtichen. König Chilperich wurde in St. Germain des Pres begraben. Die Königin Fredegunde wagte es, bei ſeinem Begräbniſſe zu weinen; ſie behauptete, daß König Childebert ihren Gemahl habe ermorden laſſen. Noch heute ſieht man den Fuß des Kreuzes an der Stelle, wo Chilperich fiel.

Die Königin Clothilde hatte zu Chelles ein kleines Nonnenkloſter geſtiftet. Später ließ die Königin Bathilde dieſes Kloſter wieder einrichten und ernannte im Jahre 656 die Nonne Bertilia oder Bertiliane zur Aebtiſſin. 662 wurde die Kirche eingeweiht. Zwei Jahre darauf wollte Sigoberrandus, Biſchof von Paris, dieſer Abtei als Herr Geſetze geben, allein die Garden der Königin, welche ihrerſeits auch den Beruf fühlten, den heiligen Schweſtern Geſetze, nur mildere, zu ertheilen, fingen offenen Kampf mit dem Biſchof an; er widerſetzte ſich und ſie tödteten ihn. Ein ſatyriſcher Schriftſteller jener Zeit bemerkt, daß es auffallend ſei, ein Nonnenkloſter von den Garden der Königin beſchützt zu ſehen, die in ihrem Eifer ſogar ſo weit gehen, ihren Biſchof zu tödten.

Mönche, welchen der Ort gefiel, gründeten neben den Schweſtern ein Mönchskloſter. Nach dem Leben der heiligen Bathilde diente dieſelbe Kirche und daſſelbe Kloſter den Brüdern und Schweſtern. Warum ſollte man in guter Geſellſchaft nicht ſtets ſein Heil finden können?

Allein nie hat Gott in dieſer Abtei gewohnt, nie hat der heilige Geiſt dieſen Ort erleuchtet. Man kam weniger hierher, um ein Gelübde der Demuth zu erfüllen, als um die Eitelkeit und den Glanz der Welt hier zu ſuchen. Die ſchönſten Namen des

feudaliſtiſchen Frankreichs haben dieſe Abtei verherrlicht. So Giſela, die Schweſter Karls des Großen, Karl der Große ſelbſt, der nach Chelles kam, um ſich dort zu zerſtreuen und zu beten; eine von ſeinen Töchtern war Aebtiſſin von Chelles, ſo wie alle ſpätern Aebtiſſinnen auch entweder die Wittwen, Schweſtern oder Töchter der Könige. Es war das Modekloſter damaliger Zeit, wenn man den Ausdruck ſich erlauben will. War man nicht Königin von Frankreich, ſo wollte man doch mindeſtens Aebtiſſin von Chelles ſeyn. Ich möchte nicht für das Seelenheil aller dieſer ſchönen Büßenden einſtehen, welche oftmals die Meſſe über die Jagd verſäumten und ſtets zu ſpät aufſtanden, um in die Frühmette zu gehen.

Die Büßenden von Chelles konnten aber auch nicht die Freuden dieſer Welt vergeſſen, da ſie von dem Palaſte, wo der König Hof hielt, nur durch eine Mauer getrennt waren. Hier der Himmel, dort die Hölle; wenigſtens in der Perſpektive. Auf der einen Seite der Mauer die ſtrengen Entzückungen des Glaubens, die Dornenkronen, die duftloſen Lilien der Altäre; auf der andern Seite Satan in vollem Glanze, die rauſchende Luſt, die Thorheit der Welt. An einem ſchönen Tage — konnte es wohl anders ſeyn? — fiel die Mauer.

König Ludwig der Stotterer, welcher Andern die Sorgen der Regierung überließ, liebte es, in der Abtei zu promeniren, etwa wie König Ludwig XV — im Hirſchpark es zu thun pflegte. Als er eines Tages ſich in eine ſechszehnjährige Nonne zum Sterben verliebt hatte, entführte er ſie über jene Mauer; dieß verurſachte eine nie zu ſchließende Breſche; der König ſelbſt hatte den erſten Stein ausgebrochen.

Einer der Hofherren brachte den zweiten Stein los, und ſechs Wochen nach der erſten Entführung war die Mauer gar nicht mehr da; mehr als fünfzig Frauen und Schweſtern ſahen ſich plötzlich aus dem Kloſter an den Hof verſetzt.

Eine andere Mauer war aber noch da, welche Nonnen und Mönche ſchied. Wenige Jahre nach dem Hofſcandal drohte auch dieſer der Einſturz. Das muß aber den Nonnen zum Lobe nachgeſagt werden, daß die Mehrzahl der Mönche junge liebenswürdige Leute, aber ohne Vermögen waren, die ſich bloß dem ſtrengen Leben der Nachbarſchaft wegen geweiht hatten. Die Bewohner beider Kloſter lebten in ſo vollkommener Einträchtigkeit, daß die Mönche gewiſſe Bäckereien verſpeiſten, welche die Nonnen verfertigt hatten. Aber das war noch nicht Alles; ſie wallfahrteten auch mit einander in den Wald. Das war aber der Grund, daß der Friede des Herrn durch dieſe Nachbarſchaft des Hofes und der Mönche eine Unmöglichkeit war. Gegen das Ende der zweiten und zu Anfang der dritten Raſſe ſtörten die Synoden und Konzilien, welche im Palaſte gehalten wurden, die tiefe Stille des Kloſters um ein Bedeutendes. Da unternahmen es der Biſchof von Paris und der Abt von St. Victor, das Kloſter zu reformiren. Nach einigen vergeblichen Verſuchen gingen ſie dahin, um in eigener Perſon die Liebe Gottes und den Haß Satans zu predigen. Als ſie nach Hauſe kehrten, wurden ſie von einigen wackern Leuten, welche bei dieſen Predigten ihre Rechnung nicht gefunden hatten, im Walde überfallen. Der Biſchof entkam glücklich; der Abt von St. Victor wurde getödtet.

Nach dem Tode des Königs Robert und der Königin Conſtanze verfiel der Palaſt; die Nonnen waren aber noch nicht aus Satans Krallen befreit worden. Die Edelherren des Landes nahmen es auf ſich, die Nonnen gänzlich zu befreien; allein ſie waren damit noch nicht zu Stande gekommen, als die Engländer ihnen folgten; die Nonnen flohen nun nach Paris. Sie kehrten jedoch bald wieder zurück, und die Engländer begannen die Belagerung des Kloſters von Neuem; zum zweiten Male flüchteten ſich die Nonnen. Damals war die ſchöne Alix von Paſſy Aebtiſſin. Wo verbargen ſich aber die frommen Schweſtern in Paris? Das iſt eine Frage, die mancher Geſchichtſchreiber zu beantworten ſuchte. Johanna de la Foret, eine büßende Magdalena des vierzehnten Jahrhunderts, ſammelte die zerſtreute Heerde und führte ſie wieder in die Hürde. Wahrſcheinlich war es um dieſe Zeit, als ſich nachſtehende Geſchichte zutrug, die mir von kleinen Blumen eines Grabhügels erzählt wurde.

Peter und die ſchöne Jakobine.

Zu jener Zeit befand ſich neben der Abtei eine Quelle; eine kleine Quelle, die ſich über Blumen und duftiges Gras ergoß; in dem Quell

badete eine große Trauerweide ihr grünes Haar. Unter dieſe Weide kam Jakobine jeden Abend, zur Zeit wenn die Nachtviolen ihren Kelch öffnen. Aber Jakobine ging nicht zur Weide, um aus dem Quell zu trinken. — Denn zur Stunde wo die Nachtviolen ihren Kelch öffnen, harrte ihr Freund Peter unter der großen Weide; ihr Freund Peter, der Schmied des Dorfes, der ſchöne Schmied mit dem wilden, ſtolzen Blick. Jeden Abend pflückten ſie die ſchönen Vergißmeinnicht, welche den Rand der Quelle ſchmückten. Und wenn die Blümchen gepflückt waren, küßte ſie Freund Peter und ſteckte ſie Jakobinen vor das Mieder. Ach, niemals hatte man ſich unter Gottes Himmel freudiger geliebt, als ſie ſich liebten. Sobald Jakobine unter der Weide erſchien, wurde Peter bleich wie der Tod. Freund, ſagte ſie, ſchwöre mir, ſo lange als dieß Waſſer rinnt, Jakobine zu lieben. — Worauf Peter ſagte: ſo lange als dieß Waſſer rinnt, werde ich Jakobine mit den Goldhaaren lieben. —

Er beſchwor es; allein ſie war doch einmal allein unter dem Baume. Sie pflückte Vergißmeinnicht und harrte ſeiner; allein er erſchien nicht, um ſie vor das rothe Mieder zu ſtecken. Sie warf die Blumen in das Waſſer, und es war ihr, als ob der Quell mit ihr weinte. Andern Tages kam ſie früher und ging ſpäter heim. Sie wartete; die Nachtigallen ſchlugen in dem Walde; die Kühe brüllten im Thal. — Sie wartete; die Glocke der Abtei läutete zum Ave; die Müllerin von Nogent ſang ihr heiteres Lied. — Noch acht Tage kam Jakobine. „Jetzt iſt es aus; Alles vorbei!“ ſagte ſie. Sie klopfte an die Pforte der Abtei. „Ein armes Mädchen, welches fortan nur Gott lieben will!“ — Man ſchnitt ihr die ſchönen Goldhaare ab, man ſandte ihrer Mutter das rothe Mieder und ihren ſilbernen Reif.

Unterdeß kam der Schmied. „Wo biſt Du, Jakobine? Jakobine, liebes Kind, wo biſt Du? Der Quell rinnt noch immer; es iſt die Stunde, in welcher die weißen Tauben zum Schlage heimkehren, die Stunde, in welcher die Nachtviolen ſich öffnen. Wo biſt Du, Jakobine?“ Eines Tages erblickt Freund Peter ſeine Jakobine in der ſchwarzen Nonnentracht. — „Arme Jakobine, ihre Goldhaare ſind hin!“ — Er näherte ſich ihr. — „Jakobine, Jakobine, was iſt aus unſerm Glück geworden? Während ich Kriegsgefangener war, biſt Du in's Grab geſtiegen. Jakobine, was ſoll ich nun ohne Dich in meiner Schmiede? Du hätteſt mir Deinen Nacken geliehen, den müden Arm zu ſtützen; Deine duftende Stirne hätten meine Lippen berührt. Du hätteſt mir ſchöne Kinder geſchenkt, um meinen Heerd mit Freuden zu umgeben. Ich ſah ſie ſchon in Gedanken, mit den roſenrothen Füßchen zappelnd, am Buſen der Mutter ſpielen. Leb' wohl, Jakobine, heute nehme ich Abſchied von der Quelle, von der Weide, von den Vergißmeinnicht. Und habe ich Abſchied genommen von Allem was ich liebe auf der Welt, ſo ſchneide ich mir einen Wanderſtab im Walde und gehe fort in die weite Welt.“ —

Als Abends Peter zur Quelle kam, erglänzte der bleiche Sonnenſtrahl an den leis bewegten Zweigen der Weide. Es war eine Jagd im Walde; das Bellen der Hunde und der Ruf der Jäger erſchallte luſtig am Ufer der Marne. Wie Peter zur Weide kam erbebte er und fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Er hatte eine Nonne im Graſe liegend erblickt, den Kopf ruhend auf dem Geſtein der Quelle. — „Jakobine! Jakobine!“ rief er in das Knie ſinkend. — Und das Echo im Walde wiederholte traurig: Jakobine! Jakobine!

Er hob ſie in ſeine Arme von Liebe und Schauder durchdrungen. „Lebe wohl, mein Freund Peter, ſagte ſie leiſe, ſo lange ich nun im Kloſter bete, fühle ich, daß ich von Stunde zu Stunde hinſterbe. Ich bin todt, mein Freund, wenn mein Herz noch ſchlägt, ſo iſt es, weil es dem Deinen jetzt nahe iſt. Ich habe noch eine Bitte endlich, begrabe mich hier ſogleich; ich will nicht mehr in das Kloſter, wo ſie unſere Liebe nicht begreifen. Begrabe mich hier, Peter, damit ich das Rieſeln der Quelle und das Säuſeln der Weide vernehme. An ſchönen Abenden des Maien, wenn die Nachtigall zärtlich ſchlägt im Gehölze, werde ich unſerer Liebe gedenken — gedenken, wie Du mich recht von Herzen geliebt.“

Nach dieſen Worten rief er: „Meine ſchöne Jakobine! ſie iſt todt!“

Der Mond, der hinter dem Berge jetzt emporſtieg, ſchien mit blaſſem Strahl in die Quelle. Peter ſchloß ſeine Geliebte wieder in die Arme und ſagte ihr tauſend zärt-

liche Worte und hoffte, daß ſie ihm antworten würde. Aber ſie hörte ſie nicht mehr. Wie ſchön war ſie noch, als ſich ihr bleiches Geſicht auf Peters Schulter ſenkte. Die ganze Nacht bat er zu Gott für die Seele ſeiner lieben Jakobine; bald lag er auf den Knien vor der Seligen, bald drückte er ſie an ſein Herz. Mit Tagesanbruch machte er ein Grab unter lautem Schluchzen. Als das Grab tief war, warf er Gras hinein, das vom Thau glänzte. Auf dieſes Lager legte er Jakobine zur ewigen Ruhe; noch zum letzten Male ergriff er ihre Hand, um ſie zu küſſen. Auf Jakobine warf er dann alle wilden Roſen, die er am Rande des Gehölzes und die Vergißmeinnicht, die er am Rande des Baches fand. Auf dieſe Blumen warf er Erde, die mit ſeinen Thränen geweiht war. — Er entfernte ſich langſam. Als die Nonnen in die Kirche gingen, hörten ſie unten laut weinen. Es war Peter.

Seit jenem traurigen Morgen hat der Schmied kein Eiſen mehr in der Schmiede gehämmert. Seit jenem trüben Morgen hat Jakobine bei dem Rauſchen der Quelle geſchlafen; das Rauſchen, welches ihrem Herzen einſt ſo theuer war. An den Abenden des Maien, wenn die Nachtigall zärtlich ſchlägt im Gehölze, denkt ſie, daß Peter ſie auch von Herzen geliebt hat. Und die kleinen blauen Blumen, die ihrem Grabe entkeimen, ſchütteln ſich alsdann ſanft auf dem ſchwanken Stengel.

Hier ſchließt die Geſchichte von Peter und der ſchönen Jakobine.

Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, nachdem die Abtei Donner und Blitz, die Verheerungen des Luxus und des Krieges ausgehalten, zerfiel ſie in Trümmer. Die Aebtiſſin ließ ſich zur rechten Zeit entführen. Es blieben in den Mauern des Kloſters nur fünfzehn Nonnen, die bald gezwungen waren, in der Umgegend zu betteln. Dieſe Armen mußten für alle Uebrigen büßen. Im Jahre 1429 kam es in der Abtei zu einem Gemetzel zwiſchen den Engländern und den Armagnacs.

Inzwiſchen wurde das Kloſter wieder bevölkert; jedoch nicht zur Ehre Gottes. Eine ſchöne Bekehrte von geſtern, die am andern Morgen wieder zur Sünde neigte, Eliſabeth von Prollye, nahm den Titel einer Aebtiſſin von Chelles an. Der Biſchof von Paris ſprach von Reform; Eliſabeth von Prollye antwortete ihm, daß man nicht Herzen reformire. Der Biſchof gab ſeinen Vorſatz nicht auf; er ſandte einen berühmten Redner nach der Abtei, den Barfüßer Olivier Maillard, deſſen cyniſche Predigten vielen Nachtretern zum Muſter gedient haben.

„Meine Schweſtern, ſagte der Mönch im Chor der Nonnen, wenn ich Euch nicht kennen würde, ſo ſagte ich, der Herr iſt mit Euch; da ich Euch aber kenne, ſo ſage ich, der Teufel hauſt in Euern Zellen. Ihr habt die Larve der Andacht vorgebunden, allein Ihr habt nicht abgelegt alle Laſter der Welt. Ihr nennt Euch Frauen des Herrn, allein Ihr ſeid nichts als Freudenmädchen.“ Als der Prediger dieß geſprochen hatte, ließ ſich ein ſchallendes Gelächter in den Räumen der Kirche vernehmen. Auf ein Zeichen der Aebtiſſin verloren ſich die Nonnen in den Gängen, und da der Mönch nicht wie St. Johannes in der Wüſte predigen wollte, ſo ging er nach Paris zurück und meldete dem Biſchof, daß er es aufgebe, die Magdalenen von Chelles zu bekehren.

Mit der Aebtiſſin Renata von Bourbon zog die Tugend wieder ein. Eine Tochter Heinrichs IV, Henriette von Bourbon, war ihre Nachfolgerin. Endlich erſchien Luiſe Adelaide von Orleans, Herzogin von Charrolais, die ſchönſte und liebenswürdigſte unter allen Aebtiſſinnen. Ihre Großmutter, Eliſabethe Charlotte, entwirft folgendes Bild von der Tochter des Regenten. Nachdem ſie ihre Schönheit geprieſen, ihres Talents zum Tanze und zur Tonkunſt erwähnt, fügt ſie hinzu: „Sie paßt beſſer für die Welt als für das Kloſter. Ihr Kopf ſteckt voll Narrheiten; wird der Teufel dabei verlieren? Sie hat Neigungen wie ein Junge; ſie liebt Hunde und Pferde. Den ganzen Tag hantirt ſie mit Pulver, macht Feuerwerke und dergleichen. Sie ſchießt beſtändig mit Piſtolen; fürchtet nichts auf der Welt und liebt nichts was den Frauen gefällt; daher kann ich nicht glauben, daß ſie zur Nonne taugt.“ Allein Luiſe von Orleans wollte von nichts hören, als in das Kloſter zu gehen. Agnes von Villars wurde als Aebtiſſin entſetzt und dieſe Würde der Tochter des Regenten verliehen. Sie nahm nun die ganze Pariſer Oper mit,

ſetzte Watteau's galante Feſte in Scene; die Tänzer mußten auf der Wieſe ihre Sprünge machen, als Schäfer und Najaden verkleidet. Die Aebtiſſin miſchte ſich verkleidet in den muntern Haufen, oder begab ſich auf wildem Roſſe zur Jagd. Der franzöſiſche Hof fand ſich damals in ſeiner ganzen poetiſchen Galanterie in Chelles ein. Der Abbé Prevoſt ſchildert in ſeinem allegoriſchen Romane „die Abenteuer des Pomponius“ das Leben zu Chelles, unter dem Bilde der römiſchen Veſtalinnen. Mit den Abbildungen auf Tabaksdoſen der Rouis endet die Geſchichte von Chelles.

Die Revolution hat ſich auch in Beziehung auf die Abtei ſtreng und blind zugleich gezeigt. Alle Bilder wurden verbrannt, alle Grabmäler zerſtört, nichts blieb von den Gräbern des Königs Klothar und der Königin Bathilde. Jetzt iſt die Abtei eine Ruine ohne Großartigkeit und ohne Majeſtät; ein Stück Mauer, Säulenknaufe hie und dort zerſtreut, ſchlechte Bildſäulen, welche in die Dorfkirche gebracht wurden, dieß iſt Alles, was die ſchönſten und luſtigſten Prinzeſſinnen in unſer Gedächtniß ruft, die Fürſtinnen, welche den Schrecken, den Glanz, die Luſt des franzöſiſchen Hofes von den Zeiten Fredegundens bis auf Luiſe von Orleans ausgemacht haben, welche hier liebten, welche hier beteten! — Als Inſchrift könnte man auf dieſe gewiß denkwürdigen Trümmer die Worte Fontenelle's ſetzen:

L'amour a passé par là.

Rubens in Flandern.

Um über den großen Meiſter Rubens ein Urtheil zu fällen, muß man ſeine Werke in ſeiner Heimath geſehen haben; ſo kann man die Venezianer nur in der alten Dogenſtadt und die große florentiniſche Schule nur in Florenz kennen und begreifen lernen. Um Rembrandt's Genius ganz zu verſtehen, muß man ſeine Anatomie im Haag und die Nachteunde in Amſterdam geſehen haben.

Rubens wird ſelbſt zu München und im Louvre durch die ganze Reihe ſeiner großartigſten Schöpfungen nur unvollſtändig repräſentirt. Um die Natur und die Schönheit zu erreichen, bedarf ein Künſtler dieſer Art verſchiedener Sehnen an ſeinen Bogen und verſchiedener Pfeile. Man bewundert die Feinheit des Rubens, ſeine Fülle und übermäßige Kraft, ſeine lebhafte und doch ſo harmoniſche Farbe, allein wer ihn nicht in Flandern geſehen hat, weiß noch nichts von ſeiner ganzen Größe. Zu Brüſſel und Antwerpen überragt er vielleicht Michel Angelo in der Größe der Conception und Ausführung. Er iſt der Größte in der Darſtellung naturwahrer Gegenſtände. Man kann keine Worte finden für einen Gegenſtand der Kunſt von ſolcher Wichtigkeit. Bei Rubens ſieht man, daß man ſelbſt groß ſeyn kann, ungeachtet der Verhältniſſe der Figuren. Die erſte Bedingung dieſes Zaubers, der den Körpern das Anſehen von Koloſſen ertheilt, beruht darin, nicht die Details, ſondern die Struktur im Ganzen, in den hauptſächlichſten Vorwürfen in das Auge zu faſſen.

Neulich ſah ich einen Gypsabguß, der dem Michel Angelo zugeſchrieben wurde. Die Linien waren im großen Style gedacht, das Ganze war groß ausgeführt und zeigte von einer bewundernswerthen Kühnheit; allein die innere Seele des Kunſtwerks, die Anatomie, verſchwamm in eine Fülle kleinlicher Accente. Die Muskeln hoben ſich und erſchienen wie auf- und abwogende Wellen. Ich war gewiß, daß dieſe Sculptur nicht Buonaroti's Werk ſeyn könne, daß ſie aber von einem andern ſehr geſchickten Florentiner des ſechszehnten Jahrhunderts herrühre. Bald darauf ſagte mir Jemand, daß man mich hinter das Licht habe führen wollen, und daß es eine Arbeit von Baccio Bandinelli ſei, deren Original ſich im Muſeum zu Florenz befinde. Der Unterſchied zwiſchen Buonaroti und Bandinelli liegt nun aber eben darin, daß Jener uns das Meer, Dieſer nur einzelne Wogen zur Anſchauung bringt.

Nun aber Rubens! Wir kennen Rieſen von ihm, dreimal größer als die Natur ſie zeigt und die uns, als ob ſie ſpielten, erſcheinen. Das Muſeum zu Brüſſel, das viel zu wenig geprieſen wird, beſitzt unter Anderm einen Calvarienberg, in welchem Rubens Genius ſo hoch emporragt, wie in ſeinen ſublimſten Bildern zu Antwerpen. Dieſer Calvarienberg iſt auf Leinwand. In der

Mitte dieſer Kompoſition ſehen wir Chriſtus unter der Laſt des Kreuzes erliegen, wie er den Kopf mit dem Ausdrucke tiefſten Schmerzes dem Beſchauer zuwendet, während die heilige Veronika ihm das Geſicht mit einem Linnen trocknet. Zur Rechten wird das Kreuz von zwei Henkern emporgezogen; der eine kehrt uns den Rücken zu, ein Muſter von Kraft und Anatomie. Der obere Theil des Bildes wird von dem Gefolge, aus Kriegern beſtehend, angefüllt; der Hauptmann mit dem Kommandoſtab und zwei Fahnenträger ſind zu Pferde. Alles höchſt prächtig und glänzend gemalt. Unter dem Heiland, im Vordergrunde, werden die Schächer von zwei Soldaten geführt. Der böſe Schächer, mit rieſenhaften Schultern, mit rothen Haaren, bäumt ſich empor, der gute ſenkt ſinnend das Haupt. Dieſe vier Perſonen werden von rückwärts geſehen und ſind in halber Figur. Sie ſind wahrhaft rieſenmäßig. Auf dem Obertheile der Rüſtung des Soldaten zur Linken, ſind immenſe Lichteffekte angebracht, die gleichſam mit einem einzigen koloſſalen Bürſtenzuge erſchaffen ſind. Der Beſen mit dem der alte Herrera gemalt haben ſoll, wäre gewiß zu klein geweſen, um dieſen kräftigen und ausgebenden Effekt hervorzubringen, und den griechiſchen Herkules aus Marmor würden dieſe nordiſchen Rieſen forttragen, wie der Faun, der ein Kind im Arme trägt.

Außerdem befinden ſich noch zwei Werke von Rubens in Brüſſel, die zu den erſten zählen: das Marterthum des heiligen Levin, und die heiligen drei Könige; dann zwei Bildniſſe von überraſchender Wirkung, den Erzherzog Albert und die Infantin Iſabella. Dieſe Raſſe ſtarker Männer und ſtolzer Matronen iſt, ſeit Tizian und Rubens ſchufen, aus dem Kunſtbereich verſchwunden; oder vielmehr Tizian und Rubens ſind nicht wiedergekehrt.

Das Marterthum des Heiligen iſt eine entſetzliche Darſtellung, auf welcher der Blick nicht lange zu ruhen vermag. Wir ſehen das zuckende Opfer niedergeworfen und einen fürchterlichen Henker, mit einer brennend rothen Mütze, der dem Heiligen ſo eben die Zunge ausgeriſſen hat und ſie gierigen Hunden hinhält. Aber die Schaaren himmliſcher Weſen ſchleudern Blitze auf die Henker, welche erſchreckt niederſtürzen. Die Pferde der Soldaten bäumen ſich und zertreten die Henker. Das iſt ein Gewirr, ein Sturm, mit nichts zu vergleichen.

In dem Bilde der drei Könige ſehen wir den Einen in einem ſchweren gelben Mantel vor der Jungfrau und dem Kinde anbetend liegen; ein Anderer, im ſchönen Purpurmantel, ſteht daneben, und der Mohr betrachtet lachend die heilige Familie. Der Hintergrund iſt von Pagen, Dienern und neugierigen Zuſchauern angefüllt; Alles drängt ſich und zeigt aufgeregte Züge, gleichſam glühende Köpfe. Die Farbe iſt in dieſen Gruppen bis zu einer Kraft des Tones getrieben, die ihres Gleichen wohl nicht finden wird. Man könnte ſagen, der Künſtler habe mit Feuer, mit glühendem Phosphor gemalt. Ein Spahn, mit dem man darüber ſtriche, müßte Feuer fangen. Wie ſehr paßt der Name für dieſen Maler!

Wir wollen und können hier nicht von den andern Rubens ſprechen, welche in allen Städten Belgiens zu finden ſind; wie z. B. von dem Mirakel des heiligen Benedikt, das in Gent iſt. Wir wollen nur noch einen Blick nach Antwerpen werfen, wo wir Rubens in ſeiner ganzen Kraft und Größe ſehen.

In Antwerpen finden wir Rubens im Muſeum, in der Kathedrale, in den übrigen Kirchen. Die große Kreuzesabnahme in der Kathedrale hat der Stich in Europa verbreitet, allein die Flügelbilder derſelben ſind weniger bekannt. Auf dem linken Flügel nach innen iſt die Heimſuchung gemalt, friſch und von einer liebenswürdigen Keuſchheit, trotz des bezeichnenden Zuges, den ſich der Künſtler nicht entgehen laſſen. Der heilige Chriſtoph nimmt für ſich ganz allein dieſen Flügel nach Außen ein, obgleich er bis an die Knie im Waſſer ſteht. Es iſt ſicher die rieſenhafteſte Figur auf allen Bildern dieſſeits der Alpen. In Italien hörte ich von einem berühmten Plafond des Zuccaro ſprechen, auf dem ſich mehr als dreihundert Figuren von fünfzig Fuß befinden ſollen. Ich laſſe dieß dahin geſtellt ſeyn und weiß nicht, ob dieſer Plafond noch vorhanden iſt, oder ob er überhaupt jemals vorhanden war. Zuccaro war deſſen fähig, allein er gehört ſchon zu den Malern der verzerrten, ausartenden Epoche. Jedenfalls darf der heilige Chriſtoph von Rubens keinen Vergleich ſcheuen. Außer ſeinen wirklichen Verhältniſſen iſt er mit einer Großartigkeit entworfen, der ihn jedem Maßſtabe

entrückt. Das Jesuskind, welches er auf dem Kopfe trägt, sieht einem Vogel gleich, der auf einem Kirchthurme sitzt. Es ist ein Unglück, daß diese herrlichen Bilder durch Feuchtigkeit gelitten haben; schon sind sie wie mit einem Schleier umzogen und das nasse Element scheint in die Paste einzudringen. Es gibt nur ein Mittel, das Kunstwerk zu retten, allein das Kapitel der Kathedrale sowohl, wie der Volksglauben, wird nie darein willigen. Man müßte das Bild in einen wohlgelüfteten Saal des Museums bringen, und seiner Erhaltung jene Sorgfalt widmen, welche sie schon jetzt dringend erfordert, sonst dürfte die Zerstörung schnelle Fortschritte machen.

Die Himmelfahrt der Jungfrau, welche den Hochaltar schmückt, ist unter allen Werken des Rubens in der Farbe das reichste und blendendste. Es ist lächerlich und unwürdig, wenn man einen Meister auf Kosten des Andern herabsetzt, allein sicher ist es doch, daß diese Himmelfahrt der berühmten Jungfrau mit den Engeln von Murillo, die, wie ich glaube, noch in dem Besitze des Marschall Soult sich befindet, vorzuziehen ist.

Die heilige Mutter Gottes strahlt in den Himmeln, umgeben von unzähligen Engeln; die schönste Blume unter hunderten schöner Blumen. Welch ein himmlischer Strauß!

Im Museum befinden sich an zwanzig Bilder von Rubens; eine Stufenleiter seines Talents; Skizzen, leicht hingeworfen, in ganz venezianischer Färbung, zur Dekorirung von Triumphbogen, Volksfesten u. s. w. gemalt; Flügel alter Altarblätter, Bildnisse, ein Christus in den Armen der Jungfrau, ein Bild das in vielen Kirchen reproducirt wurde; ein heiliger Franz mit den Wundermalen, ein Bild, über dessen Preis man den eigenhändig unterzeichneten Empfangschein von Rubens aufbewahrt; endlich die heilige Familie mit dem Papagei und die große Anbetung der heiligen drei Könige.

In dem Bilde der heiligen Familie sitzt die Jungfrau mitten in der Landschaft, hinter ihr steht Joseph in aufrechter Stellung, das Jesuskind steht nakt ihm zu Füßen. Auf einer Ballustrade sitzt ein schöner Papagei und hebt sich von einem Hintergrunde von Bäumen ab. Ein Bild des reinsten Glückes; Wohlseyn, Ruhe Schönheit, eine reiche Landschaft und Blumenduft! Dieses Bild kann uns das Familienleben und die ländliche Ruhe theuer machen. Es ist die herrlichste Pastorale, die jemals gemalt wurde.

Nun zu der großen Anbetung der heiligen drei Könige. Ich schätze dieses Bild unter allen Werken des Meisters am höchsten; selbst die Himmelfahrt und die Kreuzesabnahme stelle ich ihm nicht gleich. Die Jungfrau befindet sich rechts, nach der linken Seite gewendet, wo die Könige stehen. Einer dieser Könige übersteigt alle Einbildungskraft, und ich habe nie noch in einem Bilde eine so fremdartige und dabei doch so majestätische Gestalt gesehen. Er ist stehend gemalt, der Körper Profil, der Kopf *en face*, ein wenig gesenkt. Er trägt einen scharlachrothen Mantel, wie Glut, mit einigen Goldsternen. Der Stoff dieser Drapirung ist dick und schwer und fällt in wenigen ernsten Falten. Ein Ende des Mantels schleppt am Boden nach, allein man sieht doch die nackten Beine des Riesen und die Füße mit den kräftigen Muskeln, in Sandalen, die am Knöchel gebunden sind. Der Kopf ist Entsetzen einflößend; kahl und fest wie ein Fels; die Augenhöhlen werden von Brauen beschattet, wie ein Abgrund von Gebüsch; der Blick durchdringend und starr; eine Adlernase und eine Flut von weißem Bart, die sich bis auf die Brust ergießt. Ein olympischer Jupiter, der mit dem Zucken seiner Stirne eine Welt erschüttern könnte. Der Moses des Michel Angelo ist nicht so groß als dieser König von Rubens. Nur die dichterische Schöpferkraft, oder einige Gegenden des alten Asien oder des jugendlichen Amerika sind im Stande, Heldenfiguren von dieser Art, von dieser kräftigen Schönheit hervorzubringen.

Rubens muß daher in Flandern gesehen werden; wo die Frauen mit den ausgesprochenen Formen noch zu treffen sind; in Gent, wo die Mädchen in Holzschuhen wie Prinzessinnen einhergehen; aus ihnen schöpfte Rubens seine Weiber; in Brügge, wo man in den schwarzen Mantillen noch Spanierinnen zu sehen glaubt; in Antwerpen, wo alle fremden Rassen sich mit den wohlbeleibten Flammänderinnen vermischen; dort werden Euch die Bilder des Rubens in ein überraschendes Staunen versetzen, so groß Euere Meinung auch schon von dem großen Meister gewesen seyn mag.

Das Haus in der Einöde.

Der Verfaſſer dieſer Skizze iſt Halliburton, der unter dem Namen Jam Slick, auf ſo eigenthümliche Weiſe anglo-amerikaniſche Sitten beſchrieben hat. Seine Schriften ſind in dem Yanker-Jargon abgefaßt und daher ſchwer zu leſen.

I.

Heute früh hatte ich den Richter und Miß Sandford bei einem Ausflug im Schlitten auf's Land begleitet. Der Anblick der Landſchaft, wenn ſchon traurig, war doch nicht ohne eine gewiſſe Art von Glanz und Schönheit. Geſtern und heute Nacht war ein leichtes Thauwetter eingetreten, dem ein feiner Regen folgte und im Fallen ein kryſtallhelles Eis bildete. Alle Bäume waren mit einer ſchimmernden Eisrinde überzogen, die ihnen in der Ferne das Anſehen ungeheurer aber zierlicher Federbüſche gab, indeſſen in der Nähe betrachtet jeder Baum mit ſeinen, unter dem Gewichte ihres durchſichtigen Schmuckes ſich beugenden Aeſten einem ſtrahlenwerfenden Kandelaber ähnlich ſah. Die Felder, unter einer Decke von verhärtetem Schnee, blitzten in der Sonne wie mit großen Diamanten überſäet; die Holzzäune waren mit zarten, wie geglättetes Silber blinkenden Säumen eingefaßt; die ſchneebedeckte düſtere Tanne ſchien ſtolz auf ihr kräftiges Greiſenalter; ihre pyramidenförmige Maſſe, von mannigfacher, lebhafter Beleuchtung gehoben, gewann an Anmuth, was ſie an Macht einbüßte und ſtand, in Mitten ihrer zur Erde gebeugten Nachbarn, allein aufrecht, gebietend, als der ehrwürdige Patriarch des Waldes. Die ſchlanke Pappel und die Birke in ihrer weißen Rinde, als Ausſchläge alter, beim Umroden ſtehen gebliebener Wurzeln, krümmten anmuthig ihre hohen Häupter unter der Laſt des Reifes, und ſtellten ſeltſam geſchweifte Bögen dar, die der Froſt mit Perlenſchnüren verziert hatte. Von ferne geſehen, waren alle ſich hervorhebenden Gegenſtände einförmig weiß, in der Nähe betrachtet, erſchienen ſie ſo verſchieden in Farben wie in Formen; jeder Baum und jeder Zweig hatte unter dem durchſichtigen Eiſe die Färbung ſeiner Rinde, und, von den Strahlen der Sonne beſchienen, jede Farbenbrechung des Prisma.

Dieß iſt eines von den Schauſpielen, die ſich eben ſo wenig vergeſſen als beſchreiben laſſen; den Bewohnern des Landes kehrt es wenigſtens einmal im Jahre wieder, und alle ſeine Wirkungen und ſeine Pracht ſind ihnen genau bekannt. Der Pächter verkündigt ſich und beklagt das Verderben ſeines Baumgartens, der Holzfäller den Eisdamm, durch den er ſich ſeinen Weg nach dem Walde bahnen muß, der Jäger die Unterbrechung ſeines Lieblingsgeſchäftes und ſeiner Abenteuer, der Reiſende die faſt untrügliche Ausſicht auf einen ſtrengen Winter. Allein ſo groß war an dieſem Morgen die Schönheit der Landſchaft, daß magiſch ergriffen jedes Gemüth die plötzliche Umwandlung der Natur bewunderungsvoll anſchaute. Sie war das Werk einer Nacht, die Sonne war unter kaltem Regen untergegangen, und hatte ſich wieder in all ihrer Pracht erhoben, um der herrlichen Scene noch größeren Glanz zu verleihen. Wir konnten bei unſerer Rückkehr nicht aufhören, von unſern Gemüthserregungen zu ſprechen, wir traten wieder und wieder an's Fenſter, uns beſtrebend, die letzten Schimmer des herrlichen Wintertages zu haſchen, ehe er zugleich mit dem Abſchiedsgruße der untergehenden Sonne uns entſchwand. — Das Geſpräch hatte alsdann den Richter darauf geführt, uns von den Ereigniſſen dieſer Jahreszeit, ihren Feſten, ihren Entbehrungen, ihrem Einfluß auf die Gewohnheiten und Neigungen der Völker dieſer Gegenden zu unterhalten, und ſo erzählte er als Epiſode die intereſſante und melancholiſche Geſchichte, die man nun leſen wird.

Auf einer der Uferſtraßen (ſo nennt man die Landſtraßen am atlantiſchen Meere), in einem entlegenen Theile der Provinz, liegt ein einſames Haus, mitten in einem der wildeſten und unfruchtbarſten Kantone dieſer Kolonien; unüberſehbare Torfmoore dehnen zu beiden Seiten ſich aus, hinterwärts zeigt ſich ein unebener Granitboden, mit ungeheuern Felsſtücken bedeckt, nach der Vorderſeite ein See, der in ein tiefes Becken ſich verliert, ſo ſtille aber, ſo düſter für das Auge, daß man den Cocytus der Fabelwelt zu erblicken wähnt. Jenſeits deſſelben erhebt ſich ein Gebirge, das, einer plötzlich verſteinerten

Welle ähnlich, den Ocean abgränzt, deſſen Brauſen man hören kann. Das Haus liegt auf einer Landzunge, vormals beſchattet von einem Eſchen- und Birkengehölze, das nach und nach unter den Streichen der Axt gefallen; der Boden iſt nicht ſteinig, aber mit Ausnahme dieſer Landzunge iſt weithin Alles dürre Fläche, nackte Felſen, nur einige Himbeerſträuche und einige Fleckchen Klee zeichnen ſich ab von dem moosbedeckten Steppenlande. Hier und dort hat eine verkrüppelte Birke oder zwerghafte Eſche ihre Wurzeln zwiſchen Felſenriſſe eingetrieben, oder in eine Art aus Granitauflöſungen entſtandenen Griesſands, wie er immerwährend durch die Einflüſſe der Witterung und den Wechſel der Hitze und Kälte ſich erzeugt. Hier und dort hat in Vertiefungen des Geſteins eine moraſtige Maſſe ſich angeſammelt, über welche einige Gebüſche ſich erheben, die das Anſehen eines vorzeitigen Alters an ſich tragen, und mit ausgezacktem, gleich weißen Haarflechten herabhängendem Mooſe überzogen ſind. Die Torfmoore zur Rechten und Linken, die von etwas größerem Umfang als die übrigen, ſind zum Theil mit hohen Sumpfgräſern bedeckt, welche im Winter das Elenn und das Karabou abzuweiden kommen, wenn der Froſt ihnen den Uebergang über die gefährlichſten Moräſte zu wagen geſtattet. Hier wachſen keine Blumen, als gelbe Lilien und wilde Iris, auch kann man unmöglich ſich etwas Einſameres vorſtellen, als dieſe Wüſte. Selbſt im Sommer, wo die Vegetation ihre Troſtloſigkeit und Ungeſtalt in etwas zu verſtecken ſich angeſtrengt hat, wenn man von der Eintönigkeit der ſchauerlichen Torfmoore ſich zuweilen zerſtreut fühlt, durch den Flug eines glänzenden Inſekts, durch das Summen einer Wanderbiene oder den Geſang der Vögel, ergreift uns dieß inmitten der Wüſte verloren ſtehende Haus mit peinlichem Gefühle, wir fragen uns, was eine Familie menſchlicher Weſen in dieſe Thebais führen konnte, und bemühen uns vergebens, mit ihrer Iſolirung durch die Vorſtellung eines ruhigen, unſchuldigen Lebens, geſchirmt gegen Leidenſchaften, Haß, Neid, Verfolgung, kurz gegen Alles, was die Freuden der Welt ſtören mag, auszuſöhnen; immer kehrt das Bild der Leiden einer Verbannung in unſer Inneres zurück, wir können nur Mitleid empfinden für die, welche ſich vom Bande der Geſellſchaft losgetrennt haben, wir ſagen uns, daß der Menſch nicht geboren iſt, allein zu ſeyn, daß ſeine Schwäche als Individuum ihm andeutet, nicht bloß, daß er einer Lebensgefährtin und einer Familie bedarf, ſondern auch noch jenes gegenſeitigen Schutzes und Beiſtandes, durch welchen die Genoſſen einer Stadt oder eines kleinen Ortes einander angenähert werden.

Dieß mögen die Empfindungen eines Reiſenden im Sommer ſeyn; wie muß er ſchaudern, wenn er im Winter dieſem vereinſamten Hauſe auf ſeinem Wege begegnet? Wohl habe ich einſiedleriſche Wohnungen geſehen, manche, die noch tiefer in der Einöde lagen, keine aber, die mir ſo traurig erſchienen wäre. Allerwärts ſonſt in dieſen ſo raſch ſich bevölkernden Gegenden finden wir etwas, das uns andeutet, daß dem am weiteſten vorgedrungenen Schanzgräber die Flut der Auswanderung auf dem Fuße folgt; hier aber meinen wir einen verlorenen Wachtpoſten zu ſehen. Wir treten ein — es iſt noch ſchlimmer; jetzt wundern wir uns nicht mehr, daß wir weder den Wiederhall der Axt im Walde, noch das Klingen des Schlittens, noch das Gebrülle der Heerde vernehmen, nichts regt uns an, als die reſignirte Miene der Bewohner, wir ſehen beim erſten Blicke, daß ſie allem Verkehr der Menſchen entſagt haben, um nur Gott zu vertrauen; ihr enger Kreis ſammelt ſich um den Heerd, das ſtille Gebet gen Himmel richtend.

Und doch war es eine menſchenfreundliche Eingebung, die den Erbauer des einſamen Hauſes geleitet hatte. John Lents Abſicht bei ſeiner Niederlaſſung an dieſem Orte war, dem Wanderer ein Obdach für die Nacht, und für den andern Morgen einen Führer zu verſchaffen. Subſcriptionen hatten ihn unterſtützt, und perſönliche Beihülfe aller Derjenigen ihn ermuthigt, welche in einiger Entfernung ihre Wohnungen hatten, und in deren Intereſſe es lag, die Landſtraße zu unterhalten, oder die ſich von dem wohlwollenden, gaſtfreundlichen Zwecke einer ſolchen Niederlaſſung gerührt fühlten. Nicht ohne große Anſtrengungen und Schwierigkeiten waren John Lents Haus und Scheuer errichtet worden, denn alle Materialien kamen gar weit her; die Verwaltung hatte

ihm eine Wirthsgerechtigkeit verwilligt und die Gesetzgebung einen kleinen Jahresbeitrag von zehn bis zwölf Pfund votirt, in Anbetracht der Dienste, die er zur Sicherung der Postverbindung in diesem Theile der Provinz leisten konnte. John Lents Besitzthum begriff etwa dreißig Acres, die in kurzer Zeit umgerodet und in urbaren Stand gesetzt waren. Er konnte hier leicht seinen Heuvorrath für den Winter und einen jährlichen Ertrag an Getreidefrüchten und Gemüse gewinnen. Seine in den Ebenen streifenden Schafe und Kühe fanden dort während der schönen Jahreszeit eine reichhaltige Weide, und begnügten sich im Nothfall auch mit dem Laub der Gebüsche; das Torfmoor lieferte Brennstoff und die Materialien zum Anbau des Landes, der Gewinn der kleinen Wirthschaft endlich gestattete ihm, sich diejenigen Artikel von Spezereiwaaren zu verschaffen, welche die Gewohnheit auch den ärmsten Kolonisten dieser Gegenden unentbehrlich gemacht hat. In dieser Lage befand sich John Lents Familie. Ein Jahr war auf das andere gefolgt, in einer von sehr seltenen Zwischenereignissen unterbrochenen Einförmigkeit. Jede Jahreszeit brachte bei ihrer Rückkehr die Arbeiten des vorigen Jahres wieder, und die Zeit war den Einsiedlern so rasch vorüber geflohen, wie den Städtebewohnern. Drei Töchter hatten nach einander das elterliche Haus verlassen, um in der benachbarten Stadt, einem Seehafen, in Miethdienste zu treten, sie fanden dort Männer, die sie in andere Klima's hinweg führten, und zu der Zeit, von der hier die Rede, hatte John Lent Niemanden mehr bei sich, als seine Frau und drei jüngere Töchter, worunter ein Kind von sieben Jahren. Als ich im vorigen Sommer das einsame Haus besuchte, erkannte mich Mrs. Lent nicht sogleich; das Alter hatte allmählig meinem Gesichte seine runzelvolle Maske aufgedrückt, und was das Alter mir, hatte das Unglück ihr gethan. Sie, die ich als eine jugendliche, heitere Mutter gekannt, war zu einer durch Kummer abgelebten und niedergebeugten Frau geworden. Erst beim Ton meiner Stimme erinnerte sie sich meiner, und da sagte sie nur, sie sei gewiß, daß dieß die Stimme eines alten Freundes seyn müsse. Ach! setzte sie eilig hinzu, halten Sie mich nicht für undankbar, daß ich mich Ihres Namens nicht erinnere, mein armer Kopf ist seit einiger Zeit so angegriffen worden.

Als sie wußte, wer ich war, erzählte sie mir in der Kürze die traurige Geschichte, deren Einzelnheiten ich nachher in Schelburne erfuhr.

Während des verflossenen Winters war ihr Mann zu Fuße nach der Stadt gegangen, um dort einige Haushaltartikel einzukaufen, und am andern Morgen zurückzukehren. Der Morgen war schön, das Wetter aber, wie es in diesem unbeständigen Klima oft geschieht, änderte sich plötzlich. Gegen Mittag hin fing es an zu schneien, gegen Abend erhob der Wind sich zum Orkan, und die Wolken ergossen über die Einöde einen kalten, mit Flocken vermischten Regen. Ein bis zweimal wollte Mrs. Lent vor der Thüre nachsehen, aber sie sah sich genöthigt, sich schnell zurückzuziehen, fast geblendet und erstickt von der Gewalt des Sturmwindes. Sie bereitete das Abendessen für ihren Mann, das weiße Tischtuch war über den Tisch gebreitet, das Feuer brannte lustig in der Küche, und als das Mahl eben zum Auftragen bereit war, sah sie die äußere Thüre aufgehen. Ah! er ist es, sagte sie; — aber nein, es war ein Windstoß, der einen Haufen Schnee auf die Schwelle jagte. — Ach! fuhr sie fort, er wird diesen Abend nicht kommen, es ist besser so, er wird den Sturm vorhergesehen haben und klüglich in der Stadt geblieben seyn. Es ist zum Erstaunen, wie er sich darauf versteht, Niemand weiß wie er, bevorstehenden Schnee oder Thauwetter vorher zu sagen, er kennt das schon zu lange her, als daß er heute über die Einöde hätte reisen mögen.

Seine Abwesenheit machte ihr also keine Unruhe mehr; die brave Frau war mit dem schlimmen Wetter vertraut geworden, und fürchtete es nur für die Reisenden und die Fremden. John Lent hatte oft Ausflüge gemacht, und es lag in seinem Ausbleiben nichts Außerordentliches; es war nur ein Beweis seiner Vorsicht, keiner Gefahr für ihn.

Am andern Morgen tobte der Orkan mit gleicher Heftigkeit fort; die Frau erwartete den Abwesenden nicht mehr, und bereitete nichts zu seinem Empfange. Der dritte Tag endlich war heiter und stille, der Wind ließ

nach, gleichsam erschöpft durch sein eigenes Wüthen. Die Schneeammern kamen wieder in Menge in die Nähe des Meierhofes, um Saamenkörner auf den Heuschobern zu picken, die Kühe und Schafe wurden losgelassen, um ihre Beine wieder gelenkig zu machen und sich an der Quelle zu erfrischen; das verscheuchte und ausgehungerte Geflügel des Hühnerhofes kam aus seinen Verstecken hervor und verlangte mit großem Geschrei die ihm schon so lange entzogene Pflege, und selbst der Rabe mischte sich unter die Hühner und Enten, ohne zu besorgen, zudringlich zu werden, wie ein an tägliches Almosen gewöhnter Bettler. Die aus ihrer Gefangenschaft losgelassenen Kinder endlich vervollständigten das Leben und das Getöse, das sich nun um das einsame Haus verbreitete.

Die Mutter, unter der Thür stehend, betrachtete die belebte Scene, als ein kleiner Frühlingsvogel, der erste Vorläufer dieser Jahreszeit, sich auf den Apfelbaum an der Ecke des Hauses setzte und sein Festlied sang.

Gott sei gelobt! sagte sie, der Winter geht zu Ende. Wenn dieß Vögelchen gekommen ist, uns sein erstes Lied zu singen, so haben wir höchstens noch einen schwachen Windstoß zu befürchten und das schöne Wetter nimmt seinen Anfang. Kinder, heute kommt Euer Vater zurück! — Sie sandte die älteste ihrer drei Töchter nach den Fallen, die beständig zum Fange der wilden Kaninchen gestellt waren. Sie müssen heute alle auf den Feldern seyn, sieh, daß Du uns eines zum Mittagessen bringest. — Bald darauf kam das junge Mädchen mit einem Kaninchen in jeder Hand zurück. Die Mutter deckte den Tisch, aber John Lent kam nicht. — Er kommt vielleicht erst heute Abend, sagte sie sich noch, denn wenn er zu Mittag nicht kommt, ist er erst auf den Abend zu erwarten. Aber dem Tage folgte die Nacht, und abermals blieb am Abendtische John Lents Stelle leer. — Morgen ist Posttag, sagte die Frau, er wird ganz wohl daran gethan haben, zu warten, um mit Ainslow zurückzukommen. Es ist mir sehr lieb, sein einer Fuß ist schwächer als der andere, der Weg ist weit, er hat einen Bündel zu tragen. Ja, Ainslow und er werden morgen frühe bei guter Zeit hier seyn.

Keine Zweifel, Besorgniß oder Ahnungen trübten ihren Sinn. Sie setzte großes Vertrauen in John Lents Einsichten, was er beschloß, schien ihr immer das Rechte. Sie konnte es nur gut heißen, daß er sich bestimmte, mit dem Postboten zu reisen, der alle Neuigkeiten brachte und ein angenehmer Gesellschafter war. Am andern Morgen stellten die Mutter und ihre Töchter sich ganz heiter in die Thüre, um weit hinaus über das Torfmoor den Schlitten erspähen zu können.

Die Ankunft des Postboten war immer ein wichtiges Ereigniß für das isolirte Haus. Er war für John Lents drei Töchter ein Mann aus der Welt, von der sie reden hörten, die sie aber nie gesehen hatten. Die Rückkehr des Familienvaters nach dreitägiger Abwesenheit war eine nicht weniger interessante Sache. Nicht oft verließ er seine Wohnung, und so oft er von der Reise zurückkam, brachte er immer der Mutter und den Töchtern kleine Geschenke mit von Seiten wohlgesinnter, unter seinen frühern Verhältnissen ihm befreundet gewordener Personen. Wer kennt nicht den ganzen Werth dieser Episoden eines eintönigen, einsamen Lebens? — Der Postbote kam, aber kein Gesellschafter war bei ihm. Er ließ seinen Schlitten auf der andern Seite der Landstraße stehen, wo die Scheune sich befand, und ging allein auf Mrs. Lent zu, die ihm selbst entgegen ging, ihn herzlich bei der Hand nahm und sagte, sie habe gehofft, ihr Mann werde mit ihm zurück kommen, sie vermuthe aber, irgend ein Geschäft werde ihn zurück gehalten haben. Indessen das Mittagsbrod ist fertig, fuhr sie fort, kommt, nehmt seinen Platz ein. Habt Ihr John gesehen?

Aus Berlin.

Juni 1846.

†† Der seit einiger Zeit vorbereitete Verein der deutschen Bühnen, zur Herstellung eines auf Gegenseitigkeit beruhenden Rechtszustandes für das gesammte deutsche Theaterwesen, wird, wie wir hören, demnächst seine Wirksamkeit beginnen und damit zu einer zeitgemäßen Reorganisation der deutschen Bühnenzustände einen erheblichen Schritt vorwärts thun. Es haben sich nämlich die bedeutendsten Bühnen Deutschlands, und bis jetzt namentlich die Intendanzen von Berlin, Hannover, Stuttgart, Dresden, München, Kassel, Weimar, Oldenburg, Darmstadt, Schwerin, Braunschweig, Koburg-Gotha, Wiesbaden und Lippe-

Detmold, zu einem Vertrag verbunden, durch welchen sich diese Direktionen zunächst auf fünf Jahre gegen einander verpflichten, ein bestimmtes Rechtsverhältniß dergestalt unter sich bestehen zu lassen, daß sie abgeschlossene Schauspieler-, Sänger- und Tänzer-Kontrakte gegenseitig aufrecht erhalten und zu diesem Zweck kein Mitglied engagiren wollen, bevor dasselbe sich nicht gehörig ausgewiesen, daß sein Dienstverhältniß vor dem Beginn des mit ihm abzuschließenden Kontrakts bereits zu Ende gegangen. Ebenso soll unter diesen Bühnen bei der Bewilligung von Gastrollen darauf gesehen werden, daß die dazu bestimmten Künstler kontraktlich nicht gebunden und überhaupt den ihnen rechtlich zustehenden Urlaub aufzuweisen haben. Bei dem Vertrag ist ferner auch die Absicht, nach Kräften dahin zu wirken, daß auf allen Bühnen eine entsprechende Pensionirung ihrer Mitglieder eingeführt und dadurch der Noth, die so häufig auf spätern Künstlerjahren lastet, vorgebeugt werde. Eine der Direktionen dieses Vereins wird nach Wahl durch Stimmenmehrheit die Geschäftsführung übernehmen. Auch wird die Organisation eines Schiedsgerichts beabsichtigt, vor dem, zur Vermeidung aller Differenzen und Prozesse, alle Zweifel über die Gültigkeit eines abgeschlossenen Kontrakts zur Sprache gebracht werden und dessen Entscheidung sich jede der betheiligten Direktionen ohne weitern Rekurs und Appelation unterwirft.

Das Prinzip der Association, welches die Zeit nach allen Seiten hin treibt, hat hier auf eine bemerkenswerthe Weise die deutschen Bühnenzustände ergriffen und sie zu einer Neugestaltung ihrer Verhältnisse geleitet, durch welche wenigstens die bodenlosen Leichtfertigkeiten und Liederlichkeiten, die sonst nach dieser Seite hin das deutsche Theater beherrschten und die der Kunst selbst keineswegs förderlich sein konnten, gründlich abzuweisen sein dürften. Der erste Gedanke zu dieser Theater-Association ging von Herrn v. Küstner aus, der ihn bereits im Jahre 1829 zur Sprache brachte und sich später mit dem General-Direktor des Dresdener Hoftheaters, Herrn v. Lüttichau, zu einer weiteren Ausführung desselben verband. Der bekannte Herr v. Gall, welcher jetzt das Stuttgarter Hoftheater leitet, berührte darauf in seiner kleinen Schrift: „Vorschläge zu einem deutschen Theater-Kartel" diesen Gegenstand zum erstenmal öffentlich, und schloß sich dann namentlich den regsamen und unermüdlichen Bemühungen des Herrn v. Küstner zur Verwirklichung des Plans an.

Wir gehören zwar nicht zu Denen, welche von dem schaffenden und darstellenden Künstler verlangen, daß er wie jeder andere bürgerliche Mensch sich geberden und ihm nichts erlassen werden solle, was irgend dem Buchstaben des Gesetzes und den äußern Formen des Rechts widerspricht. Wir wissen sehr wohl, daß der Genius noch seine besondere Gerichtsbarkeit für sich hat, vor welcher die geschriebenen Verträge nicht immer Geltung erlangen können. Aber wir sind zugleich der Meinung, daß das Genie auf seine Ausnahmestellung in der Gesellschaft, die ihm nur von innen her ausdrücklich zugestanden werden kann, äußerlich nicht trotzen und pochen darf, und daß am allerwenigsten eine solche da nachgegeben werden darf, wo es sich, wie beim Theater, um eine gesellschaftliche Vereinigung producirender Kräfte (unter denen nicht immer lauter Genies zu sein pflegen) handelt. Auch ist selbst die genialste Persönlichkeit heutzutage, den Anforderungen der Zeit gemäß, zu der Verpflichtung gelangt, in geordneten Verhältnissen zu leben und den wahren freien Geist seiner Schöpfungen nicht in einem vagen und ungebundenen Umherschweifen, sondern in einem festen Verband mit der Wirklichkeit, in der er heimisch wurzeln soll, zu suchen. In diesem Sinne glauben wir die Bemühungen des neu beabsichtigten Vereins der deutschen Bühnenvorstände, wodurch vorzugsweise ein sicherer Rechtsboden für das deutsche Theaterwesen gewonnen werden soll, als heilsam, ersprießlich und dem wahren Vortheil der Kunst wie der Künstler dienend, bezeichnen zu können. Wir hoffen aber, daß durch diese Vereinigung nicht bloß die materiellen Interessen der deutschen Bühnen in's Auge gefaßt werden, sondern daß sie zugleich eine Vereinigung zur höheren geistigen Belebung des deutschen Theaters, zur Heranbildung einer deutscher Nationalbühne sein wird. Denn da die deutschen Bühnenvorstände durch diesen Verein wahrscheinlich auch Veranlassung erhalten werden, öfter zusammenzukommen oder vielleicht regelmäßige Versammlungen im Interesse des deutschen Bühnenwesens zu verabreden, so dürfte sich dadurch mannigfache Gelegenheit zu einem gemeinsamen Zusammenwirken für den Fortschritt der heutigen Theaterzustände ergeben. Dieser Fortschritt hängt freilich nicht bloß von den Theaterdirektionen ab, sondern er ist hauptsächlich ein Werk der allgemeinen geistigen und nationalen Entwickelung, auf die wir täglich hoffen. —

Eine Neuigkeit unseres Hoftheaters war vor einigen Tagen: „Der alte Magister", von R. Benedix, worin Herr Döring in der Titelrolle mit großem Geschick die etwas unnatürliche Aufgabe löst, einen alten versteiften Pedanten plötzlich in einen burschikosen Raufbold und ritterlichen Haudegen umschlagen zu lassen. Die in sich werthlose und auch psychologisch nicht genügend ausgeführte Erfindung gibt doch zu einigen ergötzlichen Situationen Anlaß, die das Stück bei unserm Publikum mit Beifall vorübergehen ließen.

Ein Kuriosum ist, daß ein Sänger, Namens Mucker, der hier gastiren wollte, unter diesem fatalen Namen nicht dazu gelassen wurde, sondern mit einer wohlklingenderen Pseudonymität sich auf dem Theaterzettel ankündigen lassen mußte, weil ihm bedeutet wurde, daß er sonst schwerlich dem hiesigen Publikum gefallen würde.

Aus Kassel.

Mitte Mai 1846.

Es ist gewiß keine bloß von Außen angeregte Erscheinung, daß zur Schilderung einer Oertlichkeit von den Korrespondenten, etwa nächst den Kunstleistungen des Theaters, dem Leben in der Gesellschaft ein besonderes Augenmerk gewidmet

wird. Das Wesen der Geselligkeit in allen ihren Aeußerungen als Ball, Clubb, Kränzchen, Landpartie, Festessen u. s. w., wird gleichsam zum Gasometer des intellektuellen Lebens einer Stadt. Die Geselligkeit ist der poetische Aether, der dem Niederschlage der Alltäglichkeit, wie solche durch Berufseinseitigkeit und philiströses Phlegma herausgebildet worden, sich entwindet; sie ist die Blüte der allgemein menschlichen, der humanen Bildung. Freilich sind die geselligen Veränderungen selten oder gar nicht ihrer höheren Bedeutung entsprechend, und unter Tausenden, die sich mit Frack und Fächer in den Räumen des Vergnügens bewegen, mögen es nur Einzelne seyn, welche den Sinn jener A. Müllner'schen Worte so beherzigten:

„Die Zirkel der Geselligkeit sind nicht
Ein leeres Spiel des schlaffen Müßigganges,
Der nur die Zeit zu tödten sucht; sie sind
Das Miniaturgemälde einer Welt,
Wie sie die Phantasie des Weisen träumt.
Vergebens strebt Moralgebot und Recht
Zum Lauf nach einem Ziel die Menschheit zu vereinen;
Was Beid' im Großen nicht vermögen, schafft
Der Zauberstab der Lust im Kleinen. In
Des bürgerlichen Lebens Wirbel wird
Der Menschheit Thun oft eitel Krieg und Lügen;
Stets wahr und innig sind sie im Vergnügen.
Der ist kein guter Mensch, der, wo die Lust
Im Taumelkreise seine Brüder dreht,
Nicht besser ist, als auf dem Markt des Lebens.
Drum ist der Freude Kreis die beste Welt,
Wo Friede herrschet in Gemüth und That."

Gewiß wäre es daher als ein dankenswerther Beitrag zur Topographie der Kulturgeschichte zu schätzen, daß, wie schon oben erwähnt, die Federn der Korrespondenten die geselligen Zustände bedeutenderer Orte mit besonderer Vorliebe behandeln. Es wäre — aber von welchen Händen werden diese Federn nur zu oft geführt? Je mehr dadurch der Kredit solcher Mittheilungen im Allgemeinen bereits verloren, desto seltener scheinen sich tüchtige Referenten unter die Schreiber jeder Art und Unart mischen zu wollen; und so gibt es denn Blätter, welche im schülerhaftesten Style die unreifsten Urtheile und geschmacklosesten Geschwätze ihren Lesern als „Korrespondenzen" zu bieten, nicht unter ihrer Würde halten.

Namentlich scheint Kassel, das leider kein einziges Blatt in die Lesewelt hinauszusenden hat, in andern Journalen allen Entstellungen hingegeben zu seyn, durch welche eine niedrige Witz- und Spottsucht nur die Verhältnisse und Persönlichkeiten eines Orts herunter zu drücken vermag. So bleibt es unbegreiflich, wie der Hamburger Telegraph diesen Winter sich herbeilassen konnte, die Spalten dreier Nummern mit Briefen aus Kassel zu füllen, die unter dem Scheine einer besserwissenden Gesinnungstüchtigkeit doch nur eine Sammlung von Tiraden enthielten, wie sie Unkenntniß und Schmähluft erfinden. Aus pikanten Flosken wird kein Gebildeter eine Wahrheit herauslesen mögen; der Aufputz von Gedankenstrichen und Ausrufezeichen wird keinem Style den mangelnden Geist ersetzen; und wenn das Versteck der Anonymität so tief verborgen liegt, daß sogar im Orte selbst kein Auge darauf fällt — wie doppelt bedenklich wird dann die Autorität einer solchen Schreibübung; wie doppelt bedenklich wird dann aber auch der Werth eines Journales, das für sein Publikum drei Blätter hindurch keine gediegenere Lektüre bereit hatte.

Schreiber dieser Zeilen ist kein Hesse und gehört nicht zu Denen, welchen Alles in Kassel gefällt, weil ihnen besondere Bande eine Vorliebe für ihre Kattenstadt einflößen. Aber er ist ein Feind aller Verunglimpfungen und Superklugheit und hat seine Feder gern gespitzt, um — während Andere an den ihren nagen — die seinige fließen zu lassen.

So eben liegt ihm eine neue Korrespondenz aus Kassel vor, die wiederum in einem Hamburger Blatte ihren Abdruck gefunden. Dießmal haben die „Jahreszeiten" diese Verantwortung auf sich. Wie schon beklagt, kümmern sich viele Redaktöre nicht um die Verfasser von solchem „Eingesandten", sonst würde der der Jahreszeiten, statt einen Bericht, wie vorliegenden, aufzunehmen, dem Autor desselben vor Allem einen fleißigeren Schulbesuch anempfohlen haben, damit er wo möglich Sprachfehler ablege, von denen sein Aufsatz wimmelt, oder er würde ein Manuscript ruhig beseitigt haben, welches Nachsätze an Vordersätze reiht, wie der Zufall eines bekannten Gesellschaftsspieles sie nicht unsinniger und drolliger zugleich zusammen passen kann.

Es sei erlaubt, Kassel und der Wahrheit zu Ehren, auf Einzelnes in diesem Artikel hinzudeuten, nicht um seinen Verfasser zu widerlegen, denn das hieße ihm die Ehre einer unverdienten Aufmerksamkeit erweisen; auch nicht um ein Beispiel für den Irrthum eines Neueren anzuführen, welcher die Bildung zu literarischer Thätigkeit schon bei Knaben begonnen wissen will; wohl aber um gewisse Redaktionen auf den Leichtsinn aufmerksamer zu machen, von welchem ihre Willfährigkeit zur Aufnahme von Korrespondenzen gemißbraucht wird.

Nachdem der homo novus der deutschen Journalistik seine Epistel mit einem Jubelgruße an die — längst aber schon eingeführte — neue Militäruniform eingeleitet hat, geräth er darauf, den Misticismus mit einer Sonnenfinsterniß zu vergleichen, wobei es unklar bleibt, ob er nicht zugleich die Dunkelheit in und um sich selbst dadurch entschuldigt wissen will. Im Finstern irrt er jedenfalls, wenn er in Kassel Deutschkatholiken sucht, bloß um von ihnen zu berichten, es seien ihnen die Zusammenkünfte untersagt. Noch gibt es in Kassel keine Deutschkatholiken.

Was ferner dem Verfasser über den Eisenbahnbau in Hessen durch Hörensagen bekannt geworden, verwandelt sich durch seine minorenne Auffassungsweise zu dem naiven Berichte: von vier Millionen Thalern Einzahlung sei noch „keinen Heller" verausgabt worden; daher komme der Bau nicht vorwärts. Es ist ihm also fremd geblieben, daß seit Genehmigung der Bahnlinie mit aller Rüstigkeit, ja zum Theil mit bewundernswürdigem Eifer und Erfolge gearbeitet wird. Und Beamte, wie Arbeiter, werden bekanntlich nirgends

umſonſt angeſtellt. Die Expropriation hat aller Orten ihre Schwierigkeiten und Hemmungen hervorgebracht, und die Wahl des Raumes für einen Bahnhof hat, zumal in Reſidenzen, überall die reiflichſte Ueberlegung erfordert; Umſtände, die auch der Verfaſſer ſpäter erkennen und zu würdigen lernen dürfte.

Vom Karneval, der dem Einſender nicht gefallen — natürlich, denn es war gar keiner! — gelangt er dann auf das Thema von den hieſigen Geſellſchaften. Sein Tadel, dieſelben hätten „keine Tendenz," ſoll die ganze Karakteriſtik derſelben bilden; dieſer Tadel enthält aber zugleich das eigentlich Neue ſeiner ſeltſamen Beobachtungen. Hat das Leſemuſeum keine Tendenz in der Lektüre und der Unterhaltung darüber? Hat der Abendverein nicht im geſelligen Vergnügen jeder Art, die Enterpe in muſikaliſchen Aufführungen, die Singakademie in Ausübung des Geſanges eine Tendenz? Und reihen ſich alle übrigen Geſellſchaften nicht um das „beſtimmte Banner" ähnlicher Vergnügungen? Der Verfaſſer ſuche in dieſe Kreiſe eingeführt zu werden, und er wird ſeine vorlauten Urtheile zurück nehmen.

Gewiß ſteht auch das Kaſſeler Geſellſchaftsleben nicht niedriger, als anderwärts. Daß die höheren Stände ſich meiſt in ihre Privatſalons zurückgezogen haben, iſt des geſellſchaftlichen Tones wegen, der nach ihrem Rückzuge übrig geblieben, an andern Orten nicht minder zu beklagen, als hier, wo nun allerdings das Ergehen in materiellem Vergnügtſeyn meiſt alle geiſtige und gemüthliche Belebung ausſchließt, oder dieſelbe, wo ſie verſucht wird, im Allgemeinen ſpurlos vorübergehen läßt. Panem et Circenses, d. h. Thee und Cotillon — mehr erſehnen die Beſucher der Geſellſchaften kaum, und ſelbſt wenn Männer an der Spitze derſelben ſtänden, die einen höheren Schwung in das bunte Treiben, einen höheren Inhalt in die hergebrachten Formen bringen möchten — jedes Streben nach Beſſerem würde in der Ueberzahl der Geſellſchaftsmitglieder ſogleich den Grund ſeiner Unausführbarkeit finden. Die in ihren Zirkeln Heimiſchen fühlen ſich jedoch völlig wohl darin, um ſo mehr, als die Geſellſchaften eben gemiſcht ſind, und ſomit Jeder einen Anſchluß findet. Daß der Verfaſſer aber in der Miſchung der Stände in den einzelnen Kreiſen ein Miſere für ihr Erblühen findet, bezeugt wieder nur, wie unberufen er mit ſeinem Urtheile hervortritt. Gerade aus der Verſchiedenheit der Karaktere und Bildungsſtufen kann und wird ſich das harmoniſch bildende, Leben und Beruf verſöhnende Element entwickeln, welches die Weihe alles Geſellſchaftslebens iſt.

Und wie ja der Geiſt der Zeit ſich überall fördernd geltend macht, ſo hat er auch in ſocialer Beziehung ſich namentlich im vorigen Winter an Kaſſels Bewohnern bewährt. Der journaliſtiſche Briefſteller hat es auch erfahren, daß mehr als ein neuer Kreis ſich erſchloß, um vollere Blüten in ſeinen „Kränzchen" zu entfalten. Ob dieſe Kreiſe, wie er fälſchlich berichtet, um ihnen von vornherein ſein Bedauern zu widmen, ſich ſporadiſch aus einem beabſichtigten Urkreiſe geſtaltet haben — den humaniſtiſchen Werth derſelben würde dieß durchaus nicht verringern. Man wollte, wie der Unberufene ſich ausdrückt, bei Gründung dieſer Geſellſchaften „auf den Geiſt Rückſicht nehmen." Das iſt freilich eine Sphäre, in die er nicht einzudringen vermag, daher er denn, ſtatt von dem bildenden Einfluſſe ſolcher Lebensentfaltungen für ſeinen Bericht einen Eindruck gewonnen zu haben, an der Thür eines der Geſellſchaftsſäle ſtehen bleibt. Genug für ihn, um zu erfahren, daß an der Spitze des neuen Vereines „ein junger Mann" mitwirkt, vor deſſen Perſönlichkeit er ſich förmlich bekreuzigt. Er hält es ſofort für Pflicht, „nicht behutſam mit ihm umzugehen" und in den Jahreszeiten eine Warnungstafel für alles Publikum gegen ihn aufzurichten. Mit einer Mixtur von Lügen jeder Art färbt er dieſe Tafel ſo ſchwarz als möglich, und malt darauf ein Bild von ihm, damit er „in dieſem reinen Spiegel ſich ſelbſt einmal anſchaue." Und ſo weiter.

Indeſſen hat die Geſellſchaft „Abendunterhaltung," welcher der Korreſpondent, der Leitung des „jungen Mannes" wegen, die Möglichkeit alles Gedeihens kurzweg abſpricht, einen Winter gefeiert, deſſen Eindruck allen Mitgliedern eine innere Befriedigung gewährt, denn gleich zweier andern, gleichzeitig mit ihr entſtandenen Vereinen, deren der Korreſpondent gar nicht gedenkt, hat ſie ihre Friſche aus ſich ſelbſt, in traulicher Gemeinſamkeit entwickelt, und zur Erreichung ihres lebenverſchönernden Zweckes einen Werth darin erkannt, nicht durch eingeladene Künſtler, ſondern durch Uebung eigener Talente die ganze Mannigfaltigkeit von Unterhaltungsmitteln zu entfalten. Der Ton und Geiſt eines großen Familienlebens, wohl der ſchönſte Erfolg ſocialer Beſtrebungen, wird die Mitglieder der Abendunterhaltung dauernd verbunden halten.

Schreiber dieſes ſteht mit vorerwähntem „jungen Manne" in aller vertrauteſter Bekanntſchaft, und kann zunächſt verſichern, daß Alles, was in gegenwärtigem Aufſatze über geſellſchaftliches Leben angedeutet worden, ganz aus der Seele desſelben geſchrieben iſt. Ihn weiter gegen ſeinen Ankläger zu vertheidigen, müßte er jedoch für ein donquixotiſches Beginnen halten. Und ſo richtet ſich vielmehr dieſe ganze Erörterung mehr gegen das Unweſen ſolcher Redaktöre, welche unbekümmert um die Denk- und Schreibfähigkeit ihrer Einſender zur Verunglimpfung von Verhältniſſen und Perſonen die Hand bieten. Möchten doch — das iſt ein herzlicher, langgehegter und bei jetziger Veranlaſſung laut gewordener Wunſch — Redaktöre und Publikum die Würde der deutſchen Journaliſtik gemeinſam aufrecht zu erhalten ſtreben; Jene durch Gewiſſenhaftigkeit bei Aufnahme von Beiträgen; Dieſes, indem es als Zeichen ſeiner Selbſtachtung jedes Journal der Vergeſſenheit übergibt, das ſich zum Organe von Schmähſucht und Lügen macht! Und möchten ſich noch andere vollere Stimmen erheben, um zumal die „Korreſpondenz" in der deutſchen Journaliſtik ihrem Zwecke näher zu führen! Zela!

Randglossen und Anderes.

*** Als wir vor einigen Jahren Herrn Robert Benedix in Bezug auf seine ganz unkünstlerischen Theaterstücke nicht lobten, trat nicht nur er selbst gegen uns in die Schranken, sondern mit ihm zogen auch andere Kämpen gegen uns in's Feld und hielten uns seine Gesinnung entgegen. Der Gesinnung wegen, wäre es Pflicht, die Stücke gutzufinden. Herr Rötscher in Berlin, der jetzt über die dortigen Theater schreibt, muß auch von Herrn Benedix Gesinnung nichts wissen und urtheilt unbestochen über sein neuestes Lustspiel „der alte Magister," wie folgt: „Was will dies Schauspiel? Wodurch hat es ein Recht der Existenz? Fesselt uns eine Intrigue, die, wenn auch nicht sehr fein angelegt, doch eine glückliche Verwickelung darbietet? Ach nein! Wir haben, und mit uns gewiß Viele, schon im zweiten Akt geahndet, daß der berüchtigte Spieler der Verführer der einstigen Braut des alten Magisters ist; selbst in eine Spannung sind wir nicht einmal versetzt worden, und wie untergeordnet ist doch auch das Interesse von einem künstlerischen Standpunkt aus betrachtet! Haben wir etwa ein Karaktergemälde in diesem Schauspiele vor uns? Noch weniger. Ein alter, gutmüthiger Magister, in dem die Ingredienzien der Einfalt, Naivität, Pedanterie und eines burschikosen Benehmens willkürlich gemischt sind, bildet den Mittelpunkt, um den sich ganz unlebendige, völlig nichtssagende, zum Theil menschlich ganz unwahre, Gestalten schaaren. Zu den völlig inhaltlosen zählen wir den Hauptmann Röndorf, der im eigentlichen Sinne in unserem Schauspiel weiter gar keine Bedeutung hat, als alle Tage bei dem Magister die Zeitung zu lesen, um für das spätere Duell gleich bei der Hand zu seyn. Ferner die Herren Thuning und v. Winter, zwei Tagediebe, die Karten spielen und sich in einer Kneipe so bodenlos gemein, so unsinnig brutal benehmen, daß dagegen die ordinärste Wirklichkeit völlig ideal erscheint. Mit diesem Akt ist ihre Thätigkeit erschöpft. Die Figur Rötzers, des Spielers, ist dagegen nur eine hohle Abstraktion und dadurch widerwärtig. Rötzer ist ein Mensch, in dem alle mögliche Unmenschlichkeiten zusammengehäuft sind. Der Mann ist Spieler und nichts als Spieler, er findet darin seinen einzigen Genuß. Immerhin! Derselbe Mensch will seine Tochter an einen Taugenichts verheirathen, gegen seinen ursprünglichen Entschluß, nur weil diesen einen Moment das Spiel gegen ihn begünstigt hat; er zeigt sich bis zur Empörung nichtswürdig gegen seine Tocher, er hat bis zum Schlusse alle menschliche Empfindung mit Füßen getreten. Zuletzt, erkannt als der ehemalige Verführer der Braut des alten Magisters, wandelt ihn plötzlich eine moralische Regung an, die ihn wie Fieberfrost schüttelt; er schämt sich, er will seinem Sohne nicht unter die Augen treten, er entfernt sich und der Sohn soll niemals erfahren, daß dieser Spieler sein Vater gewesen! Alles unnatürlich und menschlich unwahr. Bis zu der Entdeckung am Schluß ist keine menschliche Faser an ihm; und nun überfällt ihn auf einmal sein Gewissen, und macht ihn so überaus sensibel, daß er flieht, um sich nur dem Sohne nicht als Vater zeigen zu dürfen! Regte sich wirklich etwas Menschliches in ihm, so konnte es nur die unwillkürlich hervorbrechende Liebe zu dem ihm neugeschenkten Sohne seyn. Sie allein konnte ihn bestimmen, seine frühere Lebensart aufzugeben, und als ein Mensch unter Menschen zu leben. So ist Alles hohl, unwahr und unmenschlich! Warum der Mann übrigens der Marie stets verschwiegen hat, daß sie nicht seine Tochter, sondern seine Schwestertochter sei, mag der Himmel wissen. Herr Benedix hat es uns nicht verrathen. Endlich haben wir noch eine alte Haushälterin in unserm Schauspiel, ein Stück von weiblichem Crispin, welche dem Herrn das Geld stiehlt, um ihn, sei es bei ihren Lebzeiten, oder, wenn sich dazu keine Gelegenheit bietet, nach ihrem Tode, mit diesen Ersparnissen des Betrugs zu überraschen. Natürlich ahnen wir sogleich, daß dieses Sümmchen zur Hochzeit des jungen Paares zum Vorschein kommen werde. Dieß sind die Ingredienzien, aus denen dieß Schauspiel gemischt ist. Man erläßt uns billig die Beantwortung der Frage, ob, da wir weder ein Intrikenstück, noch ein Karaktergemälde vor uns haben, uns der Verfasser etwa gar die höchste Aufgabe des Lustspiels gelöst habe, eine verkehrte Richtung durch die Situationen aufzulösen und durch das Spiel des Zufalls eine höhere Lebensansicht vor uns werden zu lassen. Wir können, die Hand auf's Herz, als ein redlicher Geschworner ihn völlig davon freisprechen, irgend eine Idee verfolgt zu haben." — Wie viel Talentlosigkeit schwimmt heute durch das Fett der Gesinnung — d. h. was man so zu nennen übereingekommen ist — obenauf, die zu jeder Zeit untergegangen wäre. Politik, Religion, Kunst, Alles wird benützt, es ist damit, wie es sonst mit den Empfehlungen reisender Bettler an die Freimaurerlogen war.

*** In Paris schaffen sie jetzt Hautverschönerungsmittel, die sie dem Meerwasser entziehen, sie nennen sie: Parfumerie Thalassagène, und geben vor, sie aus dem Schaume der Wellen, dem Meerschwamm, dem Extrakt des Meerwassers u. s. w. zu ziehen. Die Namen sind: la Zodeline, la coraline, le dentiphile nacré. Diese Mittel kosten viel Geld und tragen räthselhafte Namen; es kann daher nicht fehlen, daß sie stark gekauft werden und daß der Mann, der den Einfall dazu hatte, bald steinreich werden wird, und

„Das Geschäft bei seinem Sterben
Sehr blühend lassen wird dem nächsten Erben."

*** Einen Feind der jungen Literatur fragte man, ob er Lenau's Gedichte kenne. „Ich habe sie so schlecht gefunden, antwortete er, daß ich niemals eine Zeile davon gelesen habe."

*** Von einem neuen Trauerspiele wurde gesagt: „Es kann ihm zwar kein langes Leben prophezeiht werden, allein es wird geachtet hinscheiden." Ein Ausspruch, den man auf manchen Denkstein der Gegenwart setzen kann.

Das vierzehnte Modebild als artistische Beilage.

Ausgegeben am 29 Juni 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Design by Frederick Lydge Emmerson.

Dear mine Evelyn

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

II. Band. 3. Lieferung. — Artist. Beil. II.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Eine deutsch-französische Heirath. I. — Das Haus in der Einöde (Schluß). — Skizzen aus dem baierischen Gebirgsleben. Von K. W. Vogt (Schluß). — Randglossen.

Eine deutsch-französische Heirath.

I.

Ich war auf einem Balle, in einer von den Franzosen besetzten deutschen Residenz, und wartete in einer Ecossaise, dem damals durch die Franzosen noch nicht gänzlich verdrängten Tanze, daß die Reihe zum Heruntercharssiren an mich komme, als in einem fremdartigen Accent, aber sehr deutlich, folgende Frage an mich erging: Sagen Sie mir doch um's Himmelswillen, wer ist das liebenswürdige Mädchen, das dort tanzt?

Ich sah mich um und in eins der schönsten männlichen Gesichter. Krauses, feines, schwarzes Haar, große, geistvolle, dunkle Augen, eine lebhafte Gesichtsfarbe und der schönste Mund mit Perlenzähnen hatten dem jungen Dürand allgemein den Namen „der Schöne“ erworben.

Ich fühlte meine Eitelkeit empfindlich verletzt, daß er, ohne mich zu kennen, nach dem Namen eines schönen Mädchens fragte, und daß er mich deutsch anredete, als ob ich kein französisch verstände, ohne zu bedenken, daß auch er aus Eitelkeit deutsch sprach.

Mein Herr, es ist die Tochter des Generalprokurators Renner, erwiederte ich kalt.

Er aber hörte mich kaum, denn eben hatte die Schöne aufgehört zu tanzen, und mit französischer Lebendigkeit flog er auf sie zu, um sie für den nächsten Tanz zu erlangen.

So sah ich diese Leidenschaft entstehen, die bald die Unterhaltung der Gesellschaft wurde. Wenige Wochen nachher vernahm ich, Dürand habe seine Wohnung im Hause des alten Renner genommen.

Luise, seine Tochter, war meine Jugendfreundin und besaß zu jener Zeit ein hübsches Aeußere, ohne eine Schönheit zu seyn. Ein schlanker zarter Wuchs, schönes Haar, Rosenwangen und liebliche Gesichtszüge machten sie zwar zu einer anmuthigen Erscheinung, konnten aber doch nicht die glühende Leidenschaft eines der brillantesten Franzosen erklären.

Elisens Vermögen war nicht bedeutend und an Geist und Talenten erschien sie nur mittelmäßig; aber sie besaß eine gewisse Eigenthümlichkeit, die den jungen Dürand um so unwiderstehlicher anzog, je mehr er sie bei seinen Landsmänninnen vermißte. Sie

war ein reines Bild jungfräulicher Züchtigkeit, Einfachheit und Unbefangenheit, sittsam und bescheiden, still und sanft und ihrer Reize gänzlich unbewußt.

Dûrand behandelte sie mit einer Ehrfurcht, die ihm niemals ein Frauenzimmer eingeflößt hatte; nicht der geringste frivole Scherz ging in ihrer Gegenwart über seine Lippen, und er empfand wirklich, dem deutschen Mädchen gegenüber, deutsche Liebe. Elise benahm sich spröde, schüchtern und jungfräulich gegen ihn, und er schwebte in unendlicher Angst; es fehlte ihm an allem Muth, sich ihr zu entdecken, und dazu kam noch ein unedler Beweggrund.

Es war schon seit lange sein Wahlspruch gewesen: **Tant qu'il existe femme d'autrui, jamais je ne me marie!** — Nun sollte er die Poesie der Eroberungen inmitten der schönen Frauen des Hofes aufgeben, um sich in die Prosa eines Ehelebens einzuschließen. Der Gedanke schreckte ihn zurück, und würde es noch mehr gethan haben, hätte er nicht die leichtfertigen Ideen der Franzosen über eheliche Treue gehabt.

Ein Tag, der wichtigste damals in dem von Napoleon beherrschten Europa, der 15 August, sein Geburtstag, führte Dûrand zu einem entscheidenden Schritt. Ein Volksfest sollte zu Napoleonshöhe statt finden, und Luise hatte das größte Verlangen, es mit anzusehen. Ihr Vater lag krank am Podagra, und die ältliche, kränkliche und launige Tante, die sie seit dem Tode ihrer Mutter erzogen hatte, konnte sich nur selten entschließen, ihre Häuslichkeit zu verlassen. Dießmal aber schien doch etwas Schaulust über sie gekommen zu seyn, und sie bestellte einen Wagen, um schon früh Morgens mit Luisen nach Napoleonshöhe zu fahren. Dûrand war so klug gewesen, die launige Tante zu gewinnen; er machte ihr im Hause immer den Hof, beschenkte sie mit schönen Blumen, erkundigte sich nach ihrer Gesundheit, lobte ihre Aussprache des Französischen, und ging in Socken in seinem Zimmer, das über dem Schlafzimmer der Tante lag. Es wurde ihm darum nicht schwer, sie zu überzeugen, daß ohne männliche Begleitung sie dort eben mit ihrer Nichte nichts zu sehen bekommen würde. Er machte sich überdieß noch anheischig, Luisen einer Palastdame zu empfehlen, mit der sie auf den Ball im Schlosse gehen könne, weil die Tante sich nie in solche Regionen begab. Ein schöner Ballanzug für Luisen wurde nebst allem Zubehör in den Wagen gepackt, der schon früh sechs Uhr vor des Generalprokurators Wohnung hielt, und mit ihm eine elegante Fußbekleidung für Dûrand, denn die blau und weiß gestickte Uniform des Staatsrathsauditeurs hatte er schon angezogen, weil bei solchen öffentlichen Gelegenheiten Alles in Uniform erscheinen mußte.

Luise war blühend wie der Morgen, wie sie neben der Tante saß, und Dûrand ihr gegenüber sah wahrhaft beseligt in ihr sanftes Auge. Die Tante erfreute sich dagegen an dem bunten Gewühl in der schönen Lindenallee, die nach Napoleonshöhe führte. Es waren für alle Stände dort Tanzorte bereitet und Reiche und Arme strömten zu Fuß und zu Wagen dem Vergnügen zu. Man sah Dienstmädchen in weißen Kleidern, ungeheuere Blumenkränze um Kopf und Schultern, Bürgersfrauen mit nachgemachten türkischen Shawls, große Arbeitsbeutel mit Proviant tragend, denn oben war die Zehrung sehr theuer. Reiter mit und ohne Brillen ritten vorsichtig durch das Gewühl, und überall sah man Gendarmen zur Aufrechthaltung der Ordnung. Es war dieß auch sehr nöthig, denn die Menschenmenge nahm beträchtlich zu, als auch die Jugend aus den Dörfern, für welche zu Napoleonshöhe ein Tanzplatz im Freien errichtet war, in die Allee strömte. Die Bauernbursche, kräftige blühende Jünglinge, trugen bunte, seidene Westen, weiße Unterkleider, blaue Röcke und Strümpfe, und einen großen Strauß im Knopfloche, an dem ein rothes Band flatterte. Die Bauernmädchen, weit weniger schön wie die Bursche, hatten auch ihren besten Putz angelegt; dicke braune Röcke, dunkle Zitzkamisöler, hellbunte Zitzmützen und rothseidene Halstücher mit weißen Streifen. Ihr Haar war à la chinoise in die Höhe gekämmt und mit einem Gemisch von Mehl und Talg steif gemacht; aber darauf befand sich ein kleiner Garten künstlicher italienischer Blumen mit silbernen Blättern.

Was müssen die Kaufleute nicht für gute Geschäfte in diesen Tagen gemacht haben, da sich die Bauersleute auch wie zur Kirmeß geputzt haben, bemerkte die Tante und Dûrand meinte, sie würden wohl so klug gewesen

seyn und in den französischen Magazinen gekauft haben, denn die Deutschen besäßen nichts Gutes.

Die Staatswagen der Minister und der Hofleute, die zum Lever des Königs fuhren, gaben der Unterhaltung eine andere Richtung, sonst würde es nicht ohne Streit abgegangen seyn, denn weder die Tante noch Luise waren damit zufrieden, daß Dürand alles Deutsche herabsetzte.

Dürand ließ den Kutscher ganz langsam fahren, damit die Damen Alles beobachten könnten. Die Tante, die sich in einer fremden Welt befand, fragte unaufhörlich wer Dieser und Jener in den schnell vorüber rollenden Wagen sei.

Wer ist, fragte sie, der junge Mann mit der herrlich gestickten Uniform und dem Stern auf der Brust in jener kostbaren Equipage?

Das ist, erwiederte Dürand, der Minister Staatssekretär, Graf Fürstenstein, sonst **Monsieur le Camus**, ein Kreole, den der König mitbrachte. Er hat die Stelle des großen Gelehrten, Johannes von Müller, erhalten, weil der dazu nicht geeignet gewesen seyn soll. Ob le Camus, der kein Wort deutsch versteht, sich besser dazu eignet, weiß ich nicht, aber ein guter chef de bureau macht Alles gut. Fürstenstein ist ein sparsamer Mann, der auch an die Zukunft denkt, das ist gut, der König denkt leider nicht daran. Er hat aber seinen Freund sehr lieb und vermählte ihn kürzlich mit der reizenden Tochter des Grafen Hardenberg. Ja, wer eine Deutsche heim führt, kann von Glück sagen.

Nun, desto eher sollte Ihr Minister Deutsch lernen, das kann ein Franzose auch. Sie sprechen es ja vortrefflich, Herr Staatsraths-auditeur.

Wie Sie Französisch, Madame...

Die Tante lächelte vergnügt, und fragte wieder nach einem schwarz gekleideten, ernst aussehenden Manne, der eben an ihrem Wagen vorbei fuhr.

Das ist Minister Beugnot, einer von den Dreien, die der Kaiser schickte, um das neue Königreich zu organisiren; er leitet unsere Finanzen. Sehen Sie ihn sich recht an, das ist ein Mann der Revolution; kühn, ernst, keine Macht und Hoheit achtend. Gewiß wird ein satyrisches Lächeln um seine Lippen schweben, wenn er sich vor dem Könige beugen muß.

Wer sind aber die beiden Herren in jenem Wagen, die sehen ja aus wie die Bilder der Hofleute aus der Zeit Ludwig des Vierzehnten?

Ja wahrhaftig, da kommt Alt-Frankreich. Der eine ist Siméon, Minister der Justiz und des Innern, der andere Monsieur Jollivet, ehemals einer der drei Organisateurs, jetzt Directeur der Domänen, die sich der Kaiser in diesem Lande vorbehalten hat. Siméon sieht recht aus wie ein alter Parlamentsrath, Jollivet gehörte immer mehr dem Volke an, er war Advokat und seine Manieren sind nicht comme il faut. Haben Sie je seine Frau gesehen?

Nein, ich gehe ja nicht in die Welt.

O, das ist Schade, Madame, die ist das vollkommene Bild einer alten französischen Marquise aus der Zeit Ludwig des Vierzehnten; steif, pedantisch, geschminkt und geschnürt und ausgepolstert, aber voll redlicher, tugendhafter Gesinnungen, eine wahre Frau von Sevigné.

Der Wagen war trotz aller Langsamkeit der Pferde nun doch vor dem Schlosse angelangt und mußte jetzt einen Seitenweg nach dem Wirthshause einschlagen. Das Schützencorps, aus der Kaufmannschaft gebildet, kam jetzt auch durch die Allee gezogen und vermehrte das Gedränge, wozu noch einige Frachtwagen kamen, mit Proviant aller Art gefüllt, womit der König seine Unterthanen bewirthen wollte; sie hatten sich verspätet, die andern waren schon um sechs Uhr zu Napoleonshöhe gewesen und von dem **Prefect du Palais**, Baron Bouchedonne, in Empfang genommen worden.

Es kostete Dürand alle mögliche Mühe, für seine Damen ein Dachkämmerchen im Wirthshause zu erhalten.

Nun ruhen Sie sich mit Ihrer Nichte aus, Madame, sagte der junge Mann; ich will recognosciren. Es wird wohl nichts zu sehen geben, bis das Lever des Königs vorüber ist.

Mein Gott, es ist neun Uhr, erwiederte die Tante, wie kann der König nur so lange im Bett liegen, bis die Herren kommen und ihm aufstehen helfen?

O nein, so ist's nicht mehr wie zur Zeit Ludwig des Vierzehnten, sprach Dürand mit

Lachen; darin sind unsere Sitten anständiger geworden. Die Minister und Hofherren leisten dem Könige keine Kammerdienerdienste mehr, sondern bei seinem Lever tritt er fertig angekleidet in das Audienzzimmer.

Dûrand ging, die Damen frühstückten und ordneten ihren Anzug. Luise trug einen italienischen Strohhut zu zweihundert Franken, und einen nachgemachten türkischen Shawl aus London, der vierhundert Franken kostete, und in den buntesten Farben leuchtete; dazu einen Ueberrock von schwerem, französischem Seidenzeug. Das fassonnirte Band ihres Hutes war genau von der Farbe des Oberrocks, marie-luisen-blau und einfach aufgesteckt.

Der Herr Staatsrathsauditeur ist ein guter Mann, sagte die Tante, während Luise vor dem Spiegel ihren Anzug ordnete; aber welchen Luxus hat er uns in's Haus gebracht. Da hat er Deinem Vater immer vorgesprochen, das einzige Kind eines reichen Mannes dürfe nicht schlechter gekleidet gehen, wie seine Landsmänninnen, bis er mir endlich den Auftrag gab, Dich à la Française zu kleiden, und da mußte Dûrand noch mitgehen in die Läden, und kaum war ihm das Theuerste gut genug.

Liebe Tante, sagte Luise, Sie sehen ja wohl, daß alle junge Mädchen jetzt solche Shawls und solche Hüte haben.

Nicht so theuer, aber freilich von solcher Form; das sind bloß Kunstgriffe des Kaisers, daß er solchen Luxus angibt, und der gute König macht es nach. Das geschieht bloß, um Deutschland auszusaugen und die französischen Manufakturen zu bereichern. Es ist mir oft, als kehre der Luxus unserer Mütter zurück, die hatten auch theure Stoffkleider u. s. w., aber das Brautkleid war dann auch das Staatskleid für das ganze Leben; aber jetzt wechseln die Moden immer. Weißt Du aber, Luise, daß ich die Einförmigkeit Eurer jetzigen Anzüge gar nicht schön finde. Alles ist, wie man sagt, über einen Kamm geschoren. Man sieht keine Mantillas, keine Saloppen, keine Gazeschleier, keine Draperien mehr, und wenn heute zehntausend Damen hier oben wären, so würden sie alle türkische Shawls umhaben, oder solche die so aussehen, so heiß es auch ist, und italienische Strohhüte, oder die so aussehen; alle nach einem Muster, das ist ja eine rechte Modetyrannei.

Luise fand, daß ihre Tante Recht habe, seufzte aber doch, als diese in einem schwarzseidenen Kleide, weißem Tuche und weißem Hute sich anschickte, sie zu begleiten. — Ich sehe aus wie eine deutsche Landpastorenwittwe, sagte sie, und das bin ich auch; aber Du siehst wie eine Französin aus, und das bist Du nicht, jedoch Du könntest es werden, nun Gott wird Alles zum Besten lenken.

Indem kam Dûrand wieder, gab beiden Damen den Arm und führte sie auf den großen Platz hinter dem Schlosse. Dort waren Buden aufgeschlagen und eine Art Jahrmarkt wurde gehalten. Taschenspieler trieben ihr Wesen und eine unendliche Menschenmenge wogte auf und nieder. Luise fand die Behauptung ihrer Tante bestätigt; alle Damen trugen trotz der großen Hitze türkische Shawls und italienische Strohhüte, alle nach einem Schnitt.

An dem großen Bassin waren Stangen aufgerichtet, an denen Jünglinge in Matrosentracht empor kletterten und einige geübte Schwimmer warfen sich in das Bassin. Eine Bewegung und ein Vivatruf ging durch die Menge, als der König aus der Masse mit der Königin gefahren kam. Sie trug einen ächten türkischen Shawl und einen italienischen Strohhut zu einem Oberrock von marie-luisen-blauer Seide.

Sehen Sie nur Madame, ob ich guten Geschmack habe, fragte Dûrand; ihre Nichte ist eben so gekleidet, wie die Königin; aber der König sieht heute recht bleich aus in seiner weißen Gardeuniform.

Vor dem Schlosse empfingen den König und die Königin neun junge Mädchen aus Münden in Hannover, das damals auch zu seinem Reich gehörte; sie waren als die neun Musen gekleidet, und ein junger Mann in fleischfarbenem Tricot und als Apollo drapirt, begleitete sie und überreichte dem König ein Gedicht, das er freundlich und gütig, wie immer, aufnahm, obgleich ein satyrisches Lächeln um seinen Mund spielte. Kaum hatte der König das Gedicht in Händen, als die Musen und der Apollo auf dem Rund vor dem Schlosse anfingen zu tanzen, und eine Art Allegorie aufführten, die die Zuschauer höchlich belustigte.

Die Deutschen haben weder Takt noch

Anſtand, eiferte Dûrand. Wie kommen nur die neun Muſen und der Apollo aus Münden, einer Handelsſtadt; die hätte uns lieber den Merkur und hübſche Griſetten aus den Läden ſchicken ſollen, und wozu martern ſie den König mit deutſchen Gedichten, ihn, der keine franzöſiſchen lieſt, und nun vollends der Tanz und der Anzug der Mädchen; Gottlob, daß es bald zu Ende damit geht, denn es iſt nicht auszuhalten.

Die Tante verlangte nach einem Mittagseſſen; denn die franzöſiſche Sitte, um vier oder fünf Uhr zu ſpeiſen, ſagte ihr nicht zu; ſo zog ſich Dûrand mit den Damen in's Wirthshaus zurück. Hier ſpeiſten ſie zu Mittag und Dûrand hatte alle mögliche Mühe, die ganz ermüdete Tante zu bewegen, daß ſie noch einmal ihr Zimmer verließ, um den Hof ſpeiſen zu ſehen.

Es war aber dieß wirklich der Mühe werth. Das Diner fand in dem Feſtſaal, mitten im Platanenhain ſtatt, und der Hof begab ſich vom Schloſſe zu Fuße dahin. Der König führte ſeine Gemahlin, die ein Kleid von Silberflor mit Goldſtreifen trug und eine Schleppe von rothem Cachemir mit gewirkten goldenen Blumenzweigen; Hals und Bruſt ſtrahlten von Diamanten. Sie war wirklich jugendlich ſchön und majeſtätiſch, nur ſchien ſie zu ſehr dem Embonpoint ihres Vaters hinzuneigen, des dicken Königs von Würtemberg. Der König Jerome erſchien in der blauen goldgeſtickten Uniform und ſah aus wie ein Schatten neben ſeiner Gemahlin; aber ſeine Phyſiognomie hatte etwas ſehr Feines und Anziehendes; er war wirklich ein König des Salons, voller Würde und Anmuth. Der Graf Fürſtenſtein führte nach ihm die Oberhofmeiſterin, Gräfin Bochholz, eine Dame aus Weſtphalen, die an Majeſtät und Umfang der Königin nicht nachſtand, nach ihr kam Madame Bianka la Flèche, die Gemahlin des Intendanten de la maison du roi, eine geborene Cornega, Abkömmlingin der Dogen von Venedig und vielleicht die ſchönſte Frau des Hofes. Ihre Geſichtsfarbe war gelblich-weiß, wie die einer Weſtindierin und ein zartes Roth auf ihren Wangen; ihr Haar war glänzend ſchwarz, ihr Auge groß und dunkel, und der majeſtätiſche Wuchs, die etwas ſtarke Taille erinnerten auffallend an die Antike. Alle dieſe Damen trugen fünf Ellen lange Schleppen von Seidenzeug, und reiche mit Gold und Silber geſtickte Roben.

Dûrand machte ſeine Bemerkungen über alle die Paare, die vorüber wallten, wobei die Damen, deren Biographie er faſt immer kannte, nicht zum Beſten wegkamen. Er hielt ſie alle, auch die Damen aus den älteſten hannover'ſchen Geſchlechtern, für Sultaninnen dieſes Sultans aus Korſika, welches Luiſe eifrig widerlegte, behauptend, wenn dem ſo wäre, und wenn auch nur die Hälfte davon Wahrheit ſei, ſo könne die Königin unmöglich ſo heiter ſeyn.

Ein Diener des Palaſtes machte jetzt Dûrand aufmerkſam, daß wenn die Damen die Zimmer der Königin ſehen wollten, dieß die beſte Zeit dazu ſei, er wäre bereit, ſie ihm alle zu zeigen. Die Tante kämpfte zwiſchen Neugier und Ermüdung, ging aber doch mit in das Mittelſchloß, deſſen untere Etage die Königin bewohnte. Auf dem großen Platze vor dem Schloſſe ertönte die Muſik der Garderegimenter zur Tafel des Hofes und dann auch das Horn der Tritonen, hoch oben beim Gipfelſchloß, nach ſeiner Form Octogon genannt, das Landgraf Karl nach ſeiner italieniſchen Reiſe erbauen ließ. Dieß Getön bezeichnete den Anfang des Sturzes der Waſſerfälle, und bald kamen ſie aus der Höhe herab, von Baſſin zu Baſſin, von Kaskade zu Kaskade ſtürzend, bis ſie über die römiſche Waſſerleitung ſich ergoſſen und in der großen Fontäne bis zur Höhe des Octogons wieder empor ſtiegen. Napoleonshöhe ſah aus wie ein Feenmährchen.

Zürnen Sie mir nicht, theure Luiſe, ſagte Dûrand, als er ſie nach dem Schloſſe führte, daß ich vorhin den Damen dort ſo viel Böſes nachſagte. Ich verſichere Sie jetzt, daß ich an die Tugend einer Dame des Hofes glaube.

Welche meinen Sie?

Rathen Sie einmal; ſie iſt eine der liebenswürdigſten mit ſeltenen Talenten begabt und ihre Landsmännin.

O, ich weiß ſchon, erwiederte Luiſe, aber ſie konnte nichts weiter ſagen, denn die Pracht des Schloſſes, das ſie betreten hatte, nahm ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Sie ſtanden im Entreezimmer der Königin; die Wände, purpurfarbene Seide mit goldenen Sternen, waren mit demſelben Seidenzeug, beſetzt mit goldenen Franſen, drapirt. Die

Vorhänge waren auch von purpurfarbener Seide mit weißem Atlas; Kronleuchter, Girandolen, Pendulen, vermehrten die Pracht dieses Zimmers. — Ach, rief die Tante, hier finde ich eine alte französische Romanze ausgeführt.

Le tems fait passer l'amour,
L'amour fait passer le tems.

Sehen Sie nur auf dieser Pendule Saturn und Kupido mit aufgehobenem Ruder. Das Zifferblatt der Uhr befindet sich an der Seitenwand des Nachens.

Also dem Franzosen ist die Liebe ein Zeitvertreib? sagte Luise bitter. Dürand antwortete nicht und zog sie in das anstoßende Zimmer, es war mit grüner, weiß durchwirkter Seide tapeziert, und in ihm befand sich das Flügelfortepiano der Königin.

Ich kann nicht mehr, sagte die Tante und fiel in einen Sessel.

Bleiben Sie nur hier, erwiederte Dürand, es sind nur noch einige Zimmer zu sehen. Ich komme bald mit Luisen zurück.

Er führte sie in das Schreibzimmer der Königin, wo eine bläuliche Dämmerung waltete. Es war mit pensseefarbigem Sammet tapeziert und die Gardinen von demselben Stoffe. Die Möbel waren grau mit grauen Figuren in Gobbelinmanier; kostbare Vasen mit künstlichen Blumen standen auf dem Kamin; der Schreibtisch von Mahagonyholz war nur wenig mit Papieren belastet. — Wie dunkel es hier ist, wie schwül und ängstlich, sagte Luise; ich glaube die Königin hält sich nicht viel hier auf.

Sie gingen nun durch das blau und weiß dekorirte Schlafzimmer, wo eine große antike Bettstelle ohne Vorhang stand, von da in das blau und gelb geschmückte Ankleidezimmer, und dann in das Badezimmer der Königin, das eine große Glasthür mit jenem verband, welches rund herum mit Kleiderschränken besetzt war.

Hier ist das Ende, sagte der Hofbediente, der bisher die Gäste geführt hatte, und zog sich zurück.

Ah, le boudoir de Venus! rief Dürand. Es war mit rosenfarbener Seide mit Mousselin bedeckt drapiert, und ohne Fenster. Auf dem Fußboden lag ein mit Rosen durchwirkter Teppich; an den Wänden zog sich ein Divan hin, und zwei Stufen im Hintergrunde führten zu einem Ruhebett mit Vorhängen von gesticktem Mousselin über rosenfarbener Seide; Rück- und Seitenwände des Bettes waren Spiegel. Unter dem Ruhebett, das leicht zusammen geschlagen werden konnte, befand sich eine eingemauerte Badewanne und in der Mitte des Zimmers hing eine Lampe von Alabaster.

Ein Amor mit der Fackel sollte hier stehen, sagte Dürand, und sich allein mit Luisen sehend, von tausend Gefühlen bewegt, schloß er sie leidenschaftlich in seine Arme.

Sie schrie laut auf und eilte nach der Thür des Ankleidezimmers; diese war verschlossen.

Ah traitre! rief sie aus und klopfte so heftig, daß der Hofbediente erschrocken öffnete und sich entschuldigte, er habe in Gedanken die Thür verschlossen.

Aber Luise hörte ihn nicht; die heftigste Erbitterung gegen Dürand im Herzen, stürzte sie in den Enteeesaal, ihre Tante war nicht mehr da.

Verlassen, verloren! rief sie und flüchtete in wilder Hast aus dem Schlosse. Ihre auf's Höchste gereizte Jungfräulichkeit trieb sie nur, ihm zu entfliehen; sie wollte wo möglich aus der Welt, und eilte in die Tiefe nach dem See; dort waren alle Wege zu ihrem Glück geschlossen, weil dieser Theil des Parks zum Garten der Königin gehörte. Flüchtig wie die Gazelle eilte sie durch das Dickicht der Löwenburg zu, und fiel ganz erschöpft und athemlos auf eine einsame Ruhebank nieder; aber mit lautem Schrei sprang sie wieder auf, Dürand stand eben so athemlos wie sie, neben ihr.

Luise, rief er mit großer Anstrengung, hören Sie mich nur einen Augenblick. Wenn Sie die Unbesonnenheit, zu der meine glühende, lang heimlich gehegte Leidenschaft für Sie mich vermochte, nicht vergeben können, so nehmen Sie wenigstens meinen Schutz an.

Sie mich beschützen? fragte Luise mit Bitterkeit. Sie, dem ich vertraute! O fort, fort!

Erlauben Sie mir, erwiederte er noch immer athemlos, daß ich neben Ihnen her gehe, um sie in's Wirthshaus zu ihrer Tante zu bringen. Der ganze Park ist mit zügellosem halbtrunkenem Gesindel erfüllt, Sie riskiren das Aeußerste, wenn Sie hier länger allein bleiben.

Luise erhob sich und Dürand ging ihr zur

Seite, ohne daß er wagte, ihr seinen Arm zu bieten; so nahmen sie schweigend den Weg nach dem Wirthshause.

Die Scene hatte sich hier wieder verändert, Fanfaren schmetterten und verkündeten, daß der König sich von der Tafel erhoben habe. Als er mit seiner Gemahlin wieder nach dem Schlosse ging, ertönte das Geläute der Glocken von den Dörfern rund um Napoleonshöhe her; es war sieben Uhr, ein rosenfarbener Schimmer lag auf den Fluren, denn die Sonne neigte sich schon zum Untergange. Die Feierglocken riefen die Landleute zur Heimath; zwischen ihnen hindurch ertönte lustige Musik, der Ball der Bürger im Wirthshause hatte begonnen.

So eilig auch Luise mit ihrem Begleiter hier vorüber zu kommen strebte, so sah sie sich doch genöthigt, vor dem Schlosse still zu stehen, weil das Gedränge der Landleute so stark war. Der König und die Königin standen auf der großen Treppe, und die Aeltesten der Dorfschaften näherten sich ihnen. Ein Greis überreichte dem Könige einen Kranz von Eichenlaub und Waizenähren und ein kleines Gedicht.

Es ist doch zu arg mit der Gedichtewuth der Deutschen, rief Dürand, sogar die Bauern überreichen dem König Gedichte; wissen sie denn nicht, daß er kein Wort Deutsch versteht? Aber sehen Sie nur, Mademoiselle, der Adjutant des Königs, ein schöner, schlanker, deutscher Prinz, nimmt das Gedicht dem alten Bauer ab, und übersetzt es dem König in's Französische, das wird dem guten Prinzen sauer werden. Er ist bon garçon, und roué wie ein Franzose, und singt prächtig mit der schönen la Fièche, die aussieht wie Bianca Capello, ein Duo, aber von Poesie weiß er nicht viel. Sehen Sie nur, der König antwortet und der Prinz muß das wieder in's Deutsche übersetzen. Jerome versteht es, er achtet die Bauern.

Der König that noch mehr, er ließ sich einen goldenen Pokal mit Wein geben, und trank den Landleuten zu. In dem Augenblick erhob sich ein Freudengeschrei auf dem großen Platze; ein Luftballon in Gestalt einer Bauerndirne zerplatzte oben in der Luft. Eine wilde Fröhlichkeit bemächtigte sich des Volkes und mancher Gassenhauer erschallte, unter andern auch der beliebte: Ach, Du lieber Augustin!

Luise und Dürand fanden die Tante im Wirthshause ganz erschöpft auf dem Sopha. Sie hatte sich im Schloß sehr ermattet gefühlt und darum sich allein auf den Weg nach dem Wirthshause gemacht. Du hattest ja einen guten Begleiter, fügte sie Luisen anblickend, hinzu.

Mit Bitterkeit dachte Luise, wenn ich eine Mutter hätte, die würde ihr Kind nicht verlassen haben, um der eigenen Bequemlichkeit willen; aber sie hatte Unrecht, denn der würdigen Landpastorin war jede Idee von der damaligen Verdorbenheit der Sitten und der daraus entspringenden Etikette fremd, die es für unschicklich hielt, wenn ein junges Mädchen am Tage mit einem jungen Herrn allein ging; auch hatte überdem Dürand es verstanden, ihr die beste Meinung von sich beizubringen.

Luise erklärte, sie fühle sich auch nicht ganz wohl und wolle lieber mit der Tante zu Hause fahren, als dem Balle beiwohnen. Die alte Dame klagte, daß ja das schöne Ballkleid umsonst mitgenommen sei, und zu ihrem Erstaunen sagte Dürand: er werde die Damen nach Hause begleiten, von dem Ball könne man sich wenig Vergnügen versprechen, denn es würden bloß danses de représentation getanzt. Dürand beredete die Tante, unter dem Schlosse einzusteigen und dahin zu Fuße zu gehen, wenn die Lampen angezündet wären.

Aber Luise, Du bist ja so still, fragte die alte Dame; ist Dir die Petersilie verhagelt?

Was heißt das? fragte Dürand lachend, das ist ein Germanismus.

Ein Sprichwort, versetzte die Tante, ihm dessen Sinn erklärend.

Nun, sagte er, ich wundere mich, daß unser alter Kammerherr nicht das einmal übersetzt hat; das hätte den König ungeduldig gemacht. Neulich erschien er bei Hofe, nachdem er sich hatte lange krank melden lassen. Der König fragte ihn freundlich, was ihm gefehlt habe, er erwiederte. Jetais tombé et blessé, et j'avais un pavé sur le nez. Da nun pavé Straßenpflaster heißt, verstand ihn der König nicht und murmelte: Nigaud. Der Kammerherr fragte nun alle Menschen, was Nigaud heiße; Niemand wollte es wissen. Nachmittags besuchte ich ihn und fand ihn auf seinem Sopha eingeschlafen; neben ihm lag ein aufgeschlagenes Dictionnaire, darin:

Rigaud, Einfaltspinsel; er ruhte auf seinen Lorbern.

Die Tante lachte sehr und die Damen rüsteten sich zur Abfahrt. Dûrand befahl dem Kutscher, auf dem Seitenwege den Berg herunter zu fahren und unter dem Schlosse zu warten; dann kam er zurück und führte die Damen nach dem Schlosse; aber Luise nahm seinen Arm nicht, sondern wandelte schweigend neben ihm her.

Obgleich die Nacht noch nicht die Dämmerung überwunden hatte, war doch das Schloß schon von vielen tausend Lampen erhellt. Auf den Stufen der großen Treppe stand der ganze Hof in Galla und am See wurde ein Feuerwerk abgebrannt.

Es ist warhaftig, als ob man arabische Mährchen träumte, sagte die Tante; die Sultanin Scheherazade konnte nichts Schöneres erfinden, wie diesen Abend.

Sagen Sie vielmehr, es ist hier Mahomeds Paradies, meinte Dûrand, so viel schöne Frauen sind hier, oder Altgriechenland, denn die Frauen sind halb nackt in ihren griechischen Gewändern. Ich habe schon oft gedacht, durch welchen Zauber die Schneidermamsells die Kleider auf den Schultern festhalten; bei den tiefen Ausschnitten und schmalen Schulterstücken meint man, sie müßten jeden Augenblick herabfallen. Daß die Damen gar nicht frieren, ist auch zu bewundern, die Luft weht doch recht kühl vom Herkules.

Der Hof begab sich jetzt in den Tanzsaal, und durch die Glasthüren konnte man dem Tanz zusehen. Der König eröffnete mit seiner Gemahlin den Ball in einer Art Polonaise. Der Hofbediente, der früher Dûrand die Zimmer der Königin gezeigt hatte, und wahrscheinlich dafür ein gutes Geschenk erhielt, flüsterte ihm jetzt zu:

Um Mitternacht wird im rothen Sammetzimmer der Königin soupirt. Die Tafel ist schon arrangirt, wollen Sie nicht mit ihren Damen hinein treten?

Eine große runde Tafel stand in dem Zimmer und in der Mitte derselben ein Puppenblumengärtchen mit einem Tempel, in welchem die Büste Napoleons sich befand. Hier sollten die Damen speisen, welche nicht zum täglichen Hofe gehörten. Die Königin mit der Oberhofmeisterin und den Gesandtinnen speisten im folgenden Zimmer.

Luise hatte keine Lust, sich hier aufzuhalten, und so gingen die drei den Schloßberg hinab, an dessen Fuß ihr Wagen harrte.

Wo nur Jerome die vielen schönen Frauen her bekommen hat, sagte Dûrand während der Fahrt. Die Deutschen sind wahrlich noch schöner wie die Französinnen, besonders die Damen aus Hannover.

Am Hofe unseres Landgrafen Friedrich war es eben so, erwiederte die Tante; Pracht und Ueppigkeit und Geschmack ziehen die Schönheit herbei. In dem Schlosse zu Wilhelmsthal, Katharinenthal wollte ich sagen, ist ein Zimmer der Schönheiten, wo die schönsten Damen vom Hofe des Landgrafen als Porträte hängen.

Es mochte damals doch wohl anders seyn, versetzte Dûrand; es drängte sich wohl nicht Alles um den Fürsten; hier ist es ja wirklich, als wenn die Damen sich selbst zum Tribut des Siegers darbrächten. Condorcet sagt vom Herzoge von Richelieu: les dames se disputaient l'honneur d'être deshonnorées par lui. Mit mehrem Rechte könnte man das von dem kleinen Jerome sagen. Wahrhaftig, dort ist ein Paradies, dem es an Sündenfällen nicht fehlt.

Herr Staatsrathsauditeur, versetzte die Tante mit großem Ernst, mit deutschen Frauen darf man nicht so reden.

Ein lange Pause fand statt. Dûrand küßte der Tante ehrerbietig die Hand.

Bei Gott! sagte er: es ist hier anders wie in Frankreich; hier sind Jungfrauen und Matronen vierges. Aeltere Französinnen hören am liebsten die chronique scandaleuse. Freilich, unter den Vornehmsten in Deutschland ist es anders; doch wer weiß, ob es nicht gerade l'amour sentimental ist, die wir Franzosen nicht kennen, was den König vorzugsweise zu deutschen Frauen hinzieht.

Die Tante schwieg, Luise auch, und so fuhr der Wagen in die auch von Tausenden von Lampen strahlenden Stadt, denn alle Hotels der Minister, Gesandten und Staatsräthe waren zu Ehren Napoleons erleuchtet.

Das Haus in der Einöde.

(Schluß.) *

Es mußte endlich die Wahrheit geſagt werden, und das that auch Ainslow mit jeder wohlmeinenden Vorſicht. Nachdem er der armen Familie bemerkt hatte, daß ſie traurige Nachrichten erfahren werde, erzählte er, daß er in dem Augenblicke, wo er über die hölzerne Brücke ſchreiten wollte, die über den Bach des Torfmoors führte, John Lent erblickt habe, mit dem Rücken an der Bruſtlehne. Erſtarrt vom Tode und von der Kälte war er augenſcheinlich durch den Orkan erſtickt worden, der ihm gerade in's Geſicht wehend, die Kräfte und den Athem zugleich geraubt hatte, in ſeiner Erſchöpfung war er dem verderblichen Schlummer unterlegen, in dem ſeine Seele ohne Kampf oder Seufzer in eine andere Welt geſchieden war. Ich habe ihn in meine Arme genommen, fuhr Ainslow fort, ich habe ihn auf meinen Schlitten geladen, wo er unter einer Decke liegt. — Kaum hatte er die Erzählung beendigt, als ein Jammerſchrei vom Schlitten her die Mutter, die Töchter und den Erzähler ſelbſt in Schrecken ſetzte. Es war des armen Mannes treuer Hund, der ſo eben ſeinen Herrn entdeckt, und den der Inſtinkt alsbald unterrichtet hatte, daß die Hand, die er vergeblich leckte, ihm ſeine Liebkoſungen nicht erwiedern werde. Der Poſtbote holte ſeinen Schlitten herbei und hielt damit vor der Thüre. Er hob den Leichnam auf und trug ihn in ein für die Reiſenden beſtimmtes Zimmer, wo er ihn auf eine an die Wand angerückte breite Kiſte in ſitzender Stellung, ſo wie er ihn gefunden hatte, niederließ. Man hätte ihn eher für ſchlafend als für todt halten ſollen. Nachdem Ainslow ſeinem Pferde einige Hände voll Haber vorgeſtreut hatte, die es unausgeſpannt verzehrte, wendete er ſich wieder zur unglücklichen Familie, und ſuchte ſie während der wenigen Minuten beſtens zu tröſten, die er ihnen noch ſchenken konnte. Er entfernte ſich, erſtaunt über den Muth der Frau, und den Schmerz bewundernd, der ſich in heftigen und fruchtloſen Wehklagen zu ergehen verſchmähte. Es iſt zuweilen ein wunderbarer Muth im Weibe zu finden, und dieß ſchwache, ſchüchterne, in dem armſeligen Getreibe des Lebens ſo unmächtige Weſen, beweiſet bei wichtigen Ereigniſſen eine moraliſche Kraft, der viele Männer unfähig ſind.

Dieſen Muth ſollte die unglückliche Wittwe ſpäter entfalten, in dieſem Augenblicke war es nur der Schein davon. Sie hatte Alles mit ſtiller, ſtummer Ergebung angehört, aber unheimliches Schweigen verbarg ihre Beklemmung. Unter dem Schlage eines für immer unerſetzlichen Unglückes blieb ſie wie betäubt, wie empfindungslos, und ließ ſich leidend von ihren Töchtern führen. Es däuchte ihr wie die Qual eines anhaltenden Alpdrückens, wie die Bilder einer verwirrten Phantasmagorie. Als man ſie ſich zu Tiſche ſetzen hieß, entgegnete ſie: ſagt Eurem Vater, daß wir ihn erwarten. Als es an der Zeit war, in ihr Zimmer hinauf zu gehen, ſagte ſie, wie zu ihrem Mann gewendet: es iſt Nacht, John, ſchlafe nicht hier ein, komm, lege Dich nieder, Du wirſt Dich erkälten. — Ihre Töchter, die armen Kinder, ſahen ſie mit verwunderten Blicken an und weinten. Zu Waiſen geworden, ohne Stütze und Schutz, allein in der Welt ſtehend, fragten ſie ſich unaufhörlich: was wird aus uns werden? Der Tod, der in Menſchengeſtalt in dieſem Hauſe aufgetreten war, und mit eiſiger Hand ſchon ein zweites Opfer berührte, ſchien bereit, ſie Alle zu verſchlingen. Aus der Stille erkannten ſie ihre Einſamkeit, aus der Einſamkeit ihre Gefahr. Am Abend des dritten Tages verſammelten ſie ſich gewohntermaßen um den Lehnſtuhl ihrer Mutter, um zu beten, aber ſie war außer Stande, ſich ihnen anzuſchließen. Die Wittwe blickte ſie an, ohne ſie zu verſtehen, wie es ſchien. Dann verſuchten ſie in Thränen den erſten Vers eines frommen Liedes zu ſingen, das ſie immer geliebt hatte. Aber es fehlten zwei Stimmen bei dem andächtigen Geſange, und ſie erſchracken über die Schwäche der ihrigen. Doch verfehlte der Geſang ſeine Wirkung nicht, die Wittwe blickte langſam um ſich her, wie ein Erwachender, Ueberlegung und Gefühl kehrten ihr zurück, ſie wollte wiſſen, ob Jemand in ihrem Hauſe geweſen, ſeit der Poſtbote weggegangen war. Bei dem Gedanken an ihre lange Erſtarrung rang ſie ſchmerzlich die Hände und legte ſich, nachdem

* 2. Lief. S. 25.

ſie ihre Töchter zärtlich umarmt, zu Bette, um fern von ihren Augen und ungeſtört zu weinen, und zu Dem zu beten, der ſeine Gnade und ſeinen Schirm der Wittwe und den Waiſen verheißen hat.

Am Morgen ſtand ſie auf, ruhiger aber ſehr verändert. Jahre waren über ihrem Haupte hingegangen während dieſer Nacht, und hatten ihre Haare ſo weiß gebleicht, wie das Leichentuch, welches der Tod über ihren Gatten gebreitet. Der Kampf war allzu heftig geweſen, um nicht ſeine Spuren ihr aufzudrücken. Obſchon, wenn auch ſchmerzlich gebeugt, doch nicht niedergeworfen, die Wittwe noch die ganze Laſt ihres Unglücks fühlte, ſo war es, um demüthig ſich zu unterwerfen; denn dem Bewußtſeyn ihrer Pflichten zurückgegeben, fand ſie ſich bereit, ſie alle zu erfüllen. Zwiſchen die Todten und die Lebenden, zwiſchen ihren Gatten und ihre Kinder geſtellt, mußte ſie dem Einen eine traurige Schuld entrichten, und arbeiten, um die Andern zu ernähren. Sie begann den Tag mit einem Gebete, das ſie ein reiſender Miſſionär gelehrt hatte, und nahm dann den gewöhnlichen Gang ihrer Beſchäftigung wieder auf. Als es jedoch Abend geworden, als ſie in der Kaminecke ſich niederſetzte und über ihren neuen Wirkungskreis nachdachte, wurde bei jedem Zweifel, bei jeder Schwierigkeit, die ſich ihr erhoben, ihr Verluſt mehr und mehr empfindlich. Und zunächſt: wie ſollte ſie ihren Mann begraben? Die Erde war bis zu drei Zoll Tiefe gefroren; ſie konnte kein Grab graben, ſie konnte auf eine Entfernung von ſieben Meilen nicht die nächſten Nachbarn herbeirufen, denn ſie hätte ihre Töchter verlaſſen müſſen; ſie konnte nicht die älteſte wegſchicken, ſie wußte den Weg nicht und wäre in Gefahr geweſen, ſich zu verirren. Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als den Poſtboten zu erwarten, der in drei Tagen zurückkommen mußte. Vielleicht auch dachte ſie, Gott werde irgend einen unverhofften Beiſtand ſenden. Für jetzt erinnerte ſie Alles, was ſie umgab, an Den, der nicht mehr war; unter Alles miſchte ſich die Erinnerung einer oder der andern ſeiner Gewohnheiten, ſeiner unbedeutendſten Handlungen. Sie fühlte ſich in manchen Dingen nicht mehr dieſelbe, ſie hatte mit ganz fremd geweſenen Empfindungen Bekanntſchaft gemacht; beim geringſten Geräuſch erſchrack und entſetzte ſie ſich unwillkürlich. — Mit einem Male wurde das Wetter bedrohlich; der Sturm erhob ſich gleich einem Rieſen, deſſen Kräfte der Schlaf wieder geſtählt hat, und durchtobte die Einöde mit ſolcher Macht, daß der Schnee mehr einer großen bewegten Maſſe, als einzeln niederfallenden Flocken glich. Die Wittwe in ihrer Unruhe gab ihren Töchtern ein Zeichen, ſich am Feuerheerd um ſie zu verſammeln. Sie hatten ſtets ſich zärtlich geliebt, aber ihre Zärtlichkeit war lebhafter geworden, ſeit ſie die Erfahrung gemacht, welche Leere der Tod in eine Familie bringt. Schreckliche Entdeckung für dieſe jungen Gemüther, denen zum erſten Mal die traurige Wirklichkeit vor Augen kam. Ach! wenigſtens war es für ſie auch die Andeutung gerechter Hoffnungen eines andern Lebens; denn warum ſollte der, den ſie ſo ſehr geliebt und verehrt hatten, jetzt in ſeiner ſichtbaren Geſtalt nichts weiter als ein Gegenſtand des Schreckens ſeyn? Es war alſo doch in ihm etwas mehr als dieſer jetzt lebloſe Stoff, deſſen Verweſung nur durch die Kälte zurückgehalten wurde. Noch konnten ſie nicht faſſen, was dieſes Etwas, dieſer unſichtbare Geiſt ſei, aber wie konnten ſie an ſeiner unkörperlichen Exiſtenz zweifeln?

Mittlerweile war die Stunde des Schlafes gekommen; die Wittwe gedachte des Todten, der der Beſtattung noch entbehren mußte. Ueberdieß war die verlängerte Anweſenheit des Leichnams im Hauſe ihren überreizten Nerven ein allzupeinliches Gefühl. Mit dieſer unabläſſigen Betrachtung beſchäftigt, konnte ſie ſich nicht entbrechen, dem gewöhnlichen Abendgebete noch eine flehentliche Bitte anzuhängen mit kaum vernehmlicher Stimme, oder wenigſtens nicht leicht verſtändlich Denen, die mitten unter dem Toſen des Sturmes mit ihr beteten; aber dieſe Stimme der armen Wittwe ſtieg höher empor, und erhob ſich bis zum Throne der Barmherzigkeit. Die Mutter und die Töchter bedeckten das Feuer für dieſe Nacht und beriethen ſich, was am nächſten Tage zu thun ſei, als ein plötzlicher, die Thür erſchütternder Lärm ſie erſchreckte. Die Mutter erhob ſich, um zu öffnen. Drei Fremde mit verſtörten Mienen baten ſie um Gotteswillen um ihre Gaſtfreundſchaft, als halb todt von Kälte und Hunger.

Es war nach der dreitägigen Ruhe und Stille ein seltsamer Kontrast, der Eintritt dieser drei Männer, die mit den Füßen den Boden stampften, den Schnee von den Kleidern schüttelten, sich die Hände rieben, ihre Bündel zur Erde warfen, und alle zugleich sprachen — vor Allem aber wiederholten, daß sie hungerten und verlangten, daß Holz an's Feuer gelegt werde, während sie sich Glück wünschten, einen Zufluchtsort gefunden zu haben.

Die jungen Töchter der Mrs. Lent kauerten erschrocken in einer Ecke der Küche nieder; ihre Mutter rüstete die Lampe von Neuem, entzündete das Feuer und bedachte zitternd, daß sie allein und ohne Schutz war. Wer sind diese Männer, fragte sie sich, ohne Obdach gegen den Sturm? — Ach, hätte doch der Himmel gewollt, daß mein armer John wie sie ein Haus auf seinem Wege angetroffen hätte! Doch was soll ich mich fürchten? Gott und unsere Armuth werden unser Schutz seyn. — Dann sagte sie den Männern, daß sie in einem Sterbehaus sich befänden — daß ihr Gatte entseelt im Nebengemache liege, daß sie aber Alles für sie thun wolle, was sie könne, bei solchem Wetter, unter solchen Umständen und in einer solchen Einöde. Geht nicht zu nahe zum Feuer, es ist gefährlich, wenn Euch irgend ein Glied vom Frost erstarrt seyn sollte. Indessen will ich Euch etwas zum Abendessen zubereiten. Während ihrer Geschäfte hörte sie sie unter einander reden, und hatte mit der raschen Beobachtungsgabe der Einwohner dieses Landes bald bemerkt, daß sie einander nicht gleich waren, daß Einer von den Dreien im Tone eines Vorgesetzten sprach, daß der Andere ihn Herr nannte, und der Dritte nicht ungefragt redete, und daß alle Drei dem Schiffbruch entronnene Seeleute waren. In der That waren es der Kapitän, der ihm im Range Nächste, und der Steward (Proviantmeister) eines Schiffes, welches an demselben Morgen an der Küste gescheitert war. Nur sie allein waren am Leben geblieben von einer Schiffsmannschaft von zehn Personen, die noch am vorigen Abend ruhig ihre Fahrt durch den Ocean verfolgt hatten. — Das in der Eile zubereitete Abendessen wurde noch weit schneller abgefertigt. Die drei Seeleute forderten hierauf Gebranntes von der Wittwe, die es ihnen mit Zittern vorsetzte. Sie hatte zuerst Anstand genommen, aus Furcht, die Köpfe dieser Unbekannten zu erhitzen; doch ein Moment ruhigerer Ueberlegung ließ sie über diese Gefahr hinweggehen. Unmöglich dachte sie, können sie meinen Verlust und den ihrigen vergessen.

Nun aber zeigte sich eine andere Schwierigkeit, die begreiflich zu machen, eine Beschreibung des Hauses nothwendig wird. In der Mitte des Gebäudes war das Kamin angebracht, der Eingangsthür gegenüber, die gegen einen kleinen Windfang sich öffnete. Rechts war das Familiengemach oder die Küche, wo damals Alles versammelt war, und neben zur Seite zwei Schlafkammern. Drei andere Zimmer zur Linken waren für Fremde bestimmt; in dem Zimmer, das zunächst an dasjenige stieß, wo Alle beisammen waren, befand sich der Leichnam des Verstorbenen, auf einer Kiste sitzend, in der Stellung, wie er an der Brustlehne der Brücke war gefunden worden. Um den drei Seeleuten ihre Betten zu ordnen, mußte man nothwendig durch das Zimmer gehen, in das die Wittwe sich nicht gewagt hatte, seitdem ihre Erstarrung nachgelassen. Sie wußte sich nicht zu helfen und entschloß sich endlich, ihr inneres Widerstreben dem Kapitän zu gestehen, der sogleich dem Steward befahl, die Betttücher aufzulegen. Der Kapitän und der Leutenant waren nun für die Nacht versorgt, und der Steward noch übrig, der sich mit einigen Decken begnügen mußte, und auf einem Lehnstuhl in der Nähe des Heerdfeuers bestmöglich sich einwickelte. Er war es auch, der am andern Morgen für den armen John Lent eine Grube zu graben ging, während der Kapitän und sein Leutenant, die sich das nöthige Werkzeug verschafft hatten, einen Sarg zimmerten, worein er mit seinen erstarrten Gliedern nicht ohne Schwierigkeit gelegt wurde. Der kleine Poney wurde an den Schlitten gespannt, und die Familie mit ihren Gästen begleitete den Leichnam zur letzten Ruhestätte. Der Kapitän las die Todtengebete unter dem Schluchzen der Wittwe, den Wehklagen der Töchter und den theilnehmenden Thränen der Seeleute. Es war unter Denen, die dieser Scene beiwohnten, eine Verwandtschaft der Lage und eine so natürliche Sympathie, daß sie für den Augenblick einander nicht

fremd zu seyn glaubten, und nur eine einzige Familie zusammen ausmachten. Die Seeleute hatten zweimal den Tod in unmittelbarer Nähe geschaut, einmal bei ihrem Schiffbruch und dann bei ihrer Wanderung durch die Wüste; sie konnten nicht vergessen, daß vor ihren Augen sieben ihrer Gefährten von den Fluten verschlungen wurden. Die Wittwe hatte durch den Verlust ihres Mannes Alles verloren, den Freund, die Stütze, den Gefährten ihres ganzen Lebens, den Erwählten ihres Herzens, den Vater ihrer Kinder. Mit den Sympathien des Unglücks vermischten diejenigen sich, die aus der Leistung freundlicher Dienste entsprangen. Hatte die Wittwe den Seeleuten eine aufmerksame Gastfreundschaft gewidmet, so hatten diese dagegen ihr in einer peinlichen Lage Hülfe geleistet, und und dieß mit der freimüthigsten Herzlichkeit.

Am andern Morgen gingen die drei Schiffbrüchigen nach dem Ufer, um nachzusehen, ob sie etwas von den Vorräthen und der Ladung des Fahrzeuges retten könnten. Das Fahrzeug war vom Schauplatz ihres Mißgeschickes verschwunden, entweder war es von der Gewalt des Sturmes auf die Klippen geschleudert, oder von der Flut in die Tiefe des Meeres hinabgezogen worden, in dem man, da es jetzt hell und durchsichtig geworden, die Masten und Segelstangen deutlich unterscheiden konnte. Ein auf dem Verdeck errichtet gewesenes Kabin war zertrümmert, und die Bruchstücke auf dem schneebedeckten Ufer umhergestreut. Auch einige Fässer aus der Proviantkammer, die Hängematte und sämmtliches Bettwerk des Kapitäns lagen dort ausgeworfen. Diese Reste wurden in zwei Ladungen auf dem Schlitten fortgeführt, und der Kapitän übergab sie nebst einer Börse mit zehn Guineen der Wittwe zur Anerkennung ihrer wohlthätigen Gastfreundschaft und seines Mitgefühls mit ihrem Schmerze. Auch empfahl er ihr, von Zeit zu Zeit nach eintretenden Windstößen das Ufer zu untersuchen, weil ohne Zweifel die See noch manche Dinge von Werth auswerfen werde, und ermächtigte sie durch einen eigenhändigen Schein, sich dieselben zu ihrem eigenen Gebrauche zuzueignen.

Am Tage nach der Beerdigung kam der Postbote zurück zu dem einsamen Hause; der Steward nahm Platz auf seinem Schlitten, und der Kapitän mit seinem Leutenant setzte sich auf den Schlitten der Mrs. Lent, den ihr Ainslow bei seiner nächsten Postfahrt zurückbringen sollte. Die drei Seeleute nahmen sogleich Abschied von ihrer Wirthin, und die Familie Lent blieb wieder ihrer Einsamkeit und ihren Beschäftigungen überlassen. Von diesem Tage an, behauptet die arme Wittwe, habe ein unsichtbarer Arm sie erhalten, ernährt und beschützt — der unsichtbare Arm Gottes, die Vorsehung der Wittwen und der Waisen. Es gibt Tage, sagt sie, wo mein Herz augenblicklich scheint brechen zu wollen, wo ich fühle, daß alle meine Wunden im Begriffe sind, sich wieder zu öffnen, dann aber erscheint plötzlich ein Trost oder eine heilsame Zerstreuung zur Beruhigung. Sie setzte hinzu, daß sie seit einiger Zeit zuweilen ihren Gatten wiedersähe. Bei der einsamen Lampe sitzend, wenn ihre Töchter eingeschlafen waren, erblickte sie ihn, durch das Fenster sie anschauend. Sie erhöbe sich dann, ihm zu nahen und mit ihm zu sprechen, aber er zog sich zurück, als wenn ihm nicht erlaubt wäre, sich mit ihr in Unterredung einzulassen. Warum auch sollte sie sich vor der stummen Gegenwart Dessen fürchten, der sie im Leben so sehr geliebt hatte! So wie sie ihren Stuhl wieder eingenommen hatte, zeigte er sich von Neuem vor dem Fenster, und verweilte dort ganze Stunden in ihrer Anschauung. Sie hatte diese wunderbaren Besuche einem Missionär vertraut, der ihr vor Allem anempfohlen hatte, es vor ihren Töchtern geheim zu halten, deren jugendliche Phantasie davon ergriffen werden könnte. Zudem sagte er ihr, täuschen Sie sich wahrscheinlich und halten einen natürlichen Schatten, oder den Widerschein ihres eigenen Bildes in den Fensterscheiben für jene geheimnißvolle Erscheinung. — Nicht doch, sagte die Wittwe, es ist schwer zu begreifen, was man nicht mit Augen sieht. — Warum sollte Gott ihr nicht die Gnade erzeigt haben, eine über das Grab hinaus getreue Zuneigung auf diese Weise zu belohnen? Auch hatte sie gegen manchen ihr wohlmeinend ertheilten Rath stets sich geweigert, das einsame Haus zu verlassen, das man ihr als zu unsicher für eine arme Frau vorstellte. Hatte nicht Gott sie und ihre Töchter darin beschützt? Waren sie dort nicht ernährt und gesund erhalten worden, wie vor diesem das Volk Gottes in der Wüste? Hatte sie nicht

eine Menge Freunde erworben, deren Aufmerksamkeit es nie an etwas fehlen ließ? Waren nicht diese Freunde noch immer die Vermittler des himmlischen Schutzes? Es würde Undank seyn, ängstlich für den andern Morgen zu sorgen, und wohl gar das Vergessen und die Gleichgültigkeit der Welt, ein dürftiges und kränkliches Alter aufzusuchen. Und dann sagte sie mir als letzten, schlagenden Grund: hier sehe ich meinen Mann wieder. Ich weiß gewiß, daß er mich fortwährend besuchen und mein Schutzengel seyn wird. Wenn es Gott gefallen wird, aber nur dann, werde ich von hier scheiden. Ich hoffe, dieß wird erst geschehen, wenn mein Leben zu Ende, und damit ich dann zur Ruhe gelegt werde Dem zur Seite, der, todt wie lebend, nie zugegeben hat, daß diese arme Wohnung für mich ein einsames Haus werde.

Skizzen

aus dem

baierischen Gebirgsleben

von

Karl Wilh. Vogt.

(Schluß.)*

Der „Pahnfalz“.

Lieber Leser! der Du Deine Abende in Salons vergähnst, oder im Theater, der Du Dein Geld an reisende Virtuosen oder im Whist verlierst, bei dem es erst um halb zehn Uhr Tag wird und der noch keinen Morgen sah, als den von Claude Lorrain in der Gallerie; und Du, verehrter Freund, der Du Deine Fußreisen noch immer so einzurichten wußtest, daß Münchens Frauenthürme Dir stets aus grauem Nebel sichtbar blieben; der sich in Nymphenburg und Haidhausen, eine halbe Stunde von München, „auf dem Lande“ fühlt, Schäftlarn eine „Gebirgsgegend“ nennt und den Floßknecht aus Wolfrathshausen einen Tiroler; der Du kürzlich bei dem Anblicke eines von Maulwürfen umwühlten Grundstückes mich fragtest: „warum werfen doch die Bauern solche Hügel in ihren Wiesen auf?“ . . . laßt Euch erzählen von einem waidmännisch genossenen Morgen am Fuße unserer Alpen, in einem jener unabsehbaren Moore („Filzen“ nennt sie der Oberländer), welche mit Legföhren und einzeln darunter gestreuten Birken bewachsen sind, so häufig die Gränze zwischen Gebirg und Flachland bilden, dem Oekonomen und Kameralisten ein Gräuel, dem Dichter in ihrer schaurig einsamen Erhabenheit eine werthe Erinnerung an Walter Scotts Naturschilderungen, dem Jäger aber als Wohnort zahlreichen wilden Geflügels, ein hochwillkommenes Revier sind.

Denke Dir eine Nacht im April. Seit dem Schlage der Geisterstunde sind zwei und eine halbe Stunde vorüber. Eine Schaar mit langen, weitreichenden Flinten bewaffneter, in Schlafpelze, Wasserstiefel und warmhaltende Mützen wohl eingehüllter Männer gleitet lautlos durch das schweigende Dunkel, hüpft mit Hülfe langer Stöcke über die Gräben, watet durch das hohe, aber dürre und vergilbte, abgestorbene Gras des Moorlandes, bis der Führer, ein hochstämmiger, ernst aussehender Jäger, dessen graue Locken und Barthaare zum Ueberflusse auch noch der Reif candirt hat, Jedem seinen Platz angewiesen, wo man zwischen Latschen und Gesträuppe verborgen auf dem Boden niederkauernd sich es bequem macht, so gut oder so schlecht es eben thunlich ist.

Nachdem alle die streifenden Gestalten verschwunden sind, herrscht noch größere Stille, als zuvor. Der Waidmann hört das Herz im eigenen Busen klopfen.

Endlich zeigt sich im fernsten Osten ein unbestimmtes Grau, und gegen Süden beginnen hoch oben in den Regionen ätherischer Lüfte einzelne Punkte und gewisse scharfgezeichnete räthselhafte Linien zu schimmern — es sind die Spitzen und Kanten der schneebedeckten Hochgebirge. In diesem Augenblicke ertönen wunderliche gespenstische Stimmen, brüllend bald, bald meckernd. Es ist, als ob das unter der Nebeldecke schlummernde Moor im Traume spräche. Bald nach diesem Morgengruße der Rohrdommeln und Moosschnepfen (erstere vom ältern, abergläubischen Theile des Landvolks „Mooskuh“,

* I. Bd. 26. Lief. S. 406.

die zweite »Habergeis« genannt, und als irrgehende und irreführende Geister gefürchtet), unter welchen der klagende Ruf der Kiebitze sich mischt, schlägt ein freundlicher trauter Ton an das Ohr, nicht mehr dem unheimlichen Grauen der Nacht angehörend, sondern dem wonnigen, sonnehellen Tage: der Lerchen lieblicher Gesangeswirbel.

Nun aber pocht es auch in jedem Busen stärker, es wird der Hahn gespannt, denn nicht lange mehr, und ein zischend blasender Laut wird gehört: der den Gegner und Nebenbuhler herausfordernde Ruf des streitlustigen »Spielhahns,« wie der Oberländer den Birkhahn wegen seines schillernden Gefieders und des muntern Tones nennt, welchen er zur Begattungszeit — »Falzzeit« in der Jägersprache — hören läßt.

Rauschenden Fluges kommt der Schönste unter des Gebirges gefiederten Bewohnern geflogen: das Symbol des Muthes und der Kampffreudigkeit. Auf freiem Platze nimmt er seinen Standpunkt, rund umschauend mit dem großen scharfen Auge, über welchem ein hochrother breiter Flecken glänzt, und — jetzt darf kein Auge blitzen, keine Wimper zucken! sonst entflieht der scheue Spielhahn in raschem Fluge und mit ihm alle Jagdfreude, aller Lohn gehabter Mühe, entbehrten Schlafes und ausgestandener Kälte. Wann er aber Alles ruhig findet und sich sicher meint, beginnt er die rabenschwarzen Flügel zu senken, ein Rad zu schlagen mit den langen, gekrümmten Steißfedern, sich zu drehen, zu bücken und den kullernden, nur mit dem Laut von Pflugrädern vergleichbaren Lockton auszustoßen, auf welchen die Hühner, freundlich gackernd, die Hähne, rauflustig und streitfertig blasend, herbeiziehen. Nun lebt die erst so todesstille Filze. Indeß ist es Tag geworden, die Gebirge haben alle Farbenpracht, allen Glanz, alle Erhabenheit enthüllt, die Nebel sind gewichen, aber der Spielhahn, toll von Kampf- und Liebewuth, sieht nichts, hört nichts mehr. Da wird er vom nächsten Schützen auf's Korn genommen: ein Blitzstrahl, ein Knall, und der Stolz der Filze flattert am Boden mit dem fliehenden Leben ringend.

Seine Federn werden der Hutschmuck des glücklichen, beneideten Schützen; er selbst im Triumphe nach Hause gebracht, liefert ein leckeres Mahl.

Was mochtest Du Dir denken, der Du vor wenigen Jahren im Lenze Abends beim »Anderl an der Filzen« eintrafst: jenem allen Jagdfreunden der Umgebung wohlbekannten Gasthause, wo zur Falzzeit die Schützen ihr Stelldichein halten, von denen die Einen schlummern, die Andern zechen, bis es Zeit zum Aufbruche ist; was mochtest Du Dir denken, ehrenwerther Master John oder wie Du hießest, Du Sohn der Nebelinsel, der Du um zu angeln in das baierische Gebirg gereist warst, und dem der nahe beim »Anderl« vorbeifließende Kaltenbach wegen seines Forellenreichthumes gerühmt worden war! Unter eine Räuberbande glaubtest Du gerathen zu seyn und in eine Banditenherberge, als Du in die niedere Stube tretend, durch den Tabaksqualm die bärtigen Gesichter, die grünen Spitzhüte, und an den Wänden die hängenden Gewehre erblicktest, denn eilig zogest Du Dich zurück, verlangtest ein Zimmer, mehre Kerzen und verriegeltest und verbollwerktest Dich so gut als möglich. Sie aber hohnlachten über Dein barokes Aeußere, über Deine Mütze und Deine Mocassins und den eng anliegenden Rock, welcher Dich einer geometrischen Perpendikularlinie ähnlich machte und dem Embonpoint mit Lichtenbergs »Messer ohne Heft, an dem die Klinge fehlt,« vergleichen ließ. Als aber mehr als die Hälfte der Nacht mit Singen und Pokuliren verjubelt war, und die rüstigen Gesellen sich aufmachten, um die schlummernden Genossen zu wecken, kamen sie auch an des Beiten verschlossene Thüre. In der Meinung, Einige der Ihrigen hätten sich so verschanzt, um nicht vor der Zeit geweckt und übermüthig zum Mitcommerciren gezwungen zu werden, wurden unter Jubeln und Gesang statt der Petarden Fußtritte angewendet, deren Kraft die Thüre und der davor geschobene Kasten wichen — aber rasch kehrten die nächtlichen Ruhestörer zurück, denn zwischen herabgebrannten Kerzen, im Pelzschlafrock und über die Ohren gezogener Nachtmütze, ein »God damn!« zwischen den Zähnen und eine gespannte Pistole in jeder Hand, stand der ehrenwerthe Gentleman vor ihnen, um sein Leben so theuer als möglich gegen die vermeinten Räuber zu verkaufen.

Die Sorge für dasselbe, hatte ihn trotz der einschläfernden Lektüre eines langweiligen Handbook for Travellers, wach erhalten.

Randglossen und Anderes.

*** Haben wir es nicht voraus gesagt? Die improvisirte Rede haben die Berliner dem Marschall Cornelius bedeutend verdacht. In der Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins wahrnahm sogar der berühmte Freiwillige, Hofrath Dr. Förster, die Gelegenheit, über die Bedeutung der Freiheit in der Kunst zu sprechen und drückte sein Bedauern darüber aus, das „ehrenwerthe Mitglied, Herrn von Cornelius," nicht gegenwärtig zu sehen, „da mehre Freunde gewünscht, über die, durch die hiesigen öffentlichen Blätter ihm zugeschriebene Rede sich einige Erläuterungen zu erbitten." Es war gut, daß „Herr von Cornelius" nicht da war, die Herren von Berlin hätten ihm tüchtig die Leviten gelesen. Man wollte es nicht glauben, daß Cornelius dem „Exercierplatz vor dem Brandenburger Thore die Bestimmung zutheile, ein Uebungsplatz für die geistigen Kräfte zu werden, um die Victoria der Kunst aus den Fesseln, in welchen sie noch liege, zu befreien." Der Herr Hofrath Förster führte hierauf einige Namen an, durch welche in Berlin ja schon längst die Victoria der Kunst für alle Zeiten befreit worden ist. Dabei wurde sehr passend bemerkt: die bewunderten Victorien der Walhalla sind bekanntlich die Werke unseres Rauch. Dann ereiferte sich der Redner, daß Cornelius jene Worte gesprochen habe: „Angesichts der Victoria des Brandenburger Thores, welche König Friedrich Wilhelm III, glorreichen Gedächtnisses vor zwei und dreißig Jahren mit seinen tapfern Schaaren heimgeführt hat." Daran erkannte man so recht den alten Freiwilligen. Hierauf nannte er Schinkel, an dem die Berliner, während er lebte, stets so viel zu mäkeln hatten, und fügte hinzu: „dieser Name genügt, um zu wissen, daß wer hier am Orte die Victoria der Kunst aus den Ketten erlösen will, um ein halbes Jahrhundert zu spät kommt." So ist es Cornelius mit seiner unbesonnenen Improvisation ergangen; was bleibt ihm nun übrig, als von dort fortzugehen, wo er ein halbes Jahrhundert zu spät kommt. Das hätte er auch früher erwägen sollen. Berlin läßt sich nichts weiß machen. Jetzt in diesem heißen Sommer heißt es ja auch Neapel und wird fortan die Reihe der Elbflorenze, Ilmathene u. s. w. durch ein Spreeneapel ergänzen.

*** Und doch können die Berliner auch bescheiden seyn; besonders wenn es auf „Fladusen" dem Auslande gegenüber abgesehen ist. So wird von Herrn Spieker in seiner Zeitung das Conservatoire zu Paris „der höchste Ehrentempel der Wissenschaft" genannt. Also noch über der Friedensklasse des Ordens pour le mérite.

*** In Berlin sind folgende Blätter herausgekommen: Sir Moses Montefiore's Audienz bei Mehemed Ali und Nikolaus I, dann Sir Moses Montefiore in der Berliner Synagoge. Beide Blätter enthalten das englische und hebräische Facsimile und das ihm von der Königin Victoria ertheilte Wappen. Sir Moses wird in der Anzeige dieser Blätter „der unerschrockene Held seines Glaubens" genannt.

*** Man schreibt der Weserzeitung aus Berlin: „Wir haben jetzt Corso's, an allen Straßenecken Orangenpyramiden, ein ziemlich italienisches Klima und italienische Nächte (in dem Kroll'schen Wirthschaftsgarten nämlich). Es wird bald nicht fehlen, so wird man Berlin mit Neapel verwechseln." Das muß wirklich eine schöne Jejend seyn.

*** In Berlin macht ein Gedicht des Kronprinzen von Baiern viel Aufsehen, welches derselbe auf den Tod der Prinzessin Mariane von Preußen, seiner Schwiegermutter, gedichtet hat.

*** Johann N. Vogl in Wien, der allezeit fertige Dichter, der nur zu viel producirt und nicht gehörig sichtet, hat wieder einmal ein sehr gelungenes Lied gemacht, welches zu anderer Zeit wohl in das Volk gedrungen wäre. Würden die Soldaten noch auf den Wachtstuben laut singen, sie bemächtigten sich gewiß dieses Liedes; im Felde, an dem Beiwachtfeuer würde es gesungen. Für die Zeit der Advokatenhändel ist es nicht gemacht. Es ist eine Art von Parodie des bekannten Liedes von „Prinz Eugenius", die wir hier unsern Lesern mittheilen.

Prinz Eugen.

Ballade von Joh. N. Vogl.

Vor der Schanz bei Zehnt gewahret
Viel Soldaten man geschaaret,
Kuraſſier und Muskatier,
Auch Conſtabler und Huſaren,
Die auf das Signal nur harren
Zur Bataille mit Begier.

Auch dabei, als Volontaire
Prinz Eugen voll Durſt nach Ehre,
Der aus dem Savoyen kam,
Von Geſtalt zwar klein und ſchmächtig,
Dacht' er dennoch: „Bald erfecht' ich
Einen Lorbeer: sur mon ame!"

Ritt durch's Lager einſt am Morgen
Prinz Eugen ganz ohne Sorgen,
Schaut ſich dort die Truppen an,
Wie ſie thäten ſuttragiren,
Bivouakiren, manövriren,
Mit Bombard und Partiſan.

Spricht da einer der Huſaren,
Als den Kleinen ſie gewahren
Mit dem langen Haargelock:
„Iſt das auch ein Schlachtgewinner,
Dieſer kleine Kapuziner
In dem ſchlechten braunen Rock?"

Doch der Prinz ſich d'ran nicht kehret,
Thut als hätt' er nicht gehöret,
Reit't an ihm ganz ſtill vorbei,
Merkt ſich aber gut den Recken,
Ohne Jemand zu entdecken
Was ihm juſt paſſiret ſei.

Laſſet in etwelchen Tagen
Den Rebell der Lothring ſchlagen,

Heißt zum Sturme zieh'n das Heer,
Da geht's an ein Kanoniren,
An ein Plänkeln, Attakiren,
In die Kreuz und in die Quer.

Mannigfache Heldenthaten
Wohl vollbringen die Soldaten,
Von Carol und Ludewig
Angeführt, doch trotz dem Streiten
Wußt man noch auf keiner Seiten
Wem Fortuna schenkt den Sieg.

Da, als wie ein Pfeil vom Bogen,
Springet Prinz Eugen verwogen
Vor die Trupp, die aufmarschirt,
Seget über d'Pallisaden,
Wirft dann nieder ohne Gnaden
Was sich geg'n ihn defendirt.

Alles folgt ihm unverdrossen,
Wie auf sie auch ward geschossen
Von den Türken aus der Schanz,
Bis sie mußten flieh'n von dannen
Und Eugenius pflanzt die Fahnen
Auf in vollem Siegesglanz.

Da erblickt er den Husaren
Mitten in den andern Schaaren,
Ruft ihn zu sich heraus,
Spricht, und niemals heit'rer schien er:
„Sieh', ein kleiner Kapuziner
Richt't zuweilen auch was aus!"

*** Herr Pokorni, der auch außerhalb Wien durch seine „Reclamen um jeden Preis" von sich sprechen ließ und noch neuerlich gegen Saphir den Beweis zu führen unternahm, daß man seine Anstalt nicht tadeln dürfe, wenn man ihm noch einen „Saldo" aus alter Schuldforderung „restire", muß aber in der That ein recht schlechtes Theater haben. Der Nürnberger Korrespondent bringt in einem Schreiben aus Wien vom 10 Juni: „Tichatschek's Gastrollen im Theater an der Wien haben auf eine sehr seltsame Weise ihr Ende genommen. Es sollte „Robert der Teufel" gegeben werden; allein die zwei höchst wichtigen Partien der Alice und der Prinzessin befanden sich in den Händen so erklärter Anfängerinnen, und die ganze Vorstellung schien so wenig gerundet gehen zu wollen, daß Tichatschek offen aussprach, bei solcher Umgebung ohne das Risiko seines Künstlernamens nicht spielen zu können. Die Sache wurde bis zur polizeilichen Entscheidung getrieben, allein diese fiel zum Vortheile des Gastes aus, und die Oper unterblieb." Eine solche Thatsache spricht zu laut, als daß es der Reclame möglich seyn könnte, dagegen anzukämpfen.

*** Das Theater an der Wien hat in diesem Augenblicke vier Kapellmeister, die Herren Titl, Binder, Souppé und Lortzing. Orchesterdirektoren können allenfalls in solcher Zahl, bei angestrengten Leistungen der Oper, gedacht werden, denn das Dirigiren ist eine ermüdende Arbeit, allein vier Kapellmeister bei einer Bühne, das heißt: vier Männer, denen die Leitung des musikalischen Theiles der Anstalt überantwortet ist, das scheint an das bekannte Sprichwort von den Köchen zu erinnern.

*** Von J. Mendelssohn wurde ein Stück „Ueberall Jesuiten" auf dem Thaliatheater in Hamburg gegeben, und erhielt rauschenden Beifall. Es persifflirt einmal nicht die Jesuiten, sondern die moderne Jesuitenriecherei, und das ist dabei hervorzuheben.

*** In Hannover ist man sehr ungehalten darüber, daß der König einen jungen Domänenpächter mit dem Titel „Amtsrath" bekleidet hat. Die Amtsassessoren finden sich besonders dadurch gekränkt, da sie „Studirte" sind und nun weniger „scheinen" sollen, denn daß sie nicht weniger sind, das wissen sie vorweg. Die Beamten wollen nun nach ihrer Stufenleiter: Amtsdirektor, Amtsrath, Amtsassessor, Supernumerär-amtsassessor und Amtsauditor heißen, und die Domänenpächter sollen dann in Gottes Namen den Amtmannstitel erhalten, aber bei Leibe nicht den eines Amtsraths. So weiß man doch was Jeder ist und die Ruhe des Staats bleibt ungefährdet.

*** Ein norddeutsches Blatt macht die Bemerkung: In unsern Tagen, wo Tausende von Deutschen über den Ocean schiffen, um gänzlicher Verarmung im Vaterlande zu entgehen, wo vielleicht Millionen kaum ihr Daseyn fristen können, wo über das furchtbare Anschwellen der Bettlerarmuth so viel gesprochen und geschrieben wird, lautet es in der That wie Ironie, daß das Volk in seine Tasche greift und einer Sängerin für eine von ihr hundertmal gesungene Rolle, für eine Stunde Kehlenübung, tausend Gulden zahlt.

*** Ich saß einmal neben einer als bedeutend anerkannten Sängerin in einem Theater des deutschen Vaterlandes bei der Aufführung von Shakspeare's „Romeo und Julie", da sagte sie nach langem Stillschweigen zu mir: „Das ist ja ganz der Oper „Montecchi und Capuletti" nachgebildet."
(Wiener Sonntagsblätter.)

*** Jemand sagte zu einem Kellner in einem Kaffehaus: „Lieber Freund, Sie müssen heirathen!" — „Warum?" fragte der Kellner. — „Weil Sie als Garçon gar nichts taugen."

*** J. N. Barba, der alte, wohlrenommirte Verleger französischer Theaterstücke, dessen Namen wir seit langen Jahren auf den unzähligen kleinen Broschüren sehen, die täglich in Paris erscheinen, die Ephemere der Theaterabende dem Lesepublikum zu vermitteln, ist in diesen Tagen in hohem Alter zu Paris gestorben. Barba war früher selbst Schauspieler gewesen. Er spielte zur Zeit der Revolution mit Alex. Duval, Brunet, Tiercelin, Martainville. Bald ließ er die Kunst als Schauspieler fahren und beschäftigte sich fortan als Verleger der Repertorien aller Theater. Man hat berechnet, daß Barba während seiner langen Laufbahn an sechs Millionen Tragödien, Komödien, Opern, Dramen, Melodramen, Vaudevilles und Balletprogramme über die ganze Erde verbreitet hat. Dieß Denkmal sei ihm leicht!

Hierzu: Künstlers Erdenwallen, nach einer Zeichnung von Professor Rustige in Stuttgart.

Ausgegeben am 6 Juli 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

II. Band. 4. Lieferung. — Artist. Beil. III.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Eine deutsch-französische Heirath (Schluß). — Das Ländlertreiben in München. Von J. v. W. — Memoiren eines Champagnerthalers. Von Karl Wilh. Vogt. — Aus Hamburg. — Randglossen.

Eine deutsch-französische Heirath.

(Schluß.) *

Dürand hielt sich in den ersten Tagen sehr eingezogen und kam auch nicht zu seinem Wirth herunter. Der Generalprokurator befand sich besser, wurde aber gar sehr durch die Versicherung eines seiner Freunde betrübt, daß seine Tochter mit Dürand versprochen seyn müsse, weil man sie auf Napoleonshöhe habe allein mit ihm gehen sehen. Er wollte seiner Schwester und Tochter bittere Vorwürfe machen, als Dürand herein trat und ihn mit sehr schönen Redensarten um Luisens Hand bat. Renner verlangte Bedenkzeit.

Er hegte einen entschiedenen Widerwillen gegen die Verbindung seiner Tochter mit einem Franzosen, aber die liebenswürdige Persönlichkeit des jungen Mannes flößte ihm unwillkürlich Theilnahme ein; zudem fing man in Deutschland an zu glauben, daß das, was man von französischer Sittenlosigkeit gehört habe, wohl sehr übertrieben sei. Man sah bei den Fremdlingen hin und wieder sehr glückliche, oder doch so scheinende Ehen, und die Eheleute behandelten einander mit dem größten Anstand. Die Frauen nannten ihre Männer: Monsieur, und wurden dagegen: Madame, genannt. Die Eleganz der Frau, ihre Bequemlichkeit, ihre Vergnügungen waren ein Gegenstand der größten Sorgfalt ihres Gatten. Bei dem Miethen der Wohnungen blieb immer die erste Frage der Ehemänner: Wo sind die Zimmer, die meine Frau bewohnen könnte? Alle deutschen Modehandlungen und Waarenlager genügten den Herren für ihre Damen nicht, und auf allgemeines Verlangen wurden sogleich französische Kaufleute nach Deutschland entboten, und jede Französin, wenn ihr Mann auch nur tausend Franken Gehalt hatte, mußte nach dem Modejournal gekleidet seyn. Hausfrauen waren die Französinnen durchaus nicht; die Küche blieb ihnen ein fremdes Reich, und die Ehemänner schauderten vor der Möglichkeit, daß Madame sich zu solcher niedrigen Beschäftigung verstehen müsse; höchstens sah sie die Rechnung über die Einkäufe der Lebensmittel nach. Die Familien mit ansehnlichem Einkommen hatten Köche oder Köchinnen; die andern

* 3. Lief. S. 33.

ließen ſich ſpeiſen, oder behalfen ſich mit einer deutſchen ſogenannten Bonne, die, an die Direktion der Hausfrau gewöhnt, allein die kläglichſten Gerichte zu Tage brachte. Die Klagen ſolcher kleinen franzöſiſchen Haushaltungen über die ſchlechte deutſche Küche und die Reſignation, womit ſie Alles verzehrten, wenn es auch noch ſo ungenießbar war, hatte etwas ſehr Komiſches.

Der Generalprokurator mußte ſich geſtehen, daß die Frauen mit weit mehr Sitte und Anſtand von franzöſiſchen Ehemännern, als von deutſchen behandelt wurden, wo noch die Barbarei früherer Zeiten, in der die Frauen Dienerinnen der Männer waren, durchblickt, indem hier die Frau oft das souffre douleur der Launen und Leidenſchaften ihres Mannes und die Magd ſeiner Bedürfniſſe iſt; wo ſie arbeiten und am nothwendigſten darben muß, während er ſchwelgt. Der alte Herr überlegte ſich das Alles, dann aber auch die liebenswürdigen Eigenſchaften der Franzöſinnen, und ob ſeine Tochter wohl den Vergleich mit ihnen aushalten könne.

Wenn die Franzöſinnen auch keine Hausfrauen waren, ſo erſchienen ſie dagegen doch als liebenswürdige Geſellſchafterinnen, liebevolle Ehegattinnen und zärtliche Mütter. Madame Michaud, die Gattin des Guvernörs von Magdeburg, eine noch junge, höchſt liebenswürdige Frau von altem Adel, lebte ganz der Pflege ihres alten, kränklichen Gemahls und ihrer beiden Kinder. Madame Lagrange, deren Mutter, Madame de Tallouet, die ſchon unter dem Konſulat Hofdame Joſephinens war, lebte als Gemahlin des Guvernörs von Heſſen, an der Seite dieſes ſchon bejahrten Mannes, ſelbſt kaum zwanzig Jahre alt, in der größten Einſamkeit, da das eroberte Land alle geſellige Gemeinſchaft mit den Franzoſen mied. Als ſpäter der König von Weſtphalen den General Lagrange in ſeine Dienſte nahm und ihn dann plötzlich entließ, war es Madame Lagrange, die, obgleich körperlich leidend, ihrem Gatten Muth einſprach, und voller Energie Befehle zur ſchnellen Abreiſe gab. Madame la Martilliere, die Frau eines kaiſerlichen Intendanten, lebte im innigſten Verein mit ihrem Gatten, den ſie nie verließ. Man fand bei ihr deutſche Herzlichkeit, gepaart mit franzöſiſcher Eleganz. Die Deutſchen erſtaunten über einen Zuſtand der Sitten, der den Erzählungen von der Sittenloſigkeit, die in Frankreich unter dem Direktorium ſtatt gefunden hatte, völlig widerſprach. Sie bedachten nicht, daß Napoleon, als er die Monarchie wieder einführte, auch ſtrengen, äußern Anſtand forderte, und daß dieſe ſtrenge Sitte bei dem leichtſinnigen Volke nicht aus dem Herzen kam.

Der Generalprokurator überlegte ſich das Alles hin und her, bis ihm zuletzt einfiel, Luiſens Meinung zu hören. Darüber waren mehre Wochen vergangen, und er kam zu ſpät. Luiſe war keines unparteiiſchen Urtheils mehr fähig. Was vermag nicht ein ſchöner Mann, wenn er demüthig um Liebe und Vergebung fleht, über ein der Liebe fähiges, weibliches Gemüth, dem er ſeine ganze Zukunft zu Füßen legt. Der Vater konnte nichts mehr thun, als ſeinen Segen dem glücklichen Paare geben.

Indeſſen wurden Renners Beſorgniſſe durch einen Vorfall erneuert, der die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Zur Zeit der Occupation durch die Franzoſen, machte ein ſchöner franzöſiſcher Offizier die Bekanntſchaft eines reichen und unabhängigen Fräuleins, und vermochte ſie, ihm ihre Hand und ihr Vermögen zu übergeben. Nach einiger Zeit kehrte er nach Frankreich zurück mit dem Verſprechen, ſeine Frau bald nachkommen zu laſſen, aber er ſchrieb in langer Zeit nicht. Die junge Frau faßte den heldenmüthigen Entſchluß, ihn in Paris aufzuſuchen. Sie fand ihn auch dort durch einen günſtigen Zufall, aber als Familienvater. Die frühere Verbindung machte die ſpätere ungültig, und das Fräulein dachte zu edel, um die Rache der Geſetze gegen ihren Verführer aufzufordern. Verzweiflungsvoll, krank und arm kehrte ſie nach Deutſchland zurück, und ſtarb einige Zeit nachher; ſo wurden deutſche Mädchen die Opfer der Fremdlinge.

Die Beſorgniſſe des Vaters erwieſen ſich aber bald als ungegründet. Dürands Eltern, die in Paris lebten, ſchrieben an die Braut ihres Sohnes und machten ihr glänzende werthvolle Geſchenke. Es ergab ſich auch, daß Dürand Beſitzer eines Landgutes im ſüdlichen Frankreich ſei, und ein bedeutendes Einkommen daher beziehe; ſo waren alle Zweifel gehoben, alle Hinderniſſe beſeitigt, und Luiſe wurde die allgemein beneidete Gattin des ſchönen Dürand.

Asmodi aber war einer der ersten Gäste, der sich in der eleganten Wohnung des neuen Ehepaares einstellte. Die gewöhnlichen Romane enden mit einer Heirath, aber der Roman des Lebens, die tiefere Entwickelung der Seele, fängt mit der Heirath erst an.

Luise hatte ihre Mutter früh verloren, und war von ihrer Tante, einer deutschen Hausfrau, nach alter Sitte erzogen worden. Diese ließ es sich nicht nehmen, auch die Aussteuer zu besorgen, wobei mehr auf deutsche Gediegenheit, als auf französische Eleganz Rücksicht genommen wurde. Dûrand sah spöttisch und übellaunig auf die schwerfällige Form der Tische, Stühle und Sopha's; er fand das Alles höchst geschmacklos, und als Luise, ihn begütigen wollend, sagte: er könne ja für ihr Putzzimmer die Möbel aus Paris kommen lassen, fuhr er auf, meinend: das Putzzimmer müsse eben das Wohnzimmer seyn; in Paris hätten die Damen comme il faut oft nur ein Wohn- und ein Schlafzimmer; eine Visitenstube sei kleinstädtische deutsche Mode.

Als nun gar die Linnenschränke mit schwerem Inhalt aus Bielefeld und Schlesien ankamen und die stattlichen Federbetten, schimpfte Dûrand auf das harte grobe Zeug und die Betten, die nur zum Erstlicken gut wären, und that seiner Braut den Vorschlag, diese und den ganzen schweren Linnenplunder zu verkaufen, einige Bettüberzüge von Perkale und ein Paar Wollmatrazen dafür anzuschaffen und für das übrige Geld elegante Stoffe zu Draperien der Fenster aus Paris kommen zu lassen. Luise erklärte, daß sie das ihrer Tante wegen nie thun werde. Der Streit endigte demnach für's Erste damit, daß Dûrand bedeutende Bestellungen in Paris machte und über die großen Ausgaben sehr verstimmt wurde. Die Franzosen waren damals im Allgemeinen sehr gute Wirthe, sogar geizig und sammelten, was ihrem sonstigen Leichtsinne widersprach; Alle hatten mehr oder minder das Gefühl, sich im Auslande bereichern zu müssen.

Als das junge Paar sich um fünf Uhr Nachmittags zum Mittagstisch niedersetzte, lag eine dunkle Wolke auf Luisens Stirn. Sie war in ihres Vaters Hause gewohnt, um ein Uhr zu Mittag und um acht Uhr zu Abend zu essen. Sie sagte darum mit Bitterkeit: Wir hätten noch drei Stunden warten sollen, dann wäre Abendessenszeit. Dûrand erwiederte kurz: Der Franzose ißt nicht zu Abend, er geht in Gesellschaft, aber der Deutsche kann nichts wie essen.

Die Mahlzeit wurde aber der armen Luise noch mehr verbittert, denn so sorgsam sie auch die Gerichte ausgewählt hatte, so fand doch kein einziges den Beifall ihres Gemahls. Die Suppe war ihm zu klar, das Gemüse zu fett, der Braten sollte ohne Sauce seyn, Salat wollte er zum Dessert und die feinen französischen Ragouts vermißte er gänzlich, und that zum Schlusse Luisen den Vorschlag, eine französische Köchin aus Paris kommen zu lassen, und bis diese angelangt sei, aus einer französischen Restauration zu speisen; sie willigte seufzend ein.

Nach Tische begab sich Dûrand in die Assemblee zum Minister Siméon, aber Luise war viel zu aufgeregt und unglücklich, um ihm folgen zu können. Sie blieb zu Hause und weinte die bittersten Thränen. Der Egoismus des Mannes, der Alles nur nach seinem Wunsche gestalten wollte, schnitt tief in ihr Herz, aber sie gewann doch den Muth, ihm das zu sagen. Dûrand war klug und gutmüthig genug, um sein Unrecht einzusehen, und die deutsch-französische Haushaltung organisirte sich allmählig durch gegenseitiges Nachgeben; aber mit jeder Jahreszeit kamen neue Kämpfe. Als der Winter eintrat, forderte Dûrand, daß seine Frau sich leicht und elegant wie die Französinnen kleide, deren wärmeres Klima und wärmeres Blut, so wie die Entfernung von allen häuslichen Geschäften, ihnen dieß ohne Nachtheil für ihre Gesundheit erlaubte. Quelle horreur! rief Dûrand, wenn er wollene Strümpfe und Unterröcke, wasserdichte Sohlen und lederne Schuhe bei seiner Frau sah. Sie bestrebte sich, ihm zu gefallen, ließ die Wolle fort und mußte deßhalb beständig an Erkältungen leiden. Dûrand aber gab die Schuld ihrer Kränklichkeit dem unaufhörlichen Scheuern, das in Frankreich etwas Unerhörtes sei.

Die Franzosen ermangelten damals bei allem äußern Prunke jener innern Reinlichkeit, die ein schönes Eigenthum der Deutschen ist; wo Franzosen und Deutsche in einem Hause wohnten, erkannte man sogleich an der Reinlichkeit oder Unreinlichkeit der Treppen und Fußböden ihre Bewohner.

Luiſe behauptete hierin ihre deutſche Sitte, und ließ jeden Sonnabend ihren Treppen ein deutſches Anſehen geben, ſo ſehr Dûrand auch dagegen eiferte.

Noch weniger wie ihre Häuslichkeit, behagte die Geſellſchaft damaliger Zeit dem deutſchen Mädchen. Die durchaus nichtige Unterhaltung der gewöhnlichen franzöſiſchen Frauen, die ſie ſelbſt mit: parler chiffons, bezeichneten, und die ſich um Kleider, Courmachereien des Königs, Feſte, Heirathen, Logis, Ameublements und ſolche Nichtigkeiten drehten, konnte ihr nicht genügen, die mit Jean Paul und Goethe vertraut war. Die übertriebene Eleganz des Anzugs, die Dûrand von ihr forderte, die Verachtung von Allem, was deutſchen Urſprungs war, betrübte und quälte ſie oft ſehr; auch fühlte ſie, daß ſie die glänzende, leichte Unterhaltung ihres Gatten, der viel Witz beſaß, nicht erwiedern könne, eben ſo wenig gelang es ihr, den Contretanz mit der leichten Anmuth der Franzöſinnen zu tanzen. „Louise, ne travaillez pas tant!“ rief er ihr immer zu. Sie that ihr Möglichſtes, und machte ſich auch mit der franzöſiſchen Literatur bekannt, um ihm zu gefallen, wobei ſie zu den Encyklopädiſten zurückkehren mußte, denn unter Napoleon hatte Frankreich keine neue Literatur.

Ein Jahr entfloh ziemlich ſchnell und am Ende deſſelben wurde Luiſe Mutter eines Sohnes. Dûrand war außer ſich vor Freude, weil der Knabe ihm ſehr ähnlich ſah, aber blondes Haar und blaue Augen hatte. Zum erſten Mal rühmte der Vater eine deutſche Sitte, die, das Kind im Hauſe der Eltern zu erziehen, und fand es unnatürlich und unbegreiflich, daß die Pariſer ihre Kinder aus dem Hauſe zu einer Milchfrau geben. Aber dennoch wollte er nicht zugeben, daß Luiſe ihr Kind ſelbſt ſtille, er hatte dagegen viele Gründe, die zwar alle das Wohl des Kindes und der Mutter zu bezwecken ſchienen, aber alle auf die falſche Anſicht gebaut waren, daß Luiſe die Dame nicht aufgeben dürfe, um ganz Mutter zu ſeyn. Sie ließ es ſich nun aber auch nicht nehmen, ihren Knaben Tag und Nacht zu bewachen.

Auf dieſe Weiſe konnte ſie weniger mit ihrem Gatten leben, wie früher, und Dûrand, in deſſen Lexikon der Pflichten, die der ehelichen Treue gänzlich fehlten, gab ſeiner Neigung, Intriken anzuknüpfen, wieder nach. Nachdem er eine Weile ſein Glück bei den Damen des Hofes gehoffen, wandte er ſich der hübſchen Wirthſchafterin zu, die er hatte aus Frankreich kommen laſſen. Luiſe entdeckte dieß Verhältniß bald, und ſprach ſehr heftig mit ihrem Gatten darüber; als er mit franzöſiſcher Frivolität eine Verbindung entſchuldigte, an der ſein Herz keinen Theil nehme, gerieth ſie außer ſich, forderte die Entlaſſung des Mädchens, und erhielt ſie auch ſogleich.

Es ſchien nun mehr Uebereinſtimmung und Friede in dieſe Ehe einkehren zu wollen, als der Untergang der franzöſiſchen Armee in Rußland alle Verhältniſſe änderte. Dûrand kehrte nach Frankreich zurück und trennte ſich mit tiefem Schmerz von ſeiner Gattin und ſeinem Sohne, aber auch mit der feſten Hoffnung, bald mit den ſiegreichen Schaaren des Kaiſers zurückzukehren.

Luiſe lebte nun ganz eingezogen mit ihrem Kinde und wieder ganz deutſch. Dûrand ſchrieb ihr zärtliche Briefe, die er oft mit koſtbaren Geſchenken begleitete, und ſie ſagte dann lächelnd: Was ſoll ich wohl damit, da ich nicht ausgehe? Aber Dûrand meint es doch ſo gut, er möchte mir ſo gern Freude machen, ſo muß ich mich ja wohl darüber freuen.

Er mußte endlich jede Hoffnung aufgeben, daß Deutſchland wieder unter franzöſiſche Oberherrſchaft kommen werde, bezog darum ſein Landgut in der Provence, wurde Landmann und verlangte, daß ſeine Frau mit dem Kinde zu ihm komme. Luiſe wurde durch dieß Begehren auf's Schmerzlichſte erſchüttert. Sie ſollte ihren Vater, ihre Heimath, ihre Jugendfreundinnen verlaſſen, um einer Nation anzugehören, die ſie, als ſie noch im Schutz der Ihrigen lebte, ſchon mit Uebermuth behandelt hatte. Lange Zeit hielt ſie noch die Kränklichkeit ihres Vaters zurück, aber als dieſer geſtorben war, erkannte ſie wohl, was ihre Pflicht ſei, und verließ voll Hoffnung, Liebe und Vertrauen auf Dûrands treue Anhänglichkeit ihr Vaterland.

Schon auf der Reiſe fiel es ihr auf, daß Dûrand ihr nicht entgegen komme, und ſie fand dann auch, daß ſeit geraumer Zeit ſeine Briefe weniger zärtlich geweſen waren. In der ſchönen Provence mit den Rebhügeln fühlte ſie nur Sehnſucht nach den bewaldeten

Bergen ihres Vaterlandes und nach seinem kühlen Sommer. Als sie aber auf Dürands schön gelegenem Landgut ankam, und er ihr in alter Liebe und Schönheit entgegen trat, sie auf schön ausgestattete Zimmer führte, und am andern Tage durch seine reizenden Gärten und Fluren, da kehrten ihre glücklichsten Tage noch einmal zurück, aber freilich nur auf kurze Zeit.

Sie fühlte sich hier natürlich noch viel mehr wie im Vaterlande von französischer Art und Weise unsanft berührt, und entdeckte bald, daß man über sie spotte, ihren Anzug wie ihre Manieren lächerlich mache; das machte sie unbeholfen und düster; sie zog sich von der Gesellschaft zurück und lebte ganz ihrer Häuslichkeit und ihrem Knaben, da aber machte sie bald die schreckliche Entdeckung, daß Dürand wieder in einem strafbaren Verhältnisse mit seiner Haushälterin stehe.

Sie forderte wie früher augenblickliche Entlassung dieser Person; Dürand antwortete ihr kalt, daß das nicht anginge, weil sie sein Hauswesen führe und Luise von französischer Art und Weise nichts verstände. — Luise wandte ihrem Gatten kalt den Rücken, und verschloß ihm ihre Zimmer, den Knaben mit sich nehmend.

Er bezeugte ihr nun mehr Aufmerksamkeit und beschenkte sie eines Tages mit einem kostbaren Shawl aus Lyon. Luise nahm ihn freundlich an, aber als sie zum Diner kam, die Mamsell in einem schönen Kleide sah und hören mußte, das sei mit dem Shawl von Lyon gekommen, stand sie auf, holte den Shawl, hing ihn um die Schultern der Mamsell und sagte kalt: da nehmen Sie ihn hin, ich trage ihn nicht.

Dürand schwieg dazu und ertrug es auch still, als Luise erklärte, sie werde fortan allein auf ihrem Zimmer mit ihrem Kinde speisen. Er hoffte jedoch, seine Frau müsse sich fügen, weil sie in fremdem Lande ohne Freunde, ohne Schutz, ohne Kenntniß der Gesetze nichts gegen ihn vermöge. Schon seit langer Zeit waren alle Blüten einer bessern Erkenntniß von Keuschheit, Tugend und ehelicher Treue, die in Deutschland aus seiner früh verdorbenen Sittlichkeit hervortrieben, verdorrt. Er fühlte in sich weder die Kraft, noch den Wunsch, sich aus seiner jetzigen Versunkenheit zu erheben. Die Hausmamsell war ihm unentbehrlich geworden durch ihre kräftige Führung des Hauswesens und die Lebendigkeit, womit sie seinem Geiste begegnete. Lange hatte er gezögert, ehe er sich entschloß, seine Frau kommen zu lassen, aber die Sehnsucht nach seinem Sohne und die Ueberzeugung, daß er doch einmal nicht anders könne, bestimmten ihn endlich zu diesem Schritte.

Er holte sich Rath bei seiner Hausmamsell, was er eigentlich mit Luisen beginnen solle, und diese meinte, er müsse ihr seine ganze Autorität zeigen, um den deutschen Trotzkopf einzuschüchtern; was sich die Königin, eine Königstochter, habe so lange gefallen lassen, würde auch die Tochter eines deutschen Notürier ertragen können.

Luise erwachte eines Morgens und fand das Bett ihres Kindes leer. Voller Schrecken und Entsetzen irrte sie im Hause umher, Niemand stand ihr Rede; mit fliegendem Haar irrte sie in immer steigender Verzweiflung durch die Gärten, suchte ihren Gatten auf und beschwor ihn kniend, ihr zu sagen, wo das Kind sei.

Dürand entgegnete, der Knabe sei jetzt groß genug, um nach einer Erziehungsanstalt gebracht zu werden, er habe das in der Stille besorgt, um ihr den Schmerz des Abschiedes zu ersparen. Sie möchte nur vernünftig seyn und bedenken, daß er als Vater das Recht habe, über seinen Sohn zu verfügen; jetzt müsse er verreisen und hoffe sie bei seiner Rückkehr gefaßt zu finden.

Luise beruhigte sich nicht; ihre Klagen erfüllten das Haus, und die Mamsell, schlau und intrikant, versicherte, wenn sie so fortfahre, bleibe Herrn Dürand nichts übrig, als sie wie eine Wahnsinnige zu behandeln.

Luise sah sich voll Entsetzen schon im Bicêtre eingesperrt, auf ewig getrennt von ihrem Vaterlande. Diese Furcht gewann bei ihr für den Augenblick die Oberhand über alle andern Gefühle, und sie ordnete Alles zur Flucht. Dürand hatte die bedeutende Summe Geldes nicht angenommen, die sie ihm aus dem Verkauf ihres Mobiliars überbrachte; es fehlte ihr also nicht an Mitteln, und die Hausmamsell that, als bemerke sie nichts.

So kam Luise wieder nach Deutschland und fand auch ihre alte Wohnung noch frei; die verkauften Mobilien waren auch größten-

theils noch zu haben. Sie richtete sich schnell ein und hing auch die beiden Bilder auf, die sie aus Frankreich mit zurückgebracht hatte, das ihres Mannes und ihres Sohnes; aber über das erstere breitete sie einen schwarzen Schleier.

Am Anfang fühlte sich Luise durch ihre wiedergewonnene Freiheit, das Heimathsgefühl und die Theilnahme ihrer Freundinnen erheitert, aber gar bald wurde das Gefühl ihres Unglücks wieder mächtig in ihr, besonders da sie sich zu sehr der Einsamkeit ergab; warnend hat der große Dichter uns die Wahrheit zugerufen:

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein;
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.

Luise stand allein in der Welt ohne Geschwister; ihre Tante und ihr Vater waren todt und ihre Freundinnen wurden oft von ihrer tiefen Melancholie zurückgeschreckt. Dürand schrieb ihr noch einigemal und bot ihr eine Pension an; sie schickte den Brief ohne Antwort zurück und lebte von einem kleinen Einkommen.

Mistriß Jameson, die gefeierte englische Schriftstellerin, bekämpft den Grundsatz, die Frauen nur zu Gattinnen und Mütter zu erziehen; man solle vielmehr nur ihre moralische Kraft und ihre geistige Thätigkeit auszubilden suchen, das werde sie nicht hindern, ihren ursprünglichen Beruf zu erfüllen, ihnen aber auch einen andern gewähren, falls jener ihnen versagt bliebe, wie das der Fall bei Tausenden ist. Christus hat den ersten Schritt zur Emancipation der Frauen gethan, indem er sie aufrief, zu seinen Füßen zu sitzen, ihm zuzuhören und nachzufolgen.

Luise that von dem Allem nichts; sich gänzlich ihrem gerechten, aber doch egoistischen Schmerz überlassend, verfiel sie in düstere Schwermuth, die auch oft die Klarheit ihres Bewußtseyns trübte. Sie machte lange, einsame Spazlergänge und rief in den Wäldern und Felsen den Namen ihres Sohnes, oder erzählte ihnen das Unrecht, was sie von Dürand erlitten.

Einst kam ein Brief aus Frankreich an sie, glaubend, er sei von Dürand, wollte sie ihn unerbrochen zurück schicken; aber es war nicht seine Hand; kindliche, weiche Züge erblickte ihr Auge, von einer frohen Ahnung ergriffen, öffnete sie den Brief; er war von ihrem Sohne.

Der Knabe schrieb, er sei in einer Pension und sehe seinen Vater selten, aber er erinnere sich noch seiner lieben Mutter, und daß er in der Nacht von ihr weggebracht sei, als sie gerade sehr fest geschlafen habe. Man habe ihm damals gesagt, sie sei schon voraus, er müsse ganz still seyn, sonst komme der Latin.

Von nun an war ein Licht in Luisens dunklem Leben aufgegangen; sie erfreute sich ihres Sohnes, seiner Fortschritte, seiner kindlichen Gesinnungen und hegte nur einen Wunsch, den: ihn in dieser Welt noch einmal zu sehen. Er schrieb ihr oft, daß auch sein höchstes Verlangen sei, die Mutter zu sehen, daß aber der Vater sehr genau sei, und ihm kein Geld zu einer Reise nach Deutschland geben wolle. Er lerne darum so fleißig, und das erste Geld, was er selbst erworben habe, werde er zu einer Reise nach Deutschland anwenden.

Jahre vergingen und Luisens Gesundheit nahm sehr ab; sie erkrankte bedenklich und äußerte oft schmerzlich, daß ihr letzter einziger Wunsch nun doch unerfüllt bleiben müsse, da sie es auch nicht wagen möge, den Sohn durch die Nachricht ihrer Krankheit zu betrüben.

Sie war bettlägerig, als eines Abends ein schöner Jüngling an ihr Lager trat. Mein Sohn! rief sie aus, Du bist es, so sah ich Dich in meinen Träumen, Du mußt es seyn! — Er kniete an ihrem Bett nieder und rief: Ja Mutter, ich bin es, die Sehnsucht, Dich wieder zu sehen, ließ mir keine Ruhe mehr. Ich bin zum Dichter und Schriftsteller geworden, um Dich wieder zu sehen — den Ertrag meiner Arbeiten sammelte ich, bis er zu einer Reise nach Deutschland ausreichte, und in den Ferien kam ich hierher.

O mein Sohn, wie gut bist Du! rief Luise, so habe ich nicht umsonst gelebt.

Nach einigen Tagen entschlief sie sanft in den Armen ihres Sohnes.

Das Künstlertreiben in München.

Von

J. v. W.

Die Sommerfeste.

Wir haben früher in diesem Blatte die Feste des Winters der Künstler in München geschildert; es möge uns nun erlaubt seyn, als Seitenstück hiezu, Gleiches von denen im Sommer zu thun. Mehr noch wie die meisten andern Sterblichen, die oft hierin gar arg fehlen, versteht es das lustige, mit Humor und sprudelnder Lebenslust gewöhnlich reich versehene Völklein der Künstler jeder Jahreszeit den ihr eigenthümlichen Reiz abzugewinnen, und seine Feste derselben auf's Innigste anzuschmiegen. Wenn des Winters Stürme toben, und in dem hochgelegenen München geschieht dieß oft recht stark, wenn der lange Abend seine Herrschaft anfängt, und die beispiellos schlechte Münchener Straßenbeleuchtung doppelt unangenehm macht, dann tritt der glänzende Ballsaal mit seinen phantastischen Maskenaufzügen, oder auch nur die trauliche Bierstube mit ihren Winkelplätzen, heiß glühendem Ofen und dickem Tabaksdampfe in ihre Geltung, und vereinigt allabendlich die edeln Jünger der Kunst. Wie aber die Maienlüfte sich regen, wenn die ersten Blüten zu knospen anfangen und die Jahreszeit beginnt, wo es dem Menschen so wohl wird im Herzen und es mit der neu erwachenden Natur auch wieder eine neue Hoffnung für das Leben schöpft, es bei dem Jüngling rascher und feuriger schlägt, und er die ganze Welt und vorzüglich ihre schönen Frauen so gern an seine liebende Brust drücken möchte, und selbst der durch Jahre, oder schlimmer noch durch Kummer und getäuschte Hoffnungen aller Art gealterte Mann, jugendlich wieder sein Blut in den Adern rollen fühlt, wenn diese Jahreszeit, so oft gesehen und ewig neu, so viel besungen und doch nie erschöpft, ihr leider so kurzes Reich antritt, dann eilt auch der Künstler, die Räume seines Festes fort aus der engen Stadt, und sind es auch Münchener Prachtbauten, in die freie, frische Natur zu verlegen. München ist leider von derselben gerade nicht übermäßig reich in seiner nähern Umgebung bedacht worden. Der geschmackvoll angelegten und sich besonders durch einen Reichthum an fließendem Wasser auszeichnenden »Englischen Garten« ausgenommen, bieten nur Ufer der schnell rauschenden grünen Isar, dieser wilden Tochter des Gebirges, einige hübsche Punkte, die sich für ländliche Feste eignen, dar. Auch das Klima ist für gewöhnlich nicht gerade der Maienlust besonders günstig, und läßt oft am Abend eines sonnigen Tages sich sehr nach dem wärmenden Mantel, ja sogar nach dem Feuer des Ofens sehnen. Doch wer nur frische Lebenslust in der Brust fühlt und nicht an Hypochondrie oder Gicht und Zipperlein, und wie diese bösen Feinde der freudigen Lust noch sonst alle heißen mögen, zu schleppen hat, der findet auch wohl einen schönen Tag und einen passenden Platz, selbst in Münchener Gegend und Münchener Klima, um den Mai, diesen Monat aller Monate, auf würdige Weise durch ein eigenes Fest zu begrüßen. Und gerade dieß bisher so wunderbar schöne Jahr 1846 (wir wollen es nicht verrufen), wo man statt in München, unter Italiens milden Himmel und in seine reiche Vegetation sich versetzt glauben konnte, und Mitte Februar mit Behagen den Nachmittagskaffee im Freien schlürfte, forderte doppelt zur Begehung des Maifestes nach alt gewohnter Sitte auf. Erlaubt es nur immer Wind und Wetter, wie der Schuster zu sagen pflegt, so wird, wie billig, der erste Tag des Monats zum Festtag auserkoren, sonst aber der nächste, der es gestattet. Der Anfang Mai ward dießmal nicht von den Münchenern mit der heitern Freude, wie es sonst gewöhnlich zu seyn pflegt, sondern im Gegentheil mit ängstlicher Spannung erwartet. Die Erhöhung des Bierpreises, von sechs auf sieben Kreuzer per Maß, trat an diesem gefürchteten Tage zum ersten Mal ein, und wer die Stadt und ihre Bewohner kennt und weiß, was für eine Rolle dort das Bier in allen Kreisen einnimmt und gleichsam das fünfte Element bildet, kann leicht ermessen, was dieß bedeuten will. Dazu die Furcht vor ähnlichen Unruhen, wie sie vor zwei Jahren bei gleicher Gelegenheit, mit günstigem Erfolg für die Herabsetzung des Preises, statt gefunden hatten, und wie man sie in noch vergrößertem Umfange, allgemein erwartete. Doch die Künst-

ter, obgleich als gewöhnlich durſtige Kehlen bei dem Bieraufſchlag nicht unbedeutend betheiligt, beſchloſſen, ſich trotz aller dieſer Befürchtungen, die natürlich ungeheuer vergrößert von Mund zu Mund umherliefen, und die allgemeine Einäſcherung der Stadt gar in Ausſicht ſtellten, nicht einſchüchtern zu laſſen, ſondern wie gewöhnlich, heiter und froh ihr Maifeſt zu feiern. In dem früher geſchilderten „Stubenvollbräu“, dem Hauptquartier der Künſtler, ward die Sache eifrig beſprochen und berathen, ein Comité aus mehren geachteten Künſtlern beſtehend, gebildet, und beſchloſſen, am 1 Mai nach der „Menterſchwaige“, einem beliebten Vergnügungsort, zwei Stunden oberhalb Münchens, auf einem hohen Ufer der Iſar gelegen, zu ziehen, und in dem nahen Wäldchen dabei, nach althergebrachter Sitte, das Feſt des Mais zu begehen. Eine Annonce in den Zeitungen forderte nun Jeden auf, daran Theil zu nehmen, denn bei den Künſtlern iſt es lobend zu erwähnen, daß ſie ſich nie excluſiv abſchließen, ſondern Jedem, der ſich dazu geeignet fühlt, gern den Zutritt zu ihren heitern Feſten geſtatten, und ſich gegen acht und vierzig Kreuzer eine kleine ſilberne Medaille, die am grünen Bande an der Bruſt befeſtigt, als Theilnehmer des Feſtes bezeichnete, vom Comité zu löſen.

Wer am Abend des 30 Aprils das „Stubenvoll“, wo es bei ſolchen Gelegenheiten immer ſehr munter und lebendig zugeht, verließ, konnte kaum glauben, daß am andern Morgen ein Maifeſt ſtatt finden ſollte. Starke Infanteriepatrouillen marſchirten eintönig durch alle Straßen, Pferdegetrappel von Küraſſierpikets war oft vernehmbar, an jeder Straßenecke faſt ſtand ein Doppelpoſten der Gendarmerie mit aufgepflanztem Bajonnet; kurz, man konnte eher glauben, in einer vom Feinde belagerten Stadt, als in einer ſolchen, welche ein Maienfeſt feiern wollte, ſich zu befinden. Drohender noch wie aller dieſer Aufwand kriegeriſcher Rüſtungen, in denen das Miniſterium ſich gefiel, ſahen aber die dunkeln, ſchweren Regenwolken am Horizonte aus, und ließen ahnen, daß das Feſt im wörtlichſten Sinne zu Waſſer werden würde. Und ſo geſchah es denn auch am 1 Mai; es hatten ſich zwar eine Anzahl Muthiger am andern Morgen früh an dem, an der Iſar gelegenen Verſammlungsplatz eingefunden, allein vergebens, das Wetter war zu rauh und unfreundlich, und das Feſt mußte auf den nächſten ſchönen Tag verſchoben werden. Doch der gefürchtete erſte Mai ging in München vorüber, ohne daß auch nur ein Bierkrug von frevelnder Hand zerſchlagen wurde, das Wetter klärte ſich am Abend, viel für den nächſten Morgen verſprechend auf, und mit Recht konnte man hoffen, daß der zweite Tag des Monats ſich günſtiger erweiſen würde. Wahrlich, dieſe Hoffnung ward nicht getäuſcht, ein wunderſchöner Maienmorgen, wie nur der Himmel ihn ſeinen Kindern zu beſcheeren vermag, lachte am andern Morgen über der Stadt, und mit heitern Geſichtern verſammelte ſich die muntere Schaar am beſtimmten Platze. Um ſieben Uhr ſetzte ſich der lange Zug unter Lachen und Scherzen in Bewegung. Voran ein gut beſetztes Muſikchor mit paſſenden Melodien die Freude noch mehr anregend, dann die verſchiedenen Fahnen der Künſtler, von ſtattlichen Bannerträgern gehalten, maleriſch von leiſen Lüftchen entfaltet. Die große, ſtolze Fahne des „Stubenvollbräu“, den Beſuch des Kaiſers Maximilian bei dem Maler Dürer darſtellend, von dem genialen Maler Kreling, der uneigennützig ſtets ſeine reichen Kräfte bei allen ähnlichen Gelegenheiten dem allgemeinen Beſten darbietet, trefflich gemalt, glänzte vorzüglich. Die karakteriſtiſche Urſchrift, welche das Bild umgibt:

„Es ſprach der Kaiſer Maximilian, der Ritter ſonder Tadel,
Einen Dürer ich nicht machen kann, aus dreien Herrn von Adel.“

zeugt ſchon, wie auch in früheren Zeiten die wahre Kunſt geehrt wurde, und paſſet gar wohl zur erſten Fahne der Künſtler in München. Doch wie ſchwer auch die Kunſt iſt, konnten am Beſten die beiden Träger ihres Paniers beurtheilen, die, obgleich häufig von Andern abgelöſt, ihre Laſt nur mit größter Anſtrengung zu tragen vermochten. In bunter, zwangloſer Reihe, wie Laune oder Zufall gerade zuſammen führte, mit einzelnen Damen, meiſtens Frauen von Künſtlern, untermiſcht, zog nun der fröhliche Zug längs der rauſchenden Iſar, dem Feſtplatz zu. Nach einigen Intermezzo's, unter denen der Sturz des beliebten Künſtlerhundes „Takel“ in den reißenden Fluß und ſeine hochherzige, mit

Verluſt neuer gelber Handſchuhe bewerkſtelligte Rettung von Seiten des Malers B., die meiſte Aufmerkſamkeit erregte, und nachdem man ſich auf einer Zwiſchenſtation gehörig mit Speiſe und Trank geſtärkt hatte, kam man gegen Mittag an den Ort, der zum Ueberſchiffen beſtimmt war, an. Mit fliegenden Fahnen und rauſchender Muſik ward in zwei Abtheilungen der Fluß paſſirt, was trotz ſeiner geringen Breite, bei der ungemeinen Wildheit des Waſſers, welche die Fähre ſtets mehre hundert Schritte hinab reißt, eine ziemliche Zeit koſtete. Jetzt donnerten die Kanonenſchüſſe, mit denen der Wirth der »Menterſchwaige«, eine wahres Muſter für alle ähnlichen Wirthe, die Erwarteten empfing, vom hohen Ufer herab, die Muſik antwortete mit ſchmetternden Fanfaren, und freudig wurden als Gegengruß die mit grünen Zweigen aller Art verzierten Kopfbedeckungen, größtentheils in den zweckmäßigen und gut kleidenden ſogenannten »Räuberhüten« beſtehend, hoch über den Köpfen geſchwungen. Der ſteile Bergpfad, der beſonders den Fahnenträgern viel Mühe koſtete, ward jetzt raſch erklimmt, und mit voller Muſik zog nun der wieder geordnete Zug an dem ſtattlichen Gebäude des Gaſthauſes vorbei, nach dem ungefähr tauſend Schritt entfernten Tannenwäldchen, dem Platze des Feſtes und der Luſt zu. Verführeriſch qualmte der einladende Dampf kräftiger Speiſen, von dem im Wald improviſirten Heerd entgegen, lockend lagen die vollen Bierfäſſer im Schatten hoher Tannen, lüſtern winkten die zierlich aufgereihten Würſte und Schinken aller Art. Es war ein ſchöner, wirklich ſehr ſchöner Anblick für die hungernden und durſtenden Pilger, und es bedurfte keiner beſonders förmlichen Einladung oder großer Ceremonien und langer Zeit, ſo lagerte Alles, den Bierkrug in der einen, den Teller mit Wurſt, Schinken, Rindfleiſch und dem deutſchen Nationalgericht, dem Sauerkraut, in der andern Hand, in dem ſchwellenden, üppig grünenden Graſe, oder ſaß an den kunſtlos gezimmerten Tiſchen. Einige Künſtler, die bei dem früher geſchilderten Maskenball die Rolle der Köche dargeſtellt, hatten ſich ſo gut darin gefallen, daß ſie dieſelbe auch jetzt fortſetzten und ganz wie damals gekleidet, um ein großes Küchenfeuer eifrig das Kochen von Würſten beſorgten.

Allmählig füllte ſich gegen Nachmittag der Wald immer mehr mit Münchenern, Alt und Jung, vornehm und gering, hübſch und häßlich in bunter Auswahl kam herbeigezogen. Mit der Menge wuchs auch die Freude und heitere Luſt, ſinnig immer wieder auf's Neue von den unermüdeten Künſtlern angeregt. Mit großer Anſtrengung ward unter allgemeinem Hurrah und ſchmetternden Trompeten ein rieſiger Maienbaum aufgerichtet, und die Unbehülflichkeit, womit Manche ſich bei dieſer ungewohnten Arbeit benahmen, und trotz des guten Willens mehr dabei ſchadeten wie förderten, gab zu manchen Witzen und Lachen Anlaß. Doch der Baum mußte auch paſſend als Eigenthum der Künſtler bezeichnet werden. Schnell fertigten gewandte Hände eine mannshohe Palette aus Brettern im nahen Wirthshaus an, färbten ſie mit Braunroth, klebten mit großer Geſchicklichkeit Farbenkleckſe und Farbenblaſen aus farbigem Glanzpapier zuſammen, und brachten ſie auf der Palette paſſend an, ſtutzten ein Paar alte Beſen und mit Leinwand umwundene Strohbündeln als Pinſel und Wiſcher zu, die kreuzweis über genagelt wurden, und ſo ward dieß Künſtlerembleme unter allgemeinem Jubel erſt feierlich herumgetragen und dann hoch oben am Baume befeſtigt, damit es weit in das flache Land als Wahrzeichen der Münchener Künſtler hineinſchaue.

Jetzt hielt der geiſtreiche Fentſch, ein junger Beamter, eine ſinnige, Scherz und Ernſt glücklich vereinigende Frühlingspredigt, von einer aus Tiſch und Bänken ſchnell erbauten Tribüne herab, und verdienter allgemeiner Beifall begleitete ſeine Worte. Immer mehr nahm die Zahl der Theilnehmer nun gegen Abend zu, und konnte bald auf mehre Tauſende geſchätzt werden. Sacklaufen, Springen nach Semmeln und ähnliche Spiele, wurden von Bauerkindern unter Leitung einiger Künſtler zur allgemeinen Beluſtigung aufgeführt und boten wirklich oft ergötzliche Scenen den Zuſchauern dar. Dazwiſchen tönte wieder der Klang eines Walzers oder der in München übermäßig beliebten Quadrille der Cuzent'ſchen Reitertruppe, gut von dem voll beſetzten Orcheſter vorgetragen. Gruppen von Freunden und Bekannten fanden und trennten ſich wieder, zärtliche Worte wurden von feurigen Jünglingen an feurige

Damen geflüstert, und trotz des Erröthens von Letzteren gern gehört, süße Blicke ausgetauscht, ja gewiß vom Gebüsche verborgen, manch inniger Händedruck gewechselt. Nichts wie Frohsinn und Lust herrschte in den bunten Gruppen aller Art, froh und freudig feierten Tausende vergnügter Menschen den wunderschönen Maienabend in Gottes herrlicher freier Natur. Kein Zank, keine störende Disharmonie ward bemerkbar, voll Harmonie, wie Alles um sie herum, waren auch die Fröhlichen. Es war ein schönes, wahres Frühlingsfest, im vollsten Sinne des Wortes, Dank sei es den Künstlern, von denen die sinnige Anregung dazu ausging, und dem Publikum, was so freudig daran Theil nahm. Was aber gewiß von mancher zarten Dame schmerzlich vermißt wurde, war die gänzliche Abwesenheit der jungen Söhne des Mars, im gewöhnlichen Leben auch Leutenants genannt. Während Alles draußen froh und heiter war, stand das ganze Militär in den düstern Kasernen consignirt, und harrte jeden Augenblick des Befehles, seine Waffen gegen Biertumultuanten bewähren zu müssen. Glücklicher Weise eine ungegründete Besorgniß, welche den armen Damen, unter denen gewiß Manche ihren girrenden Ritter, der gerade bei dieser Gelegenheit so manches Wörtlein unbelauscht hätte sprechen können, recht schmerzlich entbehrte, am Meisten schadete.

Als die Sonne ihre letzten Strahlen über die Fluten der Isar zu senden begann, da rüstete sich auch der Zug der Künstler wieder zur Heimkehr. Eben so froh und heiter wie der Hinmarsch, war auch der Rückweg, und die Erinnerung an den froh verlebten Tag, drückte sich in Aller Züge aus. Beim Schein des Mondes in der Stadt angekommen, eilte Alles in die gewohnten Bierstuben, die noch unverletzt in alter Zierlichkeit da standen, den gewohnten Nachttrunk nicht zu versäumen.

Dieß war das Maienfest der Münchener Künstler im Jahr 1846, eben so froh begonnen, wie vollendet. Mögen diese Zeilen Allen, welche München und die dortigen Künstler kennen, eine angenehme Erinnerung an dieselben erweckt haben.

Memoiren
eines
Champagnerthalers.*

Von

Karl Wilh. Vogt.

Der Mensch bildet sich Wunder ein, welch eine wichtige Rolle er hienieden spielt. Mit stolzem Munde nennt er sich den Herrn der Erde; doch muß er die Richtigkeit des Sprichworts eingestehen: „Geld regiert die Welt,“ und ich insbesondere kann so einem Eingebildeten mit voller Wahrheit sagen: „Was Sie, mein Herr! erst werden müssen, bin ich schon lang' gewesen!“ Zu Staube wird er gemacht durch Verwesung, ich bin aus Staub entstanden durch verschiedene in der Münzstätte mit mir vorgenommene Manipulationen — und zwar aus Silberstaub.

Der Mensch mag immerhin Herr der Erde seyn, er ist ein Sklave des Geldes. Menschen sind es, welche den Staatskörper bilden; der edelste Theil aber eines Körpers ist das Blut — und Geld ist das Blut des Staatskörpers, denn wie der Geldumlauf stockt, so verwirrt sich der Lebensprozeß des Staates.

Wenn nun der Mensch „in seines Nichts durchbohrendem Gefühl“ Memoiren schreibt, wenn Napoleons Kammerdiener der staunenden Nachwelt die getreuesten Berichte hinterläßt, wie oft der Kaiser ein Bad oder ein frisches Hemd genommen: warum sollte ich meine eigenen Schicksale nicht aufzeichnen, ich! ein Mitregent der Welt. — Was ist Frankreich gegen die Welt?

Mein Adel ist uralt. Meiner Ahnen Geschlecht bewohnte Jahrtausende lang die Adern der merikanischen Gebirge. Gottselige Spanier brachten den harmlosen Menschen jener Gegenden endlich die Wohlthat der Inquisition und hetzten die Eingeborenen mit Hunden in die Gebirgsklüfte, um solche zu durchwühlen und den darin verborgen liegenden Silberstufen die Aufklärung, das Tageslicht zu bringen. Meine Voreltern traf gleiches Geschick. Sie wurden als Barren nach Europa

* Wie man die 3½ Guldenstücke scherzweise zu nennen pflegt.

gebracht und daſelbſt zu verſchiedenem Geräthe verarbeitet, welches abermals einige Jahrhunderte bei einer ſoliden Bürgerfamilie im Schranke ſtand, und nur bei höchſtfeierlichen Gelegenheiten, als Hochzeiten u. dgl. hervorgeholt wurde.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber traten harte Zeiten ein, das Silbergeräthe der ehrſamen Bürgersleute wurde umgeſchmolzen und zu Geld geprägt. Im Verlaufe der Jahrzehnte kamen dieſe Geldſtücke theils einzeln, theils in größern Maſſen durch und in die Hände eines Mannes aus jenem Geſchlechte, von welchem ein berühmter Humoriſt ſagt: daß es gleich nach ſeiner Geburt ſich einen Coupon abſchneide, um ihn für das jenſeitige Leben zu verzinſen.

Mit beſagtem berühmtem Humoriſten war dieſelbe überirdiſche Finanzſpekulation vorgenommen worden, vermuthlich aber ſind ihm nun Kapital und Zinſen verloren, da er den moſaiſchen Kredit, zu deutſch Glauben, verlor und nach weggeworfenem Talmud zu Doktor Luthers Bibelüberſetzung griff.

Jener Mann nun hatte eine außerordentliche Vorliebe zu dem Geſchlecht meiner Ahnen, denn auch ſeine Voreltern waren gewaltſam aus ihren rechtmäßigen Sitzen vertrieben worden, und ſein Geſchlecht mußte gleich dem Unſrigen unſtät in der Welt kurſiren, oder vielmehr vagiren, nur daß man ſeines eben ſo ſehr haßte und mit empörender Grauſamkeit oft verfolgte, als man das unſere liebte. Er trieb dieſe Liebe ſo weit, daß er alle ihm in die Hand kommenden Münzen beſchnitt. Er hoffte wahrſcheinlich durch dieſe Ceremonie auch uns der großen Verheißung ſeines Volkes theilhaftig zu machen: „daß wir zahlreich werden ſollten wie der Sand am Meere, und verſammelt werden in den Schooß Abrahams,“ in welchem nämlich er ſelbſt ſaß und ſeine Geldkiſte im eigenen Schooße trug.

Nachdem der gute, für mein Geſchlecht ſo väterlich beſorgte Mann mittelſt ſeiner Beſchneidungsmethode ein bedeutendes Quantum abgefeilten Silberſtaubes beiſammen hatte, trug er es in die landesherrliche Münzſtelle, wo der koſtbare Staub, welcher höher geſchätzt wird, als die Aſche von Helden, eine ſchwierige Feuerprobe zu beſtehen hatte. Hierdurch und durch einen Schlag des Schickſales in Geſtalt eines Münzſtempels, entſtand ich. Nach zurückgelaſſenen Schlacken des Judenthumes war ich blank und ſchön, geziert mit dem Bruſtbilde eines chriſtlichen Fürſten und galt $3\frac{1}{2}$ Gulden.

Mein erſter Schritt war in die Hütten der Armuth. Der Herr Münzamtskaſſier, welchem ich nebſt andern meiner jugendlich glänzenden Brüder eingehändigt worden war, gab mich einem armen Bäuerlein, welches Brennmaterial zur Schmelze gebracht hatte.

Eben ſaß der zu Hauſe angelangte Kohlenlieferant im Kreiſe ſeiner nothdürftig gekleideten Familie beim Souper, welches aus Schlippermilch und Karteffeln beſtand, und erfreute ſich mit den Seinen an meinem herzerquickenden Anblicke, als ein Mann mit einem Herzen, härter als nur ein harter Thaler ſeyn kann, zum offenen Fenſter den Arm hereinſtreckte und mich, nebſt zwei obligaten Kartoffeln, den bekümmerten Leutchen entriß.

Es war der Bote des Rentamts, welcher mich ſeinem Vorſtande als längſt von meinen eidevant Beſitzern ſchuldig geweſene Abgabe pflichtmäßig einlieferte. Der würdige Beamte ſteckte mich in eine Papierrolle, welche er alsbald verſiegelte und in welcher ſich bereits neun und vierzig meiner Brüder befanden, die mich mit ungeheuchelter Freude empfingen. Aber, ach! „kurz war der Abſchied für die lange Freundſchaft.“

Denſelben Abend noch wurden wir als Vierteljahrsbeſoldung dem Beiſitzer eines Gerichtshofes übergeben, welcher uns mit einem Herzen empfing, weit ſchwerer als ſeine Börſe ſelbſt dann geweſen wäre, wenn wir uns verdreifacht hätten.

Ich habe ſeitdem häufig die Bemerkung gemacht und bewährt gefunden: daß Herz und Börſe eines Menſchen in einem gewiſſen magnetiſchen Rapporte zu einander ſtehen. Je ſchwerer das Eine, deſto leichter iſt das Andere dieſer Beiden und umgekehrt! Die großherzigſten Menſchen pflegen ihre Börſe und deren Inhalt auf die wegwerfendſte Weiſe zu behandeln, und bei Männern, deren Börſen am ſchwerſten, vollſten und umfangreichſten ſind, läßt ſich gewöhnlich gar kein Herz verſpüren.

Unſer Empfänger war zwar ſchon ſehr lange Gerichts**beiſitzer**, aber nie lange Geld**beſitzer**. Sein erſter Aktus, den er nun vornahm, war, uns aus dem papiernen Gefängniſſe zu befreien, und mit einem trüb-

ſeligen Lächeln zu überzählen. Darauf begann er ſeine Runde zu Schuhmacher, Kleidermacher, Fleiſcher, Viktualienhändler, Krämer und andern Abhelfern menſchlicher Bedürfniſſe. Ueberall wurde er, zwar durchaus nicht mit offenen Armen, aber mit offenen Händen empfangen; überall ließ er einige von uns zurück, gab gute Worte und erhielt harte Reden, bat um Geduld und man zeigte ihm das Gegentheil, war demüthig und ward anmaßend behandelt.

Endlich war ich von allen meinen Brüdern verlaſſen. Ich kam mir vor, wie Coopers letzter Mohikaner, und mein Beſitzer konnte mit Wilhelm Tell von mir ſagen:

„Ich habe keinen Zweiten zu verſenden.“

Er lenkte ſeine Schritte einem palaſtähnlichen Gebäude vorüber, welches ich ſpäter als Bräuhaus kennen lernte. Als deſſen Beſitzer, welcher ſich eben in den Sattel einer engliſchen Vollblutſtute geſchwungen hatte, bei meines Inhabers Anblicke ſogleich wieder abſtieg und ihn auf ein Paar Worte einzutreten bat, da dachte ich in meiner bekümmerten Seele, hier würde ich als letzter Seufzer der geleerten Taſche ausgehaucht werden. Aber anderes hatten die hohen Götter beſchloſſen!

Der ſtattliche Brauherr war wegen Bierverfälſchung und Uebervortheilung des Publikums in Unterſuchung und ſuchte den Beiſitzer, ſeinen Richter, durch Ueberreichung einer Summe zu beſtechen, die deſſen Jahrgehalt bei weitem überſtieg. Vergebens! Der Mann glühte für ſeine Pflicht und wies die Verſuchung von ſich.

Wir erreichten endlich ein enges, finſteres Gäßchen, aus deſſen unanſehnlichſtem Hauſe ein neunſtimmiger Chorus erſcholl. Es war aber ſolcher nicht der Camönen Geſang, ſondern das Rufen der Kinder des Gerichtsbeiſitzers um Brod.

„Er zählt die Stimmen ſeiner Lieben,
und ſieh', ihm fehlt kein theures Haupt.“

Ja wohl, ſeid ihr mir *theure* Häupter! ſeufzte der Mann, welcher mich in der Taſche trug und zu deſſen übrigen Titeln nun auch folgender geſetzt werden konnte: Inhaber eines großen Thalers und mehrer unſaldirten Rechnungen.

Die neun Brod begehrenden Klagſtimmen waren eben ſo viele arteſiſche Bohrer, welche in ſeinem Herzen nach edelm Metalle ſchürften, und mit den Worten:

„Kann ich die Thaler aus der Erde ſtampfen?
Wächſt mir ein Wecken in der flachen Hand?“

kehrte er zu einem Bäckerladen zurück, wo er ſich neun Brode reichen ließ. Der Bäckermeiſter, der mich wechſeln ſollte, gab die verlangten Brode als milde Gabe und behielt mich als Abſchlagszahlung der von dem Gerichtsbeiſitzer reſtirenden Schuld.

So war alſo zwar ich nicht gewechſelt worden, ſondern ich hatte meinen Herrn gewechſelt.

Der neue Beſitzer beſah mich einigemale auf beiden Seiten, dann ſperrte er mich in ein Säckchen voll verſchiedener Thalerſorten, welches er ſeinem vor drei Wochen als **Candidatus Philosophiae** auf die hohe Schule gezogenen Sohne in die Reſidenz ſchickte.

Der edle Bäckerſprößling hatte ſich eine eigene Art von Geldbewahranſtalt errichtet, welche jungen Leuten mit einer gewiſſen Lebensweiſe beſonders empfohlen zu werden verdient.

Er öffnete nämlich ſeine Kommode, warf alle darin befindlichen Artikel ſeiner Leibwäſche wirr und bunt mit einer Hand durch einander, während er mit der andern Hand die friſch angekommenen Geldſtücke darein ſäete. Seinen Zweck erreichte er hierbei vollkommen, denn

1) konnte er nicht alle Baarſchaft auf einmal ausgeben, weil er zu bequem geweſen wäre, ſie unter all' den Waſchſtücken zuſammen zu ſuchen;

2) hatte er Anfangs bei jedem herausgenommenen Waſchſtücke das Vergnügen, Geld zu finden; und

3) blieb ihm, wenn die Subſidien auf die Neige gingen, immer noch die angenehme Hoffnung neuer Entdeckungen und ein allenfallſiges Deficit ſeinen angenehm getäuſchten Augen länger verborgen.

Ich blieb nicht lange in der ſüßen Muße meines Tusculanums, einer leinenen Unterhoſe. Das Bedürfniß einer ſolchen rief mich an das Tageslicht, und die Luſt am Ueberfluſſe brachte mich mit in die Studentenkneipe, „Commercehaus“ genannt.

Ich wähnte mich Anfangs an ein Berathungsfeuer indianiſcher Häuptlinge verſetzt, denn dichte Rauchwolken erfüllten den Saal, und geſtatteten nur ſelten den Anblick der

hochgewachsenen, jugendlich schönen Gestalten, welche schmauchend und aus Pokalen von abenteuerlicher Form trinkend, mit einem Ernste beisammen saßen, welcher sich für ein Tribunal oder einen Kriegsrath gepaßt hätte. Stolze, drohende Augen blitzten aus bärtigen Antlitzen und vielbenarbte, durch Hieb- und Stoßinstrumente durchbohrte Mützen hingen mehr an den Lockenhäuptern, als daß sie selbe deckten. Die Brust der Angesehensten schmückten dreifarbige, mit allerlei Hieroglyphen bemalte Bänder. Die Neophiten und minder Tapfern mußten sich mit einfacheren Abzeichen und zwei Farben begnügen.

Mein Besitzer, welcher seit den drei Wochen meines Hierseyns sich fünfmal mit Ruhm und Glück geschlagen, auch gleich einem Germanen aus der Zeit des Tacitus trinken konnte, schien bereits eines ziemlichen Ansehens sich zu erfreuen.

Kaum hatte er sich gesetzt, da schienen die berathenden Häuptlinge eine religiöse Ceremonie zu beginnen. Es erhob sich nämlich ein feierlicher Gesang, bei dessen Klängen er und alle übrigen Neophiten, „Füchse“ genannt, sich ehrfurchtsvoll erhoben und die Häupter entblößten.

Nach geendetem Festgesange, als Jedermann wieder Platz genommen und sein Haupt mit Sorgfalt bedeckt hatte, traten zwei junge Männer voll gravitätischen Ernstes in die Trinkhalle, welche Aller, aber nichts weniger als freundliche Blicke auf sich zogen.

Nicht nur die ganz verschiedene Farbe ihrer Bänder und sonstigen Abzeichen gab sie als Fremdlinge in dieser Versammlung zu erkennen, sondern auch der Umstand, daß sämmtliche Hunde der Gesellschaft (jedes Mitglied hatte wenigstens einen Pudel, Pincher oder Bulldogg unter seinem Stuhle liegen), welche bisher ganz ruhig und einträchtig sich verhalten hatten, sich in Masse erhoben und die vierfüßigen Begleiter der eingetretenen Gäste unter vielfachem Knurren und beiderseitigem Zähnefletschen beschnupperten.

Während den Angekommenen mit Ernst und Würde Plätze angewiesen und volle Pokale vorgesetzt wurden, begann die Meute, welche sich weniger um den Comment zu kehren schien, ein Geraufe, durch welches das eben in vollem Chor angestimmte Lied

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“

nicht nur nicht gestört, sondern vielmehr auf eine passende Weise accompagnirt zu werden schien.

Als aber die Sänger schwiegen, wurde durch einige wohl angebrachte Hetzpeitschenhiebe auch die Ruhe unter dem Tische hergestellt, was um so nothwendiger war, als daselbst Platz für mehre der verehrlichen Zecher nöthig wurde, welche sich nun verschiedene Ehrentitel zuriefen, als da sind: „Doktor, Privatdozent, Recensent, Notar, Professor, ja sogar Pabst!“ worauf jedesmal der Titulirende wie der Titulirte ein Bedeutendes tranken. Ich bemerkte, daß mehre der Herren Füchse von den „Altburschen“ und „bemoosten Häuptern“ als Doktoren begrüßt wurden, worauf sie jedesmal sich von ihren Sitzen erhoben, sehr artig die Mützen abnahmen und einen Schoppen ausstürzten.

Einer der Fremdlinge faßte ebenfalls meinen Besitzer scharf in's Auge und rief ihm zu: „Fuchs! Doktor!“ Viel zu bescheiden aber, um sich einen solchen Titel anzumaßen, lehnte dieser das Kompliment auf eine mehr als lakonische Weise ab, indem er stillschweigend den Rest in seinem Pokale auf den Boden schüttete.

Der Andere schien den Sinn dieser Handlung gehörig zu würdigen und in den Ideenkreis meines Besitzers einzugehen, indem er früher ertheilten Doktortitel alsbald in den Ausruf „dummer Junge!“ abänderte, worauf mein Inhaber ein trockenes und, wie es schien, billigendes „Ist gut!“ erwiederte.

Von diesem Augenblicke kam jener Ausruf sehr in Schwang, und die beiden Fremdlinge schienen in keiner andern Absicht gekommen zu seyn, als um dieselbe Benennung etwa ein Dutzendmal den Einen zu geben, und von den Andern zu erhalten.

Ich weiß nicht, wie es kam! Zwei Tage später standen mein Besitzer und der Fremde sich mit blanken Schlägern gegenüber, bei welcher Gelegenheit ich meinem Herrn das Leben rettete, indem ich einen Stoß des Gegners auffing und die Spitze seiner Waffe krumm bog. Bei dem Trinkgelage, welches mein Eigenthümer zur Siegesfeier hielt (denn er hatte dem Fremden eine dreikantige, blutende Stoßwunde versetzt), trug ein „altes Haus“ demselben an, mit ihm Brüderschaft

zu trinken. Zwei Minuten nachher vertraute er ihm den Umstand einer kleinen Geldverlegenheit, und der von Stolz und Rührung trunkene Fuchs (er war keineswegs le renard subtil Coopers!) gab ihm seine ganze Börse. Den nächsten Tag schon sollte ich den eigentlichen Zweck meines Daseyns erfüllen, denn mein neuer Eigenthümer warf mich dem berühmtesten Restaurateur der Hauptstadt für eine Bouteille Pillery mousseur hin, die er zum Frühstück ausgestochen.

Der Restaurateur steckte mich, sobald seine Gemahlin sich einen Augenblick entfernt hatte, mit bedeutungsvoller Miene in das Mieder seiner Favoritaufwärterin, und diese gab mich nebst einigen andern vollgültigen Münzsorten in Gold und Silber, die sie von verschiedenen Stammgästen auf eben so mysteriöse Weise erhalten hatte, für einen Schaal aus, welcher der Gattin des Präsidenten zu theuer gewesen war.

Der Kaufmann, welchem sie mich ausbezahlte, schloß Abends seinen Laden, ging in ein Weinhaus, und verlor mich im Whist an einen Offizier; dieser gab mich des andern Tages einem Pferdehändler als Darangeld. Der ehrliche Roßkamm schwankte Abends schwer beladen seiner Wohnung zu, wo die zärtliche Ehehälfte Nachts die Geldkatze des Schnarchenden durchmusterte und ein Paar Prozentchen des Inhalts für sich behielt. Für diese (auch ich war dabei) kaufte sie nächsten Tages ihrem Cicisbeo eine Vorsteknadel. Der Hebräer aber, welchem sie dieselbe abgehandelt, war der Nämliche, aus dessen Silberfeilspänen ich einst entstanden war. Er beschnitt mich und gab mich hernach einem Buchhändler für ein merkantilisches Noth- und Hülfsbuch.

Von diesem erhielt mich ein Literat als Honorar, in dessen Tasche ich wohl auch nicht lange bleiben werde, und welchem ich diese meine Erlebnisse in die Feder diktirte: ne omnis moriar!

Aus Hamburg.

Im Juni.

Hoffmann von Fallersleben ist nach Texas ausgewandert; er begab sich hier an Bord des Schiffes Phantasie, und da er selbst den Wind machte, legte er die Reise mit Blitzesschnelle zurück. In diesem Augenblick schaut er von den Zinnen seines Blockhauses auf seine vierhundert Morgen texanischer Erde, mit denen ihn seine dortigen Gönner und Freunde bekanntlich beschenkt haben; oder sitzt, die Büchse auf dem Knie, auf seinem Mustang und jagt durch Prairien und Wälder, und nimmt Luguar, Bär und Büffel auf's Korn. Abends schreibt er Epigramme auf Santa Anna und andere Missethäter und auf den deutschen Michel. Dem Letztern wollen wir jedoch zum Trost sagen, daß nicht der ganze Hoffmann, sondern nur ein Stück von ihm nach Texas an Bord gegangen ist. Das beste Stück von Hoffmann hat sich allerdings eingeschifft, wir werden aber gleich sehen, welche schlechte Acquisition die deutsche Kolonie drüben an demselben gemacht hat. Das Phlegma ist geblieben. Zur Sache! Vor einigen Tagen kam uns ein kleines Büchlein zu Händen, das den Titel trägt: „Texanische Lieder," und, wie wir bestimmt wissen, Herrn Professor Hoffmann zum Verfasser hat. Statt des wahren Druckorts, der wohl nicht weit von hier gelegen ist, steht San Felipe de Austin angegeben. Das Büchlein zählt ein und dreißig Gedichte nach bekannten Singweisen, ohne diese thut es der Dichter nie. Welche Tendenz athmet nun in den angeblich texanischen Liedern? Man merkte ihnen gar leicht die Region an, in der sie entstanden sind: in der Tropenatmosphäre des Kneipkellers nämlich. Herr Hoffmann schildert Texas als das freieste, schönste, fruchtbarste Land der Erde; dem deutschen Michel, gegen den ein Theil der Gedichte gerichtet ist, macht er den Mund nach dem texanischen Paradiese gehörig wässern; die Auswanderung dahin findet in dem Poeten einen begeisterten Beförderer. Schon dieses Umstandes wegen halten wir es für unsere Pflicht, dieser pseudotexanischen Muse die Larve vom Gesicht zu nehmen. Herr Hoffmann selbst ist nichts weniger als gesonnen, den Fuß in sein gepriesenes Texas zu setzen. Er will nur den deutschen Michel und den deutschen Philister, gegen den er in seinen transatlantischen Liedern ebenfalls zu Felde zieht, hinüber expediren, um es sich noch etwas bequemer machen zu können. Was uns ferner bewegt, unser Urtheil über das Treiben des Dichters abzugeben, ist die Ueberzeugung, daß derselbe sich auf dem Wege befindet, seine ohnehin höchst beschränkte Popularität ganz und gar einzubüßen, und die Achtung, welche wir vor der deutschen Nation hegen. Den deutschen Säuen wirft Herr Hoffmann seine texanischen Perlen vor, er schimpft auf den Michel und auf den Philister, und dies geschmähte Brüderpaar ist es doch, aus deren schmaler Tasche er eine ganz ansehnliche Leibrente bezieht, mit diesem Brüderpaar steht doch Herr Hoffmann auf Du und Du, geht doch mit ihm Arm in Arm, trinkt doch mit ihm aus

Einem Glaſe. Und ich wollte Niemanden rathen, dem Sänger gewöhnlichen Rebenſaft vorzuſetzen, ſeine dichteriſche Zunge iſt an die beſte Blume des Traubenſelts gewöhnt. So Du mir, ſo ich Dir. Wäre die Poeſie, mit der uns Herr Hoffmann traktirt, eben ſo vortrefflich, als der Wein, den er verlangt, wir würden ſchweigen, aber dieſe Poeſie iſt nichts als der trivialſte Fuſel, ſtinkender Fuſelgeiſt, der die Trinker vergiftet, vor dem man ſich am Ende gern in den Mäßigkeitsverein flüchtet. Hier einige Proben aus den texaniſchen Liedern.

„Das Lied vom deutſchen Philiſter“ beginnt wie folgt:

Der deutſche Philiſter das bleibet der Mann,
Auf den die Regierung vertrauen noch kann,
Der paſſet zu ihren Beglückungsideen,
Der läßt mit ſich Alles gutwillig geſcheh'n.
Ju vivallara, ju vivallara, ju vivalla ralla ralla ra!

Man ſieht, Herr Hoffmann hat ſeine Mutterſprache, die er in Deutſchland verlernte, auch in Texas nicht ſtudirt.

„Vetter Michels Vaterland“ fängt ſo an:

Sag wo iſt, ſag wo iſt Vetter Michels Vaterland?
Sag wo iſt, ſag wo iſt es doch?
Wo das Volk ein gehorſamer Knecht iſt,
Und die Willkür immer im Recht iſt.
Da iſt, da iſt Vetter Michels Vaterland.

Sind das nun die Weiſen, die anzuſtimmen einem deutſchen Manne im Unglück, in der Verbannung, einem Manne von Talent geziemen; iſt das die rechte Art, ſein Volk aufzuklären, aufzuwecken? Hoffmann ſtreut dem Philiſter und dem Michel Sand in die Augen und hinterher verhöhnt er ſie, daß ſie nicht ſehen können. Mit Recht rügte es die Trier'ſche Zeitung jüngſt, daß der Dichter den Werth der deutſchen Nation nur nach der Höhe der Almoſen abzumeſſen ſcheine, die ſie ihm zufließen laſſe. — Die Auswanderung iſt kein Glück für Deutſchland, aber ein Glück iſt es, wenn ſolche Geiſter an Bord gehen. Hoffmanns Muſe iſt jetzt in Texas, möge ſie dort bleiben und uns verſchonen, hier hat ſie ſich längſt ſelbſt überlebt.

Randgloſſen und Anderes.

*** Wir entnehmen der Spieker'ſchen Zeitung: Kiß's Reiterſtatue Sr. Majeſtät Friedrich Wilhelms III, deren Modell im Atelier des Künſtlers ausgeſtellt wird, iſt ein Denkmal, welches eben ſo wohl für die Geſinnung derer, denen es die Entſtehung verdankt, als für die Wahl deſſen, der es ausführt, ein rühmliches Zeugniß ablegt. Die Stände des Königreichs Preußen errichten dem König ein Denkmal, das auf die ſpäteſte Nachwelt ſein Bild verewigen wird: in ſeinem Herrſcherſchmucke mit dem Hermelinmantel geziert, den Lorberkranz auf dem Haupt, blickt der ritterliche König von dem muthigen Pferde herab, das er mit ſicherer Hand regiert, in edler, ſchöner, wahrhaft königlicher Haltung, in der Blüte ſeiner Jahre dargeſtellt, wie Viele unter uns ihn oft, und immer mit gleicher Freude, Liebe und Verehrung geſehen haben. Die Kette des ſchwarzen Adlerordens blickt unter dem Hermelinmantel hervor: die Bruſt des Königs ſchmückt das Zeichen der kriegeriſchen Tapferkeit, das eiſerne Kreuz, und ſein Haupt der Lorber, der dem Sieger von Culm in vollem Maße gebührt, und der mit ſeinen ſchönen, edeln Zügen ein harmoniſches Ganze bildet. — Das Pferd ſcheint ſich in ſeiner muthigen Stellung, der edeln Bürde die es trägt, vollkommen bewußt, und nicht beſſer kann man den Herrſcher dargeſtellt ſehen, den das allgemeine Zeugniß und unzählige Darſtellungen als einen der gewandteſten und furchtloſeſten Reiter ſeiner Zeit nennen und bezeichnen. Zaum- und Sattelzeug entſprechen in ihrer Pracht dem Schmuck, welcher die Perſon des Königs umgibt: hiſtoriſch merkwürdig iſt es, daß die geſtickte Satteldecke und die gleichen Piſtolenhalfter aus den kunſtreichen Händen der Berliner Damen hervorgingen, welche dem König dieſe Arbeiten verehrt hatten, die bei ſeinem Einzuge in Berlin, nach dem glorreichen Kampfe der Jahre 1813 und 1814, ſein edles Roß ſchmückten. — Die vollkommene Aehnlichkeit des Geſichts wird den Beſchauer eben ſo ſehr anſprechen, als die Auffaſſung der Perſönlichkeit überhaupt, die im Leben impoſant und wahrhaft herrſchergemäß, hier im Bilde, auf das Treueſte und Wohlthuendſte wiedergegeben iſt. Die Statue iſt koloſſal und wird 18 Fuß erhalten. Das Ganze wird mit dem Piedeſtal zwiſchen 30 — 40 Fuß hoch, und wie wir hören, das letztere mit Basreliefs verziert werden, welche ſich auf die Regierung des Königs beziehen. — Einen ſchöneren Schmuck konnte Königsberg, die Hauptſtadt des Königreichs Preußen, nicht wohl ſich wählen, der, aus der Hand eines vaterländiſchen Künſtlers hervorgegangen, einen rühmlichen und überzeugenden Beweis liefert, wie ſehr die heimathliche Kunſt den Schutz und die Aufmunterung verdient, den die Vaterlandsliebe und das lebendige Gefühl für wahre Herrſchergröße ihr zu Theil werden läßt! S. H. S.

*** Die neue Oper von Flotow: „L'ame en peine“ hat in der Pariſer großen Oper Succeß gehabt. Beſonders gerühmt werden ein Jägerchor, eine große Arie der erſten Sängerin, an die ſich eine reizende Cabalette ſchließt, ein Bauernwalzer und eine Ballade. Ein Trinklied mußte wiederholt werden. Der Stoff der Oper iſt phantaſtiſch. Ein Landmädchen wird von einem Förſter geliebt, liebt aber ſelbſt einen Grafen. Eine

alte Brücke über die sie schreitet, um ihrem Geliebten Lebewohl zu sagen, bricht unter ihr zusammen und begräbt sie im Abgrund. Der Förster geräth darüber in Verzweiflung, der Graf heirathet eine junge Baronin. Im zweiten Akte erscheint das Mädchen als abgeschiedener Geist, als »Ame en peine", verzeiht dem ungetreuen Grafen und erkennt des Försters Treue an, indem sie ihn zu sich in den Himmel ruft. Trotz dieser den Parisern wenig zusagenden gespensterhaften Auflösung, hat auch das Buch von St. Georges interessirt. Das Stück spielt in Steiermark.

*** Von Ferdinand Duguè wurde dem Lesecomité des Theatre français eine Komödie vorgelesen, welches eben den Titel »das Lesecomité« führte. Das war ein kühnes Unternehmen, denn in dem Stücke waren handgreifliche Anspielungen gegen die Mitglieder des Comités selbst enthalten. Diese erhoben sich laut gegen die Annahme, der Dichter gab nicht zu, daß sein Werk Persönlichkeiten enthalte und wollte nur eine allgemeine Kritik darin ausgesprochen haben, eine Kritik über gewisse Mißbräuche, welche die ganze Welt kennt und die ihm wie jedem Andern zusteht. — Es konnte jedoch nicht fehlen, daß man das Verfahren Duguè's in einigen Blättern tadelte, allein dieß brachte den Herrn, der ein zornmüthiges Temperament zu haben scheint, nur noch mehr in Harnisch, und er droht jetzt sogar mit einer Komödie: „Die Journalisten."

*** Man weiß, daß Rossini den Wahlspruch über das Thor seines Palastes zu Bologna setzen ließ: Le sette note me l'hanno dato. Scribe führt zwei gekreuzte Federn über einem umgestürzten Dintfaß im Wappen. Jetzt soll auch die Mars sich ein bezeichnendes Symbol als Wappen erkoren haben, einen Fächer im azurblauen Felde. Ihr, als Repräsentantin der sogenannten grandes coquettes der französischen Komödie, kommt diese Offensiv- und Defensivwaffe der Koketterie von Gottes- und Rechtswegen zu. Es liegt Stolz und Demuth zugleich in dieser Wahl, und man kann die Mars, die stets so viele Beweise von esprit gab, auch hierin nur loben.

*** Ein bekannter Schriftsteller wurde neulich von einer Dame heimgesucht, die ein einnehmendes Aeußere hatte und daher von dem Schriftsteller, wie sich von selbst versteht, höflich empfangen wurde. »Mein Herr, begann sie mit einer Stimme, die für die keuschesten Zärtlichkeiten geschaffen schien, mein Herr, ich nähere mich Ihnen vertrauensvoll. Ich habe Ihre allerliebsten Schriften gelesen — (der Schriftsteller lächelte verbindlich) — und wünschte daher sehnlich Ihre Bekanntschaft zu machen, weil ich bei Ihnen Mitgefühl erwarten durfte. — Der Schriftsteller war von diesem Debut, von dem Aussehen und der Stimme dieser Frau so entzückt, daß es ihm nicht entfernt einfiel, einen Blaustrumpf vor sich zu haben. Er fragte ziemlich fade: Womit er dienen könne? — Die schöne Frau wurde ein wenig roth und blickte zur Erde. Der Schriftsteller ging noch mit sich zu Rathe, wie er es wohl anstellen sollte, die rosigen Lippen zu lösen und die vertrauliche Mittheilung denselben zu entlocken, als plötzlich — o Graus! o Schrecken! — die Unbekannte ein furchtbares Manuscript unter dem verdergenden Schal hervorzog. Der Schriftsteller faßte sich: „Wahrscheinlich elegische Poesien, dachte er, die ersten Hauche einer begeisterten Seele." Allein welche Täuschung! das Manuscript enthielt eine endlose Abhandlung über Eisenbahnen. Da stockte dem Manne der schönen Frau gegenüber die Rede im Munde und er mußte ihr das Feld überlassen, das sie auch durch lange Erörterungen während einer halben Stunde allein behauptete. Sie empfahl ihm endlich das dicke Manuscript, als ihr Erstgeborenes, und verließ ihn. Am andern Tage erhielt sie ihr Werk zurück, mit dem lakonischen Ausspruch Bernhardins von St. Pierre: Das Veilchen welkt hin und verliert seinen Duft, sobald es über das Gras hinausragt.

*** Als vor einigen Jahren Nikolaus Becker die Welt erfüllte und Aller Blicke nach dem Rhein gerichtet waren, da erfaßte es einen jungen Dichter in Kassel und in wenig Tagen war sein »Neues Rheinlied« fertig. Es lautete:

Zum Rhein nicht ergehens
Bald werden zu bezeugen
Deutschland kräftig Widerstehens
Franzosen zurückweichen.

Achtzehnhundert dreizehn dran denkens
Schanen in Mienen,
Leipziger Schlacht kränkens,
Wieder eben so dreinen.

Rheinlied zu singen; also ersinnen,
Bundesarmee gerüstet,
Niemals zur Besiegung umwinden,
Franzosen umsonst gebrüstet.

(Aus einer Kasseler Korresp. in der Hannov. Morg. Zeit.)

*** In Paris ist ein weiblicher Schwimmclub gegründet worden, »Club des naïades" betitelt.

*** Der berühmte Pierrot des Funambuletheaters in Paris, Debureau, dessen Lebensgeschichte Janin mit so trefflichem Humor geschrieben hat, ist in diesen Tagen an den Folgen eines Falles gestorben. Das eingepuderte Gesicht des alten Farceurs brachte stets eine unwiderstehliche Wirkung auf die Bewohner des Boulevard du Temple hervor, obgleich sie es alle Tage sahen, immer auf dieselbe eingepuderte Weise, so war es ihnen immer neu und Debureaus Laune, obgleich sie sich in dem beschränkten bestimmten Rahmen der Maske zu bewegen hatte, schien ihm unerschöpflich. Das war sie aber auch, und sie hat manches Jahr vorgehalten. Debureaus Bestattung war feierlich. Ein Haufe junger Handwerker in der Jacke und Bluse gab ihm das Geleite, denn er war ein Mann des Volks. Auch die Nationalgarde hatte Repräsentanten gesandt, denn Debureau war Grenadier der Nationalgarde und auf seinem Sarge ruhte der Säbel und die Epaulettes. Der Präsident des Comités der Verbindung der dramatischen Künstler, Baron Taylor, und eine Deputation derselben, darunter Bouffé, Levesntre d. Aelt. u. A. erwiesen dem Pierrot die letzte Ehre. Dann kamen mehre Direktoren der Theater und viele Schauspieler und Schauspielerinnen. Von den Theaterdichtern und Schriftstellern waren auch Einige erschienen; man war überrascht, Janin nicht zu erblicken, der einst Debureau so hoch erhoben hatte und die Blicke der Zeitgenossen auf ihn hinlenkte.

Das fünfzehnte Modebild als artistische Beilage.

Ausgegeben am 13 Juli 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Digitized by Google

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

II. Band. 5. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Eine alte Handschrift. — Spanien und die Spanier. I. — Herbstglück. Von Emma Niendorf. — Lieder von Wilhelm Caspary. — Hamburger Kunstausstellung. — Aus Baden. — Randglossen.

Eine alte Handschrift.

Ich arbeitete einst in der Privatbibliothek eines alten Herrschaftshauses. Die Büchersammlung war von bedeutendem Umfang und besaß einzelnes Ausgezeichnete und Seltene; da sie aber schlecht geordnet, wurde ich mehre Tage aufgehalten. Der Zufall spielte mir einen alten, in Schweinsleder gebundenen Quartanten in die Hand, der mir für meine Zwecke manches Schätzbare lieferte; er hieß: **Donati rosetum dolorosum centifoliatum**, das ist: schmerzhafter, hundertblätteriger Rosenbart u. s. w.

Was mich aber am meisten an diesem Buche interessirte, das waren mehre am Ende angeheftete Blätter alten, gelblichen Papiers, auf welche mit blasser Tinte und eckiger Schrift Bruchstücke aus einer merkwürdigen Geschichte aufgezeichnet waren, die sich in den Räumen, welche ich dermalen bewohnte, ereignet hatte.

Ich gestehe, daß es mir über dem Lesen in dem langen hohen Saal mit geschwärzten Wänden und erblindeten Fenstern gegen Ende so unheimlich wurde, daß ich hinaus eilen mußte in's Freie; erst den folgenden Morgen hatte ich den Muth, den Schluß zu lesen.

Die alte Handschrift lautet wörtlich, wie folgt:

Sonntag Palmarum.

Heute werden es gerade vier Jahre, daß wir aus Venedig hier angelangt sind. Diesen Tag habe ich jedes Jahr auf meiner Kammer mit Danksagung und Gebet gefeiert. Das Tagbuch von Wälschland habe ich endlich auch in's Feuer geworfen; denn es ist jetzt eine neue, schöne Zeit für uns angebrochen.

Ach, wie soll ich's dem Himmel danken, daß er meinen alten Augen die Gnade verliehen hat, meinen lieben gnädigen Herrn wieder frischen und fröhlichen Muthes zu sehen. All' die venetianischen Grillen und schweren Sorgen sind dahin; es ist, als ob er sich um zehn Jahre verjüngt hätte. Wie getrost schaute er heut morgen vom Söller nieder und nickte mir zu, als ich, die zarten

Junkerlein an der Hand, hinaustrat unter die blühenden Bäume auf dem Zwinger. Als die Glocken zuſammen klangen und wie ein frommer Lobgeſang in die blaue, heitere Luft hinaus hallten, da dankte ich Gott im Stillen, daß er mich noch ſolchen Mai erleben laſſen. Es iſt doch was Schönes um einen ehrlichen deutſchen Mai.

Im wälſchen Lande drüben war wohl Alles größer und reicher; aber es war auch heißer und üppiger und unter der gleißenden Fläche wohnten die Nattern und Scorpione. Ach! kann man denn in der That ein Stück von ſeinem Leibe ſo austilgen und wegwiſchen, wie den Staub von den Möbeln? Lieber Konrad, ſagte die gnädige Frau mit ihrer ſüßen Stimme, die Einem durch Mark und Bein geht, nehme Er mir ja die Kinder in Acht, daß keins Schaden habe. Ich nickte und konnte nicht antworten, denn es fiel mir heiß etwas ein. Hätte ich den gnädigen Herrn drüben über den Alpen auch ſo gehütet! — Sie reichte ihrem Gemahl die Hand und ging mit ihm hinüber auf die andere Seite des Gartens. Da geht ſie nun, dachte ich, rein wie ein Engel, und ahnet nicht in ihrem kindlichen Herzen, was wir für ſchwarze Sünder ſind.

Sonntag Rogate.

Die himmliſchen Strafgerichte verziehen eine Weile, aber ſie bleiben nicht aus. Das dachte ich wohl; es konnte, es durfte nicht ſo bleiben. Aber es iſt ein Jammer, daß die Unſchuldigen darunter leiden ſollen.

Die Katharina iſt angekommen, wie ſie uns bei unſerer Abreiſe gedroht hatte; den kleinen Buben hat ſie aber Gottlob nicht mitgebracht. Sie thut ſo fremd und zart! für eine Gouvernante hat ſie ſich ausgegeben. Das wär' mir die Rechte! Aber die gnädige Frau iſt ſo ſchwach und gütig gegen das Weib, daß es am Ende doch im Hauſe bleiben darf. Der Herr iſt finſter und einſylbig. Mir rief die Wälſche geſtern unten im Hausflur zu: Conradino, Conradino! Aber ich that, als hört' ich's nicht, und ging meiner Wege. Wenn's doch der gnädige Herr durchſetzen und ſie zum T— jagen wollte. Lachen mußt' ich doch, als ſie mit ihrer Flautenſtimme die kleinen Junker an ſich locken wollte. Aber der Curt kroch unter den Seſſel der gnädigen Mama und ſchrie, die Frau mit den großen Augen ſolle hinaus, und der Wolf (Wolfgang) warf ihr den Dolman in's Geſicht. Sie wurde bleich und ihre Augen glühten wie brennende Kohlen; aber gleich darauf ſtellte ſie ſich wieder zahm und kirr wie eine Katze.

Sonntag nach Trinitatis.

Einen hat ſie fortgeſchafft und die gnädige Frau wird's auch nicht mehr lange treiben. Himmliſcher Vater! ſollen denn dieſe armen Unſchuldigen mit leiden? Auf den Knien habe ich vor ihm gelegen, ihn bei ſeinem gemordeten Kind, bei ſeiner engelgleichen Gemahlin, bei dem Himmel und allen Heiligen beſchworen, dieſes Weib aus dem Hauſe zu ſchaffen. Aber er ſagte: Du biſt verrückt, alter Menſch; was kann die Katharina dazu, daß der Wolf geſtorben iſt; aber ich weiß, daß Du ſie nie haſt leiden mögen. Und als ich nicht abließ, hat er mich vor die Thür geworfen und wie einen Hund traktirt.

Satan, Satan, wer hat Dir dieſe Macht über uns gegeben? Die ganze Nachbarſchaft iſt in Aufruhr; es vergeht kein Tag, da wir nicht Beſuch haben: Alle wollen die ſchöne Katharina ſehen. Schon vier haben ſie ehelichen wollen; aber ſie hat's abgeſchlagen.

Neujahrstag.

Jetzt iſt's gar ſtill und leer bei uns. Der kleine Kobold wird bald über die Alpen herüber kommen. Und da meinen ſie, er ſolle adoptirt und ihm das ganze Erbe zugeſchrieben werden. Ja, wenn der alte Konrad nicht mehr lebte, könnte das vielleicht ſo gehen.

Geſtern ſprach ſie gar ſüß und traulich mit mir und wollte mich kirren. Ich ſtellte mich treuherzig und dachte, hinter einen ihrer Anſchläge zu kommen. Konrad, ſagte ſie, in acht Tagen kommt mein Bambino; er iſt ein gar zarter und feiner Junker worden, ganz das Ebenbild Deines gnädigen Herrn. Wie freue ich mich auf ſeine Ankunft. Weißt Du auch noch, Konrad, wie Du meinem ſeligen Mann, dem armen Giacomo, das Meſſer in die Kehle ſtießeſt? Hier — ſie tippte mir mit dem Finger, der mir glühend heiß däuchte, auf den Hals — hier war es eingedrungen. Ich ſtieß ſie zurück

und entwich. Aber Gott weiß, daß ich's nicht gethan habe, obgleich ich von der That gewußt und den Todten fortschaffen half.

Quasimodogeniti.

Das war eine elende Nacht gewesen. Ich glaube, es soll kein Schlaf mehr in meine alten Augen kommen, bis ich vollführt, was ich bei mir beschlossen habe. Die ganze Nacht hat ein Todtenvogel geschrien und sich an das Fensterblei angeklammert. Wem soll's gelten?

Gegen Hexen und Zauberer ist's keine Sünde. Und mit rechten Dingen kann das nicht zugehen. Nein, es ist ein gottgefälliges Werk und wäscht vielleicht einen Theil der Schuld von meinem Gewissen, die — — Gegen sieben Uhr kommt sie heute in die Bibliothek; das hab' ich auskundschaftet.

Zwei Jahre hat dieser Moloch hier gewüthet; drei Opfer sind erstickt vor seinem glühenden, giftigen Athem. Das dritte soll das letzte gewesen seyn.

Jubilate.

Sie hat mich damals verwirrt und konfus gemacht. Ich ging auf meine Kammer und grübelte über allerlei. Das Weib ist schön und von großer Macht. Bleich und traurig, wie die gekränkte Unschuld selbst, stand sie vor mir und ließ die großen Augen müde auf mir ruhen; sie ließ mich nicht vorüber; ich mußte ihr in den Garten folgen.

Siehe, sagte sie, ich bin nicht frei, ich bin gezwungen und gebannt durch einen schrecklichen Eid, den er mir abnöthigte; ein Schwur, über den die Teufel in der Hölle frohlockten. Ich gab Deinem Herrn, als Giacomo noch lebte, meine Seele zu eigen, und seit der Stunde hat mich mein guter Engel verlassen. Ich habe viele Wochen im Staub gelegen und mit Thränen und Schluchzen zur heiligen Jungfrau gebetet, aber umsonst. Darnach habt Ihr Euch wie Diebe fortgeschlichen in der Nacht. Der Schwur war verklungen und verhallt für ihn, das Feuer seines leichten Blutes war verraucht. Mich aber brannte der Eid wie ein Feuer auf der Seele; ich mußte — — ein blutiger Schatten, den Du auch kennst, ließ mir keine Ruhe. Ich mußte auf und zu Euch. Ich mußte mein Kind verlassen; die Angst der Hölle vermischte sich mit meiner Liebe. Ich überstieg die Alpen und suchte und fand Euch. Was kann ich dazu, daß sein Weib und seine Kinder starben? Gehörte er doch nicht der zarten blonden Frau; er war mein; der Teufel hatte uns zusammen gekuppelt.

Cantate.

Gewiß hast Du gelogen, Du schöne Schlange; gelogen der holden Nacht in's Angesicht. Also ein Seelenverkauf wär's gewesen! Ein eiskalter Schauer geht mir über die Haut. Wie kann ein Mensch dem andern Menschen seine Seele schenken? Das riecht nach der Hölle.

Er sagte, sprach Katharina zu mir, ich kann Dich nicht besitzen; darum verbleibe Deinem Mann; aber Deine Seele sollst Du mir geben. Und ich sagte sie ihm zu und verpflichtete mich mit den schrecklichsten Schwüren. — Kann dieß aber ein Mensch? Sind wir nicht Gottes? Ist's nicht eine arge Sünde, dergleichen nur zu denken? Aber es ist wunderbar. Sie schien mir, als sie jenes mit bewegter Stimme erzählte, rein und schuldlos, und ich fühlte einen Drang, sie zu rächen an ihrem Verführer. — Ach, so weit ist's mit mir gekommen, so schwach ist mein alter Kopf geworden, daß ich mich schier bethören ließ von diesem Weibe. Meine Erinnerungen verwirren sich und die Bilder der Vergangenheit rinnen vor meinem Gedächtniß in einander. Es war, glaub' ich, eine Zeit, wo ich diese Frau kannte als die ehrbarste und lieblichste ihres Geschlechts. Durch Fleiß und Sparsamkeit und eine immer heitere Laune war sie dem ehrlichen Giacomo sein Himmel auf der Welt. Welch ein heiliger Friede herrschte in jenem Haus, als wir's zum ersten Mal betraten! Wir brachten aber die schwarze Sünde mit und den blutigen Mord.

Rogate.

Wahrlich, mein gnädiger Herr ist sehr schwach geworden: er glaubt auch an das Mährchen und ist so weich und zaghaft, wie ein altes Weib. Es ist wahr, Konrad, sagte er, kann ohne mich nicht bestehen und ich nicht ohne sie. Und hätten wir uns an dem entlegensten Orte der Welt verborgen, sie hätte uns aufgesucht und gefunden. Jener Schwur, leichtsinnig in der Tollheit einer strafbaren Neigung gefordert und geleistet —

ich glaubte mich dadurch vor mir ſelber gerechtfertigt — hat eine Reihe von Verbrechen nach ſich gezogen und mich mit den Meinigen zu Grunde gerichtet. —

Jener Eid war ein Blendwerk des Teufels, ſage ich aber. Binden? Wie kann die Seele eines Menſchen an die eines andern binden. Sie hat ihm einen Liebestrank beigebracht. Wie kann man die Seele eines Andern beſitzen? Kann ich die Seele eines Weibes mein nennen, derweil der Leib eines Andern iſt? Ein närriſcher Handel, aber grauenhaft, wenn es wahr wäre. — Man muß nur dergleichen Dingen nicht Macht laſſen, daß ſie Einen unterkriegen; wenn's auch noch ſo ſchwer iſt, den Kopf oben zu behalten. Ei wie viel junge Herren mögen ſich ſchon die Seelen ſchöner Frauen haben ſchenken laſſen, und keine hat Ernſt gemacht. Soll da die Venetianerin die erſte ſeyn? Freilich iſt's eine Treuloſigkeit ohne Gleichen; darum ſoll ſie auch ſterben; ich bin das ohnmächtige Werkzeug in der Hand des höchſten Richters. Kein Erbarmen mit der Valantin, der Gule, dem Vampyr. Wenn Du ein Vampyr biſt, ſo ſoll auch der Scheiterhaufen nicht fehlen. Heute vollführ' ich's; Gott ſei unſern Seelen gnädig.

Späterer Zuſatz von fremder Hand.

Was an dem bezeichneten Abend in dem großen Bibliothekzimmer vorgegangen ſei, iſt nie genau bekannt geworden. Die Leiche der gnädigen Frau wurde nicht ausgeſtellt; man brachte ſie in den gegenüber liegenden — rechten — Flügel des Schloſſes. Als aber die zur feierlichen Beſtattung feſtgeſetzte Stunde erſchienen war, kam in dem Saale, in welchem die Leiche ſtand, Feuer aus, welches ſo ſchnell und mächtig um ſich griff, daß die ganze rechte Seite des Schloſſes niederbrannte. Von der Verblichenen war keine Spur mehr vorhanden. Die Sache iſt nicht anders zu erklären, als daß die große Menge leicht Feuer fangender Stoffe, davon man viele Ueberreſte beim Löſchen fand, dort abſichtlich mußten zuſammen gehäuft worden ſeyn.

Den alten Konrad hat ſeit dem Tode der gnädigen Frau Niemand wieder geſehen.

Der Herr Baron überlebte den Tod ſeiner zweiten Gemahlin nur wenige Monate. Seine Güter gingen auf den jungen Herrn über.

Obgleich nun ſpäter das Schloß durch den Neubau auf dem rechten Flügel wieder wohnlich wurde, ſo ſteht doch das Gebäude beim Volk in üblem Ruf. Beſonders gilt dieß von der Bibliothek, die freilich wegen des ſpärlichen Lichtes, das kaum am hellen Mittag zu arbeiten geſtattet und der vielen Winkel halber gar nicht geeignet iſt, jenen Aberglauben zu widerlegen. Verbeſſerungsvorſchläge werden zurückgewieſen; dazu habe man, heißt es, kein Geld. Kaum bringe ich es dahin, daß alle fünf Jahre die Decken geweißt werden. Dadurch wird es dahin kommen, daß dieſe einſt berühmte Bibliothek von keinem Gelehrten mehr beſucht werden wird.

Spanien und die Spanier.

I.

Die ſpaniſche Monarchie, ſagt Ford in ſeinem **Handbook for Travellers in Spain and Readers at home**, iſt eine Geſammtheit verſchiedener Provinzen, deren jede vormals ein beſonderes und unabhängiges Königreich bildete. Nunmehr durch Heirath, Erbſchaft, Eroberung oder auf andere Weiſe unter einer einzigen Krone vereinigt, beſtehen dennoch ihre urſprünglichen Verſchiedenheiten in den Verhältniſſen der geſellſchaftlichen Geſtaltung wie in denen der geographiſchen Abgränzungen ohne merkliche Veränderung fort. Dialekt, Trachten, Gebräuche, Lokalkarakter der Einwohner ſind unter einander eben ſo verſchieden, als das Klima, der Anblick des Landes und die Erzeugniſſe des Bodens. Der Menſch formt ſich in gewiſſem Maße nach der ihn umgebenden Natur, und der Bewohner der einen Provinz hat mit dem der benachbarten Provinz faſt nichts gemein; dieſe geſellſchaftlichen Schranken zu erhalten und zu befeſtigen, wirkt überdieß von Alters her jene erbliche, gegenſeitige Eiferſucht, wie ſie in Gedächtniß und Sitten kleiner Gränzſtaaten ſo tief ſich einzuprägen pflegt. Die

allgemeine Benennung Spanien, bequem für den Geographen und Staatsmann, kann den Reisenden nur zu Irrthümern verleiten. Ohne sich in durchaus unbestimmter Weise oder ganz ungenau auszudrücken, würde man über Spanien oder die Spanier nichts auf alle verschiedenartigen Theile dieser großen Ansammlung gleich Anwendbares sagen können. Die nordwestlichen Provinzen sind regnerischer als Devonshire, die Ebenen der Mitte dagegen sonnenverbrannter als die der Berberei; und der ackerbauende, schwerfällige Galizier, der gewerbfleißige Handwerker von Barcelona, der glänzende und üppige Andalusier sind unter sich so wesentlich verschieden, als die mannigfachen Karaktere, die man auf einem Maskenball auftreten sieht.

Weiterhin bemerkt er: es gibt, eigentlich zu reden, keinen König von Spanien. Unter den Königreichen, deren umständliche Herzählung die Schleppe des königlichen Titels ausmacht, findet sich kein Königreich Spanien. Der König ist König der Spanien, Rey de las Españas, und nicht Rey de España. Ueberdieß hat Spanien keine Hauptstadt, die einen allgemeinen Concentrationspunkt bildete, wie Rom, Konstantinopel, Petersburg, Wien, Lissabon, Paris, London, keine Stadt als großen Mittelpunkt der Erleuchtung, Sitz der Künste, der Wissenschaften und des Handels, zugleich auch offizielle Residenz des Hofes. Madrid kann vermöge seiner Lage niemals darauf Anspruch machen, ein solcher Mittelpunkt der Lebenskräfte der Halbinsel zu werden. Ihr Besitz würde einem Feinde keinen wesentlichen und dauernden Vortheil verschaffen, und keine entscheidenden und bleibenden Folgen für den Rest des Landes nach sich ziehen. Madrid hat in der That keine commercielle, militärische, politische oder nationale Wichtigkeit; es ist nicht einmal eine Ciudad wie Toledo, Sevilla, Granada, Leon, Burgos, Valladolid, sondern eine Villa. Madrid besitzt keinen andern Vorzug, als die Anwesenheit eines verdorbenen Hofes und einer stumpfsinnigen Verwaltung: beide um ein bis zwei Jahrhunderte zurück geblieben in Vergleichung mit den übrigen Höfen und Regierungen Europa's, in Unkunde der Grundsätze des gesellschaftlichen Lebens und der Nichtachtung der Rechte der Menschheit. Madrid zieht noch überdieß aus allen Ecken der Halbinsel eine Menge Abenteurer und Bittsteller an sich, die dahin kommen, die Gnade der Gewaltigen zu erhaschen oder die Gesetze der Mode um Rath zu fragen. — Gewalt und Mode! das reicht hin, um Madrid Lobpreiser zu verschaffen.

Die Hauptstadt, sagt Mr. Ford, ist den Spaniern ein Ziel des Ehrgeizes, ein Gegenstand der Eitelkeit vielmehr als der Anhänglichkeit. Die Bewohner der verschiedenen Provinzen meinen allerdings, der Hof zu Madrid sei der größte und prachtvollste der Welt, aber ihre Herzen gehören denn doch ihren Geburtsorten. Mi paisano, mein Landsmann, bedeutet nicht Spanier, sondern Andalusier, Catalonier ꝛc. Auf die Frage: woher seid Ihr? erhält man zur Antwort: soy hijo de Murcia — hijo de Granada, ich bin ein Kind aus Murcia u. s. w., eine Redensart, vollkommen entsprechend den Kindern Israel, den Beni der spanischen Mauren; heutzutage noch nennen die Araber aus Kairo sich Kinder dieser Stadt, Ibn el Masr ꝛc. Diese Gemeinschaft der Provinz oder der Stadt erzeugt einen gewaltigen Kirchspielsgeist, eine Art Freimaurerei, will sagen ein Familienband, etwas den Kameradschaften auf den Schulanstalten Verwandtes. Auf ihren Geburtsort beziehen die Spanier alle ihre Erinnerungen, Vergleichungen, Lobsprüche; nichts kommt in ihren Augen ihrer Provinz gleich, die ihr eigentliches Vaterland ist; la patria, d. h. Spanien im Allgemeinen, ist ihnen nur ein Deklamationsthema, eine Veranlassung, große Worte — palabras — anzubringen, die sie so sehr lieben, jene pomphafte, ihrem wohlklingenden, emphatischen Idiom sich so wundervoll aneignende Sprache. Wer noch von den entferntesten Zeiten bis auf unsere Tage die Spanier beobachtet hat, ist überrascht worden von diesem Geiste der Oertlichkeit, welcher einen der hervorstechendsten Züge des Nationalkarakters bildet. Niemals haben die verschiedenen Rassen der Halbinsel sich vermischen wollen, niemals, nach Strabo's Ausdruck, ihre Schilder vereinigen und zusammen stoßen, niemals ihre örtlichen Interessen zum Opfer bringen; im Gegentheil haben sie in den Zeiten einer Krisis stets die nämliche Tendenz an den Tag gelegt, wie wir noch jetzt sie sehen in abgesonderte Junten sich vertheilen, jede für ihre eigene Rechnung

handelnd, ohne ſich um den Nachtheil zu kümmern, der für die gemeine Sache unfehlbar daraus entſpringen muß. So iſt die Männlichkeit, ſo die Lebenskraft eines edeln Volkes neutraliſirt worden; die Glieder ſind kräftig, allerdings; ein edles Herz pocht in der Bruſt, aber es fehlt am Haupte, ihre Bewegungen zu ordnen und zu leiten. Auch heutigen Tages iſt Spanien nichts Anderes, als ein Bündel kleiner Staaten, durch einen künſtlichen Knoten zuſammen gehalten; da die Einheit fehlt, ſo fehlt auch die Kraft, und vereinzelt iſt es jederzeit geſchlagen worden. Das wohlbekannte Wort **Españolismo** drückt viel mehr die Abneigung gegen fremde Herrſchaft die hohe Meinung der Spanier von ſich ſelbſt aus — **Españoles sobre todos** — als eine wahrhafte Liebe zum Lande.

Hören wird Mr. Ford weiter:

„Vieler ſterblicher Menſchen Gebräuch' und Städte zu ſehen," — dieß war ſeit Ulyſſes der Reiſen Ziel; aber wie ſchwer iſt es, um des Herzogs von Wellington eigenen Ausdruckes uns zu bedienen, die Spanier von Grund aus zu kennen! Weſen, aus Widerſprüchen zuſammen geſetzt, bewohnen ſie das Land des Unerwarteten, ein Land, wo die Ausnahme zur Regel geworden, wo der Zufall, der Impuls des Augenblickes, die Hauptleiter der Handlungen ſind, wo die Männer, zumal kollektiv betrachtet, ſich wie Weiber und Kinder betragen. Ein Funken, ein Nichts genügt, um dieſe reizbare Maſſe in Bewegung zu ſetzen und unmöglich iſt es, die einfachſte Begebenheit vorher zu ſehen. Der Spanier ſelbſt begehrt niemals über die **Situacion actual** hinaus zu blicken, und wagt ſich niemals ſo weit, vorher zu ſagen, was morgen geſchehen wird. Sein Wahlſpruch iſt **Paciencia y barajar** (Geduld und Karten miſchen), und ruhig wartet er ab, welche Karte der nächſte Wechſelfall des Spieles bringen wird, denn ſein Glaube und ſeine Handlungsweiſe löſen ſich auf in dem Worte Reſignation. Der Islam der Morgenländer.

Vielleicht hat man den Schlüſſel zu dieſem ſonderbaren Volke nicht in Europa zu ſuchen, weil dieſe **Berberia cristiana** ein zum wenigſten neutrales Land zwiſchen den Reichen des Turbans und denen des Hutes, und weil ſogar nach vieler Leute Meinung der Anfang Afrika's bei den Pyrenäen iſt. Ein Umſtand wenigſtens ſteht feſt: in Spanien, urſprünglich durch die Phönicier civiliſirt, und lange Zeit hindurch im Beſitz der Mauren, ſind tiefe, unvertilgbare Spuren dieſer zweifachen Beſitznahme zurück geblieben. Im Orient müſſen wir die Analogien zu den ſpaniſchen Sitten ſuchen, und dann haben wir die Erklärung einer Menge Dinge, die mit unſern europäiſchen Begriffen nicht im Einklange ſtehen. Dieſes Land und dieſes Volk von Gewohnheitsmenſchen eröffnen auch ein reiches Feld dem Alterthumsforſcher, der auf jedem Tritte heidniſche und römiſche, anderwärts längſt verſchwundene Gebräuche entdecken wird.

Dieß ſind Thatſachen, die man nothwendig in Erwägung ziehen muß, um eine Menge nationeller und fremder Werke zu verſtehen, zu würdigen und zu genießen, welche Spanien, ſpaniſches Leben, Sitten und Geſchichte auf's bewundernswertheſte darſtellen, vom Don Quixote an bis zu Borrows Bibel in Spanien, von den ſtrahlenden Blättern des Livius bis zu Wellingtons Depeſchen, und in dieſen Werken, ſo wie in allen in die Zwiſchenzeiten fallenden, ernſt und leicht geſchriebenen Büchern, iſt es immer etwas Fremdartiges um die Geſchichte der Halbinſel und ihrer Bewohner.

Der Süden Spaniens iſt das klaſſiſche Land des Romans und des Ritterthums, des romantiſchen Ritterthums nämlich, aber auch nur der Süden allein, dieſes irdiſche Paradies der Mauren, und einige angränzende Provinzen; auch war es in dieſen letztern mehr eine Sache der Dichtung als der Wahrheit; denn die Halbinſel im Ganzen genommen, iſt der Uebung der irrenden Ritterſchaft nicht ſehr günſtig; man betrachte nur, um ſich davon zu überzeugen, ihre geographiſche Geſtalt und ihr Klima.

Da Spanien das ſüdlichſte Land Europa's iſt, ſagt Mr. Ford, ſo ſtellen Diejenigen, die es niemals durchreiſet haben, natürlich ſich vor, daß ſein Klima ebenfalls ſo köſtlich ſeyn müſſe, als das Klima Italiens und Griechenlands; dieß iſt ein großer Irrthum. Ein Theil der Seeküſten und einige geſchützte Provinzen im Süden und Oſten genießen im Winter einer milden Temperatur, und ſind während des Sommers der Glut einer beinahe afrikaniſchen Sonne ausgeſetzt; die nördlichen und weſtlichen Pro-

vinzen aber ſind feucht und regneriſch; die der Mitte entweder kalt und unfreundlich, oder von der Sonne verbrannt und vom Winde abgekehrt. Man hat in Madrid ſo ſtrenge Winter erlebt, daß Schildwachen erfroren ſind, und in den großen caſtiliſchen Ebenen iſt es keine Seltenheit, die Landſtraßen durch den Schnee geſperrt und alle Verbindungen unterbrochen zu ſehen.

Augenſcheinlich war alſo die Halbinſel im Allgemeinen betrachtet, kein Schauplatz für die irrende Ritterſchaft; es iſt davon in unſern Tagen nichts mehr übrig, und ſelbſt die etwa noch anzutreffenden Spuren ächter Ritterſchaft ſind bedeutungslos. Der ſpaniſche Adel, als Klaſſe, iſt der am tiefſten entwürdigte oder verächtlichſte Adel der Welt, denn er vergütet nicht einmal, wie der alte Adel Frankreichs, ſeine Unſittlichkeit durch perſönliche Tapferkeit und politiſche Loyalität. Mr. Ford behauptet, die untern Klaſſen ſeien aus beſſern Elementen zuſammen geſetzt, und ich will dieſes relative Lob gern anerkennen; wenn er aber weiter gehen und ſeiner Bewunderung des ſpaniſchen Volkes eine mehr poſitive Form geben will, ſo würde ich es wagen, gegen eine ſolche Meinung Widerſpruch einzulegen. Ein tapferes und hochherziges Volk iſt nie ein Volk von Meuchelmördern geweſen; nun aber möchte ich fragen, wie die Spanier ſeit den fernſten Zeiten ſich ausgezeichnet haben, wenn nicht als Meuchelmörder, oder was auf daſſelbe herauskommt, als Guerillos? Was für ein Muth gehört dazu, unglückliche Nachzügler aufzuheben, Verwundete zu überfallen, vereinzelte Abtheilungen in Hinterhalte zu locken, und dann ſie niederzuhauen? Treuloſe, unrechtliche Streiche ſind ſtets der Feiglinge Thaten, und ſelten verfährt der Spanier anders, ſei es im Kriege oder in Privatſtreitigkeiten. Stets bereit, ſeinen Gegner unverſehens mit dem Meſſer zu überfallen, hat er keinen Begriff von einem ehrlichen Kampfe mit gleichen Waffen. *

Zu ſolchen Schlüſſen gelangt man ſchon durch die Betrachtung der Thatſachen, welche Mr. Ford berichtet, der ſich eine ganz entgegengeſetzte Meinung gebildet zu haben ſcheint. Es ergibt ſich in der That aus ſeinen eigenen Zugeſtändniſſen, daß die ſpaniſchen Banditen, die in den Romanen eine ſo große Rolle ſpielen, die am wenigſten ritterlichen, die feigherzigſten aller Länder ſind. Nie ſetzen ſie das Leben gegen das Leben ein; ein wie allemal überfallen ſie den Reiſenden unverſehens in überwiegender Mehrzahl, und nachdem ſie alle Umſtände zu ihrem Vortheil berechnet haben. Dick Turpin, der Engländer, und Claude Duval, der Franzoſe, waren, in Vergleichung mit den berühmteſten unter Jenen, wahre Paladins, würdig, wie der ſchwarze Prinz, ein Heer von freibeuteriſchen Burſchen zu befehligen. Betrachten wir das Bild, welches Mr. Ford von dieſen Rittern der Landſtraßen entwirft:

Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß unter allen Ländern Europa's Spanien es iſt, wo das Syſtem des Diebſtahls mit Waffen auf öffentlicher Landſtraße, dieß klaſſiſche und ehemals allgemeine Syſtem, die wenigſten Veränderungen erlitten hat. Bei uns hat dieſe Geſtalt der Dinge ſich ſehr umgewandelt; Spanien iſt, was England vor ſechszig Jahren noch auf Hunslow Heath und Finchley Common * geweſen, was Italien noch vor Kurzem war, und jeden Augenblick wieder werden kann. Eine üble Nachrede kann man eben ſo gut einem Lande als einem Individuum anhängen; Spanien hatte ſchon im Alterthume dieſen Ruf, doch muß man gerecht genug ſeyn, zu bemerken, daß die Ankläger ſtets Ausländer ſind. Die Römer, welche keine gerechte Beweggründe hatten, Spanien an ſich zu reißen, ſahen ſich von den Guerillas der Eingeborenen überfallen, von jenen zuchtloſen Banden, welche den kleinen Krieg führen, das von Spanien ſtets beobachtete Vertheidigungsſyſtem; von dieſen unregelmäßigen Truppen geneckt, gaben ſie den Namen Latrones allen Spaniern, die ſich ihnen widerſetzten; ganz ſo, wie die Franzoſen im letzten Kriege ſie Räuber und Meuchelmörder nannten. Stets hat das ſpaniſche Volk die Waffen gegen die Ausländer ergriffen, welche ſich in ſeine Angelegenheiten miſchen wollten. Richtig iſt es, daß dieſe Gattungen von Patriotismus, abgeſehen von den Reizen, die er manchem Ehrſüchtigen bietet, am öfterſten einer Menge

* Dieſem Ausſpruche des Verfaſſers pflichten wir durchaus in Bezug auf die ſpaniſche Nation nicht bei. D. Red.

* Zwei Lokalitäten in der Umgegend von London, die in dem Rufe ſtanden, wie der Wald von Bondy.

von Landläufern zum Vorwande dient, die es höchlich erfreut, ihrem Hange zum Taugenichts- und Strolchenleben einen so stattlichen Anstrich geben zu können, statt durch Arbeit die rechtlichen Unterhaltsmittel zu gewinnen. So erklärt sich zum Theil der Eifer, mit dem man bei mehr als einer Veranlassung das ganze spanische Volk zu den Waffen greifen sah. Hierzu kommt, daß in gewissem Maße die Contrebande ihre Drachenzähne im Lande aussäet, und im Nothfalle Legionen Guerillos liefert, ein mit Bandit fast gleichbedeutender Ausdruck.

In vielen andern Ländern ist der Straßenraub verschwunden vor dem Zuwachs der Bevölkerung, vor der Vervielfältigung und der Menge der Verbindungsmittel. In Spanien sind die Entfernungen beträchtlich; die Landstraßen, deren nicht viele, durchschneiden lange, unangebaute Ebenen (dehesas), öde Städte, entvölkerte Distrikte (despoblados), ein Wort, das in Spanien wie im Orient häufiger vorkommt, als bei uns das Wort Dorf. Andalusien ist der gefährlichste Theil Spaniens. Diese Thatsache beruht auf mehren Ursachen: auf der zufälligen Beschaffenheit des Landes; darauf, daß es der letzte Schauplatz des Kampfes gegen die Mauren gewesen, und — in unsern Zeiten — auf der Nähe von Gibraltar, diesem großen Heerde der Contrebande, die als eine Schule der Straßenräuberei betrachtet werden kann. Der Straßenraub, eine minder fühlbare Landplage, wenn Ruhe im Innern des Landes es den Obrigkeiten gestattet, wirksame Mittel zu seiner Unterdrückung zu ergreifen, entwickelt sich nach einem breiteren Maßstabe in diesen Zeiten der Unruhen, welche die ganze Hefe der Gesellschaft aufrütteln und umwühlen. Friede, eine energische und fest gegründete Regierung allein könnte ihn gänzlich ausrotten; dieß aber sind leider seit lange her unbekannte Güter für das unglückliche Spanien. Indessen würde ein Handbuch über Spanien nicht vollständig seyn, wenn es nicht einige Einzelheiten über die Organisation dieser verbrecherischen Industrie und über die verschiedenen Kategorien der Individuen enthielte, die sich ihr ergeben; übrigens ist dieß einer der gewöhnlichsten Unterhaltungsstoffe der Reisenden. *

In der ersten Reihe stehen die Ladrones, oder Räuber im Großen: regelmäßig organisirte Banden, aus acht bis vierzehn wohlbewaffneten und wohlberittenen Individuen bestehend, unter den Befehlen eines Oberhaupts. Diese Gattung ist die gefährlichste von allen, und da sie die Reisenden selten anders angreifen, als vollkommen gesichert und mit allen nöthigen Vorsichtsmaßregeln, so ist Widerstand in der Regel unnütz und kann nur traurige Folgen herbeiführen. Das Klügste, was man in solchem Falle thun kann, ist, sich zu resigniren und der Aufforderung: boca abajo! boca á tierra! (nieder mit dem Gesicht! das Gesicht zur Erde!) Folge zu leisten, eine Aufforderung, die keine Weigerung zuläßt. Selten wird der Reisende, der eine Summe Geldes mit sich führt, welche mit seiner gesellschaftlichen Stellung im Verhältniß steht, üblen Behandlungen ausgesetzt seyn, man kann sogar, wenn man mit Ungezwungenheit, Zutraulichkeit und gefälligem Anstande sich seines Eigenthums begibt, von Seiten dieser Herren alle Rücksichten erfahren, die sich irgend mit dieser an sich ziemlich unangenehmen Operation vertragen; Pistolen und Säbel sind zuletzt nur ein armseliges Vertheidigungsmittel, verglichen mit guter Laune und gutem Benehmen. Der Spanier ist Edelmann von Natur und gibt jedem Anrufe Gehör, der an Eigenschaften gerichtet, auf welche seine Nation mit Grund stolz ist. Gleichwohl, und um diesen moralischen Garantien noch mehr Stärke zu geben, wird ein Engländer, der den Abenteuern in diesen unsichern Gegenden sich aussetzen will, wohl thun, einen Sack von fünfzig bis hundert Dollars mit

* Die Reisenden, welche die Serrania de Ronda und die wilden Gegenden zwischen Sevilla und Granada besuchen, werden unfehlbar von dem berüchtigten Jose Maria reden hören, der lange Zeit als unumschränkter Herr über diesen Landestheil waltete. Der Maler Lewis hat sein Bild nach der Natur gemalt: Jose Maria hatte mehr das Ansehen eines wackern Gastwirthes mit rundem Bauche, als eines Räuberhauptmannes. Er war klein von Wuchs, und schien nicht mit großer Muskelkraft begabt zu seyn; der Ausdruck seiner Gesichtszüge bezeichnete weder Wildheit noch Bosheit. Die Garotte endigte (in Sevilla oder Granada, ich erinnere mich nicht mehr in welcher dieser beiden Städte) eine Laufbahn, so berühmt in dieser Gegend, als in der Vorzeit die des Cid gewesen. Jose Maria bot seinen Hals dem würgenden Eisenbande mit erbaulicher Frömmigkeit dar, und nahm die Vergebung aller seiner Bagatellsünden mit hinüber in die andere Welt.

ſich zu führen; dieß macht eine ziemlich runde Börſe, und entſpricht ungefähr der Summe, welche nach der Anſicht des ſpaniſchen Räubers ein Reiſender bei ſich haben muß, der einem Lande wie England angehört, deſſen Reichthum ſprichwörtlich geworden. Das Aeußere des Fremden, ſeine Equipage u. ſ. w. ſind überdieß für den Banditen eben ſo viele Anzeichen, die ihm mit wunderbarem Takte zur Berechnung dienen, wie viel baares Geld er bei ſich haben müſſe. Wird die Summe nicht für hinreichend erkannt, ſo zeigt der Bandit ſich ſehr empfindlich über das ihm zugefügte Unrecht, ihn um die Beute zu betrügen, auf die er ein Recht zu haben glaubt, kraft unfürdenklichen Herkommens. Der ſchmal mit Geld verſehene Reiſende wird gewöhnlich geprügelt (echandole palos), oder ſeiner Kleider gänzlich entblößt (dejandole en cueros), um Andern zur Lehre zu dienen. Vor Allem aber muß man bedacht ſeyn, eine Taſchenuhr bei ſich zu tragen, gleichviel von welcher Gattung; wir empfehlen ganz beſonders eine Uhr mit vergoldeter, Effekt machender Kette und mit einer Menge Berloquen verſehen. Keine Taſchenuhr haben, iſt in den Augen des Räubers eine Myſtifikation, etwas noch Verhaßteres, als eine ſchlecht verſehene Börſe. Das Geld iſt vielleicht ausgegeben worden, aber der Mangel einer Uhr läßt ſich nur durch die vorbedachte Abſicht, den Räuber zu berauben, erklären. Noch müſſen wir zur Ehre des ſpaniſchen Räubers, beſonders der höheren Klaſſe, anführen, daß er Frauen und Kinder ſelten mißhandelt; er ſchreitet ſogar nur dann zu Gewaltthätigkeiten, wenn man ihm Widerſtand leiſtet.

Die zweite Kategorie von Straßenräubern — mit Umgehung einiger Unterabtheilungen zwiſchen beiden — als: der Salteadores, kleiner Banden von zwei bis drei Individuen, die ſich in den Hinterhalt legen, und mit einem Male auf den nichts ahnenden Reiſenden losſtürzen, iſt der Ratero — die Ratte. Der Ratero iſt verachtet, aber nichts deſto weniger gefährlich; er iſt weder regelmäßig eingeübt auf das Gewerbe, noch organiſirt; bietet ein Streich ſich dar, der ſich machen läßt, ſo macht er ihn, und kehrt wieder zu ſeiner gewöhnlichen Beſchäftigung zurück. So geſchieht es oft, daß, wenn Reiſende in einer Stadt oder einem Dorfe anhalten, um zu übernachten, zwei bis drei ſchlechte Geſellen für den andern Morgen eine Wegelagerung verabreden, ganz nach dem Sprichworte: Gelegenheit macht Diebe.

Der Ratcrillo — die kleine Ratte — greift gewöhnlich nur den einzelnen, wehrloſen Reiſenden an, der, wenn er beraubt wird, die Schuld Niemanden als ſich ſelbſt beizumeſſen hat. Denn man muß den Spanier niemals der Verſuchung ausſetzen, ein kleines Geſchäft dieſer Art zu machen. Der Schäfer, der ſeine Heerde hütet, der Feldarbeiter am Pfluge, der Rebmann in ſeinem Weinberge, alle haben ihre Flinte bei ſich, eine Waffe, dem äußern Anſehen nach zu ihrem perſönlichen Schutze beſtimmt, aber auch wohlgeeignet zum Angriffe Derer, die zu ihrer Vertheidigung nichts weiter haben, als ihre Beine und ihre Unſchuld.

Die Ladrones der erſten Klaſſe, jene, die regelmäßig ihre Ernten auf den Landſtraßen halten, ſind gewöhnlich mit einem Stutzrohre (Retajo) bewaffnet, das vom Sattel ihres Pferdes herabhängt. Dieſer Sattel, mit einem hohen Knopfe, iſt mit einem weißen oder blauen Schafpelze (Zalea) bedeckt. Ihr meiſt ſehr reiches Koſtüm erregt die Bewunderung und den Neid der Leute aus dem Volke; es iſt das des Contrebandiſten, des Torero, des Majo, einer dem ſüdlichen Spanien und beſonders Andaluſien eigenen Raſſe, die Pflanzſchule der großen Bildungsanſtalt für Alle, die auf die Eleganz der Manieren und auf die edeln Gewerbe, die wir eben genannt haben, Anſpruch machen.

Das Koſtüm des Majo iſt ſeinem Weſen nach ſpaniſch; aber in allen Ländern und in jedem Klima der Welt, zur See wie zu Lande, haben die Räuber ſtets eine auffallende Vorliebe für reiche Kleider, Kleinodien und goldene Ketten gehabt; vielleicht daß ſie den Theil ihres Vermögens, den ſie bei ſich tragen, ſo für geſicherter halten, als anderswo.

Shakſpeare hat das ſchöne Ideal des Ladron begriffen; man ſehe nur in den beiden Edelleuten von Verona die Scene zwiſchen Valentin und den Räubern. *

Dritter Räuber.

Wißt, einige von uns ſind Edelleute,
Die's durch das Toben zügelloſer Jugend

* Nach Ortlepp IV. Akt, 1. Scene.

Verdarben mit den Freunden der Geſetze.
Ich ſelbſt ward aus Verona ausgewieſen,
Weil ich ein Mädchen zu entführen dachte,
Sehr reich und mit dem Herzog ſelbſt verwandt.

Zweiter Räuber.

Und mich verbannte man aus Mantua,
Weil ich dort einen Edelmann erſtach.

Erſter Räuber.

Und ſo auch mich um wahre Lumpereien.
Jedoch, zur Sache —

Dritter Räuber (zu Valentin).

O ſprich! Willſt Du Dich nicht zu uns geſellen?
Gib uns Dein Ja, ſo biſt Du unſer Hauptmann!

Valentin.

Ich nehm' es an; ich will der Eure ſeyn,
Mit dem Beding, daß Ihr an ſchwachen Weibern
Und armen Reiſenden Euch nicht vergreift.

Dritter Räuber.

Dann müßten wir uns unſeres Handwerks ſchämen.

Am Schluß des Stückes läßt Shakſpeare, ein treuer Beobachter des Geiſtes der Zeit und des Landes, Valentin mit vieler Kaltblütigkeit, und ohne Zweifel auch mit aller Ueberzeugung ſagen:

Herr, die Verbannten, die mit mir gelebt,
Sind Leute von Talent und meine Freunde.
Verzeihet ihnen, was ſie hier verbrochen,
Und ruft aus der Verbannung ſie zurück.
Sie ſind gebeſſert, mild und wohl geartet,
Und eignen ſich zu manchem wicht'gen Dienſt.

Herzog.

Nun, Dir und ihnen will ich gern verzeih'n;
Gib ihnen Stellen, die Dir paſſend ſcheinen.

Dieß iſt durchaus Spanien! Dieß ſind Gedanken, Umſtände, Betrachtungen, eine Moral, die in dem Zeitpunkte, in dem wir ſchreiben, volle Anwendung auf die Halbinſel finden. Der berühmte Haſſan, türkiſcher Großadmiral, war früher, wie man weiß, Waſſerträger in Konſtantinopel. Dieſelben Glückswechſel, ſolche im Umſehen vor ſich gehende Veränderungen, begeben ſich immerfort in Spanien, dieſem ſeinem Weſen nach orientaliſchen Lande. Uebrigens möchte es ſchwer ſeyn, unter dieſen chriſtlichen Arabern ein Tauſend von Ladrones aufzufinden, ſo unterrichtet, ſo tapfer, ſo tüchtig in allen Beziehungen wie ein Narvaez, ein Espartero, ein Cabrera, und ſo viele Andere, ein Tauſend von Ladrones, welche die Aemter eben ſo ehrenvoll bekleiden, die Verrichtungen, welche dieſen gewaltigen Donnerkeilen des Krieges übertragen worden, eben ſo gut wie dieſe beſorgen würden; beſſer wollen wir nicht ſagen, denn die Erfahrung hat bewieſen, daß es in unſern Tagen einem Spanier im Amt unmöglich iſt, ſich über einen gewiſſen Höhepunkt hinaus zu erheben, ein Höhepunkt, der niedrig genug ſteht, und auch für den Orient uns den Maßſtab gibt für das Benehmen ſo vieler Elenden, welche von des Schickſals Laune auf die Stufen der Gewalt empor gehoben werden. In Spanien iſt die Gewalt faſt beſtändig in den Händen irgend eines glücklichen Abenteurers, der vormals Contrebandiſt oder Bandit oder vorgeblich Soldat geweſen, und nun auf's Unverſchämteſte mit den Geſchicken des unglücklichen Landes ſpielt.

Die ſpaniſchen Räuber, ſagt Mr. Ford, hüten ſich wohl, die engliſchen Reiſenden anzugreifen, wenn dieſe bewaffnet ſind, und zumal, wenn ſie auf ihrer Hut zu ſeyn ſcheinen. Sie lieben es nicht, ſich zu ſchlagen, und weichen der Gefahr aus. Von ritterlichem Muthe oder dem abſtrakten Begriffe eines Zweikampfes, wohnt ihnen nicht mehr bei, als einem Türken. Auch greifen ſie ſelten an, wenn ſie einigen Widerſtand voraus ſehen, und ſie wiſſen in dieſer Beziehung wohl, was ſie von den Engländern zu erwarten haben; außerdem haben ſie einen inſtinktmäßigen Widerwillen gegen das engliſche Pulver und die engliſchen Gewehre, die ihre plumpen Gewehre unendlich übertreffen. Drei bis vier Engländer, die zuſammen reiſen, haben alſo nichts zu beſorgen; indeſſen bleibt es immer vorſichtiger, zumal wenn ſich Damen in der Geſellſchaft befinden, eine Schutzwache von Miquelets zu nehmen.

Dieſe Miquelets beſitzen einen eigenthümlichen Takt, die Spuren der Pferdetritte und andere Anzeichen zu beobachten, welche der oberflächlichen Aufmerkſamkeit des Reiſenden entgehen, ihrem geübten Auge jedoch die Nähe der Gefahr entdecken. Sie begleiten das Fuhrwerk Tag und Nacht mit unverdroſſenem Muthe, und trotz Hitze und Kälte, Hunger und Durſt. Da ſie auf Koſten der

Regierung unterhalten werden, ſo haben ſie, ſtrenge genommen, keinen Anſpruch auf Vergütung von Seiten des Reiſenden, zu deſſen Begleitung ſie beauftragt ſind; es iſt indeſſen gebräuchlich, jedem Mann ein Paar Peſetas täglich zu geben, und ihrem Vorgeſetzten einen Dollar. Nicht ohne Nutzen wird man dieſer bedeutenden Zahlung noch einige Cigarren beifügen, eine bis zwei Flaſchen Wein, ein wenig Reis und geſalzenen Stockfiſch zum Nachteſſen; ſie thun ſich etwas darauf zu Gute, die Geſundheit ihres Patrons zu trinken, und dieſe kleine Verſtärkung der Ration kommt immer rechtzeitig, denn die Bewegung ſchärft die Eßluſt; tripas, ſagt daß Sprichwort, llevan á pies, y no á tripas — der Bauch trägt die Beine, und nicht die Beine den Bauch. Die Miquelets, moderne Stellvertreter jener Hermandad, mit der uns Gil Blas ſo genau bekannt gemacht hat, bilden eine Art von Gendarmerie zu Fuß. Sie ſind zuverläſſige, verſtändige, thätige Männer, die in jeder Hinſicht das Zutrauen rechtfertigen, welches man ihnen ſchenkt; ſie ſind von den Räubern gefürchtet, welche ſich ſtark genug fühlen, gegen ſie zu kämpfen. Ein Reiſender, der auf ſeinem Wege von einer ausreichenden Schutzwache dieſer Miquelets begleitet iſt, kann ſich daher einer vollen Sicherheit überlaſſen. Die Spanier ſind im Allgemeinen nicht reich genug, um ihre Dienſte ſich zu verſchaffen, und wenn ſie ſich entſchließen, den Gefahren einer Reiſe Trotz zu bieten, ſo treffen ſie gewöhnlich nach orientaliſcher Weiſe die Einrichtung, daß ſie einen Theil von irgend einer Karavane bilden. Ein Spanier wagt ſich nicht leicht aus den Mauern ſeiner Stadt oder den Gränzmarken ſeines Dorfes hinaus, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu ſeyn, und die Natur hat allen Klaſſen dieſes Volkes ohne Ausnahme einen Schnitt der Geſichtsbildung gegeben, deſſen ſeltſame Uebereinſtimmung es oft ſehr ſchwer macht, einen ſo ausgerüſteten ehrlichen Bürger von einem Straßenräuber zu unterſcheiden.

Zuweilen nehmen die Reiſenden zum Schutze des Escopeteros ihre Zuflucht. Dieſe Escopeteros, welche ziemlich oft wenigſtens zweideutige Verhältniſſe mit den Räubern unterhalten, ſind bei weitem nicht ſo tapfer und ſolchen Vertrauens würdig, wie die Miquelets. Ihre gewöhnliche Taktik beſteht darin, die Reiſenden durch übertriebene Erzählungen und eine Phantasmagorie von erdichteten Gefahren zu erſchrecken, um ſie zur Annahme ihrer Dienſte zu beſtimmen.

Wir haben oben angeſpielt auf den Mangel an ritterlichem Sinne im modernen Spanien; wir müſſen, ehe wir dieſen Gegenſtand verlaſſen, und um der Wahrheit zu huldigen, eine Stelle aus Borrow's Bibel in Spanien anführen, worin ſich ein der Zeiten der Plantagenets würdiger Zug von Kühnheit aufgezeichnet findet. Die Königin Chriſtina hatte, um ihrem Liebling Munoz das Leben zu retten, gerade eben die Konſtitution von la Granja unterzeichnet. Am Tage nach dieſem Ereigniſſe begegnete Mr. Borrow an der Puerta del Sol einem unſerer alten guten Freunde. Eine bedeutende Menſchenmenge war verſammelt und ließ von Zeit zu Zeit den Ruf: la Granja! und: es lebe die Konſtitution! hören. Augenſcheinlich war eine große Volksbewegung im Begriff auszubrechen, und es drohte aus der Mitte dieſer Volksmaſſe ein Aufſtand, vielleicht eine Empörung, vielleicht eine Umwälzung. Borrow und unſer Freund miethteten ein Zimmer, von wo aus man Alles genau ſehen konnte, was auf dem Platze vorging. Ein Geſchwader Reiterei und eine kleine Abtheilung Fußvolk wurden nach dieſem Punkte befehligt. Aber laſſen wir Borrow ſelbſt reden:

Wir waren kaum fünf Minuten am Fenſter, als man das Getöſe eines Trupps Reiter vernahm, der in vollem Trabe aus der Straße Calle de Carretas anlangte. Das Haus, wo wir unſern Poſten genommen hatten, lag dem Poſtgebäude gerade gegenüber, dem zur Linken jene Straße nordwärts auf die Puerta del Sol einmündet. In dem Maße, wie das Pferdegetrappel näher kam, wurde das Geſchrei des Volkes, welches den Platz anfüllte, minder lärmend, es ſchien eine Art paniſchen Schreckens ſich aller Gemüther bemächtigt zu haben. Doch unterſchied ich ein- bis zweimal den Ruf: Queſada! Queſada! Das Piket Fußvolk, in Schlachtordnung aufgeſtellt, verhielt ſich ruhig und unbeweglich, wir bemerkten aber, daß die Reiter und der ſie kommandirende junge Offizier eine gewiſſe Unſchlüſſigkeit verriethen und mit unruhigen Mienen einander einige

flüchtige Bemerkungen mittheilten. Plötzlich war der Theil des zuſammen gelaufenen Volkes, welcher dem Eingang in die Calle de Carretas zunächſt geſtanden, wie in aller Eile und in Verwirrung hinweg getrieben, und hatte einen großen leeren Raum hinter ſich gelaſſen. Unmittelbar darauf ſprengte Queſada in großer Generalsuniform auf einem prächtigen Vollblut-Engländer, den Säbel in der Hand im Galopp auf den Platz, einem Stiere der Mancha ähnlich, der ſich durch die geöffneten Schranken in die Arena ſtürzt. Ihm folgten zwei Offiziere, gleichfalls zu Pferde, und hinter dieſen in einiger Entfernung zwei Dragoner als Eskorte. In kürzerer Zeit, als ich brauche, dieß zu erzählen, wanden ſich mehre Individuen aus der Menge am Boden, von den Pferden Queſada's und ſeiner Begleiter niedergeworfen.

Es war wirklich etwas Schönes, wie dieſe drei Männer, bloß durch die Schrecken ihres Armes über eine Maſſe von mehren Tauſenden Unzufriedener geboten, und ſie vor ſich hintrieben. Queſada ſpornte ſein Pferd zu verſchiedenen Malen in den dichteſten Haufen, und kam wieder daraus hervor, immer mit wunderbarer Behendigkeit. Die Menge, von Entſetzen ergriffen, räumte den Platz, und ſtrömte nach der Calle del Comercio und der Straße Alcala. Plötzlich bemerkt Queſada zwei Nationalgardiſten, welche ebenfalls zu entrinnen ſuchten; er ſetzte ſeinem Renner ſogleich die Sporen ein, ſchnitt ihnen den Rückzug ab, und trieb ſie nach einer andern Richtung hin, verächtlich mit der flachen Klinge auf ſie ſchlagend. Er rief: „Es lebe die unumſchränkte Königin!“ als ich unter unſerm Fenſter, in der Mitte einer ziemlich zahlreichen Gruppe, die an dieſer Stelle ſich behauptet hatte, vielleicht weil ſie keinen Rückzug zu Stande bringen konnte, den Lauf eines Feuergewehrs blinken ſah; gleichzeitig fiel ein Schuß, der beinahe für Queſada verderblich geworden, denn die Kugel ging ihm ganz nahe am Kopf vorbei, und ſtreifte ſogar ſeinen Hut. Ich glaubte auf dem Punkte, von dem der Schuß ausgegangen war, eine Polizeimütze zu unterſcheiden, aber es erhob ſich ein Getümmel in der Menge, und der Urheber des verbrecheriſchen Verſuches entkam in der Verwirrung. Queſada ſchien die Gefahr, der er eben entgangen war, mit unausſprechlicher Verachtung anzuſehen. Er warf einen zornigen Blick rings umher, dann kehrte er ſich ab von den beiden Nationalgardiſten, die ſich geduckt, wie gezüchtigte Hunde, davon ſchlichen, und ritt gerade auf den jungen Offizier los, der die Reiterei kommandirte, und ſich durch ſeinen Eifer: es lebe die Konſtitution! zu rufen, bemerklich gemacht hatte; an dieſen richtete er mit ſtrenger Miene einige Worte. Der junge Mann, offenbar außer Faſſung gebracht, übergab einem Andern, wahrſcheinlich auf Befehl des Generals, das Kommando, und zog ſich ganz beſtürzt zurück. Queſada ſtieg jetzt ab, und ging eine Zeitlang nach allen Richtungen vor dem Poſtgebäude hin und her, mit Blicken, die das ganze Menſchengeſchlecht herauszufordern ſchienen. Dieß war der ſchöne Tag ſeiner Exiſtenz, der Tag ſeines Ruhmes und auch ſein letzter Tag. Ich wüßte nichts in der Geſchichte, was dieſem letzten Zug aus Queſada's Leben an die Seite zu ſtellen wäre. Welcher Andere hat jemals durch perſönlichen Muth und glänzende Tapferkeit einer Revolution in voller Bewegung Einhalt gethan? Queſada that es, er unterdrückte in Madrid die Revolution einen ganzen Tag, hielt die Ordnung aufrecht, und rettete die große Hauptſtadt vor den Ausſchweifungen einer aufgeſtandenen Volksmaſſe. Sein Ritt gegen die an der Puerta del Sol verſammelte Menge iſt zuverläſſig der außerordentlichſte und zugleich glücklichſte Zug von Kühnheit, den man je geſehen hat. Ich meines Theils war ſo von Bewunderung ergriffen, daß ich während ſeines heldenmüthigen Heranſprengens mich nicht enthalten konnte, zu wiederholten Malen **Viva Quesada!** zu rufen, und dieſer Ruf war ſicherlich kein Ausdruck einer politiſchen Sympathie.

Das **Ministerio moderado** rettete ſich während der Nacht, und Queſada wurde des andern Tages von den Nationalgarden zuſammen gehauen. Das iſt das ächte Spanien!

Mr. Ford, der in der Halbinſel gegen fünfzehn Jahre zugebracht hat, und Mr. Borrow, der ſie gleichfalls vollkommen kennt, äußern über die Bauern und die niedern Volksklaſſen in den meiſten Provinzen eine Anſicht, die uns von einem parteiiſchen Wohl-

wollen eingegeben zu ſeyn ſcheint. Der ſpaniſche Bauer ſteht in unſern Augen tief unter dem engliſchen, franzöſiſchen, deutſchen, holländiſchen; er würde nicht einmal die Vergleichung mit dem türkiſchen aushalten, den der Aufenthalt in Konſtantinopel nicht verdorben hat. Welche gute Eigenſchaften man immerhin ihm beizulegen gedenke, ſo läßt ſich nicht läugnen, daß er vielleicht unter allen Menſchen am wenigſten ſich ein Gewiſſen daraus macht, das Blut ſeines Gleichen zu vergießen; er iſt in ſeinem Zorn immer bereit, den Gegner mit dem Meſſer zu treffen. Wie der Karthager des Alterthums iſt er grauſam aus Inſtinkt, und eben ſo treulos, wenn eine Sache ihn nahe berührt. Die punica fides iſt ein weſentlicher Karakterzug des Spaniers, man betrachte ihn als Maſſe, oder als Individuum. Seine uns gerühmten guten Eigenſchaften haben mehr in negative als poſitive ſich verkehrt, durch ſeinen thöricht lächerlichen Stolz, durch ſeine unüberwindliche Faulheit. Er iſt höflich und gaſtfrei, ſagt man; bei ihm aber iſt es ein Gegenſtand der Berechnung, oder es iſt Angewöhnung. Seine ceremonielle Höflichkeit hängt mit der Erwartung ähnlicher Rückſichten gegen ihn zuſammen, die für ſein Daſeyn ſo nothwendig ſind, als die Luft, die er athmet. Er iſt gaſtfrei, es mag ſeyn, aber er hat nichts zu geben, was abzulehnen der Mühe lohnte. Der Spanier iſt ein chriſtlicher Araber, aber gleich dieſem ſteht er weit hinter dem Wechabiten, einem reinen Deiſten, während die Chriſtenthum genannte Religion des Spaniers, nichts anderes als ein dumpfer Aberglaube iſt, ein eben ſo verächtlicher, um nicht zu ſagen noch verächtlicherer Aberglaube, als alle Formen des Heidenthums, die je auf der Erde geherrſcht haben, das ägyptiſche ausgenommen, mit dem er übrigens mehr als eine Analogie hat. Der ſpaniſche Bauer iſt gewöhnlich guter Laune; man kann daſſelbe auch von der Katze ſagen, wenn man ſie nicht aufwärts ſtreichelt; aber der Eine iſt ſo geneigt wie die Andere, Gebrauch von den Krallen zu machen. Der Spanier zeigt ſich geduldig in der Armuth und unter den Entbehrungen, er erträgt ſein Loos, welches es auch ſeyn möge, mit der gleichgültigen Ergebung des Hindu. Warum das? Einzig darum, weil es ihm leichter wird, zu dulden als zu arbeiten. In dieſer Beziehung, wie in vielen andern, ſteht der Spanier weit unter dem Indianer der Prairien Nordamerika's. Der Letztere kann auch, wenn er für ſeine und ſeiner Familie Bedürfniſſe geſorgt hat, ſich einer unbedingten Ruhe mit aller jener trägen Ernſthaftigkeit hingeben, wie ein Einwohner der Halbinſel; wie aber ſeine Vorräthe zu Ende gehen, ſo iſt er mit einem Male einer der beſten, kühnſten, verwegenſten Jäger, ſo wie er bei Gelegenheit ſich als unerſchrockener Krieger zeigt. Der Spanier im Gegentheil, der alle Mittel bei der Hand hat, ſich die poſitiven Genüſſe des Lebens zu verſchaffen, und eine höhere Stellung auf der geſellſchaftlichen Stufenleiter zu gewinnen, will lieber von etwas Brod und Knoblauch leben, in einem ſchmutzigen Neſte ſchlafen und in ſeinen von Ungeziefer wimmelnden Lumpen herumſchlendern, als arbeiten wie ein Menſch. Befindet er ſich zufällig im Beſitze von etwas Geld, er möge dieſen Glücksfall der Freigebigkeit eines Reiſenden verdanken, oder es dem Reiſenden geſtohlen, oder es auf irgend eine andere Art bekommen haben, ſo wird er, ſtatt damit ſeinem und ſeiner Familie Bedürfniß abzuhelfen, ſich ſorgfältig hüten, einen Gebrauch davon zu machen, und ſeinen unfruchtbaren Schatz in irgend einen Winkel vergraben. Dieß nun ſind einige der hervorſtechendſten Züge des ſpaniſchen Bauern, und wenn man nur im geringſten die Mühe ſich geben will, die zwei beſten Werke, die bisher über Spanien erſchienen ſind, von Ford und von Borrow, einzuſehen, ſo wird man alles ſo eben Geſagte beſtätigt finden.

Herbſtglück.

Von

Emma Niendorf.

Noch ſpät im Herbſte kommt Ein Tag,
Viel ſchöner noch als Frühlingsträume.
Sahſt Du den Purpur jener Bäume,
Den Himmel der darüber lag?

Die Welt wie trunken von dem Strahl —
Sahſt Du das himmliſche Erglühen,
Noch einmal auf zum Aether blühen
Gar wunderſam Gebirg und Thal?

Das ist nicht erster Maienkuß,
Ist letztes brennendes Umfangen
Und alle Lust und alles Bangen —
So liebt nur was sich trennen muß!

Verklärter kehrt der Lenz zurück,
Noch reiner wird das All empfunden,
Noch farbiger der Kranz gewunden;
Das vollste ist das letzte Glück!

Lieder

von

Wilhelm Caspary.

Am Meere.

Wenn ich am Meere träumend steh',
Welch Sehnen, welch Verlangen;
Wenn ich die Fluten wogen seh':
Mein Herz, was soll Dein Bangen.

Die Wogen kommen, wie sie geh'n:
Das ist der Menschen Treiben.
Sie kommen mit der Lüfte Weh'n;
Sie sterben und sie bleiben.

Ein Traum sind aus dem eignen Grab
Sie flüchtig aufgestiegen;
Sie ziehen hin, sie zieh'n hinab,
Ihr Sinken ist ihr Siegen.

Ja, wenn am Meer ich träumend steh',
Welch Sehnen, welch Verlangen;
Wenn ich die Fluten wogen seh',
Mein Henz, was soll Dein Bangen.

Der Schiffe Begegnen.

(Th. Moore.)

Wenn einsam auf der Meeresflut,
Wir mondenlang geschwankt, geruht;
O ihr, die wißt, was uns durchfließt,
Wenn mit der Sonn' ein Schiff uns grüßt.

Nach ihm, nach ihm das Auge schaut:
„Schiff Ohoi!" erschallt es laut;
Und fröhlich tönt der Ruf zurück:
„Schiff Ohoi!" welch süßes Glück!

Die Segel ein, nun Bord an Bord,
Vom Freund, von Ihr vielleicht ein Wort;
Doch bald, zu bald die Segel auf,
Dahin durch's Meer der stille Lauf.

Entstehen — Vergehen.

Und weil das Eine just vergeht,
Das Andere von selbst entsteht.

Es schafft aus Zwei sich ewig Eins;
Und wär' nur Eins, so wär' auch Keins.

O steh' nun still; was hier verging,
Das ist das Erste aller Ding'.

Dem Leben folgt der stille Tod,
Wie Mondschein folgt dem Morgenroth.

Sie folgen Alle Paar um Paar,
Und machen so das Leben wahr.

Das ist ein langer, langer Zug,
Und nur ein einzig Leichentuch.

Schlummerlied.

Schlafe sanft mein süßes Lieb,
Schlafe bis zum Morgen;
Scheuche, was dem Herzen trüb,
Laß den Harm, die Sorgen.

Schlafe mit den Engeln ein,
Ruh' in Deiner Kammer,
Bis den Morgen tönt herein,
Früh der Glockenhammer.

Schlafe bis der Mond entflieht,
Sterne heimwärts wallen;
Bis die Lerche jubelnd zieht,
Auf zu Aetherhallen.

Wenn der Morgen dann erwacht,
Wenn die Nebel schweben;
Wenn das Licht durchzuckt die Nacht,
Grüß ich Dich, mein Leben.

Marie.

Du folgst mir nach allüberall,
Ob ich von dannen fliehe;
In stiller Flur, im Menschenschwall,
So lieb, so lieb, Marie.

Du hast, ein ringelnd Epheureis,
Dich um mein Herz gekettet;
Mein Blut erhebt sich fieberheiß,
Ob es vom Bann sich rettet.

Vom Felsen hast Du, dem vorbei,
Mein Boot umsonst gerungen,
Dein Zauberlied, o Loreley,
In mein Gemüth gesungen.

Und tragen muß ich all dieß Leid,
Und darf es Niemand theilen:
Die Erde ist so groß und weit,
Und kann dieß Herz nicht heilen.

Hamburger Kunstausstellung.

Sie erhalten hier einen Nachtrag zu dem in der Europa abgestatteten Bericht über die hauptsächlichsten Bilder der dießjährigen Kunstausstellung, die zum letzten Male zu Gunsten der Hinterbliebenen der bei dem Petrikirchenbau verunglückten Arbeiter geöffnet war und nun geschlossen ist. Sie hatte einen großen Zuwachs an neuen Gemälden erhalten, und unter diesen manchen werthvollen Beitrag. Ein Kriterium für den Stand der deutschen Malerei ließ sich aber an ihr nicht abstrahiren, wie das bei den heutigen Ausstellungen überhaupt wohl schwerlich geschehen kann. Die Beiträge kommen von Rechts und Links, von Groß und Klein; besonders beuten die Franzosen und die Niederländer die Gelegenheit aus, wenn sie dem deutschen Künstler auch keineswegs in allen Genren den Rang ablaufen. Da war ein großes Gemälde von Rahl aus Wien: die Verfolgung der Christen in den Katakomben Rom's; im edlen Styl gedacht, im Geiste des Christenthums, der Religion der Liebe ausgeführt; schöne Komposition, meist korrekte Zeichnung der Figuren, Zusammenhang der Gruppe und Lichtvertheilung nach der Titian'schen Kunstregel der Traubenform. Jedenfalls ist das Rahl'sche Bild gediegener als das ebenfalls große Gemälde von A. Teichs in Braunschweig: Karl V nach der Schlacht bei Mühlberg, die Ausgrabung und Verbrennung der Leiche Luthers verweigernd. Die Gesichter sind theilweise karikirt, mehre Stellungen erinnern zu sehr an den Alt, der Kaiser ist ausdruckslos, Alba hat eine wahre facies hippocratica. Eine gewisse Leere beschleicht den Zuschauer in den großen Räumen, in deren Vordergrund die Scene vor sich geht. Von demselben Maler wurden auch drei Sirenen zur Schau gestellt, ein Bild, das, ohne tragischen Ernst, nur durch seine Farbeneffekte glänzt. Da hatten die alten Homerischen Schiffer doch ganz andere Gefahren bestanden, als die, welche weibliche Schönheit und Reize ihnen hier bereiten sollen. Von M. Oppenheim war ein auch früher schon einmal ausgestelltes Bild: „Moses, seinen Nachfolger im Amte einsegnend" aufgehangen. Dadurch wurde der Eindruck, den die „Speisung der Engel durch Abraham" auf die Zuschauer gemacht, einigermaßen günstig umgewandelt. Michel Poussin in Paris hat einen „guten Samariter" gemalt, der wirklich gut ist, ein ernstes, fesselndes Bild, das Nachdenken über das Wesen der Güte herausfordernd. Von Th. von Oer in Dresden hing ein Gemälde aus, das die Rückkehr des durch die Köbler befreiten Prinzen Albert von Sachsen nach Altenburg vorstellt. Die Ausführung dieser nüchternen Idee muß sehr gelobt werden. Die Figuren sind voller Karakter und in der ganzen Gruppe macht sich Leben und Bewegung geltend. In einem biblischen Stücke von Friedrich Kaulbach in München, den erschlagenen Abel vor seinen verzweifelnden Eltern vorstellend, herrscht besonders in der etwas zu jugendlich gehaltenen Eva Wärme und Innigkeit der Empfindung. Dasselbe gilt in einem noch höhern Grade von einem schönen Bilde, das G. Waldmüller gemalt hat, es stellt einen Genesenden in Umgebung von den Mitgliedern seiner frohen Familie dar. Man kann die Gesichter dieser einfachen, schlichten Bauersleute nicht ansehen, ohne sich mit ihnen zu freuen. Ein ganzer Frühlingshimmel lacht aus diesen Mädchenaugen. Eins der schönsten, auf den Zuschauer einen wunderbar ergreifenden Eindruck hervorbringenden Gemälde ist von einem deutschen Meister, von C. Hasenpflug in Halberstadt, und gehört dem architektonischen Genre an. Es stellt einen Wintermorgen über Ruinen dar. Man glaubt nicht vor, sondern wirklich in dem Bilde zu stehen, das, je länger man es betrachtet, desto mehr Wahrheit und Leben erhält. Einen nicht minder großartigen Zauber auf den Beobachter übt das von Anton Melbye in Kopenhagen gemalte Seestück aus. Dieß Wasser ist wirklich naß, ohne daß es sprudelte und aufschäumte in lauter zerpeitschtem Wellengestiebe. Das wogt und wallt und hebt und senkt sich ganz wie das großartige, furchtbare Element; hier haben wir ein wahres Stück Ocean. Ein anderes Stück Seeleben, komischer Art, ist von dem Pariser Biard gemalt. Eins seiner beiden eingesandten Bilder stellt eine stürmische Ueberfahrt vor und die Wirkung der Seekrankheit auf eine große Gesellschaft an Bord eines Dampfschiffs. Der Künstler hat es verstanden, die gequälte Natur der Landratten auf dem Meere in den lächerlichsten Situationen zu erlauschen; es liegt aber keine Würde in diesem unästhetischen Vorwurf, und weit besser gefällt uns das Wachsfigurenkabinet desselben Malers. Auch von Duval Lecamus ist ein neues Bild hinzugekommen, die Rückkehr vom Fischfang, nicht so bedeutend als das früher erwähnte, aber doch auf den ersten Blick den Meister verrathend. Adam hatte ebenfalls zwei neue Pferdestücke geschickt. An Landschaften waren mehre tüchtige und neue Gemälde hinzugekommen: ein famoser Wasserfall von J. Coignet in Paris, einige Beiträge von B. Fries in München, zwei treffliche Stücke von Max Schmidt, Gegenden aus der Nähe von Konstantinopel und noch Andere. — Die Kunstausstellung ist nun geschlossen. Das Comité führte Klage über Mangel an Theilnahme von Seiten des Publikums, hat aber doch viele gute Gemälde zur Verloosung angekauft.

Aus Baden.

8 Juli.

Fräulein Mattman aus Paris gab gestern Abend, unterstützt von Herrn Coßmann und Herrn Oberhofer, im Blumensaale des Konversationshauses ihr erstes Konzert. Der Saal war nicht überfüllt, doch zeugte die anwesende Menge, und unter dieser die Anwesenheit der Kunstkenner und Beurtheiler von dem Interesse, mit dem man den Fortschritten dieser von früher bekannten Künstlerin gefolgt, wie auch von der schmeichelhaften

Anerkennung, die man den ausgezeichneten Leistungen der Herren Coßmann und Oberhofer zollt.

Was nun diese Leistungen im Einzelnen betrifft, so darf man von Fräulein Mattmann wohl behaupten, daß sie nun eine vollendete Künstlerin im wahren Sinne des Wortes ist. Ihr klares, abgerundetes und elegantes Spiel, ohne Haschen nach Effekt und ohne musikalische Seiltänzerei, aber voller Wahrheit und tiefem Ausdruck, lieferte den besten und sichersten Beweis eines ernsten und soliden Studiums, wie den einer guten, wenn auch nicht für die große Menge berechneten Schule. Es wäre aber höchst ungerecht, hierbei ihrer außerordentlichen Fertigkeit nicht zu erwähnen. Wie einerseits ein Adagio von ihr mit Tiefe und Empfindung, ohne unnöthige Ausschmückung, aber mit großer Gediegenheit die ächte Künstlerin beurkundet, so entwickelt sie in ihrem Allegro eine erstaunenswerthe Fertigkeit, verbunden mit einer Klarheit, die jede Note auch in den schnellsten Passagen unschwer hervortreten und erkennen läßt. Die Fertigkeit der linken Hand, die Klippe, an der so mancher Pianist scheitert, steht jener der Rechten ganz gleich; ihre Octaven in Dezienläufe, kurz Alles, was an einer Pianistin bewundert werden kann, besitzt sie in hohem Grade, und wir scheiden von ihr mit dem Wunsche, daß ihr überall der gleiche ungetheilte Beifall zufallen möge, wie dieß hier der Fall gewesen.

Herr Coßmann, nächst Batta wohl der beste Cellist in Paris, ein bei uns längst bekannter und eben so beliebter Künstler, erfreute uns gestern in dem Fragmente einer Sonate Beethovens, in welcher sein seelenvolles, ergreifendes Spiel, und in einer bearbeiteten Melodie aus der Jüdin von Halevy, in welcher er seine große Fertigkeit entwickelte, und in der er sich in den höchsten Regionen der Applikatur mit eben so viel Leichtigkeit, Sicherheit und Reinheit, als in den mittleren Lagen seines Instrumentes bewegte. Er riß zur Bewunderung hin.

Der Mode, in den Konzerten Lieder vorzutragen, huldigte gestern auch unser sehr tüchtiger Baryton aus der Residenz, Herr Oberhofer, und zwar mit vollem Rechte. An allen Bühnen hört man die beliebtesten Operntonstücke zur Genüge, und jedenfalls besser als in Konzerten, weil in letztern das zum Ausdruck so viel beitragende und dazu so nöthige Spiel fehlt; Lieder aber, herrliche Kompositionen, die sonst der Allgemeinheit vorenthalten werden, sind hier ganz am Platze. Sie erheischen durchaus sehr viel Gefühl und gediegenen Vortrag. Herr Oberhofer bewährte in Hackels Abschied vom Liebchen seine anerkannte Meisterschaft, und gefiel darin ungemein. Weniger war dieß in Speyers Rheinsehnsucht der Fall, eine ohnehin für ein Konzert zu kleine Komposition, in welcher das zu rasch gewählte Tempo der Deutlichkeit und dem Ausdrucke großen Eintrag that. D.....e.

Randglossen und Anderes.

*** Der Münchener Verein gegen Thierquälerei entfaltet immer mehr Thätigkeit. Seine durch ihn verbreiteten Schriften werden bereits nach Hunderttausenden gezählt, und die Zahl der sogenannten Pfennigblätter übersteigt sogar schon eine Million. Der Hauptverein zu München zählt bereits 128 Filialvereine. Nicht bloß über ganz Deutschland hat sich die Wirksamkeit dieses Vereins verbreitet, sondern auch über Frankreich, England, Italien u. s. w. Ueberall sind ähnliche Gesellschaften zu gleichem Zwecke zusammen getreten, welche die Münchener Statuten zur Grundlage gewählt haben, und mit diesem Mutterverein in Verbindung stehen. Besonders verdient machte sich um diese Anstalt Herr Hofrath Perner, früher Advokat, der sich von den Geschäften noch ein junger Mann zurückzog, eine sehr einträgliche Praxis aufgab, um sich nun ungetheilt diesem Berufe zu widmen. Auch eine »Schwärmerei nach der Mode,« nur nach anderer Richtung als die gewöhnliche.

*** Wie seltsam die Nachrichten, welche uns die Zeitungen geben, oft abgefaßt sind! Man sollte glauben, daß der Schalk, der sie niederschreibt, sich nichts dabei gedacht hat. So schwimmt es z. B. durch alle unsere Blätter: „Man schätzt den Gewinn, welchen der Hofbuchhändler Decker (Herr Decker ist bekanntlich Besitzer der Königl. Geheimen Hofbuchdruckerei, allein so genau wird es von jenen Herren nicht genommen) an dem Druck der Werke Friedrichs des Großen macht, auf mehre 100,000 Thaler; schon der Einband der 200 Prachtexemplare, welche der König für sich abziehen läßt, soll über 50,000 Thlr. kosten.“ Ist nun aber damit, daß 200 Prachteinbände 50,000 Thaler kosten, der Beweis geführt, daß der Gewinn enorm seyn muß? Kann der Preis nicht dennoch sehr genau bedungen seyn, wenn man weiß, daß Tafeln von getriebenem Silber, Paste und Schließen mit Edelsteinen besetzt u. s. w., an solchen Einbänden nicht selten sind? Wenn der Herr Korrespondent nur an Halbfranzbände dachte, so müßte allerdings bei dem Handel „ein schönes Profitchen“ bleiben.

*** Der Graf Maillé-Latour-Landry hatte einen Preis gestiftet für „einen jungen, armen Schriftsteller, dessen Talent es verdient, zur Fortsetzung seiner Laufbahn unterstützt zu werden.“ Diesen Preis hat nun die Akademie einem armen Blinden, Namens Lafon-Labatut, zuerkannt, der bereits einen Band schöner Gedichte, betitelt: Insomnies et Regrets, herausgegeben hat.

*** Außer unserm Pischek machen die Virtuosen wenig Glück in London. Pischek's Einnahme wird auf etwa 15,000 Gulden berechnet.

*** Der Freiherr von Rothschild zu Paris hat das große Band der Ehrenlegion erhalten; dieß ist wohl der erste Fall, daß ein Finanzmann, und noch dazu ein Jude, mit einem Sterne auf dem Rocke prangt.

Literarische Beilage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Ausgegeben am 20 Juli 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 ggr.

II. Band. 6. Lieferung. — Artist. Beil. IV.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Ueber ein neues Werk von Gustav Schwab und C. Klüpfel. — Spanien und die Spanier (Schluß). — Eine Wallfahrt. — Auf dem Kirchhof in Baden-Baden; Keine Rahe. Von M. J. — Randglossen.

Ueber ein neues Werk

von

Gustav Schwab und C. Klüpfel.

Zwei Namen von gutem Klange stehen vor einem Werk, das zwei und zwanzig Bogen stark, anderthalb Bogen Namen und Sachregister mitgerechnet, neben einer Anzahl von Originalwerken auch einen großen Theil von Uebersetzungen, mit den Titeln der Schriften einige Zeilen Beurtheilungen in sich schließend, als „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen,“ für Laien sich verkündet, in welchem, siehe das Vorwort, Seite 1: „die Absicht der Herausgeber war: aus dem reichen Vorrathe der deutschen Literatur in Prosa diejenigen Werke aufzuzählen, die für Leser, welche allgemeine Bildung besitzen oder zu erlangen wünschen, zweckmäßig und bildend sind. Dabei waren auf der einen Seite von ihrem Plane alle diejenigen ausgeschlossen, die nur für Fachmänner in Wissenschaft und Technik Werth haben, auf der andern Seite eine ganze Masse von Büchern, die zwar insgesammt für ein großes Publikum geschrieben sind, aber als anerkannt oberflächliche Fabrikarbeiten von dem Lesepult derjenigen, die auf gründlichere Bildung Anspruch machen, verbannt seyn, und bei denen, die eine solche erst erwerben wollen, ihren Zweck verfehlen müssen. Doch beschränkte sich diese Auswahl nicht ganz auf Schriften der Lektüre, sondern sie wollte auch bemittelten Laien Winke für Anlegung einer Bibliothek von wissenschaftlichem Werthe, und eine Sammlung von solchen Büchern geben, auf welche Derjenige zurückgehen kann, der einen Gegenstand gründlicher erfassen, und durch Nachschlagen sich Raths erholen will.“ Auf der folgenden Seite steht: nichts Wesentliches sei vernachlässigt worden. Es kommt nun darauf an, ob die, so gut wie gar nicht abgehandelten Fächer: deutsche Sprachforschung, Morgenländisches, Kritik, Polemik, höhere Journalistik, Bibliographie, Literatur der Heilkunde, Dramatik, Poesie, Humoristik, nichts Wesentliches, ob die Werke der in diesem Wegweiser nicht vorkommenden Autoren „anerkannt oberflächliche Fabrikarbeiten“ sind, die

„von dem Lesepult Derjenigen, die auf gründlichere Bildung Anspruch machen, verbannt seyn, bei den Bildung Erstrebenden, ihren Zweck verfehlen müssen?“ — So wie auf den Punkt, ob die genannten Werke zweckmäßig und bildend sind? In den hier vorkommenden Fächern vermißt man viel theure unvergeßliche Namen, und findet unter vielen der Gefeiertsten solche, die schon so gut wie vergessen sind, weil kein Herzschlag des Volkes sie nennt. Man vermißt den freien, klaren Ueberblick des Ganzen, der den Eingeweihten die Seele durchglüht, den Laien die Würde und Herrlichkeit des Erstrebten und Errungenen von allen Seiten und in der Reihefolge der Entwickelung anschaulich macht; dieser Weg führt auf keine Hochwarte!

Laßt uns sehen, wen Alles der vorausgegangene Vernichtungsspruch trifft. Im theologischen Fach: 1) Spalding! den Massillon Deutschlands; 2) Hermes in Berlin, an der Spitalkirche in Berlin, der Gläubigen seiner Zeit erquickendster Kanzelredner, dessen Predigten in allen Händen, dessen Hörerzudrang die Räume der Kirche nicht fassen konnte. Es war nicht die Schuld des schlichten, herzigen Greises, daß die Pietisten ihn zum Vorwand nahmen, um Schleiermacher für einen Heiden auszugeben; 3) Ehrenberg; 4) Girardet u. m. A., die durch Wort und Schrift entschieden auf Geistes- und Gemüthsbildung der Jugend eingewirkt; 5) Karl Wilhelm Justi; 6) Kosegarten; 7) den mildgroßartigen Sailer! 8) den herrlichen Wessenberg, nebst Andern der verehrungswürdigsten.

Im Philosophischen, dem höchst fragmentarisch in 16 Seiten und 10 Zeilen: „Bildende Kunst, Kunst-Poesie, Kunst-Musik“ angeschlossen, fehlen Lessings Laokoon, Karl Fernow's Werke, nebst vielen Andern, und irrthümlich heißt es: Johanna Schoppenhauer gab in ihrem Werk: „Van Eyk und seine Nachfolger“ der großen Lesewelt die erste Einführung in die ursprüngliche deutsche Kunstschule! Ihr waren seit mehren Jahrzehnten Viele vorausgegangen, z. B. Goethe, Ludwig Tieck (in seinem Künstlerroman: „Sternbalds Wanderungen“), Wakkenroder (in seinem Werk „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“), Friedrich v. Schlegel (in seiner „Europa“, 1804, späterhin in der „Beschreibung des Doms zu Antwerpen, zu Mecheln“ u. s. w.), Amalie v. Helvig (in ihrer gründlichen Schilderung von „Boisserée's und Bertram's Gemäldegallerie“), Helmina von Chézy in drei verschiedenen ausführlichen Abhandlungen über dieselbe (in de la Motte Fouqué's Zeitschrift „die Musen“ 1814, in Karl Försters „Sängerfahrt“ 1818, in H. v. Chézy's „Aurikeln“, Berlin bei Dunker und Humblot 1813, in einigen andern: „über Altdeutsche und Altniederländische Gemälde“, befindlich in ihren „Auserlesenen Schriften“ zum Besten der Verwundeten in den deutschen Befreiungskriegen — so wie schon 1805 und 1806 in der Beschreibung des „Museums Napoleon“ und andere Kunstgegenstände in den Pariser Galerien in ihrem Werk: „Kunst und Leben in Paris seit Napoleon I.“ Weimar bei Bertuch u. a. m.). — Im Abschnitt Geschichte, darin die beibehaltenen Autoren sinnreich und folgerecht gruppirt sind, und wo sich beinah jede Beurtheilung treffend herausstellt, vermißt man jedoch viel gefeierte Namen. — In den Monographien über deutsche Geschichte steht Karl Dippolt (Hans von Dippolt hieß der zu früh dahin Geschiedene) zwar als Verfasser „Karls des Großen“, doch von seinen herrlichen „Skizzen zur allgemeinen Weltgeschichte“ ist in diesem Wegweiser nicht die Rede. Eben so mangelhaft sind vieler Anderer denkwürdige Leistungen verzeichnet. Z. B. Schultes bloß als Verfasser der „Donaufahrten“, aber nicht des klassischen Werks über das Salzkammergut, und weder Kleile's belehrende, schöne Beschreibung desselben Landes, noch das erschöpfende von Gielge: „Topographisch-historische Beschreibung aller Städte, Märkte, Schlösser, Pfarreien und anderer merkwürdiger Orte des Landes Oesterreich ob der Enns“, Linz bei Fink 1814 — eine wahre Fundgrube! — noch Helmina's von Chézy „Norika“ (1833, München bei Fleischmann), sind genannt, da doch dieß Hochland unter Deutschlands Schönheiten erster Größe die bedeutendste Stelle einnimmt, und selbst nach dem Geständniß vieler Schweizer der Schweiz in der Erhabenheit wenig nachgibt, und sie in Mannigfaltigkeit der Reize noch überbietet. Der Nachbarschaft wegen nennen wir hier noch Westenrieders „Starenberger See“ und Geheimenrath Schubert's „Reise nach dem Gardasee“, ein höchst anziehendes, innig-

gemüthvolles und humoriſtiſch-erheiterndes Buch. Von den Reiſen rheinabwärts finden wir Johanna's Schoppenhauer „Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien“, und vermiſſen ein neueres, vielumfaſſendes, geiſtvolles Werk über denſelben Gegenſtand von Luiſe von Ploenies. In der Erwähnung von Werken über Italien fehlt der geniale Ernſt Moritz. Unter den Handbüchern für die ſächſiſche Schweiz fehlt Friedrich's Kind ausgezeichnetes Taſchenbuch „Albina“, und der gründliche Götzinger, ſein Vorgänger. Für das Großherzogthum Baden fehlt, nebſt andern ſehr verdienſtlichen, auch das „Rundgemälde von Heidelberg, dem Odenwald und dem Neckarthale“ u. ſ. w., von Helmina von Chézy (Heidelberg 1816, bei J. Engelmann), von welchem zwei Auflagen und Ueberſetzungen in mehren Sprachen erſchienen, ſo wie das „Handbuch von Baden-Baden“, von Wilhelm von Chézy, Baden bei Marx 1834, welches gleichfalls öfters aufgelegt und in mehre Sprachen überſetzt worden. Wir müſſen uns auf Andeutungen beſchränken: Büſchings Geographie, Krünitz's Encyklopädie ſind Zierden unſerer Literatur und Kunſtwerke deutſcher Gründlichkeit. In den wenigen der angezogenen Werke verdienſtvoller Aerzte wird der unvergeßliche Haller, der große Hufeland vergebens geſucht; auch die Literatur der Waſſerheilkunde, Oertel an ihrer Spitze, der geiſtvolle, aufopfernde Menſchenfreund, dem Prießnitz ſein Glück, Deutſchland die unendliche Wohlthat der Begründung der Waſſerheilkunde dankt, iſt ganz ausgeblieben. C. B. v. Trinius, Stoffregen fehlen in der betreffenden Abtheilung, nebſt vielen Andern. Wozu die peinliche Gedrängtheit und Kürze in einem Werk, das kein Handbuch für Fußreiſende zum Forttragen in der Taſche iſt? Und welchen Begriff muß der Ausländer von der Literatur der Deutſchen ſchöpfen, deren Wegweiſer kein Alphabet füllt! In der verheißenen Hinweiſung auf belehrende Werke hätte Eberts, des königlichen Bibliothekars in Dresden (zu früh der Wiſſenſchaft durch den Tod entriſſen) „Bibliographiſches Lexikon“ erwähnt werden müſſen. Im geſchichtlichen Fach ſind die werthvollen Leiſtungen mehrer, ſelbſt von den im Werk benannten Schriftſtellern unerwähnt geblieben, ſo zum Beiſpiel W. Zimmermann's „Geſchichte von Würtemberg — Prinz Eugen von Savoyen und ſeine Zeit — Geſchichte der Hohenſtaufen — Deutſcher Kaiſerſaal.“ Chriſtian Schreibers „Allgemeine Chronik der dritten Jubelfeier der evangeliſchen Kirche“ iſt gleichfalls zu bezeichnend, um ihre Weglaſſung rechtfertigen zu können; auch fehlt der edle Weſtenrieder; Halems „Geſchichte des Herzogthums Oldenburg“, Daniel Schubart's „Chronik von Schwaben“, Ribbeck u. A. In der Literatur für Staatsrecht vermißt man u. A. den jungen genialen Adolf Doerr, denn auch dem aufblühenden Verdienſt gebühren ſeine Kronen, die dem gründlichen Gelehrten und ausgezeichneten Dichter ſchon gewichtige Stimmen zugeſprochen haben. Auch Rudolf Wyß fehlt! wie von den Neueſten der geiſtvolle Ludwig Wihl.

Unter den „Lebensgeſchichten Jeſu“ vermißt man ungern ein Urtheil über die von Doktor David Strauß; ſie iſt ein Ereigniß, deſſen Folgen ſchon jetzt, im erſten Jahrzehnt ihres Erſcheinens, ſich immer einflußvoller, gewichtiger kund thun. Kein Wort von dem, was durch und ſeit: Gottſched, Campe, Adelung, Wolcke, Jean Paul, Maßmann, Zeune u. A. für deutſche Sprachforſchung geſchehen! Weder geſonnen noch befähigt, die Lücken dieſes Werks zu ergänzen, einzig deutſcher Beſtrebungsfülle zur Ehre, mögen hier Namen aus der Erinnerung ſtehen. So fügen wir denn für das pädagogiſche Fach einen ſeiner erſten Begründer in Deutſchland: Campe, und die unvergeßlichen Namen Baſedow, Gutsmuths, von Olivier, Weiße hinzu, nicht vergeſſend die Werke für Kinder und Erwachſene aus neuerer Zeit, der geiſt- und phantaſiereichen Amalie Schoppe, geborne Weiſe, die in den meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt ſind. Seltſamer Weiſe nehmen die Herrn Verfaſſer einen Unterſchied zwiſchen einem „Wegweiſer“ und einem „Bibliographiſchen Handbuch“ an, der nur in ſo fern beſteht, als Letzteres gewöhnlich bloß Titel in ſich faßt, ein Wegweiſer aber nichts Anderes iſt, als ein bibliographiſches, zugleich kritiſches Handbuch. Ludwig Jahn, als Stifter der Turnkunſt, als Beförderer und Held der guten Sache in Wort und That, würdig jeder Liebe und jedes Preiſes deutſcher Dankbarkeit, ſteht auch nicht hier! Sein Turnbuch, ſeine Lieder, ſeine zerſtreuten

Schriften sind grundkräftige Bildungsmittel. Seine historische Bedeutsamkeit steht in frischem Andenken, und wirkt in ihren Folgen durch Deutschland fort.

Noch mehr Seltsames überrascht in diesem Werke: Die Trennung der Begriffe von Poeten und Prosaiker, durch welche Namen ausbleiben, die als Sterne erster Größe glänzen. Opitz, Friedrich Rückert, Christian v. Zedlitz, Anastasius Grün u. A., ferner Sallet, Follen. — Wer sucht das Wesen der Poesie in der Form? Alle großen Meister sind Dichter! Zugleich fehlen in der Aufstellung deutsche Zierden der Literatur, durch Uebergehen des dramatischen Faches: Zacharias Werner, Müllner, Oelenschläger, Ingemann, Grillparzer, Raupach, Heinrich v. Kleist, Bauernfeld, Houwald, Fr. Kind, die Herzogin Amalia von Sachsen, so wie alle früheren Dramatiker, welche die deutsche Bühne zur Blüte brachten, und von den Neuern Gutzkow und Laube, die nur in andern Beziehungen genannt worden. Diese Ausscheidung der Poesie aus den Beurtheilungen in G. Schwab's und C. Klüpfel's »Wegweiser« ist auch Ursache, daß in manchen der hier gespendeten Kränze die duftendsten Blüten fehlen, z. B. Ludwig Tieck's »Oktavian«, »Genovefa« u. v. A. Auch den ergötzlichen »Zerbino«, Fortsetzung des »gestiefelten Katers«, den »Fortunat«, die erschütternde »Melusina«, die sämmtlich doch zuerst in Prosa geschrieben sind, das herzige »Rothkäppchen« u. A. ließ Gustav Schwab, der seinen entschiedenen Beruf zur Beurtheilung der Poesie verkennt, unberührt, und pries dagegen die Victoria Accorombona! Auch schweigt er über Zacharias Werner's Schriften, der mit Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Friedrich Schlegel das große Triumvirat der verhängnißvollen einflußreichsten Glaubensumwechsler bildet, Abraham a Sancta Clara's witzfunkelnder Nachahmer in seinen Predigten, in Vers und Prosa, für Kirche, Theater, Haus und Welt der gediegensten, entflammtesten Denker einer — ein frischgrüner Gebirgswald voll Melodien, der vom Blitzstrahl entzündet, lodernd, prasselnd in den Abgrund rollt.

Nur Guido Görres ist genannt, nicht der Alte, der rastlose Bergmann in des Mittelalters Schachten, der aus den sprödesten Adern Gediegenes herausgepocht — der feurige erste Uebersetzer des persischen Epos Ferdussys, des »Schahnameh« — der ergraute Terrorist, der die Jakobinerkappe an den Nagel gehangen — der Freiheit jauchzender Herold im »Rheinischen Merkur« — der tägliche Fesselnschmied der Geister in der »Eos«, dem »Athanasius« und vieler anderer Schriften. In jeder Phase einzeln auf seiner Höhe, befähigt vor Allen zu Allem! — Culminationspunkt des Obskurantismus — sinnverwirrender Phantasmagorist, der die Dunkelheit Aegyptens zurückzaubert, mit Gaukelgestalten bevölkert und Glut für Licht hineinhaucht — weil das Licht verpönt. Er ließ dicht an dem Thron, dem eine evangelische Königin den Thronfolger gab, dem zuvor die hochherzige Karolina, Max Joseph's Gemahlin, fünf liebenswürdige Töchter geboren, das Wort erklingen: »zweischlächtige Bastarde!« die Hölle vernahm's und jubelte — die blutigen Folgen grinsen Europa an; die Drachenzähnesaat schießt mächtig auf! Aus dem Staube rankten sich Redner empor, an den Gewaltigen gestützt, wie das Schlingkraut hinaufkriecht zum Wipfel der Rieseneiche. Eberhard übersetzte den Athanasius für die Bierbänke.

Dieser welthistorische Mensch und Dichter, kommt in erwähntem Wegweiser nur gelegentlich genannt als Uebersetzer vor! Auch sein Sohn ist keineswegs nach Verdienst gewürdigt.

Blieb der so beziehungsreiche Name Görres als Uebersetzer des Schahnameh sowohl als in allen andern Leistungen aus, so fehlen noch außer ihm im Fach orientalischer Literatur Hirtzel, der treffliche, metrische Uebersetzer der Sakuntala, Dr. Boethlingk, der diese Dichtung in Prosa lieblich, treu und kräftig wiedergab; Kosegarten, dem wir so Köstliches verdanken, der Nal und Damajanti, nicht so wortwörtlich und kräftig als Franz Bopp, jedoch theilweise fließender übersetzte, so daß diese entzückende Dichtung in Kosegartens Werk dem großen Publikum zugänglicher wurde. Franz Bopp ist, obwohl genannt, so gut wie weggeblieben. Auch Mitscherlich! Brockhaus preiswürdiger Thätigkeit in diesem umdornten Streben ist so wenig, wie des trefflichen Indianisten Dursch u. v. A., die zugleich übergangen worden, gedacht. Nur Herder, Friedrich v. Schlegel, Bohlen, Weil und Lassen sind genannt, eben so wenig aber A. W. v. Schlegels

Riesenwerk, die Ausgabe des Ramayana mit lateinischer Uebersetzung, sein Baghawat-Gita u. A.; Friedrich von Dalberg's reizendes Gita Govinda, nach William Jones; Forsters Uebersetzung der Sakuntala nach Ebendemselben; des verdienstvollen Theodor Hartmanns sinnige Uebersetzung von A. L. von Chézy's Medjnoun und Leila nach Djamy, nebst einer belehrungsvollen Abhandlung über türkische Poesie; Hammer's und Graf Wenceslaus Rzewusky's „Fundgruben des Orients" gehören zu den unverantwortlichsten der Auslassungen. Von den Uebersetzungen aus dem Spanischen, Italienischen, Englischen ist das Nämliche zu sagen. Unerwähnt blieben Gries Nachbildungen des Arioste, Tasso u. A., sein Calderon; Malsburg's 8 Bände Calderon's Schauspiele; Schmidt's Calderon; die gediegenen Nachbildungen nach diesem großen Dichter, nach Lope de Vega, Moreto u. A. von Malsburg, Zedlitz, August West (den auch als Novellist hochverdienten, als Kritiker Lessing erreichenden), Andreas Schumacher; Keil's verdienstliche Arbeiten über spanische Literatur, wurden nicht erwähnt. Vielleicht weil Calderon und Shakspeare's Nachbildung im Metrum des Originals? Doch auf dem Theater wird Alles zur Prosa, weil die Handlung Alles allfaßlich macht — Eschenberg's Shakspeare, die Uebersetzungen Wielands, Schillers, Heinrich Voß', Andreas Schumachers, Bauernfelds und einiger anderer der talentvollsten Dichter in der Wiener Ausgabe des ganzen Shakspeare auf Deutsch, erschienen 1824 und einige Jahre nachher bei Sollinger in Wien, ausgezeichnet durch Vortrefflichkeit, rühmlich wetteifernd mit den, dieser Sammlung einverleibten Schlegel'schen; Wilhelm Müllers Faust nach Marlove, mit herrlichem Vorwort; Tieck's Don Quixote — Ludwig Tieck, bei dessen Waldeinsamkeit und den Worten über Vittoria Accorombona in die Augen springt, wie man bereitwillig ist, ihm zu huldigen, hat für Gustav Schwab und C. Klüpfel den Don Quixote vergebens so unübertrefflich humoristisch, kurzweilig und frisch gefärbt deutsch gegeben!

Vergebens sucht man hier, lüstern durch die sinnreichen Beurtheilungen, die vorhanden, viele Namen, die mehr oder minder Bewunderung und Liebe erworben, und entweder durch Uebertragung noch aus der Väter Mund, oder in Jugendzeit und später die Seele durchklungen. Karl Lappe, der ächte Dichter, der auch die Bedingungen, unter denen hier ein Name stehen darf, durch gediegene Werke in Prosa erfüllt, Karl Lappe in Pütte bei Stralsund, dessen die Edeln gedenken sollten, weil Fortuna seiner vergessen, der vier und siebenzigjährige Sänger, der seine Mannesjahre auch durch „Kampfgedichte" verherrlicht, die den Muth der Massen geweckt und gestählt, fällt uns hier zuerst ein. „So oder So!" über welche Rosenlippen unserer Mütter glitt nicht das frische, herzergreifende Lied, von Beethoven in Musik gesetzt? Er ist Deutschlands Beranger, doch es geht den Dichtern, wie den Singvögeln im Walde, Niemand kümmert sich, ob sie Futter haben — und den Singvögeln hat Gott im Frühling den Tisch gedeckt — dem Dichter in seiner Jugend nicht, und selten im Silberhaare!

Graf Otto Heinrich von Loeben (Isidorus Orientalis), blütenreich und fruchtbar, ächter Lyriker — durch sein Werk „Lotosblätter", seine „Deutschen Worte über das Werk Deutschland" von Frau v. Staël, wie durch eine Reihe Novellen und Dichtungen einen ausgezeichneten Standpunkt behauptend; Segemund, genannt Gottwalt; Wilhelm Hensel, der vortreffliche Dichter und bewunderungswürdige Künstler; Graf Friedrich v. Kalkreuth, dessen Novelle „Ebba, Gräfin von Brahe" ein vollendetes Kunstwerk voll Größe und Lieblichkeit; Ludwig Robert; Otto von der Malsburg, dessen kritische und geschichtliche Bemerkungen zu dem Sinnigsten und Gründlichsten gehören, was über spanische Literatur geschrieben worden — wie konnten sie mit Stillschweigen übergangen werden? Viele dieser gleichzeitig blühenden Schriftsteller waren Freunde des Dichters der „Glockentöne" und dankten einander gegenseitig Begeisterung und reines Glück der Jünglingsfreundschaft. Späterhin wurden sie Ludwig Tieck bekannt und theuer. Wie Wilhelm Müller kämpften mehre von ihnen für Deutschlands Freiheit im Felde, und geistig in herrlichen Liedern für die griechische Sache, die einzige große Angelegenheit Unterdrückter, für die es seit 1815 noch vergönnt ist, die Stimme zu erheben. In diesen Bund gehörte auch J. E. Hitzig, dessen Lebensbeschreibung Z. Werners, Th. Am. Hoff-

manns, Adalberts von Chamisso, seiner geliebten Freunde, in allen Händen, dessen Wirksamkeit vielumfassend, edel und großartig, oft aufopfernd, immer einflußvoll — auch ihn treffen wir hier nur, Seite 225, obenhin als Herausgeber des „neuen Pitaval“ mit Willibald Alexis erwähnt, von dessen mehrfachen Verdiensten um die Literatur man gleichfalls hier nichts erfährt. Gleich wie diesen beliebten, sinnreichen und geistvollen Erzähler vermissen wir von den frühern Anton Wall, Meißner, August von Kotzebue und mehre Andere; und von den Neuern den phantasiereichen van der Velde, den gemüthvollen, sinnigen Weisflog; den anmuthigen, effektvollen Blumenhagen, dessen historische Novellen höchst anziehend durch innere Wahrheit und dramatische Entwickelung. Doch wen setzt es noch in Erstaunen, daß Friedrich Kind, Wilhelm Schütz, St. Schütze, C. B. von Miltitz, Apel, Tromlitz, Gustav Schilling, von welchem unter manchem Verwerflichen viel Meisterhaftes, und so mancher Andere der Beliebtesten hier keine Anerkennung gefunden, wenn zugleich Friedrich Müller (Maler Müller genannt) und Heinrich von Kleist, diese unsterblichen Meister, ungenannt geblieben? Wenn jeder der Vorerwähnten, mit ihnen noch viele Andere, z. B. Meth. Müller, Mahlmann, auf Geistes-, Gemüths-, Geschmacksbildung durch eigene Werke wie durch preisliche Herausgaben bleibend eingewirkt, so werden Mitwelt und Nachwelt den zwei großen Meistern: F. Müller und Heinrich v. Kleist die unvergängliche Liebe des Volkes zuerkennen und bewähren; ihre Werke mit Tieck's früheren Schöpfungen, mit Hebels, Jean Pauls entzückendsten Schriften, mit Allem, was die Zeitenfolge und ihre Wandlungen überdauern wird, in eine Reihe stellen, denn Viele sind berufen und Wenige auserkoren! Die deutsche Krone der Poesie ist eine sinnvoll gefaßte Arbeit, wo die Juwelen überschwänglichen Werths, umgeben von minder herrlichen und von ergötzlichen bunten Steinen prangen; auch die köstlichsten Perlen vom reinsten Wasser fehlen nicht, jedes darin hat seinen Strahlpunkt, schmückt den Platz, den es ausfüllt, wer wollte Zierden davon ausbrechen? und dagegen auflesen was in des ewigen Meisters Werkstatt zerstreut am Boden liegt, und mit falschem Glanze flimmert? Wetzel ist ungenannt geblieben, selbst in der aus bloßen Titeln bestehenden Abtheilung: „Gesammelte Schriften.“ Herr Funk (nicht Friedrich Funk, sondern Z. Funk, dessen Eigenname: Kunz) gab sie, ohne Vorwissen der Wittwe, und ohne Mitwirkung der Freunde, keine vollen neunzehn Jahre nach des edeln Dichters Tode 1819, bei Brockhaus 1838 auf seine eigene Hand in Verlag. * Hätte Fr. G. Wetzel wirklich auch bloß in Versen gedichtet, so gehörte er als historische Personalität in die Reihen der hier Aufgestellten. Aus der Asche, darunter die Glut der geistigen Befreiungskämpfer von 1812—15 fortglimmt, sprühen noch Funken seiner „Volkslieder“, sein „Fränkischer Merkur“ wird in den Schwingungen der Saiten im Volksgemüth, die er kräftig anschlug, fortleben; seine Jeanne d'Arc wird auf der Bühne wirken, sobald der Geschmack des Publikums auf der Höhe vollkommener Veredlung für dramatische Wirkung empfänglich, sie über die theatralische schätzt und ersehnt. Der Sieg in der Seelenfolter auf dem Sterbelager in seinen letzten Leidensstunden stellt Wetzel in die Reihen der standhaftesten Märtyrer unserer Tage für die Segnungen des Glaubens. — Wann wird ein Edler eine rechtmäßige Sammlung aller Werke dieses gediegenen Mannes veranstalten, deren Ertrag seinen Hinterbliebenen zukommt? denn Wetzel lebte in Sorgendrang, seine Wittwe, seine Waisen, fünf an der Zahl, blieben in Armuth zurück! Er starb am 29 Juli 1819 zu Bamberg, kaum vierzig Jahre alt, ein Opfer der Noth. „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“ oder anders ausgedrückt: „Das ist das Loos des Dichters auf deutschem Boden!“ — Auch Seume blieb arm!

Es geschieht nur der angegebenen Ausschließungsgründe, nicht der Ausschließung selbst wegen, daß hier solche Männer und Frauen genannt werden, auf welche diese Gründe keineswegs anzuwenden sind. Karoline v. Woltmann, eine bedeutende willkommene Erscheinung in den Reihen deut-

* Brockhaus konnte das nicht wissen, und mußte bei dem freundschaftlichen Verhältniß, in welchem Funk zur Familie stand, voraus setzen, er veranstalte diese Ausgabe zum Besten der Verwaisten.

ſcher Schriftſtellerinnen, iſt bloß als Herausgeberin von Woltmanns Werken genannt; Dorothea von Schlegel, geb. Mendelsſohn, kommt nur mit Helminen von Chézy, und dieſe auch nur als Ueberſetzerin der Valerie, von Fr. v. Krüdener vor. Dorothea von Schlegel nannte ſich nicht zu ihren Werken, ſie war ſtolz darauf, daß ihr Gatte ſie unter ſeinem Namen herausgab; doch ihr »Florentin« iſt in allen Händen, ihre nur mit D. bezeichneten gediegenen Beiträge zu Fr. von Schlegel's Europa: Ueber die »Delphine« der Frau v. Staël, »die Wahlverwandſchaften«, über »Gemälde alt-italiſcher Meiſter« u. A. beurkunden ſie als große Denkerin und feurige Darſtellerin. Ihre Volksbücher: Merlin, Lothar und Maller, gehören in die Reihe der trefflichſten dieſer Gattung. Ihre Ueberſetzung der Staël'ſchen Corinna iſt unvergleichlich. Ihr Thomas a Kempis (deutſch) behauptet ſich neben dem Sailer'ſchen, ſie nannte ſich auch hier nicht.

Die Schweſtern von Lesbos, die Legenden, die Ueberſetzung der Frithiof-Saga u. a. aus dem Schwediſchen, die Novelle Helene von Tournon und andere Werke, haben Amalien von Helvig einen ſchönen Ruhm erworben, und können ſo wenig veralten, wie alles Schöne.

Die Günderode iſt nur in Beziehung auf Bettina's v. Arnim reizfunkelndem Phantaſieſtück dieſes Namens, nicht als die Dichterin, deren Lieder ewig blühen werden, genannt. Eben ſo wenig Wieland's Seelengeliebte, Sophie von La Roche, deren Werke viel zur Bildung der Zeitgenoſſen beigetragen, und deren geiſtige Einwirkung gewiß auch ihrer Tochter Brentano Söhne und Töchter viel verdanken. Neben dieſer behaupten auch Eliſa von der Recke und die geiſtreiche, ſeelenvolle Dänin, die auch Frau v. Staël zu ſchätzen wußte, Friederike Brun, einen ehrenvollen Platz. Eliſe Erhard, Agnes Franz, Clotilde von Noſtitz, Eliſe von Hohenhauſen, Theophania (Pauline v. Brochowska) Luiſe Brachmann, Karoline v. Fouqué, Charlotte von Alefeld und einige Andere, gehören zu den Zierden der deutſchen Literatur. Die klaſſiſche Novelle der genialen Joſephine v. Perin: »Die Pauliſtin«, behauptet unter allen Novellen die geſchrieben worden, eine Hauptſtelle, ihre andern Dichtungen, minder glänzend, jedoch eben ſo gediegen und höchſt anziehend, reihen ihren Namen unter die beſten aus Oeſterreich. Doch ſtill! in Guſtav Schwab's und C. Klüpfel's Wegweiſer ſtehen ja faſt ein Dutzend deutſche Frauen, darunter einige der Würdigſten: Benedikte Naubert, Frau von Wolzogen, Karoline Pichler, Thereſe Huber; von den Neuern: Bettina v. Arnim, Rahel Varnhagen, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Emma Niendorf (Frau v. Sukkow). Hier wogen Dreimaſter mit vollen Segeln durch den Strudel, über den wir auch leichte Fahrzeuge gleiten ſehen, welche die Nachwelt ſchwerlich ſo nachſichtig behandeln wird, wie unſere Verfaſſer.

Karoline Pichler's Meiſterſtück, die Novelle: »Der ſchwarze Fritz«, iſt unerwähnt geblieben, wie viel Anderes des Trefflichſten von Andern, z. B. unter den religiös-ethiſchen Leiſtungen Zſchokke's die »Stunden der Andacht«, ein in Blut und Leben der Völker übergegangenes, kräftig und durchaus organiſch wirkendes Werk. Zum Gemüthlich-komiſchen vorherrſchendes Talent wäre nicht eben der Vorzug, den man unter denen des edeln Greiſes voran, oder gar vereinzelt als den preislichſten aufſtellen könnte, die Liebe Deutſchlands erkennt ihm viele andere der glänzendſten zu, ſo daß ein ſolches Lob überraſchen muß. Man könnte es auf Thümmel anwenden, zum Theil auf Ulrich Hegner, und es wäre auch für dieſe minder produktive als Zſchokke, doch geniale Schriftſteller, die zu Deutſchlands Lieblingen gehören, bei weitem nicht bezeichnend genug.

Das Komiſche! Auch dieß, das Fach des Humoriſtiſchen ſteht leer im Wegweiſer — doch ſind wir nicht arm an dieſem. Mancher Scherz blüht aus Schmerz empor, ſo Maltitz, der glühende Kämpfer für Wahrheit. Er und die andern deutſchen Humoriſten ſind zu gegenwärtig und lebendig in allen Händen, als daß ſie zu bezeichnen nöthig wären: Jean Paul, der Größte von Allen, auch ſein Scherz iſt Herzblut, wie der des Erzählers vom Peter Schlemihl. — Doch genug! Wäre jener Wegweiſer nicht ſo kurz, ſo brauchte dieſer Aufſatz nicht ſo lang zu ſeyn.

C.

Spanien und die Spanier.

(Schluß.) *

Es gibt in Spanien mehre Arten von Gastwirthschaften: die Fonda, die sich nur in den großen Städten findet, und fast ausschließlich von Ausländern besucht wird (eine Art eingerichteter Miethwohnung, schlecht möblirt, wo man auch Kost gibt), die Posada, die Venta, die Venterilla. Die Posada ist wesentlich spanisch. Von einer öffentlichen Gastwirthschaft findet man, strenge genommen, nichts darin, als Wohnung, Salz und die nöthige Einrichtung, um das Mitgebrachte kochen zu können. Sie gleicht viel mehr den Khans des Morgenlandes, als den Gasthäusern des gesitteten Europa's. Wenn die Reisenden sich diese Thatsache einprägen wollten, so würden sie viele Enttäuschungen und oft manche Verlegenheit sich ersparen. Der Spanier, der über die geringste persönliche Beleidigung außer sich geräth, nimmt Dinge jener Art weit ruhiger hin, als die Ausländer mit ihrem gewöhnlich phlegmatischerm Karakter; er erwartet nicht, etwas zu finden, und wundert niemals sich darüber, daß er nichts hat, als was er mitbringt; seine Verwunderung spart er für die seltene Gelegenheit auf, wo der Zufall ihn etwas in Bereitschaft finden läßt.

Die Posada, Venta ꝛc., welchen Namen man ihr beilegen will, ist das Stabulum der Römer. Die Bestimmung dieser Anstalten war ursprünglich das Unterbringen der Thiere; Beherbergung des Reisenden war nur Nebensache, und ist es noch jetzt in Spanien. Das Pferd findet Alles, was es bedarf, kühle und geräumige Ställe, breite Krippen, Futter und Wasser in Menge; mit dem Menschen verhält es sich gerade umgekehrt, er muß in der Umgegend zusammen suchen, was er etwa nöthig hat, nur ein kleiner Theil der Scheune ist zu seinem Gebrauche vorbehalten, und er muß sich gefallen lassen, entweder unten bei den Thieren, oder auf dem Futterboden unter Heubündeln und Vorrathssäcken zu übernachten.

Nur Armuth kann einen Spanier nöthigen, Gastwirth zu werden; unter hundert wird man neun und neunzig Mal finden, daß der Wirth ein Ausländer oder ein Zigeuner ist, und fast unwandelbar ein Gauner. So war die Gestalt der Dinge zu Cervantes und Quevedo's Zeiten, und hat sich seitdem nicht geändert. Hören wir, was Mr. Ford von der Venta sagt:

Das Erdgeschoß dient Menschen und Thieren als gemeinschaftlicher Saal. Der zu Ställen bestimmte Theil ist oftmals gewölbt und hat wenig Helle, um eine gewisse Kühle darin zu erhalten, so daß selbst bei Tage das Auge anfänglich nur mit einiger Mühe das Einzelne unterscheiden kann; die Krippen sind an den Wänden umher befestigt, und die Geschirre der Thiere werden an den Pfeilern aufgehängt, welche die Bogen des Gewölbes tragen. Man tritt in diesen großen Stall oder gemeinschaftlichen Saal durch eine breite Thür von der Seite der Landstraße ein. Im Innern bleibt beständig ein kleiner Raum frei zum Empfange des Reisenden, der entweder zu Fuß oder zu Pferde ankommt; doch geht ihm Niemand entgegen, kein aufmerksamer Gastwirth, kein geschäftiger Kellner, kein freundlich lächelndes Stubenmädchen beachtet im Mindesten seine Ankunft. Er ladet oder sattelt sein Thier selbst ab, bindet es an die Krippe, und verlangt vom Ventero Futter, d. h. Stroh und Gerste (3. Kön. IV. 28). Man gewinnt weniger Heu in Spanien, als etwa in den nordwestlichen Provinzen und in einigen Thälern; das Stroh ist sehr schön, es wird in kleine Stückchen zerbrochen. Das in Spanien jetzt noch übliche Verfahren, das Korn zu dreschen, ist ein sehr altes und orientalisch zugleich. In den Getreidegegenden sieht man bei den meisten Dörfern unter freiem Himmel eine Era oder Tenne (Area der Römer), eine ebene, gepflasterte, oder aus festgestampfter, sehr harter Erde bestehende Fläche, auf der man die Garben ausbreitet; hier werden sie dann durch Pferde ausgetreten, die meistens an einer Art Pfahlwerk, Trillo, angebunden sind, auf dem die Menschen sitzen. Solchergestalt wird der Kern von der Aehre befreit, und das Stroh gebrochen, zerrieben so zu sagen. Diese in Spanien durch die Karthager eingeführte Weise ist auch die der Bibel, und die Tenne zum Dreschen ist wohl das Norag der Aegypter; Varro hat das

* 5. Lief. S. 68.

das Verfahren sehr genau beschrieben, wie auch das Pianostellum porricum.

Nachdem nun der Reisende für die Bedürfnisse seines Thieres gesorgt, und sich versichert hat, daß es ihm an nichts mangelt, so beschäftigt er sich mit seiner Person. Ein Theil des Gebäudes, und zwar der beträchtlichste, ist, wie gesagt, für die Thiere bestimmt, das Uebrige für die Menschen. Dem gemeinschaftlichen Eingange gegenüber ist die Treppe, die in das obere Stockwerk führt, welches für das Futter, das Geflügel und für die über dem Gemeinen stehenden Reisenden bestimmt ist. Die Einrichtung der meisten Posadas erinnert etwas an die der Klöster, und ist darauf berechnet, die möglichst große Anzahl Reisender in dem möglichst kleinen Raume unterzubringen. Ein langer Korridor, in den die verschiedenen Kammern sich öffnen, erleichtert die Verbindung. Die Kammern sind selten möblirt, man muß die nöthigen Möbel vom Wirthe fordern, der sie in irgend einem dafür bestimmten Behälter vorräthig hat. Im Erdgeschosse, nahe an der Treppe, und stets an einer in die Augen fallenden Stelle, findet sich ein weitbäuchiger Krug, von der Form der alten Amphoren, mit Wasser gefüllt, und dabei ein Geschirr von Blech oder Kupfer zum Schöpfen. Oft auch sieht man auf einem an der Wand befestigten Tischchen eine Reihe mit Wasser gefüllter kleiner Krüge (alcarrazas), aus einer porösen Erdart, welche die Eigenschaft haben, das Wasser außerordentlich frisch zu erhalten, wegen der beständigen Ausdünstung; sie kommen in mannigfachen Formen vor, und viele derselben, besonders im Königreich Valencia und Andalusien, stellen eine genaue Nachbildung jener Vasen dar, die man in Sagunt verfertigte, wie wirklich noch jetzt in großer Menge geschieht. Sie unterscheiden sich nur wenig von den Chasi' lehs in Aegypten, die vom nämlichen Stoffe und zu gleicher Bestimmung sind. Auf den Tisch zu stellen, sind sie nur selten geeignet, denn auf ihrem kegelartig in eine Spitze ausgehenden Boden würden sie nicht im Gleichgewichte sich erhalten; von dieser seltsamen Form waren auch die Futilia, Gefäße, die bei den Opfern der Vesta gebraucht wurden, und verunreinigt gewesen wären, wenn sie die Erde berührt hätten.

In der Küche befindet sich Alles ungefähr in demselben Zustande, wie es vor zweitausend Jahren gewesen. Sie ist in dem der Aufnahme der Reisenden ebenfalls gewidmeten Theil des Erdgeschosses angebracht, und besteht aus einem offenen Heerde, um den die Kochtöpfe und übrigen Küchengeräthschaften im Kreise gereiht sind, vollkommen in der Ordnung, wie Martial (XII. 18.) sie beschreibt, der nach Spanien, seinem geliebten Vaterlande, nach fünf und dreißigjähriger, in Rom zugebrachter Abwesenheit zurückgekehrt, seinem Freunde Juvenal eine Erzählung gibt von Allem, was er gefunden, eine Erzählung, die an die häuslichen Einzelnheiten im ersten Kapitel des Don Quixote erinnert. Diese Topfreihen lehnen sich an Steine, sesos genannt; über denselben ragt der mit Eisenhaken beschlagene Kaminmantel vor, an welchem Gefäße von großem Umfange aufgehängt sind. Hin und wieder findet man gemauerte Backöfen, in der Regel aber nur einfache, tragbare Oefen, Anafes genannt. An den geschwärzten Wänden erheben sich staffelweise Töpfe und Kochgeschirre, Roste, Bratpfannen und andere Geräthschaften für den Dienst des Publikums. Neben dieser Küche ist das Wohnzimmer des Wirths: hier bewahrt er auch seine Vorräthe von Reiß, von Chokolade, die immer ganz vortrefflich ist, und von den übrigen Eßwaaren, welche die Grundlage einer nationellen Küche ausmachen. Mit alle dem ist diese Küche nicht zu verachten, und ein Hasen- oder Rebhühnerragout in einer ächten Venta gut zubereitet, ist ein fürstliches Essen.

Diesen etwas technischen Einzelnheiten will ich noch beifügen, daß die spanischen Schinken ihren alten Ruf würdig behaupten. Der Speck ist trefflich und allgemein im Gebrauche; einmal seines innern Gehaltes wegen, und dann als eines der unterscheidenden Zeichen des Christenglaubens in Spanien, weil das Fleisch des Schweines vom Juden und Mauren verabscheut wird; kein Topf am Feuer ohne Speck, und keine Predigt ohne Anführung aus St. Augustin, sagt das Sprichwort. Man bereitet auch in Spanien verschiedene Gattungen sehr geschätzter Bratwürste, und Eier und Gemüse gibt es im Ueberfluß. Das Fleisch des Schlachtviehes, besonders das Rindfleisch, ist in der Regel schlecht; das Kauen dieses

Fleiſches iſt ein mühſames Geſchäft, zu dem es wahrer Hundezähne bedarf. Das Brod iſt trefflich, und man kann es ſich ſo wie den Wein beſtändig verſchaffen, man findet auch vor den Thüren aller Venta's Bauern die dahin kommen, Haſen, Rebhühner und Kaninchen zu verkaufen. Der Knoblauch, die obligate Würze der meiſten Gerichte, iſt minder pikant, und von angenehmerem Geſchmacke, als der in England, wo auch der ſpaniſche Knoblauch und Zwiebeln, dorthin verpflanzt, ſchon in der dritten Generation ausarten.

Das Federvieh der Herberge, Gallinas y pollos, ſagt Mr. Ford weiter, läuft überall umher, und pickt auf, was es findet, bis es ſelbſt an die Reihe kommt, aufgerafft und frikaſſirt zu werden. Alle kulinariſchen Operationen, die vorbereitenden ſo gut als die endlichen, gehen in dieſer Küche vor ſich unter den Händen der Wirthin und ihrer Töchter. Wenn alles zubereitet iſt, ſo verſammeln die Gruppen ſich um die Pfanne, die dampfend vom Feuer genommen, und auf einen nicht ſehr hohen Tiſch oder Holzklotz geſetzt wird; oder es wird der appetitlich duftende Inhalt in eine weite, röthliche Schüſſel (paropside rubra, Mart. IX. 27) ausgeleert, Stühle ſind ein Luxusartikel; die Leute aus dem Volke ſetzen ſich wie im Orient auf Schemel, und bedienen ſehr ſelten ſich der Gabeln; ſie nehmen dafür einen kleinen hölzernen oder hörnenen Löffel, oder fiſchen auch wohl die Stücke mit der Meſſerſpitze heraus, und tauchen ihr Brod in die Schüſſel. Sie eſſen viel aber langſam, mit Appetit aber ohne Gefräßigkeit. Ich kenne kein Volk, welches, als Maſſe, beſſere Manieren, höflichere Formen hätte, als der Spanier. Kein Spanier, wie gering ſein Stand, wie beſcheiden ſein Mahl auch ſein möge, wenn er während ſeines Eſſens Jemanden herankommen oder vorbeigehen ſieht, wird ermangeln, ihn einzuladen, vorlieb zu nehmen: gusta á Usted comer? Und dieß muß man nicht gerade für eine hergebrachte leere Formel anſehen; der Spanier betrachtet es als eine Artigkeit, wenn ein Fremder an ſeiner Mahlzeit Theil nehmen will. Gegenſeitig ſchmeichelt eine Einladung ſeiner Eitelkeit, und vielleicht gerade wegen der Mäßigkeit ſeiner gewöhnlichen Lebensweiſe, läßt er ſich durch die Ausſicht auf irgend eine Leckerſpeiſe gern verlocken; uns ſind Spanier vorgekommen, die, von Engländern eingeladen, kein Bedenken trugen, anzunehmen, obgleich ſie ſchon ihr Mittageſſen eingenommen hatten. Indeſſen läßt der Spanier ſich gerne bitten, er will den äußern Anſtand retten, er will dafür angeſehen ſein, daß er ſeinem Magen eine ſanfte Gewalt anthue, und die Ehre einer Einladung ſich beilegen, während er eigentlich doch nur ihr Gegenſtand iſt. Beſteht man nicht darauf, ſo wird er denken, daß das Anerbieten nicht ernſtlich gemeint geweſen, und wäre er ſelbſt mit der Abſicht gekommen, bei der Mahlzeit zu bleiben, ſo wird er gehen, wenn die Sache nicht nach der Regel und ſeinen Begriffen von der Etikette gemäß geſchehen iſt. Der Grund davon iſt: in einem Hungerlande, wo gute Gaſthäuſer ſelten ſind, iſt die Gaſtfreundſchaft wie im Morgenlande eine heilige Pflicht; wer alles für ſich allein behält, wird ſich wenig Freunde machen. Wenn übrigens der Spanier unſerm Tiſche Ehre macht, ſo vergütet er ſeine Zeche reichlich durch die Annehmlichkeit ſeiner Unterhaltung, und durch die Auskunft über die örtlichen Verhältniſſe, die er zu geben im Stande iſt. Wird aber nur im Allgemeinen geredet, ſo wird die Einladung nicht angenommen, und dann wird bei der Ablehnung immer die äußerſte Höflichkeit der Formen beobachtet. Es iſt zu bemerken, daß dieſe Gebräuche noch immer die der Araber unſerer Tage ſind, alles iſt das nämliche bis auf die Formeln, deren man ſich bedient.

Die Hauptmahlzeit der Spanier iſt das Abendeſſen; es wird angefeuchtet mit vollen Zügen einheimiſchen Weines, der in allen Arten von Gefäßen, am häufigſten aber in einem ledernen Schlauche aufgeſetzt wird: ein dem Reiſenden unerläßliches Gefäß, das er ſtets bedacht ſein muß, voll zu erhalten, zumal wo er guten Wein antrifft. Selten vermiſchen die Spanier den Wein mit Waſſer; dieß heißt ihnen zwei gute Dinge verderben. Die Aſturier haben in dieſer Beziehung einen trübſeligen Ruf — aguan el agua (ſie wäſſern das Waſſer). Daraus, daß man ſelten einen betrunkenen Spanier ſieht, und daß er auf der Reiſe ſo viel Waſſer trinkt wie ſein Thier, würde man mit großem Unrecht ſchließen daß er gegen den Wein eine Abneigung hätte, wie die Orientalen: Waſſer trinken

wie ein Ochſe, und Wein wie ein König, **agua como buey y vino como rey.** Die Menge Wein, welche die Spanier zu ſich nehmen können, wenn es ſie nichts koſtet, könnte im Gegentheil Grund geben, zu denken, daß ihre gewöhnliche Nüchternheit mehr ihrer Armuth als ihrer Neigung zuzuſchreiben ſei. Der Magen iſt der Weg zu vielen ehrlichen Gemüthern, und der Spanier, um noch eine ſprüchwörtliche Redensart von ihm zu borgen, gibt vermaledeitem Wein den Vorzug vor gebenedeitem Waſſer, **mas vale vino maldito que no agua bendita.** Zu den ganz natürlichen Urſachen, welche den Verbrauch des guten Weines erklären, muß man noch die reizende Beſchaffenheit der ſpaniſchen Küche zählen. Eine Diät von geſalzenen Fiſchen, von Schinken und Bratwürſten, erregt nothwendig Durſt, eine gute Schnitte geröſteten Speckes zieht eine kräftige Umhalſung des Schlauches nach ſich; **a torresno de tocino buen golpe de vino.** Auch geht der Schlauch nach dem Abendeſſen luſtig im Kreiſe, man zündet die Cigarre an, die roh gearbeiteten Stühle werden an's Feuer gerückt, man ſpinnt Liebes- und Räubergeſchichten ab, tauſcht Scherzreden aus, und fröhliches Gelächter gibt zu der Unterhaltung den Chor. Dann kommen Geſänge an die Reihe, die Saiten der Guitarre ertönen, der Tanz beginnt, man vergißt die Mühſeligkeiten des Tages, und unter dem Einfluſſe einer ungezwungenen, mittheilenden Fröhlichkeit verlängern dieſe Spiele ſich weit in die Nacht hinein. Endlich fangen die Reihen ſich an zu lichten, die Reiſenden einer etwas höheren Klaſſe ziehen ſich nach dem obern Stockwerke zurück, die übrigen, und zwar die größere Zahl, nehmen ihr Nachtlager zu ebener Erde, neben ihren Thieren, und eben ſo unbekümmert wie dieſe, überlaſſen ſie ſehr bald ſich dem Schlafe, trotz dem fortwährenden Getöſe um ſie her — ein treues Bild vom Nichts des ſpaniſchen Lebens — *πάντα γέλως καὶ πάντα κόνις* — Gelächter und Staub!

Da man ſich nicht auskleidet, ſo iſt die Morgentoilette bald gemacht. Thiere und Menſchen tragen ihre Garderobe auf dem Leibe, und rechnen auf den Platzregen ſie zu waſchen und auf die Sonne, ſie zu trocknen. So machten es die Iberier, ihre Altvordern, die nach Strabo (III. 234) und nach Juſtin (XLIV. 2) etwas vom wilden Thiere an ſich hatten. Die Spanier unſerer Tage hüllen ſich in ihre Mäntel. „Geſegnet ſei der Mann, der den Schlaf erfand, er bedeckt uns ganz wie ein Mantel“, ſagt Sancho Panſa, deſſen Sprech- und Handlungsweiſe das getreueſte Bild der niedern ſpaniſchen Volksklaſſe geben. Der Mantel wird zuweilen mit der Manta vertauſcht, welche die meiſten Spanier auf der Reiſe mit ſich führen. Dieſe iſt wie eine Decke, oder vielmehr wie ein geſtreifter Plaid in lebhaften Farben und von orientaliſchem Ausſehen: der Milayeh des Kaireers, der Galmape des ſpaniſchen Gothen. Zu Pferde wirft man die Manta quer über den Sattelknopf, zu Fuße trägt man ſie auf der linken Schulter, nach vornen und nach hinten in Falten abfallend; bei Nacht iſt der Spanier darein eingehüllt, und legt auf die harte Erde ſich nieder, in allem wie ſeine Urväter, die Iberier, *χαμαιεύναι* ſagt Strabo (III. 233); die Etymologen haben ſogar das ſpaniſche Wort Cama, Bette, von *χαμαί*, zur Erde ableiten wollen. Ihre Saumſättel und Querſäcke dienen ihnen als Kopfkiſſen.

Scheint es nicht, als ob in dieſen durchaus richtig dargeſtellten Einzelheiten, bei jedem Schritte das Alterthum vor uns aufſtünde? Die Geſtalt der Dinge iſt noch jetzt in Spanien wie ſie zur Römerzeit geweſen; es wäre zu wünſchen, daß irgend ein Gelehrter ſich die Mühe gäbe, die Eintheilung, die Einrichtung einer ländlichen Venta genau zu erforſchen, und ſie mit dem römiſchen Gaſthauſe, welches man am Eingange von Pompeji entdeckt hat, ſo wie mit dem Gegenſtücke deſſelben, der modernen Oſteria, eben auch im Lande Neapel, zu vergleichen. Man kann in Spanien keinen Schritt thun, ohne irgend auf einen Gegenſtand klaſſiſcher Erinnerungen und Analogien zu ſtoßen. In dieſer Beziehung beſonders iſt es ein Land, das ſich weit mehr dem Alterthumsforſcher eignet, als dem nur um des Vergnügens willen Reiſenden. Spanien iſt nicht ein Land für ſinnliches Vergnügen, für jene unſerer Geſellſchaft nothwendig gewordene materielle Civiliſation; man findet mehr Altäre als Bratöfen, Tauſende von Prieſtern und nicht einen Koch; das Leben auf dem flachen Lande iſt eine Art Beduinen-Exiſtenz. Die Städte im Innern, die nicht zu den

großen Mittelpunkten der Bewegung gehören, sind traurig und ärmlich. Madrid selbst ist nur eine Stadt zweiter Klasse, düster, ungastlich. Die von den Fremden häufiger besuchten Seehäfen haben ein mehr kosmopolitisches Ansehen, und gewähren mehr Vergnügungen und Lustbarkeit. Im Allgemeinen sind öffentliche Vergnügungsanstalten in Spanien selten; eine untheilnehmende Beschaulichkeit im Geleite einer Cigarre, und das dolce far niente siestose, der Zustand ruhiger Indolenz mit irgend einem unbedeutenden Geplauder genügen dem Spanier. Manchen Völkern ist Mangel an Vergnügen eine Mühsal; für den Spanier besteht das höchste Vergnügen darin, keine mühselige Anstrengung machen zu müssen. Ruhe und Tabak, mehr begehrt er nicht. Wenn er gut aufgeweckt ist, so sind ihm ein Spaziergang und das Stiergefecht die Hauptzerstreuungen. Aber es ist vornehmlich in den mittäglichen Provinzen, wo man diese Vergnügungen genießt, in jenen Provinzen, die das Land des Gesanges und des Tanzes sind, das Land der Sonne, der funkelnden Augen und der niedlichen Füße.

Eine Wallfahrt.

Wenn Ihr von Potsdam auf der jetzt öden Straße nach Berlin geht, so kommt Ihr über eine Brücke, die über den schönen, stillen Wannsee führt. An dem Anfang dieser Brücke liegt ein Gasthof; das ist: Friedrich-Wilhelmsbrück.

Ein Hügel steigt am entgegengesetzten Ufer empor; — riesige Fichten werfen ihre Schatten über zwei zerfallene Gräber; das ist: Heinrich von Kleist's Grab.

— und glaube mir,
fern ab vom Pfad des Dichters wohnt das Glück.
Fr. Halm: Camoens.

1840.

Auch ich war dort! — Als ich das erste Mal zu seinem Grabe wanderte, zog ich trüb gestimmt durch die lachende Natur hin. Ich dachte daran, wie die Menschen ihn behandelt hatten, — und es kam mir vor, wie Kläffen der Hunde gegen einen friedlichen Wanderer.

Ein halbes Jahrhundert war beinahe vergangen, und noch immer ruhte er im kühlen Waldesschatten. Die schwellenden Mooshügel waren verfallen, und scheu flohen die Bewohner der umliegenden Gegend die geweihte Stelle.

O wohl, daß sie sie nicht betraten!

Was sollten schaale, aber gläubische Menschen an dem Grabe eines Dichters? — An der Stelle, wo er den Schleier gehoben, der das Jenseits unsern Augen verhüllt? Hätte niemals solch ein Fuß den Ort betreten, er wäre heiliger, als er es jetzt ist.

Doch sie kamen, sie kamen in Schaaren, als er todt war, um das Grab zu sehen. Es war Mode geworden, nach Friedrich-Wilhelmsbrück zu wallfahren; aber das Ziel ihrer Reise war Neugier, und die Sucht zu lästern.

Ein mitleidiges Herz pflanzte eine junge Eiche; — der Wind brach sie. Es vereinigte sich Alles, den Ort der Vergessenheit zu übergeben; man gestattete ihm nicht einmal, unter dem Schatten eines deutschen Baums zu ruhen.

Doch es verging die Zeit. Einsamkeit hüllte die Stelle in ihre wonnigen Schleier. Man überließ es dem Frühling, sein Grab zu schmücken. Leise murmelnd umspielte der See den Fuß des Hügels, und erzählte ihm Nachts von den Menschen, und er lächelte, und: Verzieh ihnen.

Im Gasthof zu Friedrich-Wilhelmsbrück konnte ich kaum die Umstände über die Stelle empfangen. Ein neuer Wirth war dort.

Welches Grab meint der Herr? fragte mich die eine seiner ziemlich hübschen Töchter. Ich sah sie träumend an.

Ich habe von Mehren gehört, fuhr sie fort, hinter unserm Hause soll ein Fuhrmann liegen, der sich im See ertr..... ich sprang hastig auf; wehmüthige Gedanken bedrückten mir das Herz. Ich trat an das Fenster und trommelte meinen Unmuth in einem heftigen Tremolo an den Scheiben aus. Sie sah verwirrt meinem Treiben zu.

Haben Sie nie das Käthchen von Heilbronn gelesen? sagte ich nach einer Weile, indem ich mich ihr zuwandte.

Heißt es nicht auch die Feuerprobe?

Ich bejahte.

Gelesen habe ich es nie, aber ich habe es einmal in P. aufführen sehen; es ist schon lange her, aber ich weiß noch Alles so genau. Das arme Käthchen! Wie habe ich es bedauert, wenn alle Leute es so hart behandelten, und es Alles geduldig wie ein Lamm ertrug. Ohne daß ich es wollte, habe ich manche Thräne vergossen, und als es oben am Fenster erschien und das ganze Schloß brannte, da konnte ich mich kaum halten, ich hätte ihm zur Hülfe eilen mögen.

Wehmüthig erfaßte mich das kindliche Gemüth des Mädchens; sie hatte gewiß die Schönheit und Glut des Stückes empfunden. „Das hat ein Herz geschrieben, das kann auch nur ein Herz verstehen;“ sagte ich halblaut, doch warm.

Ich versank in Träumereien; lange dauerte es, eh' ich wieder erwachte. Sie saß am Fenster und nähte; als ich zu ihr hinüber blickte, sah sie mich mitleidig an, — hatte sie vielleicht eine Ahnung von dem Kummer, der mich bedrückte?

Ich nahm meinen Hut und eilte hinaus. Als ich über die Brücke kam, begegnete mir ein Wagen mit lustiger Gesellschaft. Die Mädchen sahen mich erschrocken an; ... ich mußte recht bleich aussehen. Aber ein junger Mann ergriff eine Guitarre und sang:

Wir ziehen in die Welt hinaus
An schönen Frühlingstagen,
Wohin? — Das wissen wir selber nicht,
Das darf auch Keiner fragen!

Wir flechten Kränze und Blumen in's Haar,
Und singen alte Sagen,
Warum? — Das wissen wir selber nicht,
Das darf auch Keiner fragen.

Das Rasseln des Wagens übertönte die letzten Strophen; diese Freude war mir scharf in's Herz gedrungen und ich sagte leise:

Ich geh' zu stillen Gräbern hin,
Und will dort einsam klagen;
Warum? — Das weiß mein Herze wohl,
Doch will mich Keiner fragen.

Und ich saß an seinem Grabe. Die letzten Strahlen der Abendsonne spielten zitternd durch die Stämme der riesigen Fichten um die beiden Hügel; das eintönige Knarren einer Holzsäge tönte zu mir herüber. Leiser plauderte der See von der einsamen Stelle, und ich saß, — und las im Käthchen von Heilbronn.

Es war dunkel geworden. Als ich zurück kam, saß sie am Fenster und stützte den Kopf in die Hand. Sie bemerkte mich nicht, als ich eintrat. Geraume Zeit stand ich da, ohne daß sie es wußte.

Woran denken Sie? fragte ich leise.

An das Käthchen — antwortete sie und fuhr erschrocken auf.

Ich lehnte an das Fenster und schaute auf den See.

Da drüben liegt er, der Dichter des Käthchens von Heilbronn! Der See, der hier den Fuß ihres Hauses umspielt, eilt hinüber, um dort sein Grab zu küssen. Und Sie wissen es nicht. Ich bin drüben gewesen.

Ich erzählte ihr nun von seinem Leben. Ringsum war Alles still; der Mond warf einzelne Strahlen in das Gemach, sie hatte sich an den Tisch gelehnt und lauschte wie ein Kind dem Mährchen der Amme meiner düstern Erzählung.

Da, vor dreißig Jahren hat er in diesem Hause seine letzten Stunden verlebt. Sie sollten es sich zur Pflicht machen, sein Grab zuweilen mit frischen Blumen zu schmücken. Es ist das Grab eines deutschen Dichters, den die Nachwelt vergißt, weil seine Zeitgenossen ihn mit Hohnlachen zu Grabe gebracht haben! — Wollen Sie?

Sie bejahte. Ich reichte ihr meine Hand, und schritt die Straße nach P. hinab. Es war nun ganz finster geworden; der Mond war hinter dunklen Wolken versteckt; aber bald brach er hervor und erhellte die schöne duftige Mainacht. Die riesigen Schatten der Pappeln umtanzten mich in magischen Kreisen; die Fichtenwälder rauschten leise und aus der Ferne blinkte in gelblichem Schimmer der See.

Als ich nach jenem Tage zum ersten Mal wieder hinaus kam, schmückte ein Kranz das Grab. Er war verdorrt, aber ich ließ ihn liegen. Es war die Gabe eines deutschen Mädchens, an einen deutschen Dichter.

Jedesmal fallen mir dort Marggraff's Verse ein:

Und läßt auch seine Dichter
Verhungern das deutsche Land,
's hat Keiner sich d'rum zu kümmern,
Sie verhungern auf eig'ne Hand.

Und wenn ich sie ausgesprochen habe, so beugen sich die Fichten nieder und schütteln wehmüthig die Köpfe: Sie bedauern das deutsche Land.

Wird es nie anders werden? — Klang es mir dann immer im Herzen.

1841.

Aber seht des kamen Zweie.
Lied.

Und es wurde anders! — Es gab noch Herzen auf der Welt. Wie Schade, daß solche Herzen nicht den Großen eigen sind; was könnte die Welt da für Handlungen sehen!

Es waren Zweie; treu und gut — deutsche Jünglinge. Die wanderten hinaus an einem Oktobertage.

Die Hügel waren verfallen und kaum kenntlich. Sie errichteten neue, überlegten sie mit dem schönsten Moose, was zu finden war. An den abgebrochenen Eichenstamm befestigten sie ein Querholz und schnitten die Namen

H. v. K — H. V.

ein.

Ist das nicht schöner als Manches wovon die Welt spricht?

1842.

Es ist nicht lange her, als ich wieder den alten Weg ging. Die Bäume grüßten mich freundlich, — sie hatten mich ja schon so oft kommen sehen. Da war es wieder anders.

Die Gräber waren von einer Hecke eingeschlossen; auf den Hügeln prangten Blumen, und eine junge Eiche, kräftig und kühn, bog sich im Winde.

Ich zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß ein junges Mädchen oft die Gräber besucht. Sie pflegt ihren kranken Vater in Friedrich-Wilhelmsbrück. Von ihr kam dieß Alles her.

Wieder ein Mädchen! sagte ich zu mir. Haben die Weiber denn wirklich mehr Gefühl?

Folgende Verse schrieb ich an seinem Grabe nieder. —

Dichterschicksal.

An dem alten Lebensbaum
Lehnt der Dichter trüb und schwer,
Und es schweben wie im Traume
Seine Lieder um ihn her.

Was dem Herzen einst entsprungen,
Was die Freude ihn gelehrt,
Was der Schmerz aus ihm gesungen,
Wenn der Glaube ihn zerstört:

Alles zieht an seiner Seele
Wie ein Maskenzug vorbei,
Und die längstvergess'nen Zeiten
Sind ihm wieder jung und neu.

Seine Jugend ist geschwunden,
Und sein Haupt ist alt und weiß,
Treue hat er nie gefunden,
Und sein Herz ist kalt wie Eis.

Sieh', da starrt er in die Weiten
Mit dem alten Seherblick,
Greift in seiner Leier Saiten,
Ruft die Jugend sich zurück.

Von den alten Lippen tönet
Seiner Seele erstes Lied,
Das im Strom vergang'ner Zeiten
Ist verwelket und verblüht.

— Und die Töne sind verklungen,
Echo wiederholt sie leis,
Und sein Lied hat ihn durchdrungen,
Und sein Blut läuft wieder heiß.

In der treuen Leier Saiten
Tritt er mit gewicht'gem Fuß,
Und sie rufen in die Weiten
Seinen letzten Scheidegruß.

Das ist eines Dichters Ende,
Das ist eines Dichters Glück;
Das sind süße Sphärenklänge
Des vergang'nen Lebens Glück!

In des großen Stromes Fluten
Stürzt er mit gebroch'nem Aug',
Und das Herz muß still verbluten,
Dann entflieht der letzte Hauch.

Mödinger.

Auf dem Kirchhof

in

Baden-Baden.

Ein hohes Kreuz von altergrauem Steine
Hebt ernſt ſich auf aus eines Gartens Grün;
D'ran ranken ſich empor im Frühlingsſcheine
Viel weiße Roſen, die es dicht umblüh'n,
Und Schmetterlinge flattern hier und dort
So weiß, als flöh'n die weißen Roſen fort.

Rings auf den Bergen liegt ein ernſtes Schweigen,
Und flüſternd nur der Wind durch Blätter zieht;
Voll Demuth ſich die Trauerweiden neigen,
Nur ſchüchtern klingt der Lerche Frühlingslied.
Kein lauter Ton hier, leiſe Stimmen nur,
Als läg' am Kreuze betend die Natur.

Vergeiſtigt ſcheint, verklärt ſie vor dem Bilde
Deß, der einſt ſelbſt durch ſeine Schöpfung ging,
Mit ſeinem Blut ſie tränkte und voll Milde
Sie neu erſchuf, da er am Kreuze hing,
Daß die Gefall'nen, durch die Tropfen rein
Von Neuem ſeines Weſens Wiederſchein.

O heilig Bild, wie wirſt Du mir zu Leben!
O fließen ſeh' ich neu Dein theuer Blut,
Schau ſiegend Dich zurück zum Himmel ſchweben,
Und niedergießen Deines Geiſtes Glut.
Mir iſt, als winkteſt Du, als rief Dein Mund:
„Kommt Alle her und werdet All' geſund!“

Und o gehört iſt Deiner Liebe Rufen,
Und alle Hüllen ſanken bei dem Wort,
Und o geſchaart hier um des Kreuzes Stufen
Schau ich die Völker all' aus Süd und Nord
Und die nicht Berg nur trennte, Land und Meer —
— Die der Gedanke ſchied, zieh'n friedlich her.

Sie kommen All', und Jeder ganz geſundet,
Der Erdenkrank zu dieſem Kreuz geeilt;
Vereint ſind, die in Schlachten ſich verwundet,
Da ihrer Wunden größte nun geheilt.
Nicht Sprache mehr, noch Ländergränze trennt
Die Schaar, die jetzt nach Gottesſtadt ſich nennt.

So kommt der Greis im Kapuzinerkleide,
Dem früh des Lebens helle Luſt erbleicht
Nun liebend an des frommen Hirten Seite,
Der Allen einſt den heil'gen Kelch geweiht.
Wie ihrer Seele Glut der Strahl nur war
Von einem Licht, ſeh'n ſie am Kreuze klar.

Gefallen ſind der Geiſter ird'ſche Schranken,
Voll dringt das ganze Himmelslicht hinein.
Es herrſchen nur die göttlichen Gedanken.
Das Weſen bleibt, verſunken iſt der Schein.
Der in den Staub ſolch golden Licht geſenkt,
Hat wieder nun zum Urquell es gelenkt.

O gold'ne Zeit, wirſt wirklich Du erſcheinen,
Die ich geahnt in dieſes Friedhof's Grün?
Wird nicht auf Mauern bloß und todten Steinen,
Wird einſt das Kreuz in allen Herzen glüh'n,
Und Allen gleich das Zeichen eingebrannt,
Sie All' geweiht für's gleiche Vaterland?

M. L.

Keine Ruhe!

Denk' mir, wie die Wang' erbleicht
Wie die Hand dem Werk entſinkt,
Wie der Erde Stimme ſchweigt,
Andres Land verheißend winkt,
Wie das matte Auge bricht,
Aber Ruhe denk' ich nicht!

Denk', wie unter Frühlingsgrün
Regungslos die Hülle liegt,
Blumen aus dem Staub erblüh'n,
Ganz das Kindlein eingewiegt
Nimmermehr auf Erden ſpricht,
Aber Ruhe denk' ich nicht.

Grabesruh' iſt leeres Wort.
Was da lebt, kann nicht vergehen,
Was da ſprach, ſpricht ewig fort
Und der Geiſt wird ewig ſeh'n,
Neues ſich zu Altem flicht,
Grabesruhe denk' ich nicht!

Immer höher aufgeſtrebt,
Immer Schön'res blüht hervor,
Tauſend Leben durchgelebt,
Immer drängend noch empor
Zu dem Quell, zum ew'gen Licht.
Ruhe denk' ich, will ich nicht!

M. L.

Randgloſſen und Anderes.

*** Ein junger Deutſcher kommt in Paris an, lernt zufällig in einem Eſtaminet Alfred de Muſſet kennen, denkt ſogleich daran, dieß dem Vaterlande zu verkünden, und erklärt ihn nebenbei in der Hannover'ſchen Morgenzeitung als den größten Dichter des jetzigen Frankreichs nach Beranger und Georg Sand; vertraut zugleich dem Publikum, daß Muſſet von ſeiner alten Freun-

din George Sand verlassen worden sei und deßhalb die ganze Welt durch eine »nächtig« schwarze Brille ansehe. „Aber darüber" sollte man sich doch zu trösten wissen, da es schon so Vielen geschehen. »Allein" die Guten wissen nicht, wie viel man vielleicht mit George Sand verliert (!). Schwerlich kann ein rothes Bändchen, welches Musset im Knopfloch trägt, für einen solchen Verlust entschädigen. — So schreibt der junge Deutsche. Man sollte es nicht glauben, aber das Alles kann man in der oben genannten Zeitung 25 Lief. d. J. gedruckt sehen. Zuletzt berichtet der Herr Korrespondent noch, daß sein unglückliches Schlachtopfer, welches er zufällig kennen lernte, sich wie Hoffmann und Gaudy auf schauerliche Weise durch Trinken zu Grunde richte. Wahrlich, was die Franzosen jemals in ihren unvollständigen und anmaßenden Berichten über uns und unser Land gesagt haben, machen diese heutigen Korrespondenten weit; sie nehmen fürchterliche Rache. Man muß erröthen, wenn ein gebildeter Franzose, der unsere Sprache versteht, über diesen Theil der deutschen Tagesliteratur ein Urtheil fällt. Und solch ein Herr H. L....nn spricht in jenem Hannover'schen Blatte von »dem kleinen Federvieh der hundert kleinen Pariser Journale!" Dieses kleine Federvieh schreibt aber oft geistreicher und stylisirt besser als manches große.

*** Deutsche Zeitungen berichten: „Mademoiselle Rachel ist in Folge einer Vorstellung auf dem Theater in Lille am 3. Juli von einer sehr heftigen sporadischen Cholera befallen worden." Nach diesem Berichte ist die Vorstellung schuld an der Erkrankung gewesen. Wir wären neugierig das Stück zu kennen, welches das Erbrechen herbeiführte, um das Publikum zu warnen, wenn unsere Uebersetzer darnach greifen sollten. Daß »in Folge« soll wohl »nach" heißen. Denjenigen Redactionen aber, die so großen Antheil an einem vorübergehenden Unwohlsein einer französischen Schauspielerin bezeigen, können wir zu ihrem Troste sagen, daß es mit Mamsell Rachel wieder besser geht.

*** Pacini's Buondelmonte wird aus Neapel sehr gerühmt; besonders ist es die Sängerin Brambilla, welche darin einen seltenen Triumph feiern soll.

*** Am 22. Juni d. J. hat sich der Maler Robert Haydon das Leben genommen. Ein talentvoller, fleißiger Mann — und konnte in dem reichen England nicht zu leben finden, in dem Lande, wo die größten Raritätensammler und Kunstfreunde leben! Wie ergreifend sind nicht folgende Stellen aus dem Tagebuche des unglücklichen Malers, in denen er seine Aengste jedes Tages aufzeichnete, bis daß sein Selbstmord erfolgte. Z. B.:

4 April. Erster Tag meiner Ausstellung. Es hat den ganzen Tag über geregnet und Niemand kam, außer Jerrold, Bowring, Fox Maule und Hobhouse. Ich setze meine Hoffnung in Gott.

13 April. Konnte man wohl eine bessere Anzeige machen, als die meinige, um das Publikum anzuziehen, und doch keinen Schilling eingenommen. Millionen laufen hin um Tom Pouce zu sehen. Man drängt und stößt sich an der Thüre. Man schreit um Hülfe und fällt in Ohnmacht. Meine Anzeigen sieht man an, allein man liest sie nicht. Ich glaubte nie, daß die Engländer solcher Thorheit fähig sein könnten.

21 Mai. Ich habe an meinem Bilde gearbeitet und doch bin ich sehr traurig, denn ich konnte meinem lieben Kinde nicht das nöthige Geld geben, um mit seinen kleinen Schulfreunden spielen zu gehen.

3 Juni. Ich habe meinen lieben Freund Kemp besucht; er streckte mir etwas vor, um mich aus meiner Verlegenheit zu retten. Wenn ich meine Bilder verkaufe, so werde ich bereits Alles darauf schuldig sein. Gleichviel! Ich will sie fertig machen.

10 Juni. Zum ersten Mal in meinem Leben eine Vorladung erhalten! Ich lief zu meinem Gläubiger. Ein wackerer Mann, der mir Frist bewilligt. Ach, das Gefängniß! Das Elend!

14 Juni. Gott! Ich flehe deinen Segen auf meine Werke herab! Möge kein Hinderniß mich in ihrer Vollendung stören! Verleihe mir deinen göttlichen Schutz!

16 Juni. Von 2 bis 5 vor dem Bilde wie ein Wahnsinniger gesessen! Der Kopf ist durch den Kummer verwirrt, daß ich meine arme Familie endlich von meiner Lage in Kenntniß setzen mußte. Ihre unruhigen Blicke hangen an mir. Ich schrieb an Sir Robert Peel. Obgleich er von Disraeli geplagt wird, obgleich die Geschäfte ihn erdrücken, fand er dennoch Zeit mir denselben Tag zu schreiben:

Whitehall, 16. Juni 1846.

Mein Herr!

Ich bin betrübt, die Fortdauer Ihrer Verlegenheiten zu erfahren und sende Ihnen, um sie zu erleichtern, eine Summe von 50 L., die ich einem limitirten Fonds entnehme, der mir jetzt eben zur Verfügung steht.

Ihr gehorsamer Diener
R. Peel.

21 Juni. Ich habe eine schlechte Nacht gehabt.

22 Juni. (Am Tage des Selbstmords).
Gott möge mir verzeihen!

Als der edle Peel den Tod des Malers erfuhr, sandte er seiner Wittwe 200 L. zur Stelle, einige Tage später 100 L. aus seiner eigenen Börse und die Anzeige, daß die Königin ihr eine Pension von 50 L. bewilligt habe. Wie schön ist es, daß der große Staatsmann mitten im Lärm der politischen Debatte, auf die sterbende Stimme des Künstlers hörte! Peel's Name wird einst eine große Seite in der Geschichte füllen, allein dem gefühlvollen Menschen wird das kleine Blatt, welches er dem armen Maler sandte, höher als Alles gelten.

Das sechszehnte Modebild als artistische Beilage.

Ausgegeben am 27 Juli 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

II. Band. 7. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Aus den Briefen und Memoiren einer Reisenden. I. — Wie die Lerche. — Randglossen.

Aus den

Briefen und Memoiren

einer Reisenden.

I.

Paris, Mai 1837.

Ich hatte heute mit Madame Victor Hugo (Adèle) eine Landpartie verabredet. Wir begegneten dem König und allen königlichen Equipagen, die nach Fontainebleau eilten, um die Prinzessin Helene zu erwarten. Die Postillone hefteten auf ihre Hüte Tricolorbänder, was sich sehr hübsch ausnahm, so ungefähr, wie die Bursche bei uns zur Bauernhochzeit ziehen. Hier hatte es eine freundliche Bedeutung; es galt einer Volkshochzeit! Auch war der Jubel unbeschreiblich, mit dem die Wägen überall empfangen wurden. Louis Philipp von heute und der König vom vergangenen Jahre, welch ein Unterschied!

Damals mußte er sich noch verbergen vor den Dolchen der Mörder in fest verschlossener Karosse; heute im offenen Wagen, wie ein Vater von diesem wankelmüthigen Volke empfangen!

Man erzählte mir eine hübsche Anekdote von der Prinzessin Helene.

Eine Französin bittet sie noch in Mecklenburg um eine Unterstützung. Sie gibt ihre ganze Börse. Wie man ihr Bemerkungen über zu große Freigebigkeit macht, erwidert sie: Il faut que je prends maintenant des leçons français.

Wir trafen im bois de Boulogne die ganze elegante Welt von Paris wandelnd, reitend, fahrend, selbst auf Eseln. In Neuilly nahmen wir das Diner bei einer Bekannten, und später kam auch Victor Hugo. Er erzählte mir heute viel von seiner Mutter, welch' eine ausgezeichnete Frau sie war.

Sie hatte die äußerste Gewalt über ihre Söhne und vereinigte mit der äußersten Strenge die rührendste Zärtlichkeit. Bis zu seinem achtzehnten Jahr, wo sie Hugo verlor, wagte er nicht in ihrer Gegenwart zu sprechen, wenn sie es nicht erlaubte. Sie war die Frau ihrer Zeit, die vielleicht am meisten las und über das Gelesene mit ihren Söhnen sprach. Sie hatte ein vortreffliches

Urtheil. Victor wurde von ihr erzogen und von Privatlehrern unterrichtet.

Das College beſuchte er nur zwei Jahre. Die Mutter bemerkte ſchon in ſeiner früheſten Jugend, daß er nur im Privatunterricht ſeine Geiſtesanlagen ausbilden würde, in den öffentlichen Schulen wäre wahrſcheinlich ſein poetiſches Genie nie ganz zu der höchſten Entfaltung gelangt.

Er ſagte mir, daß er alle ſeine Poeſien vorzüglich ſeine Drama's, auf Spaziergängen dichte, und ſie oft Wochen, Monate (in dieſem Augenblick einen Roman ſchon drei Jahre) in ſeinem Gedächtniß bewahre, um ſie dann in günſtiger Zeit niederzuſchreiben.

So hat er, als er Angelo ſchrieb, dieſes Drama drei Tage von Morgens bis Abends unaufhörlich ſpazieren gehend, in ſeinen Gedanken ausgearbeitet. Den dritten Tag war er ſo ermüdet, daß er, wie er ſich noch erinnert, auf den Boulevards plötzlich umzuſinken glaubte. Ein Omnibus kam zu rechter Zeit, ihn aufzunehmen.

Wenn er ſeine Lieder und Oden dichtet, ſagte er mir, ſo ſei es ihm gleich andern Menſchen, die in Schlaf fielen. Er ſehe, er fühle nichts mehr, eine zweite Seele ſpräche aus ihm, es ſei die Extaſe. »Daher iſt die Kritik ſo unnütz!« fügte er hinzu, man ſchreibt nicht wie man will, man ſchreibt wie man muß!

Er war heute ſehr liebenswürdig mit ſeinen Kindern; auch Adile, ſeine Frau, iſt ein intereſſanter Karakter, und hinlänglich durch Hugo's ſchöne Gedichte auf ſie bekannt.

Der Abend war wunderſchön und wir gingen noch auf den Pont des arts und ſahen die Brücke beleuchtet, mit einer Reihe Lampen und die Seine ruhig dunkel; die Kohlenſchiffe wie ausgebrannte Vulkane, und die Tuilerien wie eine Fata Morgana durchſchimmernd.

Paris, Juni 1837.

Ich bin nur auf mein Zimmer gebannt durch immer wiederkehrende rheumatiſche Fieberanfälle; da außen iſt der ſchönſte Sonnenglanz, Alles drängt ſich den Feſtlichkeiten entgegen, die ich leider nur erzählen höre, doch will ich Euch wenigſtens getreu die Berichte, die ich erhalte, mittheilen. Geſtern hörte man in allen Straßen das Bild der Prinzeſſin Helene zum Verkauf ausbieten:

»Qui veut voir la Princesse Hélène,
voilà sa reception du Roi de Prusse
— voilà son arrivé à Fulde et voilà
u. ſ. w.«

So wiſſen die induſtriellen Pariſer aus Allem Nutzen zu ziehen.

Die Gräfin Cha.... kam zu mir und erzählte mir von dem rührenden Empfang der Prinzeſſin in Fontainebleau. Der König drückte ſie mehre Male an ſein Herz und weinte. Für dieſe glückliche Stunde in ſeinem dornenvollen Leben weinte er Thränen der Freude! — Der Herzog von Orleans reiſte der Prinzeſſin bis Chalons entgegen. Als er die Treppe des Gaſthofes hinauf eilte, um nun zum erſten Male ſeine Braut zu ſehen, die er nur in ihrem Porträt und aus ihren Briefen kannte, hielt er ſich in innerer Bewegung einige Augenblicke an dem Treppengeländer an. General A., der ihm folgte, rief ihm zu: du courage, mon Prince, montez-donc! — Er fand die Erbgroßherzogin allein; — die Prinzeſſin trat ein und alle ſeine kühnſten Erwartungen übertraf dieß Ideal von Anmuth und Würde. Nach Fontainebleau zurückgekehrt, ſtürzte er dem König in die Arme mit den Worten: Ah, mon père, je suis bien heureux! —

In Fontainebleau hatte die Prinzeſſin »un succès complet«, wie mich mehre Damen verſicherten.

Später kam auch Graf J., unſer Geſandter, und erzählte mir von der Herzogin. Jedermann iſt entzückt von ihrem air de Princesse, den königlichen Anſtand, die unvergleichliche Anmuth. Was aber die Pariſer am meiſten überraſchte, denkt Euch, iſt: daß ſie beim Empfange des Korbes (la corbeille du mariage) ruhig blieb, zwar eine kindliche Freude zeigte, aber nicht wie die Pariſer vorausſehen wollten, in Ohnmacht fiel vor ſolchem Glanze, nicht ſich gleich in kindiſcher Eitelkeit, wie eine Mährchen-Prinzeſſin ſchmückte. Das ſtellte ſie hoch in der Meinung der Journaliſten und man lobte allgemein die deutſche Erziehung auf Koſten der franzöſiſchen. Wie wenig begreift man doch im Allgemeinen die Seele einer Frau, wenn ſie Seele hat.

Graf J. erzählte mir, wie die Prinzeſſin Jedem etwas Angenehmes zu ſagen wußte.

Der Marſchallin Maiſon: **Madame, c'est votre mari qui a contribué au bonheur de la Grèce en y mettant le Roi Othon. J'aime beaucoup la Bavière et je suis très attaché à son Roi, c'est pourquoi je vous parle de ma reconnaissance pour le bonheur de la Grèce.**

Der Frau von Molé: Ich werde nie vergeſſen, daß es Herr von Molé war, der zu meinem Glück beigetragen (indem er von ihrer Heirath in den Kammern ſprach).

Das Faubourg St. Germain ſelbſt iſt elektriſirt von der Art, wie ſich die Prinzeſſin ſelbſt gegen ihre Gegner benimmt. Der Herzog von Orleans ſagte: **Il faudrait apprendre à Faubourg St. Germain que la Princesse Hélène a été aimé cajolé de la Duchesse d'Angoulème. Il sera très honteux des bonnes intentions, qu'il a prouvé à la Princesse.**

Ein ſehr hübſches bon mot las man heute im Journal:

Si les français ne peuvent s'habituer à sa Majesté, Son Altesse royale, volontiers ils diront maintenant cette expression anglaise: Sa Grâce à la Princesse Hélène!

Man erzählt, daß, wie die Prinzeſſin nach Fontainebleau einzog, eine Roſe von dem Triumphbogen fiel, der die Ueberſchrift trug: **Elle est chère aux français!**

Die Prinzeſſin hob die Roſe auf und drückte ſie an ihre Lippen unter lautem Jubel des Volkes.

Eine andere Inſchrift lautete: Helene kam nach Griechenland, um Unfrieden zu ſtiften — Du Helene kommſt nur zu uns, um Frieden zu bringen.

Paris, Juni 1837.

Von der Reiſe der Prinzeſſin und ihrem Empfang in Frankreich hört man, daß, nachdem ſie Ludwigsluſt verlaſſen, den 16 Mai in Potsdam eintraf, wo ſie von dem König von Preußen und der königlichen Familie empfangen wurde.

Hier nahm ſie das Frühſtück, und man kann nicht genug die innige Herzlichkeit und die Freude beſchreiben, die der König über dieſe Verbindung zeigte.

Die Miniſter und Geſandten wurden ihr vorgeſtellt und man bewunderte allgemein die Grazie ihres Benehmens und den Reichthum ihres Geiſtes. Sie entzückte alle Welt durch das Treffende ihrer Antworten.

Die Abreiſe von Mecklenburg war ein wahrer Triumphzug, aber auch der rührendſte Abſchied. Das Volk der ganzen Gegend ſtrömte herbei. Sie ſah ſich aufgehalten durch die Thränen, die Segenswünſche, die ihr folgten. Man beſtreute die Straßen mit Blumen, die Wägen konnten nur im Schritte fahren.

Den 24 Mai kam die Prinzeſſin in Fulda an, begleitet von ihrer Mutter, der Erbgroßherzogin und ihrem Hofſtaate. Der Herzog von Broglie (Schwiegerſohn der berühmten Frau von Stael), der ihr entgegen geſendet wurde, erwartete ſie hier. Er erhielt nebſt allen franzöſiſchen Geſandten, die ihn begleiteten, Audienz, und die Prinzeſſin, obgleich tief bewegt, erregte doch durch ihre geiſtvollen Worte allgemeine Bewunderung. Man bemerkte auch mit Freude ihren ganz franzöſiſchen Accent. Jemand ſprach ihr von der Schönheit der Umgebungen in Paris, und daß ſie in Fontainebleau gewiß nicht den Park von Ludwigsluſt vermiſſen würde.

Oh! antwortete die Prinzeſſin, ich will Alles lieben und Alles bewundern in Frankreich.

Ich bin ſehr bewegt, ſagte ſie einer andern Perſon, wenn ich an mein neues Schickſal denke, um mich zu ermuthigen, muß ich auf die Güte der königlichen Familie und auf die Liebe Frankreichs zählen können.

Den 23 Mai kam die Prinzeſſin nach Hanau. Auf dem Wege zwiſchen Hanau und Frankfurt ließ ſie einmal ihren Wagen halten und dem ihr folgenden Herzog von Broglie ſagen: Hier dieſe Gegend ſei bemerkenswerth für ihn; hier habe ſein Großvater, der Marſchall von Broglie, 1759 einen merkwürdigen Sieg davon getragen. Der Herzog von Broglie war entzückt über dieſe Aufmerkſamkeit der Prinzeſſin und ihren ausgebildeten Geiſt.

Am 24 Mai betrat die Prinzeſſin Helene zuerſt den Boden Frankreichs. Es war elf Uhr Morgens. Eine Ehrenpforte hatte man an der Gränze errichtet. Dieſe trug die Inſchrift: „France.“ Zelte verſchiedener Farben umgaben maleriſch eine errichtete Tribüne.

Die ganze Bevölkerung der Nachbarschaft war hinzugeströmt. Die Garde nationale, die Kavallerie und Artillerie bildeten eine Mauer von Erz und Stahl. Mädchen, weiß gekleidet, erwarteten die königliche Braut vor ihrem Zelte, um ihr Blumen zu überreichen. Der Präfekt mit allen Behörden trat ihr hier entgegen. Der Präfekt schloß seine Anrede mit folgenden Worten:

„Sie sehen, Madame, hier alle Augen strahlen in Freude bei ihrer Ankunft. Jedes weiß schon, daß Sie gut, wie unsere Königin, schön, wie ihre Töchter sind, und daß Sie das Glück verdienen, einem Gemahle angetraut zu werden, auf den Frankreich stolz ist, weil er einen würdigen König der neuen Dynastie verspricht, die sein erlauchter Vater gründete.“

Mehr als hundert Mairs der Departements mit ihren Tricolorschärpen defilirten nun vor der Prinzessin.

Zu dem Frühstück waren alle die höheren Beamten eingeladen, auch noch der Großherzog von Weimar gegenwärtig, der seine Nichte bis zu der französischen Gränze begleitet hatte.

Ein junges Mädchen, Mademoiselle Element, sagte der Prinzessin einige rührende Worte über ihr neues Vaterland. Die Prinzessin unterbrach sie und sagte mit Thränen: Je l'adopte, cette patrie, avec reconnaissance, avec amour.

Im Augenblick der Abreise, als nun auch der Großherzog von Weimar Lebewohl sagen mußte, um nach Deutschland zurück zu kehren, umarmte er die Prinzessin mehre Male mit Innigkeit. „Lebe wohl, meine Nichte, sagte er; nun gehörst Du Frankreich! Du wirst dieses neuen Vaterlandes würdig seyn.“

In Metz angelangt, strömte eine unermeßliche Volksmenge der Prinzessin entgegen. Sie fuhr im offenen Wagen durch die Straßen, und lauter enthusiastischer Zuruf empfing sie überall. Schulkinder überreichten ihr das Porträt des Herzogs von Orleans, das sie gezeichnet hatten, junge Mädchen brachten ihr in einem reich verzierten Korb Mirabellen, den Tribut, den die Stadt Metz jedesmal in Gebrauch hat, den königlichen Häuptern zu überreichen. Es war Diner, Illumination, Feuerwerk. Als sich die Prinzessin um zehn Uhr zurückzog, sagte ihr der Präfekt: Ich habe mir die Freiheit genommen, Madame, nach Paris zu schreiben, daß Sie zufrieden mit dem Empfange der Stadt Metz waren.

Sagen Sie, antwortete die Prinzessin, daß ich wahrhaft gerührt und dankbar dafür bin.

Den 26sten reiste die Prinzessin von Metz ab, übernachtete in Verdun und kam den 27sten nach Chalons, wo sie der Herzog von Orleans durch seine Ankunft überraschen wollte. Die Prinzessin reiste langsam, denn überall, wohin sie kam, drängte sich eine zahllose Volksmenge auf ihren Weg, begierig sie zu sehen. Bei jedem Schritt ihrer Reise waren es neue Huldigungen, waren es herzliche Wünsche, die sie aufhielten, waren es Blumen, die man ihr in den Wagen streute.

Den 27 Mai kam sie in das Departement de la Meuse. Um drei Uhr Nachmittags hielt die Prinzessin ihren Einzug in St. Menehould. Alle Häuser waren drappirt, alle Straßen mit Zweigen und Blumen bestreut.

In Chalons zog die Prinzessin durch eine Ehrenpforte im offenen Wagen ein. Der Präfekt, Mr. Sellier, hielt eine schöne Rede. Er sagte ihr unter andern, auf die Amnestie anspielend, die der König bei dieser Vermählung allgemein ertheilte:

„Sie erscheinen uns wie ein wohlthuender Engel. Sie bringen das Glück in eine Familie, die wir die unsere nennen, und wie diese werden Sie dem Vaterlande theuer seyn, das Sie von nun an adoptirt.“

Und sich an die Erbgroßherzogin wendend:

„Und auch Sie, Madame, die unter ihrem mütterlichen Einfluß so viel Grazie und Tugend entfalten sah, auch ihr Name wird von nun an, gemischt mit jenen, die uns theuer sind, die Huldigung, die Verehrung und die Liebe Frankreichs theilen.“

Nach dieser Anrede, die von den beiden Prinzessinnen sehr freundlich aufgenommen wurde, hielten sie ihren Einzug in Chalons, unter dem Donner der Kanonen, dem Gefolge der Garde nationale, aller Behörden, aller Eleven der öffentlichen Schulen, und so gedrängt war die Volksmasse, daß der ganze Zug öfters aufgehalten wurde. Abends war das Hotel der Prinzessin, der Garten, die öffentlichen Spaziergänge glänzend beleuchtet.

Fünfzehn junge Mädchen überreichten ihr einen Hochzeitskorb von ausgesuchter Schönheit.

Der Herzog von Orleans traf am 28sten Morgens zehn Uhr in Chalons ein.

Seinen ersten Besuch bei der Prinzessin habe ich Euch schon im letzten Briefe geschildert. Mit freudestrahlendem Gesichte sah man ihn von dieser ersten Unterredung zurückkehren. Er begleitete die Prinzessin noch an den Wagen und eilte dann unaufhaltsam nach Fontainebleau voraus.

In Epernay drängte sich das Volk in so gewaltigen Massen der Prinzessin entgegen, daß die Garde nationale nicht mehr im Stande war, Ordnung zu halten. Die Prinzessin wurde von ihrem Gefolge getrennt, und allein fuhr sie in ihrem offenen Wagen, unter lautem Zujauchzen der Menge, mit Blumen überschüttet durch die Stadt.

Mit ihrer weichen, zu allen Herzen dringenden Stimme, sagte sie: J'ai toujours éprouvé de la sympathie et de l'enthousiasme pour la France et il m'a semblé que j'étais née pour devenir Française.

Andern erzählte sie auf rührende Weise, welche Ueberraschung ihr diese erste Begegnung mit dem Herzog von Orleans war, wie sehr es sie beglückt hätte, und als man ihr von seinen ausgezeichneten Eigenschaften sprach, sagte sie mit unendlicher Liebenswürdigkeit: Ah! je suis bien heureuse! —

Sonntag den 28sten kam die Prinzessin nach Chateau-Thierry. Man hatte ihr die Garde nationale entgegen geschickt. Durch Ehrenpforten mit ihrer Namens-Chiffre wurde sie, wie überall, in die Stadt eingeführt. Sie fuhr im Schritt, im offenen Wagen. An der Post reichten ihr zwei Kinder Blumenbouquets. Sie küßte die Kinder innigst.

Es waren sehr holde Kinder. Der Sohn des Herrn Souliac und die kleine Tochter des Herrn Sapincourt. Nur ein donnernder Ruf erschallte die ganze Stadt entlang: Vive la Princesse Hélène, vive le duc d'Orléans! —

Ihren Einzug in Fontainebleau am folgenden Tage will ich Euch im nächsten Briefe nach den Berichten mittheilen.

Paris, Juni 1837.

Der König verließ Paris am 27 Mai und kam Abends in Fontainebleau an.

Mit ihm waren die Königin, Madame Adelaide, die Prinzessin Marie und Clementine, der Herzog von Nemours, der Prinz von Joinville, der Herzog von Aumale und der Herzog von Montpensier. Der Herzog Orleans war schon nach Chalons abgereist. Unbeschreiblich ist der Jubel, mit dem der König überall auf diesem Wege empfangen wurde. Er hatte ja eine allgemeine Amnestie gegeben! Von dieser Vermählung sollte sich in Frankreich Glück und Frieden ausbreiten. Man brauchte Ruhe, man wollte Ruhe, und die allgemeine Zustimmung und Freude der europäischen Höfe bei dieser Verbindung erlöste den König zuerst aus seiner fausse position. Dann das große Vertrauen, das er seinem Volke durch diese allgemeine Amnestie zeigte. Auch schien der König so glücklich, so tief gerührt von diesen Beweisen der Liebe Frankreichs, daß ihn von Neuem den „Napoleon des Friedens, Ludwig Philipp I in Europa“ nannte.

Nach Fontainebleau kam nur einige Stunden später als der König, Graf Hossonville, der abgeschickt von dem Herzog von Broglie die ersten Nachrichten über die Prinzessin Helene brachte. Alles, was er von dem ausgezeichneten Geiste, von der entzückenden Grazie der Prinzessin sagte, vermehrte nur die Ungeduld der hohen Gäste. Am folgenden Tage, Sonntag den 28 Mai, hielt der König Revue, und die zur Vermählung Eingeladenen wurden zu der königlichen Tafel gezogen. Es waren dieß zuerst die Damen und Herren, die den neuen Hofstaat der Herzogin von Orleans bilden, nämlich: der Herzog von Coigny, Frau von Hautpoul, Frau von Chanaleihes, Frau von Montesquiou. Der General Flahault, der Herzog von Treviso. Dann auch die Damen, die ihre Männer begleitet hatten, wie die Gräfin Laborde, die Gräfin Durosnel, die Gräfin Flahault, die Herzogin von Treviso, die Baronin von Berthois, die Baronin Delort, die Gräfin Colbert, die Baronin Marbot, die Marquise Praslin. Die Herren von Fesenzac, Du Roure, Hautpoul, waren auch eingeladen, so wie einige Fräuleins: die Fräuleins von Lobau, Delaborde, Chanterac, Flahault, St. Adelgonde.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung unter den Gästen war Yussuf-Bey, der junge und berühmte afrikanische Held, und den die königliche Familie ganz besonderer Aufmerksamkeit würdigte. Er war im afrikanischen Kostüme, dem Cachimirturban, den Dolch in dem Gürtel, den faltigen Rock mit Seide gestickt und schmalen Goldborden besetzt. Yussuff ist kleiner Gestalt, hat aber einen merkwürdig schönen, ausdrucksvollen Kopf. Seine Bewegungen sind angenehm, leicht, und seine Gesichtszüge haben den Ausdruck von Feinheit, Milde und Entschiedenheit.

Yussuf-Bey schien bezaubert von der Schönheit Fontainebleau's.

Nun, Kommandant, fragte ihn der König, was sagen Sie von Fontainebleau?

Bewunderungswürdig! Sire! antwortete Yussuf. Ich bedauere nur, nicht einige meiner Waffengefährten mitgebracht zu haben. Wenn ich zurückkehre und in Afrika erzähle, wird mir Niemand glauben wollen.

Yussuff-Bey fügte hinzu, daß die Araber nie den Erzählungen junger Leute glauben, und das einzige Mittel ihnen Vertrauen einzuflößen, das Alter wäre. Laßt alte Leute kommen, sagte er, und sie werden nach Algier eine Achtung für Eure Macht, Eure Größe bringen, eine Bewunderung Eurer Civilisation, die weit mehr nützen würde, Frankreich unser Land zu unterwerfen, als alle mörderischen Expeditionen. Die Wohlthat der Civilisation erobert die Nationen.

Die Gäste fanden noch Zeit, vor Ankunft der Prinzessin das Trousseau, in zwei Sälen ausgestellt, zu sehen. Auf einer Estrade, die Hochzeits-Corbeille, von ausgesuchter Pracht. Es war ein Koffer von Perlemutter und Gold mit Silber eingelegt. Ein Meisterstück der Kunst, wie aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Die Estrade selbst war mit Spitzen, mit Blumen, mit Stoffen, Gaze und Flor wie mit gewebter Luft umgeben. Das Leinen war auf einer andern Seite, ein Berg von Spitzen und Stickereien. Kleider aller Farben, aller Stoffe sieht man ausgebreitet, dabei das Brautkleid von den feinsten Brüsseler Spitzen, Hüte, Echarpes, zwölf Cachemire, von denen das Geschenk der Königin von England, ein grüner Cachemir mit goldnen Palmen, die größte Bewunderung erregt. Handschuhe und Schuhe so klein, wie für ein Kind von fünfzehn Jahren, der Schmuck in Brillanten, in Rubinen, in ächten Perlen, Ringen, Ketten und dann sechs Eventaillen, wahre Meisterwerke von den berühmten Malern Roqueplan und Boulanger, nach Angabe des Herzogs gemalt.

Die Gemälde von Roqueplan waren: 1) Vermählung der Jungfrau Marie auf Goldgrund; 2) Liebesgötter, die das Porträt der Prinzessin Helene malen; 3) die Promenade im Park, ein herrliches, kleines Landschaftsbild. Die zwei Eventaillen von Boulanger gemalt, 1) die Hochzeit von Kanaan und 2) die Ruhe auf der Jagd. Eine Zigeunerbande ergötzt durch Spiele und Musik das im Walde ruhende Königspaar. Gold Elfenbein bilden die Einfassung dieser kleinen Meisterwerke.

Montag Abend hörte man plötzlich »aux armes!« die versammelten Truppen rufen und »vive le Roi!« von allen Seiten. In diesem Augenblick kamen der Herzog von Orleans und der Herzog von Nemours angesprengt, dem König die Ankunft der Prinzessin zu melden.

Der Herzog von Orleans war ihr am Morgen schon mit seinem Hofstaat und dem ihrigen bis Melun entgegen gekommen und stellte ihr hier diese Damen und Herren vor mit den Worten:

Aimez-les, Madame, ce sont mes amis, ils ne m'ont pas quitté depuis sept ans et ils ont partagé constamment ma bonne et ma mauvaise fortune.

Es war sechs Uhr Abends als der Herzog in Fontainebleau wieder eintraf.

Aus seinen Zügen sprach reinste Freude und hohes Glück, Jeder wußte nun, was man von der Prinzessin zu erwarten hatte, da schon ihr erster Anblick so beseligend auf den Herzog wirkte. Von Viertelstunde zu Viertelstunde treffen Kuriere ein, die Nachricht von der Reise der Prinzessin brachten. Die Prinzessin nahte langsam, da sie überall durch Reden, Gedichte, Blumen, Kinder, der Garde nationale und der Volksmenge aufgehalten wurde. Sie hatte für Jeden einen Blick, einen Gruß, ein Lächeln, ein Wort. Wie hätte sie Fontainebleau erreichen mögen, die junge Braut, und doch fürchtete sie Frankreich, dem neuen Vaterlande, sich nicht dankbar genug bezeugen zu können, das sie als seine geliebteste Tochter aufnahm.

Jetzt ſchlug es ſieben Uhr. Die Sonne warf ihre mildeſten Strahlen auf dieſen Park, auf dieſe wundervollen Gärten! Die alten Bäume, die dunkeln Bogengänge, die hellen, transparenten Fontainen, dieſer Anblick von Majeſtät und Größe, der See und in der Mitte der Pavillon des Kaiſers, eine Flotte von Segelſchiffen, wie Fiſcherkähne, mit Matroſen bemannt, die Blumenparterre, die ruhig ziehenden Schwäne im Baſſin, die grünen Raſenteppiche, die ehrwürdigen Eichen, Alles glühte im letzten Abendſtrahl, eine Beleuchtung zu dem Feſte Frankreichs, zu der Ankunft der königlichen Braut!

Das Signal der Trompeten, der Trommeln, der Fanfaren kündet: die Prinzeſſin kommt! ſie iſt vor dem Thore Fontainebleau's, ſie zieht durch die Straßen, die alle mit Tricolorfahnen geſchmückt ſind! Ein einziger ungeheurer Freudenruf füllt die Luft, die Trompeten, die Pferde, die Fahnen, die Menſchen, Alles iſt in Bewegung. Die Treppe des Schloſſes ſieht alle Uniformen, alle Miniſter, alle Stände, ganz Europa repräſentirt in ſeinen Geſandten, die Marſchälle, die Deputirten, die Magiſtrate, Talleyrand, Lafitte, Guizot, den Biſchof von Marrow, Arry Scheffer, Jules Janin, Herr von Montalivet, Thiers, dann die Damen des Hofſtaates.

Die königliche Familie tritt auf den Perron der Treppe. Das Cortege der Prinzeſſin erſcheint am Eingang des Hofes; tiefe Stille von innen, lauter Jubel von außen. Alle Blicke ſind auf einen Wagen gerichtet, den reich vergoldeten, gezogen von acht prächtigen Roſſen, wie ein König fährt, der vom Siege zurückkehrt! In dieſem Augenblick war der Enthuſiasmus der Menge unerhört!

Der Herzog von Orleans ging mit dem ganzen Gefolge und dem Herzog v. Nemours der Prinzeſſin entgegen. Der König und die Königin aber blieben oben auf der Treppe zurück. Nur mit großer Mühe verbarg der König ſeine tiefe, innere Bewegung. Wie hätte dieſer zärtliche Vater jetzt ſeiner neuen Tochter entgegen eilen mögen, wie kämpfte noch ſein Herz gegen den Reſt von Etikette, der ſich an dem Hofe von Frankreich erhalten hat.

Sich neben dem König zurückziehend, verbarg die Königin ihre Rührung den Blicken der Menge.

Die Prinzeſſin, der Herzog von Orleans und das Cortege langen zu gleicher Zeit an der erſten Stufe der Treppe an. Der Schlag des Wagens öffnet ſich und die junge, die elegante, die graziöſe Frau, die nun heraustritt, nimmt ſich kaum Zeit rechts und links zu grüßen, eilt die Stufen hinauf, den Herzog von Nemours nach ſich ziehend, der ihr den Arm gibt, auf den König zu, der ihr die Hand entgegen reicht; ſie ergreift dieſe Hand, drückt ſie an ihre Lippen, der König öffnet die Arme, ſie ſinkt an das väterliche Herz! Der König weint eine Thräne! — Frankreich wird dieſe Thräne in ſeinen Annalen bewahren!

Zu gleicher Zeit umringt dieſe edle Familie die Schweſter, die ihr aus der Ferne kommt, die ſo viel Glück zu bringen ſcheint.

Man umgibt ſie, man umarmt ſie, man zeigt ihr dieſe Brüder, dieſe Schweſtern, dieſe Königin von Belgien, ſchön wie der Tag, dieſe Prinzeſſin Clementine, die alle Poeſie liebt und ſelbſt die Poeſie iſt, dieſe Prinzeſſin Marie, eine ſo große Künſtlerin, daß ihre Jeanne d'Arc im Muſeum zu Verſailles aufgeſtellt wurde, und endlich dieſe Königin! Sie war halb verborgen in der Vertiefung der Thüre; endlich hatte man ihr die neue Tochter überlaſſen, und jetzt vergeſſend, daß alle Blicke auf ſie gerichtet waren, umarmten ſich dieſe beiden Frauen, eine die andere mit wahrhaft mütterlicher und kindlicher Innigkeit. Und welche Mutter war würdiger, die Deinige zu erſetzen, Helene von Mecklenburg, wie dieſe an Muth, Seelengröße und Beſcheidenheit ausgezeichnete Frau?

Der Effekt dieſer Scene war unendlich impoſant und feierlich! Viele Thränen wurden vergoſſen, alle Herzen waren bewegt. Die Rührung war ſo groß und allgemein, daß ſie zu der tiefſten Stille wurde. Nach und nach zog ſich die Menge lautlos zurück, um dieſe Famile ihrem Glück zu überlaſſen, ihre Umarmungen nicht zu ſtören.

Doch hatte man Zeit, die junge Prinzeſſin zu betrachten, und die Eleganz und Grazie ihrer Figur, die ausdrucksvollen Züge, die lebhaften geiſtreichen Augen, den weißen Taint, die blonden Haare, den kleinen Fuß und die kleine Hand zu bewundern. Alle fanden ſie liebreizend, des ſchönſten Mannes Frankreichs würdig.

Nachdem ſich die Prinzeſſin einige Augenblicke in ihre Appartements zurückgezogen hatte, erſchien ſie bei dem Diner. Sie ſaß zwiſchen dem König und dem Herzog von Orleans. Die Eingeladenen waren bei dieſem Diner: die Gräfin Molé, Baron Werther, der preußiſche Geſandte und ſeine Gemahlin, der Prinz Talleyrand, die Herzogin von Dino, die Herzogin von Dalmatien, die Marſchallin Maiſon, der Herzog und die Herzogin von Broglie, der General Athalin, der Herzog von Caſtries, die Miniſter, Mr. Dupin, der Präſident der Kammer der Deputirten.

Um zehn Uhr war großes Feuerwerk, wobei der Namenszug der Prinzeſſin und des Herzogs von Orleans nicht fehlten.

Paris, Juni 1837.

Dienſtag, den 30 Mai, war nun der merkwürdige Tag, an dem die Vermählung des Herzogs von Orleans gefeiert wurde, und in dieſem Fontainebleau, das ſchon ſo viele fürſtliche Vermählungen geſehen! Hier wurde 1609 César duc de Vendôme, der Sohn Heinrich des Neunten und der ſchönen Gabriele, mit Françoise de Lorraine vermählt.

1670 waren hier die königliche Hochzeit der Marie Luiſe von Orleans mit dem König von Spanien, Karl dem Zweiten. Ludwig der Fünfzehnte erhielt hier die Hand der Marie Leczinska, der Tochter des Königs Stanislaus.

In Fontainebleau empfängt Ludwig der Achtzehnte die Herzogin von Berry, und Jerome Napoleon vermählt ſich hier mit der Prinzeſſin von Würtemberg.

Alſo in dieſem Schloſſe, voll Erinnerungen, in der prachtvollen Gallerie Heinrich des Zweiten, ſoll nun wieder eine Vermählung gefeiert werden, die vielleicht einſt bedeutender als alle früheren in der Geſchichte Frankreichs glänzt! — Dieſe Gallerie Heinrich des Zweiten iſt ein Meiſterwerk des Primatice.

Die Wände ſtellen Herkulesthaten vor; der Boden iſt von dem koſtbarſten Holze, der Plafond mit Gold und Gemälden überdeckt.

An jedem Eckpfeiler iſt wieder Herkules und eine ſeiner Arbeiten dargeſtellt und Omphale nicht vergeſſen, Omphale, die jener Diana de Valentinois gleicht, Heinrich des Zweiten Geliebte.

Am Ende des Saales iſt ein großer, ganz vergoldeter Balkon für das Orcheſter beſtimmt. Zweitauſend Kerzen brennen auf vergoldeten Candelabers.

In der Mitte dieſes Saales war ein großer runder Tiſch, mit golddurchwirktem Teppich bedeckt. Als Alles für die Ceremonie vorbereitet ſchien und der Kanzler in ſeinem Ornat eingetreten war, kam der König, durchſchritt langſam den großen Saal und ſtellte ſich an dieſen großen Tiſch, dem Kanzler gegenüber.

Dann trat der Hofdienſt des Königs ein, der Hofdienſt der Prinzeſſin in ihrem glänzendſten Galla-Anzug. Zu gleicher Zeit die Damen der Königin und Prinzeſſinnen, der Hofſtaat des Königs und der Königin von Belgien und jener der Großherzogin von Mecklenburg, die Zeugen des Kronprinzen, die Zeugen der Prinzeſſin Helene, die Miniſter, die Marſchälle, die Pairs, die Deputirten, die Generäle, alle eingeladenen Gäſte.

Zur Seite des Königs ſtand der Herzog von Orleans und die königliche Braut; zur Rechten die Königin, der König von Belgien, der Herzog von Nemours, der Prinz von Joinville, der Herzog von Aumale und der Herzog von Montpenſier; zur Linken die Erbgroßherzogin, die Königin von Belgien, die Prinzeſſin Marie, die Prinzeſſin Clementine, Madame Adelaide. Auf der andern Seite des Tiſches Herr v. Montalivet, Herr Molé, Herr v. Salvandy, der Kanzler von Frankreich, der Großreferendär, der Archivar der Kammer der Pairs. Links und rechts vom König noch die Zeugen.

Für den Kronprinzen waren dieß: die vier Vicepräſidenten der Kammer der Pairs; der Präſident und die vier Vicepräſidenten der Kammer der Deputirten, der Marſchall Soult, der Marſchall Gerard, der Marſchall Lobau, der Prinz Talleyrand.

Für die Prinzeſſin Helene: der Baron Rantzau, der Geſandte Breſſon und der Herzog von Choiſeul.

Tiefe Stille herrſchte im Saale. Kein Laut, keine Bewegung; man hätte geglaubt, ein Gemälde aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten zu ſehen, dem alle dieſe Perſonen aus dem Rahmen entſtiegen wären,

in ihrer würdevollen, impoſanten Gruppirung.

Mitten in dieſer feierlichen Stille begann der Kanzler mit impoſanter und gehaltener Stimme die gebräuchliche Formel vorzuleſen:

Très haut et très puissant Seigneur etc. und dann die Frage:

Acceptez-vous pour épouse la Princesse Hélène?

Der Herzog von Orleans, ſich lebhaft gegen ſeinen Vater wendend, ſchien ein letztes Mal ſeine Einwilligung zu verlangen. Der König gab ein bejahendes Zeichen und dann antwortete der Herzog mit feſter Stimme: **Oui Monsieur.** Die Stimme der Prinzeſſin war weniger ſicher und ſie erwiederte mit ſanftem, zitterndem Tone: **Oui Monsieur.** Sogleich richtete der Kanzler die gebräuchlichen Worte an den König: **Très haut, très puissant et très excellant Prince etc.** Nachdem die Ceremonie beendigt war, las der Kanzler mit lauter Stimme den **Contrat de mariage** zwiſchen dem Kronprinzen und der Prinzeſſin Helene von Mecklenburg.

Nach dieſer Vorleſung übergab der Großreferendär das Regiſter zur Unterzeichnung der königlichen Familie. Es erfolgte nun die Unterſchrift des Königs, dann des Königs von Belgien und der übrigen Zeugen, denen ſich zuletzt noch der Kanzler mit Unterzeichnung ſeines Namens anſchließt.

Jetzt begrüßten die Damen die junge Herzogin, bis ſich der König, an der Spitze des Zuges, wieder in Bewegung ſetzte und ihm Alle zu der Kapelle folgten. Die Kapelle von Fontainebleau ward von Ludwig dem Heiligen gegründet. Franz der Erſte ließ ſie wieder herſtellen und vergrößern.

Der Fußboden iſt herrliches Moſaik, die Wände ſind reich in Vergoldung und Sculptur verziert.

Der Maler am Hofe Heinrich des Vierten hat den Plafond mit ſeinen Meiſterwerken geſchmückt. Der Altar iſt von zwölf marmorenen Säulen umgeben; vier Engel von Bronze unterſtützen ihn.

Zu beiden Seiten ſtehen Marmorſtatuen; Ludwig der Heilige und Karl der Große.

Die Kapelle war nicht weniger glänzend erleuchtet wie die Gallerie Heinrich des Zweiten. Zahlloſe Luſtres warfen ihr Licht auf dieſen Altar mit Blumen geſchmückt, die ſchönen Gobelinsteppiche, die Sitze mit rothem Sammt bedeckt.

Der Herzog führte ſeine Braut ſelbſt zu dem Altar. Der Biſchof von Meaux ſprach eine einfache und kurze Rede. Sie wurde in tiefer Stille und Andacht gehört. Nachdem der Greffier der Kammer der Pairs dem Biſchof das Certifikat vorgelegt hatte, daß die Civilehe bereits geſetzlich geſchloſſen war, ſegnete der Biſchof das Ehepaar ein.

Der Pfarrer von Fontainebleau war bei dieſer Ceremonie gegenwärtig, ſo wie der proteſtantiſche Pfarrer Cuvier, der die Ehe jetzt gleicher Weiſe einſegnen ſollte.

Nach vollendeter Ceremonie verließ die königliche Familie den Altar, und der König führte nun auf anderem Wege, durch neue Gänge und verſchiedene Treppen den königlichen Hochzeitszug in den Saal Louis Philipp. Dieſe Treppen und Corridors waren mit prächtigen Teppichen belegt, mit blühenden Orangenbäumen bekränzt, mit Candelabers, Marmor und Malereien geziert. Man kam durch den Salle des Gardes in den Vorſaal der Porte dorée, noch ein Meiſterwerk des Primatice. Der Saal Louis Philipp, dieſe prachtvolle Gallerie, iſt in dem Styl der Renaiſſance gehalten. Doriſche Säulen unterſtützen den Plafond. Spiegel von außerordentlicher Größe füllen den Zwiſchenraum einzelner Säulengruppen.

Dieſe gewaltigen Thüren wurden nach einer wieder aufgefundenen alten Thüre des ſechszehnten Jahrhunderts gearbeitet und ſind in ihrer Rieſengröße und kunſtvollen Arbeit Wunder des Saales.

Ein ſo einfaches, ernſtes Ausſehen hatte dieſe Gallerie Louis Philipp für den proteſtantiſchen Cultus beſtimmt. Auch war ſie feierlich und ernſt, dieſe erhabene Ceremonie. Auf einem Altar, mit rothem Sammt belegt, ſah man Chriſtusbilder aufgeſtellt; zwei flammende Kerzen daneben; auf einem Tiſch die Bibel, vor dem Altar der Prieſter. Die Rede des Pfarrers Cuvier währte länger als eine Viertelſtunde.

Er ſchien den Prinzen zu vergeſſen und wendete ſich nur an die junge Gattin, an die glückliche Braut! Es war ſo viel Friede und Rührung in dieſer Rede.

Nun war es ſpäter als elf Uhr — die letzte Ceremonie vollzogen.

Huldvoll und freundlich grüßend wendete

sich der König gegen die Versammlung; dann zog er sich zurück in seine Appartements; ihm folgte die königliche Familie.

So endigte dieser Tag, einer der bedeutendsten historischen für Frankreich.

Paris, Juni 1837.

Am folgenden Tage, den 31 Mai, war am Morgen Promenade im Walde von Fontainebleau. Abends Theater bei Hof. Jules Janin, dessen Bulletins ich diese Notizen meist entnommen, beschreibt die ganze Scenerie von Fontainebleau sehr poetisch.

Von dem Walde sagt er:

Man muß diesen Wald von Fontainebleau sehen, des Morgens in früher Stunde, wenn der Vogel singt, wenn die Sonne glänzt, wenn jede Aussicht sich vor Euerm entzückten Blick in's Unendliche erweitert, wenn diese Steinmassen unter den hundertjährigen Bäumen tausend phantastische Formen annehmen und dem Walde das Ansehen der Ebene geben, wo einst die Titanen gegen den Himmel kämpften, der Wald von Fontainebleau ist voll Geheimniß, Geräusch, Wendung, Licht und Dunkel! Da sind tiefe Höhlen, da sind kleine Fußwege, die sich sanft im Schatten hinwinden auf blumigen Rasen, da sind Sandwellen, die aus gespaltenen Felsen dringen; da sind Thautropfen, die in leisem Geräusch aus Steinen quellen, da sind tausend bizarre Formen, wie nach der Wasserflut entstanden, die einst alle Dinge auf Erden umgebildet und zerstört hat.

Bei jedem Schritt, mit dem Ihr in dieß Geheimnißvolle dringt, begegnet Ihr neuen Erscheinungen, alt wie die Welt, aber unendlich in ihren Eindrücken. Die Künstler, die Poeten, die Romantiker, die Liebenden, diese großen Dichter, haben aus dem Wald von Fontainebleau stets ein Reich ihrer Träume gemacht. Er besteht aus vierzig tausend Morgen Landes mit alten Bäumen bewachsen, er ist begränzt gegen Osten von der Seine; gegen Süden von dem Kanal von Briare; er hat nicht weniger als acht und zwanzig Stunden im Umfange.

Beinahe im Mittelpunkte dieses Waldes liegt das Schloß Fontainebleau.

Mitten unter diesem bewunderungswerthen Chaons von Felsen, Rasen, alten Eichen, von denen einige Saint Louis, oder Charlemagne und Clovis heißen, im dichten Gebüsch, in sandigen Gängen, auf Scheidewegen, steilen Höhen, im Grunde tiefer Schluchten, finsterer Höhlen; auf dem Gipfel dieser Luftpaläste, entfernt von der Seine, die dort herüber glänzt, oder an ihrem Ufer, im Schatten der Pinie und des Ahorn, der Eiche, der Tanne und des Ulmbaum, auf der Haide oder im Schilfe, in dem Moose, oder dort in der Sandsteppe, bei dem Gekrächze des Raben oder dem Jubellied der Lerche, dem Klageton der Nachtigall, oder der Flucht des jungen Rehes, dort wo die Eidechse ihre bunten Farben schillern läßt, oder der Hirsch stolz sich in der Welle spiegelt — nie und nirgend vergeßt die Lieblingsstellen der Fürsten und Dichter aufzusuchen, die berühmten Felsen, die Jagdruhen, deren Anblick alte Legenden zurückruft. — Man muß eine gewisse Kunst in diesen Besuch von Fontainebleau legen, sonst ist alles Zufall und Verwirrung.

Geht also Schritt vor Schritt, von der **Table du Roi** zu der **Vallée du Selle**, vom Felsen St. Germain zu der **Mareaux-Evts**, vom **Carrefour de belle vue** zu der **Gorge du Coup**. Unter allen diesen prachtvollen Horreurs, bedeckt mit schönen Schatten, besucht Franchard, das halb verschüttete Thal dieser malerischen Gegend. Dort wird man Euch Legenden erzählen, wird Euch die Ruinen eines Klosters zeigen, werdet Ihr die Geschichte von Heiligen, wie von Räubern hören, dann einen kleinen See umgehend, auf dem nur die umgestürzte Eiche treibt, steht Ihr vor dem Felsen, der weint! **La roche qui pleure** ist ein Fels, der kunstlos hingeworfen scheint, zwischen andern weniger hohen Bergen. Um diesen Felsen ist alles Stille, Schauer, Oede! Man glaubt sich in der Wüste, mitten im Sand unter der brennenden Sonne!

Aber lauscht! Hört Ihr den Silberton eines Wassertropfens, der wie vom Himmel langsam und wieder langsam in eine Perlenmuschel fällt? — Um dieses Wasser fallen zu hören, muß man Friede in der Seele, Ruhe im Gewissen haben.

Es offenbart sich nur guten Menschen, die es in aller Einfachheit suchen, dieses geheimnißvolle und klare Wasser. Man sagt, daß

es viele Schmerzen lindern könne! Ich bin überzeugt, daß es wohl manche Leiden der Seele heilen möchte, könnte man nur jeden Morgen kommen, und ſeine Trauerklage hören. Es iſt ſeltſam, dieſe Perle, die ſich von dieſem ewigen Felſen los reißt, dieſer reine Waſſertropfen, der, eine Thräne aus dem ungeheuern Granit hervordringt, zu jeder Stunde, bei jeder Jahreszeit, im glühenden Sommer, wie in eiſiger Winterkälte, immer derſelbe Tropfen Waſſer, rein und unverändert, aus demſelben Geſtein, — niemals mehr, niemals weniger, — die eine und ewige Thräne des Felſens!

Noch gehören zu den Wundern dieſes Waldes der Felſen Heinrich des Vierten, der Felſen von Aron, der Mont-Aigu, der Felſen der zwei Schweſtern, die beiden alten Eichen, die den Namen Heinrich des Vierten und Fully führen, la table du Roi, la table du grand Veneur, les Ventes de la Reine, die kleine Schweiz u. ſ. w.

In dieſem Zauberwald alſo bewegte ſich den Morgen nach dem Vermählungstag ein Zug von fünfzehn Wägen, jeder mit ſechs Pferden beſpannt. Es war der König mit ſeiner Familie, es war die junge Herzogin von Orleans und ihr Gemahl. Sie fuhren im Schritt, verſchwanden in den Alleen, zeigten ſich dann wieder in unbedeckten Gängen, die Wägen mit Blumenſträußen bedeckt, und Freude, Scherze und Frohſinn unter allen dieſen Gäſten. Schüchtern ſaß der Herzog von Orleans neben ſeiner Gemahlin, und zeigte ihr alle Wunder dieſes Waldes, die ſie vor ihren Blicken entſtehen und verſchwinden ſah. Endlich verlor ſich in die Ferne der Zug der Landaus, Char-à-bancs, der Reiter, die ſie begleiteten, und man ſah heute nichts mehr von der königlichen Hochzeit, bis ſpät am Abend.

Da war Hoftheater. Um acht Uhr trat der König in ſeine Loge, den Arm der Herzogin von Orleans gebend. Jetzt erſt konnte man die Herzogin genau betrachten. Sie war den erſten Tag ſo raſch die große Treppe hinauf geeilt, den zweiten Tag von der königlichen Familie ſtets umgeben, heute Morgen im Walde nur im Vorüberfahren dem Auge ſichtbar, ſo daß man nur die Schönheit ihres Wuchſes, den Adel ihres Ganges, die Farbe ihrer Haare, den geiſtvollen Blick, das anmuthige Lächeln bis jetzt bemerken konnte. Aber wie ſie in der königlichen Loge erſchien, dem König zur Seite, zwiſchen zwei Königinnen, begleitet von dieſen alten Marſchällen Frankreichs, den Gefährten des großen Feldherrn, dieſes ganze Parterre von Generälen und Offizieren, dieſe Logen, garnirt von Damen, glänzend geſchmückt, erhoben ſich alle, um ſie zu empfangen, um ſie zu applaudiren, um ſie zu betrachten, ſich zu verſichern, ob es wahr ſei, daß ſie ſo ſchön iſt.

Sie grüßte die Verſammlung und Jeder konnte ſehen, daß ſie wirklich die Geſtalt einer Königin, die Grazie eines Kindes hatte, blonde Haare von jener Farbe, die an das Braune ſtreift, ein blaues Auge, voll Intelligenz und Feuer, der Kopf iſt klein, ihre Hand auch; weder die Sonne, noch die Reiſe, noch Ermüdung, noch ſo viele verſchiedenen Gemüthsbewegungen konnten der wunderbaren Farbe ihres Teint ſchaden. Mitten in dieſer Pracht, an dieſem franzöſiſchen Hof, vor dieſer gewichtigen Verſammlung, umgeben von berühmten Männern jeder Epoche, wußte ſie bei aller Zuvorkommenheit ſo viel Zurückhaltung zu bewahren, ſo viel Beſcheidenheit in dem Glanze, mit dem man ſie umgab; ſie war gerührt, erfreut, doch ſtets gehalten bei allen dieſen Ueberraſchungen. Ihre Stimme iſt ſonor und ganz von jener deutſchen Gemüthlichkeit erfüllt, die zu dem Herzen ſpricht. Sie bemerkt, ſie hört, ſie verſteht Alles. Man fühlt, indem man ſie ſieht, ihre innere Bewegung, ihr Glück.

Man iſt ihr dankbar für dieſes Glück, ihre blühende Jugend, ihre Intelligenz, ihre rührende Stimme, ſelbſt für ihren reinen franzöſiſchen Accent, der die Ausländerin ergeſſen läßt.

Mademoiſelle Mars ſpielte in den fausses Confidences und in der Gageure imprévue mit ihrem anerkannten, berühmten Talent. In den Zwiſchenakten rief man: Vive le Roi! Man nahm Sorbet und Gefrorenes, das reichlich umher gereicht wurde, man hörte die militäriſche Muſik, man betrachtete Herrn von Talleyrand, der mit der ewig gleichen Miene, wie unbeweglich und gefühllos in ſeiner Loge ſaß und dieß Alles wahrſcheinlich gern für eine Partie Whiſt gegeben hätte. Herr von Talleyrand konnte indeß die Ermüdung dieſer Feſte auf unglaubliche Weiſe bis zu Ende ertragen. Als der König dieſen

Abend an ihm vorüber ging, erhob ſich Herr von Talleyrand, ihn zu grüßen. Ach! mein Prinz, ſagte der König, bleiben Sie ſitzen. Sire, antwortete der Neſtor der europäiſchen Diplomatie: Herr von Talleyrand müßte geſtorben ſeyn, um ſich nicht vor Ihnen zu erheben.

In einem Winkel des Orcheſters entdeckte man Yuſſuf-Bey und den Kommandant Allouard. Yuſſuf hatte einen Turban von Cachemir, den grünen, orientaliſchen Rock mit Gold beſetzt, einen ſchwarzen Mantel. Er iſt wirklich ſchön, ſo gekleidet! Sein Gefährte Allouard, größer wie Yuſſuf, hat denſelben langen Bart, geht ernſt und gravitätiſch wie ein Paſcha, iſt ein ſchöner junger Mann, der noch vor zwei Jahren in Paris die Zierde der Courſes von Chantilly und des Marsfeldes war. Jetzt ſcheint er ganz Araber, während Yuſſuf für einen verkleideten Araber gehalten werden könnte.

So wurde bis zu dem Ende dieſes Abends, das heißt bis elf Uhr, Auge, Geiſt und Ohr zugleich beſchäftigt; das Feſt war vollkommen, die Bewunderung vollſtändig. Es gibt kein Schauſpiel, was ſich mit dieſem vergleichen ließe. Dieſes Feſt der Augen und der Gedanken, war es doch das Feſt der neuen Dynaſtie Ludwig Philipp des Erſten von Frankreich.

Paris, Juni 1837.

Jeder Tag führt nach Fontainebleau neue Gäſte. Man drängt ſich um die Herzogin von Orleans; man will ſie ſehen, man will ſie hören, die königliche Familie ergeht ſich in den Gärten, fährt in dem Wald ſpazieren. Jeden Abend iſt Theater bei Hof und die Muſik des Roſſini. Die Deputationen aller benachbarten Orte langen im Schloſſe an, die Maires, Friedensrichter, Magiſtrate der Departements, Gardes nationales werden im Palaſt Franz des Erſten empfangen. Den letzten Tag, um drei Uhr, beſuchten der König, der König von Belgien, die zwei Königinnen, die Erbgroßherzogin, der Herzog und die Herzogin von Orleans, Madame Adelaide und die ganze königliche Familie das Lager, das am Ende des Waldes aufgerichtet war. Alſobald erhoben ſich die Truppen wie mit einem Schlag; die Trommeln wirbeln, die kriegeriſche Muſik erſchallt! Ein einſtimmiges: Vive le roi! vive le roi! erfüllt die Luft. Angelangt bei dem Eingange des Lagers, ſteigt der König und die königliche Familie aus dem Wagen, und mitten unter den Jubelbezeugungen, den Vivats, den wehenden Fahnen, den kriegeriſchen Trophäen, den dreifarbigen geſchmückten Zelten, tritt der König vor mit dem Gefolge ſeiner Offiziere. Nach dem König kamen der Herzog von Orleans und ſeine junge Gemahlin. Die Soldaten, alte und junge, drängen ſich um ſie. Die Herzogin und der Herzog haben für Jeden ein Lächeln, einen Blick, ein freundliches Wort. Unter den vielen Deviſen der Soldaten ſieht die Prinzeſſin Helene zu ihren Füßen im Grünen mit Blumen geſchrieben: Vive la Princesse Hélène! und mit der Grazie, die ihr ſo eigen iſt, hebt die junge Prinzeſſin eine dieſer Blumen auf und ſteckt ſie an ihren Gürtel, zum Zeichen der Dankbarkeit und der Erinnerung. Man kann ſich den Jubel und den Enthuſiasmus der Soldaten denken.

Plötzlich, hinter dem Zelt des Oberſten, läßt ſich ein Chor von fünfzig Muſikern hören. Die Prinzeſſin bleibt ſtehen, ſichtbar bewegt und erfreut. Es waren die Geſänge ihres deutſchen Vaterlandes. Dieſe rührenden Melodien begleiteten die Herzogin auf die Anhöhe des Calvaire; bald waren es franzöſiſche Stimmen, bald deutſche, bald ſchmetterten in jubelnden Fanfaren die Trompeten des Colonel Brack. Man glaubte ſich in einem verzauberten Wald, und es koſtete am Abend Madame Damoreau allen Aufwand ihrer wundervollen Stimme, um den hohen Gäſten die Muſik des Waldes vergeſſen zu laſſen.

Sonnabend den 3 Juni ſagte der König ſeiner Stadt Fontainebleau Lebewohl. Niemals hatte man dort glänzendere Ceremonien geſehen, niemals mehr Ordnung bei einer großartigern Gaſtfreiheit, niemals mehr Disciplin, mehr Einklang und Einheit aller Anordnung in dem unendlichen Räderwerk, das in Bewegung geſetzt werden mußte. Endlich muß man Herrn von Talleyrand über dieſes Feſt hören. Er ſagte, indem er Fontainebleau verließ:

Ich habe ſehr vielen glänzenden Feſten beigewohnt; ich habe in allen königlichen Häuſern Europa's gelebt, aber ich ſah nie

ſolche Pracht mit ſo viel Ordnung, ſo viel Geſchmack in ſo großartigen, komplicirten und ſo lange fortdauernden Feſten.

Paris, Juni 1837.

So krank ich mich auch fühlte, wollte ich doch den Einzug der Herzogin heute ſelbſt ſehen. Wir hatten Karten für die beſten Plätze in den Tuilerien, waren aber auch zu dem Arc de triomphe gefahren, um dort die Vorbereitungen zu betrachten. Der Triumphbogen iſt ein prachtvolles Monument. Alle berühmten Namen aus den Feldzügen Napoleons, alle Schlachten, alle Siege ſind hier eingegraben. Es iſt das eigentliche, rechte Mauſoleum für Napoleon. Nur durch dieſe Pforte ſollte man in Paris zuerſt eintreten. Der Anblick war impoſant. Der glänzende Tag, die bunte Menge, dieß ganze, einzige Schauſpiel, das nur Paris bietet, die Nationalgarde glänzend, eine vierfache Mauer längs den Champs Elysée aufgeſtellt, die »ville monstre« mit ihrer Million Einwohner, die Straßen, die Bäume, die Dächer, dieſes Meer von Häuſern mit einem Meer von Köpfen bedeckt; die glänzende Sonne eines Junitages, die dieß beleuchtet; und nun dieſe wogende Menſchenflut plötzlich wie zu Eis erſtarrt, ſtumm, ruhig, kalt und neugierig (denn für die Pariſer iſt dieß Alles nur ein Schauſpiel), und mehr noch den König, wie die Herzogin betrachtend, der heute zum erſten Male ſich wieder Paris auf ſeinem Pferde unbeſchützt, frei, jedem Dolche preisgegeben, zeigte.

Die Herzogin hatte wohl früher noch keine Vorſtellung einer ſolchen Menſchenmenge, das, was man hier »foule« nennt, dieſes Chaos von Menſchen und Leidenſchaften, was in jedem Augenblick zur Lawine werden und Alles vernichten kann, wie ihr das Geſetz nicht mehr gilt. Sie wurde blaß, dieſe junge Frau, und immer bläſſer, als ſie über den Platz Louis des Fünfzehnten fuhr, und ihr ernſter, wehmüthiger Blick ruhte auf den Tuilerien.

Fürchtete ſie in dieſem Augenblick für den König, hatte ſie eine Ahnung einer unbeſtimmten, ſchickſalsſchweren Zukunft?

Der Präfekt, Herr von Rambuteau, hatte ſie vor dem Arc de l'Etoile empfangen. Der König beantwortete ſeine Anrede mit wenigen herzlichen und rührenden Worten: Je suis heureux et fier de vous presenter ma fille d'adoption. Les Parisiens l'aimeront. Elle en est digne par les qualités de son coeur et de son esprit. Jetzt begann der Einzug durch die Champs Elysées. Der König an der Spitze, ihm zur Seite ſeine beiden Söhne als Adjutanten, der Herzog von Nemours und der Prinz von Joinville. Ernſt und beſonnen ſehen ſie auf die Volksmaſſe. Jetzt kam der Wagen der Herzogin von Orleans, die mit der Königin fuhr; Madame Adelaide und die Großherzogin von Mecklenburg ihr gegenüber im Wagen. Dieſem zur Seite der Herzog von Orleans und der Herzog von Aumale. Dann folgte noch ein Wagen mit den Damen der Königin und den Prinzeſſinnen. Ein roſenfarbenes, ſeidenes Ueberkleid und ein Baſthut mit einer Feder war der einfache und höchſt elegante Anzug, in dem ſie ſich den Pariſern zuerſt zeigte. Ihre graziöſe Figur war leicht vorgebeugt um links und rechts zu grüßen. Sie war erblaßt und ihr Auge ſchien auch mehrmals mit Beſorgniß dem König zu folgen, doch lag in ihrem Lächeln und Gruß, womit ſie dem jetzt ſtürmiſch ausgeſprochenen Enthuſiasmus der Menge dankte, viel inneres Glück. Sie hat eine jener Phyſiognomien, von der man ſagen kann: ſie iſt auf ein Roſenblatt gehaucht, ſo fein und geiſtig. Es ſind die Strahlen ihrer Seele, die aus ihren Augen hervorbrechen und ſie ſo glänzend, ſo klar und geiſtvoll zeigen.

Sie hat einen eigenen Zauber, das je ne sais quoi der Franzoſen, das wohl eigentlich die Seele iſt, die ſich in ſolcher Anmuth ausſpricht.

Metternich ſoll einſt von ihr geſagt haben: Sie iſt eines großen Thrones würdig. Ich glaube dieß müßte man von ihr ſagen, würde man ihr in einer Hütte begegnen, ſo viel Ausgezeichnetes, ſolche Würde iſt in ihrer Erſcheinung. Was hörte man nicht unter dieſen grünen Bäumen der Tuilerien im Augenblick der Erwartung von der Prinzeſſin und ihrer Liebenswürdigkeit erzählen! Auch von der Erbgroßherzogin von Mecklenburg ſprach man mit Verehrung. Man hatte gefürchtet, in ihr eine Prinzeſſin zu finden, die mit ſpaniſcher Etikette und Grandezza (ſo wie man ſich in Frankreich unſere deut-

schen Hofformen denkt) im starken Kontrast mit der Familie Louis Philipps erscheinen möchte.

Wie überrascht war man daher von ihrer edlen und einfachen Haltung, von dieser würdevollen Erscheinung, die ihr mit der Königin der Franzosen so viele Aehnlichkeit gibt und sogleich alle Herzen gewinnt. Kaum hätten wohl in Europa zwei Prinzessinnen gefunden werden können in solcher geistigen und gemüthlichen Uebereinstimmung mit der königlichen Familie in Frankreich, wie die Erbgroßherzogin und ihre Tochter! Es war ein augenblickliches Verstehen und Hingeben, als wäre bei Allen nur ein Grundton der Seele aus der Schule des Lebens hervorgegangen.

Wer hätte an diesem Tage Louis Philipp nicht lieben sollen, wie er sich groß und ruhig, wie er sich glücklich zeigte!

Er hatte durch die Amnestie die Liebe der Nation wieder gewonnen.

Sein Anblick in dieser Ruhe, diesem Vertrauen, gebot Ehrfurcht.

Aber in Paris ist es wie auf dem Meere. Kann man dort an eine Sicherheit der Gefühle denken? Jede Wolke droht Sturm und wird zu einer Lebensfrage, und vielleicht ist es gerade dieß Unbestimmte, diese Unsicherheit der Ereignisse, die Paris diesen schauerlichen Reiz geben, wie ihn die Meeresflut hat. Es ist hier alle Herrlichkeit, alle Freude der Welt und doch im Hintergrund stets der melancholische Gedanke. Ein Epos der Geschichte in die Steine gegraben und doch rings um uns das Nichts, die Frivolität, der Unbestand.

Die königlichen Wägen gelangten endlich durch die Spaliere der Nationalgarde, durch die Flut der Menschen an die Tuilerien.

Hier wurde gehalten und die Nationalgarden defilirten vor dem König und seinem Cortege. Es war fünf Uhr und das Defilee währte zwei Stunden. Einen prachtvollen Anblick bot dieses militärische Schauspiel im Glanz der Sonne, von der Terrasse gesehen.

Die meisten Nationalgardisten hatten Blumenbouquete auf ihre Flinten gesteckt. Wie sich das hübsch ausnahm und dann die wehenden Federbüsche, die glänzenden Waffen im grünen Wald der Tuilerien! Ein tausendfaches: „Es lebe der König!“ erscholl. Der Enthusiasmus war unendlich und der wehmüthige Ausdruck verschwand in den bleichen Zügen der Herzogin. Die dankte dem allgemeinen Gruß der Nationalgarde gerührt, freudig überglücklich. Sie sah den König geliebt!

Um sieben Uhr endlich wurde die Herzogin von ihrem Gemahl und der königlichen Familie in den Pavillon Marsan eingeführt, dem einen Flügel der Tuilerien, der ihr zur Wohnung bestimmt ist.

Der Herzog hatte für seine Gemahlin dieß Appartement auf das Geschmackvollste einrichten lassen, ganz im goût de la Renaissance, der jetzt in Paris der vorherrschende ist. Die schweren, mit Gold und Silber durchwebten Stoffe, die Thüren und Wände bedecken, die reichhaltigen Vorhänge, die massiven Fauteuil's, persische Teppiche, eingelegte Tische, — es ist die ganze schwere, solide Pracht aus dem Zeitalter Ludwig des Fünfzehnten.

Am Ende der Reihe Zimmer, die für die Herzogin bestimmt sind, ist ein einfaches, in dunkler Farbe, braun, mit einem Betpult von Mahagoniholz, und darüber das Bild von Schefer: Christus der Herr.

Die königliche Familie begab sich nun in den Banketsaal. Der König erschien noch vor dem Diner mit der Herzogin auf dem Balkon des Pavillon de l'Horloge, da die noch immer versammelte Menschenmenge durch ihr unaufhörliches: Vive le roi! Vive le duc et la duchesse d'Orleans! ihren Wunsch, sie noch einmal zu sehen, lebhaft zu erkennen gab. Der König nahm die Herzogin bei der Hand und stellte sie den Pariseen vor. Ein einziger Freudenschrei füllte jetzt die Luft, anhaltend, enthusiastisch, der weit über die Tuilerien hinaus tönte. Die Herzogin dankte mit unendlicher Grazie und sagte tief gerührt zu dem König:

Sire, voilà un accueil tout français!

In diesem Augenblick lag für alle Umstehenden etwas Bezauberndes.

Nach der Tafel, die in zweihundert Couverts in dem Saal Louis Philipp und dem Marschallsaal errichtet war, zeigte sich der König um halb neun Uhr noch einmal mit seiner Familie auf dem Balkon. Es war die schönste Sommernacht. Die Musik spielte auf der Straße, die ganz mit Lila's überblüht, ihre Düfte in die weiche Abendluft mischte. Die Erscheinung des Königs war

ein neues Signal für den Volksenthusiasmus. Der König schien sehr bewegt, beugte sich über den Balkon und und rief mit starker Stimme:

Je vous remercie de tout mon coeur, mes amis, je suis bien sensible à votre accueil.

Er wurde hier unterbrochen von eigener Rührung und dem neuen Vivat des Volkes. Mit der Hand grüßend verließ er den Balkon, die Musik spielte ihre Siegesmärsche — ihre Melodien der Vergangenheit — es war endlich die Stunde, wo die Tuilerien geschlossen werden, — auch der Tag vorüber und eine neue strahlende Zukunft hofften, glaubten Alle.

Wie die Lerche.

Wie die Lerche, jubelnd möcht' ich steigen
Durch die reine, blaue Himmelsflut;
Tanzen mit den Wolken, luft'gen Reigen,
Trinken von der Sonne gold'nem Blut.

Ueber Thäler, über Wiesenplane,
Ueberall wollt' segeln ich sogleich;
Gliche in der Luft dann einem Kahne,
Jede Windeslaune wär mir gleich.

Morgens, wann die Sonn' macht Toilette,
Drüben, wo im Oft ihr Kämmerlein,
Stieg ich aus dem grünen Wiesenbette,
Wollt' zuerst mich ihrem Gruße weih'n.
Vor ihr her trompetend wollt' ich singen,
Allen Blumen melden: auf sie naht!
Durch die trübsten Wolken müßt' ich dringen
Zu bereiten fröhlich ihr den Pfad.

Abends, wann die Nebel graue Decken
Spinnen vor den hellen lichten Schein,
Schlüpft' ich leise unterm Schutz der Hecken,
Schliefe ohne Sorgen ganz schnell ein.
Und so führt' ich, hopp! ein Leben lustig,
Wie kein and'res auf der Erde ist.
Thau mein Trank, so oft ich wäre durstig,
Futter hätt' ich ja zu jeder Frist.

Körner naschte ich aus allen Rillen,
Die der Landmann fleißig hat bestellt;
Und so könnt' ich meinen Hunger stillen.
Winters sucht' ich eine and're Welt.
Rief der Frühling dann: Ihr Jungen
Staare, Mädchen Lerchen, allzusammen ihr!
Käm' ich, guter Dinge angesungen
Wieder in's gewohnte Standquartier.

Oldenburg.

Randglossen und Anderes.

*** Eine neue deutsche Oper. Wir Alle wissen es, woran es liegt, daß unsere deutschen Tonsetzer in dieser Zeit so wenig Glück machen. Wir besitzen tüchtige Meister in allen Fächern der Tonkunst, davon belehrt uns jedes Musikfest; jede Liedertafel kann dessen den Beweis an den Tag legen; allein die Theater bringen wenig, und wenn sie etwas bringen, so macht es wenig Glück. Anerkannt liegt der Grund dieser Erscheinung darin, daß der Geschmack, welcher jetzt allgemein herrscht und der durch die einschmeichelnde Kunst Bellini's und Donizetti's so herrschend geworden ist, mit dem eigentlichen Wesen deutscher Musik, wie es sich in den ewigen Werken der Meister ausspricht, durchaus nicht zu vereinbaren ist und daß Komponisten, welche etwas auf ihre deutsche Eigenthümlichkeit halten, darin zu weit gehen, dem herrschenden Geschmack jede Konzession zu verweigern, oder wenn jenes nicht der Fall ist, ihm Konzessionen machen, die sie in das Gebiet der Unzulänglichkeit führen oder zu gemeinen Nachahmern stempeln. Dieß Verhältniß hält nun aber die meisten ältern Tonsetzer ab, ihren wohl erworbenen Ruf auf solch ein gewagtes Spiel zu setzen, und sie ziehen es vor, durch Kammerkompositionen, Lieder und dergleichen lieber ein einziges frisches Blatt zwischen die alten Lorbern zu flechten, als um den in zweifelhafte Aussicht gestellten vollen frischen Kranz zu kämpfen. Doppelt anzuerkennen und des besten Dankes aller Freunde deutscher Musik ist es daher, wenn man einen Mann von bedeutendem Rufe, aller Hindernisse und Widerwärtigkeiten zum Trotze, aus reinem Eifer und von dem innern Genius getrieben, nach langer Pause von schönen Erfolgen ausruhend, endlich mit einem großen Werke hervortreten sieht, um mit allen Göttern und Götzen des Tages einen Siegeslauf zu beginnen.

Jedenfalls wird unser Gefühl mit ihm seyn und die wärmste Theilnahme ihn begleiten. Um nun aber diese im Voraus, nicht dem Werke, von dem noch nichts gesagt werden kann, sondern dem Manne, zu dessen Lobe gar viel gesagt werden könnte, in höherem Grade zuzuwenden, gestatten wir uns hiermit, ihn zu nennen. Es ist der Kapellmeister Joseph Strauß in Karlsruhe, der Mann, der an der Spitze eines der trefflichsten Orchester Deutschlands steht, dessen Bildung ihm in den langen Jahren seiner Wirksamkeit gelungen, der Schöpfer mannigfaltiger Werke aller Gattungen, deren Werth nicht abgeläugnet werden kann, und namentlich jener Preissymphonie, die überall gekannt ist und von welcher Meyerbeer äußerte: „es sei eines der besten Werke dieser Gattung, und er wolle es dem Pariser Conservatorium selbst übergeben, damit eine solche Schöpfung der Kunstwelt im Großen bekannt werde." Strauß wählte zu seinem Zwecke eine ältere Dichtung des Herrn von Auffenberg, weil er glaubte, in ihr dasjenige Element wieder zu finden, welches unläugbar dem Freischützen und Robert dem Teufel einen großen Theil ihres Erfolges zu Wege brachte, nämlich das schauerlich-volksthümliche Element. Dieses ist denn nun allerdings in der von Strauß gewählten Dichtung enthalten und die Situationen bieten Stoff zu einer großartigen und das Gefühl aufregenden Musik. Die Oper heißt: die Hexe von Pultawa, und es ist Hoffnung vorhanden, sie wohl zuerst auf einer der größten Bühnen Deutschlands, vielleicht auf der zu Berlin, in Scene gehen zu sehen. Wir müssen uns enthalten, über das Werk selbst etwas zu sagen, da wir es in der That noch nicht kennen, und wir wollen eben so wenig Prophezeihungen verkünden, die das Publikum auf das Außerordentlichste vorbereiten; das Einzige, was wir bezwecken, war, die Nachricht zu geben, daß es noch deutsche Künstler gibt, die bei der einseitigen Geschmacksrichtung des Publikums, bei der fast überall eingerissenen Unzulänglichkeit der Mittel und bei dem Mangel eines öffentlichen Kunsturtheils, dem am Ende die letzte entscheidende Stimme zuerkannt werden muß, dennoch Hoffnung, Liebe, Enthusiasmus in der Brust nähren, und sich Illusionen überlassen, die wir in diesem Falle besonders zur schönen Wahrheit sich gestalten zu sehen, nur von ganzem Herzen wünschen können.

*** Wohl das seltenste Glück ward dem Sänger Casarelli zu Theil. Der vorzüglichste Tenor (?) des vorigen Jahrhunderts war Gaetano Majorano, der Sohn eines Landmannes in Bari, im Neapolitanischen. Ein dortiger Musiker, der die seltenen Anlagen des Knaben bemerkte, nahm ihn zu sich in's Haus, unterrichtete ihn und übergab ihn dann zur weitern Ausbildung dem berühmten Porpora, der Gaetano nach einigen Jahren des Unterrichtes für den ersten und vollkommensten Sänger der Welt erklärte. Gaetano machte nun unter dem Namen Casarelli eine Kunstreise nach Italien, England und Frankreich, fand allenthalben so ungewöhnlichen Beifall, daß es kein Sänger wagen wollte, sich nach ihm hören zu lassen, und brachte so viel Geld zusammen, daß er die Herrschaft Santo Dorato, und mit ihr den Titel eines Herzogs kaufen konnte. Bei seinem Tode hinterließ er seinem Neffen außer dem Gute eine jährliche Rente von 12,000 italienischen Dukaten.

(Wiener Musikzeitung.)

*** Robert der Teufel erschien zu Paris im November 1831 zum ersten Male und wurde bis jetzt 278 mal wiederholt, mithin stellte sich als Durchschnittszahl der jährlichen Wiederholungen 18 mal heraus. Nun kamen aber Jahre, in welchen der Robert gänzlich bei Seite gelegt war.

*** Lächerlich ist die Verwechslung mit den Namen Saffarolli und Bassi, die in den Zeitungen die Runde macht. Saffarolli konnte nie den Don Juan singen, denn er besaß die Stimmlage zur Donna Anna. Er ist auch schon vor längerer Zeit gestorben. Bassi aber, dessen Tod erst neulich erfolgte, war jener Bassist, der so glücklich war, unter Mozart's eigener Leitung der erste Don Juan zu seyn. Würde Mozart noch leben, so hätte er auch schon das neunzigste Jahr erreicht, da er 1792 mit fünf und dreißig Jahren gestorben ist.

*** Der pensionirte baierische Stadtkommissär Zehler, ist vier und siebenzig Jahre alt, zu Nürnberg gestorben. Er war Miteigenthümer des Korrespondenten von und für Deutschland, der von dem Herrn von Schaden in den achtziger Jahren unter dem Titel »Reichsanzeiger« gegründeten Zeitung, und hat stets mit Umsicht und lobenswerthem Eifer für sein Blatt gesorgt. Er war ein wackerer, wohlwollender Mann, von nicht gewöhnlichen Kenntnissen. Als ein karakteristischer Zug für die Geschichte des deutschen Zeitungswesens mag es gelten, daß in den ersten sieben Jahren Herr von Schaden ein Kapital von 50,000 fl. bei dem Unternehmen zusetzte, und daß erst von dem Augenblick an, als er den Gedanken faßte, die nicht politischen Nachrichten, in der heutigen Sprache Feuilleton genannt, dem Blatte anzuhängen, dieses bedeutenden Aufschwung nahm. Es ist übrigens bis jetzt Grundsatz der Eigenthümer gewesen, an der Form nichts zu ändern.

Ausgegeben am 3 August 1843.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

II. Band. 8. Lieferung. — Artist. Beil. V.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Vom Spiel auf den Effekt; Verhältniß zur Kritik. Von August Lewald. — Aus den Briefen und Memoiren einer Reisenden. II. — Randglossen.

Vom Spiel auf den Effekt.*

Die Wirkung, welche die Kunst des Darstellers auf den Zuschauer hervorbringt, ist der Effekt. Man hört daher von effektvollen und effektlosen Scenen. Gewöhnlich aber verbindet sich mit der Benennung „Effekt“ noch die Idee einer besonders starken, gesteigerten Wirkung. Daß jedes Kunstwerk eine Wirkung hervorbringe, ist der Zweck desjenigen, der es schafft; allein nicht immer ist es wünschenswerth, daß die Wirkung eine besonders starke, gesteigerte sei. Nur der Schauspieler strengt seine Kräfte an, um auf solche Weise den Effekt hervorzubringen. Da sein Kunstwerk nicht bleibend ist, sondern im Entstehen auch wieder verschwindet, so muß die Gegenwart ihm auch den Beifall zollen, nach welchem jeder Künstler geizt. Der Beifall muß sich daher unmittelbar äußern. Dieß veranlaßt und entschuldigt aber das Bestreben mit dem Aufwande aller zu Gebote stehenden Mittel, die gesteigerte Wirkung, oder das, was man Effekt nennt, zu erreichen, um dadurch die laute Zustimmung des Publikums mit der Leistung sicherer zu gewinnen.

Dieser Trieb des Schauspielers kann aus einer reinen und edeln Quelle stammen, aber auch aus einer sehr verwerflichen. Im erstern Falle ist es das Feuer, des von seinem Kunstwerke ganz erfüllten Darstellers, das so lange glüht, bis es auf ein verwandtes Element stoßt. Es ist der Stachel des erlaubten Ehrgeizes, den das Bewußtseyn nährt, etwas Tüchtiges geschaffen zu haben; es ist der Wunsch, nun auch die Befriedigung zu erhalten, die in dem lauten Beifallszeichen von dem Publikum dem Künstler gewährt wird.

Im andern Falle ist es die Eitelkeit, die Sucht um jeden Preis zu gefallen; der Wunsch, Alles um sich her vergessen zu machen, es ist der Neid, der die Bestrebungen der Mitwirkenden verdunkeln will. Hier wird der Effekt im Nothfalle, wenn die ge-

* Aus Lewald's „Entwurf zu einer praktischen Schauspielerschule,“ welches Werk in einigen Wochen im Verlage von J. B. Wallishausser zu Wien erscheinen wird.

wöhnlichen Mittel nicht dazu verhelfen wollen, durch Unternehmungen erzwungen, die nicht mehr in den Bereich der Kunst gehören.

Dieß Letztere treibt den Künstler an, nicht nur den Effekt zu suchen, sondern ihm zu Liebe Alles zu opfern: Wahrheit, Schönheit, Zusammenspiel, Karakteristik, die Kunst des Unterordnens, mit einem Worte, den Effekt des Ganzen und Gesammten, um nur allein hervorragend und wirkungsvoll dazustehen. Dieses beständige Suchen nach Effekten führt zu dem verderblichen, das Ziel der dramatischen Kunst verrückenden Wesen der sogenannten Effekthascherei, vor der sich jeder Darsteller in Acht zu nehmen hat. Hat er sich einmal diesem Hange überlassen, so ist er, bei allen sonstigen Vorzügen, die er besitzen mag, für das Ganze von keinem Werthe mehr.

Sonach unterscheidet man die wirklichen und die falschen Effekte. Zu den erstern zählen wir jene Scenen oder einzelne Stellen der Rede, die durch eine besondere künstlerische Vorbereitung die Zuschauer in größere Spannung versetzt und dann mit Berechnung oder mit eminenter Kraft gegeben oder vorgetragen werden. Oft hat der Dichter schon in der Anlage oder Ausführung auf den Effekt hingearbeitet, oft begnügte er sich damit, für den Darsteller die nöthige Andeutung zu geben, und es bleibt diesem dann überlassen, die richtige Stelle, wo der Effekt erstrebt werden kann, selbst herauszufinden und gehörig hervorzuheben.

Eine solche Stelle, wo der Effekt im Tone gesucht werden muß, ist der Schluß der Erzählung des Traumes im Wallenstein:

„Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich nimmer wieder."

Karl Moor's:

„Ganz — ganz will ich ihn haben!"

der Schluß der Erzählung Beaumarchais:

„Und der Verräther bist Du!"

Tell's:

„Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte —
Und Euer wahrlich hätt' ich nicht gefehlt."

Phädra's Ausruf:

„Räche mich, Göttin, räche dich — er liebe!"

Maria Stuart's:

„Denn ich bin Euer König!"

Alles dieses Stellen, die gehörig gegeben, einen Effekt hervorbringen müssen, und es würde nur von einer unklaren und verschwommenen Darstellung zeugen, wenn sie diesen Zweck nicht erreichten: Allein wie verschieden ist der Ausdruck, der in die Worte zu legen ist! Es gibt freilich Schauspieler, welche sich den Namen Künstler beilegen, und die Sache damit abgethan glauben, wenn sie dergleichen Stichworte des Beifalls recht herausbrüllen, sich in die Brust werfen, oder wohl gar kurz auf dem Absatz sich herumdrehen und einige Schritte nach dem Hintergrunde der Bühne thun, als ob sie abgehen wollten, um von den Zuschauern das Geleite durch ein lautschallendes Bravo zu empfangen. Die Erfahrung hat sie gelehrt, daß dieses Mittel wirksam ist, und daß die Leute für jede außergewöhnliche Kraftanstrengung des Schauspielers ihre Dankbarkeit mit Händeklatschen entrichten. Deßhalb verschmähen sie den Kunstgriff nicht. Welche Befriedigung könnte aber wohl der Künstler, der diesen Namen mit Recht verdient, in einer solchen Aeußerung finden, welche die Rohheit dem Unverstande so willfährig zollt? Eine jede der oben angeführten Stellen — und wir könnten solche in die Hundert vermehren, wenn wir es nicht getrost den Lesern dieses Buches anheimstellten, sich nach Beispielen umzusehen — muß auf andere Weise schattirt werden, um den ihr allein zustehenden Effekt zu machen.

Der berühmte Eßlair, welcher den Wallenstein im Einzelnen sehr vortrefflich gab, suchte den Effekt in der oben angeführten Stelle, auf gänzlich verfehlte Weise. Nachdem er den ganzen Traum, mit dem vollen Zauber seines mächtigen Organs herrlich vorgetragen hatte, ließ er eine kurze Pause eintreten, und sprach dann mit plötzlich herabgestimmtem Tone, ohne Pathos, fast leicht hingeworfen, die Worte:

„Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich nimmer wieder."

Der ungeheure Kontrast, der in dem Tone, mit welchem diese Worte vorgetragen wurden, und dem pathetischen Vortrage des Frühern lag, machte auch Wirkung. Das davon ergriffene Publikum klatschte und Eßlair war zufrieden. Nicht so aber alle Jene, welche über die frappante Sonderbarkeit nachdachten und sich den Karakter Wallensteins zur Situation nachträglich zu vergegenwärtigen suchten. Sollte Wallenstein, der Vor-

ahnende, der an den Einfluß der Gestirne, so wie an übersinnliche Einwirkungen glaubt, wohl gleichgültig bleiben bei der Erwähnung jener Worte? War Eßlair's Art sie zu sprechen nicht bloß auf ein ganz gewöhnliches Packen der Zuschauer berechnet? Jener Schluß enthält die Bedeutung des Traums; in den Worten ist das vollständige Räthsel enthalten, dessen Deutung oder Lösung nicht weiter versucht wird. Eßlair's Kunststückchen, wenn wir es so benennen wollen, war so berechnet. In der ersten Zeile betonte er nur noch zwei Worte leichthin, er sprach:

„Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag“

und nun fiel auf die gleichgültigste Weise das:

„Und Roß und Reiter sah ich nimmer wieder.“

Allein Wallenstein würde in der That diese zwei Zeilen anders sprechen müssen. Die Schauer der Ahnung ergreifen ihn; die Erzählung hatte ihn schon mächtig angeregt; und mit innerer Erschütterung, mit dem dumpfen Tone, der es nicht wagt, an den geheimnißvollen Vorhang zu streifen, der das ewig verborgene Räthsel verhüllt, spricht er Alles in der ersten Zeile gleich hervorhebend:

„Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag“ —

dann setzt er hinzu:

„Und Roß und Reiter sah ich nimmer wieder.“ —

Die beiden Schlußworte werden mit einer Erhebung der Stimme gesprochen; das Unglück, das ihn betreffen sollte, dem er entging, das sich auf den Andern überteug, gibt gerade den Worten die Bedeutung. Sie sollen lange nachhallen in dem Gemüthe des Hörers, ihn überzeugen, daß Wahres in dem Glauben an Vorahnungen liege.

Karl Moor's Ausruf bedingt die höchste Kraft; der Schauspieler soll weder kreischen noch heulen, er soll weder schreien noch brüllen, aber donnern mag er. Karl fühlt sich gestählt zum Rachewerkzeug der Allmacht; er will ihn haben den Verbrecher um Gericht über ihn zu halten.

Die Erzählung, welche Beaumarchais im Clavigo vorzutragen hat, verlangt eine weise Berechnung. Im Anfange muß sie ganz absichtslos erscheinen. Beaumarchais faßt seinen Mann mit dem Auge und mit der Stimme, und wenn er ihn da hat, wo er ihn haben wollte, so eilt er über die Gegenstände weg, bis ein Uebergang, eine neue Wendung ihm wieder die Gelegenheit bietet, sich über den Seelenzustand des Verbrechers aufzuklären, den zu ergründen ja sein einziger Zweck nur seyn kann, um hiernach die Art und Weise seiner Rache und Genugthuung zu wählen und zu bestimmen. Der Darsteller des Clavigo muß der Erzählung durch alle Phasen mit einer Spannung folgen, die er gern mit dem Scheine des höflichen Zuhörens umhüllen möchte, die aber wider seinen Willen sich verräth. Er vergißt sich an einigen Stellen so weit, äußerliche Unruhe durch Bewegungen zu zeigen; er hat zuletzt ganz das Ansehen eines vernichteten armen Sünders, der sein Todesurtheil erwartet. Wie thöricht und unzweckmäßig erschien es nun aber, wenn Beaumarchais, diesem erbärmlichen Gegner, nachdem er seine Lunge schon so lange angestrengt hatte, um ein Resultat zu erlangen, das schon seine Ueberzeugung war, am Schlusse noch die Worte entgegen donnern wollte:

„Und der Verräther bist Du!“

Beaumarchais weiß es, daß er Clavigo so grausam und fest umklammert hat, daß diesem kein Ausweg mehr bleibt; er haßt ihn nicht mehr, sondern er verachtet ihn auch aus tiefster Seele; ein Fußtritt dem Hunde, dünkt ihm jetzt noch das Einzige. Mit diesem Ausdrucke der tiefsten Verachtung, fast tonlos, wirft er ihm daher die obigen Worte hin. Er hat ihn ja schon getödtet, vernichtet, welche Anstrengung sollte er noch daran setzen, um das todte Scheusal von sich wegzuschleudern?

Tell's Ausruf bedingt Kraft, aber eine gemäßigte. Der Haß gegen den Todfeind durchzieht sein ganzes Wesen, aber der vorhergehende Moment mischte viele widersprechende Gefühle in seiner Brust. Dank zu Gott, Freude über den gelungenen Schuß, Stolz auf seine Geschicklichkeit, die Regung der wärmsten Vaterliebe, dieß Alles erfüllt ihn. Geßlers Bosheit rüttelt ihn auf; die Frage nach dem zweiten Pfeil, den er in den Koller verbarg, führt ihm den Augenblick vor dem Schusse schnell wieder in das Gedächtniß; nun folgt der Ausbruch. In dem Worte „Euch“ concentrirt sich sein ganzes Gefühl; es muß nicht gedonnert wer-

den; kein leerer Schall, und wäre er noch ſo gewaltig die Luft erſchütternd, würde Tell's Gefühl malen. Der Uebergang zur Zärtlichkeit in der folgenden Zeile wäre zu grell, zu unvorbereitet und wirkte dadurch unſchön. Zu dem Haß geſellt ſich hier auch der Schmerz, und dieſer muß aus dem „Euch“ mittönen. „Euch; der mir einen ſolchen Schuß auferlegen konnte; Euch, den ich — Vater — Menſch — Tell — nicht zu faſſen im Stande bin; zu deſſen tiefer Bosheit ich nicht hinabzuſteigen vermag!“ — In dieſem Gefühle wird das Wort nicht donnernd dem Geßler entgegen gerufen werden; die Stimme wird ſich heben, ſie wird erzittern, ſie wird das Unbegriffene auszudrücken ſtreben, und damit iſt auch der Uebergang zu dem Folgenden glücklich gefunden.

„Mit dieſem zweiten Pfeil durchſchoß ich Euch“ —

hier zieht Tell den Sohn zu ſich; er will ſich verſichern, daß er ihn gerettet bei ſich hat, er will ihn ſchützen, wenn der argliſtige Feind vielleicht einen Wink ſeinen Schergen ertheilt, er ſtreichelt dem Knaben den Kopf:

„Wenn ich dieß liebe Kind erſchoſſen hätte.“ —

und nun mit furchtbarem Ernſte, mit dem vollſtändigen ruhigen Gewichte ſeiner Fertigkeit fügt er drohend hinzu:

„Und Euer wahrlich hätt' ich nicht gefehlt.“ —

In Phädra's Ausruf tönt das höchſte Pathos. Es iſt ein verzweiflungsvolles Gebet zur Göttin der Liebe; es iſt nur kurz, aber alle Innigkeit des Gefühls, aller Schmerz des Verſchmähtwerdens muß in die Worte gelegt werden.

Maria Stuart hat im Gefühl der höchſten Erbitterung ihrer Feindin Eliſabeth Alles geſagt, was ihr die Rache eingab. Es iſt der heiligſte, größte Moment ihrer Haft, ſie hat ihn erſehnt und ſchweigt nun im Genuſſe. Sie ſieht welchen Eindruck die Stacheln und Schwerter ihrer Rede auf Eliſabeth machen; nun erhebt ſie ſich, ſchon faſt erſchöpft, noch einmal zum höchſten Stolze. In ihrem vollen königlichen Bewußtſeyn tritt ſie, die Gefangene, der Unverſöhnlichen entgegen; ſie will ſie noch dadurch erniedrigen, daß ſie ihr den angemaßten Purpur vorwirft:

„Denn ich bin Euer König!“

damit ſchließt ſie im höchſten Triumphe. —

In dem großen Auftritte nach der Krönung in der Jungfrau von Orleans, liegt ein höchſt wirkſamer Effekt in den Reden des alten Thibaut d'Arc, die er an ſeine Tochter richtet. Von den Worten

„Bekenne bei dem Gott der droben donnert“ —

iſt die Steigerung furchtbar ergreifend bis zu:

„Bekenne bei dem Namen der Dreieinen,
Gehörſt du zu den Sterblichen und Reinen?“

Der alte Thibaut iſt ein ſchlichter Landmann zwar und ſeine Weiſe muß zu der Weiſe der Fürſten und Ritter einen ſtrengen Gegenſatz bilden; allein ſchon der hiſtoriſchen Auffaſſung wegen, welche die Tragödie bedingt, darf er nicht in das Umſtändliche der Darſtellung gehen und uns den lothringiſchen Bauern in ſeiner beſchränkten Eigenthümlichkeit zur Anſchauung bringen wollen. Wollte er aber vollends in dieſer Scene durch Aeußerliches den einfältig ſtillen Landmann ſo karakteriſiren, daß er ängſtlich, bedächtig, mit Rückſicht auf den Glanz der Umgebung, ſich ſeiner Tochter nähern würde, ſo fiele er ganz aus dem Tone, welcher in dieſer Scene gefordert wird und ſtörte den Effekt, der größtentheils von ſeinem Einſchreiten abhängt. Thibaut iſt der gramerfüllte Vater, der ſein verlorenes Kind lange ſuchte und endlich ſo wiederfindet. Irdiſcher Glanz verwirrt ihn nicht, hier wo ein höherer ihm vernehmbar zu ſprechen ſcheint. Eine Weihe kommt über ihn; er fühlt ſich berufen, ſeine Stimme zu erheben, es iſt die Stimme des Vaters, ihr wird die Verſtockte, die Abgefallene, die den geheimnißvollen Mächten Angehörende, nicht zu widerſtehen vermögen. Gott ſelbſt ruft ihm zu, ohne Scheu vor den Menſchen zu ſprechen und mit furchtbarem Ausdrucke richtet er die erſte Frage an ſein Kind. Ihr Verſtummen ſteigert ſeine Herzensangſt, er fragt zum zweiten-, fragt zum drittenmale, und ſein Ton geht von der furchtbaren Ermahnung zur gewaltigſten ſchauerdurchdrungenen befehleriſchen Frage über. Die Erſcheinung des Vaters, dieſes Herabbeſchwören des Gottesgerichts gegen ſein eigen Kind, das Zurückſchaudern des Volkes, das Entſetzen des ſchwachen Königs, der ſeine Krone durch des Teufels Hülfe wieder gewonnen zu haben glaubt, das Vertrauen des edeln Dunois,

dieſe Konflikte erheben die Wirkung dieſer Scene zu einer unbeſchreiblichen, wenn ſie in allen Theilen richtig ergriffen und bemeſſen wird. Noch einmal aber ſei es wiederholt, daß in des Vaters Händen die Haupthebel dieſer Wirkung liegen und daß zu dieſer Rolle nicht nur eine große Einſicht, ſondern auch eine hohe perſönliche Würde ſich paaren müſſen, um den Ausdruck einer richtigen Auffaſſung zu vervollſtändigen.

Oftmals liegt der Effekt in einer Bewegung, nicht im Worte. Betrachten wir die Scene, in welcher Lady Macbeth nachtwandelnd auftritt und ſich das Blut von den Händen wäſcht. Könnte wohl eine Darſtellerin auf den Einfall gerathen, die Pantomime des Händewaſchens wirklich anzubringen? Nein. Sie fährt ſchnell mit der einen Hand über die andere, erſt ſpärlich, dann mehrmals wiederholt, in kürzeren Pauſen, heftiger; das Blut will nicht verſchwinden. —

Oder Hamlet's:

„den mache ich zur Leiche, der mir folgt.“ —

Wobei er raſch den Degen aus der Scheide zieht und ihn hinter ſich ausſtreckt, um die Freunde vom Folgen abzuhalten, während er vorſtrebend, wie von unſichtbarer Macht fortgezogen, dem Geiſte nachgeht.

Oder Jaromir, wenn er ſich im Ausbruche des übernatürlichſten Entſetzens hinter Bertha verbirgt.

Ein ſanfter, wahrhaft bezaubernder Effekt ruht in den Worten, welche Desdemona in ihrer heiligen Unſchuld an Emilia richtet: „Ob's denn ſolche Weiber gebe?“ Oder Clärchen's in Liebe aufgelöſtes Weſen, als ſie Egmont in die Arme ſchließt und die Worte haucht:

„Es gibt auf dieſer Welt keine Freuden als dieſe!“

Wie das Alles geſprochen werden ſoll, läßt ſich weder in Buchſtaben noch in Noten bezeichnen; der Ton iſt hier Alles. Die Darſteller mögen ſich prüfen und an ihr Herz klopfen; ſie mögen ihre Phantaſie anſpornen und ſich in den Karakter und die Situation ſo verſetzen, daß ſie ſelbſt die Perſonen werden, die ſie darzuſtellen haben.

Manche Rolle bietet mehr, manche weniger Effekte; da die Effekte aber gemeinhin den lauten Beifall, das Händeklatſchen und Hervorrufen zu Wege bringen und dieſe den Schauſpielern als höchſter Lohn ihrer Beſtrebungen, ſo wie als höchſte Ehre erſcheinen, ſo werden die Rollen in dankbare und undankbare eingetheilt, d. h. in ſolche, welche Gelegenheit bieten auf lauten Beifall zu wirken und in ſolche, welche dieſe Gelegenheit nicht bieten. Wo es natürlich iſt und der Situation angemeſſen, da ſoll der Effekt nicht verſchmäht, ſondern mit Kraft hervorgehoben werden, wie wir es an den wenigen Beiſpielen oben gezeigt haben; allein man darf den Effekt nicht bei den Haaren herbeiziehen wollen, nicht etwas für den Effekt berechnen, was ſich gar nicht dazu ſchickt. Es iſt wahr, daß der Schauſpieler eine Rolle mit Einſicht und großem Kunſtaufwande ſpielen kann, die ihm ihrer Anlage nach und wegen ihres Verhältniſſes zu den andern Rollen des Stückes nicht, erlaubt überraſchende Effekte anzubringen, und daß er beifallsleer dabei ausgeht, während ihm zur Seite Andere Beifall erhalten, weil ſie durch Schreien, Weinen, Hinfallen und andere Behelfe auf das Publikum Effekt machen und doch bei weitem nicht ſo gut ihre Rolle geben als der Andere. Dieß beweiſt, daß der Maſſe das feinere Kunſturtheil fehlt und daß ſie ſtark erregt ſeyn will. Allein dennoch ſoll eine ſolche Erfahrung den Künſtler der Wahrheit, welche die Grundlage ſeiner Darſtellung bildet, nicht abwendig machen; er kann ſich damit tröſten, ein Künſtler zu ſeyn, während die Andern Kuliſſenreißer ſind, und der ſtille Beifall der Verſtändigen und Einſichtsvollen wird ihn lohnen und erheben. Sein inneres Bewußtſeyn muß es ihm ja ſagen, daß ihm dieſer nicht fehlen kann.

Schauſpieler, die bloß auf den Effekt ſpielen, ſind immer verwerflich. Sie bringen dem ſchlechten Geſchmack ſo wie dem rohen Sinn willig jedes Opfer, um ſich beklatſcht zu hören. Der falſche Effekt wird gewöhnlich durch übermäßiges Anſtrengen der Lungen erreicht. Eine lange Tirade, die gehörig, oder vielmehr ungehörig gebrüllt wird, verfehlt ihre Wirkung ſelten, beſonders wenn der Schauſpieler im Beſitze einer kräftigen Stimme iſt. Karl Moor, Götz von Berlichingen, Otto von Wittelsbach und ähnliche Helden werden von ſolchen Schreiern, die man Kuliſſenhelden oder Kuliſſenreißer nennt, deßhalb vorzugsweiſe gewählt. Nächſt

dem Schreien verrenken sie auch ihren Körper zu den gewaltsamsten Stellungen, stampfen den Boden, ballen die Fäuste und durchsägen die Luft mit ihren Armen. Alles dieß wird ohne Sinn und Verstand angewandt, zum Hohne den Gesetzen des Schönen und der Kunst.

So werden denn auch vorzüglich die Schlüsse der Scenen behandelt, welche man die Abgänge nennt, weil bei den alsdann eintretenden Pausen, das Publikum von der gewaltsamen Erschütterung der Gehörwerkzeuge und der Nerven überhaupt sich erholen kann und dem Manne, der sich so eben in solchem Grade abgearbeitet hat, seinen Dank spenden kann. Mit Recht heißt solch' ein Theaterspiel, Arbeit, und der Franzose nennt es in der That travailler, wie auch ältere Schauspieler, namentlich Eßlair, stets „arbeiten“ sprachen. Man wendet auch manchmal, um das Publikum zu täuschen, und in der Absicht, den Beifall früher und mehrfach hervorzulocken, einen „falschen Abgang“ (fausse sortie) an, wobei man eine Wendung wie zum Abgehen macht und einige Schritte nach dem Hintergrund thut, dann aber, wenn der Beifall erfolgte, schnell wieder umkehrt und seine Scene weiter spielt. Dieß Blendwerk läßt man gewöhnlich nach einer langen Rede eintreten. Wir führen dieß nur an, um junge Künstler vor ähnlichen Versuchen ernstlich zu warnen.

Der Beifall, wenn er zu oft den Gang der Handlung unterbricht, wirkt mehr störend als fördernd, sowohl auf das Publikum selbst, wie auch auf die Darsteller. Es hemmt den Lauf der Empfindung, es lähmt die Theilnahme, es gibt der Aufmerksamkeit eine falsche Richtung. Auch lautlose Stille, eine große Versammlung, die den Athem anhält, um nichts zu verlieren von der Schönheit der Rede, um das Kunstwerk mit Andacht zu genießen und ganz in sich aufzunehmen, ist Beifall, und ein lohnender für den ächten Künstler.

Ein Aufschrei, ein gewaltsames, überraschendes Handeln, ein Sturz, diese Dinge mit einem Uebermaß von Kraftanstrengung hervorgebracht, erhalten die richtige Bezeichnung von Knalleffekten.

Aber auch in der Weise die Rührung hervorzubringen, sind die falschen Effekte nicht selten. Die Schauspieler zittern und beben unmäßig mit der Stimme, heulen wenn sie weinen sollen, vergießen wirkliche Thränen ohne Zahl und lassen dennoch die Einsichtsvollen im Publikum dabei kalt.

Es gelte als unverbrüchliches Gesetz: dem Effekt und dem darauf folgenden Ausbruche des lauten Beifalls weder die Wahrheit noch die Schönheit zum Opfer zu bringen.

Verhältniß zur Kritik.

Wenn es gleich nicht geläugnet werden soll, daß die Kritik der Kunst allein förderlich seyn kann, so darf auf der andern Seite auch nicht verschwiegen werden, daß sie leicht zur Schmarotzerpflanze wird, welche der Kunst Nahrung und Saft entzieht, alle jungen Keime und Sprößlinge erstickt, und den ganzen Baum überwuchert.

Eine tüchtige Kunst hat stets eine tüchtige Kritik in das Leben gerufen; wo die Kunst im Verfallen begriffen war, hat sich eine Kritik breit zu machen angefangen, welche nicht einmal einer solchen Kunst mehr ebenbürtig schien.

Eine ehrliche Kritik nützt dem Künstler immer; selbst wenn er nicht mit ihrem Ausspruche einverstanden wäre, wird er sein eigenes Urtheil an ihr zu schärfen und zu berichtigen im Stande seyn. Macht die Kritik Ansprüche, die außerhalb ihres eigentlichen Wirkungskreises liegen; will sie vorzugsweise durch Geist und Witz Aufsehen machen, will sie sich höher stellen als das Kunstwerk, und selbst für ein eminentes Kunstwerk gelten, so wird sie genöthigt seyn, zu Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, die mit dem was recht und billig ist, im geradesten Widerspruche stehen.

Die Leistungen der dramatischen Kunst treten mit einer scheinbaren Leichtigkeit in das Leben, und wiederholen sich täglich in immer neuen Formen, von der guten oder bösen Stunde begünstigt oder geschwächt, vor unsern Augen; sie rufen daher ganz in gleicher Weise die Kritik hervor. Die mündliche Kritik, welche den Vorstellungen auf dem Fuße folgt, der Beifall, den die Künstler im Augenblicke des Schaffens hervorrufen, lassen es ganz natürlich finden, daß

eine Ergänzung und Revidirung des Urtheils auf dieſe erſten Stimmen in gehaltener Weiſe folgen muß. So ſind denn die Theaterkritiken völlig zum Bedürfniß geworden; das Stück hat bei der Darſtellung gefallen oder nicht; das Publikum hat ſeine Stimme ſogleich geäußert, allein deſſen ungeachtet ſchwebt die Frage noch, man iſt geneigt, auch das gedruckte Urtheil zu vernehmen, dadurch ſoll erſt die Angelegenheit ihre Erledigung finden. Hieraus ergab ſich das Bedürfniß, und eine Bühne iſt ohne ihre Kritik nicht zu denken.

Das Publikum iſt aber, im gewöhnlichen Sinne die große Maſſe; es ſind nicht bloß die ſinnigen, die kunſtverſtändigen Zuſchauer allein, die ſich des Urtheils fähig halten. Man weiß es ſogar, daß gerade dieſe es nicht laut äußern mögen, und Diejenigen, die am fernſten im Stande ſind es zu können, ſich das lauteſte anmaßen. Dieſen Leuten wäre nun aber mit einer gründlichen und tiefern Prüfung und Beurtheilung künſtleriſcher Leiſtungen wenig gedient; es haben ſich daher andere Leute gefunden, die ſich ihrem Verlangen fügen, und dem großen Publikum ſich gefällig zu zeigen ſtreben.

Dieß rief eben jene Theaterrecenſenten in das Leben, die ſich, die Kritik, die Kunſt und die Künſtler in Mißkredit brachten. Parteiſucht, Oberflächlichkeit, Unwiſſenheit und Rückſichtsloſigkeit bebauten dieſes Feld, und richteten eine allgemeine Verwirrung an. Die beſſern Künſtler verachteten das Treiben der Recenſenten, weil ſie recht gut wußten, wie leicht ſich ein günſtiges oder abfälliges Urtheil von ihnen erreichen ließ; die unbedeutenden Schauſpieler und kleinen Geiſter ſahen ſich im Schutze des Recenſenten empor getragen zu einer imaginären Höhe, und dünkten ſich ſo viel als die Beſten und Größten. Im Publikum mißachtete man zwar die Stimme des Recenſenten, allein man hörte ſie doch an, und Niemand nahm ſich die Mühe, bei beſſerer Einſicht zu widerſprechen.

Hierdurch getäuſcht, fingen mehre dieſer Recenſenten an, an ihre Unfehlbarkeit zu glauben, gründeten eigene Blätter, Organe, wie ſie es nannten, brandſchatzten die ärmſten Schauſpieler, die aus Furcht vor boshaftem Tadel ſich zu jedem Opfer bereitwillig finden ließen, und ſäeten Aerger und Mißmuth überall hin, erregten Neid und Kabale, und ſcheuchten oftmals das wahre Talent in ſich ſelbſt zurück, ſo daß es gar nicht zur rechten Entfaltung gelangen konnte, während ſie andere zu Beſtechungen und ſonſtigen unſaubern Mitteln verführten, die von der leichten Gelegenheit mit aller Luſt Gebrauch machten.

Dieſe Mißſtände beſtehen noch jetzt, und werden ſo lange beſtehen, als die Schauſpieler nur Lob und Lob hören wollen, gleichviel von wem, und auch den leiſeſten Tadel, und wäre er der begründetſte, für einen Angriff auf ihre Künſtlerehre, für eine perſönliche Beleidigung zu betrachten geneigt ſind.

Keinen Künſtler berührt die Kritik wohl ſo nahe, ſo unmittelbar als den Schauſpieler. Er iſt von ſeinem Kunſtwerke unzertrennlich, und Beifall und Tadel, wie ihn die Vorſtellung hervorruft, trifft ihn allerdings in ſeiner ganzen Perſönlichkeit. Hat ihn während des Spieles das eine oder das andere getroffen, ſo wünſcht er den Beifall in der gedruckten Kritik ſo ſtark als möglich wiederholt zu leſen, den Tadel jedoch ſieht auch der Beſcheidenſte nur ungern im Drucke für die Dauer aufbewahrt. Hieran ſcheiterten nun die tüchtigſten Kritiker. Selbſt der große Leſſing, der es ſo gut mit der Kunſt meinte, und einen Schatz von Gelehrſamkeit und Scharfſinn aufbot, um dem deutſchen Theater Vortheile zu erringen, die es bald zu einer ungeahnten Höhe hoben, mußte in ſeiner Dramaturgie die Kritik des Spieles der Schauſpieler aufgeben, und ſich lediglich mit der Kritik der gegebenen Stücke beſchäftigen, weil der begründetſte Tadel übel genommen wurde, und dem Kritiker Verdrießlichkeiten zuzog. So verſchwanden bald die Namen der Schauſpieler aus der Hamburgiſchen Dramaturgie, die ihnen eine ewige Dauer in der Literatur wie in der Kunſtgeſchichte zu ſichern im Stande geweſen wäre. Mit minderer eiteln Empfindlichkeit begabt, hätten die Schauſpieler zu der Einſicht gelangen müſſen, daß es eine größere Ehre ſei von einem Leſſing getadelt zu werden, als von ihm mit Stillſchweigen übergangen zu ſeyn.

Der Schauſpieler von rechter Bildung ſieht zwar jederzeit den Werth einer ernſten und unparteiiſchen Kritik wohl ein, allein er muß ſich von der allzugroßen Reizbarkeit zu befreien ſuchen, die ihn bei jedem leiſen Tadel

überfällt. Er muß ſich zu der Höhe erheben, ſeine Leiſtung, ſein Kunſtwerk, von ſeiner Perſönlichkeit getrennt, außer ſich ſelbſt, ſich zu denken. Dann wird der ehrliche Tadel ihn nicht einmal ſchmerzen; er wird ſuchen, ſich von der darin enthaltenen Wahrheit zu überzeugen, und den Nutzen daraus ziehen, der in der Abſicht des wohlmeinenden Tadlers lag.

Der Tadel, den eine ſolche Kritik äußert, wird auch weder im Ausdruck noch in der Form verletzend ſeyn. Sie wird ſtets nur die Leiſtung berühren, und ſich von der Perſönlichkeit fern halten; ſie wird nur dem Prinzip des Künſtlers ſich zuwenden, und dorthin ihren Angriff richten, indem ſie ihr eigenes Prinzip zum Siege zu verhelfen ſucht. Was an und für ſich erbärmlich iſt, ſteht unter der Kritik, und dieſe überhebt ſich daher von ſelbſt dem unangenehmen Gefühl, der Erbärmlichkeit zu erwähnen; was die Kritik zur Unterſuchung herbeizieht, muß ſchon die Bedingungen erfüllen, die man an ein Kunſtwerk ſtellt; es muß Adel, Karakter und Schönheit in ſich tragen. Die Ausſtellungen, welche der Kritiker macht, werden durch dieſe Anerkennung im Allgemeinen ſchon gemildert, und fordern den Künſtler zur gegenſeitigen Anerkennung auf. So geſtaltet ſich eine natürliche Wechſelbeziehung zwiſchen Künſtler und Kritiker, aus welcher nur allein das Gute hervorgehen kann. Man hat oft die Frage aufwerfen hören, ob der Künſtler gegen den Kritiker das Wort nehmen, ob er zur Feder greifen ſolle. In gewiſſen Fällen wäre dieß wohl geboten, wenn es ſich zum Beiſpiel darum handelte, bedeutende Gründe umſtändlicher darzulegen; jedoch müßte genau erwogen werden, wo es geboten, wo es bloß zuläſſig, und wo es unnütz oder überflüſſig wäre. Bei jedem unbedeutenden Tadel zur Antwort gerüſtet ſich finden laſſen, verrückt die ganze Stellung des Schaffenden zum Empfangenden; Deſſen, dem die Aufgabe zu Theil wurde, ein Werk dem Urtheil preiszugeben; gegen Denjenigen, der dieſes Werk genießen und ſeinem Urtheil unterwerfen ſoll. Antwort auf Antwort folgen laſſen, oder wie man es zu nennen pflegt, auf einen Federkrieg einzugehen, entſpricht zu wenig der perſönlichen Würde eines Jeden, als daß es ſich für einen Künſtler ſchicken ſollte, deſſen Benehmen den Blicken der Oeffentlichkeit ſo ſehr ausgeſetzt iſt.

Indem der Künſtler ſeine Leiſtung, nach den Winken und Belehrungen des Kritikers, einer Aenderung unterwirft, zeigt er demſelben, daß er ſie anerkenne; indem er bei ſeiner frühern Anſicht beharrt, zeigt er, daß er mit der Meinung der Kritik nicht einverſtanden ſei; dadurch, daß er in einigen Fällen das Erſtere that, hat er das Geſtändniß abgelegt, daß er die Kritik beachte, und ihr alle Aufmerkſamkeit ſchenke. Hierin liegt die Antwort; eine andere wird Niemand erwarten, und nur in beſondern Fällen wird es erforderlich ſcheinen, wie wir ſchon oben erwähnten.

Gut wird es ſeyn, wenn der Künſtler ſtets den Umgang hochgebildeter, der Bühne wohlgeneigter, Perſonen ſucht. Hier wird ihm die Kritik mündlich und unter vier Augen zu Theil werden, die ihm am meiſten frommt. Dem Kunſtrichter, der ſeine Kritik drucken läßt, ſoll der Künſtler im Leben niemals zu nahe ſtehen. Er ſoll ihn mit Achtung behandeln, ihm aber ſonſt fern bleiben. Der Nutzen, den er für ſich aus dem Scharfſinn und den Kenntniſſen des Mannes zu ziehen im Stande wäre, wird ihm dennoch zu Theil, da er die Kritiken deſſelben leſen kann. Der vertraute, freundſchaftliche Umgang mit ſeinem Kritiker würde aber für dieſen wie für den Künſtler von Nachtheil ſeyn, indem Beide ihrer Freiheit Feſſeln anlegen, oder in beſtändigem Streite ſich verwickelt ſehen, indem Beide Zugeſtändniſſe machten, die ſie ſelber ſich nicht eingeſtehen würden. Ohne innigere, perſönliche Berührung wird gewiß die Unparteilichkeit des Einen, ſo wie die Unbefangenheit des Andern ſich reiner bewahren laſſen.

Der Schauſpieler, der auf den Namen Künſtler den rechten Werth zu legen weiß, wird nie nach dem banalen Lobe Derer lüſtern ſeyn, die ſich nicht zu der Höhe des Kunſtwerks zu erheben vermögen, das ſie zu beurtheilen unternehmen. Seine beſſere Einſicht muß ihm ja das Mangelhafte der ſeynſollenden Recenſion ſogleich zeigen, und ihm das Sprichwort in das Gedächtniß rufen: daß Tadeln leichter ſei, als Beſſermachen.

So wie der Dünkel lächerlich und verwerflich iſt, ſo wird der ächte Künſtlerſtolz einem Jeden, der die Kunſt liebt, gerecht-

fertigt erſcheinen. Der große, der bedeutende Künſtler ſteht ohnehin auf einem hohen Standpunkte, zu dem der Alltagsrecenſent des Lokalblattes nie hinaufreicht; allein ſelbſt dem mittelmäßigen Schauſpieler, der es fleißig und ehrlich mit ſeiner Sache meint, kann er ſich nicht ebenbürtig gleichſtellen; es gehört immer mehr Talent und wohlerprobte Uebung dazu, eine, wenn gleich unbedeutende Rolle mit Anſtand zu Ende zu führen, als eine gleich unbedeutende Recenſion zu Papier zu bringen. Dieß ſollten die Recenſenten bedenken, und ſich zu Herzen führen; dieß bedenkend, ſollten ſie weniger abſprechend ſeyn und mehr Pietät üben.

Das Recenſiren, wie es gewöhnlich betrieben wird, iſt ein leichtes Metier. Zu vertreten braucht man ſein Urtheil nicht, und nur in ſehr ſeltenen Fällen wird man zur Verantwortung gezogen. Da dieſes in der Regel nur von einem heißblutigen Schauſpieler in dem Augenblicke der Wuth, ohne Berückſichtigung der Formen des Anſtandes, und auf eine rohe Weiſe erfolgt, die nur die Aufreizung des Moments einigermaßen entſchuldigen dürfte, ſo tritt der Fall ein, daß der boshafte, parteiiſche, dumme und gänzlich talentloſe Recenſent Recht behält, und daß die Menge den Schauſpieler, der ſich vergeſſen konnte, verdammt.

Wir ſind keineswegs Willens, Rohheit in Schutz nehmen zu wollen; wenn ſie ſchon überall verbannt bleiben ſollte, ſo müßte ſie ſich des Künſtlergemüths nie bemächtigen. Allein eben deßhalb wollen wir allen Schauſpielern, und beſonders allen Jüngern der Kunſt, die ernſte Mahnung zurufen, ſich nicht an das Lob der Tagblätter zu gewöhnen, und ſich von allem Einfluſſe desſelben rein zu erhalten. Der Beifall, den die Menge im Theater ſpendet, iſt ja wohl im Stande, auch der ehrgeizigſten Künſtlerbruſt eine Befriedigung zu gewähren, welche durch das nachhinkende heiſere Zeitungslob nicht geſteigert werden kann. Die volle Stimme der Verſammlung thut viel; es läßt ſich denken, daß der Schauſpieler ihrer bedarf, um höher zu fliegen; die Stimme des Recenſenten, am andern Tage, auf der letzten Seite des Lokalblättchens, kann ihm keinen Schwung geben.

Je weniger der Schauſpieler die Recenſenten beachtet, je ferner er ſich ihrem Treiben hält, je weniger er ſie kennen zu lernen ſtrebt, deſto heiterer wird er ſich ſeiner Aufgabe widmen können, deſto reicher wird er ſich das allgemeine Wohlwollen erwerben. In dem Umgange mit gleichgeſinnten, kunſtverſtändigen Freunden wird ihm Belehrung, wahre Belehrung, ohne bittern Beigeſchmack, zu Theil werden. Die gelehrten Kenner, die ihm ferner ſtehen, werden ihm im Wege der Oeffentlichkeit dieſe Belehrung ſpenden, und ihr eine weitere Ausdehnung geben. Durch ſie wird ſein Name berühmt werden, und in der Kunſt fortleben, wenn gleich ſchon lange ſeine Werke nicht mehr zu ſchauen ſind. Dieſe Kritiken werden ihn aber nur dann und wann erfreuen; jedoch ſelbſt da erfreuen, wo ſie Tadel für ihn enthalten; ſie werden ſich ihm nicht bei jedem Anlaß aufdrängen; er braucht ſie auch nicht wie das tägliche Brod. Wenn ſie aber kommen, werden ſie ihm einen Feſttag bereiten.

Aus den

Briefen und Memoiren

einer Reiſenden. *

II.

Paris, Juni 1837.

Jeden Abend iſt nun Konzert in den Tuilerien. Die Herzogin erſcheint jedesmal mit dem Herzog auf dem Balkon und wird immer mit Enthuſiasmus empfangen.

In dieſen Tagen beſuchte ich Fräulein von St. C., die Hofdame der Erbgroßherzogin, und traf Graf Cabarus und Baron R. bei ihr.

Man ſprach mit Rührung von der Herzogin und wie ihre wahrhaft edle und ſchöne Seele in jeder Lage, in jedem Verhältniß des Lebens ſich gefunden hätte, wie jetzt. Sie hat ein inneres, bedeutendes Leben. Fräulein von St. C. ſagt: Wenn man alle

* 7. Lief. S. 97.

Hinderniſſe kennt, die ſich dieſer Vermählung entgegen ſtellten, ſo muß man erſtaunen, daß ſie doch noch zu Stande kam und an göttliche Fügung glauben.

Nachmittag kam Gräfin Ch. zu mir, die mich den abſurdeſten Artikel in der Gazette de France leſen ließ, den man ſich nur erſinnen konnte. Dieſe Gazette behauptet nämlich: Es gebe gar keine Prinzeſſin von Mecklenburg!! Man habe die Prinzeſſin B. mit dem Herzog vermählt, und die Dame, die ſie begleite, ſei die Herzogin von A. So täuſche man die Nation!

Kann der Fanatismus der ſogenannten Legitimen in Frankreich weiter gehen?

Ich war heute bei Adile Hugo, als ein junger Mann (ich glaube es war Aſſelin, der Sekretär des Herzogs) in das Zimmer trat und Victor einen Brief von dem Herzog von Orleans brachte.

Er enthielt in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken das innige Bedauern des Herzogs, Victor nicht bei dem Feſte in Verſailles zu ſehen, da ihn die Herzogin ſo ſehr verehre, ſeine Bekanntſchaft erſehne und jetzt eine andere Gelegenheit ſuchen würde (elle sera naître une autre occasion), ihn zu ſehen.

Victor Hugo hatte nämlich abgeſchlagen, nach Verſailles zu kommen, mißvergnügt über das Benehmen des Gouvernements, das ihn Alexander Dumas und Balzac von der Liſte der Schriftſteller geſtrichen, die das croix d'honneur bekommen.

Der König und der Herzog von Orleans bezeigten ſich zwar ſehr unzufrieden darüber, dieſe Ungerechtigkeit ließ ſich aber nicht verbeſſern.

Victor war noch immer unentſchloſſen, ob er der Einladung des Herzogs folgen ſollte, wir aber fanden den Brief ſehr liebenswürdig, und heute ließ mir Madame Hugo ſagen: Victor habe ſeinen ſtarren Sinn gebrochen und ſei nach Verſailles gegangen.

Da ich erſt morgen nach Verſailles fahren werde, ſo berufe ich mich heute auf andere Augenzeugen.

Das Feſt war die Einweihung des neuen Muſeums von Verſailles, da bei dieſer Gelegenheit der Herzogin von Orleans Verſailles zuerſt und im höchſten Glanze gezeigt werden ſollte.

Um drei Uhr war der König in Verſailles angekommen. Die Königin, der König und die Königin von Belgien, der Herzog und die Herzogin von Orleans und die ganze königliche Familie begleiteten ihn.

Der König und ſeine beiden älteſten Söhne hatten die Generalsuniform, die Damen waren alle in großer Hoftoilette. Der König ging die Stufen der Marmortreppe hinauf. Eine zahlloſe Menſchenmenge hatte den Palaſt ſchon gefüllt und bei dem Anblick der königlichen Familie hallten lebhafte Freudenbezeugungen durch alle Räume.

Der König ſchien ſehr bewegt und grüßte mit einigen Worten und Zeichen. Indeſſen wendete ſich das königliche Cortege nach der Galerie des Batailles und das ganze Gedränge folgte.

Hier angelangt, hielt ſich der König einige Zeit auf und ſprach mit mehren Perſonen.

Der Herzog von Orleans hatte einen ſeiner Adjutanten beauftragt, ihm die Künſtler und die Literaten vorzuſtellen, dann führte ſie der Kronprinz zu der Herzogin, die, wohl die meiſten ſchon durch ihre Werke kennend, ein beſonderes Vergnügen zeigte, ſie perſönlich nun zu ſehen und ſich mit ihnen zu unterhalten. Victor Hugo ſuchte der Herzog ſelbſt in der Menge auf und brachte ihn der Herzogin, die ihn mit der größten Auszeichnung behandelte, und ihm ſehr viel Schmeichelhaftes ſagte. Der Herzog dankte ihm, daß er den Wunſch ſeiner Gemahlin erfüllte und doch nach Verſailles gekommen wäre. Zu Alexander Dumas ſagte der König, als er ihn erblickte: Ah, vous voilà donc, Monsieur Dumas, vous voilà donc revenu! — Sire, j'ai profité des amnisties, erwiederte Dumas.

Der König verließ die Galerie des Batailles, um in den Saal von 1830 zu gehen, wo er die Herzogin vor einige bedeutende Bilder der letzten Revolution, führte dann begab er ſich in die Appartements Ludwig des Neunten. Die Damen warteten im Oeil de boeuf, wo ſie vorgeſtellt wurden. Jetzt begab ſich die ganze königliche Familie in den Saal du Banquet. Acht Tiſche von ſechszig Couverts waren in der Gallerie Ludwig des Vierzehnten aufgeſtellt.

Der König in der Mitte, zu ſeiner Rechten die Königin von Belgien, links die Herzogin von Orleans. Der König von Belgien ihm gegenüber zwiſchen der Königin und Madame Adelaide. An der königlichen

Tafel waren noch die Plätze für: Graf Molé, den Marschall Lobau, den Marschall Soult, die Minister, die Herzogin von Dino, die Herzogin von Broglie, die Herzogin von Dalmatien, die Herzogin von Albufera bestimmt.

Dann kamen noch zwanzig Tische zu vierzig Couverts, wo bei einigen die Prinzen präsidirten. Die Tische glänzten von Gold und Silber, von Krystall, Blumen, Körbe mit Früchten. Die Spiegelwände strahlten vielfach die tausend Lustres zurück. Ueberall war Symmetrie, Eleganz, eine prachtvolle und liberale Ordnung.

Das Banquet währte eine Stunde. Der König und die königliche Familie zog sich dann einen Augenblick in die Appartements der Königin zurück, denn das Gedränge war erstickend. Eine Masse drängte sich nach dem Schauspielsalon, andere, besser Unterrichtete, warteten die Rückkehr des Königs ab und folgten ihm dann auf seinem Gang durch die Gallerien.

Der König ging durch den Saal de l'Empire im Rez de Chaussée, und nachdem er noch die Galerie des Connetables durchschritten hatte, stieg er in die erste Etage hinauf. Die Tafeln waren wie durch Zauberschlag verschwunden, und die Gallerie des Glaces zeigte sich in ihrer ganzen Schönheit und Eleganz. Die Gemälde aus der Regierung Ludwig des Vierzehnten zeigten sich in vollem Glanz.

Der König machte die ganze Tours des mittleren Pavillons und begab sich dann in den Foyer des Theaters, wo das Corps diplomatique die königliche Familie erwartete. Nach der Vorstellung trat der König in die Loge und wurde unter dem lautesten Zuruf und Freudenbezeugung von der Versammlung empfangen. Man gab den Misanthrop von Molière, und wie man sagte, schienen die Schauspieler etwas befangen und spielten nicht so gut, wie gewöhnlich. In den Logen waren nebst der königlichen Familie, die Damen, die Marschälle, die Minister, das Corps diplomatique. — Das Parterre, die Logen ersten und dritten Ranges waren den übrigen Eingeladenen, ohne Unterschied des Ranges oder irgend einer Auszeichnung, überlassen. Alles wählte sich Plätze nach Zufall, und doch bestand in diesem Arrangement, wie es der König wollte, sehr viel Ordnung.

Um ein Uhr endete das Schauspiel und diese glänzende Versammlung aller Intelligenzen, aller Berühmtheiten, aller Autoritäten Frankreichs ging nun wieder durch das von oben bis unten strahlend erleuchtete Schloß, warf noch einen Blick voll Enthusiasmus und Dankbarkeit auf diese Kunstschöpfungen und nahm Abschied von ihrem königlichen Wirth und dem tausendfach wiederholten: **Vive le Roi!**

Paris, 17 Juni 1837.

Ich hatte mich nicht bei Hofe vorstellen lassen, da meine schwache Gesundheit die Ermüdungen der Feste kaum vertragen könnte; aber heute wurde ich bei der Herzogin von Orleans präsentirt, der ich schon von Homburg empfohlen war.

Es ist gewiß, daß man „sous la puissance de son charme“ ist, so viel Anmuthiges liegt in ihren Bewegungen, Worten. Sie ist ganz Seele, in Allem was sie spricht. Nach den ersten Worten, die sie in französischer Sprache an mich richtete, sagte sie: Ach nein, wir wollen deutsch sprechen; Sie glauben nicht, welche Freude es mir ist, eine Deutsche bei mir zu sehen! — Wir sprachen viel von Homburg, Regensburg, von Frau v. B., Diepenbrok und den Pariser Literaten Lamartine, Montalembert, vorzüglich von Victor Hugo. Sie fand so viel Tiefe und wahres religiöses Gefühl in vielen seiner Gedichte. Sie bat mich, ihm herzlich zu danken, daß er nach Versailles gekommen; sie würde ihm nie vergessen, daß er es für Sie gethan und wie sehr sie sich gefreut hätte, ihn kennen zu lernen. Sie macht sich Auszüge aus seinen Gedichten und hat mehre im Gedächtniß behalten, und bat mich um eine Uebersetzung ihres liebsten Gedichtes in den Dämmerungsgesängen: „Die kleine Kirche“, um dem Herzog von Orleans zu beweisen (sagte sie mit großer Liebenswürdigkeit und um mich ein wenig aufzumuntern) daß wir in deutscher Sprache wohl Victor Hugo wiedergeben können.

Ihr ganzes Wesen war Liebe, Güte und Herzlichkeit. Sie sprach mit Vorliebe von Paris und seinem geistig anregenden Leben.

Ich sagte ihr: Eure Königliche Hoheit werden Frankreich Glück und Freude bringen,

alle Mittel stehen Ihnen zu Gebote! — Ach! ich wollte ich könnte, antwortete sie, mein stetes Gebet ist dieß, aber wie wenig vermag ich! — Schon dadurch, sagte ich, daß Sie alles edle Streben aufmuntern, daß Sie alles im Leben als Mittel zu höherm Zweck nehmen und so nichts unbeachtet lassen.

Ja, auch in Kunst und Wissenschaft, auch in der Poesie, erwiederte sie, erkenne ich die edle Richtung, die man ihr geben könnte, aber wie viel glücklicher sind Sie in dieser Rücksicht, wie ich. Sie sind in Mitte des höchsten, intellektuellen Lebens in Paris. Sie sind in dem Kreise unserer ausgezeichnetsten Geister, während diese gerade, die ich kennen lernen möchte, sich noch nicht in den Tuilerien präsentirten. So war weder Lamartine noch Graf Montalembert bis jetzt hier. Dann sprach die Herzogin von dem religiösen Sinn in Frankreich, den man oft reger findet, wie in Deutschland, und nannte mir mehre ausgezeichnete junge Männer in Paris, die Leben und Vermögen den besten Zwecken opfern. Mit Enthusiasmus sprach sie von Diepenbrok in Regensburg, einem ausgezeichneten jungen Geistlichen, dessen Predigten sie gelesen hatte, wie sie überhaupt im frommen Katholiken den wahren Christen zu erkennen vermag, und gerade diese ihre vorurtheilsfreie Milde ihr bei der schweren Stellung einer protestantischen Prinzessin in Frankreich sehr dienlich ist. In allen christlichen Dogmen nur das Christenthum erkennend, wird sie doch nie ihre Religion ändern. Sie hat die feste Ueberzeugung der Wahrheit des Protestantismus, so sagen Alle, die sie näher kennen, und der Herzog von Orleans soll dem Pfarrer Cuvier geäußert haben: Fürchten Sie nicht, daß ich die Herzogin bereden werde, aus politischen Gründen katholisch zu werden. Ich muß meine Frau achten können!

Die Herzogin bat mich, ihre Freundin, die Gräfin O., in Baiern aufzusuchen und ihr zu sagen, wie glücklich sie sei. Als man der Erbgroßherzogin von Mecklenburg die Vortheile dieser Verbindung für die Prinzessin Helene gepriesen, soll diese geäußert haben: Pourvû qu'elle soit heureuse!

Jetzt ist ihr mütterliches Herz gewiß beruhigt über diese erste Bedingung, die sie für ihre Tochter bei einer Vermählung suchte.

Und nun schon dieß Glück, eine solche Familie zu kennen! Louis Philipp, ihr väterlicher Freund, mit dem die Herzogin besonders in Geist und Gemüth zu sympathisiren scheint. Wie liebt der König seine Schwiegertochter: il en raffole — sagen die Pariser. Wenn man im Kreise dieser königlichen Familie lebt, muß man besser werden, sagte neulich eine Hofdame. Es sind vollendete Menschen. Die Herzogin aber kann ein Ideal hoher Weiblichkeit genannt werden. Ein frommer Sinn geht durch ihr ganzes Walten und eine hohe Begeisterung für alles Edle und Schöne.

Paris, Juni 1837.

Dupin war bei Victor Hugo; ich brachte ihm die freundlichen Worte der Herzogin von Orleans. Er gab mir heute eine kleine Broschüre: Claude Gueux, die seinen Werken noch nicht beigegeben ist, und in der er über religiöse Erziehung des Volkes spricht. Veranlassung zu diesem Geschenk für mich war eine Aeußerung der Herzogin von Orleans, die ich ihm mittheilte:

Es ist Schade, daß Hugo nicht öffentlicher Redner, nicht Deputirter geworden, sagte sie, mir scheint, er hat ein legislatives Talent.

Hugo ist dieß selbst von sich überzeugt und beklagt, nur als Dichter auf ein beschränktes Publikum wirken zu können — nichts für das Volk, das ihm eigentlich mehr am Herzen liegt, wie die literarische Welt.

Seine Frau las uns heute eine hübsche Recension, die in einem Journal über Hugo steht, nur in vier Worten: Aigle et rossignol, océan et ruisseau. Noch kam Madame Altenheim, Tochter des Dichters Soumet, eine liebliche Frau, die sehr hübsche Verse der Herzogin schickte. Auch Madame Valdor hat sie besungen. Ich könnte dieß nicht; für Alles, was ich bewundere und liebe, kann ich keine vier Zeilen dichten, wie ich auch keine Worte für Schilderung großer Naturscenen finde, das Meer, die Morgen- und Abendröthe nicht beschreiben kann.

In der Soiree bei der Gräfin Brady waren

geſtern alle politiſchen Farben, Orleaniſten, Legitimiſten, Nachkommen der Frau von Sevigné, Engländer. Ich unterhielt mich viel mit einem Ur-Ur-Ur-Enkel der Sevigné, und ließ mir Familientraditionen erzählen. Man ſprach im Allgemeinen von Tagesneuigkeiten, der Homöopathie, über die Copie des Sigalon vom jüngſten Gericht des Michel Angelo. Die Gräfin Brady iſt eine geiſtreiche Schriftſtellerin und hat zwei Tage der Woche, wo ſie Fremde und einige Pariſer Literaten und Familien, meiſt aus dem Faubourg St. Germain, ſieht. Sie iſt mehr noch mit der älteren Literatur befreundet, wie mit der romantiſchen Schule des Victor Hugo, und hier glaubte ich wieder in eine neue Welt zu treten; wie immer in den Pariſer Salons, deren jeder eine verſchiedene Phyſiognomie hat. Der Name der Ankommenden wird jedesmal von dem Bedienten in das Zimmer gerufen, in dem bereits Geſellſchaft verſammelt iſt, und ſo ward mir die Ueberraſchung, daß ein Marquis von L. ſogleich auf mich zukam und mir ſagte: er kenne meinen Namen, er habe von meiner Familie, meinen Großeltern, ſo viele Beweiſe der Freundſchaft in Deutſchland erhalten. Jetzt, als er mir ſeinen Namen nannte, erinnerte ich mich auch, daß ich in den Papieren meiner Großmutter recht hübſche, enthuſiaſtiſche Gedichte gefunden, mit dieſem Namen unterſchrieben. Er war ein großer Bewunderer ihrer Schönheit und verglich ſie ſtets mit Venus ſelbſt.

Er iſt noch immer Schriftſteller und brachte mir auch heute ein Buch, das er mich bat, dem König von B. überreichen zu laſſen, den er perſönlich kennt. Als ich aber einen Blick hinein warf, gab ich es zurück und ſagte: mein lieber Marquis, ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen, ein ſolches Buch nach Deutſchland mitzubringen; das ſind ja ſchreckbare ſimoniſtiſche Ideen; die finden weder in Deutſchland, noch bei dem König von B. Gehör. Gehen Sie doch nach Amerika und bilden Sie ſich dort erſt eine Kolonie nach ihren Grundſätzen, und wenn der Glückſeligkeitsverſuch gelungen iſt, dann ſchicken Sie mir das Buch.

---

19 Juni 1837.

Ich theilte heute meinen Tag zwiſchen Frau von Chau. und Fürſtin Gallizin. Frau von Chau., Gattin des **Procureur général**, iſt eine Freundin der Julie Hugo. Sie erzählte mir Vieles von der Julirevolution.

Madame de Chaul... war nicht in Paris zu jener Zeit. Wie ſie in der Provinz von den Ordonnanzen hörte, kehrte ſie ſogleich nach Paris zurück, um ihren Mann nicht allein zu laſſen, und kam an dem ſchrecklichſten Tage, den 29 Juli, während man ſich in den Straßen ſchlug, hier an. Sie ſagte, eine ſchreckliche Empfindung hätte ſie verfolgt, wie ſie ſich durch die Menge drängen mußte um zu ihrem Hauſe zu gelangen. Es war ihr ſtets, als ginge ihr Kopf vor ihr her. Sie iſt noch immer ſo erſchüttert von dieſer Erinnerung, daß, wie zufällig Lärm in den Straßen entſtand, als wir bei ihr waren, ſie einer Ohnmacht nahe kam und verſicherte: eine zweite Emeute würde ihr das Leben koſten.

Nichts iſt aber auch ſchrecklicher, als eine Pariſer Foule, das Gewühl dieſer Hunderttauſende.

Bei Gelegenheit der Feſte kamen Julie Hugo und ich einmal ganz zufällig in ein ſolches Gedränge. Ich ward augenblicklich von Julie getrennt; ſie rief nur noch einem ihrer Bekannten zu, mich zu beſchützen; aber die Maſſe drängte zurück; ich hatte keine Luft mehr. Ich erſticke! rief ich; ein Mann in einer blauen Blouſe hob mich in die Höhe und ſetzte mich auf ſeine Schulter. Macht Platz für eine Kranke! ſchrie er mit wüthender Stimme, und auf dieſes Zauberwort, ſo menſchlich fühlt dieß Volk, öffnet ſich ſogleich eine Straße, und glücklich bringt er mich heraus und in den nächſten Fiaker, dem ich nur meine Wohnung angebe, ohne meinem Retter ein Wort des Dankes ſagen zu können, denn eine neue, herbeiſtrömende Menſchenmaſſe drängte ihn zurück.

Herr von Chaulnes, der **Procureur général**, iſt ein ſehr würdiger Mann. Er erhielt, als wir bei ihm waren, einen Brief mit der Nachricht, daß ihm eine Stelle für einen jungen Polen zugeſagt wurde, den er ſeinem eigenen bedürftigen Verwandten, der um dieſe Stelle ward, vorzog. Er äußerte die größte Freude, daß er ſie für den Polen erhalten, denn dieſer iſt der Unglücklichere,

sagte er; mein Cousin ist im Lande, hat Freunde, Verwandte und mich. Gewiß eine schöne Handlung eines höhern Beamten.

Bei der Fürstin Gallizin fand ich noch den Pfarrer von St. Sulpice.

Wir kamen in tiefe Religionsgespräche. Die Fürstin empfahl mir Thomas Moore's bekanntes Buch über die wahre Religion: **Lettres d'un jeune Irlandais.** Der Pfarrer sagte mir, als er uns verließ: Ich werde Sie Morgens und Abends in mein Gebet einschließen, auf daß sie unsern heiligen Glauben annehmen, denn Sie sind würdig, eine Katholikin zu werden. — Ach! wäre ich würdig eine Christin zu heißen! gab ich ihm zur Antwort.

Ich habe eine große Achtung für Menschen, die mir ihren Glauben geben wollen, denn gewiß sind es keine Indifferente in der Religion, keine von den Lauen, an denen Christus kein Wohlgefallen hatte. Dieser Pfarrer von St. Sulpice hat mich tief gerührt. Wenn ein Mensch für meine Seele betet, nimmt er ja einen Antheil an mir, wie es nur mein Schutzengel kann, — und doch wie weit bin ich davon entfernt, meinen Protestantismus aufzugeben, wie wenig kann ich überhaupt verstehen, daß Alles, was einzelne Konfessionen eigenmächtig dem Evangelium zusetzen, allein selig machen solle! Der Protestantismus hat sich zu viel losgerissen von den übrigen Christen, und hat durch seine Spaltungen an Vertrauen verloren; daher suchen Protestanten eine Annäherung, Katholiken fassen eine Hoffnung für die Einheit. Wie in der Politik, in der ganzen Zeitgeschichte, strebt man auch im Religiösen aus der Ordnung der Dinge, ohne diese Ordnung gerade stören zu wollen.

Die Nemesis unseres Jahrhunderts ist vielleicht drohender, als wir ahnen. Alte hergebrachte Formen, alter Glaube, festgewurzelte Ansichten und Meinungen sinken, fallen, verlieren sich mehr und mehr, und ehe sie das wankende, zerstörte Gebäude durch neue Stützen schnell aufrichten, bemühen sich Regierungen und Gesetzgeber noch die alten, morschen Wände zu untersuchen, zu erhalten, und wir Alle sehen im verzweifelnden Gefühl, daß wir uns weder an Altes noch Neues feststemmen können, und jeder sichere Grund fehlt. Sollen wir zurück zu den Ansichten unserer würdigen Voreltern? Allein dieß hieße dem Mittelalter den Vorwurf machen, daß es den Zeiten der Barbarei vorschritt, oder sollen wir unser Jahrhundert an die Kreuzzüge verweisen? Die Zeit muß voran, vorwärts das Leben, vorwärts jeder Mensch in Bildung und Thätigkeit. Stillstand ist Rückschritt, und doch hofft man Stillstand in der Entwickelung des Christenthums? — Und kennen sie nicht die Weltgeschichte?

Was ging der Erscheinung jedes Lichtstrahles voraus, der unserer dunkeln Erde aus dem Himmel zufiel? — Nur in die von Stürmen gereinigte Atmosphäre tritt die Sonne in glanzvoller Gestalt. So unsere Zeit. Dem Christenthum bietet sie einen neuen, einen frischen Morgen. Es hat wieder lange in Verfinsterung gelegen und seine heilige Einfachheit auf künstliche Säulen gestützt. In Erderschütterungen werden einst diese Säulen stürzen, vielleicht wird es einen Augenblick scheinbar verschwinden und dann in seiner ursprünglichen Reinheit, in seiner einfachen Lehre die Welt von Neuem unterjochen!

Was die menschliche Gesellschaft erzielt, Vollendung, Vervollkommnung, dieß zu erringen gibt es doch nur einen Weg, der durch Jahrhunderte, Jahrtausende gebahnt wird, — nur einen Führer, der sich einmal in göttlicher Erscheinung auf Erden zeigte! Der Staatenverfall mag daher das Licht verdunkeln, doch verlöschen kann er es nicht. Die Weltatmosphäre ist jetzt drückend. Wir ahnen irgend einen gewaltigen Ausbruch, irgend etwas Entsetzliches, das plötzlich über uns herein brechen wird und dem Jeder entfliehen möchte. So erkläre ich mir die Unruhe, mit der Alle dem Leben voran eilen, mit der die ganze Welt jetzt auf Eilwägen und Dampfschiffen und Eisenbahnen, ihr Wollen und Wirken beschleunigt. Man sagt, daß die Bewohner jener Gegend, die ein Ausbruch des Vesuv erreichen kann, auch unerklärbare Angst und Unruhe fühlen, ehe sich der Flammenschlund der Erde öffnet.

Randglossen und Anderes.

*** Nach einem kurzen Aufenthalte, welchen Herwegh in Baden machte, hörte man nichts weiter von deutschen Celebritäten, die in diesem Jahre unser Thal besuchten. Jetzt ist Raupach hier und will einige Wochen dableiben. Er sieht hinfällig aus und ist wenig mittheilsam. Der Gesellschaft bringt seine Anwesenheit keinerlei Gewinn.

*** Jenni Lind kommt zum September nach Stuttgart, wo sie für acht Vorstellungen mit 480 Friedrichsd'or engagirt wurde. Man schmeichelt sich damit, daß sie dann auch Baden besuchen werde. — Fanni Cerrito hat sich bereits in Baden ansagen lassen. Sie wird einige Tage bei den Verehrern ihres großen Talentes verweilen.

*** Während Anna Zerr bei ihrem ersten Auftreten in Wien sich von einem ziemlich abgekühlten Publikum empfangen sah, trat Mamsell Rutschmann zu Karlsruhe in der Nachtwandlerin ohne großen Beifall auf. Man schreibt jedoch manches Mangelhafte in ihrer Darstellung der Befangenheit der jungen Sängerin zu. — Haitzinger wurde bei seinem ersten Erscheinen nach einer mehrmonatlichen Abwesenheit mit wahrhaftem Jubel begrüßt. In Wien war es ihm bekanntlich nicht gelungen, die Erinnerung an frühere Triumphe durch seine jetzige Erscheinung aufzufrischen. Wie dem auch sei, Haitzinger bleibt immer noch ein großer Sänger und eine Zierde jeder Bühne, welcher er angehört.

*** Die Zeitungen haben viel von dem excentrischen Wesen einer Magdeburgerin, welche an einen Engländer verheirathet war und nun seinen Namen führt, Luise Aston, erzählt. Diese hat bei W. Moeser und Kühn einige Gedichte unter dem Titel „Wilde Rosen" veröffentlicht, die nicht gar so schlimm und frevelnd sind, als man sich wohl denken mag, wenn man jene Berichte von der Verfasserin in den Zeitungen las. Hier eine solche wilde Rose als Probe; es darf nicht hinzugefügt werden, daß wir eben nicht die wildeste wählten.

Nachtphantasien.

Ich sah mich in Träumen der Mitternacht
Verlassen und verachtet!
Des Auges milde Glut und Pracht,
Das liebend einst über mir gewacht,
Ich sah es von Haß umnachtet!

Mir malte der irre Gedankenflug
Gestalten bleich und trübe!
Ich sah einen finstern Leichenzug;
Die Leiche, die man vorübertrug,
War unsre gestorbene Liebe.

Entfliehʼ, du gespenstische Mitternacht!
Entfliehet, ihr blassen Gestalten!
Bis der selige, fröhliche Tag erwacht,
Bis Leben und Liebe mit frischer Macht
Mich jauchzend umschlungen halten.

Wie liebt' ich die schöne, heilige Nacht,
Wenn die bösen Träume nicht wären!
Unheimlicher Geister wilde Jagd
Verfolgt mich, bis ich, vom Schlaf erwacht,
Mich bade in heißen Zähren.

Ich fühl' mich allein in der weiten Welt;
Was ich liebe, ist fremd und ferne!
Da scheint mir der Mond am Himmelszelt
Ein spähender Lauscher hingestellt,
Und Spione die ewigen Sterne!

Ich liebe die Nacht; ich liebe die Nacht!
Doch nicht die einsame, trübe!
Nein, die aus seligen Augen lacht,
In flammender Pracht, in Zaubermacht,
Die heilige Nacht der Liebe.

Es mahne der Tod mich, der finst're, bleiche,
An das Leben, das lichte, das reiche,
An den heitern Genius der Welt!
Drum hab' ich ein knöchern Beingerippe,
Mit Crucifix und drohender Hippe,
In meiner Zelle aufgestellt.

Oft schau' ich es an bei Mondenscheine,
Wenn ich in verzweifeltem Schmerze weine,
Ein kämpfendes Kind der kämpfenden Zeit!
Dann tauml' ich empor in wildem Entzücken,
Das Leben noch einmal an's Herz zu drücken,
Bevor es vernichtendem Tode geweiht!

Ja, kühlen in frischen Lebensfluten
Will ich der lodernden Seele Gluten!
Ich will vor Sünde und Kreuz bewahrt,
Stark durch des eigenen Geistes Ringen,
Mich aus Fesseln und Banden schwingen
Auf zu begeisterter Himmelfahrt!

*** Die Goethe'schen Verse:

„Cäsar'n wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
„Florus hätte mich leicht in die Popina geschleppt,"

beziehen sich auf zwei von Aelius Spartianus im Leben des Kaisers Hadrian aufbehaltenes Liedchen. Der Dichter Florus, ob dieselbe Person mit dem Geschichtschreiber Florus, ist mehr als zweifelhaft, richtete an den Kaiser, der bekanntlich fast alle Provinzen seines weiten Imperiums zum Theil zu Fuß durchwanderte, folgendes Gedicht:

Ego nolo Caesar esse,
Ambulare per Britannos,
Scythicas pati pruinas.

Zu Deutsch etwa:

Ich will nicht der Kaiser seyn,
Nicht zu den Britannen wandern,
Scythenkälte nicht erdulden.

Wahrscheinlich war das spottende Lied noch weiter ausgeführt. Hadrian hatte heiteren Humor genug, dem Dichter zu antworten:

Ego nolo Florus esse,
Ambulare per tabernas,
Latitare per popinas,
Culices pati rotundos.

Und ich will nicht Florus seyn,
Wandern nicht durch die Tavernen,
Hocken nicht in Speiseküchen,
Runden Flöhen preis mich geben.

Durch diese Zeilen werden zugleich die folgenden Verse des Goethe'schen Gedichtes erklärt:

Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
Als ein geschäftiges Volk fürtlicher Flöhe verhaßt.

(Spener'sche Zeitung.)

*** Eine Zeitschrift, welche jetzt empfohlen werden will, muß vornämlich über vlämisches Leben und Streben ausführliche Artikel bringen. Nichts interessirt so die wahren Vaterlandsfreunde, als diese vlämischen Artikel. Wie sich die Zeiten ändern! Wenn man sonst sagte: „der beträgt sich recht vlämisch", „das ist ein vlämischer Kerl", so war das nicht empfehlend unter uns. Ferner verlangt man von einem guten Redaktör Folgendes: „er geißle die literarische Niederträchtigkeit, er züchtige die Schwabenstreiche der Kritik und den (halt' aus Lunge!) Windmühlenflügelkampf des Journalistenthums (schönes Wort!), die Philisterei und Scheinheiligkeit, das Zelotenthum und die Pietisterei, er zerzause die welken Poetenlorbern und die afterkritischen Perücken, zeige den Wirrwarr der Censur und die Mängel der Polizei, eben so Gelehrtenwahn und Künstlerhoffahrt, Bibliopolenarroganz (deutsche Sprache bedanke dich!) und literarischen Unfug, den Scandal der Bühnen und die Lapalien der Kunstwelt." Das wird wirklich in einem Blatte dem andern gerathen. Je nun, möchte man fragen, und weiter nichts? Ist denn in Deutschland zur Zeit nichts Anderes zu thun als zu geißeln und zu zerzausen? Wird denn nicht schon genug gegeißelt und zerzaust? Allein der Rath ist immer gut; es ist bequemer und einträglicher, den breit getretenen Weg der Uebrigen zu gehen, und das Geißeln und Zerzausen jedenfalls leichter, als das Anerkennen und Aufbauen. Sieht man sich aber nach Denen um, welche das Amt des Geißelns und Zerzausens üben, so wendet man sich mit Ekel und Unwillen ab.

*** Liszt läßt in diesem Augenblick auf dem Boulevard Mont-Parnasse ein großes Gebäude von gewaltigen Verhältnissen aufführen, das zum Lokal für seine Pianofortschule dienen soll. Herr Belloni, sein Sekretär, ist gegenwärtig in Paris, um den Bau zu leiten. Liszt selbst will nach dem schwarzen Meere gehen, im September in Odessa eintreffen, die ganze Krim bereisen und erst im Frühling wieder in Paris seyn.

*** Dem britischen Museum ist jetzt eine Sammlung Manuscripte von dem Verfasser der famosen Juniusbriefe durch die jetzigen Besitzer Herren Payne und Fox zum Kauf angeboten worden; man hofft durch diese Handschriften einem der merkwürdigsten literarischen Räthsel des vorigen Jahrhunderts auf die Spur zu kommen. Unter den Manuscripten befinden sich auch Verse auf den Herzog von Grafton und seine Mätresse Nancy Parsons, voll Mark und Energie, aber zu derb für die Veröffentlichung, interessant indeß als Beleg, daß der große „Libeller", wie er ein Meister in der Prosa war, so auch in gebundener Rede effektvoll zu schreiben verstand.

(Literary Gazette.)

Das siebenzehnte Modebild als artistische Beilage.

Literarische Beilage von Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen.

Ausgegeben am 10 August 1848.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

II. Band. 9. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Aus den Briefen und Memoiren einer Reisenden. III. Ein Tag in Lübeck. — Hohenwerfen. — Ueber Karl Maria von Weber's Euryanthe. — Gedichte von Edgar Wild. — Randglossen.

Aus den Briefen und Memoiren einer Reisenden. *

III.

Paris, Juli 1837.

Wir brachten einmal wieder mehre Stunden bei Victor Hugo zu. Die Zimmer sind jetzt neu eingerichtet, ganz im gout de la Renaissance. Kostbare Stoffe von rothem Damast mit Gold durchwirkt bekleiden die Wände. Diese Stoffe erhielt Hugo aus Algier. Die Möbel sind mit weißem Atlas überzogen, äußere Pracht, nicht um damit zu glänzen, aber weil sie ihm wirklich sein geliebtes Mittelalter zurückruft.

Boulanger, der Maler, war bei dem Diner. Er ist Misanthrop, wie er selbst versichert; in seinen Gemälden zeigt sich ein tief poetisches Gefühl. Man sprach von einem Schriftsteller, der zwei und zwanzig Jahre alt, vor einigen Tagen starb, an unerfüllten Hoffnungen, die er auf Paris baute. Wie viele junge Leute gehen hier so zu Grunde, wenn sie ihrem Ehrgeiz und ihren Illusionen der Provinz folgen. Können sie sich nur auf einen bekannten Namen stützen, so eilen sie hierher, glauben Protektion genug zu finden, werden vergessen, verschwinden und sinken unter in einem Labyrinth von Entbehrungen und vergeblichen Wünschen! —

Nach dem Diner brachte uns Hugo in das Theater Porte St. Martin, wo die erste Vorstellung der Jeanne de Naples von Hugo's Schwager, Paul Foucé, gegeben wurde. Das Stück gefiel; aber welche Qual der Dichter bei einer solchen ersten Vorstellung leidet; das sah ich diesen Abend. Foucé war leichenblaß in unserer Loge, bis sich der Beifall stürmisch erklärte. Victor Hugo, mit seiner unendlichen Güte für aufkeimende Talente, gab in den freundlichsten Worten seinem Schwager Aufmunterung und hatte die Proben selbst geleitet. Der Dichter Soumet kam auch in die Loge, aber Victor Hugo war heute trübe gestimmt, und wenn ich

* S. Lief. S. 121.

in ſeiner Seele recht geleſen, ſo demüthigte ihn innerlich das Streben des Dichters nach Beifall von einer Menge, von der die wenigſten ihn doch wohl eigentlich verſtehen. Ein Theaterdichter hat wie der Schauſpieler doch oft wohl ein Recht zu innerer Verachtung ſeines Publikums, das nach Effekten haſcht, dem aber die innere Poeſie einer Darſtellung oft ganz entgeht.

Ich gab Victor Hugo eine Idee von unſerm deutſchen Drama „Griſeldis“, denn leider ſpricht er nicht deutſch, und Halm iſt noch in Frankreich unbekannt. Da, wo man den Dichter verſchiedene Male tadelte, daß er am Schluß Griſeldis den Mann nicht mehr lieben läßt, der ſie ſo egoiſtiſch mißhandelte, gab ihm Hugo vollkommen Recht und geſtand ihm tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens zu. Ich glaube, es kommt Alles darauf an, ob Griſeldis alle dieſe Opfer aus Pflicht gebracht hat. Die Pflicht hält ſo lange bis zur Entwürdigung — dann iſt ſie quitt! Die Liebe aber iſt ewig, und wenn Griſeldis ihren Mann geliebt hat, ſo mußte ſie vergeben und vergeſſen können. — Die Frau hat nur dieſe Kraft, ſagte Hugo, ſo lange ſie ſich geliebt glaubt. Mit der Ueberzeugung, die Griſeldis gewinnen mußte, dieſer Mann hat mich nie geliebt, war ihr Muth, ihr Stolz und ihre Liebe vernichtet!

Von Victor Hugo ſind jetzt **les voix intérieures** erſchienen. Abel Hugo, der vortrefflich Gedichte vorlieſt, las mir heute die ſchöne Ode: **l'Arc de l'Etoile**. Welche Kraft der Gedanken, welche Phantaſie und Sprache! Es iſt eines der ſchönſten Gedichte Victor Hugo's. Er hat ſeinem Vater hiermit ein unſterbliches Denkmal geſetzt. Man vergaß den Namen des General Hugo dem **Arc de Triomphe** einzugraben, wie die der übrigen berühmten Generale der Kaiſerzeit. Hugo ſagt am Ende des Gedichtes: **Je ne regrette rien devant ce mur sublime que Phidias absent et mon père oublié.** Auch ſeinem unglücklichen Bruder Eugen widmete er ein Gedicht. Dieſe neue literariſche Erſcheinung und Mirabeau's Memoiren leſe ich gegenwärtig, da Verſailles alle Memoiren der Vergangenheit Frankreichs in Anregung bringt. Derjenige, der ſeine Pflichten vergeſſen hat, muß auch nothwendig ſeine Rechte verlieren, ſagt Mirabeau, und damit gibt er den Schlüſſel zu der franzöſiſchen Revolution. Mirabeau's Onkel, auch ein originneller Karakter, war mit einer Baroneſſe Künsberg von Bayreuth vermählt, einer mit uns verwandten Familie, wie Du weißt.

In einer Soiree traf ich heute zwei polniſche Prinzeſſinnen mit ihren Männern, die mir von General Kaminsky und ſeiner Gattin in Regensburg ſprachen. General Kaminsky iſt der Held jener Erzählung der Herzogin von Abrantès im dreizehnten Bande ihrer Memoiren, die unter dem Titel: „Der polniſche Lancier“, auch in mehre deutſche Journale übergegangen iſt. Heute ſagte man mir, wie ſehr ſich der General in der Schlacht bei Oſtrolenka ausgezeichnet; ſeine höchſt geiſtreiche Frau, deren glühende Seele wahrhaft groß und edel ſich auch im Unglück zeigte, iſt eine Gräfin Voleska und mit den erſten Familien Polens verwandt. Innig verehrt wird ſie von Allen, die wiſſen, welche Opfer ſie dem Vaterlande und ihrem Gatten brachte.

Eine junge, ſchöne und liebenswürdige Dichterin, Mademoiſelle de Grand-maiſon, befand ſich mit ihrer Mutter auch in dieſer Geſellſchaft. Sie war ſehr elegant gekleidet und lieblich, hübſch, frohſinnig und wirklich eine poetiſche Erſcheinung. Man ſprach viel von der Emancipation der Frauen. Es hatte ſich nämlich eine der **femmes libres** vor einigen Tagen in das Waſſer geſtürzt, ſich aber noch an Victor Hugo früher gewendet, und ihn gebeten, die Emancipation der Frauen öffentlich zu vertreten. Victor Hugo hat dieß abgeſchlagen, da er weit entfernt iſt, die St. Simoniſtiſchen Grundſätze dieſer Frauen zu vertheidigen und endlich, wohl in einem Augenblick der ſchrecklichſten Verzweiflung über die Unhaltbarkeit der Simoniſtenlehre, gibt ſich die Aermſte den Tod in den Wellen. Dieß unglückliche Opfer unſinniger Ideen wurde tief beklagt. Es gibt eine Emancipation der Frauen, wie eine Emancipation der Sklaven, der Juden; das heißt: wenn in dem Wort Emancipation auch die Idee der Verbeſſerung und der innern Freiheit liegt, die alle äußere verbreitet. Sind die Frauen nicht mehr eitel, kokett, nicht mehr kleinlich, launenhaft und endlich oft eigenwillig wie die Kinder, ſo denke ich, wird die gehoffte Emancipation ſich ſchon von ſelbſt machen; die Männer werden uns mehr achten und ein wenig mehr Freiheit gönnen, weil ſie uns mehr vertrauen. Bei

Gelegenheit der Emancipation der Frauen wird gewöhnlich die Sand oder Madame Dudevant genannt. Man spricht jetzt allgemein über ihr gelöstes Verhältniß mit Liszt, der einer Gräfin A. gefolgt ist. In den lettres d'un Voyageur soll sie ihren ganzen Schmerz ausgesprochen haben. Eine junge Dame bemerkte heute: Was mich bei solcher Gelegenheit trösten könnte, ist, daß er der Andern auch nicht treuer bleiben wird! — Wahrscheinlich sagt hier die Welt wieder zu viel oder zu wenig. Zwischen Liszt und Madame Sand bestand wohl nur eine poetische Freundschaft, die augenblickliche Mißstimmung überdauern wird.

Paris, Juli 1837.

Die Sonntage sieht man die Herzogin von Orleans gewöhnlich in der protestantischen Kirche Rue de Billets, wo sie in tiefer Andacht betet. Sie verlangte, daß man ihr keine eigene Tribüne errichten möchte, sie würde mit der Gemeinde beten. Manchmal besucht sie auch mit dem Herzog von Orleans den katholischen Gottesdienst, ihre christliche Anerkennung des Katholicismus zu zeigen. Diese beweist sie bei jeder Gelegenheit. So kam der Abbé A. vor einigen Tagen und bat, daß ich mich an die Herzogin wenden möchte für einen Beitrag zur Errichtung eines Arbeitshauses in Paris für deutsche Katholiken. Wie ich später hörte, schickte die Herzogin sogleich eine nicht unbedeutende Summe. Sehr rühmlich ist überhaupt der Eifer des Abbé A., eines Deutschen, für seine Glaubensgenossen in Frankreich. Mit der Herzogin von Dalberg, ihrer Tochter und andern angesehenen Familien genau bekannt, weiß er überall edle Zwecke durch seine Verbindungen zu fördern und reist beständig, ein Missionär für Unglückliche seiner Glaubensgenossen.

Es war heute ein glänzend frischer Julimorgen. Julie Hugo schlug mir vor, diesen Sonntag mit ihr in St. Cloud hinzubringen. Meine Freundin ist so ausgezeichnet in jeder Rücksicht, hat eine solche Frische und Genialität des Geistes, eine Konversation, wie ich sie noch bei keiner Frau gefunden, daß die Tage, die wenigen, die ich ganz allein mit ihr auf Ausflügen um Paris verlebte, zu meinen schönsten Erinnerungen gehören.

In Paris selbst, obwohl ich bei ihr wohne und sie in meinem Zimmer gewöhnlich mit mir frühstückt, liest, schreibt, sind wir doch viel getrennt durch unsere verschiedenen Bekannten. Ich bin an viele Familien aus Deutschland empfohlen, die Gräfin Hugo nicht kennt, und sie gehört einem großen Familienkreise, von dem ich nur Victor Hugo und ihre Schwester Zoë, eine äußerst interessante Frau, beinahe täglich sehe. Die Uebrigen sind mir Alle ziemlich unbekannt geblieben, da man sich in diesen Familienzirkeln stets zu dem Diner und den darauf folgenden Abendstunden besucht, und ich den Einladungen meiner näheren Bekannten zu folgen habe.

Aber wie ist es mir lieb, wenn wir nun endlich einmal einen Tag finden, wo wir uns ganz allein gehören. Auch die Unterhaltung mit Abel Hugo zähle ich zu den interessantesten. Er schreibt gegenwärtig wieder an einem geschichtlichen Werk und seine Bibliothek gehört zu den ausgezeichnetsten. In dieser kann ich nun frei schalten; aber wie finde ich hier Zeit zu Lesen? Julie Hugo ist die französische Rahel. Stets sagt sie Neues, stets hat sie tiefe Gedanken über Alles. Sie gewährt Andern die vollkommene Freiheit ihrer geistigen Richtung und ist ungemein wohlthuend in ihrer Anerkennung und Verständiß für Alles.

So fuhren wir denn heute nach St. Cloud. Leopold, ihr Sohn, der in einer Erziehungsanstalt hier ist, wurde für den Sonntag frei gegeben und begleitete uns. Victor Hugo kam nach einem Augenblick und brachte mir einen Brief von der Herzogin von Orleans, den sie ihm für mich geschickt hatte, und worin sie sich auf die freundlichste Weise über meine Uebersetzung von Hugo's Gedicht aus den Chants du crepuscule, »ein kleines Kirchlein«, aussprach.

Der königliche Hof ist bereits in Neuilly.

Wir trafen in St. Cloud das Volk von Paris. Es sind mir immer besondere Festtage, die Pariser in ihren Sonntagsbelustigungen zu beobachten. Dieser Bürger von Paris, der die ganze Woche mit unermüdetem Fleiß um seine Existenz kämpft, weiß nun auch den Tag der Erholung zu benützen. Tanz, Carousel, Limonade gazeuse sind Hauptbedingnisse dieser Unterhaltung, und besondere Feste wenn die Wasser spielen in

St. Cloud oder Verſailles. Heute war dieß der Fall, und die ganze Familie des guten Bürgers hatte ſich in den kleinen Wagen mit einem Pferd gepackt, den man Coucou nennt, und alle Omnibus waren überfüllt, und auf jedem Raſenplatze wurden Françaiſen getanzt. Und mit welchem Anſtand! Der Soldat und die Griſette hätten auf unſern glänzendſten Bällen figuriren können. Auch waren gar nicht die hübſcheſten Tänzerinnen die geſuchteſten, ſondern nur die graziöſeſten. Recht hübſche, niedliche Mädchen mußten den ganzen Abend Tapiſſerie machen, da ſie ihre Françaiſe nicht gut zu tanzen verſtanden. An den Fontänen und ſpielenden Waſſern ſah man eine ganze, glückliche Kinderwelt! Wir erwarteten den Sonnenuntergang auf der Terraſſe, wo Paris, Neuilly, Anteuil in wunderbarer Beleuchtung vor uns lagen. Man ſah die Thürme, die großen Gebäude von Paris, wie in einer prachtvollen Illumination und nun plötzlich in Schatten verſinken. Gegen dieſe Flut von Menſchen, die dort wogte auf allen Straßen die nach Paris führten, und in allen Vorſtädten, ſchienen wir uns hier ganz einſam und abgeſchloſſen von der Welt; aber dieſe Einſamkeit unter Hunderttauſenden, wie man ſie in den großen Städten empfindet, hat das Wohlthätige der Einſamkeit auf dem Lande. Man behauptet und fühlt ſich mehr in ſeiner Individualität, während kleine Städte, mit all' ihrer Engherzigkeit, Kleinlichkeit, ihren unbedeutenden Tagesintereſſen, ſtets den geiſtigen Druck empfinden laſſen.

Ich erhielt nach langer Zeit wieder einmal einen Beſuch aus Deutſchland, über den man ſich immer ſo herzlich freut, obwohl hier viele Deutſche wohnen, die aber Alle, wenigſtens die ich kenne, ſchon zu ſehr in Paris aklimatiſirt ſind, und daher nicht das lebhafte Intereſſe für die Heimath theilen. Doktor Künzel aus Darmſtadt brachte mir einen Empfehlungsbrief von Ed. Duller. Er ſcheint ein ſehr ausgezeichneter, junger Mann und beſchäftigt ſich hier, die Geſchichte des Hauſes Orleans zu ſchreiben. Seine Aeußerungen über Hugo und deſſen Werke waren treffend.

Er lobte Hugo's geſunde Seele, ſeinen religiöſen Glauben an das Edle im Menſchen. Das Gedicht: „Dieu est toujours là“ in den Voir intérieures hat ihm vorzüglich gefallen in dieſer neuen Sammlung. — Frankreich findet er ſehr verändert ſeit 1830; ſelbſt den Ausdruck der Phyſiognomien gemeiner, wie er ſich ausdrückte. Dieſe Bemerkung mag richtig ſeyn und wohl in der Unruhe ihren Grund finden, die in allen Gemüthern herrſcht und ſich in den Zügen ausſpricht, wohl aber auch in dem Zuſammenfluß von Abenteurern, die ſeit der Julirevolution Paris angezogen und hier konzentrirt hat. So finde ich Paris auch ſchon ſeit drei Jahren verändert. Damals herrſchte bei einer großen Aufregung der Gemüther, auch ein bedeutendes geiſtiges Leben. Jetzt hat man ſich ganz in Spekulationen und Aſſociationen verſtrickt, und die ſeltſamſten Luftſchlöſſer werden gebaut. Ich ſehe viele Männer bei Abel Hugo aus- und eingehen, die ihn bald zu dieſer, bald zu jener Aſſociation bereden wollen, und nicht etwa in geiſtigen Intereſſen, nur in induſtriellen, ſeltſamen Spekulationen. So will man jetzt eine neue Miſchung entdeckt haben, Stahl zu bereiten und wohlfeile Klingen und Meſſer zu liefern. Große Summen werden zu dieſem Unternehmen verwendet, und ich fürchte ſehr, es mißglückt!

Victor Hugo hat nun den Orden der Ehrenlegion erhalten. Salvandy überbrachte ihn ſelbſt. Wie freut mich für ihn dieſe Genugthuung für die unerhörte Beleidigung, daß man ſeinen und Dumas Namen aus der Liſte ſtrich, bei Gelegenheit der Ordensvertheilung an dem Vermählungsfeſte. Hugo iſt einer von den unglücklich Glücklichen, die man beneidet. Er könnte auch ſagen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden! Der übertriebene Enthuſiasmus ſeiner Verehrer erzeugt dieſe feindliche Rückwirkung. Abel Hugo erzählte mir Manches heute aus ſeinem Pagenleben an dem ſpaniſchen Hofe Joſeph Napoleons. — Joſeph hatte für dieſen Sommer Hugo's nach England eingeladen, und ich war ſchon entſchloſſen, ſie dahin zu begleiten, allein die Anweſenheit Louis Napoleons in England, beſtimmt Hugo aus politiſchen Gründen, ſich nicht dahin zu verfügen, indem das Gouvernement jede Annäherung an dieſe Familie für den Augenblick gewiß nicht gern ſehen würde.

In dieſen Tagen war auch Baron Menneval bei uns, der ehemalige Sekretär Napoleons. Eine ernſte, abgeſtorbene, ver-

ſteinerte Phyſiognomie. Wie intereſſant war mir aber dieſer Mann! Was hat er nicht erlebt? Welche Gedanken wurden ihm mitgetheilt, welch' eine Weltgeſchichte ging an ihm vorüber! — Er lebt nur noch in dieſer Vergangenheit und kaufte alle Möbel aus dem Kabinete Napoleons, um ſich mit den verblichenen Erinnerungen zu umgeben. Dieß ſpricht für ſeine treue Seele. Mit lebhaftem Intereſſe fragte er nach dem Hauſe Leuchtenberg und ob wohl dem Prinzen Max nur eine deutſche Erziehung gegeben worden ſei, wie er höre. — Seine Mutter iſt eine Deutſche, antwortete ich, und der Prinz fühlt gewiß mit Stolz den Segen einer ſolchen Erziehung! —

Ein Tag in Lübeck.

Freitag nach Konverſionis Pauli, des Jahres 1408, war der Rath von Lübeck in der Marienkirche in der Kapelle verſammelt. Schwere lag auf den Gemüthern; Ernſt in den Blicken; manches Haupt war ſorgenvoll geſtützt. Die Eintracht zwiſchen Rath und Bürgerſchaft war bitter geſtört worden; man konnte nicht ſagen, wie weit die Welle der Unruhe ſteigen würde; man mußte auf das Schlimmſte gefaßt ſeyn.

Die Stadt war durch Kriegskoſten und Ausgaben zur Behauptung ihres erſten Ranges in der Hanſe in nicht unbedeutende Schulden gerathen, zu deren Tilgung der Rath die Hülfe der Bürger aufgefordert hatte. Wird aber eine Regierung dazu gezwungen, ſo iſt ſeit Menſchendenken der Friede einer jeden Gemeinſchaft geſtört worden; die, welche die Bitte erfüllen ſollen, verlangen dafür Einräumung von Rechten. Solches war auch in Lübeck geſchehen. Die Bürgerſchaft hatte Sechszig erwählt, welche ſich überzeugen ſollten, daß die Forderung auch nothwendig, daß der Rath nicht ſchuld ſei. Man hatte von ihm ſchriftliche Rechenſchaft gefordert und erlangt; man hatte darauf gedrungen, daß bei der Verwaltung der Angelegenheiten Vertreter der Bürgerſchaft mitwirken ſollten. Seit fünf Jahren hatte man ſo ſchon verhandelt. Welche Nachfolger in der Regierung werden wollten, hatten nicht unterlaſſen, die Bewegung zu fördern. So war man im Jahr 1408 dahin gekommen, zwölf Bürgerbevollmächtigte zu wählen, welche mit aufgerichteten Fingern der Gemeine ſchwören mußten, mit Ernſt und Fleiß Folgendes auszurichten: ſich alle Privilegien der Stadt leſen zu laſſen; nachzuſehen, welche Freiheiten die Stadt in Holſtein hätte und ob dieſe auch gehalten würden; der Rath ſolle ohne Wiſſen und Willen der Bürger nicht zu den Tagfahrten gehen, und Rechenſchaft den Zwölfen von allen Einnahmen der Stadt geben. Mit dieſen Zwölfen waren die Sechszig Sonnabends vor Septuageſimä vor den Rath gekommen und hatten geſprochen: Einem ehrbaren Rathe wäre wohl wißlich, daß mancherlei Handlung geſchehen wäre, zwiſchen den Bürgern und dem Rathe, und dennoch bis hiezu zu keinem Ende gekommen; demnach hätte man nun zwölf Bürger erwählt, welche alle der Stadt Einnahmen und Gelder an ſich nehmen und ausgeben ſollten; der Rath ſolle nur Recht und Gerichten vorſtehen.

Man war immer deutlicher hervorgetreten; nunmehr ſollte ein Hauptſchlag geſchehen.

Wie alſo der Rath verſammelt ſaß, mehre hatten bereits die Flucht ergriffen, brachte man die Nachricht, daß die Gemeine mit ihren Führern auf dem Rathhauſe, an obrigkeitlicher Stelle, verſammelt ſei. Er ließ fragen, wozu? Acht aus den Bürgern antworteten: damit man ſie bei der Hand habe und deſto eher zu einem Ende kommen möchte. Ein Rath ſolle ſich nicht fürchten; ſie ſtünden vor aller Gefahr und ſetzten ihren Leib und Leben dagegen. Darauf begab ſich der Rath zu ſeiner Stätte.

Binnen der Zeit kam der Biſchof von Lübeck, der Probſt, der Dekan und viele Domherren auf das Rathhaus, und gingen zum Erſten vor die Bürger, und gaben ihnen gute Meinungen vor: ſie hätten vernommen, wie zwiſchen der Gemeine und dem Rathe Zwiſt und Zwietracht wäre, welches ſie nicht gerne höreten, derweil Jedermann wohl abnehmen könnte, daß es zum Beſten zum Verderben dieſer guten Stadt gereichen müſſe. Deßhalb wären ſie nun erſchienen, und ſo ſie etwas Gutes in der Sache bearbeiten könnten, daß Liebe, Friede und Eintracht wieder aufgerichtet würden, darzu wollten ſie gerne allen Fleiß verwenden.

Hierauf antwortete die Gemeine, daß ſie des Biſchofs und der andern Herren Erklärungen mit Danke gerne annehmen wollten. Da hub der Biſchof an, alſo zu reden: Lieben Freunde, Ihr wollt den Rath dieſer Stadt erniedrigen? Bedenket Ihr auch, was Ihr wollt? Dieſe Stadt iſt das Haupt der Hanſa; ſie genießt große Freiheiten und Rechte in allen Landen; die Könige beugen ſich vor ihr. Aber alle dieſe Macht iſt durch den Rath erworben worden; er iſt es, der die Pakte geſchloſſen, der die Stadt zu ihrer Höhe gehoben hat. Wird man nun nicht die Privilegien abſagen, vorgebend, der berechtigte Theil des Vertrages, der das Verſprechen empfangen, ſei nicht mehr? Werden nicht die andern Städte ſich nach einem andern Haupte umſehen, weil es, im Innern geſchwächt, dem Andrange der Feinde nicht mehr zu gebieten vermöge? O, welcher Schade, und welche Schande wird der alten Größe und Herrlichkeit dieſer Stadt ſo entſtehen! Ihr beſchwert Euch über die Geldausgaben. Aber wo iſt denn je Friede geweſen zu Lande und zu Waſſer? Iſt nicht immer alle Hand wider Euch geweſen? Eurem Kaufmann ſucht der neidiſche Engländer zu ſchaden, wo er nur kann; aber Ihr ſeid Deutſche, und werdet Euch ſchon als Deutſche finden laſſen! Der Däne und der Mecklenburger umlagern Euch zu Lande; und jene Vitalienbrüder, des leidigen Teufels Kinder, nehmen ſie nicht was und wo ſie es finden? Und bei allen dieſen Verluſten iſt der Rath verantwortlich für die Ehre und die Macht dieſer Stadt; er iſt dem heiligen römiſchen Reiche in Deutſchland, dem der Erdkreis zu Füßen liegt, zur Nachfolge in der Kraft des Handels verflichtet. Aber braucht man ſo nicht, zum Schutze, rechte und ehrenfeſte Hauptleute zu Lande und zur See? Braucht man da nicht Kriegsheere und Kriegsflotten? Wie ſoll der Rath alle die Koſten hiefür aus den Einnahmen der Stadt beſtreiten, deren größtes Vermögen Euer freies Gut iſt? Alſo bedenket, daß der Rath nicht anders hat handeln können, wenn er die Ehre der Stadt aufrecht erhalten wollte; und die Ehre der Stadt iſt die eines Jeden von Euch. Oder wollt Ihr lieber, daß ſich der Name der Stadt verliere, und ſie zu einem Steinklumpen von Häuſern werde? Gewiß nicht. Dann aber iſt Anerkenntniß nöthig und was aus ihr folgt: Liebe. Liebe muß die Seele unſerer Freiheit ſeyn; darum ſind wir Chriſten, Kinder Gottes, Heilige. Alſo gedenket der Liebe, die Ihr Gott ſchuldig ſeid und widerſteht nicht ihren Geboten.

Dieſe Vermahnungen nahmen die Bürger nicht an. Der Biſchof mußte vielmehr, nachdem er noch Mehres vergeblich verſucht hatte, von dem Rathhauſe gehen, und bat nur dem Rath keine Gewalt anzuthun. Die Bürger antworteten: da ſei keine Gefahr vor.

Als der Biſchof vom Rathhauſe gegangen war, zu Hand traten vor den Rath, Sechszehn von den Bürgern, acht von den Sechszigen und acht von der Gemeine. Das war auch ein feiner Ausſchuß, ſagt die damalige Rathschronik. Dieſe ſprachen alſo: Ihr Herren, als Ihr wißt um die Forderungen, die Euch die Bürger, wie es der ganzen Gemeinheit beliebt hat, vorgebracht haben, vornehmlich auch, ihnen die Wahl des Raths zuſtehe: warum gebet Ihr nicht Folge? — Antwortete der Rath: das könne nicht geſcheben, es wäre wider Ehre, Eid und Rechte. Die Sechszehn von den Bürgern nahmen Rückſprache mit der Gemeine und forderten dann: der Rath ſolle geſtatten, daß auf die zwei nächſten Jahre vier und zwanzig Perſonen aus der Bürgerſchaft den Rath beſetzen und das Regiment der Stadt führen ſollten. Auch dieſes wurde nicht bewilliget. Dieweil aber die Beſprechung hierüber geſchah, vernahm man Aufruhr des Volkes. Es kam auch ein Haufe des gemeinen Volkes vor das Rathhaus mit Waffen und großem Ungeſtüm, und ſchlugen an die Thore, und wollten das Haus aufbrechen und riefen: ſie wollten ein Ende haben. Die ſechszehn Bürger baten nun den Rath, daß er die Forderungen einräumen ſollte; ſie fürchteten, es könne Uebles entſtehen, da die Gemeine ſo erboſt wäre. Der Rath antwortete: er könne keine andere Antwort geben, als bisher. Wiederum baten die Sechszehn und ſprachen: Liebe Herren, zeiget Euch der Forderungen folghaftig um Gottes Willen! Wollt Ihr es nicht thun um Euretwillen, ſo thut es um unſer und unſer Weiber und Kinder Willen, indem wir fürchten, daß Leide, Ihr und wir und die ganze Stadt verderben möchte. Darauf gab der Rath zur Antwort: da Ihr es denn ſo haben

wollt und ſo großes Verderben daraus folgen würde, wenn Eueren Forderungen nicht nachgegeben würde, ſo machet es nach Eurem Willen und wie Ihr es verantworten möget.

Da die Sechszehn dieſe Antwort hatten, begehrten ſie ſofort, daß der Rath ihnen der Stadt Rechtbuch ausantworten ſollte, auf daß ſie dem Haufen deſto beſſer ſteuren möchten. Der Rath that ſo. Alsbald ſandten die Sechszehn einige aus ſich zu dem Haufen ab, die ſprachen: Wir haben ein gutes Ende mit dem Rathe. Der Haufe rief aber: Nein, nein; daran genügt uns nicht; wir wollen die Kur auch haben! — Rief einer von den Sechszehn: Ihr habt die Kur! — Riefen ſie wieder: Nein, nein; das ſoll uns einer von den Sechszigen ſagen! — Da ſprach Herrmann Runge zu Stangen: ſaget es ihnen! — Stange aber: das muß ich erſt von den Herren hören; und ging hin, da Herr Marquart van Damen, Bürgermeiſter, ſtand, und ſprach: Herr, was ſagt Ihr, was ſollen wir dem Volke ſagen; ſie rufen Alle, ſie wollen die Kur haben. — Da ſprach Herr Marquart van Damen: In Gottes Namen, ſaget ihnen, was Ihr wollt, damit dem Volke geſteuert wird. Dieß rief Stange dem Volke zu, und ſo ward es etwas ſtiller, und begann ſich allmählig etlichermaßen zu theilen. Alſo kamen die Herren des Raths nach Haus mit großer Gefahr und Furcht.

Der weitere Verlauf iſt: der alte Rath zieht aus der Stadt, und die Bürgerſchaft wählt ſich ſelbſt einen neuen. Von Lübeck gehen Abgeſandte an die Städte Wismar und Roſtock, welche die dortigen Bürger lehren, wie ſie es machen ſollen. In dieſen Städten und in Hamburg geſchieht ſodann daſſelbe, wie in Lübeck. Aber der alte Rath von Lübeck erwirkte durch Geldſpenden bei Kaiſer Sigismund, von dem die Chronik ſagt, er war arm und nothdürftig, daß er wieder eingeſetzt wurde, welches, wie die Chronik beſchreibt, mit großer Herrlichkeit geſchah. Es ward Alles vergeben und vergeſſen, und der Tag der Wiedereinſetzung mit großer Freude zugebracht.

Hoheneverfen.

Reiſefragment.

Aber kommen Sie doch mit, lieber Freund, Sie ſcheinen doch für gar nichts Sinn zu haben, als für hübſche Mädchen.

Sie wiſſen, erwiederte der Aufgeforderte, ich ſteige nicht gern und beſonders jähe Anhöhen. Auch muß ich aufrichtig geſtehen, Denkmäler der alten Barbarei haben für mich eher etwas Abſtoßendes, als Anziehendes. Und iſt nicht dieſe Feſte ebenfalls die Frucht einer barbariſchen, feindlichen Zeit, wo man nur hinter Mauern und auf Bergen in Burgen einige Sicherheit fand? Ich geſtehe aufrichtig, es überfällt mich immer eine Art Wehmuth, wenn ich ſo einen alten Zeugen der frühern Unbändigkeit und eines vormaligen unritterlichen Ritterthums erblicke. Denn was waren die meiſten dieſer noch angeſtaunten Neſter, als der Schrecken einer ganzen Gegend, als Magazin geraubten Gutes, als Freiſtätten der Gewaltthätigkeit, als Freihallen für Gelage und Müßiggang?

Es iſt dieß zwar Alles wahr, jedoch findet man in ſolchen Schlöſſern auch oft manches ſehenswerthe Denkmal früherer Kunſt. Und muß man bloß Ihre Anſicht vorherrſchen laſſen, kann nicht an die Stelle Ihres Wehmuthsgefühles jenes treten, welches uns das Bewußtſeyn gibt, daß jene Zeit vorüber, daß wir in einer andern Zeit leben, daß jene Barbarei längſt der Civiliſation Platz gemacht hat, und daß eben dieſe ehemaligen, allgemeinen Landesfoltern ſchon längſt ohnmächtig geworden ſind, und in Trümmer ſanken? Auch iſt nicht jede Burggeſchichte eine Schreckensgeſchichte. Viele fanden auf Burgen nicht ſelten Rettung, gaſtfreundliche Aufnahme oder Schutz u. ſ. w., und manche war eine mütterliche Pflegeſtätte für eine oder die andere Kunſt. Alſo nur herauf. Die geſchichtlichen Notizen meines Freundes Raben, die er mir eigens für dieſe unſere Reiſe mitgegeben, werden uns den Commentar zu dieſer Feſte geben.

Als ich ausgeredet hatte, ermunterte auch der Poſtmeiſter, der in der Nähe geſtanden war, meinen Stentorello. Gehen Sie nur, mein Herr, ſagte er, es iſt nicht Alles veraltet und verblüht da droben, vielleicht finden

Sie ein hübſches Alpenblümlein. Dabei machte er eine ziemlich ſchelmiſche Miene, und lächelte verſtohlen. Er wußte, wen er in dem Stenterello vor ſich hatte, und glaubte daher, daß kein Lockmittel geeigneter ſeyn dürfte, als ein Wort fallen zu laſſen, das dem Zögerer etwas hoffen ließ und ihm das Hinaufſteigen erleichterte.

Nun alſo marſch, ſagte ich und ging; denn ich war ſchon lange flott und zum Auslaufen. Doch nicht ſo mein Gefährte. Als ich einige Schritte bereits gethan, bemerkte ich, daß ihn noch ein gewaltiger Anker an ſeinem Standort zurückhielt, und er ſich von der jungen, friſchen Kellnerin noch nicht hatte trennen können. Auf wiederholtes Zurufen ſtieß er endlich doch auch vom Ankerplatze ab.

Nachdem wir eine Strecke zurückgelegt hatten, und uns das Athmen etwas ſchwer geworden war, da der Weg zur Feſte ziemlich ſteil iſt, hielten wir ein wenig an. Während dem zog ich meine Notizen aus der Taſche, und fing nach und nach laut darin zu leſen an:

„Werfen iſt ein Ort, von dem die Geſchichte ſchon frühzeitig Erwähnung macht. Die Veſte daſelbſt entſtand zur Zeit des ſogenannten Inveſtiturſtreites zwiſchen Kaiſer Heinrich IV und Papſt Gregor VII im Jahre 1077, wo ſie Erzbiſchof Gebhard, ein Gegner des Kaiſers, gleichzeitig mit Hohenſalzburg und Frieſach in Kärnthen erbauen ließ, um da vor dem Kaiſer ſich ſchützen zu können, was aber wenig gelang, da er ſich nicht halten konnte, und er erſt am Ende ſeiner Tage mit des Baiernherzogs Welf I in ſein Land wiederkehren konnte. Aber ſelbſt da mußte er ſich noch nicht ſicher gewähnt haben, da er 1088 eben auf dieſem Werfen am 15 Juni dem irdiſchen Leben entſagte.

„Seitdem hielt ſich ſo mancher ſeiner Nachfolger von Zeit zu Zeit zu Werfen auf. Dieß beweiſt, daß mehre Urkunden daſelbſt von ihnen ausgefertigt wurden. So erhielten da die Salzburger Domherren eine von Konrad I, worin ihnen ein zwiſchen der Salzach und der Niederalbe neu entdecktes Salzbergwerk geſchenkt und übergeben wurde; dann eine von Eberhard II im Jahr 1209 am 17 Juli, worin ſie für ihr Spital eine beträchtliche Gegend in der Schintelau bekamen, und im Jahre 1247 ſtellte zu Werfen am 1 Juni Philipp, in Beiſeyn des Biſchofs Ulrich von Seckau und des Grafen Konrad von Waſſerburg und Anderer eine Urkunde aus, womit er dem Ulrich von Lichtenſtein, der ſich mit Kunegunde von Goldegg vermählt hatte, aus dem Halleiner Salzwerke zehn Pfund Pfennige Einkünfte anwies.

„Außerdem war Werfen öfters, obwohl unfreiwillige Reſidenz verſchiedener vornehmer Herren, darunter auch eigener Landesfürſten.“

Sieh, da hat man's ſchon, bemerkte hier Stenterello. Doch ohne darauf zu achten, fuhr ich ununterbrochen fort:

„Im Jahre 1198 ward für's Erſte der Erzbiſchof Adalbert ſeiner Strenge wegen von ſeinen eigenen Miniſterialen bei Golling unvermuthet gefangen genommen, und vierzehn Tage lang darauf zu Werfen feſtgehalten. Im Jahre 1252 befanden ſich Graf Albert von Tirol und Graf Eſchenbach als Gefangene auf Werfen. Sie wurden es, als ſie das ſalzburgiſche Schloß Greifenburg in Kärnthen belagerten, und als Erzbiſchof Philipp, Bruder des Herzogs von Kärnthen, dagegen ausgezogen war. Ihre Freiheit koſtete nicht weniger als 4900 Mark Silber, nebſt Linz, Traaburg, Lint und Virgen mit allen ihren Zöllen, Mauthen und Gerichten. Dazu mußten Albert von Tirol und Meinhard von Görz auf Werfen zurückbleiben, welche daſelbſt blieben, bis ſie 1263 Gebhard von Velben, welchem damals die Feſte anvertraut war, für 800 Mark Silber eigenmächtig losgab.

„Als dann die ſteyriſchen Landſtände gegen ihr Verſprechen, anſtatt einen der Söhne Ulrichs von Heimburg zum Herzog zu wählen, ſich dem Herzog Albrecht von Oeſtreich unterwarfen, und Ulrich ſeinen Zorn darüber an Kärnthen auslaſſen wollte, ſchickte Meinhard von Kärnthen ſeinen Sohn Ludwig gegen ihn aus; doch zu ſeinem Unglücke, denn Ludwig wurde zu St. Veit vom Grafen Ulrich und dem ſalzburgiſchen Vicedom zu Frieſach überfallen und gefangen dem Erzbiſchof Konrad übergeben, der ihn ebenfalls zu Werfen bewachen ließ, bis nach zehn Monaten ein Vertrag zu Linz den Gefangenen wieder frei machte.“

Eine Geſchichte ſchöner als die andere, fing der Gefährte abermals zu bemerken an.

Solche Dinge ſollte man lieber unberührt laſſen, denn ſie machen der Menſchheit wenig Ehre. Ueberhaupt kann ich nicht begreifen, wie man in derlei Dingen ein Intereſſe finden kann.

Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Intereſſe und Gefallen, erwiederte ich hierauf, denn es kann uns etwas intereſſiren, ohne daß wir deshalb daran ein Gefallen finden müſſen. Und was kann wohl für den Menſchen mehr Intereſſe haben, als der Menſch ſowohl der Gegenwart als der Vergangenheit? Iſt nicht die Geſchichte eine ſehr gute Schule und ein lehrreicher Spiegel, der uns im Bilde der Vergangenheit zeigt, wohin Mangel an Bildung, verkehrte Anſichten von Ehre und Recht und dergleichen führten? Und iſt nicht auch gerade die Geſchichte der Maßſtab, an dem wir unſere Zuſtände und uns ſelbſt meſſen können und meſſen ſollen, um zu erfahren, ob wir vorwärts oder rückwärts und wie weit in beiden Fällen gerathen ſind?

Freund Stenterello ſchwieg und ich fuhr fort:

„Im Jahre 1525 bei dem allgemeinen Bauernaufſtand nahm Werfen abermals einen hohen Gefangenen in der Perſon des Grafen von Dietrichſtein, Landeshauptmann von Steiermark, auf. Dieſer hatte dem Erzbiſchofe Hülfstruppen zuführen wollen, ward aber bei Schladining zuerſt von den Bergknappen Gaſteins geſchlagen, und darauf bei dem Paſſe Mandling, unfern Radſtadt, wo die Salzburger Bauern ſein Lager überrumpelt und unter ihrem Oberſten Gruber 3000 Mann niedergemacht hatten, von ihnen gefangen genommen, dann aber bis zur Beilegung des Aufſtandes auf die Feſte gebracht, da dieſe ſchon früher in die Hände der Bauern gekommen war.

„Im Jahr 1565, als die Bauern abermals einen Aufſtand erregten, weil man ihnen die Kommunion unter beiderlei Geſtalten, wie ſie es verlangten, verweigerte, brannten ſie die Feſte ſogar ab, worauf ſie Erzbiſchof Johann Jakob von Khuen wieder herſtellte, und mit Munition und Proviant verſah, ohne daß die Stände mehr als drei Jahre nach einander je 2000 Gulden beitrugen.

„Abermals einen anſehnlichen Gefangenen hatte Werfen im Jahr 1611 wieder an ſeinem Erzbiſchofe Wolf Dietrich von Raitenau, den von Herzog Max von Baiern vertriebenen und von ſeinem eigenen Kapitel aufgegebenen ſalzburgiſchen Landesfürſten, welcher, nachdem ihn bei Gmünd in Kärnthen baieriſche Söldlinge ergriffen hatten, ſodann nach Werfen abgeführt und dort von dem Oberſtleutenant Hannibal von Herleberg bewacht worden war. Seine Gefangenſchaft währte daſelbſt vom Oktober bis 22 November, worauf er nach Hohenſalzburg abgeführt ward, um dort als Gefangener zu ſterben, nachdem er bereits zu Werfen unter gewiſſen Bedingungen, die aber nicht gehalten wurden, reſignirt hatte.

„Im Jahr 1632 endlich, als die Schweden den Lech überſchritten hatten, ward Werfen mit Erlaubniß des Landesherrn, vom Kurfürſten Max von Baiern auserſehen, deſſen Schätze, Archiv und andere Koſtbarkeiten in Schutz zu nehmen.

„Uebrigens gab es zu Werfen ſeit den älteſten Zeiten ein Miniſterialengeſchlecht, das ſeinen Namen führte. Ein Karl von Werfen lebte um 1168, Konrad Helmhart um 1191. Leopold der Glorreiche von Oeſtreich ernannte als Vogt des Stiftes Admont den Chuno von Werfen zum Defenſor der Stiftsgüter.“

Aber erlauben Sie mir, fing der Zuhörer wieder an, wollen wir denn nicht auch unſern Weg fortſetzen? Ich ſehne mich wirklich ſchon, die Räume kennen zu lernen, in denen ſo viele vornehme und große Herren erzwungen ſich einem dolce far niente ergeben mußten?

Ja, ſteigen wir weiter, erwiederte ich, meine Vorleſung iſt ohnedieß zu Ende. Somit ſtiegen wir weiter. Als wir ſchon dem erſten Thore ganz nahe waren, bemerkte ich in meinem Stenterello auf einmal eine ganz andere Mienenverfaſſung. Warf er ſein Auge bisher nur nachläſſig und indifferent umher, ſo ſchien es nun auf einmal feſt und beſtimmt nach vorwärts gerichtet. Schon wähnte ich an ihm den Bekehrten zu finden, der jetzt, wenn er auch nicht für die Feſte beſonders eingenommen war, doch wenigſtens von Neugierde erfüllt war. Doch nachdem ich bei einem Baume vorbeigekommen, der mir etwas die Ausſicht genommen hatte, was erblickte ich! und wie löſte ſich plötzlich mein Räthſel über die geſpannte Miene meines Begleiters? Vor dem Eingangsthor ſaß ein Mädchen,

das in einem Buche las, welches, das Mädchen nämlich und nicht das Buch, von nicht gewöhnlicher Schönheit war.

Als wir ihr näher gekommen waren, legte sie das Buch bei Seite, stand auf, grüßte uns und fragte endlich, ob wir das Schloß zu sehen wünschten?

Wir sagten Beide ja, doch mit dem Unterschiede, daß mein Begleiter hier nicht mehr Stenterello, sondern vielmehr als ein wahrer Veloce Corriere mir mit seinem Ja um einen guten Zeittheil zuvorkam.

Wenn es überall solche Burgfräuleins gäbe, wie hier, bemerkte nun der Convertit, sich gegen mich wendend, so bringen Sie mich auf alle Burgen, wenn sie auch noch so hoch liegen.

Also Sie werden, fuhr er dann gegen die Burgschönheit fort, uns diese historisch heiligen Gemächer, und vielleicht zum Theil sehr ungemächlichen Räume zeigen? Da werde ich Aug' und Ohr seyn.

Ja, mein Vater, der Kastellan, ist zum Schlosser des Marktes gegangen, um ein Schloß für die neue Holzkammer zu bestellen. Bis er zurückkäme, würde es zu lange währen, daher werde ich diese Herren herumführen. Ich glaube, es wird Ihnen mit mir auch gedient seyn?

In bessere Hände, entgegnete der Begleiter, hätten wir gar nicht fallen können. Sie haben mein ganzes Vertrauen.

Nachdem wir nun durch ein erstes Thor geschritten waren, kamen wir gleich darauf zu einem zweiten mit einer Inschrift. Alsogleich frug der Convertit, als wollte er unsere Führerin damit necken, um den Inhalt derselben. Jene ließ nicht lange auf sich warten und las ohne hinauf zu sehen: **Matthaeus Card. Archiep. Salisb.** ein Tausend fünfhundert fünf und zwanzig, statt **Cardinalis archiepiscopus Salisburgensis**, worauf wir uns freilich Beide des Lächelns nicht enthalten konnten. Darauf zeigte sie uns rechts einen Thurm, in dem sich das alte Arsenal befand, dann abermals einen links und noch einen dritten, etwas weiter vorstehenden, den sie den Ruperts- oder Pulverthurm nannte.

Schade, meinte dabei der Gefährte, von diesen hat keiner eine Aufschrift. Sich aber wieder zur Führerin wendend, fragte er, welche Aufschrift sie selbst führe, oder weil sie dieß nicht begreifen wollte, welches ihr Name wäre, worauf sie ein »Lotti« von sich gab und uns sogleich in den nächsten Hof und abermals durch ein Thor führend uns die Fürstenzimmer im Innern der Feste zu zeigen verhieß, doch ohne uns auf das Wappen über dem letzten Thore aufmerksam gemacht zu haben. Zugleich bat sie, uns schnell verlassend, um einige Geduld, da sie erst die Schlüssel zu holen hätte. Als sie nun mit den nöthigen, klappernden Oeffnungswerkzeugen erschienen, flog sie rasch wie eine Gemse über die breiten hölzernen Stufen, um, wie es schien, uns nicht aufzuhalten, und damit, bis wir nachkämen, die Fürstenthüre schon geöffnet wäre. Wir traten in's Innere und sahen Gemächer mit Getäfel an die eine Kapelle mit drei Altären stößt, die vom Erzbischofe Sigmund von Holneck herrührte. Von da ging es rechts wieder auf einen Platz, der von einigen Wohnlokalitäten für die ehemaligen Hauspfleger, Soldaten und Meßner eingeschlossen ist. Gegen Süden zeigte uns dann die Führerin einen andern runden Thurm mit einer Uhr, der früher als Zeughaus figurirte, und auf seinem Haupte eine 7580 Zentner schwere Glocke wie eine Sturmhaube trägt, die Erzbischof Johann Jakob dahin bringen ließ, und über welcher das Wappen des Fürsten Max Gandolph und seines Kapitels mit der Aufschrift zu sehen ist: Max Gandolph g. Legat des heil. apostol. Stuls zu Rom hat diese Glogge auf ein neues in Eisenwerch auch andere Störker verfassen und machen lassen 1679. — Kaum aber waren diese veralteten Lettern durchbuchstabirt, so flog uns Lotti schon wieder voran über eine Treppe hinunter. Denn der Convertit, der jetzt wie ausgewechselt war, machte sich alle Augenblick etwas mit der verführerischen Führerin zu schaffen, bis er einmal auf der eben berührten Treppe, die er ebenfalls im Nacheilen herabrannte, plötzlich ausglitt und sich dem verstohlenen, aber doch genug kennbaren Belächeln der Verfolgten preisgegeben hatte. Denn nun war ihm seine Neckluft in etwas vergangen.

Was uns nun gezeigt wurde, das waren die Harnischkammern, so genannt, weil einst da Harnische und Schwerter aufbewahrt wurden; dann eine sehr tiefe, mit Marmor eingefaßte Cisterne, darneben ein düsteres

Gefängniß, die Hüttauerkeuche genannt, ferner der Lunkenthurm, ein zweites Zeughaus — einstens nämlich; etwas davon entfernt auf einem Wege, zwischen einem Felsen und einer Schießschartenmauer mit einem Wehrgang, ein anderer runder Thurm, der das Zeughaus im Pfauenschweife hieß; endlich der Trompetergang, wo früher zur Nachtzeit ein Feuerposten stand, und mehre Verließe, welche im Jahr 1790 sämmtlich geschlossen wurden. Als wir nun Alles gesehen hatten und den Rückzug antraten, erzählte uns Lotti noch von einem Bauern, welcher im Jahre 1782 auf dieser Feste gestorben war, und wegen Verdacht der Ketzerei dahin gebracht wurde, mehre Jahre aber sich stumm stellte, und nachdem er seine Freiheit erhalten, um keinen Preis mehr die Feste verlassen wollte, daher trotz alles Zuredens seiner Verwandten und anderer Leute bat, in der Feste bleiben zu dürfen, denn in der letzten Zeit hatte er gleichwohl seine Verstellung aufgegeben.

Als wir den großen Schloßhof wieder durchschritten, war es schon ein wenig dunkel geworden, und die Thürme und schwarzen ungeheuern Mauern hatten ein ungemein düsteres, ja grauenhaftes Ansehen angenommen.

Fürchten Sie sich nicht in dieser Feste? frug ich hierauf Lotti vor dem Abschiede, vor den etwaigen Geistern, und ist Ihnen nie einer der gefangenen Herren erschienen?

O nein! sagte sie, die Herren schlafen zu gut. Ich betheuerte aber, daß ich in meiner von der Oertlichkeit aufgeregten Phantasie in mehrern Gemächern ziemlich deutlich verschiedene Gestalten wahrgenommen hätte, voll Unmuth und zornigen Blicken, fluchend und murrend, mit langen Haaren und Bärten und blassen Gesichtern. Hu, es schaudert mich noch. Nur einer der Fürsten, welcher zuletzt hier gefangen saß, schien mir ganz seinem Geschicke ergeben, in einem Buche andächtig lesend und unbekümmert um das Treiben der Andern.

Ja, ich seh' auch im Geiste — wollte mein Gefährte hinzusetzen.

Ach, im Geiste, fiel aber Lotti lächelnd ein, im Geiste kann ich diese Herren noch in tiefer Nacht sehen, wenn sie gleich auf der Post im tiefsten Schlummer liegen.

Indessen hatten wir wieder das erste Thor erreicht. So wohl dem Convertiten bei seiner Ankunft gewesen war, so leid war ihm jetzt, von der lieblichen Lotti schon wieder scheiden zu müssen.

Nachdem er eine Weile schweigend neben mir fortgeschritten war, frug er mich noch, was es denn mit der sogenannten Hüttauerkeuche für ein Bewandtniß habe, worauf ich ihm erzählte, daß im Bauernkriege von 1525 der Schmied zu Hüttau, der nächsten Post gegen Radstadt, den Aufrührern hölzerne Kanonen mit Eisen beschlagen hätte, und deßhalb dann in Werfen büßen mußte, daß ferner irrthümlicher Weise mit diesem Schmied meistens ein späterer verwechselt wird, der zu der Zeit der Emigration ketzerische Predigten gehalten hätte, aber nie eingezogen worden ist und also noch weniger nach Werfen kam.

Als wir zum Posthause zurückgekommen, stand der Postmeister unter der Thüre. Nicht wahr, sagte er sogleich zu meinem Begleiter, ich habe recht gehabt, daß es da oben außer Alterthümern auch Neues und Schönes zu sehen gibt?

Am andern Tage fuhr ich nach Gastein weiter, während mein Gefährte, eine Reisebekanntschaft und wahrscheinlich ein Handlungsreisender, dem Tauern zuwanderte. Die ihm gegebenen Namen waren, wie man wohl schon erfahren haben wird, nur Erfindungen.

Ueber

Karl Maria v. Webers Euryanthe

von

Henri Blaze.

(Aus dem 15ten Theil der revue des deux mondes.)

Der schon seit mehren Jahren bekannte, und beliebte Verfasser des neu erschienenen Aufsatzes über die „Romantik der deutschen Poesie und Musik“, aus dem wir diese Zeilen ausziehen, erfreut uns mit eigenthümlichen Ansichten über diesen Gegenstand, und zeigt tiefes Gefühl für Musik, inniges Verständniß der deutschen Poesie, wie man sie selten bei seinen Landsleuten findet, selbst seit der

großen Staël großartiges Werk: de l'Allemagne, über die geistige Kluft zwischen beiden Nationen eine Brücke geschlagen, und seit die französische Literatur nicht mehr ein großer Garten, von Le Notre zugeschnitten, sondern ein freier Hochwald ist, durchströmt von melodischen Fluten, belebt von frischen Liedern, die durch alle Wipfel schmettern.

Die Gränzen dieses Blattes verstatten uns nur ein flüchtiges Berühren einiger Irrthümer des geistreichen Franzosen, er weiß von Beethovens »Fidelio« nichts, sagt: »Das Wort macht ihn verlegen, er verzichtet darauf« — kennt er nicht die »Adelaide?« Von Franz Schubert kein Wort! Seine Lieder leben auf allen Zungen! Preciosa von C. M. von Weber ist ihm eine Metempsychose der Sylvana — und nun gar sein Lebenslauf, wie irrthümlich! Alles durch einander wie ein gemischtes Kartenspiel! Und die Gespräche im Kaffeehaus Stehelei (?) und beim Weinwirth Luther, wo die Todten mitreden! und Vogler auf Streifzügen mit seinem Weber und Meyerbeer! und Weber als Desservent bei Voglers anderthalbviertelstündiger stiller Messe! und die Kathedrale von Darmstadt!!! — und Webers Armuth und Elend in London! Nie hat C. M. von Weber, Sachsens königlicher Kapellmeister, des Freischütz und der Euryanthe gefeierter Komponist, den Deutschlands erste Schaubühnen würdig honorirten, auch nur den Schatten einer Entbehrung gekannt! Seine Wohnung leuchtete von Geschmack und Eleganz, seine Soireen waren glänzend, fröhlich, ein Sammelplatz aller in- und ausländischen Berühmtheiten, Fülle und Comfort in Allem, im Einklang mit der Liebenswürdigkeit des genialen Wirthes, so daß das Gewinsel über Webers Armuth eine Lächerlichkeit ersten Ranges, ein Fleck ist, den die Ausländer auf den deutschen Namen werfen wollen. Beethoven und Franz Schubert aber blieben unbelohnt, starben so gut wie arm, obgleich in der großen Kaiserstadt, und wären wahrscheinlich überall arm geblieben, denn sie hatten bei ihrem Leben nur für das Höchste gewirkt, und nicht die Massen durchdrungen. Und Mozarts Leiche wurde bei Sturm und Schneegestöber in ein Grab gesenkt, das so unaufgefunden blieb, wie Moses Grabesstätte. Auch Felix-Mendelssohn hat der Hans Werner (?) oder Henry Blaze (?) zu nennen vergessen! Hören wir ihn jedoch über Webers Euryanthe, wenigstens im Auszug:

In so weit als der Ausdruck des Ritterthums, des Seyns, das Liebe, Ehre, Treue und Glauben umstrahlen, durchdringen, beherrschen, hier in voller Anmuth blüht, kann Euryanthe mit vollem Recht eine geschichtliche Oper heißen. Wohl kaum hat jemals das lyrische Drama einen so edeln, tapfern Ausdruck gefunden! es ist der ächte Ritterroman der Musik! Man weiß, mit welcher hohen Sorgfalt Weber das Studium der Wahrheit der Karakteristik betrieb, die er durchdrang und mit aller Kraft der vereinten Hülfsquellen seiner Kunst, mit allem Zauber der Töne darstellte; nun, man darf behaupten, daß kein anderes seiner Meisterwerke ihm so ununterbrochen und so glücklich Raum hiezu bot. Euryanthe ist die einzige Oper Webers, wo kein gesprochener Dialog zwischen den musikalischen Eindruck tritt, und man begreift, welche Vortheile für die Haltung des Styls, wie für die Individualität der handelnden Personen ein so beobachtender Geist, dem die Einzelnheiten so wichtig, der so tief in den Sinn des Geschichtlichen eingedrungen war, hier fand! Welch süßes, entzückendes Bild der ritterlichen Minne, des Glaubens, der Treue in den zwei Liebenden! Euryanthes Freund schwärmt für sie, der Inbegriff alles Holden und Hohen in Minne, Zucht und Tugend, seines Lebens Ruhm strahlt in dieser Liebe, die, züchtig und glühend zugleich, einen Zauber ausstrahlt, der mich am mächtigsten in der naiv-melodiösen Romanze Adolars, in seiner Arie: »Wehen mir Lüfte Ruh'!« in seinem Trio des ersten Aktes von so kräftiger Farbenglut, mit einem Wort, in jedem karakteristisch aufgefaßten Zug seiner Ritterlichkeit erscheint — doch Webers düstere Phantasie wollte walten, der germanische Karakter verlangte sein Recht, und fand es in Lysiart und Eglantine. Sie, das bleiche Schauergebild, die unerbittliche Medea, gegenüber der wehmuthvollen, herzigen, der ächten Französin Euryanthe! Lysiart, ohne alle Lieb' und Treu', nimmt auf der Stufenleiter des höhern Standes die Stelle ein, die Caspar im Freischütz im Volke hat, das Phantastische abgerechnet! Was thut auch Lysiart mit den Hexereien eines ketzerischen Lümmels? An

den Teufel glauben muß, wer sich ihm ergibt. Lysiarts von unbezwinglichem Neid durchströmtem Innern ist sein Haß genügend, wenn sie in einer Nacht des Fluchs die Natur zum Beistand ruft, so sind es nicht jene geheimnißvollen Mächte, sondern Donner und Sturm, die das Werk der Tücke und Finsterniß fördern sollen.

Henry Blaze's Begeisterung für Webers Freischütz, Euryanthe und Oberon verdanken wir vielleicht der unübertrefflichen Darstellung, welche, nebst Fidelio und Don Juan 1831 in Paris fanden, wo Haitzinger, von andern der damaligen blühendsten Talente umgeben, wo Minna Schröder, die süßeste der Agathen, der Euryanthen, die hinreißendste Rezia, die erschütterndste Donna Anna, die wunderbarsten Triumphe ihres Künstlerlebens feierten. E.

Gedichte

von

Edgar Wild.

(Einem Siebenzehnjährigen.)

Meerfahrt.

Wir saßen so traulich beisammen,
Wir herzten und küßten so frei.
Unendlicher Liebe Flammen
Verzehrten mich auf's Neu'.

Wir schaukelten auf den Wogen
So fröhlich im schwanken Kahn.
Droben die Vöglein zogen,
Und stimmten ihr Morgenlied an.

Der weite Meeresspiegel
War ruhig im schönen Mai.
Es zogen Thäler und Hügel
An unsern Blicken vorbei.

Es kräuselten lind sich die Wellen,
Doch keine lange blieb;
Sie mußten alle zerschellen,
Eine die And're vertrieb.

Es schaute so hold der Sonne
Auge auf uns herab.
Und Freud' und Frühlingswonne
Ein jedes Lüftchen uns gab.

Rings Blüten und Blumen Flammen,
Rings flüstert das junge Laub;
Wir fuhren so traulich beisammen
Die Straße ohne Staub.

Wir hielten so lieb uns umfangen,
Und pflegten der Liebe Reis.
Zu den grünen Segelstangen
Flüsterte Zephyr leis.

Ich sah nicht hinab in die Wogen,
Sah nicht in die Sonne hinauf,
Ich sah nicht, wie Vöglein zogen,
Ich sah nicht der Gondel Lauf:

Ich sah nur auf Liebesflügel
Dein Auge im weiten Feld,
Das wie ein Zauberspiegel
Umfaßte die ganze Welt.

Es schloß in sich den Himmel
Die Erde, die Luft, das Meer,
Der feurigen Sterne Gewimmel.
Der singenden Vöglein Heer.

Dein blaues Auge umfaßte
All' diese Herrlichkeit.
Nicht dacht' ich an die verhaßte,
Sich nahende Trennungszeit.

Ich sah in Dein Antlitz hinüber,
Und schlürfte der Liebe so viel;
Die Augen gingen mir über
Vor Freude und Wonnegefühl.

Aus einer größeren Sammlung:

„Mißklänge."

I.

Im Gewitter.

(Allegorie.)

Finster die Natur, der Himmel finster,
Dichter Nebel hüllt die Erde ein!
Unter meinen Füßen Haid' und Ginster,
Ueber mir kein Fünkchen Sonnenschein!
Nur ein flammenrother Blitz durchzischet
Hell von Zeit zu Zeit den Regenguß!
Alles wieder still dann und erfrischet
Kurz die Erde durch den Himmelsgruß!

Thor's metall'nen Wagen hör' ich rollen,
Seh' den Zeus, den alten Donnergott,
Seh' den Arrhiman im Sturme grollen,
Seh' wie Kijun durch die Wolke droht,
Seh' den Amum seinen Blitz entsenden,
Und die alten Götter, all' vereint,
Ihre Wuth zur armen Erde wenden, —
— Zaghaft trauert dann mein Herz und weint! —

Finſter iſt die Welt, der Menſch Verbrecher,
Den des Laſters Wahn umfangen hält!
Gott! Du biſt ein fürchterlicher Rächer,
Biſt ein Blitz durch dieſe finſt're Welt,
Biſt der einzig tröſtende Gedanke,
Der dem armen, ſünd'gen Erdenwurm
Bringt des Himmels Gruß, und kurz das kranke
Menſchenherz erfriſcht im grimmen Sturm!

Gott! Du fährſt als Thor im eh'rnen Wagen,
Blitzeſt als Kronion durch die Nacht,
Läßt als Arrhiman den Menſch verzagen,
Brichſt als Kijun Größ' und Erdenpracht,
Rollſt als Amum Deine finſtern Brauen,
Gott in Zorn verkehrt ſich Deine Huld! —
— Völker! fleht zu ihm auf allen Gauen,
Betet: „Herr, vergib uns unſ're Schuld!“

Nach dem Gewitter.

(Allegorie.)

Nun hat der Himmel ſeinen Grimm entſendet,
Und des Gewitters Wuth hat ausgetobt!
Wie herrlich hat ſich Alles nun gewendet!
Seht, wie nun Alles ſeinen Schöpfer lobt!
Der Flur entſteigen tauſend ſüße Düfte,
Und tauſend Stimmen jauchzen froh im Chor!
Wie ſind ſo rein und lieblich nun die Lüfte!
Wie majeſtätiſch prangt das Felsgeklüfte,
Ein Wolkenſitz des alten Aſathor!

Wo jüngſt noch nebelgraue Wolken zogen,
Von Regen ſchwanger und von Blitzen ſchwer,
Da glänzt nun hell und bunt ein Regenbogen,
Umſpielt von einem blauen Aethermeer!
Die ſchwüle Luft vertrieben ſanfte Weſte;
Doch keine ſtürmiſch-wilde Windesbraut
Durchſauſt die neu vom Lenz belaubten Aeſte!
Es freut der Vogel ſich im hohen Neſte!
— Es freut ſich auch mein Herz und jubelt laut!

Nicht länger iſt Dein Grimm, o Herr, entflammet!
Gott! ewig zürneſt Du den Menſchen nicht.
Du biſt kein Gott, der ſtraft nur und verdammet,
Nein, Du biſt auch der ew'gen Gnade Licht!
Zu unſerm Heil ſchickſt Du uns Glück und Leiden.
Auch dieſen Blitz, den Deine Rechte hält,
Ließt Du zu unſerm Heil die Luft durchſchneiden.
Nun freuſt Du Dich der uns geſchaff'nen Freuden
Als Regenbogen an dem Himmelszelt.

II.

Gen Süden!

Ach! gen Süden möcht' ich ziehen!
Ach! im Süden liegt mein Port!
Möcht' aus meiner Heimath fliehen,
Aus dem kalten, düſtern Nord!

Wären Schwingen mir verliehen,
Ach! gen Süden zög' ich fort;
Süden! Süden! Himmelswort!

Nord! es ſah'n ſchon unſre Väter
Ewig trüb des Himmels Bau.
Seit Jahrtauſenden ſchon ſteht er
Stets umwölkt von finſt'rem Grau!
Süden! wolkenlos Dein Aether
Ruht ob Stadt, Gebirg' und Au,
Ewig rein und azurblau!

Nord! wär' ich von Dir geſchieden!
Deinem Wolkenhimmel fern!
Ach! ich ſtürb' im hehren Süden,
An Heſperiens Strand ſo gern!
Um mich ſtiller Gottesfrieden,
Ueber mir das Aug' des Herrn!
Ach! im Süden ſtürb' ich gern!

Widerruf.

Auch im Norden iſt gut wohnen!
Auch im Norden blüht mein Heil!
Auch der Nord hat ſeine Kronen!
Auch dem Nord ward Glück zu Theil!
Nicht in Südens heißen Zonen,
In Heſperien nicht ich weil';
Norden! Dir ſei Glück und Heil!

Süden! Deiner Sonne Strahlen
Bleiben gleich ſich für und für!
Graue Wölkchen nimmer malen
Einen Vorhang bunt vor ihr.
Bei des Herzens Luſt und Qualen
Blickt Dein Himmel über mir
Ewig blau und ewig ſtier!

Nord! in Deinem finſtern Himmel,
In den grauen Wolken ſeh'
Ich der Geiſter bunt Gewimmel!
Seht! ſie fliehen, gleich dem Reh,
Aus dem wilden Schlachtgetümmel!
Und ihr Blut ſtrömt von der Höh'
Als ein Regenflutenſee!

Nord! ich will Dich feſt umſchlingen,
Nie von Deinem Buſen flieh'n!
Und in Deinen Hainen klingen
Sollen meine Poeſien,
Deiner Felder Eis durchdringen
Meine warmen Melodien!
Will gen Süden nimmer zieh'n!

III.

An Georg Herwegh.

Wie hat einſt in der Zeiten Finſterniſſen
Durch Trübſal, Noth und durch des Lebens Drang,
Durch Freud' und Leiden Deines Liedes Klang
In jugendlichem Sturm mich fortgeriſſen!

Nun, jauchzt' ich, wird die Freiheit ſiegen müſſen!
Mir ward für ihre Sache nimmer bang.
Für Freiheit wollt' auch ich mit Freudenſang
Den letzten Tropfen meines Bluts vergießen.

Die Freiheit war's Panier, und glorreich trugſt
Als Bannerträger Du es durch die Welt.
In allen Schlachten, die dafür Du ſchlugſt,
Haſt Du's geſchwungen, wie ein wack'rer Held.

Du warſt mein Gott, mein Vorbild, meine Zier,
Und all' mein Sehnen, Hoffen lag in Dir!

An Denſelben.

Nach Leſung des zweiten Bandes ſeiner „Gedichte eines Lebendigen"

Und doch — wie haſt mein ſchwärmend blind Vertrauen
So bitter, ach! ſo bitter Du betrogen!
Wie haſt die Freiheit Du ſo frech belogen!
Welch herbe Thränen ihr vom Auge thauen!

Wohl konnteſt Du ein rieſig Kunſtwerk bauen:
Doch was Du bauteſt in der Zeiten Wogen,
Du haſt es ſelbſt in Staub hinabgezogen!
Nie darfſt der Freiheit mehr in's Aug' Du ſchauen!

Nicht, wer ſein liebes Ich am Höchſten achtet,
Kann mit der Freiheit wagen ernſt den Flug!
Nicht, wer nach eitlen Ruhmes Gold nur trachtet,
Iſt zu dem Kampf der Männer ſtark genug!
Nur frei iſt, wer die Luſt der Welt verachtet!
„Nur frei iſt, wer ſich ſelbſt in Feſſeln ſchlug!"

IV.

Liebe.

Die Liebe
Iſt wie der Nachthau, der mit Zephyrküſſen
Sich auf des Tages welke Blumen ſenkt.
(K. Gutzkow's König Saul. Akt I. Sc. 3.)

Kennt Ihr das Wort von tiefem frohem Sinn,
„Ohn' das kaum Leben mehr das Leben bliebe?"
Kennt Ihr das hohe Wort? Es heißet Liebe!
Und mich auch riß die Liebe einſtens hin.

Was nur mein ſchönſtes Ideal enthält,
In einem Mädchen glaubt' ich es zu ſchauen.
Ihr ſchenkte ich mein innigſtes Vertrauen;
In Einer liebte ich die ganze Welt!

Der Seele Sturm war an der Lieb' zerſchellt.
Nur meiner Hulda ſchallte meine Cither;
Ich liebe heiß und wild, wie Ungewitter,
In Einer, Einer liebte ich die Welt!

Haß.

Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich haſſen.
(G. Herwegh: das Lied vom Haſſe.)

Doch anders ſtand es in der Gottheit Sinn.
Sie, der ich treu zum jüngſten Tage bliebe,
Sie weihte einem Andern ihre Liebe:
Da ſank ich weinend auf mein Lager hin.

Und, was die Welt Fluchwürdiges enthält,
Ich möchte auf Ihr Haupt gekehrt es ſchauen.
Wie konnt' ich auf ein Mädchenherz vertrauen!
In Einer haſſe ich die ganze Welt!

Und meine Leier hab' ich jach zerſchellt.
Was nützte mir auch wohl die wilde Cither?
Die Bruſt war ſchon zu voll von Ungewitter,
Und in der Einen haßte ich die Welt!

Freundſchaft.

Des Freundes Liebe iſt erkannter Werth
Des Mannes, iſt Stolz, der uns zu Göttern macht.
(K. Gutzkow's König Saul. Akt II. Sc. 3.)

Doch auch der Haß entſchwand aus meinem Sinn.
O daß, was nun darinnen, ewig bliebe!
Es iſt nicht Haß, doch iſt's auch nimmer Liebe:
Denn Lieb' und Haß, ſie ſind auf ewig hin!

Und, was die Welt an Wonne nur enthält,
Ihr könnt in einem einz'gen Wort es ſchauen.
Ich will das Zauberwort Euch gern vertrauen:
Die Freundſchaft, ja! ſie lebt noch in der Welt!

Ach! daß die alte Lyra ich zerſchellt!
Geſchwinde! gebt mir eine neue Cither,
Daß ich Euch ſing', wie ich trotz Ungewitter
Mit Freundesarm umſchling' die ganze Welt!

V.

Gebet.

Allein, allein! — O Gott, ein einzig Weſen,
Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen.
(F. Freiligrath: Der ausgewand. Dichter.)

O ſchrecklich Loos, — umrauſcht von grünen Bäumen,
Wenn Alles keimt und duftet, blüht und ſchwellt,
Allein, allein die Jugendzeit verträumen,
Ein Lebend-Todter in der frohen Welt!

O ſchrecklich Loos, — das mich allein betroffen!
Laß Andern prangen Blüt' und Frucht und März,
Laß Andern, Herr, die Himmelsthore offen:
Mir gib ein einzig, einzig fühlend Herz!

O schrecklich Loos, — allein nach Thaten ringen,
Allein zum Staube sinken erdenwärts,
Allein sich wieder himmelan zu schwingen:
O gib ein einzig, einzig fühlend Herz!

O schrecklich Loos, — allein in sich zu tragen
Verzweiflung, Elend, aller Welten Schmerz,
Dem Wiederhall der Lüfte nur zu klagen
Die Bitte um ein einzig fühlend Herz!

O schrecklich Loos! — Wird nimmer denn durchthauen
Für mich nur Eines Busens starrend Erz?
Wird nie der Himmel durch mein Leiden blauen?
Wird nimmer mir ein einzig fühlend Herz?

Du Vater Deiner Kinder in der Höhe,
Zu Dir erhebt mein Aug' sich himmelwärts!
Gib mir — so wenig ist's, das ich erflehe —
Gib mir ein einzig, einzig fühlend Herz!

Erhörung.

Jesus Sirach. Kap. II. Vers 11.

Du gabst mir, Herr, was ich verzweifelnd flehte,
Du nahm von dem Verlass'nen seinen Schmerz!
Du nahst Dich stets dem brünstigen Gebete:
Du gabst auch mir ein liebend Freundesherz!

Necken.

Ovällens guldmoln fästet kransa,
Elfvorna pa ängen dansa,
Och den bladbekrönte Necken
Gigan rör i silfverbecken.

Liten pilt bland strandens pilar
Iviolens anga hvilar,
Klangen hör fran källans vatten,
Ropar i den stilla natten:

„Arma gubbe! hvarför spela?
Kan det smärtorna fördela?
Fritt du skog och mark ma lifva:
Kan Guds barn dock aldrig blifva!

„Paradisets manskensnätter,
Edens blomsterkrönta slätter,
Ljusets englar i det höga: —
Aldrig skadar dem ditt öga!"

Tarar gubbens anlet skölja,
Ned handykar i sin bölja.
Gigan tystnar. Aldrig Necken
Spelar mer i silfverbecken.

Stagnelius.

Der Necken.

Abendwolken weben Kränze,
Elfen halten ihre Tänze,
Und der blattgekrönte Necken
Rührt die Harf' im Silberbecken.

Kleiner Knab' am grünen Strande
Weilt im veilchenreichen Lande,
Hört den Klang wohl von der Quelle,
Rufet in die Nacht, die helle:

„Armer Alter! Warum spielen?
Mußt doch ewig Schmerzen fühlen!
Frei in Wald und Flur mußt singen:
Kannst doch nie zum Himmel dringen!

„Mondscheinnacht im Paradiese,
Edens blumenreiche Wiese,
Lichte Engel hoch im Blauen: —
Nimmer wird Dein Aug' sie schauen!"

Und den Greis benetzen Zähren,
Er zerfließet mit den Meeren.
Stumm die Harfe. Nie der Necken
Spielet mehr im Silberbecken.

Randglossen und Anderes.

⁂ Wir lesen in den Wiener **Sonntagsblättern**, dem besten und anerkanntesten Journale der Kaiserstadt: Das jüngst gegebene Drama von **Wangenheim**, „der Jurist und der Schauspieler", ist ein werthloses und effekthaschendes Stück. Es ist ein sogenanntes „Schubladenstück" ernster Gattung; es reiht sich wohl darin Effekt an Effekt, auch ist die Mache eine gewandte und bühnenkundige, aber das Ganze hat jenen geschwollenen Pathos, jene komödienhafte Aufgeblasenheit, hinter der weder Natur und Wahrheit, noch Erhebung oder Erschütterung steckt. Die Doppelrolle, auf welche die ganze geschraubte Geschichte berechnet ist, spielte Herr **Dessoir** mit ergreifender Wirksamkeit. Schade, daß dieser treffliche, den Besten ebenbürtige Schauspieler seine merkwürdig durchgebildeten Mittel, seinen scharf und klar durchdringenden Geist an ähnliche Aufgaben versplittert, noch mehr Schade, daß wir ihn nicht in Rollen auftreten sehen, die seiner künstlerischen Stellung und einer kritischen Analyse angemessen.

⁂ Der bekannte Dichter **Karl Hugo** ist für kurze Zeit in Wien, denkt aber sehr bald wieder nach Pesth zurückzukehren, um die Korrektur seines vaterländischen (ungarischen) Drama's: „Ein ungarischer König" zu besorgen, das auf dem Nationaltheater in Pesth mit so entschiedenem Glück gegeben wurde, und für dessen Verlag der Buchhändler Heckenast ihm 1000 fl. C.M. zahlte.

⁂ Von dem Major **Wittingham** erschienen die „**Erinnerungen eines zehnmonatlichen Aufenthaltes in Berlin.**" Das Hauptsächlichste was er hervorhebt, ist, daß man göttlich am preußischen Hofe walzt (divinely). Die Prinzen und Prinzessinnen sind bewundernswerth in der Mazurka. Dazu bemerkt der Major ausdrücklich, daß er diese Bemerkung nach einem Balle niederschrieb, auf welchem Fanni Elsler tanzte.

Ausgegeben am 17 August 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

II. Band. 10. Lieferung. — Artist. Beil. VI.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Die Volksarzneikunde und der medizinische Aberglaube. — Königsberg. I. — Der Tod im Mississippi. — Randglossen.

Die Volksarzneikunde und der medizinische Aberglaube.

Von den Schriften, welche bestimmt sind, dem Volke zur Belehrung zu dienen, beschäftigt sich ein recht ansehnlicher Theil mit der leiblichen Wohlfahrt desselben, und es gehört dieser Brauch nicht etwa ausschließend unserer schreibseligen Gegenwart an, obwohl auch hierin ein Fortschritt — wenn gleich nicht immer zum Bessern — unverkennbar ist. Sehen wir ganz ab von den vielen Noth- und Hülfsbüchlein, alle Krankheiten ohne ärztliche Hülfe zu behandeln, Gicht, Lungensucht, Krätze, geheime Krankheiten und dergleichen sicher und leicht zu verhüten und zu kuriren und dergleichen erbaulichen Dingen, welche auf die Leichtgläubigkeit der großen Menge spekuliren, so finden wir es als eine mehrhundertjährige Gewohnheit, daß jeder gute Hauskalender außer den üblichen astronomischen und ökonomischen Bemerkungen einen eigenen Abschnitt diätetischer Mittheilungen enthalten mußte, wollte er auf volksthümliche Einrichtung Anspruch machen. Was konnte auch wohl neben der Witterungsbeschaffenheit, den Sonnen- und Mondsfinsternissen und den daraus gezogenen Regeln für Säen, Pflanzen und alle Vorkommnisse des landwirthschaftlichen Betriebs für den gemeinen Mann wichtiger und anziehender zu lesen seyn, als „von der Beschaffenheit des menschlichen Körpers“ oder „von besorglichen Krankheiten“ oder „die Tafel auf alle Tage des ganzen Jahres, ob gut oder nicht gut Aderlassen, Schröpfen und Purgiren sei;“ denn so wie er seinen Garten und Acker nach der Stellung der Himmelskörper und dem davon abgeleiteten Wind und Wetter bestellte, so wollte er es auch mit Leib und Leben halten, und dazu schien dem schlichten Verstande eine solche gelehrte Anleitung unumgänglich nothwendig.

Was alt, ist verehrungswürdig. Was aber alt und zugleich gut, ist vermehrungswürdig. Mag uns auch der Laßmann mit seinem zodiakalischen Rahmen, mögen uns auch die Tafeln, auf welchen Arzneien und Fischen, Säen und Baden unter Einem Gesichtspunkte vereinigt stehen, immerhin ein Lächeln abgewinnen: sie geben uns doch Veranlassung,

ja selbst ein Recht, in den nachfolgenden Blättern aus dem Gebiete der Heilkunde Gegenstände zu besprechen, welche mit dem Wohle des Volkes in der innigsten Beziehung stehen. Es versteht sich von selbst, daß wir uns hüten, in den oben gerügten Fehler zu verfallen, und es wird uns wohl auch kein Vernünftiger zumuthen, mit Rezepten oder Geheimmitteln und dergleichen herauszurücken. Der Mensch ist für Wahrheit Eis, für Irrthum Feuer. Und so dürfte es wohl auch hier am Zweckmäßigsten erscheinen, der Wahrheit durch Aufdeckung eingewurzelter Vorurtheile und Irrthümer vorzuarbeiten.

Gewiß herrschen aber über keinen Gegenstand irrthümlichere Vorstellungen und Meinungen unter Hohen und Niedern, als über Leben, Gesundheit und Krankheit, und es ist diese heillose Unwissenheit in Sachen seines Leibes und Lebens nicht etwa nur ein Zeichen des ungebildeten Volkes — nein! selbst die, welche es sich zum Vorwurfe machen würden, eine Schrift ihres Faches ungelesen zu lassen, ja die zur Ausbildung ihres Geistes alle Künste und Wissenschaften aufbieten und sich dessen rühmen, schämen sich nicht, in Allem, was ihren Leib und dessen gesunde und krankhafte Verhältnisse betrifft, eine fabelhafte Unkenntniß zur Schau zu tragen. Greife nur Jeder selbst in sein Gewissen und frage sich ehrlich, was er wohl gethan, um sich über die einzelnen Theile seines Körpers und ihre Verrichtungen zu unterrichten. Von Tausenden wird sich kaum Einer finden, welcher sich aufrichtig das Zeugniß geben darf, weiter als die übrigen neun hundert neun und neunzig gegangen zu seyn, um sich selbstständig darüber zu belehren, — welcher diese Verhältnisse anders als von höchst oberflächlichem Hörensagen kennen gelernt hat. Dafür herrscht aber auch in Allem, was den Körper in gesunden und kranken Zuständen betrifft, in allen diätetischen und arzneilichen Meinungen und Anordnungen, wo solche statt finden; eine Unwissenheit, die bis an's Unglaubliche reicht, darum ist besonders in der Anwendung von sogenannten Hausmitteln dem Aberglauben ein Spielraum gegeben, der neben der gerühmten Aufklärung unserer Zeit, nur dem öffentlichen Spotte preisgegeben zu werden verdiente, wenn er nicht leider so viel traurige Beweise eines unseligen Ernstes aufzuweisen im Stande wäre.

Aber lieber Doktor, hör' ich mich hier von mancher verständigen Hausfrau unterbrechen, sie mögen in Allem Recht haben, nur müssen Sie uns die lieben Hausmittelchen nicht angreifen. Ohne diese wären wir gar nicht groß geworden, das haben uns unsere Mütter, die doch auch vernünftige Frauen waren, und es von den Großmüttern her hatten, oft und vielmals betheuert; ohne diese könnten wir weder mit unsern Kindern, noch mit unserm Gesinde fertig werden. Glauben Sie ja nicht, daß wir uns anmaßen wollten, ein Nervenfieber, einen Scharlach und dergleichen gefährliche Gäste zu vertreiben. Aber sehen Sie, da gibt es eine Menge kleiner Leiden, theils zu unbedeutend, um gleich den Arzt herbeiholen zu lassen, theils auch, wir wollen es nur gestehen, von einer Art, die wir leichter und sicherer zu behandeln wissen, als die gelehrten Herren Doktoren mit Ihrer lateinischen Küche. Da hat sich die Köchin die Hand verbrannt, und mit all' Ihren Ueberschlägen können Sie dieselbe unter acht Tagen nicht herstellen, während doch Donnerstags gewaschen werden muß, und da braucht sie ihre Hand. Wir legen etwas Baumwolle auf und in vier und zwanzig Stunden ist's vorbei. Kinder bekommen häufig Warzen, Sie wissen das ja, denn wir quälen Sie oft um Abhülfe, zu welcher Sie uns den schmerzlichen Aetzstein empfehlen. Unsere Mütter haben uns leichter geholfen; einen Faden, einen Strohhalm um die Warzen gebunden und unter einer Dachtraufe eingegraben und weg sind sie — wir haben's oft erprobt und versucht, wenn sie auch ungläubig über die sympathetische Kur lächeln. Und was sind nicht Krämpfe und Rothlauf für unangenehme Plagegeister! Sie haben gut zur Geduld rathen und zum fleißigen Gebrauche ihrer Pulver, vor denen wir allen Respekt haben; aber wenn Sie, wie wir, den ewigen Jammer hören müßten, wie wären sie da froh, in dem sympathetischen Säckchen von scharlachrothem Tuche ein sicheres Vorbauungsmittel gegen dergleichen Leiden zu besitzen. Und so gibt es noch gar viele, wo unsere Hülfe unumgänglich nöthig ist; deßhalb Ehre den Hausmitteln, denn sie gehören zu unserm Hausrecht!

Es soll Euch auch Niemand an Euerm Hausrechte kränken, meine werthen Frauen,

und wenn man den Mißbrauch tadelt und gegen Unfug eifert, so folgt daraus nicht nothwendig, daß man auch den rechten Gebrauch verwirft. Ferne sei es von uns, in pedantischer Einbildung manches halbwissenden Zopfgelehrten das Gute nicht überall anzuerkennen, wo es sich uns darbietet und eine Sache bei Seite zu stellen, weil wir ihre letzten Gründe nicht gerade durchschauen. Wir kennen gar wohl die Gränzen unseres Verstandes und das nur zu oft Ungenügende in den Erklärungen und Deutungen der gelehrten Medizin hat uns vorsichtig gemacht in unsern Urtheilen über die Volksarzneikunde — einen Zweig der Gesammtwissenschaft, der — wenn auch ein wilder Schößling — dennoch viel Wahres, Lebendigfrisches und Kräftiges enthält, aus dem die gelehrte Schwester bereits manches geschöpft und oft noch mehr lernen könnte, wenn sie nicht zu häufig von vornehmem Eigendünkel verblendet wäre. Aber die Goldkörner sind unter tausendjährigem Schutte begraben, welchen Unwissenheit, Aberglaube und Hang zum Sonderbaren und Räthselhaften darüber aufgehäuft haben und nur selten findet sich ein Geist, welcher wie der hochberühmte Meister Parazelsus, gleichsam durch eingeborenen Instinkt, das Wahre vom Falschen zu sondern versteht. Ein Blick in die Entwickelung dieser Volksmedizin ist von eben so viel Interesse, als Belehrung. Wollten wir die Wurzeln der Volksarzneikunde bis zu ihrem Ursprunge verfolgen, wir müßten wahrlich bis zur Entstehung der Heilkunde, bis zur Entstehung des Menschengeschlechts hinaufsteigen. Denn die Heilkunde war, wie jede Kunst und Wissenschaft, uranfänglich Gemeingut des Volkes gewesen, somit reine Volksarzneikunde, und jene hat sich erst später aus dieser zur Kunstwissenschaft emporgeschwungen. Wie wir am Anfange jeder menschlichen Gesellschaft die Wurzeln der Kultur in den Händen der Stammhäupter, und von diesen auf die Priester übergegangen finden, so zeigt sich dieß auch bei unsern Vorfahren in den germanischen Urwäldern und Tacitus zeigt uns die Priesterschaft der alten Deutschen wie im Besitze aller Kunst und Wissenschaft ihres Volkes, so in dem einer Geheimlehre über die Kräfte und Anwendungsweise heilender Kräuter. Die Eichenmistel wurde, als eine Panake gegen alle Krankheiten und Wunden, am Neujahrstage mit großer Feierlichkeit und unter Darbringung von Opfern weißer Stiere gesucht. Auch die Selago (eine Sadebaumart) und der Eisenhart galten für heilige allmächtige Kräuter und wurden mit vielen zauberischen Vorbereitungen eingesammelt. Je weniger aber der eigentliche Grund ihrer Wirksamkeit bekannt seyn konnte, desto natürlicher war es, daß der menschliche Geist zu wundersamen Deutungen seine Zuflucht nahm, denn erklären muß sich der Mensch nun einmal Alles — der Philosoph wie der Bauer — und es ist eine sonderbare Erscheinung, daß diese Deutungen von jeher um so leichter Eingang gefunden haben, je unerklärlicher und je unerklärender sie gewesen sind. So finden wir auch bereits am Anfange der germanischen Kultur die Kenntniß von Heilmitteln durch einen räthselhaften Zauberglauben mannigfaltig entstellt, welcher mit verschiedenen Thieren, z. B. Pferden, Katzen (Donneraas) u. s. w., oder ihren Theilen, (Schädeln, Haaren u. dgl.) getrieben wurde. Schon jetzt tritt uns jener Wahnglaube an die Wundergabe ältlicher Frauen, der später als Hexenglaube so vielen Tausenden verderblich wurde, entgegen, indem die Alrunen als Zauberinnen, Kräuterkennerinnen, Traumauslegerinnen und Hebammen erscheinen. Die Verehrung, die man ihnen erwies, wie uns dieß von einer Velleda und andern Wahrsagerinnen der Germanen bekannt ist, das Ansehen das sie bei dem ganzen Volke, selbst bei feindlichen Heerführern genossen, sind Zeugen für ihre Wirksamkeit und Bedeutung. Sie waren es auch, welche die ärztlichen Geheimlehren der Priesterschaft mannigfach mit fremdem und einheimischem Aberglauben vermischt als Volksmedizin fortpflanzten, als den germanischen Völkern mit dem Christenthume und einzelnen Trümmern früherer Kultur und Wissenschaft auch eine Art gelehrter Heilkunde von den Mönchen überbracht wurde. In wiefern diese Mönchsmedizin den Namen einer Wissenschaft verdiene, mag daraus entnommen werden, daß sie theils Abscheu vor aller profanen (dem Heidenthume entsprungenen) Gelehrsamkeit, theils aus wahrer Unwissenheit weder die natürlichen Ursachen der Krankheiten erforschten, noch natürliche Heilmittel anwendeten, sondern zu Gebet, Reliquien,

Weihwasser, Abendmahl und heiligem Oele ihre Zuflucht nahmen. Indessen — so unverwüstlich ist der menschliche Geist, sich stets wieder zu verjüngen und die Bande des Vorurtheils zu zerbrechen — wie vor Jahrhunderten aus den Tempeln der Griechen, entwickelte sich auch aus den Klöstern bald eine neue Aera für die wissenschaftliche Heilkunde, und wie dort die Götterbilder, so blieben hier die Heiligen Jahrhunderte lang wunderthätig und bildeten neben der Weisheit der Alraunen die eigentliche Volksarzneikunde.

Wie es übrigens um diese Volksmedizin des Mittelalters ausgesehen haben mag, geht aus einzelnen Bruchstücken der damaligen Kräuterkunde hervor, die uns in den Büchern der heiligen Hildegard über die Naturwissenschaft und in des Apulejus Tugenden der medizinischen Kräuter aufbewahrt wurden, und die beide nicht aus den Schriften der Alten geschöpft sind. Wie es eine gute und schlechte Wissenschaft gibt, heißt es dort, so gibt es auch gute und schlechte Kräuter. Vor allen aber ist das Farrenkraut eines der erlesensten und wunderthätigsten. Es schützt vor jeder Teufelsanfechtung und sein Aufenthalt bleibt verschont von Hagelwetter, Blitz und Donner. Wer es bei sich trägt, kann nicht behext (krank) werden, vielmehr ist es das beste Mittel zur Beschwörung des Bösen. Nach ihm steht die Alraunwurzel oben an. Sie entsprang aus gleicher Erde mit Adam, wird wegen ihrer menschenähnlichen Gestalt von der Nachstellung des Teufels mehr als andere Pflanzen heimgesucht, und hat daher mancherlei magische Kräfte, z. B. zu betäuben, Elfenbein zu erweichen und dergleichen. Besonders ist sie von wundersamer Wirksamkeit auf das Geschlechtsleben des Weibes. Ist sie aber mit der nöthigen Vorsicht ausgegraben und zubereitet, dann tilgt sie vielerlei Krankheiten und nimmt Kummer und Trübsal Dem, der sie auf bloßem Leibe trägt, so daß sie von seinem Schweiße befeuchtet wird. Aehnliche Kräfte gegen den Bösen und seine Anfechtungen haben die Himmelsschlüsselblume, die Pimpinelle, Cypresse und Andere. Vielberühmt und belobt war auch die Eberwurz, auch Karlsdistel oder Silberdistel genannt, und die Sage über ihre Einführung in die Heilkunde zeugt zu laut von dem ganzen Zustande dieser Letztern, als daß wir sie umgehen wollten. Ein weitverbreitetes Sterben verheerte die Länder, welche erst kürzlich der gewaltige Karl, der das römische Kaiserthum auf die deutsche Nation übertrug, unter seinem Scepter vereinigt hatte. Wie er so schlaflos voll Kummer über das Wohl seiner Völker im Bette liegt, erscheint ihm ein Engel und befiehlt ihm, einen Pfeil in die Luft zu schießen. Das Kraut, auf welchem der herabfallende Pfeil haften würde, sollte dem Sterben ein Ziel setzen. So geschah es denn auch und das Gewächs, auf das des Kaisers Pfeil herabfiel, war die Karlsdistel. Nachher wurden viele Wunderkräfte auf sie übergetragen: wer sie bei sich führte, sollte selbst nie ermüden, seinem Gegner aber alle Kraft entziehen könne, und außerdem wurde sie gegen mannigfaltige Leiden von Menschen und Thieren angerühmt.

Der Aberglaube hat eine eben so tiefe, als unzerstörbare Wurzel im menschlichen Herzen, nämlich den Glauben an Alles, was der zagende Verstand nicht begreifen kann. Man sollte es kaum glauben, und dennoch ist es so, daß aus diesem unbewußten Drange philosophische Systeme entstanden sind, und daß die Einbildungskraft nirgend geschäftiger ist, zu bauen und zu bilden, als da, wo die Kenntniß des Materiales fehlt. So war aus der Weisheit untergegangener Völker und Jahrhunderte in's Mittelalter die Idee herüber gedrungen, daß der Mensch nicht nur mit den andern Naturerzeugnissen, sondern mit den Körpern des Weltalls in der innigsten Wechselbeziehung stehe und diese auf seine Körpertheile wundersamen Einfluß auszuüben im Stande wären. Gleich bildete sich nun in der fruchtbaren Einbildungskraft der mittelalterlichen Philosophen das System einer Naturphilosophie, in welchem diese geahnten Sympathien zu Naturgesetzen erhoben worden waren. Aber natürlich war dieß nur der erste Schritt; denn auf dieses erfundene System baute man sogleich andere, welche die Anwendung der phantastischen Behauptungen auf die verschiedenen Zweige der Kultur und Wissenschaft bezweckten. In Ermanglung der wahren Kenntniß der Dinge mußten natürlich Einbildungskraft und Ahnungsvermögen den Hebammendienst dabei vertreten, und so erschienen jene Ausgeburten zügelloser Schwärmerei, welche, wie die Astrologie, Alchemie, Chiromantie und dergleichen

wohl ein Körnchen Wahrheit enthielten, das aber am tiefſten verborgen unter dem Schutte der Zuthaten von den Zeitgenoſſen, die bei dieſen letztern ſtehen blieben, am wenigſten gefunden werden konnte.

Daß dieſe Grundſätze einen ganz beſondern Einfluß auf die Volksarzneikunde ausüben mußten, iſt um ſo leichter begreiflich, als wir ja ſchon geſehen, daß dieſe gerade in dieſem ahnungsreichen Hingeben an einen natürlichen Wunderglauben ihre tiefſte Wurzel geſchlagen hatte. Man ſtellte das Horoskop nicht bloß um die zukünftigen Schickſale des Fragers zu erkunden, ſondern ſeine Complexion, ſein Temperament war dabei von weſentlichſtem Einfluß und ließ aus den Sternen die bedrohenden Krankheiten leſen. Kriſtallſchauen, Siebſehen, Hydromantie und Pyromantie (Wahrſagen aus Waſſer und Feuer) und dergleichen Formen von Prophezeihungen bezogen ſich, wie auf die Erforſchung künftiger Dinge, verlorener Sachen u. ſ. w., eben ſo auf die Erfindung von Heilmitteln und Krankheitsausgängen. Die bald nach Erfindung der Buchdruckerkunſt aufgekommene Sitte, Kalender mit Wetterprophezeihungen und mediziniſchen Deutungen der Konſtellationen von Aerzten verfertigen zu laſſen, verbreitete dieſe groben Irrthümer der entwürdigten Wiſſenſchaft um ſo ſchneller und um ſo allgemeiner unter dem Volke, das dem rohſten Aberglauben fröhnend, immer geneigt iſt, dem Unerhörten nachzulaufen.

Die Betrachtung eines ſolchen Kalenders macht uns am ſicherſten mit den kläglichen Anſichten bekannt, die dem Volke über ſein körperliches Wohl beigebracht wurden. „Dieſer Kalender — ſagt der Titel — zeigt dir klärlich die Eigenſchaft und Natur der ſieben Planeten, zwölf Zeichen und Monate nach den vier Komplexionen eines jeden Menſchen, wie ſich derſelbe halten und regieren ſoll durch das Jahr mit Eſſen, Trinken, Arzneien, Laſſen, Schröpfen und Baden.“ — Darunter iſt eine entblößte Figur, mit geöffneter Bruſt- und Bauchhöhle, aus welcher die Eingeweide heraustreten, zu ſehen, umgeben von den Zeichen des Thierkreiſes, deren jedes ſeine Adern berührt. Hinter jedem Monat folgen ſogleich die oben verſprochenen Lehren für Laſſen, Arzneien, Eſſen, Trinken u. ſ. f. Dann kommt das Horoskop des Monats und zum Schluß eine Wiederholung in Reimen. So heißt es unter Anderm beim April: „In dieſem Monat ſoll man nit laſſen zu der Median (=Ader), und friſch Fleiſch eſſen. Man mag auch wohl Trank (Arznei) nehmen, der ſein bedarf. Du ſollt Dich auch ſonderlich hüten vor Schweinefleiſch, wann es iſt nimmer geſüchtiger dann in dieſem Monat. Und in dem nachgehenden Maien, Kalbfleiſch das iſt geſund.“ — Das Horoskop zum Oktober heißt: „In dem andern Herbſtmonat laufet die Sonn im Skorpion an dem 14 Tag, und wird dann ein Kind geboren in der Stund Martis, das wird ein zorniger Menſch und ſticht als ein Natter. Der Menſch iſt ſpöttig, geizig, fräßig und leugt was er ſagt, und rühmet ſich der Bosheit. Er hat ein ſchwarz häßliches Angeſicht, etlich ſchielen und ſehen nieman gern denn ihres Gleichen und lachen ſelten dann in Bosheit und ſeind geiſtlichen Leuten feind und feind freudig Schaden zu thun.“

Nach dieſem kommen die üblichen Berechnungen und Sonntagsbuchſtaben, güldener Zahl, Wochen zwiſchen Weihnachten und Herrenfaſtnacht; dann die Aderlaßtafel für alle Tage dieſes Jahres nach dem Himmelszeichen, auf der Rückſeite die erwähnte Figur mit dem ausdrücklichen Bemerken, welches Zeichen gut, bös oder mittel iſt. Daraus lernt man im Allgemeinen, daß Widder, Wag, Schütz und Waſſermann unter die guten; Stier, Zwilling, Löwe, Steinbock unter die böſen; Krebs, Jungfrau, Skorpion und Fiſch unter die mittlern gerechnet gerechnet werden. Dabei heißt es:

Ein gute Lehr will ich Dir geben,
Folgſt Du dem, friſt Dir Dein Leben,
Hüt Dich nit laß das Glied an Dir,
So jedes Zeichen ſein Ader rührt.

Avicena ſpricht: Im Sommer laß auf der rechten Seiten Blut, und im Winter auf der linken das iſt gut. Alsdann folgen die Lehren der angeblichen zwölf Meiſter, z. B. Ariſtoteles, Ippokrates (Hippokrates), Galienus (Galen) u. ſ. w., — von denen übrigens mehre in der Wirklichkeit gar keine Aerzte waren — jeder für einen Monat ausgeſchieden, dabei die verworfenen Tage, an denen man nicht laſſen oder ſchröpfen darf, außer unter der angenehmen Ausſicht, ausſätzig, unſinnig und dergleichen zu werden; auch ſonſt nichts unternehmen u. ſ. f. Dann

noch ein erweitertes Horoskop, mit Angabe von Lebensalter, Todesart (oft Tag und Stunde) Glückmonat und Farbe.

Hiernach folgen die sieben Planeten mit ihrer Regierung und Unterweisung von des Menschen Complexion. (Man zählt die Zahl des Anfangsbuchstabens vom Namen der Mutter und des Kindes zusammen, theilt mit 9 und die überbleibende Zahl bestimmt den Planeten: bei 1 oder 8 die Sonne, 2 oder 9 Venus, 3 Merkur, 4 Mond, 5 Saturn, 6 Jupiter, 7 Mars.) Dann stehen weitläufige Erörterungen über alle erdenklichen Einzelnheiten des Lebens nebst astrologischer Anweisung nach Planeten und Himmelszeichen zu ihrer rechten und glücklichen Ausübung. Dann kommt, wie man die vier Complexionen merken und verstehen soll, Alles mit Reimlein und Holzschnitten ausstaffirt.

Melancholikus:

Unsre Complexion ist von Erde reich,
Drum seind wir schwermüthiglich.

Phlegmatikus:

Unsre Natur ist mit Wasser mehr gethan,
Drum wir Subtiligkeit nit mögen lan.

Sanguinikus:

Unsre Complexion seind von Luft viel,
Drum sind wir hochmüthig ohne Ziel.

Cholerikus:

Unsre Complexion ist ganz von Feuer,
Schlagen und Kriegen ist unser Abentheuer.

Dann eine Aderlaßtafel der absolut schlechten und besonders guten Tage. Dort heißt es: ein jeglich Mensch, das über zwanzig Jahr alt ist, das soll lassen in den nachgehenden Tagen: den 7ten Tag im Märzen am rechten Arm um des Gehörs willen; den 14ten im April am linken Arm um des Gesichts willen; den 5ten und 6ten Tag im Maien an jeglichem Arm um des Fiebers willen.

Endlich kommt eine dritte Figur mit Bezeichnung von sechs und dreißig laßfähigen Adern und der nachfolgenden Auslegung, wofür man jede Ader lassen soll. Z. B. die 8te Ader auf dem Daumen laß für das Gesicht des Hauptes, den Blutgang und Beulen und für andere Gebresten; die 10ten zwo Adern auf jedem Arm Cephalika genannt, gut für die Fäulniß des Haupts und zu dem Herzen, für alle Zähne, der Augen und das Schmerzen der Brust. Die Median ist gut für Herzleid und bringt den Menschen zu viel Klugheit. Da gibt es Adern wider alle Gebresten von Milz, Leber, Niern, den Stein, Wassersucht, Nesselsucht, Reude, Grind und Schädigkeit des Antlitzes u. s. w. Dann kommen Regeln über Schweiß- und Wasserbaden, Schröpfen und Klistiren. Den Beschluß machen die vier Winde und die Bezeichnung der Frohnfasten. Gedruckt zu Straßburg als man zählt nach Christi Geburt 1518 am heiligen Osterabend.

Wenn es nach dieser Probe der Volksmedizin im sechszehnten Jahrhunderte noch nöthig wäre, dem trostlosen Gemälde des allgemeinen Aberwitzes einen Zug beizufügen, so dürften wir nur an den, selbst unter den ersten Männern jener Zeit verbreiteten Hexenglauben erinnern, der — offenbar eine Fortpflanzung des Glaubens unserer germanischen Voreltern an die Wundergaben der Alrunen — vorzüglich alte Weiber im Besitz gewisser magischer Künste und geheimer Kenntnisse wähnte, wodurch sie der Menschheit Schaden zuzufügen, Wetter und Seuchen zu erregen im Stande wären.

„Hör und merk, o hochgelobter Fürst, schreibt der Leibarzt des Herzogs Albrecht von Baiern, Dr. Hartlieb, an den Markgrafen Johann von Brandenburg im 34sten Kapitel seines Buches aller verbotenen Kunst u. s. w., eine große Sache die mir selbst begegnet ist und geschehen ist da man zählt von Christi Jesu Geburt tausend vierhundert und im sechs und vierzigsten Jahre. Da wurden etlich Frauen zu Heidelberg verbrannt um Zauberei, ihre rechte Lehrmeisterin kam davon. Danach in dem andern Jahr kam ich in Botschaft von München zu dem durchlauchtigen, hochgebornen Pfalzgrafen Ludwig, dem Gott genad, wann soll ein Fürst durch seine Treu behalten werden, so ist er je bei Gott. In denselben Tagen kam eine Mähre, wie die Meisterin gefangen wär. Ich bat sein Genad, daß er mich zu ihr ließ. Der Fürst was willig. Er thät die Frauen, auch den Ketzermeister mir zubringen in ein Städtlein, heißt Götscham, in seines Hofmeisters Haus, genannt Peter von Thalhaim. Ich erwart von dem Fürsten die Gnad, wann mich die Frau lernet Schauer und Hagel machen, daß er sie leben wollt lassen, doch daß sie sein Land verschwören sollt. Als ich zu der Frauen und dem Ketzermeister in eine

Stube allein kam und begehrt ihre Lehr. Die Frau ſprach, ſie möcht mich die Sach nicht gelernen, ich wollt dann alles thun, das ſie mich lernet. Ich fragt was das wär, damit ich Gott nicht erzürnet und nit wieder chriſtlichen Glauben thät, das wollt ich thun. Sie lag mit einem Fuß in einem Eiſen und ſprach zu mir dieſe Worte: Lieber Sohn, du mußt am erſten Gott verläugnen, die Tauf und alle Sakrament damit du geſalbt und bezeichnet biſt. Danach mußt du verläugnen alle Heiligen Gottes und voraus ſeine Mutter Maria, danach mußt du dich mit Leib und Seel ergeben den drei Teufeln die ich dir nenn, und die geben Dir eine Zeit zu leben und verſprechen deinen Willen zu leiſten, als lang bis die Zeit verendet wird. Ich ſprach zu der Frauen: was muß ich mehr thun? Die Frau ſprach: nit mehr, wann du der Sach begehrſt, ſo gang in ein Geheim und ruf den Geiſtern und opfre ihnen das. So kommen ſie und machen dir in einer Stund Hagel wo du willt. Ich ſagt der Frau, daß ich der Sach keine thun wollt, wann ich vor geredt hätt, möcht ſie mir ſolche Kunſt mittheilen, daß ich Gott nit erzürnet, auch wider chriſtlichen Glauben nit thät, ſo wollt ich ſie ledig machen. Sie ſprach, daß ſie die Sach nit anders könt. Die Frau ward wiedergeantwort Hanſen von Thailhaim; der thät ſie verbrennen, da er ſie gefangen hätt.“

Dieſe Probe zeigt uns, wie ſelbſt Gelehrte und Doktoren über die Zauberei dachten und von der Möglichkeit, Wetter, Seuchen, Krankheiten u. ſ. w. mit Hülfe des Böſen zu erzeugen, überzeugt waren. Zürnt nicht Luther ſelbſt den Aerzten, welche die Krankheiten aus natürlichen Urſachen herleiten wollten, da ſelbe doch meiſtens vom Teufel bewirkt würden. Umſonſt erhob ſich ein deutſcher Arzt, der edeldenkende Wyer, gegen die unmenſchliche Verfolgung der Hexen, umſonſt griff er den Aberglauben mit den ſcharfen Waffen ſeines Verſtandes an und riß ihm die Maske vom blutriefenden Angeſichte; umſonſt wendete er ſich im Namen der Menſchheit an Kaiſer und Reich und reklamirte die ſogenannten Hexen vom Scheiterhaufen für Hoſpitäler und Irrenhäuſer — ſein Jahrhundert ſchrie ihn ſelbſt für einen Hexenmeiſter aus. Nach wie vor loderten die Scheiterhaufen angeblich zur Ehre Gottes, in Wahrheit aber zur Schande der Menſchheit, ja die Einkünfte der Ketzerrichter waren mit ſataniſcher Berechnung zu vier bis fünf Thaler auf die Hexe angewieſen. So war es natürlich, daß man möglichſt viele Hexen ſuchte und auch fand, welche nach der im Hexenhammer vorgeſchriebenen Weiſe auf der Folter zum Geſtändniß ihrer Zaubereien gebracht wurden.

Wollen wir uns vom Zuſtande der Aufklärung jener Zeiten unterrichten, dürfen wir nur die Landgebote wider Aberglauben, Zauberei und Teufelskunſt durchblättern, welche durch das ſiebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert ergingen. Oder des Hiskus Cardiluzius Stadt- und Landapotheke, worin z. B. die Kräuter des Stiers (nämlich des Sternbildes) als Präſervativ gegen Ausſatz, Peſtilenz u. ſ. w., Pulver von gedörrten Kröten und Laubfröſchen (im Mai gefangen) auf weiße Haſenhaare geſtreut, gegen Blutungen mit allem Aufwand aſtrologiſchen Unſinns gerühmt werden. Oder den Artikel „Aberglauben“ im Anhange zu Grimms deutſcher Mythologie, in welchem ſich die abergläubiſchen Gebräuche in den verſchiedenen Provinzen Deutſchlands, in Frankreich, Skandinavien, Polen und den Oſtſeeprovinzen zuſammengeſtellt finden. Farrenſaamen und Alraunwurzel waren noch immer im höchſten Anſehen und wurden zu den abſcheulichſten Wundermitteln verbraucht. Dabei Quinteſſenz aus Herzen und Knochen der Haſen, Perlenmutter, Korallen und dem fabelhaften Knochen des Hirſchherzens. Beſonders wurden Waffenſalben, die man von einem aus den Schädeln Gehenkter hervorſchwitzenden Mooſe mit myſtiſchen Zuthaten bereitete, vielfach geprieſen; Wunderſegen, ſich hieb- und ſchußfeſt zu machen, empfohlen, oder ein von einem 5 bis 7jährigen Mädchen geſponnen Hemd, oder das Tragen von Allermannsharniſch (einer Pflanze), oder von Häuten eines Neugeborenen. Da gab es Mittel wider alle Krankheit, z. B. ein von gebettelten Pfennigen gemachter Ring am Finger; wider das Fieber eine Handvoll Salz in fließend Waſſer abwärts geſtreut in Gottesnamen, oder eine Kohle die man unter dem linken Fuße findet, wenn man Frühlings die erſte Schwalbe ſieht; wider Halsweh ein in der Mühle ſtillſchweigend geſtohlen Band, oder die vom Pfarrer am Blaſius-

tage in's Kreuz gehaltenen brennenden Kerzen (vom Volke „einbläseln“ genannt); gegen den Schnupfen das Riechen in die Schuhe des Ehemanns oder das Trinken eines Glases Wasser durch eine dreizackige Gabel; gegen Gefrais (Krämpfe) ein unter das Kopfkissen gelegtes Schwalbennest oder Hufeisen, oder ein über den Kopf gedeckter, geerbter Fischtiegel; gegen Kröpfe das Bestreichen mit dem Dochte aus der Lampe, die in einem Sterbzimmer brannte, gegen die Rose Feuerschlagen. Dabei und vor Allem das Beschwören und Segnen durch Priesterhand; half dieß nicht, so hielt man die Bezauberung für untilgbar und ließ Menschen und Vieh, als behext, ohne Hülfe sterben.

Wenn wir uns nun nach jenen Individuen umsehen, welche im Besitz dieser geheimen Kenntniß geglaubt wurden und als die Träger der Volksmedizin erscheinen, so sind es theils solche, welche durch ihre Beschäftigung im besondern Verkehr mit der Natur lebten, wie Schäfer, Jäger, Bergleute, und denen deßhalb der Volksglaube einen vertrauten Umgang mit den Kobolden, Elfen und andern Naturgeistern zuschrieb, theils auch solche, welche dem kindlichen Geiste jener Zeiten durch Beschäftigung, Abkunft oder andere Verhältnisse einen gewissen Abscheu einflößten, wie Scharfrichter, Abdecker, Zigeuner, alte Weiber und dergleichen. Jene wurden größtentheils für freundlich gesinnte Helfer in der Noth gehalten, wie man von ihnen auch behauptete, daß sie durch Gunst der Wichtlein und Geister die geheime Kenntniß erhielten. Diese dagegen betrachtete man mit Furcht als mächtig in der geheimen Kunst, die sie leicht zum Schaden der Menschen anwenden und die man deßhalb ja nicht reizen dürfe. Ein hierher bezügliches Sprichwort sagt:

Schinder, Scharfrichter und Jäger,
Sind lauter Vettern und Schwäger.
Schäfer und Schinder
Sind Geschwisterkinder.

Besonders darf man unter den Volksärzten die Bader und Barbierer, welchen die Ausübung der kleinern Chirurgie — nämlich Aderlassen, Schröpfen und Klistiren — zustand, nicht vergessen. Sie, welche durch diese Operationen, die das Volk häufig aus diätetischen Gründen an sich vollziehen ließ, auch einen wichtigen Einfluß auf die Ansichten des Volks über seine leibliche Wohlfahrt gewonnen, kamen frühzeitig in den Besitz der Volksheilkunde und ihrer Geheimnisse und wußten sich in diesem Ansehen bis zur Gegenwart zu erhalten. Also erweiterte sich der Kreis der Volksärzte immer mehr, denn alle Gewerbe, die mit den beliebten Volksmitteln zu thun hatten, wurden von Hohen und Niedern gesucht und wohl bezahlt. In der Dienstinstruktion der Scharfrichter hieß es geradezu, daß sie innere und äußere Krankheiten an Menschen und Vieh zu heilen das Recht hätten — ein Privileg, das in manchen Ländern, z. B. in Baden, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bestand.

Und jetzt, im Zeitalter unserer hochgepriesenen Aufklärung, erinnern wir uns nicht mehr, was wir selbst noch mit Augen sahen? Wie lange ist die Zeit dahin, daß Einrichter, Bruchschneider und Zahnbrecher ihr Unwesen ungestört ausübten? daß Königsäder und Herrgottskrämer mit angeblichen Reliquien, Lukaszetteln und geweihten Kräutern schändlichen Handel treiben? Oder sind uns etwa nicht die heilenden Medaillen und geweihten Kreuze und Ablaßpfennige bekannt, die für alle Leiden und Krankheiten noch in unsern Tagen gerühmt werden? Zu wem geht das Volk, wenn es ärztliche Hülfe braucht in unserer Zeit, wo fast jeder Ort einen promovirten Arzt besitzt? Zuerst zu den weisen Frauen, Schäfern, Abdeckern, Scharfrichtern und endlich, wenn Alles fruchtlos ist — zum Doktor; denn „wenn der nicht heilen kann, was Andere nicht können, wofür ist er denn da?!“ Oder sind uns etwa nicht die vortrefflichen Hausmittel bekannt, z. B. der letzte Kleinfingerknochen eines Gehenkten gegen Halsweh, Hundsschmalz und Kalbslunge gegen Lungensucht, Spinnweben auf Butterbrod gegen Wechselfieber, item sieben Läuse auf Butterbrod gegen Gelbsucht und dergleichen erbauliche Sachen mehr? Wird nicht noch heutigen Tages in den Kirchen eingebläselt und die Heiligen, wie häufig werden sie angerufen, ihre Kraft zu zeigen und den Aerzten durch Hebung von Zahnweh, Unfruchtbarkeit u. s. w. in's Handwerk zu pfuschen. Wer, wie der Arzt, nur zu häufig Gelegenheit hat, die gänzliche Unwissenheit des Volkes in Sachen seines Körpers zu beobachten, und bei Aufzählung der

muthmaßlichen Krankheitsursachen „Bauchhefen“, „Dämpfigkeit des Blutes“ und andere Albernheiten zu hören bekommt, den wird es keineswegs befremden, daß auch in unserm vielgerühmten, aufgeklärten Jahrhunderte — und nicht bloß unter der niedrigsten Volksklasse — vom Anthun und Verwünschen im Ernste die Rede ist, und noch manche Messe und mancher Segen um Lösung vom Hexenzauber gebetet wird.

Diese Entwicklung der Volksarzneikunde belehrt uns, daß sie zu allen Zeiten in dem Glauben, leider meistens in dem Aberglauben der großen Masse ihr Element gefunden. Jeder glaubt sein eigener Arzt seyn zu können, denn er ist doch Herr seines Leibes. Bald aber will der Naturarzt in seiner Humanität auch seine Nebenmenschen beglücken, die leichtgläubig genug sind, prahlerischen Worten Gehör zu geben. Dazu kommt, daß sich die Heilweise der Naturärzte durch Leichtigkeit der Erlernung und Anwendung bei weitem vor der schwierigen und deßhalb für nutzlos ausgeschrienen Heilwissenschaft auszeichnet. Wozu sollte man auch der erschrecklichen Menge von lateinischen und griechischen Namen bedürfen, womit die Anatomen jedes Fäserchen des Körpers unverständlich machen? Wozu der gelehrten Spekulationen über die Natur und Wesenheit der Krankheiten, welche dennoch nie und nimmer enträthselt werden können. Die Natur heilt ohne dieß Alles und der rechte Arzt braucht nur offenen Sinn für die Natur und festen Glauben an ihre Wunderkraft, dann geht Alles leicht. So weiß man sich zu trösten. Durch mancherlei Erfahrungen in der Naturkunde, welche theils unbegründet, theils schlecht verstanden in einer Flut von oberflächlichen Flugschriften über das Publikum ausgestreut werden, erhält dieser Hang zum Aberglauben und Unbegreiflichen nur noch mehr Nahrung. Jeder hält sich berufen, ihre geheimnißvollen Kräfte zu versuchen, und so drängt ein Prophet den andern. Exorcismus, Magnetismus, Homöopathie, Kaltwasserheilkunde, sind nach einander an uns vorübergegangen. Sie haben eine Zeitlang geglänzt, für allmächtig, für allein heilbringend gegolten und fielen dann in ihre Nichtigkeit zurück, oder wurden in ihre angemessenen Schranken verwiesen. Noch steht die Volksmedizin im Zeichen des Wassermanns. Möchte sie dort alle Irrthümer von sich abwaschen und neugeboren zu ihrer anfänglichen Bestimmung zurückkehren, durch vernünftige Beobachtung und Aufklärung das Volkswohl zu fördern, statt es durch phantastische Träumereien — den schlechtesten Deckmantel grober Unwissenheit — zu untergraben.

Königsberg.

Allgemeine Karakteristik.

(Aus Dr. Alexander Jung's neuestem Werke „Königsberg und die Königsberger.“)

I.

Nicht bloß die Mysterien, auch die öffentlichen Ereignisse der Stadt Königsberg setzen jetzt täglich einen Inhalt ab, welchen der künftige Darsteller von beiden nur mit Mühe bewältigen wird. Es geht Städten von nur einiger Bedeutung wie es Individuen und Völkern geht. Sie bedürfen nach großen Leistungen oft Jahre langer Ruhe, in denen sie wenig oder nichts produciren, in denen sie fast verschollen zu seyn scheinen. Dann aber verjüngen sie sich auf's Neue in sich selbst, ohne daß man immer den äußern Grund dieser Verjüngung angeben könnte. Sie erscheinen wie durch einen Zauber in eine wärmere Atmosphäre hineingehoben, und es kehrt für sie wieder die Zeit einer ruhelosen, einer schöpferischen Thätigkeit.

Wer sprach von Königsberg viel nach dem unglücklichen Kriege, oder nach den großartigen Opfern für die Kämpfe von 1813 und 14, zu denen es ein Freicorps stellte, welches durch seine Tapferkeit die fallende Blüte der Jugend in ewige Lorbern zu verwandeln wußte? Denn daß damals an unserer Universität oft die heftigsten Disputationen in lateinischer Sprache gehalten wurden, von derem öffentlichem Gerichtsverfahren das Volk außerhalb der Schranken häufig nicht das Geringste verstand; daß sich theoretische und praktische Theologen in Broschüren — deren Erscheinen in jener unschuldigen Zeit jedesmal schon ein Ereigniß

war — herumzankten, ob der Rationalismus oder der Supernaturalismus Recht habe; daß ſich in einem der geheimſten Conventikel, in Folge des Schönherr'ſchen Syſtems, unter den Predigern Ebel und Dieſtel, ſogar ein kleiner St. Simonismus mit ſeinem Pater Enfantin unter uns ausbildete, von welchem die Sage ging, daß er das freie Weib bereits gefunden habe; daß ſich endlich ein geiſtreicher, in ſeiner Art ſelbſtändiger Philoſoph wie Herbart auf den Iſolirſchemel der Forſchung ſetzte, um durch viele eintönige Jahre hindurch ein auch wieder iſolirtes Syſtem mit vielem Scharfſinne und mathematiſcher Konſequenz auszuſinnen; von alle dem wollte Deutſchland, geſchweige Europa, damals noch wenig Notiz nehmen.

Aber — Aſien hat ſchon häufig, obwohl zunächſt durch Verheerung, Europa befruchtet. Kaum hatte die Nachricht von zwei Revolutionen, zu Paris und zu Warſchau, die Gemüther erſchüttert, als auch ſchon die aſiatiſche Cholera kam, und ſie kam auch zu uns. Sie zog wie ein Komet, wie eine Gottesgeißel über Europa hin, und rief den Schrecken aber auch den Humor, die Maſſe aber auch die Intelligenz wach. Das kleinſtädtiſch und lautlos genug gewordene Königsberg wurde jetzt rührig und erfinderiſch. Großartige Sicherheitsanſtalten, hochherzige Selbſtaufopferungen traten wieder hervor. Sogar die ſehr prüde und unfruchtbar gewordene Königsberger Literatur regte ſich, und gebar im Angeſichte des Todes, nicht vor Angſt, ſondern aus reifer Einſicht, kein todtes Kind, ſondern eine Cholerazeitung, die ſehr beſonnen redigirt wurde, und damals vielen Nutzen ſtiftete. Während die verhangenen Tragekörbe mit Erkrankten ſich gegenſeitig den Weg verengten, während die Leichenwagen Stunde für Stunde über die Straße rollten, während von ſtets neuen Erkrankungen und Todesfällen die Kunde erſcholl, hatte man doch Geiſtesgegenwart genug, komfortabel ſich einzurichten, zu Hülfeleiſtung und fröhlicher Unterhaltung zuſammen zu rücken, und mit Gottvertrauen und Witz dem Tode ein Schnippchen zu ſchlagen. Sogar eine Julirevolution in verjüngtem Maßſtab brach unter uns aus, eine Revolution, welche aber nicht gegen die Heilkünſtler des Staates, ſondern gegen die des Leibes gerichtet war, indem der Königsberger Pöbel darin mit dem Pariſer ſympathiſirte, daß er ſich einbildete, die Aerzte vergifteten das Volk.

Und wie viel wird nun einer ſolchen, vom Schauer der Anſteckung, vom Terrorismus des Todes bedrohten Stadt ein Mann ſeyn, der mit ſicherer Hand alle dieſe Wirren zur Ordnung wieder zurückſchlingt! Man denke an Perikles in der von der Peſt heimgeſuchten Stadt der Athener. Der unſrige, ebenfalls Staatsmann im eminenten Sinne, ſollte ſich von dem Griechen dadurch unterſcheiden, daß er durch die Anſtalten, die er traf, Sieger über die verheerende Krankheit, nicht ſelbſt ihr Opfer wurde; daß er auf eine kommende Blüte unſerer Kultur hinwies, ſie allerdings auch herbeiführen half, und ſich noch lange nach jener Epidemie eines in jeder Hinſicht beſſern Zeitalters erfreute, wie wir denn ſo glücklich ſind, ihn immer noch den unſrigen zu nennen, wenn er gleich jetzt meiſtens in ländlicher Zurückgezogenheit weilt.

Herr von Schön, damals Oberpräſident der beiden Provinzen Oſt- und Weſtpreußen, ſeit dem Jahre 1840 Miniſter und Burggraf von Marienburg, mit unvergänglichem Ruhm in die Annalen unſerer Geſchichte gezeichnet, muß recht eigentlich für die neue Zeit als Hauptrepräſentant der Königsberger Bildungsphaſe, auch der kommenden, angeſehen werden, und zwar um ſo mehr, als er von der Schule Kants und Englands her philoſophiſchen Geiſt mit politiſchem Scharfblick, Solidität der Grundſätze mit reſolutem Handeln, lautern Patriotismus mit ſtets offenem Weltblick in ſeltener Art zu verbinden weiß.

Doch — wir verweilen jetzt nicht weiter bei dem, was die dreißiger Jahre des Neuen gebracht, da es uns hier zuerſt um eine allgemeine Karakterzeichnung unſerer Stadt zu thun iſt, an welche wir dann die ferneren Bewegungen und Zuſtände der nächſten Vergangenheit und Gegenwart zu knüpfen gedenken, hierzu aber eben ſchon jetzt eines Blickes in die Vergangenheit bedurften. Nur bemerken wir noch, daß auch im vorigen Decennium mit jedem Jahre das Leben unſeres Ortes zuſehends ein regeres wurde, daß ſich ſchon in dem aufgeſchloſſenen Intereſſe für die Schickſale anderer Nationen, vor Allem aber in dem ſich nun ankündigenden

größeren Selbſtbewußtſeyn und Unabhängigkeitsſinne der Königsberger eine friſchere Zeit, für welche eben die Cholera den Boden gelockert hatte, auf's Untrüglichſte zu erkennen gab.

Wir gedenken nun in unſerer Darſtellung folgenden Gang zu nehmen. Wir geben zuerſt — wie wir bereits damit beſchäftigt ſind — eine allgemeine Karakteriſtik der Stadt, gehen dann zu der politiſch-ſocialen Bewegung unter den Königsbergern über, laſſen die kirchlich-ſociale Bewegung folgen, und beſchließen das Ganze mit einer Betrachtung unſerer literariſchen Zuſtände.

Königsberg iſt auch darin eine ſo merkwürdige Stadt, daß es einen auffallenden Kontraſt zwiſchen größter Unſcheinbarkeit ſeines äußeren Erſcheinens mit dem unüberſehlichen Reichthum eines inneren Gehaltes durch alle Konſequenzen und Schattirungen hindurch führt, daß es dieſen Kontraſt von Oede und Mannigfaltigkeit, von nüchternem Verſtande und Phantaſie, von unbeſtimmter Ausweitung und ausgeprägteſter Individualität auch wieder auf beiden Seiten, in ſeinem äußeren Habitus, wie in ſeiner inneren Geſtaltung, geltend macht. Die bekannte Erfahrung, daß ſich die Lebensentwickelung einer Exiſtenz kurz vor ihrem Aufhören noch einmal in ſich zuſammen nimmt, und nun in aller Herrlichkeit aufleuchtet, dieſe Erfahrung kann man auch häufig bei der geographiſchen Ausdehnung eines Landes in Anwendung bringen, was deſſen eigentlichen Karakter betrifft. Königsberg iſt der merkwürdige Ort, welcher, an das Ende von Deutſchland gedrängt, dieſes ſo höchſt eigenthümlich geartete Land in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit und Originalität noch einmal in ſich abbildet, und dem aufmerkſamen Beobachter vor das Auge bringt.

Wir treten in das Weichbild der Stadt. Wir ſehen ſie, durch zahlreiche und doch nicht impoſante Thürme ſignaliſirt, in einer ſehr beträchtlichen Längenausdehnung vor uns liegen. Aber auch nichts anderes, was ſonſt den Glanz und Reichthum eines großſtädtiſchen Lebens ſchon in der Ferne zu verkünden pflegt, wenn man ſich von auswärts her nähert, will uns hier begegnen.

Das iſt alſo die Stadt — rufen wir voll Verwunderung ſchon jetzt aus — welche neuerdings ſo viel von ſich hat ſprechen machen! Keine Mannigfaltigkeit und Pracht der Landhäuſer, die oft ſchon meilenweit eine Stadt vor der Stadt bilden, keine beſonders lebhafte Ab- und Zufuhr der Landleute, der Reiſenden, kein auffallender Luxus der Equipagen, der Reiter, der Promenaden, welche vor den Environs einer Hauptſtadt ſonſt in der Regel auf eine ſo ſpannende Weiſe uns mit tauſend Stegreifvermuthungen zur Hauptpforte des Ortes gelangen laſſen! —

Wir werden in unſerer folgenden Betrachtung Königsbergs, in topographiſcher Hinſicht, beſonders die neun Haupttheile der Stadt in's Auge faſſen, welche heißen: Vorſtadt, Kneiphof, Altſtadt, Löbenicht, Sackheim, Roßgarten, neue Sorge, Tragheim und Steindamm.

Ja, ſchon ſind wir in das Thor von der Berliner Seite her eingefahren, und wir wiſſen noch immer nicht, weſſen wir hier eigentlich zu gewärtigen haben. Die Stadt ſcheint uns faſt wie verſchwunden. Wir machen eine Wendung links, und gelangen in eine ziemlich unanſehnliche Straße, die uns aber ſogleich, gerade vor uns hin, eine überraſchend ſchöne Perſpektive von Häuſern eröffnet. Es iſt die Vorſtadt, in welcher wir uns befinden. Sie hat in der That etwas Modern-Großſtädtiſches, etwas, wenn man will, von der Leipziger Straße Berlins, aber ſie bekommt ſogleich einen eigenthümlich orientaliſchen Karakter durch die ſeltſamen Geſtalten, in langem, ſchwarzſeidenem Talar, in kurzen Beinkleidern von demſelben Stoffe, mit Schuh und Strümpfen, breitgekrämptem Hut, langem Stab in der Hand, die wir vielfache Gruppen zu beiden Seiten der breiten Straße bilden ſehen, oder ſie ſind einzeln zerſtreut in dem lebhafteſten Verkehr, in dem Austauſche von Handelsintereſſen mit einander begriffen. Dieſe hier in der Sommerzeit ſehr zahlreich verſammelten polniſchen Juden, mit ihren langen, oft ſchneeweißen Bärten, tragen in den ſcharf geſchnittenen Geſichtszügen, von dem friſcheſten Inkarnat, immer noch ein Stück patriarchaliſches Stilllebens, immer noch eine heilige Erinnerung an die geliebte Heimath des alten Kanaan, und kontraſtiren ſo um ſo mehr mit dem Zeitgeiſt.

Nur noch einige Augenblicke jedoch, und wir empfangen durch den Bau der Häuſer

einen ganz und gar andern Eindruck. Wir kommen zur grünen Brücke, die uns in der ganzen Ausdehnung des Pregelflusses, nach Osten und besonders nach Westen, einen der reichsten Wasserprospekte überschauen läßt.

Rechts sehen wir bei der Börse vorbei einen Quai entlang, der schon wieder nach einer anderen Brücke hin ausmündet, hinter der stattliche Wohngebäude und Waarenhäuser hervorragen. Links dagegen haben wir einen Ausblick in die Ferne bis zum Horizont, einen Blick, der für Königsbergs Weltverbindung in hohem Grade charakteristisch ist. Es öffnet sich nämlich eine Perspective, deren prächtige Straße hier nicht Häuser, sondern Schiffe bilden. Holländer, Dänen, Norweger, Schweden, Engländer, Amerikaner haben sich hier in den umfangreichsten Meeres-Palästen auf dem Flußbette gelagert, neben deren pomphafter Riesenhaftigkeit, wie in einer Slaven-Residenz, die elenden Baracken der Dzimken-Witinnen einen wunderbar überraschenden Contrast bilden. *

Seltsame Folge der Dinge, der Ereignisse! Die philosophischen Genien der Jahrhunderte müssen doch wohl, wie wenig der Philister es oft zugeben mag, die Zukunft wittern, sie müssen ihr, wo sie sich gerade ansiedeln, wo sie gerade promeniren, wo sie auf ihren Spaziergängen still stehen, um einem Gedanken sich hinzugeben, der Zukunft unbewußt schon auf der Fährte seyn. Dort auf dem Pregel, wo auf der rechten Seite des Ufers einst der berühmte Magus aus Norden, der tiefsinnige Hamann, in stiller Zurückgezogenheit seinen Licent-Posten verwaltete, und wo auf der linken Seite der alte Kant, bevor er in einen der Laubgänge des Philosophen-Damms sich verlor, anzuhalten pflegte, um über die fernere Besiegung des Naturelements nachzugrübeln, wenn er eben einen Dreimaster mit dem Winde kämpfen sah; dort ist die Stelle, an welcher jetzt unsere Dampfschiffe liegen, um mit wildem Schnauben, dem Gegenwinde zum Trotz, in's Meer hinaus zu stürmen.

Doch — wir glauben plötzlich, nach der Scene zu urtheilen, die wir jetzt vor uns haben, in einer der ältesten Straßen Lübeck's oder Bremen's oder des alten Hamburg zu seyn. So sehr hat hier in der Langgasse des Kneiphofs alles einen behäbig kaufmännischen, einen ächt hanseatischen Charakter. Hier — zum Theil aber auch in anderen Stadttheilen — ist noch immer der Sitz der alten berühmten Handelsfirmen Königsbergs, das Quartier unserer Fugger, unserer kleinen und großen Rothschilde, hier hört man noch immer die Namen von dem alten gediegenen Silber- und Gold-Klange, die Namen der auf unverwüstlicher Solidität gegründeten, durch Spekulation im größten merkantilischen Styl weltberühmt gewordenen Kaufmannshäuser, die mit London und mit Liverpool, mit Amsterdam und mit Bordeaux, mit Boston und New-York in wöchentlicher, ja täglicher Verbindung stehen, und bei denen der Engländer oder der Amerikaner, wenn er nach unserer Stadt kommt, aus- und eingeht, als wäre dieses Königsberger Kaufmannshaus nur ein anders placirtes Comtoir seiner Heimath, nur ein versetzter Colonie-Zweig seines eigenen Familienkreises. Wahrlich, der glänzendste Beweis von der ächten Humanität kaufmännischer Gastfreundschaft und ihrer weltumfassenden Größe!

Wir haben hier so eben einen Punkt berührt, der für die spätere Charakteristik unserer jetzigen Bildungszustände von großer Erheblichkeit ist. Die Gegenwart eines ansehnlichen Kaufmannsstandes, vollends, wenn dazu, wie bei uns, noch eine Universität kommt, verleiht einer Stadt schon von vorn herein jenen stolzen Unabhängigkeitssinn, jenes bewußtvolle Beruhen auf sich, welches auch auf andere, mehr geistige Gebiete des öffentlichen Lebens von segensreichem Einflusse ist. Besonders aber wird dieses der Fall seyn, wenn sich hier nichts von jenem Dünkel eines bloß materiellen Besitzes, von jenem Schmutz einer modernen Geldaristokratie ansetzt, über die man in neuerer Zeit an anderen Orten so bittere Klage geführt hat. Der Königsberger Kaufmann ist von jenem Dünkel im Allgemeinen frei zu sprechen. Die Gravität einer stolzen, unabhängigen Würde wird bei ihm so sehr durch Vielseitigkeit der Interessen, durch Verstand und durch Bildung, durch Heiterkeit und durch Liebe zu einem Geist belebenden Um-

* Dzimken nennt man die noch fast im Naturzustande sich befindenden Polen, welche auf langen Flößen, die mit Holzhütten versehen sind, unter Führung eines polnischen Juden nach Königsberg kommen, um Getreide, Matten und später auch das Holz ihrer Fahrzeuge zu verkaufen.

gange ausgeglichen, daß der Charakter eines ſo gearteten Kaufmanns-Standes auf die Geſinnungsweiſe der Königsberger überhaupt veredelnd und ausweitend wirken muß, wie es auch bekannt iſt, daß ſchon Kant vor Allem den Umgang mit Kaufleuten ſeines Ortes gern hatte und ſuchte.

Aber wir ſind unterdeſſen in die Altſtadt gelangt, und befinden uns hier in einer Umgebung, die mehr den Typus des vorzugsweiſe Bürgerlichen hat, wie dieſes ſich im Mittelalter, zumal in gewiſſen Städten Deutſchlands in einer ſo eigengearteten, die Phantaſie vielfach beſchäftigenden Weiſe zur Geſtaltung gebracht. Beſonders empfängt man ſolchen Eindruck auf einem mit anmuthigen Bäumen verzierten, ziemlich geräumigen Platze, wo früher die altſtädtſche Kirche geſtanden, in welcher Umgebung ſich aber ſchon ſehr bemerkbar die neue Zeit hervordrängt in dem Baue und Anſtrich der Gebäude, in der heitern, ſchon von außen ſich verrathenden Wohnlichkeit der Einrichtung. Die ganze Häuſer-Façade dagegen, über welche alterthümlich würdig der Schloßthurm hervorragt, verſetzt uns nach Nürnberg, noch mehr aber vielleicht der an dieſen Platz angrenzende Altſtädtſche Markt mit dem Rathhauſe, mit dem ganzen, in ehrwürdig hoch aufſtrebender Ueberbauung zuſammengedrängten Häuſer-Complex. Hier finden wir denn auch nach der Nordſeite der Stadt, in der Verlängerung einer Seitenſtraße, auf der linken Seite, den Gemeindegarten der Altſtadt, eine der älteſten Bürger-Reſſourcen, der in den jüngſten Tagen durch die mächtigen Bürgerverſammlungen, welche hier gehalten wurden, und auf die wir ſpäter ausführlich zu ſprechen kommen werden, ſo berühmt geworden iſt.

Doch wir verfolgen die Richtung gerade vor uns. Wir wenden uns rechts, und gelangen durch den innern Schloßraum auf einen Platz, den wir als das eigentliche Centrum Königsbergs bezeichnen können, wie wir denn hier auch die Normal-Uhr der Stadt erblicken, welche über dem Thore, durch welches wir ſo eben gekommen, angebracht iſt. Wir kehren uns um, und ſehen rechts die Anhöhe hinunter in die Schmiedeſtraße, aus der uns, ungeachtet ſchon der Name der Straße an die Eſſe erinnert, die äußerſte Spiegel-Eleganz der Kaufmannsläden mit rieſenhaften Goldbuchſtaben aus dem ſchwarzen Grunde des Alterthums entgegenleuchtet. Der Einblick in dieſen tiefliegenden Stadttheil, mit ſeinem düſtern, ſchwarz angerauchten Gemäuer, mit dem Unüberſehlichen ſeiner ganzen Maſſenhaftigkeit, verſetzt uns nach Köln oder nach Prag. Hier ſind die Niederlaſſungen der Tuchhändler zu finden.

Gerade vor uns hin liegt der Löbenicht, ebenfalls in einer bedeutenden Abdachung der Gegend, in dem die reichen Brauer ihre Wohnungen haben, ein Stadttheil, der durch die Vertiefung ſeiner Lage, durch das ewig feuchte Straßenpflaſter, durch den nie aufhörenden, pikanten Malz-Brodem, durch das ſcharfe Gebräuſel zahlloſer Gerüche, durch die Winkligkeit und Verſchobenheit der Bauart, durch das Erdfahle des ganzen Farbentons, in dem er ſich darſtellt, auf die Phantaſie, beſonders, wenn man ihn Nachts paſſirt, wie ein ächter Höllen-Breugel wirkt. In dieſer Gegend befindet ſich denn auch die erſte Bierhalle der Stadt, deren ganzes Luſtre der Einrichtung beweiſt, daß wir in der Verpflanzung Münchens nach Preußen hinter den Berlinern wenigſtens im Punkte des Biers und der Bierbrauer nicht zurückgeblieben ſind.

An den Löbenicht reiht ſich der Sackheim, in dem ſich uns ſogleich die katholiſche Kirche präſentirt, und deſſen ſich lang hinziehende Straßen, wie alle entferntere Bezirke Königsbergs, außer der Vorſtadt, etwas unendlich Oedes, Melancholiſches, Geſchichtsloſes, an ſich tragen, ungeachtet die eigenthümliche und ſo fruchtbare Geſchichte unſerer Stadt gewiß auch hinter dieſen Mauern die thätigſten, einflußreichſten Werkſtätten beſitzt.

Aber wir ſehen von dem Poſto, welches wir oben gefaßt, links hinunter durch die franzöſiſche Straße. Sie iſt, bei übrigens unbedeutender Länge und mäßiger Breite, vielleicht ſelbſt wieder Königsberg im Kleinen, denn ſie iſt der Bauart nach, bei ſonſtiger Solidität, ebenfalls ſehr unanſehnlich, wenigſtens befriedigt ſie faſt in keiner Weiſe den Schönheitsſinn; aber ſie vereinigt in ihrer Geſammtheit vor allem einen dreifachen Luxus, den Luxus des geiſtigen Genuſſes, zumal der Bücher-Novitäten, den Luxus der Gourmandiſe, und endlich den Luxus einer großen Mannichfaltigkeit der Laden-Etiquette;

so daß Buchhändler, Conditoren, Goldarbeiter, Fabrikanten, Bijoutier's und Coiffeur's mit dem Glanz ihrer Ausstellungen, mit dem Wetteifer der lebhaftesten Concurrenz von allen Seiten unsre Blicke auf sich lenken.

Königsberg ist nicht bloß die Hauptstadt Preußens, Königsberg ist auch die Hauptstadt der Conditoren. Wer kennt nicht den Königsberger Marcipan? Königsberg hat gewiß von allen Städten Europa's und der Welt die meisten Atelier's aufzuweisen, nicht für cannelirte, wohl aber für candirte Kunstwerke, für jene aus dem zartesten Zucker-Alabaster sich erhebenden Werke der Plastik, die freilich eben so wenig dem Zahne der Zeit als dem des Mundes lang widerstehen, sondern im eigentlichen Sinne an dem Schmelz ihrer eigenen Hingebung an den Geschmack versterben.

Königsberg hat — cum grano salis — ungefähr so viele Conditoren, als Leipzig Buchhändler. Wie der alte Claudius gesagt, daß der Winter in der Schweiz seinen Sommer-Palast habe, so hat bei uns in Königsberg der Winter recht eigentlich bei den Schweizern — wie man früher nach ihrer Herkunft die Conditoren zu nennen pflegte — seinen Sommer-Palast, und zwar einmal deßwegen, weil die Conditoren unserer Stadt die geräumigsten Eiskeller haben, wie solche vielleicht kein europäischer Fürst in dieser Stattlichkeit besitzt, und sodann, weil in unseren hiesigen Conditoreien die prächtigsten Eis-Kuchen-Paläste jedem in den Laden Tretenden sogleich entgegenfunkeln, noch zu geschweigen der kleineren Eiszubereitungen, wie sie während unserer oft sehr heißen Sommer von Vorübergehenden aus Tassen oder Krystall-Schalen zur Erquickung genossen werden. Man könnte übrigens für derartige Zucker-Künstler in keinem Roman apetitlichere, sinnig-passendere, charakteristischere Namen ersinnen, als sie einige unserer hiesigen Conditoren führen. So der Name Feige, der uns doch gleich das Süße der bekannten lieblichen Frucht vorzaubert, so der Name Pomatti, in dem sich das lateinische pomum zu italienischer Weichheit und zu einer eingemachten Frucht des Südens wohltönend abdämpft, und endlich klingt in dem Worte Döllitscher (jetzt Maurizio) doch alsbald das Losungswort jedes Feinschmeckers mit an, wenn er seine höchste Behaglichkeit zu erkennen giebt in dem Ausrufe: delicios!

In der französischen Straße befindet sich denn auch, mit einer sehr großartigen Conditorei verbunden, das erste Caffee-Haus der Stadt, das Lokal des Herrn Siegel.

Wir werden auf dieses merkwürdige Etablissement, da es der Verkehr unter andern auch vieler Literaten ist, in der Darstellung unserer literarischen Zustände noch weiter zu sprechen kommen. Wer einen Ort sucht, der ihm Gelegenheit giebt, die eigentliche Crême der modernen Intelligenz in allen ihren Chancen, in ihrer fluctuirenden Lebhaftigkeit zu beobachten und mit daran Theil zu nehmen, wer den Schriftsteller, den beweglichen Gelehrten, den Künstler, den Politiker, aber auch den Gutsbesitzer, den Particulier, den Reisenden, kurz jeden, der über das bloße Fach noch hinausstrebt, kennen zu lernen wünscht, der muß dieses Caffeehaus des Herrn Siegel in der französischen Straße besuchen, und muß es zu den verschiedensten Tageszeiten besuchen, da jede ihren besonders ausgeprägten Charakter hat. So daß man nach den hier jedesmal versammelten Gästen eine Uhr bilden könnte, wie Linné eine Blumenuhr gebildet, welche auf's Präciseste angäbe, wie viel es nicht bloß in der Stadt, sondern auch in der Zeit an der Zeit ist; es wär' in der That eine publicistische Uhr.

Der Tod im Mississippi.

Erzählung.

Seht Ihr jenes leichte Fahrzeug schwimmen?
Hört Ihr auch das brausende Getöse
Von des Wasserfalles tiefer Stimme,
Die im wilden Echo Euch umdonnert? —
Wie der Gischt in schneegestaubten Flocken
Jetzt den Kahn umhüllt mit Wassernebel,
Der noch spielend schaukelt auf den Wogen,
Und die Gattin des Ampota Sava
Die Verlass'ne trägt mit ihren Kindern.

In die Arme legt sie beide Kleinen,
Schützend sie vor hochgebäumten Wellen,
Der Gesang der Trauernden dringt zitternd

Aus dem Brauſen jener jähen Fluten,
Gleich den Harfentönen, die vom Sturme
Wild ergriffen, klagender erbeben!

Sapa! ſingt die Gattin, ach! ich ſuchte
Nur den Tod, die Freiheit Dir zu geben!
Wellen öffnen mir die ſtille Tiefe,
Denn die Erde trägt nicht die Verlaſſ'ne!
Jedes Echo in dem engen Thale,
Jeder Sturm der Mitternacht, das Brauſen
Wilder Stürme in den hohen Wipfeln
Unſrer Rieſenwälder grüßt mich höhnend!
Sie, die Zeugen alle Deiner Liebe
Sind unſterblicher als Deine Treue!

O! ſo hört ihr hochumlaubten Bäume,
Lauſcht ihr Wellen und verſtumme Echo!
Hört, wie täuſchend er ſein Weib verrathen!
Adla, ſchön wie frühe Morgenröthe,
Aber liebend nicht, wie ich, mein Sapa,
Nicht die Mutter Deiner Kinder, Sapa!
Adla ſchien die reine Silberquelle,
Die dem Wand'rer nicht gefährlich dünket,
Bis er achtlos ihren Wellen folgend
Allzuſpät gewahrt wie ſie zum Strome
Schwillt, im beſt'gen Regenguß der Wolken,
Und den Weg ihm hemmend, ſich ergießet.

Adla, mit dem nächtlich ſchwarzen Haare,
Mit den Augen, die ein Blitz entzündet,
Nahte oft der leicht gebauten Hütte,
Von des Waldes Zweigen dicht gebogen,
Obdach ſuchend bei Orkanes Wüthen.
Gaſtlich nahm ich auf das fremde Mädchen,
Denn Vertrauen kannt' ich nur und Liebe,
Kannte von der Welt nur meinen Sapa!

Strafbar glühte die geheime Liebe,
Tief verborgen vor der Gattin Blicken
Um ſo heftiger nur in der Stille.
Endlich bahnt den Weg ſich ſelbſt die Flamme!

Sapa tritt zu mir, mit wildem Auge:
Weib! ſo rief er, theile Deine Hütte,
Theile Deine Sorge auch mit Adla;
Denn nur theilen kann ich meine Liebe!
Dich vermiß ich in der ſtolzen Adla,
Sie in Deiner weichgeſchaffnen Seele!
Von dem Stamm der Freunde jüngſt erwählet
Zu dem Häuptling, ward mir auch das Vorrecht,
Zwei der Frauen mir nach Wunſch zu nehmen! —

Sapa ſchwieg; ich aber rief die Kinder,
Nahm den Knaben, hob auf leichtem Arme
Dieſes Mädchen zu dem Mutterherzen.
Sapa! rief ich, liebſt Du nicht die Mutter,
Sind die Kinder Dir auch fremd geworden.
Wann iſt Liebe je getheilt im Herzen?
Wechſelnd auch gehört ſie doch nur Einem,
Und zum Leben ruft ſie den Beglückten
Ueber des Verlaſſ'nen ödem Grabe! —

Und ich floh, die Kinder auf dem Arme,
Sie gehören mir, nicht der Beglückten!
Und ſie ſterben willig mit der Mutter!
Lebe wohl, mein Sapa! Glück erflehet
Dir die Gattin zu dem Kampf der Feinde,
Glück wenn Du den Jagdſpieß kühn geworfen,
Wenn Du ſchwimmend mit den Fluten kämpfeſt;
Aber nimmer gebe Dir die Falſche,
Adla mit den lockend ſchwarzen Augen
Nur des Glückes Schatten, das ſie raubte! —

Und die Gattin des Ampota Sapa
Wirft ihr lenkend Ruder in die Tiefe, —
Läßt den Kahn zum freien Spiel der Wellen; —
Leichter fliegt er nun in Blitzesſchnelle,
Raſch und raſcher nach dem Waſſerfalle; —
Furchtbar rollt die ungeſtüme Woge,
Tauſend Säulen wirbeln in die Höhe;
Näher zieht die Mutter ihre Kleinen,
Fühlt die Herzen an dem Mutterherzen —
Eine Welle ſtürzt vom Waſſerfalle
Und verſchlingt den Kahn in ihre Tiefe!

Randgloſſen und Anderes.

*** Die Bewegung im Badener Kurleben dauert fort und die dießjährige Kurzeit iſt die ſeit lange bei weitem glänzendſte. Zwar hat uns S. M. der König von Würtemberg, welcher hier unter dem Incognito eines Grafen von Teck ſechs Wochen verweilt hatte, am 15 Auguſt wieder verlaſſen, allein heute nennt uns die Fremdenliſte ſchon wieder den Grafen von Schomburg nebſt Gemahlin (S. K. H. den Kurprinz von Heſſen) mit einem Gefolge von 31 Perſonen, S. K. H. den Erbgroßherzog von Heſſen, S. K. H. den Prinz Albrecht von Preußen, S. K. H. den Prinzen Karl von Preußen, S. K. H. den Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar, S. D. den Erbprinzen Karl von Sigmaringen und viele ausländiſche Größen. Unſere Großherzogliche Familie verweilt noch in dieſem Augenblicke auf dem hieſigen Schloſſe, und es hat den Anſchein, daß die Saiſon ſich noch einige Zeit auf dieſer Höhe erhalten werde. In vierzehn Tagen wird das alljährliche große Konzert ſtatt finden; man ſchmeichelte ſich damit, Jenny Lind dabei zu hören, allein die deßhalb getroffenen Einleitungen haben noch zu keinem Ergebniß geführt. Dafür hofft man Fanny Cerrito, welche in Kurzem hier eintrifft, mit Hülfe des Balletperſonals des Karlsruher Theaters ein Paar Vorſtellungen geben zu ſehen.

*** In Berlin gastirt jetzt Dlle. Unzelmann mit großem Beifalle auf dem königlichen Theater, namentlich in Goethe'schen Rollen, wie Gretchen und Marianne in den Geschwistern. In der Königsstadt gastirte Dlle. Novack, deren natürliche Anlagen nicht im richtigen Verhältnisse zu ihrer Ausbildung befunden wurden. — Man erwartet auf dem königlichen Theater drei neue deutsche Opern, welche sogleich nach der Rückkehr der Dlle. Tuczek, welche gegenwärtig in Urlaub ist, „in Angriff genommen werden sollen" (moderner Kunstausdruck). Diese Opern sind: Wilhelm von Oranien, von Eckart; der Waffenschmied von Worms, von Lortzing; die beiden Prinzen, von Esser. Eine Beglückung deutscher Tonsetzer, wie sie noch nie die Welt gesehen, wir hoffen die Beglückwünschung recht bald nachfolgen lassen zu können. Tenornoth ist in Berlin wie überall; Tichatscheck kann nicht fort von Dresden; Erl in Wien wollte für viertausend Thaler nicht kommen. In letzter Zeit gastirten Herr Reer aus Gotha, Ditt von Wien, Reichardt eben daher, Stiegelli von Hannover, Neuendorf u. s. w. Alle konnten Baser nicht ersetzen. Jetzt wird noch ein Wiener, Herr Krause erwartet. — Hr. Sontheim aus Karlsruhe soll nach den Berichten in den Blättern in Hamburg, wo er neben Jenny Lind sang, so sehr angesprochen haben, daß man ihn seiner jetzigen Stellung abwendig zu machen sucht.

*** In Berlin erscheint jetzt ein regelmäßiger Monatsbericht über alle Ereignisse des gesellschaftlichen Lebens. In der zweiten Nummer finden wir folgende Notiz interessant: Von Alexander von Humboldt's „Cosmos," dessen erster Band innerhalb eines Jahres drei Auflagen erlebte, erscheint bald der zweite Band. Das Manuscript ist der Vollendung nahe. Die Art, wie Humboldt arbeitet, ist eine eben so merkwürdige Erscheinung, als dasjenige was er arbeitet. Während des Tages theils vom König in Anspruch genommen, theils von Besuchen und von der ausgedehnten Correspondenz zerstreut, fast jeden Abend in Gesellschaft, stets conversirend und lebhaft, bleibt dem großen Naturforscher, zur Sammlung und Aufzeichnung seiner Gedanken nur die Nacht übrig, und der bewundernswürdige Greis sitzt auch rüstig um ein Uhr nach Mitternacht noch an seinem Schreibpulte und begrüßt den frischen Morgen heiter und lebensfroh. (Hannov. Morg.-Zeit.)

*** Das französische Theater in London, welches gewöhnlich nur Vaudevilles gibt, erfreute sich in dieser Saison der Darstellungen der Rachel. Sie erhielt größern Beifall in den Stücken von Corneille als in denen von Racine. Man applaudirte sie als Phädra, allein man bewunderte sie als Camilla. Am glänzendsten war ihr Sieg als Hermione. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich's wieder recht deutlich, daß die großen Künstler auch die großen Kritiker hervorrufen. Die englischen Feuilletons analysirten das Spiel der großen Tragikerin mit Feinheit und Schärfe. Bei der Gelegenheit kommen die frühern deutschen Kritiker schlecht weg, welche Racine und Corneille gegen Shakspeare stets herunterseßten. Neben der Rachel behauptete sich ihr Bruder Raphael Felix in den ersten Rollen mit Glück.

*** Die höchsten englischen Staatsämter beziehen nachstehende Besoldungen:

	L. St.
Der erste Lord des Schatzes . .	5000
Der Kanzler der Schatzkammer . .	5000
Der Minister des Innern . . .	5000
Der Minister des Auswärtigen . .	5000
Der Minister der Kolonien . . .	5000
Der Kriegsminister	2480
Der erste Lord der Admiralität . .	4500
Der Lord Großkanzler, zugleich als Präsident des Oberhauses . . .	10000
Der Lordleutenant von Irland . .	20000
Der Lordkanzler von Irland . .	8000
Der Staatssekretär von Irland . .	5500
Der Conseilspräsident	2000
Der Lord des geheimen Siegels . .	2000
Der Handelsminister	2000
Der Generalpostdirektor . . .	2500
Der Präsident der Kontrole . . .	3500
Der Oberzahlmeister	2400
Der Richter Generalanwalt . . .	2000
Der Direktor der Artillerie . . .	3000
Die vier Lords des Schatzes, ein Jeder	1200
Zwei Sekretäre des Schatzes, ein Jeder	2500
Die fünf Lords der Admiralität, ein Jeder	1000
Der erste Sekretär der Admiralität .	2000
Der Vicepräsident des Handelsbüreaus	2000
Der Kanzler von Lancaster . . .	2400
Der Münzdirektor	2000

u. s. w.

Die höchsten Hofämter beziehen folgende Besoldungen:

Der Lordkammerherr	2000
Der Oberintendant	2000
Der Master of the horse . . .	2000
Der Oberjägermeister	1700
Der Großmeister des königlichen Hauses	1158
Der Oberstallmeister	1000

u. s. w.

*** Einige Zeitungen bringen die Nachricht, daß Heinrich Heine im Kanton Bern gestorben seyn soll. Derselbe befindet sich aber, wie wir Alle wissen, in Barèges, und jene Nachricht ist nichts weiter, als eine für Heine's Feinde erfreuliche Ente.

*** Ein nach vielen Seiten hin thätiger Schriftsteller, der Professor W. A. Gerle in Prag, ist daselbst gestorben. Er stand bereits in vorgerücktem Alter. Als Mitverfasser des Preislustspiels „Vormundschaften", welches er mit Uffo Horn verfertigt und für Lewald's Theaterrevue eingesandt hatte, wurde er vor etwa zehn Jahren noch vielfach genannt, seitdem hat man außerhalb seines Wohnorts nur wenig von ihm gehört.

Das achtzehnte Modebild als artistische Beilage.

Intelligenzblatt Nr. 5.

Ausgegeben am 21 August 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 gGr.

II. Band. 11. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Königsberg (Schluß). — Die neue Berliner Dramaturgie I. — Randglossen.

Königsberg.

Allgemeine Karakteristik.

(Aus Dr. Alexander Jung's neuestem Werke »Königsberg und die Königsberger.«)

(Schluß.)*

Der Wirth unseres Kaffeehauses, Herr Siegel, ein Schweizer von Geburt, der während seiner Lehrjahre in Paris gelebt, seine ersten Studien vielleicht bei Tortoni gemacht, ist die liebenswürdigste, aufmerksamste Persönlichkeit seines Standes, auch ist er Inhaber eines der Mysterien von Königsberg, welches man bis dahin vergebens zu durchdringen versucht. Denn der Kaffee, der von jenem Manne bereitet wird, dürfte die Kennerschaft selbst des Fürsten Pückler und des Groß-Sultans in Konstantinopel um etwas überraschen.

Wir erlauben uns bei dieser Gelegenheit noch darauf hinzuweisen, daß eines der nächstliegenden Häuser, das vierte nach dem Schlosse zu, von dem Siegel'schen Kaffeehause gesehen, die jetzige Wohnung des Buchhändlers Herrn Bon, die Geburtsstätte Lewald's, des wegen seiner genrebildlichen Anmuth sehr beliebten Schriftstellers ist, was für uns Königsberger noch ein besonderes Interesse haben muß, da der Name August Lewald für unsere Nach-Kantische und Hippelsche Literatur überhaupt eine vorzügliche Bedeutung in Anspruch nimmt.

Da wir uns, wie bemerkt, gerade im Mittelpunkte der Stadt befinden, so wird ein längeres Verweilen in dieser Gegend unsere Karakteristik ganz besonders vervollständigen und abrunden. Die Häuserreihe in der französischen Straße, dem Siegel'schen Kaffeehause gegenüber, ist mit der Rückseite einem reizenden Panorama zugewendet, einem Rundkreis von so entzückender Schönheit, wie ihn nur wenige Städte aufzuweisen haben. Es ist die Schloß-Teich-Partie.

Wenn wir das Karakteristische für Königsberg gleich am Anfange darin fanden, daß es Deutschland in sich reflektirt, und wir eben deßhalb in den einzelnen Revieren un-

* 10. Lief. S. 153.

serer Stadt unwillkürlich an andere Städte und deren Theile erinnert wurden, so haben wir in der vor uns liegenden Aussicht Dresden vor Augen, und zwar Dresden von der Elbbrücke aus. In jener Ecke links setzt die Gartenanlage des Conditors Maurizio ordentlich schon zu einer Brühl'schen Terrasse an. Und nun — man flüchte sich nur über die unansehnliche, hölzerne Brücke hinaus — dieser Verein von Stadt und lieblichster Idylle, üppigster Natur! Dieß schwarze, stehende Wasser des Teichs hat etwas Unterweltliches, etwas Kocytisches! Man sieht sich nach einem Charon um. Aber drüben die lachenden Ufer, aber drüben das lockende Jenseits! Man blickt in die Gärten der Freimaurer, wie in ein Eldorado paradiesischer Sorglosigkeit, wie auf die Matten der seligen, nichts mehr entbehrenden Götter hinüber! Man blickt hinüber nach jenen sonnigen Ufern, wie man etwa durch ein Teleskop in eine andere Welt blickt, ob sich dort noch etwas regt, ob es dort noch Wesen gibt wie wir, die entbehren und besitzen, die leiden und glücklich sind, die noch in Allem wie wir einem ruhelosen Wechsel unterliegen. Man könnte bei diesem Fernblick in jene stillen Gärten glauben, die Maurer wären in der That im Besitze des letzten Geheimnisses, im Besitze des Himmels schon auf Erden.

Und weiter verliert sich in einen tiefen, lockenden Hintergrund hinein das liebliche Gemisch von Gärten und Gärten, indem auch das diesseitige Ufer in dieselbe lebendige Idylle dieser herrlichen Gartendichtung mit einstimmt. Ja auch hier, wie wir es in der Vorstadt schon bemerkten, will sich wieder etwas Orientalisches beimischen, ob es hier auch nur Illusion ist. Es erheben sich nämlich in dem grünen Halbkreis, den wir unter dem reinsten Blau des Himmels vor uns haben, in der Ferne mehre hohe und schlanke thurmartige Schornsteine hiesiger Fabriken, wie türkische Minarets, deren schwarze, langgeschweifte Steinkohlenrauchwolken wie wilde, muselmännische Roßschweife erscheinen, die heute wie an einem Ehrentage des Propheten ausgeflaggt sind. Oder die Illusion wird noch größer, wenn der wirkliche Halbmond in der lauen Nacht über einem jener Minarets steht.

Und wenn nun an einem dieser wahrhaft italienischen Sommerabende unseres nordischen Klima's drüben in den Gärten die Konzerte erwachen und durch den Aether vibriren; wenn die Schwäne auf dem schwarzen Gewässer wie weiße Najaden lautlos sich heranwiegen; wenn die Gondeln mit ihren Sängern, mit fröhlichen Lichtern vorbeiplätschern, während über den Westhimmel ein breites Wetterleuchten zuckt; wenn dazwischen die Champagnerkorke knallend in die Luft fahren; wenn der ganze Feuerhimmel der Gartenbeleuchtung unten im Wasser wie ein Lichtecho noch einmal zurückzittert; wenn das Volk schaarenweise über die langgestreckte Brücke zieht, und steht und hinüberlauscht; wenn die Jodeler in den Gondeln sich hören lassen, und nun drüben eine wilde Janitscharenmusik plötzlich losschmettert, und Alles zum Schweigen bringt, bis sie selbst wieder einer einsam klagenden Flöte aus einem der letzten Gärten zurückweicht; dann athmet das nächtliche und sonst so praktisch verständige Königsberg von dieser Schloßteichpartie aus eine Poesie des Südens, die es begreiflich macht, wie einst Werner, wie Hoffmann, wie ideale, dichterische Naturen bis auf den heutigen Tag in unserem Königsberg auch für ihr Lebenselement eine so reichliche Ausbeute finden können. Die Gräfin Rossi, die frühere Sontag, soll von dieser Schloßteichidylle mitten in der Stadt, von diesem Naturrausch mitten in dem sonst nüchternen Königsberg hingerissen worden seyn, und sie würde dieses Meisterstück der Natur auch von der Kunstseite vollendet haben, wenn sie aus einem der Gärten als menschliche Nachtigall an einem jener schwärmerischen Abende hätte hervorschlagen wollen, so daß auch einmal das arme Volk auf der Schloßteichbrücke sie hätte hören können.

Der Winter, in welchem unser Schloßteich sich in ein nordisches Volksfest, in ein großes Wettrennen, in einen Cirkus der Schlittschuhläufer verwandelt, gewährt in dem, was man jetzt hier bemerkt, wenn man des Abends über die Brücke geht, einen schauerlichen Contrast zu jener weichen, schwärmerischen Flöte der Wehmuth, deren wir oben gedachten.

Eine zahlreiche Schaar von Nachtwächtern nämlich, die an Phantastik des Anzuges und der Bewaffnung den frühern von London nichts nachgeben, in ihrem Kostüm und

Waffenzeug auch wohl an die ruſſiſchen Koſaken gemahnen, läßt ſich mit ſchrillen Pfeifentönen vernehmen, und zwar ſchon vom Einbruche der Finſterniß an, um den Einbruch der Diebe, der bei uns in den langen Nächten nicht ſelten vorkommt, in die großen Gebäude des Roßgartens zu verhüten. Man hört dann wohl plötzlich ein beſonders markirtes Signal einer ſolchen Pfeife heraus. Die andern antworten. Es entſteht fern her ein Geräuſch. Es kommt näher. Ruf über Ruf: Halt auf! Halt auf! Ein kniſternder Fußtritt, ein geſpenſtiſcher Schatten auf dem Schnee fliegt unter uns, unter der Brücke pfeilſchnell fort. Wir ſehen den fliegenden Schatten an der andern Seite des Geländers hervorfahren, nach dem jenſeitigen Ufer hin. Dieſer Schatten iſt ein Dieb! Die Wächter folgen keuchend und fluchend. Sie kehren um, und gehen wieder nach ihren verſchiedenen Poſten, und geben das gewöhnliche Signal, als wär' eben nichts vorgefallen. Beſonders ſchauerlich aber und für unſern nordiſchen Winter karakteriſtiſch wird ſolches noch dadurch, daß jenes Pfeifen der Wächter, welches die ganze Nacht hindurch etwa alle vier Minuten erſchallt, auch deßhalb nöthig iſt, damit die Leute vor dem Einſchlafen ſich ſchützen, und einander für dieſen Schutz Bürgſchaft gewähren. Es iſt ſolches Pfeifen demnach zugleich eine Art Lebensſicherung, da ein Schlaf bei unſerer Winterkälte oft eben ſo lockend als gefährlich wird; daß man dieſe Wächter, die ſich durch Pfeifen in doppeltem Sinne am Leben erhalten, indem ſie in der That davon leben, und ſich zugleich vor dem Erfrieren hüten, jenen Galeerenſklaven vergleichen könnte, welche durch ſtetes Pumpen ſich auf ihrem Schiffe vor dem Ertrinken erretten.

Wir kehren zur franzöſiſchen Straße zurück. Ueber ſie hinaus gelangt man bei dem ſchiefen Berge vorbei, den ein liebliches Blumenſtück ziert, zum Roßgärter Markt. Nördlich dehnt ſich der Roßgarten in eine endloſe, wieder ſehr öde Weite hinaus. Mehr öſtlich blicken wir in die lange Perſpektive der Königſtraße hinunter. Sie wurde früher mit ihrer nächſten Umgegend die neue Sorge genannt. Auch war ſie, nebſt der angränzenden Landhofmeiſterſtraße, einſt vorherrſchend das Quartier der Königsberger Ariſtokratie, und iſt es zum Theil noch gegenwärtig. Man bemerkt dieſes Ariſtokratiſche, beſonders in der letzten Straße, noch immer an der Rokokofarbe der Fenſterrahmen, an den häufigen Nippes von Körbchen und Gypstäfelchen, die hier angebracht ſind, an den ſchneeweißen, heruntergelaſſenen Vorhängen, die entweder wirklich anzeigen, oder oft auch nur die abſichtliche Täuſchung hervorbringen ſollen, als ſei die hohe Herrſchaft verreiſt, als ſei ſie draußen auf ihren Landgütern, in den Bädern, in fernen Ländern. In der Königſtraße finden wir unter andern auch außer der Königlichen Bibliothek das Kunſtmuſeum, vor welchem ſeit dem Jahre 1843 ein einfacher Obelisk ſich erhebt, als Denkmal für den Miniſter Herrn v. Schön, welches ſeine zahlreichen Verehrer in Deutſchland und in unſerer Stadt ihm geſetzt.

Wenden wir uns nun von der franzöſiſchen Straße aus beim Schloſſe wieder vorbei durch die Junkerſtraße, ſo kommen wir an der Kunſthandlung des Herrn Voigt vorüber, einem Etabliſſement, welches ſchon durch ſeine äußere Beſchaffenheit in hohem Grade anzuziehen vermag. An den Fenſtern dieſes Muſeums wird man immer eine ſolche Bilderausſtellung finden, welche gerade das neueſte Ereigniß des Tages, den populärſten Liebling der Oeffentlichkeit, eine Volksverſammlung in Böttchershöfchen, die Porträts Jtzſtein's, Rupp's, Jacoby's, Walesrode's, vor das Auge bringt. Auch iſt in demſelben Gebäude für die ausgezeichnetſten Werke noch eine beſondere, tägliche Kunſtausſtellung eröffnet, in deren Räumen man gern verweilt, ſo wie denn auch der Hinausblick durch's Fenſter auf das alte, düſtere Schloßgemäuer über einen Garten hinweg, den eine geſchwätzige Fontaine belebt, in die angenehmſte Stimmung verſetzt.

Den Hintergrund der Junkerſtraße ſchließt auf eine befriedigende Weiſe die eben fertig gewordene altſtädtiſche Kirche, mit ihrem ſchlanken, pflanzenartig aufſteigenden Thurme und Thürmchen, mit ihren ziegelrothen, friſchen Lichtern, und mit ihrer ganzen leichten und doch würdigen Zierlichkeit, mit der ſie ſich ſo zu ſagen in einen ſo engen Raum zu ſchicken weiß, wie man ſich etwa in die Zeit ſchickt. Zu tadeln an dieſer Kirche aber iſt jedenfalls die zu große Ueberladenheit mit Säulen im Innern, ein alle Erhabenheit abſchwächender Wulſt und Schwulſt, ein

wahrer Wald von Säulen; so daß es nahe liegt zu bemerken, wenn in dieser Kirche einmal einer der hiesigen Prediger Namens Wald predigen sollte, so würde man in der That den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.

In gerader Linie bei der eben erwähnten Kirche vorbei, in nördlicher Richtung, gelangt man auf den sogenannten Tragheim, einen von einer bunten Gartenromantik vielfach durchschnittenen, übrigens auch wieder sehr weitläufigen und unansehnlichen Stadtbezirk. Links dagegen von jener Kirche kommt man durch die Poststraße in einen neuen Haupttheil Königsbergs auf den Steindamm (den eine frappante Aehnlichkeit mit einer der Hauptstraßen der Baier'schen Stadt Hof bemerkbar macht), so wie rechts auf Königsgarten, welches der größte, freie Platz ist, den unser Ort aufzuweisen hat. Eine wahre Entstellung jenes schönen Raumes ist das ziemlich kolossale, aber in plumpen, wüsten Verhältnissen, wenigstens äußerlich, durchgeführte Schauspielhaus. Dagegen ist es auf der andern Seite des Platzes wieder eine Conditorei, welche sich palastartig erhebt, und schon von Weitem einen imposanten Eindruck gewährt. Dieses café national eines Herrn Meyer hat einige Male, nach Aufhebung unserer großen Bürgerversammlungen im Altstädtischen Gemeindegarten, die Privatgesellschaften der Bürger in seine obern Räume aufgenommen. Hier, auf Königsgarten, ist denn auch der Grundstein zu dem neuen Universitätsgebäude gelegt, diesem gegenüber wird sich der Bau des Justizpalastes in großartiger Weise erheben, und kommen nun noch die beabsichtigten Parkanlagen dazu, so wird unsere Stadt in diesen Durchführungen eine Vereinigung von Baulichkeit und Landschaft besitzen, welche ein würdiges Seitenstück zu dem Wassertableau der Schloßteichpartie bilden wird. In der letzteren Zeit, zum Beispiel in den Tagen des Königsberger Universitäts-Jubiläums, ist Königsgarten zu Volksversammlungen mehrfach benutzt worden. So hatte sich aber auch noch später auf diesem Platze eine Zahl von ungefähr vier bis fünf tausend Menschen versammelt, um einem Fackelzuge beizuwohnen, welchen Herr Ronge von der hiesigen jungen Kaufmannschaft erhielt, während ihm so eben dieselbe Corporation einen glänzenden Thee in den oberen Sälen des Meyer'schen Kaffeehauses gab.

Somit hätten wir nun die eigentliche Stadt Königsberg in ihren Hauptumrissen uns vergegenwärtigt, in welchen Rahmen wir in unserer späteren Darstellung das reiche, an individueller Gestaltung so mannigfaltige Gemälde der Königsberger Gegenwart einzutragen gedenken, und zwar, wie bemerkt, in politisch- wie kirchlich-socialer und in literarischer Beziehung. Aber man kann Königsberg auch in seinem allgemeinen Karakter als Stadt, noch nicht vollständig fassen, ohne wenigstens auf seine nächste Umgebung ebenfalls mit einigen Worten einzugehen, und zwar um so mehr, als die sociale Bewegung sich auch bis in die Umgebung von Königsberg erstreckt. Wer könnte das eigentliche Wien schildern, ohne auch auf das Leben seiner Vorstädte zu blicken. Königsberg nun besitzt zwar nicht eine so imposante Ausbreitung seiner vorstädtischen Existenz wie Wien, aber dennoch eine solche, die manches Eigenthümliche bietet, so daß dieses wieder von großem Einfluß auf seine innere Gestaltung sich beweist.

Das Erste, was uns nun in dieser Hinsicht begegnet, ist das Leben, welches sich in den Bezirken der Speicher entwickelt, wie man auch bei uns diejenigen, meistens aus Fachwerk bestehenden, hohen Gebäude nennt, welche den Kaufleuten zur Aufbewahrung ihrer Handelsvorräthe dienen. Königsberg hat eine eigentliche Speicherstadt, die dann natürlich wieder mit dem Schiffsleben in genauester Verbindung steht. Diese Speicherstadt liegt daher auch, obgleich in verschiedenen Gegenden vertheilt, immer doch in der Nähe des Pregelflusses.

Wir passiren die Roggenstraße. Sie führt uns im Sommer, in der Mittagszeit, in das öffentliche Leben der Proletarier, in das Revier der Männer von zwölf Kindern und keinem Vermögen, der Sackträger, der Tagelöhner. Ein verwittert aussehender Drehorgelspieler steht mit seinem Leierkasten vor dem Schwedischen Hause, und orgelt unter dem Beistande eines wilden Tambourins und einer Prima Donna die neuesten Lieder, gedruckt in diesem Jahr, eine Romanze aus der Liebe des Volks. Schiffskapitäne und Matrosen der verschiedensten Länder gehen auf und ab, einige stehen auch wohl still,

um der Muſik einen Augenblick Gehör zu geben. Unſere Proletarier aber liegen, von der Arbeit müde, zu Hunderten, zu Tauſenden auf dem Straßenpflaſter zuſammen gekauert, oder ſie ſtehen auch wohl aufrecht, an die Mauer gelehnt, um aus kleinen irdenen Tellern eine rauchende Mahlzeit mit Appetit zu verzehren, die ihnen eben eine ſtattliche Hökerfrau aus einem der großen Behälter im Tragekorbe aufſchöpft.

In dieſen unſern Proletariern von herkuliſcher Kraft tobt, wenn der Handel nur einigermaßen geht, ein Uebermuth, eine Orgie der Luſt, die ſich in dem wildeſten Behagen Luft macht. In einem ſolchen Proletarier wohnt ein Humor, der ſich von früh auf an ſeinen zungenfertigen Geſellen zu üben pflegt, und der aus einer wahren Spelunkenphantaſie der Hölle Bilder herauswirft, Combinationen der Neckerei, des Hohnes, der Schlüpfrigkeit, der Beſchimpfung, des Fluches, der Wuth in die Luft ſchnellt, daß einem Hören und Sehen und der Appetit noch dazu vergeht. Es iſt etwas Dämoniſches, etwas Titanenhaft-Diaboliſches in dieſen Menſchen, die doch auch wieder ihre große Gutmüthigkeit haben, und oft gar nicht ſo verworfen ſind, wie ihre Stegreifſchöpfungen, ihre Gaſſenhauer und Karikaturen der ungebundenſten Straßenlaune es zu beweiſen ſcheinen. Aber es iſt eine Kraft in ihnen, und nicht bloß eine phyſiſche, ſondern oft eine ſehr bedeutende geiſtige Kraft, die ſich wie ein wilder Geſchlechtstrieb maßlos austobt, eine Kraft, die jedoch ſogleich, wenn die Koſt und das Getränk theuer werden, wenn der Winter da iſt, mißvergnügt und ohnmächtig in ſich zuſammenſchrumpft, und faſt in Stumpfſinn ſich verliert.

Treten wir nun in die Speicherſtadt ſelbſt, ſo herrſcht hier, beſonders während die Königsberger Lazaroni's Sieſte halten, oder an Sonntagen eine oft lautloſe Stille, eine wahre peſtartige Ausgeſtorbenheit in dieſen aus himmelhohen Spitzgebäuden beſtehenden, langen Speicherſtraßen, die mit dem, was ſonſt noch dazu kommt, in eine wunderbare Wehmuth, in eine wahrhaft poetiſche Einſamkeit uns verſetzen können. Man muß nur vor Allem hier keinen plaſtiſchen Schönheitsſinn mitbringen, ſondern nur eine muſikaliſch-poetiſche Auffaſſungs- und Schöpfungsgabe. Winckelmann würde ſich in dieſer Speicherſtadt ſelbſt das Leben genommen haben, Byron dagegen hätte vielleicht eine der ſchönſten Elegien gedichtet.

Wie der Graf Segur erzählt, daß Napoleon und die große Armee ſich entſetzt hätten, als ſie in das koloſſale Moskau gekommen, da ſie es faſt von allen Einwohnern verlaſſen gefunden, und daß es ihnen doppelt unheimlich geworden, als ſie plötzlich — ſie ahnten noch nichts — gar einen unangenehmen Brandgeruch bemerkt hätten, dem ſie gar keine Urſache zuzuſchreiben gewußt; ähnliche Eindrücke können ſich in dieſer Königsberger Speicherſtadt dem Beſchauer mitten am Tage darbieten.

Eben ſchlüpft hier eine häßliche Ratte vorbei. Eine ſchwarze Katze klettert dort miauend oben über das Dach weg. Die Thüren knarren. Der Sturm heult durch die offenen Klappfenſter. Die Windfahne ſeufzt. Aus einer der offenen Dachluken tönt wunderbar genug ein Geſang hervor, von ſlaviſcher Melancholie getragen, alſo auch an Moskau gemahnend. Er kommt von einem einſamen Speicherarbeiter. Ein ſcharfer, oft gewürzhafter Geruch, von den verſchiedenen Speicherwaaren, durch die ſchwüle Luft dringend, erhöht noch das Ungewöhnliche, das Ahnungsreiche unſerer Stimmung.

Aber — eine Glocke ertönt. Die Trommel ſchallt in weiter Ferne. Militärhörner laſſen ſich hören. Dumpfe Hufe aus weiteſter Weite ſind zu vernehmen. Der Thürmer vom Schloſſe bläſt hellſchrille Töne. Was iſt das? Was iſt das? Iſt's möglich? Wir wittern jenen verhängnißvollen, unheimlichen, moskowitiſchen Brandgeruch. Feuer! ruft es, und wiederum Feuer! mitten am Tage, mitten in der trockenſten Schwüle der Sommerzeit. Wir eilen, was wir können, wir fliegen eine der Speicherſtraßen hinauf. Wagen auf Wagen raſſeln. Wir eilen gegen das Ufer des Fluſſes, wir biegen um die nächſte Ecke. Was iſt das? —

Am jenſeitigen Ufer, wo ſchon wieder ein anderer Theil der großen Speicherſtadt ſich erhebt, dringt ein graubrauner, dicker Qualm, träg ſich dehnend, aus dem Dache. Der Rauch wird dunkler und immer dunkler, er wird ſchwarz, und fällt gar in's Fahle, in's Gelbe. Eine prächtige, tiefrothe Feuerblume, wie eine aufgebauſchte Tulpe, ſchlägt aus dem Dache hervor. Das Lattenwerk kniſtert

zusammen wie Papier. Die Dachpfannen knattern, die Balken fassen und stürzen, das Feuer kocht mit einer Wuth von innen hervor, von Spiritus und Pech und Theer geschürt, daß uns das wildeste Entsetzen packt.

Ein zischender, donnernder Knall, wie von einem Pulverfasse, fährt durch die Luft. Ein brennender Theerklumpen fliegt hinterwärts auf ein anderes hervorragendes Speicherdach. Schon raucht der angränzende Speicher zur Rechten. Die Dachluken springen auf, von der Höllenwindsbraut wie ein Ventil, wie eine Ofenklappe gedrückt. Alle Dachluken leuchten, als würde heute in diesem Hause die Hochzeit des Teufels gefeiert, als wäre der Speicher deßhalb illuminirt. Jetzt fliegt das Dach in die Höhe. Der erste Speicher stürzt zusammen wie eine losbrennende Batterie. Menschen klettern noch mit langen Schläuchen dort oben am äußersten Rande des einen Gebäudes fort. Der Feuerkrater sendet ihnen einen Funkenplatzregen und ein pechschwarzes Wolkenheer von Rauch in's Gesicht. Die Menschen flüchten sich auf's Dach des nächsten Hauses, das auch schon raucht. Ein Schornsteinfegerjunge reitet drüben auf einem vorn schon brennenden Balken, als hätte ihn der Wahnsinn gefaßt, oder als plagte ihn ein böser Geist und ritte ihn selbst.

Eben zieht noch das letzte Schiff vom Bollwerk ab, welches auch schon an verschiedenen Punkten in vollen Flammen steht. Sechs, acht, neun, zehn Speicher sind bereits im hellsten Brande. Die ganze Reihe geht drauf. An kein Löschen ist mehr zu denken. Keine Kreatur hält hier die Hitze mehr aus. Brennende Fässer schwimmen auf dem Pregelflusse. Millionen von Funken und ganze Feuerbüschel strömen und fallen nieder wie ein Feuerwolkenbruch. Die Spritzen ergreifen die Flucht, von der Hölle der Glut verfolgt wie Kanonen vom Feinde. Die Fenster der Wohnhäuser springen auf der entgegengesetzten Seite des Ufers. Man spritzt sogar schon auf die Dächer, da man jeden Augenblick fürchtet, es könnte auch hier die Hitze, die Höllenglut, der Rauch sich in Flamme verwandeln.

Dergleichen grauenhafte, entsetzliche Speicherbrände sind in unserer Stadt schon öfter vorgekommen. Der eine noch in der Mitte des vorigen Sommers, welcher an einem schwülen, wolkenreinen Abende etwa gegen sieben Uhr auskam, bis zum Morgen dauerte, und etwa vierzehn Speicher in Asche legte. — Solch' ein furchtbarer Brand, wie der beschriebene, kann in einer lauen, italienischen Nacht den Eindruck eines in den hellsten Flammen spielenden Aetna machen, bis auf all' das Keuchen und Dröhnen, Donnern und Schmettern im Innern des Vulkans. Der ganze Nachthimmel glüht in einem blaugrünen, prächtigen Reflex, die Gestirne des Himmels verschwinden vor dem Glanze der Erde, die heut' eine Sonne geworden, alle Straßen, jedes Haus, jeder Stein, jeder Strohhalm ist hell angeglommen wie von einem großen Drummondschen Licht, wie von einer neu erfundenen Sonne der Nacht. Jeden Menschen erfaßt das tiefste Gefühl der Außerordentlichkeit, eines Ereignisses, eines Phänomens, welches plötzlich eine ganz neue Ordnung der Dinge herbeiführen könnte.

Diese gewaltigen Feuer — Königsberg war schon zur Zeit Friedrich's des Großen wegen seiner Feuersbrünste berüchtigt — geben noch zu einem ganz seltsamen Gebahren der niedern Volksklasse Anlaß, und zwar der Handwerkerbursche, wie man hier den Lehrling im Unterschiede vom Gesellen und Meister nennt. Besonders machen sich die Bursche der Schuhmacher, Schusterjungen geheißen, bei dieser Gelegenheit sehr bemerkbar. Es gibt ein förmliches Laternenfest. Sie versammeln sich vor einem der Rathhäuser, und während ein Theil bivuakirend und lärmend daselbst zurückbleibt, um von Zeit zu Zeit die Anderen abzulösen, ziehen die Wacht habenden in Prozession, singend, mit Stocklaternen und Ledereimern nach der Brandstätte, während das furchtbar schöne, preußische Feuersignal der Trommel erschallt, welches sich anhört, als schlage und zucke ein großer, an den Füßen gebundener Vogel mit den Flügeln auf der Erde um sich zu befreien.

Kehren wir in friedlichere Umgebungen zurück, die uns aber auch, wie wir sehen werden, sogleich den Feind der Zukunft, sogar den Ruhestörer der Todten, vor das Auge bringen werden.

Wir besuchen die Wälle von Königsberg. Es empfängt uns das üppigste Grün, es umschatten uns die baumreichsten Alleen. Der Wall zieht sich um die ganze Stadt, zwei Meilen im Umfange, in mannigfaltigen Vor- und Einspringen. Stets genießen wir einer neuen unendlichen Aussicht auf herrliche

Fluren, auf Wald und Fluß, auf Häuser- und Schiffsreviere, und dort sogar, wo es so silberhell blaut, auf das frische Haff, als einen Vorboten des Meeres. Und doch? —

Mir fallen jene Dichter, jene Denker ein, die oft schon darauf hingewiesen haben, daß das ganze Menschenleben auch wieder, von einem gewissen Punkt aus gesehen, als ein fortgesetztes Kinderspiel nur erscheinen könne. Die Kinder springen in ihren Spielen von einem zum andern über, und kehren doch gleich wieder zu dem ersten zurück. Dasselbe grüne Plätzchen, auf dem sie sich tummeln, ist ihnen jetzt ein Garten, auf dem sie Blumen eingraben und Beete ziehen. Dann ist es ihnen doch auch wieder ein Schauplatz des Krieges, auf dem sie mit Stöcken fechten, mit Tannenzapfen um sich schießen. Aber auch dieses haben sie nun schon wieder satt, und jetzt ist ihnen derselbe Spielplatz schon wieder dasselbe Gärtchen, auf dem sie dieselben Hantirungen vornehmen wie früher. Und so im Wechsel immer fort. — Also auch wir Erwachsenen.

Derselbe Wall, wie der Name schon sagt, der unsere Stadt umgibt, und in der jüngsten Zeit zu Spaziergängen benutzt wurde, diente den Menschen früher zum Schutze gegen den Feind. Aber die Menschen wurden friedlich, und bepflanzten den Wall mit Bäumen und Bosquets, und machten ihn, wie gesagt, zu einer Promenade. Jetzt jedoch arbeiten sie schon wieder Alles um, und verwandeln die Lustgänge auf's Neue in Wälle und die Lusthäuschen in Wachthürme.

Wenn man diesen ganzen lustigen Frühling üppigster Vegetation hier aufschießen sieht, der in seinem unschuldigen, heiligen Naturleben noch nichts davon ahnt, daß man die Axt heute bereits schleift, die man ihm morgen an die Wurzel legen wird; wenn man bedenkt, daß hier nach einigen Jahren statt der jetzt noch schmetternden Lerche im Blau eine Bombe ihren kühnen Bogen beschreiben soll, so könnte man plötzlich irre werden an dem, was das Leben der Menschheit, ungeachtet alles gerühmten Fortschrittes, eigentlich bedeuten soll.

Die ganze Strecke hin, von dem Roßgärter- an dem Königsthore vorbei, bis zum Sackheimer wird jetzt an der Befestigung von Königsberg gearbeitet. So daß wir uns der Weltgegend nach allerdings gegen Rußland zuerst verschanzen und waffnen. Die Riesenmauern einer bombenfesten Kaserne erheben sich bereits aus dem Fundament vor unsern Blicken. Dreitausend Arbeiter sind gegenwärtig im Durchschnitte in diesen Werken beschäftigt.

Doch — treten wir näher! Ja, es ist ein großartiges, ein weltbewegtes Treiben, welches sich in diesen unermeßlichen Gebreiten unseres Festungsbaues zu erkennen gibt! Es ist eine neue Ableitung des allerverkommensten Pauperismus, es ist eine weit aussehende Anstellung unserer verzweifelnden Proletarier. Es ist, als würde hier eine Stadt gebaut, wenn man nicht wüßte, daß es eine Festung werden solle. Man denkt anfangs an die glänzende Beschreibung des Aufbaues von Karthago beim Virgil, und wird gleich noch lebhafter mitten in die Befestigung von Paris versetzt.

Es ist dieser großartige Bau, damit wir in jeder Hinsicht gerecht seien, aber auch ein wahrhaft patriotischer Akt, der uns für die Zukunft schützen soll gegen unsere nordischen Nachbarn, so daß, wenn bekanntlich seit längerer Zeit die deutsche Publicistik uns darauf hingewiesen hat, auf unserer Hut zu seyn gegen die Ausbreitungslust Rußlands, hier eine solche Hut nun in der That aufgerichtet wird. Denn daß diese Befestigung zugleich den Zweck haben sollte, Königsberg vor den Königsbergern zu schützen, halten wir für eine theils lächerliche, auf der Unkenntniß des Baues beruhende, theils für eine der Befestigung von Paris abgeborgte Phrase, die wieder einmal einen gewissen perfiden Widerspruchsgeist unserer Zeit beweist. Denn zuerst forderte man bekanntlich die Befestigung von Königsberg als im Interesse der Sicherheit gegen Rußland, nun sie vorgenommen wird, springt man wieder auf die andere Seite, und behauptet, sie sei auf einen Bürgerkrieg berechnet.

Aber wenden wir uns noch einige Schritte näher an die eben entstehenden Außen- und Innenwerke unseres Königsberger Festungsbaues. Als sollte das Mineralreich des Planeten hier hergebracht werden, so überrascht uns diese harte, steinerne Unfruchtbarkeit, so starren uns diese unermeßlich gethürmten Steinblöcke und Gerölle, diese Steine und Steinchen und Ziegelmassen an! Als sollte hier ein ungeheurer Tunnel geleitet, ein Isth-

mus durchstochen werden, so imponiren uns diese aufgeschichteten Erdwälle, die tiefen Gruben und Graben, diese Sektionen von Schubkärnern, die theils kommen, theils gehen, theils Erde, theils grüne Rasenstücke bringen und holen. —

Hier sehen wir Gebäude sich erheben, die eigens gebaut worden sind, um nur die Geräthschaften in sich aufzunehmen, welche zu der Arbeit gebraucht werden, dort ziehen sich die umfangreichsten Kalkbehälter in die Weite, die mit größter Akkuratesse in die Erde gemauert sind. Hier bewegen sich flach liegende Räder, von Pferden gezogen, um mit einer ungeheuern Kraft mittelst der Felge in kurzer Zeit eine Unmasse von Mörtel zu bereiten, dort erstrecken sich Rinnen, von eingerammten Pfählen getragen, hoch über Gräben und Abgründe und ganze Felder hinweg, um das Wasser für den Gebrauch nach den verschiedensten Seiten hin fortzuführen. Gerade vor uns erhebt sich der kolossale Bau einer Kaserne, als sollten die Potsdamer Riesen, als sollten einige Brigaden darin wohnen, über eine so weitreichende Strecke hin verbreitet, daß man aus diesem Labyrinth von werdenden Mauern und Ueberwölbungen, von eingefugten Eckſteinen, Pfeilern, Bogen, Schießscharten, Thüren, Fenstern, Kalkgruben, Balken, Brettern, Pfählen, Gerüsten sich noch in keiner Weise den Plan des Ganzen heraus zu kombiniren vermag. Es ist eine wahre Lust, dieses vortreffliche Mauerwerk zu sehen, welches mit dem schönsten der alten Zeit wetteifert, und gewiß in keiner Art hinter demselben zurücksteht. Wie Riesenhecken eines ungeheuern Parks laufen diese Mauern dahin, und lassen doch in dem kolossalen, unendlichen Gefüge, aus dem durchsichtigen Ueberwurf jeden einzelnen Ziegel reinlich heraus erkennen. Es ist ein Bau in diesem Mauerwerk, wie die Natur ihn baut, so ebenmäßig, so festgefügt, so zweckmäßig, so dauerhaft, so zugleich den strengsten Schönheitssinn befriedigend. Und nun diese grandiosen und dennoch in den klarsten Verhältnissen gedachten, diese wie aus Felsen herausgehauenen und dennoch leicht und glatt hervorspringenden Thüren, diese spiegelglatten Seitenwände mit ihren kanonenlüsternen Schießscharten und ihrem bombenfesten Trotz, mit ihren schwarzen Nebenluken und schillernden Eisengittern, als ginge es hier in das Burgverließ des Grabes, in den Orkus, in den ewigen Abschied von der Welt tief hinunter und hinunter.

Aber — weiter dringen wir vor an unserm Festungsbaue. Alle Maurergewerke der Stadt scheinen sich hier zu beschäftigen. Hunderte und wieder Hunderte von Handlangern tragen den Meistern und Gesellen zu. Die Ingenieureoffiziere laufen hin und her, wie die Adjutanten über ein Schlachtfeld fliegen. Feldmesser zeichnen, Zimmerleute bauen Beobachtungsgerüste auf, die sich weit in die Felder hinaus fortsetzen, Pionniere pflanzen die Meßtische auf. Neue Sektionen eben angekommener Arbeiter ziehen gegen den Bauplatz heran. Hier arbeitet man an einer mächtigen Chaussee, welche sich um die Stadt, durch die Festung hindurchziehen wird, dort richtet man Laufgräben von einer Tiefe und Breite, als sollten Schiffe auf diesen Kanälen gehen. Im Hintergrunde erheben sich Schanzen auf Schanzen, die wie Gebirge herüberstarren, welche amphitheatralisch in einem wilden Durcheinander den Himmel stürmen. Aber — noch ein merkwürdigeres Schauspiel gibt es hier. Eigentlich ein Trauerspiel für die Nacht! —

Es verbreitete sich wie ein wahres Schauergerücht durch die Stadt, daß man nächstens ganze Kirchhöfe abtragen werde, da sie im Laufe des Festungsplanes sich befänden. Es liegt etwas Erhabenes in der Rücksichtslosigkeit menschlicher Unternehmungen, in diesem in gerader Linie Fortgehen der Geschichte, der Kultur, selbst über Gräber und über die Todten darin. Dennoch entsetzten wir uns. Auch murrte das Volk in der That. Es wurde die Nacht zur Aufhebung eines jener Kirchhöfe bestimmt und so die Sache durchgesetzt.

Man sieht, jede Regel hat ihre Ausnahme. Sagt man nicht, die Todten schlafen ungestört? Jetzt wurde ihnen gar die Wohnung gekündigt. Es gab einen großen Ziehtag der Todten. Die Männer des Diesseits klopften an die Thüre des Jenseits, wie eigennützige Wirthe. Wie man ein Danziger Haus mit Thürschwelle und Dachbedeckung nach der Pfaueninsel bei Berlin gebracht, und es dort aufgestellt hat, so daß es uns die illustrirte Zeitung im Bilde bereits zeigt; wie man in Rußland ganze fertige Häuser zu Markte gefahren bringt, um sie zu verkaufen zu dem-

ſelben Preiſe, zu dem man bei uns ein Fuder Holz oder Torf oder Sand verkauft; ſo brachte man hier eine ganze Todtenſtadt auf ein anderes Feld hinüber, und wirklich war hier ja jenes Fuder Sand ein Fuder Aſche, ein Fuder Erde.

Was würde der Verfaſſer des Königs Lear, der ewige Poet jener klaſſiſchen Sturmnacht, die ein Vater mit ſeinen Töchtern erlebt, was würde er zu einem ſolchen Leichenzuge, der einmal bereits gezogen war, was würde er zu dem Begraben der Begrabenen geſagt haben!?

Die Wiedertäufer taufen die Convertiten zum zweiten Mal. Wir begraben bereits zweimal.

Ja, es war eine ſeltſame Nacht, dieſe Leichen-Pomp-Nacht! Die Todtengräber hatten denſelben Betthütern zum zweiten Male das Bett gemacht. Die Windlichter fackelten, vom Sturm gezauſt, als wollten ſie, da die Todten kamen, ſelber ſterben. Keiner der Anweſenden durfte ſchwarz angelegt haben, denn die Nacht hatte für Alle ſchwarz angelegt. Schwarzangelaufene Gendarmen waren die Leichenführer. Es war eine mit Gendarmerie erfolgende Verweiſung aus einer Stadt in die andere, wie man unter den Lebenden Literaten verweiſt! Es war eine Verbannung keines Lebenden mehr, keines einzelnen Todten, von denen der letzte vielleicht vor einigen Tagen erſt in dieſe Leichenſtadt gekommen war! Kein Gefolge zeigte ſich hinter dem einzelnen Sarge, das Gefolge lag ſelber meiſtens ſchon in einem dieſer Särge. Der Sarg folgte hier dem Sarge, dem wieder nur ein klageloſer, ein ſtummer Sarg folgte. Es war ein verſchüttetes Herculanum, das wieder verſchüttet werden, ein Auferſtehungsmorgen, der wieder ſchlafen gehen ſollte! Es war wie im Polarlande eine eben aufgehende Götterdämmerung, die auch ſchon wieder unterging!

Doch — wenden wir uns wieder dem Leben zu! Wenn man den Wall in der weſtlichen Richtung verfolgt über das Steindammerthor hinaus, ſo gelangt man, je mehr man ſich dem Pregelfluſſe nähert, in die ſchönſte Region der Wallpromenade. Die Bäume werden immer laubvoller, das Grün der Felder immer ſaftiger, die Abwechſelung der Gegenſtände immer mannigfaltiger, der Geſichtskreis immer umfaſſender.

Links erhebt ſich die Sternwarte, wo der größte Aſtronom der Erde wohnt, deſſen Sehkraft zu erhabeneren, bleibenderen Zielen vordringt, als die jener Ingenieure. Gegenüber rechts ein Kirchhof mit den herrlichſten Laubgängen, deſſen Todte auch vielleicht bald aufbrechen müſſen. Wenn an dieſer Stelle einſt die Feſtung ihre Laufgräben ziehen, ihre Schanzen aufwerfen, ihre Thürme erheben wird, wenn vollends in der Zukunft ein Krieg mit Rußland ſpielt, ſo kann es hier die ſeltſamſten Kontraſte geben. Auf dem Thurme rechts dort münden aus den Schießſcharten die Kanonen der Feſtung hinaus; auf dem Thurme links hier richten aus den Luken des Obſervatoriums die Fernröhre eines künftigen Archimed mit ſeinem noli me tangere ihre Mündungen dem Himmel zu. Eben nimmt dort ein Artilleriſt eine nomadiſche Horde Aſiens auf's Korn der Kanone, während hier der unermüdete Aſtronom mit ſeinem bewaffneten Auge ſo eben einen Kometen ſucht, um dieſen Nomaden des Univerſums auf's Korn des Teleskops zu nehmen.

Weiter hin dacht ſich die Gegend zuletzt völlig ab. Wir ſtehen am Pregel. Wir lenken zurück, der Stadt wieder entgegen. Schiffe kommen und gehen. Matroſenflüche in vielerlei Sprachen ſind hier zu hören. Wir laſſen uns überſetzen. Wir verfolgen den Philoſophendamm, der in den Poetendamm, von Simon Dach ſo genannt, ausläuft. Wir betreten wieder den Wall, beim Brandenburger Thore vorbei, wo rechts, tief unter unſern Füßen, eine Vorſtadt Königsbergs, der naſſe Garten liegt, und gelangen neben den weitläufigen Gebäuden der Artillerie an das Friedländer Thor, wo wir wieder am Pregel uns befinden, bis wir den Lithauer Baum erreichen.

Eine endloſe, waſſerreiche Fläche, im Frühjahr einen ununterbrochenen See bildend, weitet ſich vor unſern Blicken wie ein preußiſches Niederland aus. Windmühlen drehen ihre Flügel, Zollbeamte lauern am Ufer, Fleiſch- und Mehlſchmuggler drücken ſich leiſe an dem Walle herum.

Wir ſehen auf dem Waſſer nur kleinere, einheimiſche Schiffe, vor Allem aber die langen Flöſſe, mit Holzbaracken darauf, der Hinterwäldler Polens, jener ſogenannten Dzimken, deren wir bereits am Anfange

unſerer Darſtellung erwähnt haben. Hier gibt es eine Soiree bei den Dzimken.

Slaviſche Naturlaute jauchzen auf. Die Violine erklingt. Unſer Virtuos, mit dem leichten, zierlichen Strohhut, mit der nackten gebräunten Bruſt, in einem groben Hemd, einem braunen Rocke darüber, oder gar einem dicken Schafpelz bei acht und zwanzig Graden Hitze, ſpielt nur auf der G-Saite, die andern Saiten ſprangen auf der Reiſe, aber er jauchzt dennoch ein wildes Vollglück aus. Ein ganzes Völkchen ſpringt und ſtampft vor ihm mit einer Grandezza der Füße, der Hände, jeder Muskel, mit einer Morbidezza der ganzen Körperbewegung, daß ein franzöſiſcher Tanzmeiſter eine Reiſe in die Hinterwälder Polens beſchlöſſe, um ſich zu vervollkommnen für die Bälle von Paris und Europa's. Ein friſcher, pikanter Baſtgeruch kommt von dem Floße uns entgegen, deſſen Baracke mit großen Baſtmatten überdeckt iſt. Ein langer Trog ſteht am Vordertheil des Fahrzeuges. Zwei Dzimken, in Hemden über den Beinkleidern, tragen einen rauchenden Keſſel an einem Trageſtock herbei, und gießen den dampfenden Giſcht in den Trog. Es iſt ein mit ſpärlichem Fett verſehenes, warmes Waſſer — oder auch wohl eine Erbſenſuppe — in welches ein Dritter mächtige Stücke eines Brodes, förmliche Kloben, hineinwirft, die mehr aus grober Kleie als aus Mehl gebacken zu ſeyn ſcheinen. Luſtig dampfet der Sud aus dem Troge auf. Ein ſcharfer Brodem dringt in unſere Naſe. Die Violine ſchweigt. Die Pollacca hört auf. Die Dzimken ſtellen und knien und kauern ſich um den Trog herum, und langen fleißig, theils mit Holzlöffeln, theils mit Holzſpänen, theils mit den Händen, zu, mit einem Appetit, in Vergleich mit dem die Homeriſchen Helden überſatte Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen das ausgeſuchteſte Naſſe und Trockene bewieſen haben.

Wir verlaſſen dieſe köſtliche Scene eines ächten Naturzuſtandes, der doch auch ſeine Kultur und ſogar ſeine Poeſie mit ſich führt, beſtünden beide auch nur in dem Glück, eine ſolche Geige hören oder kratzen zu können, und nun gar den Fuß nach deren Melodien zu ſetzen.

Wir bemerken nur noch, wie es einen gar heitern Anblick gewährt, wenn in der Spätſommerzeit dieſe Dzimken, nachdem ſie ihre Waare und auch die Holzflöſſe verkauft haben, ſchaarenweiſe nach Hauſe wandern. In ihrem ſandalenleichten Tritt, in ihrem luſtigen Ausſehen, mit dem gelben Strohhut auf dem Kopf, gewähren ſie ein ächt ſüdliches Bild, indem ſie an die italieniſchen Schnitter erinnern, welche, nachdem die Ernte vollbracht, aus Rom in ihre Heimath wieder zurückziehen.

So gelangen wir denn von dem Lithauerbaume wieder über den Wall hinweg zu dem früheren, jetzt abgetragenen Königsthore, wo jener Kirchhof liegt, deſſen Todte man ſo eben deportirt hat; und wir ſind demnach auch die nächſten Environs unſerer Stadt im Kreiſe paſſirt.

Es könnte nun auch noch auf die etwas entferntere Umgebung Königsbergs in unſerer allgemeinen Karakteriſtik näher eingegangen werden. Indeſſen werden wir dieſes nur dann erſt thun, wenn die folgende Darſtellung der ſocialen Bewegung unſeres Ortes uns zu Exkurſionen in die Umgegend Veranlaſſung geben ſollte.

Die neue Berliner Dramaturgie.

I.

Seit einiger Zeit hat Herr Profeſſor Rötſcher, der früher eine Lehrerſtelle am Gymnaſium zu Bromberg in dem alten ſogenannten Weſtpreußen bekleidete, die Kritik der Leiſtungen des königlichen Theaters zu Berlin übernommen. Wie Leſſing, wollte er unſerer Zeit nicht nur die kritiſche Leuchte vortragen, nein, er ging weiter! er wollte „das Kunſtwerk in den Gedanken erheben“ und wie er ſich ausdrückt: „von Neuem ſchaffen.“ Auf dieſe Weiſe iſt er nicht nur Leſſing, ſondern Shakſpeare, Goethe und Schiller zugleich, und nach ſeiner Meinung ſo ziemlich der größte Mann des Zeitalters. Wir glauben der Beſcheidenheit des Herrn Profeſſors durchaus nicht zu nahe zu treten, wenn wir ihm dieſe Meinung zuſchreiben. Bis jetzt iſt ſie auch ſo ziemlich unangefochten geblieben und Niemand, der jemals Theaterkritiken geſchrieben hat, konnte wohl dieſem ſauern Geſchäft

in so harmloser Ruhe, in so breiter Bequemlichkeit obliegen, als eben unser Herr Rötscher. Lessing mochte bald in seinen Kritiken keinen Schauspieler mehr nennen, um Verdrießlichkeiten zu vermeiden, und war nach einem Jahre des Dramaturgenamtes überdrüssig; Herr Rötscher nennt fort und fort Alle bei ihrem Namen, die er vor seine Klinge nimmt, und kein Mensch rührt und regt sich. Er mochte wohl selbst diese Erscheinung aus dem Respekte ableiten, den er den Leuten mit seinen philosophischen Abhandlungen einflößt, allein er befand sich dabei im Irrthum. Respekt flößt heutzutage nichts mehr ein und am wenigsten ist die verletzte Empfindlichkeit der Schauspieler geneigt, einer solchen Regung sich zu überlassen. Vielmehr sah man ein, daß diese weitschweifigen und umständlichen Zergliederungen Niemanden schaden noch nützen könnten, und ließ Den ruhig gewähren, der seine Freude an solcher Beschäftigung zu haben schien. Man erinnerte sich jener Antwort, durch welche ein Wiener Polizeibeamter einen berühmten Berliner Professor, der sich für einen Gegenstand eifriger polizeilicher Beaufsichtigung hielt, die vollkommenste Beruhigung ertheilte. Diese Ruhe, in welcher Herr Rötscher bisher wahrhaft schwelgte und immer breitere Redseligkeit entfaltete, ist nun aber dennoch plötzlich gestört worden. In Bromberg, allwo der große Mann noch vor Kurzem das Schulscepter schwang, ist ein Heftchen an das Licht getreten, welches den Titel führt: „Herr Rötscher als Dramaturg," dessen Verfasser (A. Ruhe) es ernstlich darauf abgesehen hat, die Schwächen und Geistlosigkeiten des neuen Dramaturgen aus dem Wuste hochtönender Floskeln heraus zu schälen und sie dem Publikum bequem anzurichten. Eine solche Arbeit ist an und für sich schon lobenswerth, da es immer eines gewissen Muthes bedarf, mit der sich selbst überschätzenden Eitelkeit anzubinden, in diesem Falle verdient sie aber noch eine besondere Anerkennung, da sie mit Witz und Scharfsinn einen trockenen und langweiligen Gegenstand behandelt und dem Leser Unterhaltung gewährt, wo er sie am wenigsten zu erwarten hoffen durfte. Die kleine Schrift verdient daher auch der großen Zahl Derer empfohlen zu werden, welche die Rötscher'schen Recensionen in der Spiekerschen Zeitung lange nicht mehr zu lesen pflegen. Einige Stellen aus der Broschüre mögen zur bessern Empfehlung derselben dienen.

Herr Rötscher behauptet in seinem Buche: Kunst der dramatischen Darstellung, Seite 5, „es schweben heutzutage in der ganzen geistigen Atmosphäre unsichtbar tiefsinnige Gedanken in Fülle." Mag seyn; Herr Rötscher hat dann bisher nur das ausgesuchte Unglück gehabt, überall in's Blaue zu greifen, oder nur nach Gedanken, die so bekannt sind, daß es eine Schande wäre, davon nicht längst schon zu wissen. Er denkt sich das Publikum, für welches er schreibt, sehr dumm, er scheint es von der Höhe seiner philosophischen Intelligenz vor Kurzsichtigkeit gar nicht mehr zu sehen. Wir wollen uns mit demjenigen seiner Werke zu schaffen machen, welches er für den Kanon ausgibt, auf den man sich in Sachen der dramatischen Kunst berufen kann. Der vollständige Titel des Buches lautet:

> „Die Kunst der dramatischen Darstellung, in ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt."

Auf die Versicherung, „das bereits von Andern Geleistete anerkannt und nicht vornehm ignorirt zu haben", muß dem Verfasser erwiedert werden, daß das bereits von Andern Geleistete noch viel mehr in der geistigen Atmosphäre schwebt, als er zu ahnen scheint, und daß es ihm nicht zusteht, Männern wie Goethe, Tieck, Lessing, Schlegel, Engel ꝛc. gegenüber von Anerkennen und Ignoriren zu sprechen. Diese Männer sind anerkannt, und was Herr Rötscher ignorirt, das weiß er höchstens nicht. Wenn er, was jene Männer geleistet, nicht aus einander gefaselt, wo wäre sein Buch? Was er von dem Seinigen dazu gethan, ist theils falsch, theils schief, theils sind es bereits Jedermanns Gedanken, und mit Jedermanns Gedanken, sagt Lessing, soll man zu Hause bleiben. Hegel hat es um die Wissenschaft nicht verdient, daß seine sogenannten Schüler jetzt herkommen und mit dem Gewicht seiner zu Tage geförderten Werkstücke jeder sein besonderes Leibgewäsche aufmangelt. Herr Rötscher hat sich die Theatergarderobe ausersehen. Wer ein Buch schreibt und von vorn herein damit auf Epoche pocht, die es machen soll, thut nicht klug; es war unweise von Herrn

Rötscher, vorauszusagen, was er mit dem seinigen durchzusetzen gedenkt.

Er will „dem Meister der Schauspielkunst in dem Geflecht der Gesetze, welche die Wissenschaft in ihrem Zusammenhange darstellt, sein, des Meisters, Bewußtseyn bestätigen, und seine phantasiereichen Anschauungen zu einer klaren Welt von Gedanken ausbreiten, — dem begabten Anfänger will er die Aussicht auf die Größe seines Gebietes und die Einsicht in die Mysterien seiner Kunst eröffnen, — die kahle Mittelmäßigkeit aber soll von den Forderungen erdrückt werden, welche sie, die Mittelmäßigkeit, als eine unbeugsame Macht auf sich eindringen sieht.“

Daß so etwas möglich war und auf Herrn Rötscher warten müssen! — nun, vorläufig wollen wir uns freuen, daß wir die verlorene Schauspielkunst, wenn es überhaupt schon vor ihm eine gab, jetzt wieder haben. Und was muß das für ein granitner Styl seyn, in welchem so eine „unbeugsame Macht“ geschrieben worden!

Das Buch war auch kaum trocken, als sich ein Beilagereferent der Spener'schen Zeitung schon vernehmen ließ, wie folgt:

„Der Leser findet eine gewählte, wissenschaftliche und in ihrer Prägnanz an den großen Meister — Hegel — erinnernde Schreibweise, aber voller Fluß und von einer Durchsichtigkeit, welche Jedem, der hinter den Fortschritten der Bildung nicht zurückgeblieben ist, das Verständniß des Inhalts nicht erschwert, sondern erleichtert.“

Wer inzwischen das Buch des Herrn Rötscher gelesen, mußte finden, daß der Beilagereferent wiederum an die Schreibweise des Herrn Verfassers erinnerte.

Dieser Punkt kann hier gleich erledigt werden. Herr Rötscher schreibt nicht wissenschaftlich, nicht prägnant. In dieser Beziehung steht er unter der Verfasserin von St. Roche. Küchendeutsch gestreckt wie Nudelteig, verlängert wie Hospitalsuppen. Durchsichtig? Sehr. Vor purer Magerkeit kann man der „neuen Minerva“ die Rippen zählen.*

Was man behauptet, muß man beweisen; ich werde es später thun. Vor der Hand wird Herr Rötscher, wenigstens theoretisch, zugeben, daß der Styl nichts Aeußerliches, sondern dieß und der Inhalt zugleich ist, daß mithin, wer taumelnd und vage schreibt, auch so denkt, sein Denken noch nicht gebildet hat, wer sein Denken noch nicht gebildet hat, auch noch nicht „auf der Höhe philosophischer Intelligenz steht.“

Herr Rötscher hätte sehr viel weniger versprechen und unendlich viel mehr halten können, und doch noch ein mittelmäßiges Buch geschrieben. Daraus, daß Jemand ein mittelmäßiges Buch schreibt, ist ihm kein Verbrechen zu machen, wer aber einen Gegenstand des Wissens hochfahrend für sich allein monopolisirt, und dieß mittelst eines schlechten Buches thut, eines Buches, welches in seiner zähen Langweiligkeit mehr als schlecht ist, nämlich lasterhaft, dem muß gedient werden, wie er es verdient. Ich habe mich im Stillen gewundert, wie es zugehen könne, daß das Buch gelobt und nicht längst angelassen worden. Die es lobten, gestanden mir, daß sie es nicht gelesen. Es anzulassen ist schwer und leicht zugleich; schwer, weil man fast jede der Behauptungen des Verfassers zerreiben müßte, leicht, weil man es könnte.

Herr Rötscher hielt es für sein Werk von guter Conduite, wenn er es mit einem allgemeinen und einem besondern Theile ausstattete. In dem erstern befindet sich die Noblesse der philosophischen Begriffe, in dem andern geschieht die bürgerliche Nutzanwendung.

Allgemeiner Theil.

Die Schauspielkunst — Herr Rötscher nennt sie lieber die Kunst der dramatischen Darstellung — hat die ganze Persönlichkeit des Menschen zu ihrem Material, wie die Musik den Ton, die Poesie das Wort. Die von der Natur gegebene Persönlichkeit muß geformt, gebildet, das ist geschult werden; erst durch die Technik und durch die allgemeine Bildung wird die Künstlerschaft erworben. Das absolute Gesetz der Schauspielkunst ist, daß Idealität und Naturwahrheit, wie das Allgemeine und Besondere, sich durchdringen, denn die Gestalten, welche der Acteur darstellt, haben diese Seiten, oder sollen sie doch haben. Fehlt das Gleichgewicht, so soll der Schauspieler es herstellen. Die Naturbedingungen der Schau-

* In Beziehung auf dieses Buch brachte die ehemalige Preußische Staatszeitung: der Verfasser habe eine neue Minerva gleich mit voller Rüstung erzeugt.

ſpielkunſt ſind eine normale Körperloſigkeit — die abnorme taugt höchſtens für die Komik — ein wohlgebildetes Geſicht, ein edler Ton. Der Ton mit gemeinem Accent und ein ausgeprägter Dialekt widerſtreben der Idealität, Dialekt paſſirt höchſtens beim Lokalkomiker. — Mit den genannten körperlichen Vorzügen ſteht das Individuum an der Schwelle der Kunſt. Hinein führt ihn der Kunſtgenius. Dieſer iſt zunächſt erſt der natürliche Kunſtgeiſt; durch die Arbeit des Subjekts wird er zum bewußten.

Der Entwickelungsſtufen für den Schauſpieler ſind drei:

1) Auf dem Standpunkte der unmittelbaren Empfindung gibt er nur ein Werk der Natur, iſt er dem Affekte unterthan, kann er Karaktere nicht darſtellen, deklamirt er eigentlich nur, gibt er kein Ganzes, kein Individuelles, wird er zuletzt Routinier;
2) auf dem Standpunkte der Reflexion ſtellt er ſich dem Objekte gegenüber, denkt er über daſſelbe. Er beginnt die Technik, Rhetorik, Mimik, es entſteht ſchon eine Art Kunſtwerk, weil Individuelles, weil Karakter;
3) auf dem Standpunkte der Künſtlerſchaft durchdringen ſich Empfindung und Reflexion.

Es wird noch geſagt, was Originalität und Manier iſt.

Das iſt der allgemeine Theil auf hundert und einer Seite. Daß ich nicht lüge, Herr Rötſcher hat noch zweierlei Allotrien hineingebracht. Er ſieht erſtlich darin, daß der Schauſpieler zu ſeiner Kunſt ſeine Perſönlichkeit hergibt, „die Wurzel aller Vorurtheile gegen dieſen Stand.“ Hier ereifert ſich Herr Rötſcher ganz ohne Noth.

Das vermeinte Vorurtheil, in ſeiner übertriebenen Dummheit, iſt nicht mehr vorhanden, weil es ſeines hiſtoriſchen Grundes entbehrt. Es ganz auszurotten, wird ſchwerlich angehen, weil, darin hat Schlegel Recht, der Schauſpieler bei ſeinen zweideutigen Lebensverhältniſſen, die in der Natur der Sache liegen, einer gewiſſen leichtſinnigen Begeiſterung für ſeine Kunſt bedarf. Herr Rötſcher ſollte vermöge ſeiner Kunſterlebniſſe wiſſen, daß, wenn eine Schauſpielerin in der Moral und dann in der Achtung der Welt drunter durch iſt, ſie dieß nicht iſt, weil ſie der Kunſt ob-, ſondern meiſt, weil ſie anderer Neigung und andern Künſten unterlag. Und Gelegenheit macht Diebe. Herr Rötſcher denkt ſich die Sache höchſt wunderlich. Die Leute würden frivol, meint er, weil die Geſellſchaft ſie ſchon für frivol hielte. Wie käme man wohl dazu, Herrn Rötſcher für einen Schriftſteller zu halten, der beſſer nicht ſchriebe, wenn er noch nicht geſchrieben? Zweitens bringt er die bisher noch nicht geahnte Bemerkung: die Schauſpielkunſt wirke für die Gegenwart, an Nachruhm ſei ſo gut wie gar nicht zu denken; der Künſtler fordere daher mit Recht den Beifall des in dieſer Beziehung ſouveränen Volkes. Damit hat es ſeine Richtigkeit; aber ei! ei! ſouveränes Volk? In Berlin bei der Bühne angeſtellt ſeyn wollen und ſolche Anzüglichkeiten ſchreiben, und mit Politik ſchäkern? Ein Volk, das ſeine Hände gebraucht, um Beifall zu klatſchen, kann auf Gedanken gerathen —.

Ich ſagte, glaub' ich, Herr Rötſcher habe noch zweierlei in den allgemeinen Theil gebracht. Damit ich ihm nichts unterſchlage, er ſagt auch noch drittens: die Kritik folge heutzutage der Kunſt auf dem Fuße. Dieß gibt ihm Gelegenheit, auf die Theaterrezenſenten folgendergeſtalt loszuziehen:

„Wenn ſchon überhaupt die Kunſt, weil ſie einerſeits ein Gemeingut der Menſchen iſt, und, über jede beſondere Fachbildung übergreifend, ſich an den ganzen Menſchen wendet, auch in ihrem Gefolge die Oberflächlichkeit des Raiſonnements und der Kunſtkennerei hat, ſo iſt doch auch wieder in die Kritik der dramatiſchen Kunſtdarſtellung dieſer Train in einer ſo undisciplinirten und rohen Geſtalt eingebrochen, daß wir hier alle ſonſt zerſtreut erſcheinenden widerwärtigen Eigenſchaften der Frechheit, der Unwiſſenheit, der Taktloſigkeit, brutalen Sanskülottismus und ſüßlicher Lobhudelei durch einander wimmelnd erblicken.“

Wer aus dieſem Satze, der ſeine Schwierigkeiten hat, nicht recht klug werden kann, tröſte ſich mit Herrn Rötſcher, der ungefähr in derſelben Gegend ſich veranlaßt ſieht zu klagen:

„In unſerer Kunſt treffen wir leider mehr als in irgend einem andern Felde auf die dürren Steppen des troſtloſeſten und leerſten Geredes.“

Herr Rötscher meint, die Schauspielkunst habe die individuelle Persönlichkeit des Menschen zu ihrem Material, wie die Musik den Ton, die Poesie das Wort. Das ist mindestens schief gedacht. Der Schauspieler verwendet nicht seine Persönlichkeit, noch weniger seine individuelle Persönlichkeit, damit soll er gerade zu Hause bleiben und just als ein anderes Individuum vor uns auftreten, nämlich als das vom Dichter gedichtete. Daß der Schauspieler nicht fertig ist, wie Gott ihn geschaffen, sondern, daß er den lieben Gott noch meistern muß, nämlich noch in die Schule gehen und lernen, oder, wie Herr Rötscher sich wissenschaftlich ausdrückt, daß er eine allgemeine und für sein Fach die technische Bildung sich anzueignen hat, ist ein Gebot, auf das auch wohl der dunkelste Theaterrezensent einer ganz kleinen Provinzialbühne besteht. Derselbe Sanskülotte möchte wohl auch verlangen, daß die Natur zum Beispiel dem Marquis Posa einen normalen Körper, einen »edlen Ton« nicht versagt haben dürfe, und daß der fragliche Grande vermeiden müsse etwa im sächsischen oder elbinger Dialekt und mit dem Accent eines Schulmeisters zu sprechen; aber ich stehe nicht dafür, daß er, der Sanskülotte, mit Herrn Rötscher behaupten wird: »ein ausgeprägter Dialekt sei die Schranke des Tons« oder »Ton und Geberde sind die Pfeiler des ganzen Gebäudes dieser Kunst.« Es ist mir, als hätt' ich schon von ganz unphilosophischen Rezensenten gelesen: Herr N. N. ist zwar körperlich gut ausgestattet, aber damit steht er erst »an der Schwelle unserer Kunst.« Ein passabeles Gesicht, gute Statur, wohltönende Stimme sind freilich die erste Bedingung, unter welcher nur man die Bühne betreten darf, wen indeß der Kunstgenius nicht beseelt — der Kunstgenius ist, was man nicht gut anders als mit Kunstgenius bezeichnen kann — der ist noch weit davon, ein Künstler zu seyn, und auch der, welchen der bloß natürliche, nicht auch der künstliche Kunstgenius beseelt, auch der ist noch nicht viel. In dem ächten Schauspieler ist es weder bloß die Empfindung, noch bloß das Reflektiren, was ihn zur Schöpferkraft führt, sondern beides zugleich macht ihn zum wahren Künstler.

Ist das nicht, als läse man Herrn Rötschers allgemeinen Theil? Oder vielmehr, als sähe man den Verfasser bei dem allgemeinen Train mit »wimmeln?« —

Besonderer Theil.

Der Schauspieler muß eine dialektfreie, nicht bloß mangellose, sondern auch schöne Aussprache haben; er muß die Bedeutsamkeit der Vokale, der Consonanten, der Sylben, des Wortes hören lassen; den Ton nach der Höhe und Tiefe, der Langsamkeit und Schnelligkeit, der Stärke und Schwäche moduliren und zur gehörigen Zeit Athem nehmen. Sein Ton soll auch den geistigen Inhalt des Wortes geben. Der logische Accent bringt den Satz in seinen ideellen Verhältnissen an die Seele, der symbolische die Anschauung des Inhalts. Die rhythmische Schwingung setzt uns in die angemessene Bewegung — Rhythmus der Prosa und Poesie (!), das Tempo des Vortrages richtet sich nach der Natur des Inhaltes. Die drei Weisen des dichterischen (!) Vortrages sind durch die drei Gattungen: Epos, Lyrik, Drama bedingt. Der epische Vortrag rezitirt ohne Selbstentäußerung, anders im antiken, anders im romantischen Epos; der lyrische spricht die Empfindung aus; der dramatische ist Selbstentäußerung. »Dramatisches Lesen (!).«

Zu der »körperlichen Beredsamkeit« muß der Körper gebildet werden; gymnastische Uebungen sollen ihm Kraft, Tanzunterricht edle Haltung und anmuthige Bewegung geben. Die Haltung soll ruhig, der Gang nicht plump oder geziert, der Anstand edel seyn.

Vermittelst der Geberde geschieht die Verkörperung des innerlichen Lebens, theils unwillkürlich, theils willkürlich; die letztere wirkt symbolisch (bedeutsam).

Die Organe der symbolischen Geberde sind das Gesicht, die Glieder der Körpers, der Ton der Stimme (!).

Die Geberde ist bedeutsam, wenn sie einen Seelenzustand offenbart, ideal, wenn sie ihn als eine Gattungsallgemeinheit (!) darstellt, und in dieser auch das Element der Besonderheit zeigt, also zugleich karakteristischer Ausdruck wird.

Die Geberde darf nur andeutend, nicht malend seyn. Sie bildet die Dinge nicht selbst ab (!), sondern stellt nur den in der Seele erzeugten Eindruck dar.

Das Geberdenspiel ist ein stätig fortwirkendes, kein Affekt darf unvorbereitet auf-

treten. Die Uebergänge ſind homogener oder heterogener — je nachdem! die zuſammengeſetzten Affekte (Wehmuth, Erwartung) müſſen auch ſo dargeſtellt werden, Geberde und Wort ſich durchdringen. Das Geſicht ſteht rückſichtlich der Geberde (ſonſt nicht!) oben an. Die Geberden der übrigen Glieder verhalten ſich gegen den Ausdruck des Geſichts gleichſam wie die untere Luftſchicht gegen den Aether (!).

Die Geberde führt zum Worte (!).

Darſtellung der Seelenzuſtände. Hier vom Lebensalter (Jugend, Alter); vom Temperamente (choleriſch, melancholiſch, phlegmatiſch, Naturell, Karakter); von der Nationalität. Ferner das Traumleben, die Ahnung, die Viſion, der Wahnſinn, das Sterben; von Trieb und Begierde, Begehren, Lüſternheit, Selbſtliebe, Selbſthaß; Theilnahme aus Mitleid, Schadenfreude, Neid; Achtung, Würde, Majeſtät, Verachtung, Heuchelei; Affectation, Empfindelei, Ziererei; Liebe, Haß, Groll.

Karakterdarſtellung. Die Darſtellung des ganzen Menſchen. Zuerſt Auffaſſung des Karakters; die ideale (faßt den Karakter als Repräſentanten einer Idee), die gemeine Darſtellung des Karakters: Maske, Koſtüm, Grundton des Karakters (nämlich was Karakter iſt).

Durchführung des Karakters: das ſtumme Spiel; der ethiſche Accent (welcher den individuellen Gemüthsausdruck offenbart). —

Spielt nach obigen Vorſchriften jeder Schauſpieler ſeine Rolle, ſo iſt das höchſte Ziel erreicht. Ende des beſondern Theils.

Der Verfaſſer kommt, wahrſcheinlich weil er ſich nun vollſtändig für legitimirt erachtet, noch einmal auf die Leitung der dramatiſchen Darſtellung zurück. Was er ſofort kaſſiren wird, iſt das Rollenmonopol. Er nennt es das Braminenrecht, dem Stande der Paria gegenüber (!).

Wollte Jemand das Unwahre, Widerſinnige, Seichte und Kleinliche der ganzen weitſchweifigen Darſtellung bloß legen, der müßte ein noch ſtärkeres Buch ſchreiben, als Herr Rötſcher, Gott verzeih's ihm! gethan. Es iſt keinem Schauſpieler anzumuthen, die vier Körner Wahrheit aus den ſechszehn Metzen Spreu heraus zu ſuchen. Das Brauchbare in dem Buche weiß ohnehin Jeder von nur halbweg leidlicher Bildung, z. B. die ganze Buchſtabenlehre, die Excerpte aus Handbüchern der Pſychologie, das Geſchwätz über den Versbau, — nun ja, es iſt eben für ABC-Schüler. — —

Randgloſſen und Anderes.

*** Ueber die jetzige Direktion des Theaters an der Wien fällt die ſehr gut redigirte Muſikaliſche Zeitung des Herrn Auguſt Schmidt folgendes Urtheil, bei Gelegenheit der Aufführung der Schweizerfamilie: Fräulein Wildauer als Emmeline verdiente heute gewiß die ſchonendſte Berückſichtigung der Kritik, denn ihre Stimme war durch die vielen Proben und faſt ununterbrochen nach einander ſtatt gehabten Vorſtellungen ſo ſehr angegriffen und gereizt, daß man nur den bitterſten Tadel gegen eine Direktion ausſprechen kann, welche die wenigen Kräfte, die derſelben zu Gebote ſtehen, auf eine ſo ſchonungsloſe und unkluge Weiſe verwendet, daß eine Sängerin an demſelben Abende, wo ſie durch eine über ihre Kräfte reichende Anſtrengung das Aeußerſte gewagt hatte, ſchon wieder für den kommenden Tag in der Hauptpartie einer neu aufzuführenden Oper (der „Zigeunerin" von Balfe) dem Publikum annoncirt wurde.

*** In Nicolai's neuer Oper: „Die luſtigen Weiber von Windſor," haben Dlle. Zerr und Herr Formes die Hauptpartien.

*** Ehe der Freiſchütz das Publikum ergriffen hatte, war Weber mit ſeinen Opernkompoſitionen nicht glücklich geweſen. Bei einem ſeiner Konzerte, welches er ſelbſt in Wien dirigiren wollte, liefen ihm die Muſiker davon und erklärten, daß ſie aus der Kompoſition nicht klug werden könnten. Der Freiſchütz überzeugte nun freilich die guten Leute, daß Weber ein von ihnen unbegriffener Geiſt war. Als aber die Eurpanthe, welche dem Freiſchützen folgte, wiederum bei dem Publikum keinen günſtigen Erfolg hatte, glaubte die liebe Einfalt doch wieder im Rechte zu ſeyn. Weber's Wahlſpruch war: „Wie Gott will!" Da ſagten die Wiener Witzmacher: „Weber komponirt wie Gott will, Roſſini aber wie die Menſchen wollen, und darum gefällt uns der Letztere beſſer."

*** In der Mark und in Pommern muß es doch besser aussehen, als wir Süddeutsche glauben. Man spricht in Berlin von den malerischen Pommer'schen Küsten, und von Freienwalde und seiner Umgebung schreibt ein sentimentaler Reisender wörtlich: „So ging es denn am Montag früh mit dem Stettiner Bahnzuge zunächst nach dem lieblichen Freienwalde, das zwar von Berlinern schon ziemlich stark, aber immer noch nicht stark genug besucht wird, und diese verhältnißmäßig geringere Frequenz muthmaßlich — wie ein anderer Referent schon bemerkt hat — nur dem Umstande verdankt, daß es nicht weit genug von unserer Hauptstadt entfernt ist. Die Schönheiten der reizenden Umgebungen Freienwalde's wollen wir in Betracht des uns vergönnten Raumes um so weniger hier näher in's Auge fassen, als sie auch schon sonst in weiteren Kreisen gekannt sind, und fügen nur das Urtheil einer älteren Dame, welche die schönsten Gegenden Deutschlands öfter besucht, hinzu: Ueberall schön. Wir wollten indessen das Oderbruch auch von einer andern Seite kennen lernen, setzten am folgenden Tage über die Oder und kamen nach dem Städtchen Zehden. Hier gibt es zunächst Sandberge, von denen man ein ganz vortreffliches Panorama hat. Vogelperspektive in die Stadt und sodann über das Wasser der Miglitze (eines Rückstau-Armes der Oder) auf höhen- und waldumkränzte Wiesen, unter denen Dörfer und Städte sich leicht unterscheiden. Von Zehden aus besuchten wir die Dörfer Alt-Rüdnitz und Zekerik, die nächst den Naturschönheiten ihrer herrlichen Umgegend den wohlthuenden Eindruck eines blühenden Wohlstandes hervorbrachten. Selbst die Tagelöhner sehen durchweg frisch und kräftig aus. Ohne hier über Nationalökonomie zu sprechen, müssen wir doch gedenken, wie ganz anders die Arbeit unter Gottes freiem Himmel, als in der dumpfen Fabrikstätte wirkt, obschon dort, wie hier, die Arbeitskräfte eben nicht geschont werden. Wir wollen unsere freundlichen Leser nicht zu tief in's Oderbruch führen, empfehlen aber Allen, die außer Freienwalde noch schöne Aussichten in unserer Mark genießen wollen, die Rüdnitzer Höhen und den Todtenberg, zwischen Zekerik und Rüdnitz, zu besteigen. Letzterer muß auch historisch berühmt seyn, denn hier war es, wo — wie ein alter Landmann uns erzählte — „de olle Fritz" sein Oderbruch sich überschaute, seine Schöpfung, seine schönste Eroberung, jetzt eines seiner würdigsten Denkmale."

*** Unter dem Titel „le ministère de Colbert" gibt die neueste Revue des deux mondes einen interessanten Artikel über das Werk „Histoire de la Vie et de l'Administration de Colbert" von Pierre Clément. Zum Schlusse dieses Artikels heißt es: „Frappirt uns nicht der Kontrast, der zwischen dem Minister des ancien régime und dem konstitutionellen Minister statt findet? Sonst mußte er in dem Monarchen ganz aufgehen und ihn so groß als möglich erscheinen lassen; der mächtigste Rath war der, welcher seinen Einfluß am Besten zu verstecken wußte. In unsern Tagen muß hingegen der Minister sich voranstellen, um die Krone zu decken; er muß selbst seinen persönlichen Einfluß vergrößern, um den Willen, dessen Instrument er ist, zu verbergen. Sonst bestand die Kunst darin, dem Monarchen den Wunsch des Landes vorzubringen; heute besteht sie darin, den Wunsch des Monarchen von den Abgeordneten annehmen zu lassen. Unter dem Despotismus war die Verantwortlichkeit etwas Ernstes und Unerbittliches; man denke an Fouquets lebenslängliches Gefängniß und an Ludwigs XIV fanglanten Blick, der Colbert und Louvois tödtet. Die Verantwortlichkeit nach der Charte ist weniger bedrohlich; man stirbt nicht davon. Der beste Minister war ehemals der, welcher in seinen Bureau's und den Geschäften lebte; jetzt muß er auf der Tribüne und für die Tribüne leben. Bei der früheren Unvollkommenheit der Verwaltungsmaschinen mußte der Chef mit seiner Person vor dem Riß stehen; die Geschäfte gingen nur durch seinen Einfluß und seinen Eifer vorwärts. Ein moderner Minister hat seine genau vertheilte Arbeit, seine Beamtenhierarchie, viel Uebertliefertes, viel Rutine; das Ganze ist eine Maschine, die allenfalls ohne Minister ginge. Unsere Väter sprachen bloß, um ein Geschäft weiter zu fördern; Jetzt ist das Sprechen das Geschäft selbst. Ueber Alles sprechen, viel sprechen und wo möglich gut sprechen, ist ein Verdienst; ohne Vorbereitung sprechen, ist noch besser. Colbert empfiehlt seinem Sohne sich einzuschließen, um seine Entwürfe aufzusetzen, ehe er dem Könige einen Vortrag macht; mehre Abschriften davon zu redigiren, bis daß er die Materie vortrefflich vertheilt und eine einfache und substantielle Ausdrucksweise gefunden; dieß war die Beredsamkeit jener Zeit. Aber, wird bemerkt, unter der Regierung „du bon plaisir" mußte man den Mätressen des Fürsten den Hof machen. Allein muß man nicht unter der Regierung der Majorität es mit dem Geliebten der Masse halten? Wenn ein Mann, nachdem er die großen Interessen einer Nation vertreten hatte, sich mit Schätzen von seinem Posten zurückzog, so erschien dieses dem Monarchen wie dem Volke natürlich. Heute hat ein Minister, den der Neid beim Zurücktritte vom Amte zu reich findet, dennoch weit weniger verdient, als wenn er seine Einsicht und Erfahrung im Handel mit Zucker und Kaffee oder etwas dergleichen angewandt hätte. Ehemals wurde ein Portefeuille wie ein Familienerbstück betrachtet. Le Tellier, Brienne, Lionne, Colbert, erhielten den Fortbestand ihrer Funktion für ihre 16 bis 20jährigen Söhne. Unsere jetzigen Minister überleben sich größtentheils immer selbst. An dem Tage, wo das Scrutinium sie an ihren Platz rief, beginnen sie schon das Scrutinium zu fürchten, welches sie davon entfernen wird u. s. w."

Verbesserung.

In dem Gedicht: „Die Retirade" von A. Dörr, Europa 1846, Band I, S. 411, ist ein störender Druckfehler eingeschlichen, den wir höflichst zu verbessern bitten. Es heißt nämlich Strophe 3, Vers 5 und 6:

Bist jetzt Ihr auf den Bleichen Sieben,
Den Stahl von ihren Waffen legen.

statt:

Den Strahl von ihren Waffen legen.

Ausgegeben am 31 August 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 ggr.

II. Band. 12. Lieferung. — Artist. Beil. VII.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Die neue Berliner Dramaturgie (Schluß). — Politian und seine Stanzen. Von Adolph Ebert. — Rangloſen.

Die neue Berliner Dramaturgie.

(Schluß.)*

Jetzt die verſprochenen Stylproben. Hierbei iſt jede Seite recht, die man par hasard aufſchlagen will. Ich werde den Zufall entſcheiden laſſen. Die ausgewaſchenen Redensarten: In den Gedanken erheben, oder in's Bewußtſeyn, zur Erſcheinung kommen, desperate Gegenſätze, etwas einſetzen, zum Rechte kommen laſſen, auf ſich nehmen, mit etwas brechen, z. B. Seite 305 ſogar mit der Exiſtenz ꝛc. ꝛc., dieſe Redensarten hat Herr Rötſcher, der überhaupt keine Wendung erfindet, vorgefunden, aber bis zur Schäbigkeit abgenutzt. Das Wort „Architektonik“ iſt ſein Mignon. Er kennt ſogar eine „Architektonik der Thätigkeit.“ So etwas fällt höchſtens einem — baufälligen Kopfe würde ich ſagen, wenn das Bild anginge, ich muß daher ſagen — einem Kopfe ein, wie Herr Rötſcher ihn hat.

Nun laſſ' ich das Buch offen fallen. Seite 21:

„Die dramatiſche Darſtellung führt die Geſtalten der freien Phantaſie in das ſinnliche Leben hinüber.“ Ich dächte herüber, das ſinnliche Leben iſt dieſſeits. Etwas weiter heißt es: „Die Treue in der Verſinnlichung dürfte der einzige Geſetzgeber ſeyn . . .“ Geſetzgeberin, die Treue iſt weiblich. Richtig gedacht kann die Treue auch zu keiner Geſetzgeberin gemacht werden, ſie gehorcht vielmehr, iſt paſſiv.

„Wo aber,“ heißt es gleich etwas weiter, „wo aber ſind denn die Geſtalten, welche der Schauſpieler darſtellen ſoll? Sie ſind in dem Schooße der freien Phantaſie empfangen und geboren.“

Gut, für Jemanden von ſubtiler Witterung mag die freie Phantaſie wie ein Weib mit Fleiſch und Bein ihren Schooß haben und in demſelben empfangen; gebären aber muß ſie dann aus ihrem Schooße. Seite 24 geſchieht es wohl aus Geſchlechtsverwirrung, wenn „der volle, mit dichteriſcher Tiefe und Scharfſinn zugleich ausgeſtattete Menſch (!) ganze Menſchen wieder gebiert.“

Seite 28 übernimmt der Verfaſſer ein Kunſtſtück der allerblauſten Unmöglichkeit, nämlich:

* 11. Lief. S. 170.

„ein Reich idealer Interessen und selbstbewußter Zwecke aufzuerbauen.“

Herr Rötscher müßte den kleinen Fürsten willkommen seyn, wenn er ihnen, die ihr „Reich“ nicht erweitern können, noch einige Stock drauf setzte. Aber sein Reich ist nicht von dieser Welt, er selbst herrscht, als Absoluter vermuthlich, im Reiche „idealer Interessen und selbstbewußter Zwecke,“ solche Reiche nur „baut er auf.“

Seite 38 heißt es:

„Es liegt aber in der Natur dieser (der Schauspiel-) Kunst selbst, die ungeheuersten Wirkungen in dem Moment zusammen zu drängen. Von dem geistigen Inhalt einer reichen Schöpfung getragen, führt er (der Moment?) das volle Menschenleben auf seinen höchsten Ausdruck, in seinen ergreifendsten Zuständen, auf- und abwogend in dem ungeheuren Bette, welches die dichterische Anschauung ihm (wem?) gegeben, und wohin die Phantasie den Strom des Lebens geleitet, vor die sinnliche und geistige Anschauung zugleich. Das Erschütterndste, was das Gemüth zu durchleben vermag, der Jubel eines trunkenen Entzückens, die Fruchtbarkeit dämonischer Naturen, der erhabene Widerstand einer großen Seele gegen die Gewalt des Geschicks, und dann wieder der alle Gebrechen der Zeitlichkeit: alle mit ehrgeiziger Spannung verfolgte Interessen, verflüchtigende und in dieser Zersetzung sich genießende Humor, alles dieß, und was die Menschenbrust in ihrer tiefsten Tiefe zu durchleben vermag, das tritt durch den dramatischen Künstler geharnischt vor uns hin.“

Erlauben Sie, daß wir uns etwas verpusten. — Also, was soll Alles geharnischt vor uns auftreten? Der Jubel des trunkenen Entzückens — die Furchtbarkeit dämonischer Naturen — der Widerstand einer erhabenen Seele — der Humor — und was die Menschenbrust in ihrer tiefsten Tiefe zu durchleben vermag? Wie wär's, wenn der Jubel des trunkenen Entzückens Unaussprechliche, der Widerstand einer erhabenen Seele den Reifrock bekäme, und die Furchtbarkeit dämonischer Naturen den Carbonaro. Ein formidabler Unsinn! In beiden Sätzen ist bedenklich deliriet.

Seite 50 ist die Rede davon, daß jede besondere Kunst eine spezifische Disposition des Geistes voraussetzt. Dann heißt es ferner: „Erst indem sich alle Gaben, alle Elemente des Geistes zur Geburtsstätte der einzigen spezifischen Begabung drängen, entspringt jener Genius der Kunst, welcher ihre Mysterien anschaut und gleichsam das ganze Universum auf der Spitze seiner besondern Thätigkeit balancirt.“

Man weiß nicht, was mehr zu bewundern, des Verfassers Genie als Accoucheur oder als Jongleur. „Alle Gaben, alle Elemente des Geistes drängen sich zur Geburtsstätte der einzigen spezifischen Begabung;“ die Begabung wird Mutter. Gut. Mutter von wem? Vom Genius, dessen Väter „alle Gaben und Elemente des Geistes“ — hol's der Henker! die Zeugung ist zu künstlich. Genug, der Kunst-Homunkulus ist da. Was thut er? Er schaut die Mysterien der Kunst an, und — balancirt das ganze Universum auf der Spitze seiner besondern Thätigkeit — bei des Zaubrers Hirngebein! auf der Spitze seiner Thätigkeit.

O Herr! Sie philosophiren im Schatten kühler Denkungsarten, wie es in jenem Liede heißt. — Wir sind mit dieser Seite noch nicht fertig. Es steht daselbst noch Folgendes zu lesen:

„Jedes Kunstgenie steht auf einem Punkte, wo es das Universum aus seinen Angeln hebt und aus seiner Phantasie zum zweiten Male gebiert.“

Ist's nicht wirklich, als befände man sich in einer Geburtsklinik? — Es heißt, wie so vieles Andere bei Herrn Rötscher, gar nichts, daß das Kunstgenie das Universum aus den Angeln hebt.

Wir haben es hier nur mit dem Styl zu thun, und fragen ängstlich: Wo steht das Genie bei diesem halsbrechenden Vorhaben? Doch außerhalb des Universums, die Mechanik verlangt das so, oder es ergeht dem Genie wie jenem dummen Jungen, der auf dem Aste saß, den er vom Baume hieb. Wie soll man sich's wohl denken, daß das Genie das Universum aus den Angeln hebt, und zum zweiten Male gebiert.

Seite 58 auch gut gesagt:

„Der Dialekt — erscheint bei dem darstellenden Künstler wie eine Kette, welche er hinter sich her schleift.“

So wie Seite 67:

„Der warme Liebeshauch der Balkonscene.“

Daß es

„Heldennaturen, denen die Poesie des Lebens aus allen Poren herausdringt,“

nicht mehr gibt, schreibt Herr Rötscher dem Weltgeiste zu. Ob es vielleicht nicht daher rührt, daß wir nicht gehörig transpiriren?

Seite 73 wird

„ein Karakter durch die geschäftige Scheere der Theatergewandtheit abgestutzt, und seiner frisch in die Luft hinausschwankenden Zweige beraubt.“

Warum sollte man auf der Höhe philosophischer Intelligenz sich den Karakter nicht als Baum und die Theatergewandtheit als Schneiderin — nein, als Gärtnermädchen denken können!

Eben daselbst ist es, wo

„die Routine mit ihrer metallenen Hand sich eine bunte Gallerie der herrlichsten Figuren herausgreift und an den Speer ihrer unbeugsamen Individualität aufreiht.“

Aufreiht? Spießt, Herr Rötscher, spießt. Die Routine mit metallener Hand — Speer der unbeugsamen Individualität — einzig, einzig! Aber Alles nichts gegen Seite 86, wo die „intuitive Anschauung das Bild der Phantasie wie einen Genius verkörpert in sich trägt,“ nicht wahr, das läuft allein?

Ich muß weitere Griffe machen, wir kommen sonst nicht zu Ende.

Seite 128 finden wir

„Diphthongen, die um ihr Recht betrogen sind.“

Seite 144

„verschwindet der Consonant mit dem Momente, wo ihn das Sprachwerkzeug ausgesprochen hat.“

Wenn Herr Rötscher doch immer auf so richtigem Wege wäre.

Seite 156 in dem Citate:

„Die Eumeniden ziehen, ich höre sie, zum Tartarus und schlagen hinter sich die ehrnen Thore fernabdonnernd zu,“

ist ihm das „fernabdonnernd“ plastisch, während es gerade das Gegentheil von plastisch ist. Nach Seite 378 gibt's eine „plastische Schönheit des Tons.“

Periodologie ist die Lehre von Perioden und Periodenbau, Herr Rötscher gebraucht das Wort überall für Periode, und spricht von der „Lehre der Periodologie,“ der „Schönheit der Periodologie,“ „Form der Periodologie“ Seite 180, 182, 183, 194. Für einen Mann auf seiner Höhe ein böser Schnitzer!

Seite 317 versteckt der Narr (im Lear) seine Theilnahme „hinter die Blitze des Humors“ (!) und Seite 337 „mischt“ Herr Rötscher „die Thränen in den Ton der Stimme,“ während sich Ton und Thräne doch chemisch nicht verbinden; Seite 357 werden „Physiognomien gesäet,“ Seite 364 „Kostüme im Schmelztiegel geschmolzen.“ Seite 369 „fraternisirt eine alte italienische Militäruniform mit einem modernen kurzen Ueberrocke.“ Es ist zum Erbarmen, der einzige Witz im Buche, und auch der mißglückt!

Gegen das Ende setzt sich Herr Rötscher an's Spinnrad, wo wir ihn sitzen lassen wollen.

Seite 384:

„Die aus dem Ganzen der dramatischen Handlung sich für den einzelnen Karakter ergebende Gemüthsstimmung ist der Faden (!), an welchem sich auch die Rede verläuft, und den sie immer wieder aufnimmt,“ nämlich den Faden der Gemüthsstimmung.

Seite 388:

„Das Element, wodurch der Karakter den Faden (!) seines innern Lebens (!), während der Reden der andern Personen ununterbrochen fortspinnt, ist das stumme Spiel.“

Seite 389:

„Das stumme Spiel zeigt den rothen Faden, der durch das Geflecht aller Situationen des Karakters hindurchgeht.“

Ferner daselbst:

„Das stumme Spiel sichert den Darsteller davor, den Karakter selbst in keinem Augenblicke fallen zu lassen, indem es ihn nöthigt, denselben stets in seiner Phantasie festzuhalten und fortzuspinnen.“

Seite 390:

„Die Vernachlässigung des stummen Spiels ist daher alle Mal ein vorlautes Heraustreten des individuellen Selbst, das den Lebensfaden seiner Rolle eigentlich zerreißt, um ihn nachher durch das Wort, welches ihm der Dichter in den Mund legt, äußerlich wieder anzuknüpfen.“ —

O! es ist heuer betrübte Zeit für die Spinner. — —

Nach diesem längeren, im Zusammenhange gegebenen Auszuge, können wir uns nur noch auf einige abgerissene Anführungen beschränken.

Seite 33.

Natur und Kunst wissen immer ganz genau, woran Jemand stirbt; nur die Aerzte und Kunstphilosophen sind oft in Verlegenheit, wenn sie es sagen sollen, und je mehr sie hin und her diagnosiren, desto unsicherer sind sie. So auch Herr Rötscher. „Der Tod," will er uns aufbinden, „ist bei Cordelia (im Lear) nicht wie bei Regan und Goneril, die Enthüllung des an sich Nichtigen, sondern nur die Besiegelung, daß sie die Aufgabe ihres Lebens, die ewigen ungeschriebenen Gesetze unserer Natur in ihrer höchsten Reinheit darzustellen, völlig erfüllt hat." Halt, wie war das? Der Tod ist die Enthüllung des an sich Nichtigen?

So viel man erfahren, enthüllt der Tod nicht; es ist just seine Stärke, daß er zudeckt, und laßt ihn nur, es ist nicht der schlimmste Gast auf dieser Welt. Wen er auch im Winter begraben und vorläufig mit nackter Erde zuschaufeln läßt; er kommt, wenn der Mai kommt mit seinem Bruder, dem Frühling — vielleicht ist der Frühling auch sein Sohn — und breitet die grüne fröhliche Decke über die Wintergräber; er ist der Mann nicht, der an sich Nichtiges enthüllt, denn er weiß sehr gut, daß das an sich nichts heißt. So wie er Nichtiges nicht enthüllt, so auch besiegelt er's nicht, denn er siegelt schwarz bei jeder Gelegenheit, ob Jemand seine Lebensaufgabe erfüllt hat. Wenn der Tod auf Cordeliens Grabsteine lesen möchte: „Sie hat ihre Lebensaufgabe erfüllt," ich stehe dafür, er unterstriche nicht einmal den grammatischen Schnitzer erfüllt, statt gelöst. Indeß mag das Bild passiren, der Tod sei also der Großpetschierbewahrer im Reiche der Welt; dann aber hat er nur Ein Siegel für Alle, das feierliche, mit der allgemeinen Umschrift: Tod! Was Jemand im Leben that, sagt Euch nur sein Leben, der Tod ist stumm, wenn Euch Niemand als er die Gräber der drei Schwestern zeigt, werdet Ihr's wahrlich nicht erfahren, wo Goneril und Regan, wo Cordelia liegt.

Zuletzt geräth er, wie folgt, in Ekstase: „Während wir uns an Kent, Edgar und Albanien, wie an feste Säulen, welche, tief eingesenkt, bestimmt sind, einen gewaltigen Bau zu tragen, zuversichtlich lehnen, so weilen wir bei Cordeliens Hinscheiden mit dem befriedigenden Gefühle, daß sie weder den wilden Strömen, noch dem herben Schmerze eines tief verwundeten Gemüthes preisgegeben ist. Wenn das Leben uns werth ist, so lange es zur Entwicklung geistiger und sittlicher Kraft dient, so finden wir uns bei dem Bunde der drei zurückbleibenden Männer gestählt, und wenn der Tod ein werther Freund wird, wenn er eine zarte Blume, nachdem sie die ganze Fülle belebenden Duftes ausgeathmet, den gemüthlosen Elementen entnimmt, so preisen wir in Cordeliens Ende dieselbe göttliche Gnade, welche für alle Verhältnisse das ausgleichende Maß hat."

Das nenn' ich philosophiren! Es hört sich an, wie gebrochenes Deutsch. Nur dieß im Vorbeigehen: Säulen senkt man nicht in die Erde. Das ist gegen alle Bauordnung und überhaupt das ganze Bild reparaturbedürftig. „Beim Hinscheiden weilen" ist um den Schwindel zu kriegen. Und an den Schlußworten ist offenbar das Beste, daß sie Schlußworte sind.

Wir finden uns gestählt beim (!) Bunde (!) der drei zurückbleibenden Männer. Merkst Du was? Cordelia hat aus der Welt gemußt, weil sie ein Frauenzimmer war, und sie konnte sich nicht mehr „geistig und sittlich entwickeln" — es war also eigentlich nach dem Obigen auf das Kind unter ihrem Herzen abgesehen — die Nemesis des Learschen Hauses ist die Entwicklungsunfähigkeit, daran sind in gerader Linie ein Großvater, drei Töchter und wahrscheinlich eben so viel Enkel und einige entfernte Verwandte untergegangen; außerdem hatte Blume Cordelia „die Fülle des belebenden Duftes ausgeathmet" — sie war welk geworden, mußte abfallen, — sie starb also nebenher auch, was man nennt natürliches Todes, vorm Tod kein Kraut gewachsen ist! — Weßhalb denn nicht gleich mit der Sprache heraus, wozu uns aufhalten mit all' dem „an sich Nichtigen?" —

Seite 51.

„Der Haß der beiden Geschlechter, aus dessen Mitte die innigste Liebe emporwächst, eine zarte Blume zwischen zwei Abgründen, hebt uns zugleich in die höhere Region eines politischen Schauplatzes," sagt Herr Rötscher in Bezug auf Romeo und Julie.

Sehen wir uns diesen Satz zweimal an. Der Verfasser kann es verlangen, denn der Satz enthält eine Entdeckung, die vorher noch

Niemand gemacht hat, eine Entdeckung, auf die ſich etwas zu gute zu thun iſt.

Alſo: Aus der Mitte des Haſſes der beiden Geſchlechter wächſt die innigſte Liebe empor.

Wir wiſſen zwar: Romeo und Julie haßten ſich, auch bevor ſie ſich liebten, nicht, ihre Liebe iſt alſo nicht aus dem Haſſe emporgewachſen; aus der Mitte des Haſſes ſoll wohl nur heißen — was weiß ich? Jedes der beiden Geſchlechter haßte einander auch nicht; aus der Mitte des Haſſes ſoll wohl heißen — was weiß ich? Was weiß ich, wie man ſich zwei Abgründe neben einander vorſtellt, und eine Blume dazwiſchen, und wie der Haß uns in eine höhere Region eines politiſchen Schauplatzes hebt, wie der Haß überhaupt heben kann, — genug, wir ſtehen in der höhern Region eines politiſchen Schauplatzes.

„Der Boden dieſes Kampfs der Geſchlechter iſt eine italieniſche Stadt (wir wiſſen, Verona) „welche als ein geſchloſſenes Gemeinweſen zugleich einen Staat bildet,“ (zugegeben!) „in welchem dieſer Haß der Capulets und Montague's nicht nur den Karakter einer Privatfeindſchaft zweier Häuſer, ſondern den eines politiſchen Gegenſatzes hat, in den die ganze Stadt zugleich mit geſpalten iſt.“

„Welche“ — „in welchem“ — „in den“ — relativer kann man ſchwerlich ſchreiben. Wir wollen Herrn Rötſcher aber ausreden laſſen.

„So rückt uns der Dichter das Bild ſogleich aus dem engen Rahmen einer ſpießbürgerlichen Feindſchaft in den großartigen Rahmen eines politiſchen Kampfes, und macht ſo das Ganze zu einem Abbild weltgeſchichtlicher Zuſtände und Gegenſätze. Alſo gewinnen wir in dem Haß der beiden Geſchlechter das Bild eines tiefgeriſſenen Gemeinweſens, das ſich bis in die unterſten Kreiſe der Geſellſchaft in Grimm verzehrt, der jedes Gedeihen des öffentlichen Wohles unmöglich macht. Dieſer Haß laſtet aber, als eine verſchuldete Krankheit des Staatslebens, auf den beiden Geſchlechtern, welche durch Macht und Anſehen den Mittelpunkt des Gemeinweſens bilden, und die ſogenannte Bürgerſchaft mit in den Kreis ihres glühenden Haſſes hineinziehen. Ja, das Gift deſſelben hat bereits ſo tief gefreſſen, daß wir die Ueberzeugung gewinnen, auch die herbſte Strenge werde es nicht bewältigen und einen Zuſtand der Geſundheit und friſchen Lebens nicht zurückzuführen vermögen. Dieſe Gewißheit gibt uns der Dichter in dem vergeblichen Ankämpfen des Staatsoberhauptes, in welchem ſich die Einheit des Gemeinweſens als eine durchaus ohnmächtige und kraftlos gewordene verkörpert.

Die Mahnung, wie die Strafe, Verbannung und Tod ſind ſtumpfe Waffen gegen den Haß der Geſchlechter, ſie dringen nicht bis in den innerſten Sitz der Krankheit ein. Die Einheit und Geſundheit des Gemeinweſens kann ſich nur aus ihm ſelbſt, durch eine Umkehr der Geſinnung, welche alſo frei von innen heraus den Haß von ſich ausſondert, wiederherſtellen.

Nur der Sieg der Liebe über den Haß kann uns eine Bürgſchaft für die wirkliche Regeneration des öffentlichen Lebens geben. Dieſe Umkehr der Geſinnung aber geſchieht durch das Opfer des Haſſes, durch den Untergang der theuerſten Leben der beiden Geſchlechter, deren Exiſtenz der höchſte Stolz derſelben war. So wirkt die Macht der Liebe, welche Romeo und Julie durch ihren Tod beſiegeln, über das Grab hinaus zugleich als Sühne für den Haß der Geſchlechter, und beweiſt ſich dadurch als die unwiderſtehliche, einzig triumphirende Gewalt des Gemüths. Wie der Untergang der Liebenden einerſeits ihre Schuld, das Recht der Familie verletzt zu haben, enthüllte, andererſeits das Recht der freien Wahl beſtätigte, ſo trifft es zugleich die einander haſſenden Geſchlechter, welche das öffentliche Leben zerſtören, und offenbart für dieſelben die Unbeugſamkeit ihres Haſſes, als eine Schuld, durch welche die theuerſten Leben der beiden Familien fallen. An dem Bewußtſeyn aber, daß dieſe jugendlich ſchönen und hoffnungsvollen Geſtalten durch den wuchernden Haß hinweggemäht worden ſind, entzündet ſich die Verſöhnung der Häupter der beiden Geſchlechter, welche aus dem freien Entſchluſſe ſtammend, auch Dauer verheißt. Der Untergang der Individuen wird alſo, und darin liegt die tiefſte Verſöhnung des tragiſchen Konflikts, zur Geburtsſtätte des öffentlichen Wohls, zur Wiedergeburt des politiſchen Lebens.

Damit erhält der Tod der Individuen aber die erhabene Bedeutung eines Opfers für ein ſittliches Ganze, und der Eindruck, welchen

dieſer Ausgang hinterläßt, iſt ein weltgeſchichtlicher.“

An alle dem iſt kein wahres Wort.

Von einem politiſchen Zerwürfniſſe iſt in dem ganzen Stück mit keiner Sylbe die Rede. Ob die Ueberſetzung Herrn Rötſcher mißleiten konnte, weiß ich nicht, ich habe ſie nicht zur Hand. Der Urtext iſt entſchieden gegen ihn: grudge, muting, two foes, strife, the parents strife, the parents rage, kurz alle Ausdrücke bezüglich auf die Feindſeligkeit erlauben, ſchon grammatiſch, nicht, dabei an die Politik zu denken. Der Fürſt ſpricht immer nur von den beiden Familien, von your pernicious rage.

Three civil brawls, bred of an airy word,
By thee, old Capulet and Montague, have
trice disturb'd the quiet of our streets ...

Du alter Capulet und du Montague, ihr habt nun bereits dreimal die Ruhe unſerer Straßen geſtört, durch neuen Lärm, ein luftiges, nichtiges Wort hat dazu hingereicht, ihr habt bejahrte Leute veranlaßt, ihre alten, durch den Frieden roſtig gewordenen Waffen zu ergreifen, um eures eingeroſteten Haſſes wegen; — man ſieht, der Haß der beiden Familien bricht zum dritten, vierten Male in einen Straßenlärm aus. Civil brawl iſt Straßenlärm; civil heißt hier nicht bürgerlich, ſondern innerhalb der Stadt; wir haben kein Adjektiv dafür. Bürgerkrieg heißt civil war, intestine war. Das Wort war kommt im ganzen Stück nicht vor.

If ever you disturb our streets again
your lives shall pay the forfeit the peace.

Unterſteht ihr euch wieder, unſere Straßen zu beunruhigen, ſo büßt ihr die Ruheſtörung, den Friedensbruch mit dem Leben; für dießmal ſoll's euch noch ſo hingehen, und nun marſch zu Bette, du Capulet gehſt mit mir, du Montague kommſt Morgen Mittag zu mir, da du erfahren ſollſt, was ich in dieſer Sache weiter beſchließe. Man folgt.

Und damit hat die Sache ein Ende.

Nun frag' ich, ſieht das nach Bürgerzwiſt aus? „nach Ghibellinnen und Welfen (S. 14), nach tief zerriſſenem Gemeinweſen, nach Krankheit des Gemeinweſens, nach glühendem Haſſe der geſammten Bürgerſchaft, nach einem zerfleiſchten Staatskörper, nach einem ohnmächtig und kraftlos gewordenen Staatsoberhaupte?“

O nein, dieſes Staatsoberhaupt iſt recht ſehr oben drauf, es braucht ſich nur ſehen zu laſſen, was ſag' ich? ein Viertelskommiſſarius war genug, um die Katzbalgerei von der Straße zu treiben. Ein Glück, daß der Verfaſſer nichts mit der Polizei zu thun hat, wenn's auf den Gaſſen laut würde, mit Gewalt ſchrie er: Revolution! Eine ängſtliche Natur, die ſogar dieß bürgerliche Trauerſpiel nicht ruhig mit anhören kann, ohne für die ganze Stadt, für das Gemeinwohl zu zittern! Und in der Stadt kümmert ſich kein Teufel um die „beiden Feinde,“ wenn ſie nur die Leute nicht im Schlafe ſtören, oder die Straßen frei laſſen. Verwandte und Freunde von beiden Seiten nehmen nur Theil am Streit, wenn's zur Schlägerei kommt, die ehrſamen andern Bürger erſcheinen nur, um die Streitenden aus einander zu bringen — to part them. Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht, ſagen auch die Veroneſer.

Seite 57.

„Wer recht über das Kunſtwerk philoſophirt, ſchafft daſſelbe noch einmal, indem er es in die Sphäre des bewußten Gedankens überſetzt,“ ſagt Herr Rötſcher.

Nach ſeiner Doublette ſind Romeo und Julie die Hauptperſonen, die ſich lieben mit Allgewalt und Genie; Roſalinde und Paris kreuzweiſe ihre Folien; die Eltern kommen und bilden den Konflikt, die Amme vertritt den frivolen laſciven Standpunkt. (Man leſe das widerliche Geſäure.) Romeo's Freunde: Benvolio, klar beſonnen, heilend, beſchwichtigend, verſöhnend eingreifend; weder ritterlich noch feig! und ſchwach; Merkutio humoriſtiſch; Tybald das „Bild des blinden Parteihaſſes, des brutal wüthenden;“ Prinz Eskalus iſt die zerrüttete Weltordnung, Bruder Lorenzo die Ohnmacht des Verſtandes.

Das behauptet der Verfaſſer auf 16 Seiten mit gemüthlicher Breite. Was er die dramatiſche Entfaltung der Tragödie nennt, ſo verfährt er ungefähr wie alberne Leute, die eine luſtige Anekdote erzählen.

Sie verſichern, ſo etwas von Spaßhaftigkeit, als was ſie jetzt erzählen wollen, ſei noch nicht da geweſen, ſchütteln ſich vor Lachen, erzählen unter Lachen, klagen über die Stiche im Zwerchfell vor Lachen, gerathen in's Huſten vor Lachen, der Witz kommt,

iſt da, und wenn gut, doch durch die Art der Mittheilung entmannt.

So geht Herr Rötſcher das Stück Scene für Scene durch, detaillirt den Inhalt in einer ſo ſchwülſtigen, unpoetiſchen, breiten, bald outrirten, bald ſchwächlichen, durchweg faſelnden Sprache, erinnert jeden Augenblick an das Furchtbare der Vorfälle, an die Schreckniſſe des Ausgangs, und martert einen zu Tod, ehe die Leute im Drama ſterben. Das nennt er „das Kunſtwerk noch einmal ſchaffen.“

Kein Menſch kann verlangen, daß ich die Perſonen des Stücks vor den Mißhandlungen des Verfaſſers ſchütze.

Julia z. B. iſt elend dran, d. h. Julia in der Doublette. „Julia,“ ſagt der Verfaſſer, „durchläuft zwei große Phaſen der Entwicklung. In der erſten zeigt uns der Dichter das Werden und Wachſen ihrer Leidenſchaft, in der zweiten erſcheint ſie als die mit der ganzen Kraft ihres Pathos gegen das rauhe und unbarmherzige Schickſal ankämpfende Heroine.“ Dann hat die erſte Phaſe drei Unterphaſen. Wir ſehen Julien:

a) „als unbefangenes Mädchen, plötzlich vom Strahl der Liebe getroffen;“
b) „wir ſehen die Keime jungfräulicher Liebe zu den zarteſten Blüten der Liebe entfaltet, aus denen uns die innigſte Poeſie des Herzens entgegenſtrömt;“
c) „der dritte Abſchnitt offenbart uns (ſchön geſagt, der dritte Abſchnit offenbart uns) das in der vollen Pracht der Bilder ſchwelgende Weib, das auf dem Höhepunkte des Entzückens ſtehend, daſſelbe zum freiſten, beſeligendſten Ausdruck der Seele ſteigert.“

Herr Rötſcher ſpricht auch von der erſten Periode Juliens. Das muß er von der Amme haben. Das Weib hat geplaudert. Wer ſagt aber ſo etwas indiskret weiter?

Das kommt davon, wenn man die Sprache nicht in der Gewalt hat. A propos, und woher weiß der Verfaſſer, daß Julie ſchwarze Augen hat?

Die Anforderungen des Herrn Profeſſors an die Aermſte gehen geradezu in's Uebertriebene. Sie hat ſich, während ſie einen Satz ſpricht, zwei-, drei-, vier-, fünfmal umzuhäuten, ja, Herr Rötſcher beſteht ſogar buchſtäblich mit Schwabacher Strenge darauf: „Julie muß in ihrem Schmerze wachſen.“ Seinem Rezepte nach kurirt er ihr die ganze Innerlichkeit bis auf die Haut. Wir ſehen ſie die Frieſel der Mädchenunbefangenheit bekommen, die Maſern der Jungfrauenblüte, die Scharlachpracht des Weibes, und zuletzt (in der zweiten Phaſe) den reinen Teint der Heroine. Dazu die chromatiſche Scala, in der Julie — nicht ſprechen — ſondern ſingen muß — dazu die vorſchriftsmäßigen Mienen, und daß „Blick wie Ton von dem Vorgefühl des grauſamen Geſchicks umflort ſeyn“ ſollen — ich möchte, Skandals halber, Herrn Rötſchers Julie auf der Bühne ſehen.

Was werden jene halbgebildeten Schauſpieler nun ſagen, die bis jetzt von dem Phraſenkram des Herrn Rötſcher benebelt, in ihm ein hohes kritiſches Licht zu erkennen vermeinten? Die Ehrlichſten unter ihnen geſtanden zwar längſt, daß er ihnen theils unverſtändlich war, theils trivial vorkam; daß ſie das Allergewöhnlichſte, was Jeder von ihnen längſt wußte und auf die einfachſte Weiſe auszudrücken verſtände, hier in die Breite gezerrt wiederfänden und ihre Mühe vergebens verſchwendeten, hier keinen Sinn heraus brächten, dort eine alte Wahrheit heraus klaubten. Allein dieſer Ehrlichen gab es nur Wenige. Vielleicht iſt dieſe Mittheilung geeignet, der Mehrzahl die Augen zu öffnen und die Zungen zu löſen.

Unſere Zeit zeigt die Bewegung, aber ſie hat nicht die großen Geiſter, um ſich ihrer zu bemächtigen. Ein Leſſing iſt noch nicht wieder unter uns erſchienen, und es iſt Frevel, die ſich überhebenden Tagesephemeren dafür zu halten und es legt Zeugniß unſerer Kleinheit dar, daß der Maulwurfshügel uns wie ein Tſchimboraſſo vorkommen konnte.

Polizian und ſeine Stanzen.

Von

Adolph Ebert.

Es iſt unſere Abſicht, hier zum erſten Mal durch eine theilweiſe Ueberſetzung dem deutſchen Publikum einen italieniſchen Dichter vorzuführen, der in ſeinem Vaterland eben ſo ſehr geprieſen, als bei uns unbekannt, zum

wenigſten durch ſeine Werke und ſeine Individualität eine höchſt intereſſante Erſcheinung ſowohl für die Entwicklungsgeſchichte der romantiſchen Literatur, als für die Kulturgeſchichte ſeiner Zeit iſt. Und dieſe Zeit war die erſte Jugendblüte, das wahrhaft goldene Zeitalter des neuen Italiens, wo ein Cosmus von Medici und ſpäterhin noch mehr ſein Enkel Lorenzo, alle Künſte geſchwiſterlich einte, um ſo allmälig eine äſthetiſche Kultur vorzubereiten, in der das italieniſche Volk nach dem baldigen Untergang aller politiſchen Größe den einzigen und reinſten Troſt fand. Die Künſte gingen eben ſo Hand in Hand, wie ſich wieder die Wiſſenſchaften mit ihnen verbanden. Daher finden wir in jener Zeit die merkwürdige Erſcheinung, daß ein Rafael, Michel Angelo Maler, Bildhauer und Architekten zugleich waren, und ein Polizian, wohl der ausgezeichnetſte Dichter des Hofes der Medizeer, zugleich der berühmteſte Philologe ſeines Jahrhunderts wurde. Und auch die klaſſiſche Alterthumskunde ſtand wiederum nicht vereinzelt als Sprachſtudium da, ſondern ſie war auf der einen Seite mit der Archäologie, die damals in Florenz durch das Aufblühen der Malerei und Bildhauerkunſt auch in äſthetiſcher Beziehung ſehr geachtet wurde; auf der andern mit dem Studium der alten Philoſophie auf das Innigſte vereinigt. Ariſtoteles und Platon hatten ſo gut ihre Schüler zu Florenz, wie Homer und Virgil ihre begeiſterten Erklärer. Oeffentlich wurde über die Philoſophie Platons, wie über die der Peripatetiker geleſen; vorzüglich erfreute ſich aber die erſtere, die bei dem gelehrten Marhilio Ficino auch Lorenz von Medici gehört hatte, der größten Theilnahme. Lorenz diſputirte mit ſeinen gelehrten Freunden oft in griechiſcher Sprache über philoſophiſche Themata. Zu gleicher Zeit aber wurde mittelbar und unmittelbar von dem geiſtreichen Medizeer, der ſelbſt als lyriſcher Dichter einer der trefflichſten Nachfolger Petrarca's zu nennen iſt, für die Dichtkunſt ſeines Vaterlandes in jeder Beziehung Herrliches gewirkt. Nicht allein, daß er Poeten an ſeinen Hof zog und ſie dort ehrte und nährte, nicht allein, daß er den größten Dichter der italieniſchen Literatur, den ſein Vaterland, von Parteiungen zerriſſen ſchnöde verkannt und vertrieben hatte, durch ſeinen berühmten Lehrer Landinus öffentlich erklären ließ, ſondern vorzüglich auch durch das ritterliche, freie, und doch nie in Frechheit und Wollüſte ausartende Leben, deſſen Adern von dem Herzen ſeines Hofes aus durch ganz Florenz und in ſeinem Einfluß durch ganz Italien pulſirten. Er war nicht bloß Poet und Freund jeder Wiſſenſchaft und Kunſt, er war auch ein Ritter und Fürſt, der den Beinamen „Il Magnifico“ in ſeiner weitſten Ausdehnung verdiente; er ging nicht bloß mit Gelehrten und Künſtlern, ſondern auch mit den geharniſchten Edlen und dem waffenloſen Volke um. Da wurden zur Karnevalszeit in Florenz große feſtliche Aufzüge gehalten, welche die erſten Keime der italieniſchen Kunſtkomödie in ſich tragen. Ariadne und Bacchus ſogar werden mit ihrem Gefolge auf geſchmückten Wagen, wenn auch nicht von Panthern gezogen, dahin gerollt; ſie umrauſcht die jubelnde Menge, die in dem mannigfaltigſten Koſtüme der verſchiedenen Jahrhunderte, dem ewig lebenden und herrſchenden Gott des Weines ſcherzhafte Lieder abſingend folgt.

„Quant' è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia;
Chi vuol esser lieto, sia,
Di doman non ci è certezza!“ *

klingt es im Chor von allen Lippen. „Nur das Leben gekoſtet, heute roth, morgen todt!“ — Und ſelbſt ſolche Karnevalslieder zu humaniſiren, wie ſich Bouterweck richtig ausdrückt, ſie durch mählige Bildung für die Kunſt zu gewinnen, lag dem liberalen Lorenzo am Herzen. — Wie nun durch die Ausbildung dieſer Karnevalslieder und der ſcherzhaften vorgetragenen Reden und Gegenreden das nationale Luſtſpiel nach und nach entſtanden iſt, ſo trugen auch die von dem edlen Mediceer veranſtalteten prachtvollen Turniere nicht wenig zu der Entwicklung der romantiſchen Epopöe bei. Die Begeiſterung für die Thaten und Tugenden des Ritterthums wurde durch die Anſchauung der gewiſſermaßen äſthetiſch neu geborenen Ritterſpiele wieder erweckt und belebt. So war das ächt romantiſche Leben des Mittelalters noch einmal von ſeinem Grabesgange durch Lorenzo zurückgeführt, um gebildet durch die

* Dieß iſt der Anfang eines Karnevalsliedes von Lorenzo, das uns unter dem Titel: „Trionfo di Bacco et Arianna“ erhalten iſt.

seine Formvollendung des Alterthums, dessen Studium jetzt mit der größten Begeisterung gehegt wurde, ein neues unsterbliches Leben in dem Himmel der romantischen Poesie zu finden.

Es existirt wohl kaum ein Werk der neuern Poesie, in welchem sich dieser Verbindungsprozeß der romantischen Ideenwelt mit der Antike so deutlich kund gibt, wie in den Stanzen Polizians. Polizian war in der That durch seine ganze Persönlichkeit und geistige Entwicklung dazu berufen, uns in diesem sehr frühen Jugendgedichte ein klares Spiegelbild jener für die ganze romantische Poesie so merkwürdigen Epoche zu geben. Wir wollen vor Allem einen Blick auf das Leben dieses ausgezeichneten Mannes werfen, welcher, der innigste Freund Lorenzo's von Medici mitten in dem Fluten und Drängen des reichen damaligen Lebens stand.

Angelo Ambrogini, den 14 Juli 1454 geboren, derselbe, der sich später nach der Sitte der Gelehrten von seinem Geburtsort Montepulciano, Politianus oder italienisch Poliziano nannte, war der Sohn eines Doktors der Rechte, der in seiner Vaterstadt einer nicht unbedeutenden Achtung genoß. Schon frühe wurde der sehr lernbegierige Knabe von seinem Vater zu seiner Ausbildung nach Florenz gesandt, wo er bei denselben ausgezeichneten Männern, welche die Lehrer Lorenzo's waren, in die Schule ging. Unter dem Griechen Andronikus von Thessalonich und Christoph Landinus studirte er alte Philologie, unter Ficinus platonische, und unter Argyropplus von Konstantinopel peripatetische Philosophie. Aber dieselbe leidenschaftliche Zuneigung, die er dem Studium der Alten schenkte, hegte er auch für die Dichtkunst. In lateinischen und griechischen, eben so wie in italienischen Versen dichtete er schon in seiner frühesten Jugend; ja er unternahm sogar, der frühreife Jüngling, eine Uebersetzung des Homer in das Lateinische. Aber nicht war seine Poesie etwa eine Treibhauspflanze, die hinter dem Kachelofen der Gelehrsamkeit groß gezogen, nein, der junge Philolog lebte zugleich auch als Dichter, und nahm den innigsten Antheil an dem regen Treiben des lustigen florentinischen Volkes. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, wie bei dem Wiedererwachen der Wissenschaften und Künste keine so strenge Gränze zwischen ihnen hinläuft, die noch immer in unserm Zeitalter, noch mehr aber in dem vorigen Jahrhundert, wie ein Pestkordon die Gelehrsamkeit und die Poesie, die Professoren und die Poeten trennte: gerade so treiben in der ersten Jugend des Menschen oft die später heterogensten Karaktere als Kinder dasselbe Spiel mit derselben Theilnahme, ohne nur irgend wie an einander Anstoß zu nehmen, ohne daß auch nur eine von den später so eckigen Kanten hervorträte. — So war auch unser Dichter oft als Zuschauer, da er schon seines Standes halber keinen thätigen Antheil an den Turnieren nehmen konnte, auf der Tribüne, von der das Volk herab die ritterlichen Kämpfe mit seinem jubelnden Beifalle begleitete, ein Zeuge der letzten Aeußerungen einer schönen schwindenden Sitte des Ritterthums gewesen.

Auch am 7 Februar des Jahres 1468 mochte er mit dem drängenden und wogenden Volke zugeschaut haben, als an diesem und dem folgenden Tage, zur Feier des Friedens mit Venedig, nach der unentschiedenen Schlacht von Bologna, die jungen Medizeer Lorenz und Julian, ein herrliches Turnier veranstalteten. Lorenzo, damals nur zwanzig Jahre alt, ritt zuerst auf einem stolzen Kampfroß, das ihm der König von Neapel, Ferdinand, als Zeichen seiner Freundschaft geschenkt hatte, in die Schranken. Achtzehn Ritter warben mit ihm um die Preise; aber vor Allen gewann den ersten Lorenzo, einen silbernen Helm, auf dessen Kegel die Figur eines Mars zierlich abgebildet war. Auch Julian, obwohl er erst fünfzehn Jahre zählte, doch frühe in den Waffen geübt, erschien in stählerner Rüstung auf dem Kampfplatz und erwarb sich einen Preis.* Ganz Florenz rauschte in Beifall über die jungen herrlichen Enkel des Vaters des Vaterlandes, Cosmo von Medici, welcher mit der größten Uneigennützigkeit durch Rath und That der Republik die trefflichsten Dienste geleistet.

* Wir wollen hier nur andeuten, daß was wir der Lebendigkeit der Darstellung halber so bestimmt ausgesprochen haben, durchaus noch sehr bestritten ist. Man kann nämlich nicht genau ermitteln, ob auch Julian bei dem oben besprochenen Turnier vom 7 Februar 1468 seinen Preis gewann, oder ob dieß später auf einem andern Turniere geschah. Auf jeden Fall aber hat man sicher erwiesen, daß dasselbe noch im Jahre 1468 statt haben mußte.

Lorenzo und Julian — und vorzugsweiſe der ältere — galten ſchon damals für die Stützen der Regierung, da ihr Vater Pietro ſehr ſchwächlich und kränklich war. Natürlich nahmen die von dem Hauſe der Medici ſo ſehr in Schutz genommenen Künſtler und Poeten den wärmſten Antheil an dem reichen Lobe, das man den jungen Helden ſpendete. Luca Pulci, der Verfaſſer einer der älteſten Ritterepopöen, des Ciriffo Calvaneo, kam zuerſt auf den Gedanken, dieſes prachtvolle Turnier in einem Gedichte zum Ruhm des Lorenzo zu ſchildern. Man kann dieſe Schilderung, was Idee und Kompoſition betrifft, beinahe kein Gedicht nennen, denn ſie verfolgt ganz den hiſtoriſchen Gang des Ereigniſſes; nur die Diction ſoll hin und wieder durch Natürlichkeit und Klarheit anſprechen. (Das ziemlich ſeltene Gedicht iſt uns noch nicht zu Geſicht gekommen.) — Weit herrlicher aber feierte der junge Polizian den jüngern Bruder des Dioskurenpaares, Julian, in ſeinen berühmten Stanzen. Das Gedicht, über welches wir hier gleich unſer Urtheil abgeben wollen, iſt ein ſchöner Torſo, ein Fragment in jeder Beziehung, nicht bloß, weil es gerade mitten in der Erzählung, die uns der Dichter geben will, abbricht: es iſt ein unvollendetes Ganze, weil es das Produkt eines Jünglings von vierzehn Jahren, und einer Zeit iſt, die auch erſt im frühſten Jünglingsalter der Poeſie ſtand, einer Zeit, in der die Kultur erſt reifte, die einſt ſolche Früchte tragen konnte, wie ein Arioſt und ein Taſſo ſie pflückten. Die Fehler und Vorzüge des Gedichts entſpringen faſt nur aus einer Quelle, aus dem Einfluß der antiken Literatur und Kunſt, die ſich damals durch das erneute Studium derſelben zum erſten Male geltend machte. Wo dieſer Einfluß von Nutzen ſeyn konnte, wo er günſtig wirkte, da enthält das Gedicht die reizendſten Schönheiten. Aber wann konnte dieſer Einfluß nur von Vortheil ſeyn? Dann, um es kurz zu beantworten, wenn er mittelbar, nicht unmittelbar, auf das Gedicht wirkte, nur in ſo fern, als er die allgemein äſthetiſche Bildung des Dichters verfeinerte. Unmittelbar war aber der Einfluß nur von Nachtheil, wenn eine Nachahmung ſtatt fand, wenn die antike Poeſie als ein Modell betrachtet wurde, um nach ihr die romantiſche abzugießen oder abzuformen. Je freier ſich nun die allgemeine äſthetiſche Bildung unſres Dichters beim Produciren äußern konnte, je weniger der Stoff mit ihr in Kolliſion kam — dieß iſt natürlich an allen rein lyriſchen Stellen der Fall — da, faſt rein von aller Nachahmung des Antiken und jedem Schwulſte der älteren Romantik, iſt die Darſtellung ſo ſchön und reizend, ſo zart und glühend, daß Arioſt und Taſſo ſich ihrer nicht zu ſchämen brauchten. Und wie hoch ſteht hierin Polizian über ſeinen Zeitgenoſſen, über den Brüdern Pulci und ſelbſt auch über Lorenz von Medici! — Wie roh iſt die Darſtellung noch in dem größten Werke des jüngſten Pulci, in ſeinem **Morgante maggiore**; in dem ein weitſchweifiger, ſupernaiver Styl überall noch mit lateiniſchen Wörtern und Redensarten, ſo wie mit grotesk romantiſchen Phraſen geflickt iſt. Schädlich dagegen zeigte ſich der unmittelbare Einfluß des Antiken in der Kompoſition des Polizianſchen Gedichts, dem rein epiſchen Theile; doch wir müſſen zuvor über Inhalt und Idee unſere Leſer unterrichten.

Der Inhalt des Gedichts, in dem Julian, und unter der Hand auch ſein Bruder Lorenzo gefeiert werden ſollte, iſt kurz folgender. Es wird uns zuerſt das ritterlich tapfere Leben des jungen Helden vorgeführt, und zugleich mit wenigen, aber trefflichen Umriſſen der edle Sinn des Jünglings geſchildert, der in dem erwachenden Gefühl des Selbſtbewußtſeyns die Liebe als etwas Schwächliches, Unmännliches verachtete. Aber auf einer Jagd wird ihm durch Amor eine ſchöne Nymphe entgegen geführt, in die er ſich plötzlich ſterblich verliebt. Der ſiegreiche Amor fliegt darauf zu ſeiner Mutter, in den herrlichen Palaſt der Venus zurück, ihr ſeine Eroberung zu erzählen. Venus erfreut, wünſcht, daß dem jungen Renegaten der Preis im Turniere zu Theil werde. Der Trauergott muß ihn deßhalb, als er von der Jagd müde nach Hauſe zurückkehrt, im Schlaf zum Kampfe begeiſtern, indem er ihm das Bild ſeiner Geliebten, und ſein eigenes im vollen Waffenſchmuck, mit Oliven und Lorber geſchmückt, zeigt. Bald darauf bricht der Morgen an, und Julian erwacht; begeiſtert von dem Traumbilde, fleht er Minerva, Amor und den Ruhm an, ihm heute in dem Turniere den Sieg zu verleihen, damit er ſo die Geliebte ſich erringen könne.

Hier bricht das Gedicht ab, das in zwei Büchern 171 Stanzen zählt. Natürlich würde Polizian, wenn er das Gedicht vollendet hätte, jetzt das Turnier beschrieben haben, in dem Julian den Preis gewann, und dessen Schilderung aller Vermuthung nach großentheils uns bereits von Luca Pulci gegeben ist. Die Idee aber, die dem Gedicht Polizian's zu Grunde liegt, scheint uns doppelt zur Anschauung gekommen zu seyn. Der Dichter singt die Macht der Liebe, wie sich ihr kein Sterblicher entziehen kann, und wie viel sie in dem vermag, der sie glühend in sein Herz eingeschlossen. Der junge, erst fünfzehnjährige Jüngling, welcher zum ersten Mal in die Schranken ritt, gewann dennoch den Preis vor manchem viel bewährten, erfahrenen Kämpfer, eben weil die Begeisterung der Liebe mehr als die nüchterne Thatkraft vermag. Somit zerfällt das ganze Gedicht in zwei Theile; der eine liegt vollendet vor, der andere ist vom Dichter noch gar nicht begonnen, und nur in der ersten Einleitungsstanze sein präsumtiver Inhalt angedeutet. Das Gedicht ist deßwegen eher ein Torso, als ein Bruchstück zu nennen.

Die Idee, sehen wir, ist eine ganz romantische, aber die Komposition des Gedichts zeigt mitunter noch Spuren reiner Nachahmung des Antiken. Vorzüglich gibt sich dieß in der Theilnahme kund, welche die griechischen Götter an der Entwicklung der Fabel nehmen. Dieß war offenbar ein Mißgriff, den sich Ariost und Tasso nicht zu Schulden kommen ließen. Aber die Darstellung hat auch diese Unschicklichkeit gemildert, gewissermassen so viel als möglich wieder zu bessern gesucht; denn wenn auch die alte Mythologie ganz getreu nach den Schilderungen der Alten gezeichnet ist, so ist doch das Kolorit ein romantisches. Da wird uns zwar die Liebschaft zwischen der Venus und dem Mars ganz der Antike gemäß vorgeführt, aber diese Liebe ist unter der Feder des romantischen Dichters eine romantische geworden. Mars gleicht dem Rinald, der bei seiner Armida in den duftigen, wollüstigen Gärten dieser Zauberin ruht. Die Personen der alten Mythologie sind nach einer Eigenheit der ältern Romantik — der zu allegorisiren — in den Stoff der kleinen Epopöe hineingewebt, aber sie sind von demselben Zeuge, als die romantischen Helden, deren Schicksale sie leiten. — Doch siehe! indem wir unsern Dichter vor dem Tribunal der Aesthetik wegen des einen Fehlers, seiner Nachahmung der Antike zu vertheidigen, oder ein Urtheil über ihn deßhalb zu mildern suchten, haben wir unvermerkt einen neuen andern Fehler des Gedichts aufgedeckt, die alte romanhafte Sucht zu allegorisiren. Dieser Erbfehler, dieses Muttermal der ältesten Romantik zeigt seine Spuren auch noch in Polizian's Gedichte; obwohl seine durch das Studium der alten Poesie verfeinerte Bildung es nicht mehr in seiner ganzen Häßlichkeit erblicken läßt, sondern hinter einem Schönpflästerchen zu verbergen strebt. Der Dichter sucht nämlich die allegorischen Figuren, wenn er sie einmal noch auftreten läßt, so viel als möglich individuell erscheinen zu lassen. Und da wurde er denn freilich wieder zu dem ersten Fehler verleitet, die antike Mythologie mitunter zu Hülfe zu nehmen. Auch in dem sonst so eleganten, reizenden Styl findet sich hin und wieder noch etwas von den Barbarismen — den gothischen Auswüchsen der ältern romantischen Sprache, die aber noch zu Polizian's Zeit, und sogar eine Weile darnach, im epischen Styl die herrschende war. So fleht Amor Julius mit den lateinischen Worten: „*Miserere mei*“ an, und der Dichter fährt ganz gelassen fort, darauf zu reimen:

„*Difendimi, s bel Giulio, da coftei!*“

Doch wir haben wohl schon genug die Zeit und das Gedicht karakterisirt, um den Leser auf den Standpunkt gesetzt zu haben, das Bruchstück, welches wir ihm hier übersetzt darbieten, unbefangen zu beurtheilen. Es gibt freilich Werke des Genies, die einer solchen Bevorwortung nicht bedürfen, Dichter, die sich freier und kühner über die Mitwelt erheben, als Polizian; seine Zeit aber war auch, möchte ich sagen, nicht dazu geschaffen, solche Dichter hervorzubringen. Sie ist eine Zeit des Uebergangs in der Kultur, weder so durchgebildet, als das nachfolgende Zeitalter eines Arioſt, noch so roh und ungebildet, wie das eines Dante. In einer solchen Uebergangsperiode, wo erst der Keim zu den Ideen gelegt wird, die einer nachfolgenden Generation so plötzlich und fertig geboren, wie Pallas aus dem Haupte Jovis, erscheinen, kann noch kein Hephästos erstehen, der sie entbindet. Es kann noch

Keiner Meiſter werden, da ein Jeder noch Handlanger im Dienſte der Zeit ſeyn muß.

Wenige Worte noch über das ſpätere Leben Polizian's. Durch ſeine Stanzen auf das Turnier Julians kam er in eine nähere Verbindung mit Lorenzo von Medici, die bald zur innigſten Freundſchaft wurde. Lorenz zog ihn nicht bloß in ſein Haus und an ſeine Tafel, ſondern übertrug ihm auch die Erziehung ſeiner Söhne. 1480 wurde er zum Lehrer der römiſchen und griechiſchen Literatur ernannt; vier Jahre darnach mit einer florentiniſchen Geſandtſchaft nach Rom geſchickt, wo ihm vom Papſte der ſchmeichelhafte Auftrag wurde, diejenigen griechiſchen Werke, welche die Thaten der Römer erzählten, in's Lateiniſche zu überſetzen. So entſtand ſeine ausgezeichnete Ueberſetzung des Herodian. Wie viel Polizian als Philolog ſowohl durch Ueberſetzungen, als Erklärungen der alten Klaſſiker leiſtete, dieß zu erörtern, iſt hier nicht unſere Aufgabe, wir wollen nur bemerken, daß ſeine Wirkſamkeit eine ausgezeichnete war, die bei den Männern dieſes Faches auch jetzt noch im beſten Andenken ſteht. Er ſprach lateiniſch und griechiſch gleich fertig, und trat auch als Hiſtoriker und Poet in lateiniſcher Sprache auf. In ſeiner Mutterſprache hat er, um dieß hier zu berühren, außer den Stanzen noch ein Schauſpiel *L'Orfeo* und kleinere niedliche Gedichte, Balladen und Kanzonen verfaßt. Jenes Schauſpiel, das erſte reguläre dramatiſche Produkt der Italiener, iſt eben ſo merkwürdig wohl, als ſeine Stanzen, wenn es auch in äſthetiſcher Beziehung weit hinter denſelben zurückſteht. Ueber die Zeit ſeiner Entſtehung ſind die Literarhiſtoriker in Ungewißheit, ſicher fällt ſie aber noch in die Jugendzeit des Poeten. Den der italieniſche Dichter Polizian ſcheint ſpäter in dem Philologen und Gelehrten untergegangen zu ſeyn. Erſt in ſeinen reiferen Lebensjahren wurde Polizian durch Johann Picus, Grafen von Mirandula, zum ernſtlichen Studium der Philoſophie angeregt, und auch in dieſer Wiſſenſchaft leiſtete er als Lehrer Vortreffliches. So geehrt als Dichter und Philolog, geſchätzt als Philoſoph und Hiſtoriker, ſtarb Polizian im beſten Mannesalter 1494, da er den Tod des Mannes, dem er ſo viel verdankte, den Tod Lorenzo's und die nach und nach ſinkende politiſche Bedeutung des Hauſes Medici nicht überleben konnte.

Polizian's Stanzen

auf das

Turnier Julian's von Medici.

Erſtes Buch.

Die ſtolzen Spiele, die ruhmvollen Feſte
Der Stadt, die ſeine hohe Herrin heißt
Der Tusker Volk, die herrlichen Paläſte
Der Göttin, die der dritte Himmel preiſt,
Den Lohn — für ſolch' ein Streben trau'n der beſte! —
Treibt mich zu ſingen an der kühne Geiſt,
Daß jenen Namen, jenen hehren Thaten
Nicht Tod, noch Zeit, noch Schickſal ſchaden.

O ſchöner Gott, der Du in unſre Herzen
Ein ſüß Verlangen, voll von Wehmuth, ſenkſt,
Und Dich ernährſt an Seufzern und an Schmerzen,
Mit Deinem ſüßen Gift die Seelen tränkſt;
Das Nied're weicht vor Deinen holden Scherzen,
Denn lieblich machſt Du Alles, was Du lenkſt:
O Amor, dem ich ewig bin ergeben,
Du mußt des Geiſt's geringe Kraft mir heben.

O mach' mir leicht, wonach ich ſchwer gerungen,
Lenk' Du die Zunge, Amor, lenk' die Hand,
Dich hab' ich anfangs, Dich zuletzt beſungen,
Dein ſei der Ruhm, wenn ich Gehör jetzt fand;
Sag', Meiſter, welch' ein Band, von Dir geſchlungen,
Des jungen Fürſten hohen Geiſt umwand,
Der der Etruſk'rin Leda iſt entſproſſen,
Sag', welch ein Netz für ſolchen Fang geſchloſſen.

Und, edler Lorber, Du, bei deſſen Hüten
Florenz ſtets freudig und in Frieden lag,
Nicht fürchtet es der Stürme drohend Wüthen,
Ob Zeus ſich auch in Wolken hüllen mag, —
Vernimm im Schatten Deiner heil'gen Blüten
Jetzt dieß geringe Lied, ſo bang und zag;
Du Anfang, und Du Ende meinem Streben,
Nur Deinen Blütenduft brauch' ich zu leben.

Ach, wenn Dich doch beſäng' mit höh'ren Klängen,
So nicht das Schickſal meinen Wunſch zerſtört,
Der Geiſt, der Dir auf allen Lebensgängen
Von meiner Wiege bis zum Grab gehört,
Daß lauſchend ſich des Indus Fluten drängen,
Und der Numider Deinen Namen hört,
Und daß dann einſt, das Neſt auf Deinem Baume,
Von mir ein Schwan weiſſagt im Todestraume.

So lang jedoch zum hohen Flug die Schwingen
Geſtutzt noch ſind für meiner Sehnſucht Glut,

Will Deinen hehren Bruder ich besingen,
Der neuen Ruhm verleiht dem theuren Blut;
Und selbst auch dieß wird mir nur schwer gelingen,
Und zaghaft fühl' ich beben meinen Muth,
Wenn Du nicht, Liebe, glühst in meinem Sange,
Die jedes Herz reißt hin mit Sturmesdrange.

In jener Zeit der ersten Jugendstunden,
Als eben ihm der junge Flaum entsproß,
Und noch der schöne Julius nicht empfunden
Den Schmerz, mit dem einst Amor ihn umschloß,
Lebt er in Frieden, freudig, ungebunden,
Und zügelt kühn sein feurig stolzes Roß;
Es war der Ruhm der sicilian'schen Herden,
Der Wind stritt selbst im Lauf mit solchen Pferden.

Jetzt läßt er's gleich dem Leoparden springen,
Jetzt sich umwenden rechts in kurzem Trab,
Jetzt pflegt er seinen trägen Speer zu schwingen,
Der oft dem Wild bereitet Qual und Grab;
So lebt er, ahnend nicht der Liebe Schlingen,
Womit das herbe Schicksal ihn umgab,
Noch denkt er jetzo seiner künft'gen Schmerzen,
Und spottet gar betrübt verliebter Herzen.

Ach, wie viel Mädchen für ihn seufzend glühten,
Doch prallt ihr Pfeil an seinem Stolz zurück,
Daß sich umsonst die süßen Dirnen mühten,
Die kalte Brust wärmt nie der Liebe Glück;
Er barg sich oft wohl unter Rosenblüten,
Doch immer schaute ernst und kalt sein Blick:
Sein Antlitz schützt er vor dem Sonnenlichte
Mit einem Kranz von Epheu oder Fichte.

Und schimmern Sterne schon, durch Wolken lugend,
Wenn fröhlich Jeder in die Heimath zieht,
Dann singt er, den Verein der Musen suchend,
Mit heil'ger Luft ein himmlisch süßes Lied,
Und wecket tausend Flammen alter Tugend
Durch hohen Sang in jeglichem Gemüth,
Gleicht Amor ihm auch einem Menschenwahne,
Erfreu'n ihn doch die Musen und Diane.

Und sah er in des Lebens blinden Wirren
Mit Schmerz erfüllt 'mal einen Troubadour,
Ein bleiches Bild des Mitleids, traurig irren,
Und folgen seiner harten Feindin Spur —
Da Amor fing sein Herz mit zartem Kirren,
Nährt er es mit zwei heil'gen Lichtern nur —
Den, der getroffen von dem Liebesgotte,
Verfolgt er so mit höhnisch bitt'rem Spotte:

„Stoß aus der Brust den blinden Wahn der Liebe,
Der seine Wuth nur gegen Dich gewandt,
O nähr' sie nicht mit schmeichlerischem Triebe,
Die nur aus Muß' und träger Luft entstand.
Der, den das dumme Volk nennt Gott der Liebe,
Ist süßer Wahn dem schärferen Verstand:
So schönen Namen hat die Welt gegeben
Dem holden Leiden, einem blinden Streben.

Wie elend ist, der für ein Weib verfehlet
Den Lebensplan, der Freiheit sich beraubt,
Der sich um sie je freuet oder quälet,
Und ihren Mienen, ihren Worten glaubt,
Denn tausendmal des Tags sie Andres wählet,
Noch leichter als ein Blatt vom Wind entlaubt:
Sie flieht den, der sie sucht, und wer sie fliehet,
Den sucht sie, wie am Strand die Welle ziehet.

Ein junges Mädchen scheint fürwahr mir immer
Ein spitzer Stein in einer schönen Flut,
Der Natter gleich, die, abgestreift den Schimmer
Der jungen Haut, nun unter Blüten ruht.
Ach, glücklich ist der Liebende ja nimmer,
Der dulden muß der Herrin stolze Wuth!
Je mehr ihr Antlitz Schönheit trägt und Minne,
Je mehr auch hegt sie Lug und Trug im Sinne.

Und wenn die Liebe Euer Herz umwindet,
Die der Gedanken hohe Kraft Euch stiehlt,
Und wenn ein Zug die süße Speise findet,
Habt Eure eig'ne Freiheit ihr verspielt,
Als wenn selbst Lethe Amorn sich verbündet,
Vergeßt ihr ganz, was ihr zuvor gefühlt;
Euch keimen nicht mehr männliche Gedanken,
So hält die Liebe Eure Kraft in Schranken.

Um wie viel süßer sind Diana's Gaben,
Dem flücht'gen Wild zu folgen stark und klug,
Im alten Holz, fern von der Mauer Graben,
Ihr Lager zu erspäh'n nach langem Zug!
Auf Thal und Höh' zu schweifen, sich zu laben
An Blüten, Kräutern und am Wasserkrug,
Der Vögel Sang zu hören und im Winde
Die Blätter murmeln süß, die Quellen linde.

O wie ergötzt's, wenn auf die Weide gehen
Die Lämmlein; schaut, sie rupfen Klee und Ried,
Der Schäfer in des Abendwindes Wehen
Erweckt die Flöte und sein rauhes Lied;
Die Erde reich an gold'nen Früchten sehen,
Wie jeder Baum von seinen Aepfeln glüht,
Es stößt der Bock, die Kuh brüllt auf den Wiesen,
Die gold'nen Saaten wie ein Meer hinfließen.

Auch sieht man dann den töly'schen Herrn der Herde,
Wenn er den Pferch eröffnet, sie nachläuft,
Wie er sie lenkt mit seiner Haselgerte,
Wie er mit jedem Thier dann zankt und keift.
Man sieht den Bauer, der die harte Erde
Zähmt mit dem Karst, und mit dem Pflug durchstreift:
Die Bauerndirne ohne Gurt und Schuhe,
Strickt bei den Gänsen an dem Fels in Ruhe.

Also erfreuten — so erzählen Sagen —
Sich einst die Völker in der gold'nen Zeit,
Nicht hörte man da je die Mütter klagen
Ob ihrer Söhne Tod im blut'gen Streit;
Nicht traut dem Wind man, sich auf's Meer zu wagen;
Nicht schmerzt den Stier des Joches ehern Kleid;
Die Häuser waren große laub'ge Eichen,
Die Honig an dem Stamm und Eckern reichen.

Noch waren nicht des Goldes Herrlichkeiten
Frech eingedrungen in die schöne Welt,
Die freien Völker lebten froh in Freuden,
Nicht umgewühlt ward ihr fruchtbares Feld,
Da muß das Schicksal ihre Ruh' beneiden,
Es wird der Frömmigkeit Gesetzt zerschellt,
Ihr Herz die Lust und jener Wahn verbrennet,
Den das elende Volk die Liebe nennet."

Also der stolze Jüngling oftmals zielet
Nach der Verliebten treuem heil'gen Herz.
Wie der zuweilen, der sich glücklich fühlet,
Auch keinen Glauben schenkt dem fremden Schmerz.
Ein Liebender, in dessen Seele wühlet,
Die heiße Flamme, rief da himmelwärts:
„Gerechter Zorn, mag Amor Dich bewegen,
Dem Spötter eine Probe aufzulegen!"

Und Cupido begann mit Hohn zu fragen —
Nicht taub der Klage lacht er grausam schier —
Ist der Brand, den ich durch die Welt getragen,
Denn schon verlöscht? bin ich kein Gott hiefür?
Ich ließ doch Phöbus einst um Daphnen klagen,
Ich zwang doch Zeus zu brüllen als ein Stier;
Und Pluton hab' ich aus dem Reich vertrieben:
Wer ist von mir noch unbeherrscht geblieben?

Ich nahm dem Tiger sein grausames Trachten,
Dem Löwen sein Gebrüll, den Flug dem Aar;
Und welcher Mensch kann sich so sicher achten,
Daß er sich birgt vor meiner Pfeile Schaar? —
Und wie? ein Stolzer kann mich so verachten,
Daß ich, kein Gott zu seyn, komm in Gefahr?
Laßt uns doch seh'n, ob wer Amor beleidigt,
Sich vor zwei schönen Augen selbst vertheidigt.

Schon hat umkränzt mit Blumen das Gefieder
Des Berges Reif verscheucht der linde West,
Schon kehrte, ihrer Wallfahrt müde, wieder
Die Schwalbe heim zu ihrem treuen Nest,
Im Walde klangen wieder Vögellieder
Allmählig zu der Morgenstunde Fest,
Und kluge Bienen, wann der Tag erglühte,
Beraubten diese oder jene Blüte.

Der kühne Julius, — kaum wollt' es tagen —
Wann zu dem Brunnen geht die Bürgerin,
Ließ seinen Renner zäumen, jetzt zu jagen,
Und ritt mit starkem Troß zum Walde hin;
Und unter gutem Schutz und ohne Zagen,
Folgt ihm der Hunde Schaar in treuem Sinn.
Mit Jagdrüstung mußt' Jeder sich bewehren,
Mit Bogen, Garn und Horn, und Pfeil und Speeren.

Schon hat die Schaar erreicht in frohem Streben
Das dichte Holz; von seinem Lager zag
Entflieht jedwedes Wild mit Schreck und Beben;
Es folgt der Spürhund seiner Fährte nach;
Den Ausgang Garn und Hunde rings umgeben,
Vom Pfeifen, Bellen, wächst der Lärm im Hag;
Das ganze Holz von Rufen, Schrei'n ertönet,
Und von der Hörner Klang der Himmel dröhnet.

So donnert's, wenn aus hohen Wolkenhallen
Zeus sendet seiner schnellen Blitze Glut,
So rauscht's, wo über hohe Felsen fallen
Des Nilstroms Fluten — taub das Volk dort ruht —
So dröhnt's, wenn die tartarschen Tuben schallen
Der Furien durstig nach latein'schem Blut.
Ein Thier beißt fast sich selbst in wildem Muthe,
Ein and'res bang legt an den Bauch die Ruthe.

Da trennen sich des schönen Jagdbunds Glieder,
Zum Garn theils, theils zum Waldpfad hingekehrt;
Der koppelt Hunde fest, der löst sie wieder,
Der läßt sie los, der hält sie an und wehrt,
Der spornt sein gutes Pferd durch's Feld hernieder,
Der harrt schon auf das zorn'ge Wild bewehrt,
Der steht am Baum, zuschauend eine Weile,
Der hält den Speer, der glättet seine Pfeile.

Schon sträubt die Borsten, wetzend seine Hauer,
Der Eber in den Schranken; bang schreckt auf
Das Reh aus seiner Höhl' und luget auf der Lauer;
Es flieh'n die Hirsche durch das Feld darauf,
Des Fuchses List verwandelt sich in Trauer,
Die Hasen fall'n beim ersten Schuß im Lauf,
Vom Lager flieht ein jedes Wild nun balde,
Der Wolf nur schlau birgt sich im tiefern Walde.

Und ob er sich auch barg, das sich're Wittern
Des kleinen Spürhunds findet seine Bahn,
Der Hirsch scheint vor dem Windhund zu erzittern,
Die Sau vor'm Garn und vor des Bullen Zahn.
Man sieht den jungen Held vor allen Rittern
Freudig im Flug bald hier, bald dort voran,
Durch's dichte Holz auf seinem stolzen Rosse;
Und weh dem Wild nach seinem Jagdgeschosse!

So schrecklich sah man den Centauren jagen
In Pelion's und Hämus' schnee'gem Wald,
Aus seinem Lager alles Wild wegtragen,
Den Bären tödten, droh'n des Leu'n Gewalt.
Das Wild birgt sich je eh'r, je mehr's verschlagen,
Das Blut wird Allen in dem Herzen kalt.
Der Wald erzittert, alle Pflanzen weichen,
Er reißt die Fichten aus, entlaubt die Eichen.

Wie Julius drein schaut, stolz und unerschrocken!
Bahn bricht er, wo am dichtsten das Gesträuch,
Das zorn'ge Wild aus dem Versteck zu locken;
Das Haupt bekränzt mit einem grünen Zweig,
Verwirrt und staubig rings die dunklen Locken,
Von Schweiß bethaut das Antlitz perlenreich.
Da weiß den Entschluß Amor wohl zu fassen,
Und Zeit und Ort gar trefflich abzupassen.

Schnell schafft aus leichter Luft mit seinen Händen
Er einer schönen stolzen Hindin Bild,
Hoch das Geweih, geziert mit zack'gen Enden,
Weiß glänzt die Haut, leicht ist sie, zart und wild.
Und wie sich nun die scheuen Thiere wenden,
Zeigt sich dem jungen Held ihr schönes Bild;
Erfreut spornt er sein Roß, ihr nachzusetzen,
Und denkt zu todt in Kurzem sie zu hetzen.

Doch da vergeblich er den Speer entſandte,
Zog aus der Scheide er den Degen fein;
Sein Roß geſpornt ſo wild und feurig rannte,
Daß einer breiten Straße glich der Hain.
Das ſchöne Wild, als wär' es müde, wandte
Langſamer ſich, ſo ſchien's, in's Holz hinein,
Doch wenn er ſchon es zu erreichen glaubet,
Das kleine Feld es ſeinen Blicken raubet.

Je mehr dem Bild, das ihm die Lieb' erlogen,
Umſonſt er folgt, je mehr wünſcht er's zu fahn;
Lang iſt er auf der müden Spur gezogen,
Und dennoch kann er niemals ganz ihm nah'n.
Wie bis zur Lippe in den Stygſchen Wogen
Weilt Tantalus, ſüß ſchwebt die Frucht heran;
Doch will er Waſſer oder Frucht erreichen,
Das Waſſer und die Frucht ihm gleich entweichen.

Schon hat er, voll von ſeinem heißen Sehnen,
Sich weit entfernt von der Gefährten Troß,
Doch nicht kann er dem Ziel ſich näher wähnen,
Und ganz erſchöpft fühlt er ſein treues Roß.
Noch immer lockt das Trugbild ihn mit Höhnen,
Als ihn ein grünes duft'ges Thal umſchloß,
Er ſchaut, von einem Schleier weiß umwunden,
Ein Mädchen hold; es iſt das Wild verſchwunden.

Das Wild verſchwand wohl hinter einem Baume,
Doch ſorgt er nicht mehr um des Wildes Spur,
Er zügelt jetzt den Renner mit dem Zaume,
Und läßt ihn halten auf der grünen Flur.
Hier, ganz erfüllt von dieſem Wundertraume,
Sieht er des Mädchens ſchönes Bildniß nur,
Aus ihrem ſchönen Antlitz, ihren Augen,
Glaubt eine neue Luſt ſein Herz zu ſaugen.

So folgt wuthvoll die Tigerin, die wilde,
Dem, der die theuren Jungen ihr geraubt,
Dem Jäger durch die wüſten Waldgefilde,
Indem ſie gleich ihn zu zerreißen glaubt;
Da ſchaut im Waſſer ſie ein Truggebilde,
Den Jugen gleich, traun nur ihr eig'nes Haupt!
Und während ſie ſich in dieß Bild vergaffet,
Hat Jener ſchon die Beute weggerafft.

Sogleich, im Blick verſteckt, legt ohn' Erbarmen
Auf ſeines Bogens Sehn' Amor den Pfeil;
Dann ſpannt er ſie mit ſeinen mächt'gen Armen,
Die Kerbe naht des Bogens kerb'gem Theil,
Die linke Hand liegt an dem Erz, dem warmen,
Die rechte Bruſt ruht an dem Bogenſeil;
Und wie der Pfeil ſich ſchwirrend weggeſchwungen,
Iſt er in Julius Herz ſchon eingedrungen.

Ach! wie ihm wird, ach! wie das Feuer wühlet
Im Herzen; wie's in ſein Gebein ſich gräbt!
Ein banger Schweiß nur ſeine Stirne kühlet,
Da zitternd ihm das Herz im Buſen bebt:
Weil er nur, ſie zu ſchau'n, es ſchlagen fühlet,
Sein Aug' er nie von ihrem Auge hebt;
Und ſo von ſeinem ſüßen Glanz verführet,
Merkt er doch nicht daß Amor hier regieret.

Er merkt nicht, daß ihn Amor hintergangen,
Zu ſtören ſeine lange Ruh' allein,
Er merkt nicht, weich' ein Band ihn ſchon umfangen,
Er kennt noch nicht jetzt die geheime Pein.
Verlockt ſchon ganz von Sehnſucht und Verlangen,
Iſt ſo der Jäger in dem Netze drein.
Er lobt der Augen Schönheit und des Haares,
Und findet in ihr ſelbſt 'was Wunderbares.

Weiß iſt ſie, weiße Kleider ſie umfließen,
Doch rings von Roſenblüt' und Blatt umlaubt,
Die aufgelöſten gold'nen Locken gießen
Demüthig ſtolz ſich von dem ſchönen Haupt,
Es lächeln ihr der dunkle Hain, die Wieſen,
Sie haben ihr die Sorgen ja geraubt.
Lieblich und ſanft iſt ſie in ihrem Weſen,
In ihrem Blick iſt aller Schmerz geneſen.

Von ſüßer Freude glänzen ihre Augen,
In denen Amors Fackel heimlich glüht,
Liebliche Lüfte dort rings um ſie hauchen,
Wohin mit ihrem Liebesblick ſie ſieht,
Ihr Antlitz ſcheint in Himmelsluſt zu tauchen,
Von Lilien und von Roſen ſüß umblüht.
Bei ihrer Rede horcht jed' Lüftchen leiſe,
Und jeder Vogel ſingt in ſeiner Weiſe.

Thalia ſcheint ſie, wenn ſie rührt die Saiten;
Minerva, hält ſie in der Hand den Spieß;
Führt Pfeil und Köcher ſie an ihrer Seiten,
Du glaubſt, es ſei die keuſche Artemis.
Der Zorn muß traurig bald ihr Antlitz meiden,
Wie ſie der Stolz demüthig ſchnell verließ;
Doch jede Tugend hat ſie im Geleite,
Anmuth und Schönheit folgen ihr ſtets beide.

Da ſaß ſie auf den üppig grünen Wieſen,
Und hatte froh ſich einen Kranz geraubt;
Von allen Blumen, welche dort entſprießen,
War zierlich rings ihr weißes Kleid umlaubt.
Wie Julius nun die Sorgen erſt verließen,
Da hob er ſchüchtern etwas auf ſein Haupt:
Dann mit der Hand ergriff den Saum ſie loſe,
Und ſprang empor, die Blumen in dem Schooße.

Schon wollte jetzt das Mädchen gehen
Von dort hinweg langſam gemach durch's Feld,
In großer Qual ließ ſie den Jüngling ſtehen,
Da außer ihr nichts And'res ihm gefällt.
Doch da der Unglückliche dieß muß ſehen,
So ſucht er, daß er ſie mit Bitten hält;
Darum begann ganz zitternd und ganz glühend
Der Jüngling ſo, demüthig ſich bemühend:

„Wie man Dich auch, erhab'nes Weſen, heiße,
Nymph' oder Göttin ſcheinſt Du mir fürwahr,
So daß ich wohl als Artemis Dich preiſe;
Wenn ſterblich, wer Du biſt, mach's offenbar —
Denn Dein Geſicht iſt überird'ſcher Weiſe;
Nicht weiß ich ſchon, wie mein Verdienſt es war,
Und welche Gunſt des Himmels und der Erde,
Daß ich deß ſchönen Anblicks würdig werde.“

Randglossen und Anderes.

*** Der Prinz Poniatowski, dessen Opern in Florenz schon den Beweis eines großen musikalischen Talents geliefert haben, wurde bei seinem neulichen Aufenthalte in Paris von dem Direktor der großen Oper um eine Partitur angegangen. Der Prinz schien nicht abgeneigt, dem Wunsche zu willfahren; allein ein gutes Buch war die Bedingung, welche er machte. Ein gutes Buch war in dem Augenblick eine Schwierigkeit. Scribe war ermüdet von seiner italienischen Reise, Melesville hat der dramatischen Muse den Abschied gegeben, St. Georges reist in den Bädern, Soulie ist in den Pyrenäen u. s. w. Nur Dumas war da; Dumas, die Providenz der Buchhändler, der Redaktoren, der Theaterunternehmer. Sein Talent reicht von Aufgang bis Niedergang; von dem Augenblick, in welchem er aus dem Bette steigt, bis zu dem, in welchem er sich niederlegt, hat er Talent. Selbst im Schlafe schafft er. Immer hält er ein Drama oder einen Roman für seine Freunde in Bereitschaft. Der Direktor der großen Oper und der Prinz Poniatowski besuchten Dumas in St. Germain. Ihr könnt denken, wie er sie aufnahm. Beim Dessert erzählte Dumas eine Geschichte; so anziehend, so rührend, so geistreich, so graciös. Alle Gäste klatschten Beifall; Einer fragte: Wann werden wir diese Geschichte zu lesen bekommen? — Sie werden sie auf der Bühne der Academie-royale darstellen sehen, Text von Alexander Dumas, die Musik von dem Prinzen Poniatowski. Auf das Wohl der neuen Oper! — So sprach der berühmte Mann und erwartet, daß die große und schöne Welt von Paris diesen Toast ratificire.

*** Die beliebteste Schauspielerin zu Paris ist jetzt Mamsell Rosa Cheri im Gymnasetheater. Sie heißt eigentlich Rosa Eiseaux. Sie war als Choristin und Figurantin angestellt, als einst durch die plötzliche Unpäßlichkeit einer ersten Schauspielerin, die Aufführung eines beliebten Stückes unmöglich gemacht wurde. Das Haus war voll und das Geld zurückgeben wollte der Direktor nicht. Wer übernimmt es, in der Rolle der Heldin zu erscheinen? Das ist die große Frage. Da hört man ein leises Ja, gelispelt von schönen Lippen, begleitet von einem schüchternen, zur Erde gesenkten Blick. Es ist die unbekannte Figurantin, welche sich anbietet. Es ist ein Wagstück. „Aber sie ist schön, bemerkt der Regisseur. Ihre Schönheit wird ihre Kühnheit unterstützen und das Publikum zur Milde stimmen." Der Regisseur tritt vor und kündigt die veränderte Besetzung an; wilder Tumult, gellendes Pfeifen begleiten diese Nachricht. Unter dem Gewicht dieser Demonstration muß das arme Mädchen sein Probstück liefern. Aber sie scheint nichts dabei zu empfinden; sie ist so ganz in ihrer Rolle, daß sie nichts außer derselben hört und sieht. Die wilden Schreier werden entwaffnet; man klatscht ihr Bravo zu; man ruft sie heraus, und nun geschah, was sich vielleicht noch nie im Theater zugetragen; das Publikum kannte nicht den Namen des Kindes, welches es so eben adoptirt hatte. Es verlangt den Namen mit großem Geschrei. Da erst fällt es dem Direktor ein, sich nach dem Namen des Mädchens zu erkundigen, den er selbst nicht einmal kennt. Man sagt sie heiße Rosa Eiseaux. Der Name klingt zu schneidend für ein so schönes Kind. „Nennen wir sie Rosa tout-court," meint der Regisseur. Man hat ja der Maria's, Rosa's, Desirè's, Anais genug schon auf der Bühne. Plötzlich erscheint ein alter schlichter Bürger auf dem Theater, er sucht das Mädchen und umarmt es mit Thränen in den Augen: Oh, mon enfant chéri! ruft er dabei aus. „So soll sie Chéri heißen!" wiederholt der Direktor, und unter diesem Namen wird sie dem harrenden Publikum kund gegeben, welches sie mit Jubel aufnimmt. Die Geschwister der lieblichen Rosa, welche jetzt auch zum Theater gehen, haben inzwischen den Namen Chéri angenommen und wollen versuchen, ihn ebenfalls zu verdienen.

*** Gelegentlich der Gastrollen der Sängerinnen Alboni und Angri zu Wien, äußerte ein harmloser Theaterbesucher: die Alboni singt sehr schön alt, aber die Angri noch viel älter.

*** Die komische Oper zu Paris erhielt: 3 Akte von Clapisson, 3 Akte von Boisselot, 6 Akte von Halevy, 6 Akte von Auber, 3 Akte von Grisar, 3 Akte von Boieldieu dem Sohne, 3 Akte von Thomas. Da hätten wir denn auch Manches davon zu erwarten.

*** Mendelssohn's neues Oratorium: „Elijah" wird von ihm dirigirt, bei dem Birminghamer Riesenmusikfest ausgeführt werden. Staudigl wird den Elijah singen. Diese Musikfeste sind die einzigen Sonnenblicke in dem dicken Steinkohlendunst englischer Fabrikstädte, deren Lebensweise selbst für Engländer, welche keine Fabrikanten sind, als unerträglich geschildert wird.

*** Am 7 August starb in Darmstadt der Veteran der deutschen Tonsetzer für geistliche Musik, Dr. Rinck, im 76sten Jahre. Seine Kompositionen waren außer Deutschland auch in Frankreich, der Schweiz und besonders in England sehr beliebt, wie er denn besonders auch aus England an seinem 50jährigen Jubiläum als Hoforganist die freundlichste Anerkennung erhielt. Sein steter Wahlspruch, der sich zu seinen Tonschöpfungen sehr schön eignete, war: „Mit Gott!"

*** Harel, der geistreiche Mann, von welchem man so viele Witzworte kursiren ließ, einst Direktor des Odeons und der Porte St. Martin, in welcher Stellung er einer der regsten Beförderer der romantischen Schule war, früher Auditor im Staatsrath und sogar Präfekt, ist im 56sten Jahre und fast arm gestorben.

Das neunzehnte Modebild als artistische Beilage.

Ausgegeben am 7 September 1846.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung F. Gutsch & Rupp, Artistisches Institut in Karlsruhe.

Digitized by Google

Jahres-Abonnements-Preis:
52 Wochenlieferungen mit allen artistischen Beigaben fl. 12. — Thlr. 7. 12 ggr.

II. Band. 13. Lieferung.

Das neue Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

August Lewald.

1846.

Caccia-pensieri. Von einem verstorbenen Staatsmann. — An die Leser.

Caccia-pensieri.

Von einem verstorbenen Staatsmann.

„Glückliche Zeiten, wo du denken darfst, was du willst, und sagen, was du denkst."
Tacitus.

I.

Die große Nation kann sich im L. I. C. 70. des peloponesischen Krieges von Thucydides in den Athenern wieder finden, wie sie die Zeit, die parallelisirende, darin auch sogleich wieder erkannt hat.

Die Athenienser, so sprechen korinthische Abgesandte in Lacedämon, die Athenienser sind geneigt zu Neuerungen, schnell berathen, schnell in Ausführung ihrer Entwürfe. Ihr, in Lacedämon! haltet Euch an dem, was da ist, ersinnet nichts Anderes, und helft kaum den Bedürfnissen ab. Jene wagen über ihre Kräfte, sind über alle Vorstellung verwegen in Gefahren, und guter Hoffnung in der härtesten Lage. Ihr aber unternehmet Dinge unter Euren Kräften, Ihr trauet der sichersten Maßregel nicht und glaubet jeder Gefahr zu erliegen. Enerem Zögern setzen Jene unaufhörliche Thätigkeit entgegen, sie sind in fremden Ländern, während Ihr Eure Heimath hütet; sie in der Hoffnung, im Auslande zu erwerben, Ihr in der Furcht, was Ihr habt, durch Vordringen einzubüßen. Haben sie den Feind geschlagen, so geht es immer vorwärts; nie verlieren sie mit der Schlacht den Muth. Sie opfern ihren Leib dem Staate auf, als gehörte er nicht ihnen; der Geist ist ihnen nur eigen, für das gemeine Beste zu arbeiten. Wo sie ihren Sinn nicht ausführen können, glauben sie das Ihrige verloren zu haben; was sie erkämpfen, ist ihnen Alles gering gegen das, was für sie noch erst kommen soll. Schlägt ein Versuch fehl, so verlegen sie die Hoffnung auf einen andern, und haben das Nothwendige schon wieder dazu ausgerüstet. Sie sind die Einzigen, die, was sie vorhaben, zugleich hoffen und erhalten, weil sie ihren Willen sogleich in That verwandeln. Alles dieses erstreiten sie immerfort mit Arbeit und Gefahren, und genießen das Erworbene nicht, weil sie immer auf Erwerbung ausgehen. Sie kennen kein ander Fest, als thun, was Noth ist, und

fürchten mehr Ungelegenheit von thatenloſer Muße, als raſtloſer Mühſeligkeit. Mit einem Worte, die Richtung ihrer Natur iſt, keine Ruhe zu haben, um keine Andern zu laſſen.

2.

Auch in literariſcher Abſicht erneuet ſich wieder das Verhältniß zwiſchen den Athenern und Lacedämonen. Beim Leſen franzöſiſcher Schauſpiele und Romane ſind wir faſt immer mit dem Urtheile des naiven Schulz über die **Mariane des Marivaux** * einig geweſen, und haben uns bei mancher Stelle in dem redſeligen Buche der Madame von Staël über die Literatur daran erinnert. — Es iſt ein karakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen dem Geſchmack der Franzoſen und dem Geſchmack der Engländer und Deutſchen in Werken der Darſtellung. Erſtere hören die Helden ihrer Dichter im Roman wie im Schauſpiele gern ſprechen, Letztere ſehen ſie gern handeln und hören ſie ungern mehr ſprechen, als zur Sache nöthig iſt. Schon im gemeinen Leben verhält ſich die Zunge eines Franzoſen zur Zunge eines Engländers und Deutſchen, wie das Blatt zum Aſte; dieſer braucht Windſtöße, jener ein leiſes Lüftchen. Wenn die franzöſiſchen Ueberſetzer engliſche und deutſche Helden ihrer Nation vorführen, ſo löſen ſie ihnen vorher die Zunge; es iſt alſo billige Wiedervergeltung, wenn wir ſie den franzöſiſchen Helden lähmen. Ein Schwätzer iſt unter Stillen nicht gelitten, und ſelbſt angenehmen franzöſiſchen Schwätzern hört das ächt deutſche Publikum nicht zu, aus dem ſehr einfachen Grunde, weil es ſie nicht verſteht. Die Franzoſen haben für jede ihrer Empfindungen ein Syſtem, und für die Sprache derſelben einen Syntax. Selbſt die Gaſſenbuben raufen ſich mit Decenz, und die Trunkenheit macht bei ihnen **Menuet pas**. Wir Deutſche haben für unſere Liebe Herz, für unſern Kummer Thränen, für unſern Zorn Fäuſte; die Franzoſen haben für das Alles — Zunge.

Ich finde, daß ſolche (leichtſinnige, irreligiöſe) Meinungen, indem ſie je mehr und mehr unter Leuten von der großen Welt, nach welchen ſich die Uebrigen zu richten pflegen, Liebhaber finden und ſich in die Modebücher einſchleichen, Alles zu der allgemeinen Revolution, von welcher Europa bedroht wird, zubereiten, und die Zerſtörung alles deſſen vollenden helfen, was von den edeln Grundſätzen der Griechen und Römer, welche die Liebe des Vaterlandes, des gemeinen Weſens und die Sorge für die Nachwelt ihrem eigenen Glück, ja ſelbſt dem Leben vorzogen, bis jetzt noch übrig geblieben iſt. Der Gemeingeiſt vermindert ſich außerordentlich, kommt je mehr und mehr aus der Mode, und wird noch mehr abnehmen, wenn er aufhört, von einer guten Moral und der wahren Religion, unterſtützt zu werden. Sogar die Beſſern von der entgegengeſetzten Seite nehmen keinen andern Grundſatz mehr als die Ehre an. Bei ihnen aber heißt ein Mann von Ehre ſchon der, der nichts that, was ſie für niederträchtig halten. Und wenn ſogar Einer aus Laune, oder um ſeine Ehrſucht zu befriedigen, Ströme Blutes vergießen und Alles über einander werfen würde, ſo wäre ihnen das Alles nichts, und ſelbſt ein Heroſtratus würde ihnen ein Held ſeyn. Laut macht man Die lächerlich, die für das allgemeine Beſte ſorgen; und zeigt Jemand in der reinſten Abſicht die traurigen Ausſichten, die ſich uns für die Zukunft eröffnen, ſo iſt die Antwort: „laß dieſe für ſich ſorgen.“ — Leicht aber dürften ſolche Leute zuerſt das Unglück erfahren, welches ſie bloß für Andere aufbewahrt glauben. Kommt man dieſer Seuche, deren üble Wirkungen bereits ſichtbar zu werden anfangen, noch in Zeiten vor, ſo laſſen ſich ihre Folgen vielleicht noch hemmen. Nimmt ſie aber überhand, ſo wird die Vorſicht die Menſchen gerade durch die Revolution, die daraus entſtehen muß, heilen, und was auch kommen mag, am Ende zum Wohl des Ganzen leiten; ob dieß gleich ohne Züchtigung Derer, die durch ihre böſen Handlungen wider ihren Willen für Beförderung des Guten beitragen, weder erreicht werden wird, noch erreicht werden kann.

So oft ich den gefährlichen Zuſtand der Dinge um uns her, und dabei unſere Trägheit, unſere verkehrten Rathſchläge betrachte, ſo oft ſchäme ich mich unſer vor den Augen der Nachwelt. Offenbar geht es dahin aus, daß in Europa ſich Alles drüber und drunter

* Kleine proſaiſche Schriften II. Th. Vorerinnerung für Joſephe. Faſt dieſelben Vorwürfe machte man in Griechenland der attiſchen Beredſamkeit und ihrer Manier überhaupt.

kehre, und doch beträgt man sich, als ob Alles in höchster Sicherheit sei, und als ob wir Gott selbst zum Gewährsmann unserer Ruhe hätten. Ueber Kleinigkeiten streitet man, um's Große bekümmert sich Niemand, so daß es Ekel und Ueberdruß macht, an die Geschichte der gegenwärtigen Zeit nur zu denken. So gar sehr bestätigen wir Deutschen die ungünstigen Urtheile der Ausländer von uns durch unser Betragen.

„Aus Wahn vor der ausländischen Klugheit fließt die deutsche Niederträchtigkeit; oder ist sie schon in uns, so wird sie gräulich vermehrt und verhärtet. Hieraus folgt die unsinnige Aefferei; hieraus die Verstandesverfinsterung, Jugend- und Zeitverlust, die Schwindelreisen, die Geldverschwendung und deutsche Armuth; jener Macht, Stolz, Trotz, ihre Verläumdungen und der Deutschen Verachtung, das Mährchen von der deutschen Dummheit, unsere Bettelei, daß wir der Ausländer Lehnsoldaten heißen, stetiges Kriegen und Blutvergießen, da wir auf unsere eigene Unkosten gepeitscht werden, Verlust so vieler Länder und Städte, Verlust der deutschen Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Glückseligkeit, mit Vertauschung der hochgeachteten fremden Sitten, Liederlichkeit und Blindheit. Alles dieß hängt an einander am Mährchen von der ausländischen Klugheit und deutschen Einfalt. Dieß Mährchen scheut man sich in's Licht zu setzen wegen der angeerbten sklavischen Niedertracht, wegen Mangel der Wahrheitsliebe, Seltenheit des gesunden Urtheils, endlich aus Mangel der Geschichtskenntniß. Man begnügt sich mit Widersprechen, Wehklagen, Seufzen und Betteln: „die Ausländer möchten uns doch mit in ihre Gesellschaft nehmen, wir gehören auch unter die klugen Jungfern u. s. w.“ Wir haben nicht einmal das Herz, unsere Erfindungen wider die Ausländer zu vertheidigen; sobald sich derselben eine Einer zuschreibt, so ist's damit aus, sie ist verloren. Unsere Ehrenretter, wenn sie am eifrigsten sind, werfen den Franzosen die lächerlichsten Kindereien vor, die gar nichts bedeuten. Also, wenn sie ihnen heftig wehe thun, und sie mit Vorhaltung grober Fehler recht demüthigen wollen, so zählen sie her, wie hie und da ein Franzose Wittenberg, Altdorf, Rostock nicht gekannt und diese Städte für Personen gehalten. Nun ist zwar der Fehler grob genug; inmittelst weil solche Unwissenheit aus Stolz und Verachtung unser herrührt, warum wollen wir damit ihre Dummheit beweisen? Ihre Sachen wieder verachten, nicht bewundern, anbeten, geschweige für Millionen kaufen, ihnen Urtheil- und Sinnigkeitfehler, Erfindungsmangel und Dieberei vorhalten, war die rechte Rache; diese kann demüthigen. Wie werden wir sie demüthigen, woraus sie Ehre suchen, nämlich aus Verachtung der deutschen Sachen, woran wir selbst Schuld sind, weil wir unsere Sachen selbst verachten? Die Ausländer halten's für den ärgsten Spott, uns etwas nachzuthun, das hernach an ihnen unser hieße, viel weniger werden sie es mit Prahlerei thun und uns dabei herausstreichen. Nehmen sie etwas von uns an, so thun sie es verstohlen, schämen sich der Annahme und Nachahmung, und läugnen, daß es unser sei, mit Zorn und Gift. Und der Deutschen Ehre soll die Affenkunst der Nachahmung seyn und bleiben? Wenn ein ganzes Haus mit allen Hausgenossen, alt und jung, sich gegen seinen Nachbar so anstellte: der Mann ahmt dem Nachbar, die Frau der Nachbarin, Töchter, Söhne, Knechte, Mägde, ahmten den Töchtern, Söhnen, Knechten, Mägden des Nachbars nach, würde nicht die ganze Stadt sagen: das Haus ist voll Narren, die drinnen wohnen, sind alle unsinnig? Und trieben sie die Haserei nur aus Unbedachtsamkeit, würden nicht alle Kinder auf der Gasse von diesen tollen Klugen als Nichtswürdigen zu reden wissen? Was würde man aber sprechen, wenn diese Nachahmer den Ersten noch Geld dazu geben, daß sie derselben Narren seyn dürften? Von einem ganzen Lande nun ist es noch niedriger.“ —

In diesem Tone sprach vor hundert und ein und vierzig Jahren der große Leibnitz; in dem Tone sprach zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Realis de Vienna (Gabriel Wagner, Magister der Philosophie zu Quedlinburg) und zeigt, daß die Nachahmung, zumal der Franzosen, den Deutschen schädlich und verderblich sei; durch sie versaure und verroste der Verstand, man versuche nichts und verzage an eignen Kräften.“ Mit Nachahmung seien die welsch-französischen Laster zu uns gekommen. Wir hätten das Nachahmen nicht nöthig, ja man müßte den Deutschen auch

in nützlichen Dingen die Aefferei nicht zulassen (?), weil keine Gränze bestimmt werden könne, was? wie viel? wie weit nachzuäffen sei? Der Deutsche sei beim Nachahmen ungeschickt; die Reisen in barbarische Länder seien nützlicher als in die Hasenländer zu den freundlichen Mördervölkern; eines Volkes Ehre hänge großentheils an seiner Muttersprache; Mangel an Ehrliebe sei die vornehmste Ursache des übeln deutschen Namens u. s. w.“

Wenn wir auch nicht Alles in dieser Ansicht theilen, so möchten wir doch gesagt haben, daß Leibnitz die französische Staatsumwälzung prophezeiht, und Realis nicht so ganz Unrecht habe in seinen ungeschminkten und ungeschmückten Mahnworten. Ein großer Prophet ist übrigens Volney. Man lese sein Werk: „Die Ruinen.“

Es gibt gewisse Dinge, über die man erst dann anfängt nachzudenken, wenn man aufgehört hat von ihnen zu reden, und über deren Nichtdaseyn man erst einig wird, nachdem man lange über ihren Begriff uneinig gewesen ist. Dieses Schicksal haben besonders gewisse überschwängliche politische Ideen. Der menschliche Geist holt sie aus ihrem Himmel herunter, unsern irdischen Dunstkreis zu beleuchten. Kommt dann diese Idee allmählig mit der umgebenden Menschenwelt in Widerspruch, wird man derselben wegen Unausführbarkeit oder kläglicher Ausführung überdrüssig; so schiebt man sie sachte unter das abgelegte Spielzeug, oder unter das aus der Mode gekommene Revolutionsgeräthe. Fragt man hintennach, wohin sie gekommen, oder klagt man über ihren Verfall, so heißt es mit höflicher Betrübniß: „Ach! sie hat unsere Erde verlassen, und ihren Himmel wieder gesucht.“

So ist's der Gleichheit ergangen. Diese schöne Blase der Revolution hat verpufft! Ihr Schatten erscheint noch in republikanischen Staaten, doch nicht so deutlich als ihr Wort auf dem republikanischen Papier: ihr Gespenst spukt noch in Revolutionen. Sie selbst aber ist mit Geist und Leben von den Republikanern geschieden an der Hand der Natur und des goldenen Zeitalters. Aus der Gleichheit der Stände, des Eigenthums und der Rechte, mit Entfernung aller Privilegien und privilegirten Kasten, aus der christlichen und bürgerlichen Umarmung und dem Brüderverein aller Menschen, aus allen diesen schönen Jugendgestalten der Menschheit, diesen Phantasien aus einem früheren, natürlicheren Weltalter, diesen Rückerinnerungen an unsere Kinderjahre, was ist geworden? Haß der Privilegien, gesetzliche Aufhebung der privilegirten Stände, und eine etwas offenere Bahn für die Verdienste, das ist der Gewinn, mehr Gabe der Zeiten, als der Menschen. Auf wie lange? wissen die Republikaner nicht; denn sie sind noch nicht aus der Lehre, haben den Cursus im Staatsrechte noch nicht absolvirt, den ihre Zeiten mit ihnen durchgehen. Dagegen gährt oder wüthet im brüderlichen Europa Krieg und Zwietracht, wie sie noch nie feindlicher gewüthet haben, die Nationen spalten sich in verschiedene Staatsverfassungen (Spanien, Schweizer), unter denen eben die Demokratie die übermüthigste, die unduldsamste, kurz die alleinseligmachende ist. Der weltbürgerliche Geist der Gleichheit schrumpft in einen absondernden Nationalstolz zusammen, der, beim Licht besehen, nur Ortsgeist, Bezirksvorliebe und Vorurtheil ist. Dennoch reden sie von der Gleichheit, als wenn sie noch unter ihnen weilte, und bedenken nicht, daß wo man Gleichheit bemerkt, sie noch nicht recht da seyn muß; wo man von ihr spricht, sucht man sie, und wo man sie verloren hat, da prahlt man mit ihr, denn der Genuß ist nie schwatzhaft, das Gefühl nie redselig. Wer viel von seiner Glückseligkeit oder Religiosität spricht, der empfindet gewöhnlich desto weniger davon, und wo man sich der Ehrlichkeit zu viel rühmt, knöpfe ich meine Taschen zu.

Die abenteuerliche Gleichheit, wie sie die Schwärmer trotz der Natur, welche die Ungleichheit heiligt und die Mannigfaltigkeit liebt, auf Alles, wohl gar auf die Hausdächer ausgedehnt haben, eine einförmige Gleichheit, wie sie kaum unter Leichen im Grabe, und unter den Schatten im Reiche der Todten statt haben wird, kam nur aus dem Boden einer üppigen Einbildung, und konnte nur auf ihm fortkommen. Im Staate, und selbst da unter Einschränkungen, kann nur eine bürgerliche Gleichheit bestehen, in so fern sie ein Verhältniß ist, vermöge dessen Alles gegenseitig rechtlich verbunden ist.

Zu merkwürdig und zu prophetisch sind

nachſtehende Stellen aus Raynal und Voltaire,* als daß ſie nicht hier paſſenden Platz finden könnten.

„Die Chimäre der Gleichheit, ſagt Jener, iſt die gefährlichſte von allen in der bürgerlichen Geſellſchaft. Der dieſe Lehre dem Volke predigt, erinnert daſſelbe nicht an ſeine Rechte, ſondern ladet es zu Mord und Plünderung ein, er läßt die Hausthiere von der Kette und verwandelt ſie in wilde Thiere. Man mildere oder kläre die Regenten und Geſetze auf. In der Natur iſt keine Gleichheit in der That, nur Gleichheit von Rechtswegen. Selbſt die Wilden ſind nicht gleich, ſobald ſie ſich in Horden zuſammenthun. Nur in den Wäldern herum irrend ſind ſie es, und ſelbſt da iſt, der ſich ſeine Jagd abnehmen läßt, demjenigen nicht gleich, der ſie ihm abgejagt hat.“

Und Voltaire: „Das Volk läuft den Leuten nach, die Gleichheit predigen, und auf die Herren Generalpächter ſchimpfen. Schreiet in Gottes Namen über die Regenten und die Auflagen, ſo habt Ihr den Pöbel unfehlbar auf Eurer Seite, wenn man Euch machen läßt; und ſteht Euch Pöbel genug zu Gebote, ſo werden ſich bald Leute von Geiſt finden, die ihm den Sattel auflegen, das Gebiß in's Maul ſperren und aufſitzen werden, um Staaten und Throne umzuſtürzen. Dann wird man ein neues Gebäude aufführen, aber die alten, obwohl unförmlichen und rohen Steine beibehalten, weil ſie vormals gedient haben und dem Volk lieb ſind; man wird ſie mit neuem Marmor, mit verſchwendeten Edelſteinen und Gold ſauber einfaſſen; — und doch wird es immer alte Antiquare geben, welche die alten Kieſel dem neuen Marmor vorziehen.“ —

In der That ward die Lehre und ein Schein der Gleichheit immer nur, um dem Volke zu ſchmeicheln, von Volksführern aufgeſtellt. Mit der Gleichheit des Eigenthums wiegelte man es gegen die Reichen, mit der Gleichheit der Rechte gegen Adel und Obrigkeit, und mit der Gleichheit der Fäuſte gegen ſeine Generale auf. Kurz, was die Gleichheit ſo lange zur Mode gemacht hat, war die Popularität, und die, welche ſie ſuchten, freilich nicht die wahre, ächte Popularität, die Cicero (**De lege Agraria** O. II. 4. **pro Rabirio** c. 4.) ſo ſchön der falſchen entgegen ſtellt.

* Die gewiß keine Haſſer republikaniſcher Formen waren. Histoire philosoph. Part. dernière L. Deur-ponts p. 206. — Conversation de l'Abbé Oriszelet etc. 1761.

Es ging den Formen der Staatsverfaſſungen wie den Formen des religiöſen Glaubens. Als man entdeckte, daß die Glaubensbekenntniſſe nicht den Einfluß auf das moraliſche Leben eines Menſchen, und die Verfaſſungen nicht den Einfluß auf das politiſche Leben eines Staates haben, den man in den Lehrbüchern der politiſchen und religiöſen Dogmatik ſich geträumt hatte, als man ſah, daß es jene Formen nicht einzig und daß ſie nicht Alles machen; ſo ward man gleichgültig; fand: daß ſie nichts machen, und ſagte im Tone von Leſſings weiſem Nathan: „Laß allen Streit um Lehrſätze; Rechtſchaffenheit iſt die beſte Religion;“ und mit Pope:* „Mögen Thoren über Regierungsformen ſtreiten, die am beſten verwaltete Regierung iſt die beſte.“ So ſchied man in der Religion die Sache des Verſtandes von der des Herzens gänzlich; machte die edle Wärme des letztern von der Helle des erſtern ganz unabhängig, und läugnete den Einfluß von Irrthum und Wahrheit auf den Wandel. So ward dem Verſtande das Steuerruder entwunden, und das Herz dem Zufall preisgegeben. In der Politik trennte man Regierungsform gänzlich von der Verwaltung, und vergaß zwiſchen der Verfaſſung zu unterſcheiden, in der es dennoch gut geht, und derjenigen, durch die es von ſelbſt gut gehen ſoll. Ich bin aber überzeugt, daß ein vernünftiger Glaube und eine gute Verfaſſung ſehr viel thun. Jener legt dem guten Herzen nicht nur die Hinderniſſe nicht, welche Irrthum und Aberglauben ihm gelegt haben würden, ſondern hilft ihm nach. Dieſe bahnt nicht nur einer guten Verwaltung den Weg, den ihr eine ſchlechte Verfaſſung geſperrt haben würde, ſondern hilft ihr nach. Und ſo wie Derjenige, der bei einem unſinnigen Glauben dennoch rechtſchaffen lebt, nicht durch den Glauben gut iſt, ſondern durch eine gute Anlage des Herzens, und bei einem vernünftigern Glauben beſſer, oder doch leichter und öfter gut geweſen wäre, da jetzt hin-

* Essay on men.

gegen seine Güte eigentlich nur wegen dem Abstich gegen seinen elenden Glauben bewundert wird und verdienstlich ist; so sind auch gute Verwaltungen bei schlechten Verfassungen nicht gut durch die Verfassung, sondern durch den guten Karakter der Nation; es kommt also am meisten auf den guten Karakter des Volkes, aber auch auf die Konstitution an. Jene nennt Graf Stollberg den Geist, diese die Form einer Verfassung. (Reise nach Italien I.) Freilich können die besten Völker ohne eine eigentliche, oder wenigstens ohne eine gute Verfassung, durch bloße Einfalt ihrer Sitten, bei Gerechtigkeit und Wohlstand bestehen, denn die reine Unschuld hat kein System; allein das verringert den Werth von geregelten Verfassungen nicht. Sie sind bei redlicher Einfalt der Sitten für die Verwaltung immer noch von großem Nutzen, bei verlorener Einfalt aber doppelt nöthig. Einem gerecht und wohl regierten Volke von guten Sitten kommt kein Sinn an die Einführung einer Konstitution, so wenig als einem gesunden ungeschwächten Menschen an eine Diät. Der Gesunde fühlt sich selbst vor Gesundheit nicht; fängt er an, sich zu fühlen, so leidet er gewiß irgendwo; dann grübelt er nach den Ursachen seines Gebrechens, und macht sich ein diätetisches System, so wie das kranke Volk eine Konstitution. Unverdorbene Völker verhalten sich zu geschriebenen Konstitutionen wie das Genie zu den kritischen Geschmacksregeln in Lehrbüchern: es folgt ihnen, ohne sich ihrer bewußt zu seyn, und schafft sie sich aus eigener Fülle, während wir Andere sie studiren und uns mühsam einverleiben müssen. Freilich kann die beste Konstitution bei verdorbenen Sitten nicht viel ausrichten; allein wer wollte den Damm abbrechen, weil er stark rinnt? Ist der Baum nicht glatt, so muß man ihn doch gerade zu erhalten suchen.

Also erst gute Sitten, ihr Gesetzgeber! Auf diese gründet eine gute Konstitution: so ist mir für die Verwaltung (d. i. die Regierung) nicht bange. Gute Sitten machen selbst eine fehlerhafte Verfassung gut; aber bei verdorbenen wird auch die beste nicht gehalten.* Ich will den Einfluß vortrefflicher Verfassungen auf die Sitten nicht läugnen; aber dieser Einfluß ist nach einem Jahrhundert kaum bemerkbar, und eine gute Anlage von Sittlichkeit (Gefühl für Recht und Pflicht) muß schon bei einem Volke da seyn, sonst würde ja die vortrefflichste Verfassung nicht gehalten, hätte keinen Bestand und könnte also nicht bessern. — Noch einmal, weise, gute Gesetzgeber! Wollt Ihr eine Verfassung, die in Ehren gehalten werde, eine Regierung, unter der man glücklich sei, so trachtet darauf, die Sittlichkeit zu verbreiten. Religion und Schulen seid Ihr Eurem Volke und Eurem erhabenen Berufe schuldig, das Ihr erst der Verderbniß und Unwissenheit entreißen, ich will nicht sagen, veredeln müßt: wenn Eure Anstalten und Gesetze gedeihen sollen. Dafür seid Ihr Gott, Eurem Volke und der Nachwelt verantwortlich. Wenn einst beim Uebergang in eine vergeltende Ewigkeit vor dem nüchternen Auge der Tand aller irdischen Größe verschwindet, so kann Euch keine in den Jahrbüchern der Revolution berühmte That so trösten, wie das ruhmlose Verdienst, eine bessere Nachwelt Euch segnend zu hinterlassen.

* * *

Das waren ungefähr die Gedanken, die mir bei jener Stelle von Pope einfielen, als ich müde des Getümmels von Konstitutionen, deren eine die andere verschlingt, ohne um ein Haar fetter zu werden, oder zu machen — den »Versuch über den Menschen« noch einmal vor die Hand nahm. Den Satz, zu dessen Widerlegung ich hier etwas weiter ausgeholt, und mich in Zergliederungen und Streifereien eingelassen habe, haben Andere* kürzer mit Gründen bestritten, die ich hier um so weniger vorenthalten will, da die gediegene Kürze eines reichhaltigen Gedankens oft nur, weil sie gefällt, zum Glauben verleitet, und von der Einkleidung zum Inhalt hinreißt. Daher die scheinbare treffende Wahr-

---

* »Viel sind der Chimären in der Politik; der abenteuerlichsten eine ist die, wenn man gegen alle Erfahrung glaubt, daß ein sehr tief gesunkenes Volk nur frei werden dürfe, um sich wieder zu heben. Wirf den Vogel nicht in die Luft, dessen Flügel gelähmt ward! Er fällt auf den harten Boden, und zerbricht nun auch die Beine, mit denen er noch gehen konnte. Meinst Du, daß der Wurf in die Luft den lahmen Flügel heile?" Stollberg, Reisen III. S. 106.

* Kant, zum ewigen Frieden S. 28. Stollberg l. c. I. S. 223 u. A. m.

heit deſſelben ſo viele Anhänger, z. B. Mallet du Pan u. A. gefunden hat. Man bemerkt nämlich: „Der Sinn ſei zweideutig, wenn der Satz ſo viel ſagen ſolle, als: die am beſten geführte Regierung ſei am beſten geführt, ſo habe Pope nach Swifts Ausdruck eine Nuß aufgebiſſen, die ihn mit einer Made belohne (d. i. es ſei eine Tautologie). Solle es aber bedeuten, die beſte Verwaltung ſei auch die beſte Regierungsart, d. i. Staatsverfaſſung; ſo ſei es grundfalſch, indem Beiſpiele einer guten Verwaltung nichts für die Regierungsart beweiſen. Bei ſchlechten Verfaſſungen könne gut regiert werden. Wer hat wohl beſſer regiert als ein Titus und Marcus Aurelius? Und doch hinterließ der Eine einen Domitian, der Andere einen Commodus zu Nachfolgern, welches bei einer guten Staatsverfaſſung nicht hätte geſchehen können. Theils ſeien auch gewiſſe Regierungsformen keiner guten Verwaltung fähig, theils nur auf kurze Zeit, theils erniedrigen ſie den Menſchen unter ſeine Würde. Daß es zwar ſehr viel auf die Form, aber noch weit mehr auf den Geiſt der Regierung ankomme, ſehe man an Karthago, deren Verfaſſungsform Ariſtoteles, der ſtaatskundigſte Weltweiſe, das Lob gebe: „ſie ſei die beſte von allen ihm bekannten geweſen,“ und doch, welcher Biedermann wollte den Geiſt dieſer Verfaſſung rühmen?“

In den lärmvollen Zeiten Cromwells, der Mitte des vorigen Jahrhunderts, kamen eines Tages am Abend ſechs Soldaten in die Kirche von Walton an der Themſe, ehe der Pfarrer, Namens Faucet, mit ſeiner Predigt zu Ende war. Einer der Soldaten hatte ein Licht in einer Laterne und vier unangezündete Kerzen, verlangte das Wort im Namen Gottes, und wollte die Kanzel beſteigen; aber das Volk wollte nichts davon hören und ging aus der Kirche. Er lief ihm unabtreiblich auf den Kirchhof nach, und kündigte ihm fünf Lichter an, die ihm der liebe Gott auszublaſen befohlen hätte. Dieſe fünf Lichter ſeien vorgeſtellt durch die fünf Kerzen, die er trage; viere davon ſeien unangezündet, weil er ſie vor dem Wind nicht habe anzünden können. Indeſſen ſolle man ſich vorſtellen, daß er bei jeder ſeiner fünf Lehren ein Licht auslöſche. — Erſtens ſei der Sonntag abgedankt, als jüdiſch, unnütz und bloße Ceremonie. Zweitens ſeien die Zehnten abgeſchafft, als jüdiſche Ceremonie, der Induſtrie und dem Ackerbau ſchädlich und eine große Laſt für die Heiligen des Herrn. Drittens die Geiſtlichen, die brauche man nicht, da Jeder in dieſen erleuchteten Zeiten durch Offenbarung und Eingebung aufgeklärt genug ſei. Viertens ſollen die Obrigkeiten nicht mehr gelten. Jeder Heilige regiere nunmehr ſelbſt, und der Herr habe ihnen ein Königreich auf Erden errichtet; jene Obrigkeiten ſeien Tyrannen, unterdrücken die Freiheit der Heiligen und verbinden durch Geſetze und Verordnungen, welche eitle Menſchenfündlein ſeien. Endlich zog er eine Bibel aus dem Sacke hervor. Dieſe ſei entbehrlich, und müſſe verbrannt werden, da ſie nur elende Anfangsgründe und Milch für die Kinder enthalte; der Herr aber habe ſeinen Heiligen jetzo ein größeres Maß von Geiſt gegeben, als in dem Buche ſtehe.

Mit dieſen Worten blies er ſein letztes Licht in der Laterne aus, worauf es freilich finſter ward.

Da der politiſche und der religiöſe Fanatismus ſich einander an Ton und Wirkung, an Gehalt und Geſtalt ſo vollkommen ähnlich ſehen, daß bloß ihre Loſungsworte andere Buchſtaben haben, ſo ſteigen vor dem Geiſte des Beobachters bei Betrachtung der franzöſiſchen Revolution häufige Schattenbilder der kirchlichen Vorzeit aus ihrer Gruft auf, und wandeln im Gewande und mit der Sprache ihrer Zeiten, aber unſerer Welt kenntlich und vernehmbar, vor der erſchütterten Seele vorbei. Beide Unarten erklären ſich gegenſeitig, und kehren einander ihre hellen Seiten zu; ja die Revolution von Rom, England * und Frankreich finden in der Kirchengeſchichte ihre Seitenſtücke, mit denen ſie ein Paar ausmachen, und die Art ſchil-

---

* England ſetzt ſeine Revolution in's Jahr 1688. Wenn aber das eigentliche Merkmal einer Staatsrevolution die Abſchaffung des erſten Grundſatzes der alten Verfaſſung iſt, ſo ſollten wir die Zeiten unter Cromwell Revolution nennen, weil in denſelben die Monarchie abgeſchafft ward; nicht aber das Jahr 1688, in welchem der Grundſatz der Monarchie beibehalten, und nur eine andere Familie (Dynaſtie) auf den Thron erhoben und die Verfaſſung genauer beſtimmt ward.

dern: Wie Wahrheit und Recht von den Leidenschaften halb aufgeklärter Völker gehandhabet werden. — Man lese die oft angestellten Vergleichungen der Reformation und der Revolution in Absicht auf ihr Gutes, * oder die Parallelen zwischen der Geschichte Karls I in England und Ludwigs XVI in Frankreich in Absicht auf den revolutionären Fanatismus, ** so wird man in unserer Vergleichung wenig Neues mehr finden. In einem Zeitalter, in welchem ein Fanatismus über den andern Zeter schreit und sich selbst verkennt, in denen die Leidenschaft allein sich sucht *** und Wahrheit nur vorgibt, im Momente, wo besonders die politische Intoleranz die religiöse entlarvt, ihrer eigenen Maske aber schont, wo sie, wenn ich so sagen darf, bei politischem Aberglauben dem religiösen Unglauben das Wort redet; in solchen Zeiten könnte eine treffende Vergleichung vielleicht den unseligen Streit ausgleichen, oder indem sie an die ewigen Grundsätze von Recht und Wahrheit erinnert, welche von beiden Seiten hier zur vermeintlichen Ehre Gottes, dort der Freiheit übertreten werden, wenigstens Mäßigung und Humanität zurückbringen.

Um keiner Sache etwas zu vergeben, und gleichsam nach alter Turnierordnung Sonne und Wind unter die Kämpfer gleich zu vertheilen, bestimmen wir erst den Karakter der revolutionären Meinungen, welche den verfolgenden Revolutionen der Kirche und des Staates zum Grunde liegen. Es sind Sätze oder Formeln, außer dem Kreise des gemeinen Lebens und dem Markte der Erfahrung gelegen, der Einbildungskraft näher als dem Verstande, von mehr mittelbarem als unmittelbarem Einflusse, nicht entscheidend für das Wohl aber doch mit praktischem Interesse und dem Ansehen heiligen höhern Ursprungs, im Gegensatze gegen die herrschende Welt und im Aufstande gegen ihren Druck. So sind die Formeln beschaffen, welche den Meinungskriegen jeder Art zum Vorwande dienen. Streit um andere Meinungen gibt es entweder nicht, oder er ist nicht Fanatismus, in so fern erhitzte Einbildungskraft bei letzterem die Oberhand hat. Nie hat man sich noch um ökonomische Wahrheiten gewürgt, nie um mathematische Aufgaben den Hals gebrochen, oder um die Auslegung einer Stelle aus Virgil fanatische Schlachten geliefert, und wo man sich ritterlich um Meinungen turniert, da ist der Krieg gewiß nicht um die Stallfütterung oder um die Ursachen der Ebbe und Flut angegangen, sondern um irgend eine höhere Frage, deren Reich nicht von dieser Welt ist. Darum hat Bertuch sehr Recht, wenn er den Don-quixote als Lesebuch aller Zeiten und Völker darstellt; sind gleich die Zeiten des Ritterwesens vorbei, so haben wir doch andere Grillen, die auch ihre Ritter und Abenteuer zählen.

Wo ein Begriff nicht bestimmt genug, sondern vag ist, sich an keine Erfahrung anschließt, und in abgezogene, von unserer Welt abgeschiedene Spekulationen übergeht, da gewinnt die Seele ein lebhafteres Interesse daran, weil er ihr freie Thätigkeit, ihn nach Lust zu bearbeiten darbietet, und weil, wenn ich so sagen darf, die Phantasie sogleich ihre Eier darein legt. Selbst die Verschiedenheit der Ansicht weckt Interesse: beides erregt Streit. Dieser geht in Thätlichkeit über, sobald die Vieldeutigkeit der streitigen Formel Seiten genug darbietet, daß Jeder seinen Eigennutz dahinter bergen kann; der Streit findet großen Spielraum in dem weiten, von der Einbildungskraft mehr als vom Verstande angebauten Gebiete jenes Begriffes; er wird anhaltend, weil dieses Gebiet an verwandte, moralische Begriffe stoßt, die sich jede Partei zueignet; er wird hitzig, weil bei dem großen Interesse jedes auf seiner Sach: besteht, bei dem weiten Spielraum günstigen Boden und Tummel-

---

* Vergleiche z. B. das Schleswiger Journal, Juni 1792.

** Huber in den Friedenspräliminarien 1794, St. 9.

*** Dieses erinnert an eine Anekdote, welche von Cromwell erzählt wird. In der damaligen Schwärmersprache hieß Beten, den Herrn suchen. Cromwell hatte seine Vertrauten bei einer großen Mahlzeit, und man suchte eben einen Pfropfzieher, einige Bouteillen zu öffnen, als sich Jemand zu einer besondern Unterredung bei ihm melden ließ. Da dieses dem Protektor ungelegen war, so wies er den Besucher mit dem Vorwande ab: er suche den Herrn. Als er weg war, bemerkte Cromwell lächelnd: „Mögen sich die guten Leute einbilden, als suchten wir den Herrn, und suchen wir doch nichts angelegentlicher, als unsern Pfropfzieher.“ — Es liegt ein Sinn in dieser Anekdote, der von ihrer Wahrheit ganz unabhängig ist: ich glaube wenig an die historische Wahrheit derselben, finde aber viel moralische darin.

platz findet, und aus der Vielseitigkeit des Begriffs sich irgend einen moralischen Schein herausholt. Ich sage Schein: denn im Grunde fragt der religiöse Fanatismus so wenig nach Wahrheit, als der politische nach Recht: Jedes hebt seinen Fetzen als Fahne in die Höhe, und siehe da! Schaaren drängen sich um sie und schlagen sich, die Einen um göttliche Wahrheit, die Andern um Aufgaben aus dem Staatsrechte. Da ereignet sich auch bei beiden Schwärmereien der nämliche Umstand, daß die zwei entgegengesetzten Extreme sich weniger verfolgen, als irgend eine dritte in ihrer Mitte, die beiden viel näher ist; daß ferner kleine Spaltungen sich unter einander viel grimmiger befehden, als die großen Sekten. „Der Verketzerungsgeist unter den Republikanern selbst," sagte einst der Minister Garat zu Robespierre, gleichet den Zänkereien der Molinisten und Jansenisten, deren ganzer Streit auf der Art beruhte, wie die göttliche Gnade in unserer Seele wirke, und die sich wechselseitig beschuldigten, daß sie an keinen Gott glaubten, und sonach ärger als Atheisten verfolgten. Sehr natürlich, daß zwei Parteien sich gegen eine dritte, die mitten zwischen ihnen ist, vereinigen, weil die letztere ihren Spielraum auf Kosten der beiden andern abgestohlen hat, und gewöhnlich das Beste von beiden Systemen ohne die Nachtheile und Mühe des Beweises hat. Der Syncretiste, wie er in der Theologie, Eklektiker, wie er in der Philosophie, und Moderantist, wie er in der Politik heißt, hat keinen Karakter, wuchert vom Fette jedes Bodens, wird wie die Fledermaus in der Fabel von den andern, die in bekannter allgemein dafür angesehener Fehde mit einander sind, als neutral behandelt, d. i. da Rechthaberei, Leidenschaft und Uebermacht keine Neutralität dulden, gehaßt und bei günstigem Anlasse von einer von beiden angefallen, oder von beiden zerrissen und vertrieben.* Daß aber kleinere Sekten unter sich gleich feindlichen Brüdern giftiger sind, als die allgemeinern Parteien, kommt eben von ihrer Verwandtschaft und Nachbarschaft her. Je näher, desto empfindlicher die Streiche und die Gefahr; und wer mir an's Herz gekommen ist, droht mir bedenklicher, als mein alter gewohnter Gegner der Faust gegenüber; nicht zu gedenken, daß man die Unnachgiebigkeit desto unwilliger empfindet und desto eigensinniger darauf besteht, je geringfügiger die Kleinigkeit ist, in der man von einander abweicht; daß der Wahn, sein Zutrauen durch Undankbare hintergangen und gehöhnt zu sehen, ärger quälen und spornen muß, als eine Kränkung durch fremde Personen, und daß der Streit zweier Regierungsformen gegen einander, weil er ganze Nationen umfaßt, und die ganze Welt theilt, sich in der fast gränzenlosen Allgemeinheit verliert, folglich weder so grimmig noch so verderblich seyn kann, als der Streit zwischen zwei Sekten, der so leicht personal wird; bei dem letztern ist nicht so ein ermüdend weiter Spielraum, und keine so große Kette von Abstufungen und Mannigfaltigkeiten.

Der Fanatismus, im Geleite seiner geharnischten Meinungen und erobernden Grillen, sieht sich im Staate wie in der Kirche, auch noch außer jenen Merkmalen, vollkommen ähnlich. Beide Arten von Fanatismus schaffen sich Glaubensbekenntnisse, und machen einen Unterschied zwischen dem geschworenen und ungeschworenen Bruder, beide haben ihre Pfaffen und Philosophen, ihre Jesuiten und Dominikaner, ihre Gefangennehmungen der Vernunft, Inquisitionen und Scheiterhaufen; beide ihr eigenes Rothwelsch (Jargon), ihre Loosungsworte von Freiheit und Gleichheit, ihre Bullen und Bannstrahlen, und ihr tausendjähriges Reich; beide ihre Aberglauben und Unglauben; ihre Feldzüge mit Kreuz oder Freiheitsbaum, ihre Vorwände vom Seelenheil oder Volkswohl hergenommen; beide nehmen ihren Widerstand von der Begeisterung, ihre Aufnahme von der Bedrückung und ihren Verfall von der Zeit her. Siege entscheiden für die Fortpflanzung solcher Meinungen, und die Er-

* In einer solchen Ungelegenheit war Montesquieu, als ihn wegen seinem Urtheil über das Betragen der Jesuiten in Paraguay (Esprit des loix IV. 6) die Jansenisten anfeindeten, weil er der Jesuiten geschont, und die Jesuiten, weil er nicht genug Achtung für sie gehabt habe; „so hatte ich," schreibt der Weltweise an den Marquis von Stainville, den Vater, „das Geschick aller Gemäßigten; es erging mir wie den neutralen Mächten, die der große Cosmus von Medicis mit den Bewohnern des zweiten Stockwerkes der Häuser vergleicht. Diese haben Lärm von oben, und Rauch von unten.

fahrung gegen ihre Brauchbarkeit. Ach! daß sich jene friedlichen Wahrheiten vom Himmel so bald in diesen dumpfen Irrgängen des irdischen Wahnes verlieren, so abscheulich von Menschensatzungen verfälscht und vergällt werden, und so gestaltet endlich in Fanatismus übergehen müssen, das — das ist der Fluch, der auf der Menschheit ruht! Menschen fallen über die Gaben des Himmels her, und sogleich eröffnet sich ein Tummelplatz für Schwärmerei und Bosheit, für losgebundene Grillen und Leidenschaften, die reine Idee widerspricht den unreinen Händen, und die Laster der Sterblichen beflecken ihr Heiligthum mit Gräueln. Im Namen Gottes wird gewürgt, im Namen der Freiheit unterjocht, und überall die Sache durch die Person, das Göttliche durch das Menschliche, das dabei unterläuft, verdorben.

Gewöhnlich trifft der Fanatismus in Revolutionszeiten, fängt sie an oder endet sie. Aber so wenig man sagen kann, Necker oder Mirabeau habe die französische Staatsumwälzung gemacht, so wenig haben einzelne Menschen überhaupt an einer Revolution Schuld, in so fern dieses ein fortschreitendes Ganzes, eine von einem Schneeflöckchen ausgegangene Lawine, und ein wirres veränderliches Spiel von tausend Absichten und Zufällen ist. Die Absichten der Menschen erliegen dem Gange der Natur, das große Schicksal rollt über die Entwürfe der Sterblichen dahin. Die Gesetze einer höhern Nothwendigkeit verschlingen den Willen des Einzelnen, und die Vorsehung ist's, die da eine allgemeine Revolution ausspinnet, wo jeder Mensch nur einen Lärm für sich angesponnen hatte, ohne zu wissen, wo er hinauskommen werde. — Sie haben doch aber einen großen Nutzen diese fanatischen Revolutionen, so unrechtlich auch ihr Anfang ist — den Nutzen des Sturmes in der Natur. In der Hand der Vorsicht sind selbst Gährungen revolutionärer Zeiten ein Rüstzeug, den Menschen zu vervollkommnen. Solche Unruhen strengen und spannen den Geist an, wecken große Kräfte, heroische Karaktere, gebären wundervolle Begebenheiten, bringen viel herrliche Wahrheit in Umlauf, reinigen im Sturme die Luft von vielen ungesunden Ausdünstungen langwieriger Stagnation und Ruhe, und geben überhaupt dem Zeitalter die Stimmung und den Ton wilder, aber edler Größe. Endlich erwachen große Geister und beendigen eine Revolution, in deren Strome sie lange geschwommen hatten; erst schaffen sie Frieden,* mit diesem kehret Ruhe ein, welche die müden Geister einwiegt. Die Leidenschaften sind verglüht, die Lärmer abgetreten, die Parteien haben sich ausgesöhnt, die Zwietracht hat ihre Fackel im stillen See der Ruhe ausgelöscht, und schönere Tage warten unserer Nachwelt; unsere Kinder freuen sich des Sonnenscheins auf den Gräbern der Väter, die der Sturm niedergeworfen hatte. Holde Ruhe, komme bald!

So endet sich das gehoffte tausendjährige Reich aller politischen und religiösen Einbildungen, wenn es dem ausgeschwärmten Menschen allgemach einzuleuchten anfängt, daß ein tausendjähriges, ein ewiges Reich nur in der Wahrheit und dem Rechte gebühre, und erst jenseits auf dem Schauplatze der Geisterwelt regieren könne.

Wir schlossen unsere Bemerkungen über die Gleichheit mit dem Gedanken: daß dasjenige, was dieser Idee so viel Aufnahme verschaffe, die Popularität derselben sei. Sie schmeichelt sich beim Eigennutze durch Versprechungen, beim warmen Herzen durch Vorspiegelung eines goldenen Zeitalters, und sogar beim gründlichen Kopfe durch den Schein einer strengen Gerechtigkeit ein. Sie hat Vieles mit der Freiheit, ihrem verwandten Losungszeichen bei Revolutionen gemein, aber sie dauert nicht so lange. Die Freiheit hat mehr Wirkliches, sie ist eher erreichbar, sie liegt dem Wunsche des Menschen eben so nahe und seinen Händen näher; sie kann in Verfassungen dargestellt, im bürgerlichen Leben ausgeführt werden, und an einander hängende Revolutionen, jedoch nicht mit ungeschwächtem Interesse, aushalten. Allein die Gleichheit ist etwas luftiger; sie ist ein Extrem, das in der bürgerlichen Gesellschaft nicht angeht, und wenn es aufhört Extrem zu seyn, nicht mehr für Gleichheit anerkannt wird. Sehr brauchbar, die Köpfe zu erhitzen und die Schwärmerei gegen die nüchterne Ordnung zu bewaffnen; sie ist eine der ersten Klappern, mit welcher bei jeder

* Virgil. Aeneid. I. 148 seq.

Revolution geklappert wird; aber sobald man wieder zu Sinnen kommt und sich auf Gottes Erde fühlt, ist sie dahin, von gesetzlicher Ordnung und Kenntniß der menschlichen Natur verdrängt. Sie kleidet sich jedesmal in das Gewand der Zeit: von Muhamed und Münzer* geführt, schwärmte sie durch die Pforte der Religion in das gemeine Leben hinein, und selbst die Levellers unter Karl I und Cromwell führten eine ehrbare christliche Gleichheit am Arme, zwar immer ein Weltkind, das sich im gemeinen Leben geltend machen wollte, aber doch in der Bibel belesen und nicht so unverschämt, wie die neue, alles vermischende und dem Pöbel sich hingebende Dirne, die wir Gleichheit nennen, vielleicht auch nicht so tückisch wie diese, deren Absicht augenscheinlich mehr darauf hingeht, zu sich herabzuziehen, als heraufzuhelfen, abzuschneiden als anzusetzen, auf gleichen Staffeln herauf als herunter zu steigen, und die liebe Demuth nur denen über sich zuschreit, aber Herablassung gegen die unter sich vergißt. Aufrührer reißen das Gebäude eines Staates nieder, nur um ihren Boden zu erhöhen, und kehren die Spitze der Gleichheit immer nur auswärts und aufwärts. Pugatschew und Horia rebellirten unter der Fahne dieser Gleichheit, unter ihr verheerten die Haidamaken das arme Polen.

Aber bald zerstoßen sich Freiheit und Gleichheit die Schwingen an der umgebenden Welt: die rauhe Erfahrung streift den glänzenden Goldstaub von den Flügeln dieser Schmetterlinge, und kein Kind hascht mehr mit begehrlichen sehnenden Armen nach der flatternden Gestalt. So kahl und ausgehöhnt sehen sie denn am Ende des Taumels der Wirklichkeit entgegen — ein unerschöpflicher Gegenstand von Vergleichungen und lächerlichen oder erschütternden Kontrasten. Da sie aller Orten von der unvollkommenen Natur des wirklichen Menschen abgewiesen werden, nicht nur im Kriegswesen, in der Polizei, in Zuchthäusern und Galeeren, sondern auch überhaupt im Staate, mit diesem ihrem halbdichterischen, halbphilosophischen Kleide nicht Eingang finden, so verlaufen sie sich bald wieder in die Schulen und Hörsäle, verflattern in den Träumen der Dichter und Weltweisen. Aber ehe diese vergriffenen Münzen als seltene Medaillen dem gemeinen Gebrauch aus dem Wege gehen, versuchen Schwärmer sie noch dadurch festzuhalten, daß sie die Ideen durch den Strom der Welt mit Gewalt durchsetzen, und anstatt sie nach der bereits entwöhnten Welt zu stimmen, die Welt nach den Ideen richten wollen, und so gleichsam der veränderlichen Mode die tongebende Pfeife aus dem Munde nehmen möchten, damit ihr revolutionäres Brummeisen hübsch an der Tagesordnung bleibe. Zu diesem Ende wird man nicht müde, die alte Sprache zu sichten und umzuschmelzen, eine neue zu schaffen, Ausdrücke, oft ehe noch der Begriff da ist, wie auf Bestellung hin in Bereitschaft zu halten, alle Erinnerungen aus der alten Welt, welche den Ideen zuwider, alle Seiten aus der wirklichen Welt, die denselben anstößig sind, wegzuräumen, und die Natur und Gewohnheit des Menschen, die Richtung und den Gang des gemeinen Lebens, Vorurtheile wie Wahrheiten, Recht und Unbill ihrem Jargon und Schlendrian zu unterwerfen. Daraus entsteht dann jene republikanische Ekelhaftigkeit, jener naserümpfende Patriotismus, jene schwierige, wählige Delikatesse, die gegen Alles, was außer ihrem Ton ist, anstoßt, die Revolution aller Orten hinpflanzt, und gichtige Zeiten bezeichnet, in denen die gereizte Empfindlichkeit zweier erbitterter Parteien hart auf einander trifft. Einige Beispiele von dergleichen republikanischen vornehmen Bizarrerien, für welche der Ausdruck Meisterlosigkeit (Leckerheit) ganz eigen geschaffen ist, können wir aus der Geschichte der helvetischen Republik hernehmen.

Wem fällt hier nicht zuerst Valerius, der Volksfreund, ein? Der Mann baute einige Zeit nach Vertreibung der Könige auf dem Gipfel einer Anhöhe; aber das Volk nahm es ihm übel, daß er höher als seine Mitbürger stehend, durch diese Ungleichheit ihre Freiheit bedrohe. Ist's möglich? rief er aus; indessen mußte doch der Volksdiener, wenn er seinen Götzen in guter Laune erhalten wollte, vom Hügel herunter, und fortan nicht nur unter, sondern sogar unten an seinen Mitbürgern bauen. Dieses komische Herunter hat Iffland in seiner trefflichen Revolutionstragödie, „die Kokarden," sehr schön angebracht, als Bruder Hahn, der

* Geschichte des Bauernkriegs von Sartorius. Absch. 4. (Berl. 1795.)

Revolutionsprediger, nur um von einer Erhöhung herunter besser gehört zu werden, den Thron besteigen will. Was soll ich von dem Antrage, die Thürme und Kirchen der Gleichheit wegen bis auf die Höhe anderer Gebäude abzutragen, von der Ausmerzung des Königs aus dem Schachspiele, der Krone aus den Sternbildern, der Aenderung der Worte: „denn dein ist das Reich (Regnum)“ im Vaterunser, und so vielen andern dergleichen Republikanismen sagen? Lachen wenigstens wollen wir nicht. Der Tod so mancher Revolutionsmänner in Frankreich hat, indem er aus jener Welt eine Botany-Bay machte, in dieser eine Mäßigung zurückgelassen, deren sich die Helvetier Anno 1800 noch nicht rühmen konnten.

Ich will nicht an die Berner Fehde mit der rothen und schwarzen Farbe, an ihre ritterlichen Abenteuer mit den Bären und andern gemalten oder steinernen Ungeheuern in Wappen, nicht an das stolze * Benehmen einiger mit dem Worte Herr erinnern, will vergessen, daß man es unschicklich gefunden, die Sitzungen mit einem Gebete zu eröffnen, und wie lange man gezaudert habe, den Namen Gottes, dieses Monarchen aller Wesen, in einem Eide anzubringen; ich will nicht gedenken des Antrages, der den Juden die Erwartung eines Königs Messias als einen Grund gegen ihre Zulässigkeit zum helvetischen Bürgerrechte auslegte, des Antrags, der eine unter einer frühern Regierung gemachte Hafnerarbeit deßwegen nicht bezahlen wollte, weil die Oligarchen gegen die Sache der Freiheit gehandelt hätten, und nicht unter den gegebenen Gesetzen begriffen werden könnten (wie wenn jene Oefen etwas mit der Revolution zu thun gehabt hätten); nicht gedenken, daß man einmal, als von einer edeln That die Rede war, auf Antrag des Vorsitzers dieses an Stammadel erinnernde Wort mit einem andern vertauscht habe, und dergleichen mehr. Delikate Nasen haben nie so viel Ohnmachten nach sich gezogen, als diese Empfindlichkeit Schmähungen und Aerger in die republikanischen Reden gebracht hat. Als von Bevogtungen (Vormundschaften) im Senate die Rede ward, ärgerte sich ein Mitglied am Worte Vogt, welches nach Landvögten und Oligarchen schmecke und mit einem andern vertauscht werden müsse. — Als es einmal dem lustigen Rabener einfiel, den Professor Gottsched nur schlechtweg Sched zu nennen, weil die Nennung Gottes bei diesem Namen Lästerung und schnöder Mißbrauch sei, so fand man diese Gewissenhaftigkeit drollig. Unseres Bedünkens aber könnte selbst ein Schulmeister wissen, daß das Wort Vogt aus mündlicher Abkürzung von Advokatus entstanden sei, wie Probst aus Präpositus.

Wie kommt es, daß so viele boshafte Streiche, Revolutionen, Schreckensmaßregeln, Unruhen, gewisse patriotische Inschriften und dergleichen angezettelt und angestiftet durch die Kräfte Weniger, behauptet und durchgesetzt durch den Willen Vieler, gelungen sind und noch gelingen? Das geschieht so sehr zum Erstaunen aller Menschen, daß man zu Erklärung dieser Erscheinung oft das Verhängniß oder den Zeitgeist zu Hülfe zieht, ja sogar die unüberwindliche Güte der Sache selbst, die Heiligkeit gewisser Losungsworte, die einleuchtende Wahrheit gewisser Formeln als Ursachen des unausbleiblichen Gelingens angibt. An alles dieses glaube ich, man verstehe mich wohl, in Revolutionszeiten sehr wenig, und wage es dafür, sechs andere Gründe zu errathen, aus welchen sich der Fortgang einer verwegenen Minderheit trotz der bessern Mehrheit vielleicht natürlicher erklären würde.

Die Ordnung in der menschlichen Gesellschaft soll jedem Mitgliede derselben für seine und seiner Rechte Sicherheit Gewähr leisten. Sie ist also für den nichts, der nichts hat, oder nicht nöthig hat sich assekuriren oder verbürgen zu lassen. Solche sind gegen alle Ordnung verschworen, weil sie ihnen den Spielraum versperrt, nichts darbietet, alle

---

* Diogenes stampfte einst mit den Füßen auf den kostbaren Teppichen Platons herum und rief dabei: „ich zertrete den Hochmuth Platons.“ — „Freilich! erwiederte dieser, aber durch einen andern Hochmuth.“

* Man hatte ehemals in Bern einen Beitelvogt, vermuthlich auch oligarchischen Ursprungs. Wenigstens zählte sich einmal einer zu den Landvögten; denn als ihn ein Landvogt mit dem Stock bedrohte, hielt er ihn mit den Worten ab: „Ei! ei! was würden die Leute sagen, wenn wir Vögte uns einander herumprügelten!“

Andern gegen sie schützt, und daher mit ihrer Last nur auf sie drückt. Hinwiederum sollte die Mehrheit, d. i. die so auf Ordnung halten, im Bunde gegen die Anarchisten stehen, weil diese auf Kosten der Ordnung und der Mehrheit sich vergrößern und bereichern wollen. Natürlich sehen diese verwegenen Freibeuter am liebsten diejenige sogenannte Ordnung, in welcher ihre Noth, ihr Ehrgeiz, ihre Schadenfreude, oder ihre rastlose Unruhe gestillt wird, d. i. Revolutionen. Folglich ist der erste Grund des Gelingens derselben der verwegene Unternehmungsgeist der Urheber, welche gewöhnlich Alles zu gewinnen und Nichts zu verlieren haben, in welcher letzteren Rücksicht sie mit Fug Sansculotten, d. i. Ohnehosen genannt werden. Und was setzt die rechtschaffenere Mehrheit dieser kühnen Kraft entgegen? Schwachen Willen; Jene thun, wir wollen; Jene greifen an mit Masse, wir wehren uns mit Noth; da ist bei uns kein Aufgebot aller Kräfte; das eine durchzudrücken, das andere zu unterdrücken; das ist nur Wunsch und Klage und weiter nichts, was man entgegensetzt; theils schläfert man sich durch den ehrlichen Gedanken ein: die Gegner werden es doch nicht über alle Schranken aus treiben, und ihr Gewissen nicht ganz aus der Stirne gerieben haben, theils liegt es überhaupt in der Natur des Lasters, daß es weniger Schwache unter seinen Anhängern zählt, als die Tugend.

Von dieser Kühnheit kommt sehr viel auf die Rechnung des weiten Umfangs, den das Gebiet ihrer verfügbaren Mittel hat. Der Bösewicht, den Gesetz und Gewissen vogelfrei erklärt haben, ist nirgends, d. i. aller Orten zu Hause. Sein Gewissen stoßt sich an nichts mehr: alle Mittel kann er brauchen, die ihn zum Zweck führen, er hat unter den willkürlichsten Gewaltthätigkeiten die Wahl. Alles was physisch möglich ist, ein unermeßliches Feld, steht ihm als Mittel zu Gebote; aber dem Rechtschaffenen nur das, was moralisch möglich, d. i. erlaubt ist. Wie wenig, wie unbedeutend ist das besonders im politischen Leben? Wie fürchterlich daher die Ueberlegenheit eines Bösewichts über hundert Redliche? Lösche das Fünklein in Deiner Brust aus, das Gewissen heißt, und Du wirst die Welt erobern; je weniger Gewissen, über desto mehr kannst Du gebieten. Der Versucher zeigt Dir vom Berge herunter alle Reiche der Erde als Dein Eigenthum, wenn Du Deinem Gott entsagen willst.

Das Empfehlende und Bestechende ihrer Sache für die Leidenschaft, folglich der Zugang derselben und der wirksamste Eingang bei der größern Klasse von Menschen ist auch ein Beförderungsmittel ihrer Absichten. Wahrheit überzeugt den Verstand; Trug überredet die Sinnlichkeit. Was hat die blanke baare Sache des Rechts anzubringen, als Gründe, schlecht und recht? und diese nur dem überlegenden Menschen, welcher der Gründe empfänglich ist. Nicht so kann die arge Sache: sie hat glänzendere Waffen; sie gewinnt, verführt, besticht, Kurzsichtige, Schwache und Böse; ihre Reize, in scheinbare Einkleidungen verhüllt, buhlen sogar mit besseren Seelen, und, wohlbemerkt! sie versichert sich sogleich derjenigen menschlichen Blößen und Vorurtheile, die am unmittelbarsten und kräftigsten in das Handeln einfließen. Man setze einmal Recht gegen Freiheit. Dort ein dürrer Begriff ohne Verzierungen, hier ein Spiegel, welcher Jedem das Bild seiner Hoffnungen zurückwirft, mit Menschenrechten, Volkssouveränität und anderem stattlichen Kranzwerk eingefaßt; dort Grundsätze, hier Bethörung; dort kalte Ueberlegung mit Bedacht, hier Aufgebot aller Kräfte mit Leidenschaft; dort strenges Gebot, hier Lockung durch goldene Träume; dort altkluge Lehren, die von Aufopferungen reden, und uns an unsern Rang in der Geisterwelt erinnern; hier süßes Geschwätz, das von Genüssen redet, die uns sogleich in der Sinnenwelt erwarten sollen. Gott! wie kann so Dein Recht in den Tagen der Revolution gegen den Menschen, den Erdensohn, bestehen? — Unglücklicher Weise macht noch die gute Sache ihre Vertheidiger durch ihre einleuchtende Güte sicher: Wir glauben, allen Menschen sei von Seite des Verstandes beizukommen; wir zweifeln nicht, daß unsere Sache begriffen werde, daß sie sich aller Herzen bemächtigen müsse, wir trauen ihr zu viel Unwiderstehliches, und dem Volke zu viel Nachdenken zu, und betrachten das Letztere noch in dem Augenblicke als einen besonnenen Richter, in welchem es eine leidenschaftliche Partei ist. Freilich soll der menschliche Wille unter dem Gebote verständiger Einsicht stehen: aber der Beispiele, daß es

Digitized by Google

anders sei, daß der Wille untreu und meuterisch, einem stärkern Zuge folgend, zur Sinnlichkeit überlaufe, gibt es doch wahrlich genug, uns zu warnen.

Daran liegt der Fortgang der ungerechten Sache nicht allein, sondern auch an der standhaften Beharrlichkeit ihrer Anhänger, die, ihr Ziel unverwandt im Auge, sich durch nichts ablenken läßt: und dieser steht von unserer Seite entgegen — Mäßigung. Weder innere Schande der Sache, noch äußere Schmach der Vertheidiger, nicht Spott, nicht Abneigung eines ganzen Volks, nicht öfteres Mißlingen schreckt den einmal Ausgeschämten aus seiner Bahn, und blieben nur noch drei Bethörte an seiner Seite, so nennt er diese sein Volk, und gibt eine Zuschrift, welche die ganze Gemeinde ablehnet, in ihrem Namen ein. Aber freilich seine Sache ist eben darauf zurückgebracht. Was sollte er sonst? Er, der durch Stillstand oder Rückschritt Nichts, durch freudiges Fortschreiten aber Alles zu gewinnen, übrigens, wie gesagt, nichts zu verlieren hat? Er kann sich auf keine andere Seite mehr schlagen, noch verschlagen lassen; so muß er denn vorwärts, um zu seinem Vortheil zu kommen, und wird durch die sorglose Zuversicht und Mäßigung seiner Gegner in der Anlegung seiner Minen begünstigt. Er muß durch geduldige, anhaltende Arbeit die widerstehende Masse auflockern, und das Alles ja bald; denn eine der mächtigsten Feindin seiner Anschläge ist die Zeit.

Ehe der Taumel vorbei ist, und seine Blendwerke mit dem hellern Tage der Erfahrung nicht mehr bestehen können, darf er keine Gelegenheit vorbeilassen, so bald möglich seinen Zweck zu erreichen. Aber wir, die Freunde der Ordnung, erwarten Reife der Zeit und der Menschen, und das natürliche Ende der Verblendung; unsere Niederlagen sind daher nur verlorene oder nicht ganz benutzte Gelegenheiten zu Siegen. Wir müssen verlieren gegen den, der Anlässe schafft oder abwartet und jedem günstigen Wind seine Segel aufgespannt hat. Nichts imponirt mehr, als ein Feind, der die Gelegenheit erlauscht hat, und sogleich damit über uns herfällt; es ist kein Widerstand möglich, wenn er den Anlaß behutsam und doch vollständig zu benutzen weiß. Ohnehin ist es dem Anarchisten eigen, prahlend und drohend einen ungeheuern Anhang zu lügen (wo ihm kaum ein Paar Verworfene zur Seite stehen), damit er ihn durch Lügen erzwinge; wie gelegen ist ihm dann ein solcher, durch eine schlau und kühn benutzte Gelegenheit erfochtener Sieg, da so viele Menschen immer dem Siege, nie der Sache des Siegers folgen.

Und was soll ich endlich von ihrem einträchtigen rüstigen Gang zu ihrem Ziele reden? Unter sich Todfeinde, stehen sie dennoch für einen Mann, wenn ihre gemeinschaftliche Sache gefährdet ist. Sie treiben seitwärts von der Gesellschaft, von der sie abgeschaumt sind, ihr Gewerbe für sich und bilden ihre eigene, eine verkehrte, moralische Welt, deren Genossen, wo es gegen Ordnung und Recht losgeht, einig sind, sonst aber sich unter einander zerfleischen. Ihr Loos bindet sie nun einmal zusammen; sie stehen und fallen mit einander, sie sind in einem Schiffe. Wir freilich auch; aber wir glauben es nicht, entzweien uns über die Folgen, ehe die That geschehen, über kleine Nebensachen, ehe die Hauptsache geborgen ist. Wir halten es der Wahrheit für unwürdig, einen Anhang um sie her zu versammeln; wir haben vergessen, daß sie in dieser Welt, um durchzukommen, außer ihrem unsterblichen Mund, mit dem sie aber nicht weit fährt, auch die sterblichen Ellbogen ihrer Anhänger bedarf, die ihr im Namen der Gesetze und des Rechtes Platz durch das Gedränge machen müssen; vergessen, daß wenn es diesen gelingen soll, sie zusammen halten und Hand in Hand, ihr geweiht, die Revolution unzertrennt mit ihr durchwandern müssen. So aber verderben wir uns erst unter einander das Spiel, und dann verlieren wir es.

Endlich siegt zwar doch die gute Sache, wir aber sammt unsern Zeitgenossen sind indessen durch unsere Schuld das Opfer gewesen, weil wir zu sehr auf die Eindringlichkeit unserer Sache und auf die Geistigkeit der Menschen gebaut hatten. Die revolutionäre Gegenwart hat uns mitten in unsern Entwürfen für die ruhige Zukunft überflügelt und uns belehrt, daß unsere Wahrheiten,

Digitized by Google

so allgemein gültig sie sind, nicht allezeit allgemein geltend seien.

Vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an, wo Peter der Große den Riesenkörper des russischen Reichs belebt, und zu einer Nation umschuf, gewann sie immer festeren Fuß, immer mehre und weiter greifende Berührungspunkte in dem anstoßenden Europa. Im Anfange nur mit Schweden, Polen und Türken in äußere, und durch Thronfolgen und Aufruhr in innere Kriege verwickelt, streckte sie seitdem ihre Macht immer weiter; während der eine Arm uns unbemerkt die Perser schlug und mit China Frieden schloß, wühlte sich der andere immer tiefer in Europa ein, bis er durch die Theilung von Polen dem Herzen unsers Welttheils furchtbar näher gerückt war.

Seit Langem neigte sich zusehends stärker der Schwerpunkt der Masse gegen Europa, wo die Hauptstadt von dem entfernteren Moskau näher an die Gränzen verlegt wurde. Dennoch stagnirte Rußland in seiner eigenen Größe, und erst das Ende des achtzehnten Jahrhunderts sah ihre Heere diesseits Deutschland verbreitet, nachdem sich schon im siebenjährigen Krieg ein großer Schrecken der vollendeten Kriegskunst und der Lorbern Friedrichs gewesen waren. Meistens siegreich durch Macht und beharrlichen, unbändigen, unerschütterlichen Trotz, und vereinzelten Nationen überlegen, selbst wo ein Gustav III dem Siege gebot, fand Rußland unter Katharina ihr Spiel in der Schwächung und Aufreibung der umgebenden Völker durch Kriege unter einander, während sein Inneres in der Stille sich rundete und befestigte. Die vielleicht übereilte und mit der übrigen Finsterniß allzusehr abstechende Aufklärung, unterhalten durch gelehrte Anstalten, Entdeckungen auf beiden Elementen, und Zuzug fremder Gelehrten, die steigende Bevölkerung,* deren Zunahme uns bisher übel berichteten Deutschen, besonders die Empörung Pugatschew's und Pallas Reisen zu unserm Erstaunen aufgedeckt haben, die Verwandtschaften mit den meisten deutschen Höfen, der rasche, gelehrige Fortgang in der Kriegskunst, verbunden mit Erweiterungen des Gebiets, verkündigten lange den rüstigen Gang, den diese Völker zu thun bestimmt waren. Katharina's Schätze und ihre Einrichtungen im Innern, durch welche sie das Stückwerk der ihr untergebenen Welt zur Einheit und Haltung gesammelt, und diplomatisch geordnet hatte, arbeiteten der weit aus absehenden Absicht oder Bestimmung ihres Sohnes vor, diese Vereinigung seiner Völker zu einer Nation durch einen selbständigen Krieg gegen das Ausland zu bewähren und geltend zu machen, und ihnen, die sich bisher nicht fühlten, und ihrer Macht unbewußt schlummerten, Erfahrung ihrer Kräfte verschaffen.

So ganz geheim war dieser Gang und dieses Streben nach Hegemonie (Vorrang) in Europa nicht, daß es die Franzosen nicht geahnt haben sollten. Sie, die vom Kaiser Karl V ein ähnliches Trachten erfahren, und deren großem Könige Heinrich IV zu ähnlichen Planen nur die Lage eines solchen Reiches und die Frischheit seiner Kräfte gefehlt hatten, sie, die nach der Revolution das alte erobernde Rom in's Auge faßten, und das Benehmen dieser Weltbeherrscher Zug vor Zug, wie es Montesquieu darstellt, nachahmten, und vorläufig sich die große Nation nannten, mußten ihre Nebenbuhler bald entdecken. Scheue, bange Ahnungen über den Alles verschlingenden Norden sprachen aus den Reden ihrer besten Redner. Aber alle Warnungen vermochten nichts gegen Verblendung und Uebermuth. Das zur See unmächtige Frankreich wollte über die Schifffahrt auf der Nordsee verfügen, und gab dem schlagfertigen Kaiser aller Reußen, welcher auf einen Anlaß loszubrechen lange schon gelauert hatte, denselben an die Hand. Er erklärte den Krieg. Wege zu Frankreich öffneten ihm die Bündnisse mit dreien Monarchen, deren Einer ihm Geld und Uebung in der Schifffahrt, der Andere den kürzesten Durchgang zu Eroberungen im Mittelmeere, und der Dritte eine Heerstraße zum Süden von Europa gab. Schlag auf Schlag empfand Frankreich den erschütternden Trotz seiner Waffen. In ein Paar Monaten um den

* In der Volkszählung, die alle fünfzehn Jahre in Rußland vorgenommen wird, werden nur Diejenigen gerechnet, welche Kopfsteuer bezahlen. Von der Kopfsteuer aber sind ganze Stände ausgenommen; auf allen Fall ist sie keine sichere Berechnungsart der Bevölkerung.

Digitized by Google

Lot 1000 Silver Cup, Liverpool, 1784, 1785 and 1787 by Hester Bateman, 3 oz. 10 dwt. £60 Lot 1001 Silver Cup, Liverpool, 1784, 1785 and 1787 by Hester Bateman, 3 oz. 10 dwt. £60 Lot 1002 Silver Cup, Liverpool, 1784, 1785 and 1787 by Hester Bateman, 3 oz. 10 dwt. £60 Lot 1003 Silver Cup, Liverpool, 1784, 1785 and 1787 by Hester Bateman, 3 oz. 10 dwt. £60 Lot 1004 Silver Cup, Liverpool, 1784, 1785 and 1787 by Hester Bateman, 3 oz. 10 dwt. £60

Lot 1005 Silver Cup, Liverpool, 1784, 1785 and 1787 by Hester Bateman, 3 oz. 10 dwt. £60 Lot 1006 Silver Cup, Liverpool, 1784, 1785 and 1787 by Hester Bateman, 3 oz. 10 dwt. £60 Lot 1007 Silver Cup, Liverpool, 1784, 1785 and 1787 by Hester Bateman, 3 oz. 10 dwt. £60 Lot 1008 Silver Cup, Liverpool, 1784, 1785 and 1787 by Hester Bateman, 3 oz. 10 dwt. £60 Lot 1009 Silver Cup, Liverpool, 1784, 1785 and 1787 by Hester Bateman, 3 oz. 10 dwt. £60

The Ale Stake.

HE Ale Stake was a post set up outside the alehouse door, and, as in the case of the Barber's pole, it was the common practice of the alehouse keeper to hang a bunch of evergreens from the top of it, to indicate that he had ale to sell. Hence the proverb—

Good ale needs no bush. Ought Needs.

Ale Measures.

By 23 Henry VIII. cap. 4, it was enacted that the standard measures for ale should be the gallon, the half-gallon, the pottle, the quart, and the pint, and that no other measures should be in use. By 1 James I. cap. 21, it was enacted that the standard measures for ale should be the gallon, the half-gallon, the quart, the pint, and the half-pint, and that no other measures should be in use.